GESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR: VON DER ÄLTESTEN BIS AUF DIE...

Eugen Huhn

Digitized by Google

K. Weinhold

The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIIII

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Eugen Huhn's

Geschichte der deutschen Literatur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

der

Deutſchen Literatur.

Von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Von

Dr. Eugen Huhn.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Stuttgart.

J. B. Müller's Verlagshandlung.

1852.

Digitized by Google

Druck der Königl. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Digitized by Google

PT85
H8

Vorwort.

Gegenwärtiges Buch erhielt seine Entstehung durch längere Studien, denen sich der Verfasser zwischen anderen Arbeiten immer wieder mit Liebe hingab, und durch Vorlesungen, die er öffentlich und in Privatkreisen hielt und die ihm ein solches Werk wünschenswerth erscheinen ließen. Es tritt vor das Publikum nicht mit Entschuldigungen, weil es sich an die Seite anderer Werke über unsere Literatur zu stellen wagt, noch mit der Anmaßung, reichere und gründlichere Studien zu Grund gelegt zu haben und die Sache besser zu wissen; der Verfasser erkennt vielmehr freudig das Gute und Treffliche an, was seine Vorgänger geleistet, er hat neben seinen eigenen Studien und Forschungen Alles zu benützen gesucht, was ihm Andere darboten, und rang nicht darnach, gerade Neues zu bringen, obschon er vielleicht hier und da eine Ansicht modificirt oder Neues eingeführt hat, wobei er sogar nur zu behutsam verfuhr, weil er blos Erprobtes geben wollte und auch nur Solches für die Kreise passend erachtete, denen er sein Buch bestimmt hat.

Das Werk ist hauptsächlich für das allgemein gebildete Publikum und für Mittel- und Hochschulen bestimmt, überhaupt für Alle, welche Lust und Liebe zu unserer Literatur besitzen und sie genau kennen lernen wollen, ohne jedoch Zeit und Absicht zu haben, tiefer zu den speziellen Quellen hinabzusteigen und sie zu ihrem Hauptstudium zu machen. Für dieses Publikum reichen aber die besseren Werke über die Geschichte der deutschen Literatur nicht aus, indem die größeren Werke nur für Gelehrte bestimmt sind und ihr Studium große Anstrengung erfordert, und die in den Nimbus langer und breiter Anmerkungen und Citate gehüllten Handbücher mehr auf die Stoffe hinweisen, als sie darbieten, und blos als Leitfaden zum tieferen Studium zu gebrauchen sind. Die gebildete Welt scheut sich vor so gelehrt aussehenden Werken, aus denen sie — wie z. B.

160909

Digitized by Google

Koberstein, Wackernagel u. A. — nicht einmal die nöthige Belehrung schöpfen kann ohne eine Bibliothek, wie sie kaum irgendwo vorhanden ist, und verlangt dagegen ein gründliches, den Stoff klar und in nöthiger Ausführlichkeit vorführendes Buch, das den Inhalt historisch ordnet, die einzelnen Schriftsteller und Werke charakterisirt, ein klares Bild von ihnen gibt und auch Nachrichten über das Leben und die Schriften der Dichter und Prosaiker enthält, so daß einerseits nichts fehlt, um sich im ganzen Gebiete der Literatur genau bekannt zu machen, und der Leser doch auch andrerseits durch nichts Ueberflüssiges gestört wird.

Diesen Zweck sucht dieses Werk zu erreichen und ihm entsprechend ist auch der Raum den einzelnen Zeitperioden zugetheilt, wodurch es sich ebenfalls von den bisherigen Werken über unsere Literatur unterscheidet. Zugleich schließt es nicht, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, mit Göthe's Tod, sondern gibt noch eine Uebersicht der Literatur bis auf unsere Tage, wenn gleich nur mit Hervorhebung der bedeutenderen Leistungen, da die Masse der Produktionen gegenwärtig in's Unendliche geht und hier das Urtheil noch nicht ganz festgestellt ist.

Der Geist, in dem das Werk geschrieben ist, erhellt am besten aus ihm selbst. Der Verfasser ist streng im Urtheil, aber er berücksichtigt auch die Zeit und die persönlichen Verhältnisse; er erkennt das Gute an, von wem es komme, und er kennt keine Leidenschaft der Partei, sondern blos die Liebe zum Vaterlande und seiner Literatur, welche die Einheit desselben besser begründet, als alle politischen Bande und Institutionen es vermögen, und die auf dem Wege ist, die geistige Weltherrschaft über alle Nationen zu erringen. Hat er dem Vaterlande mit diesem Buche über sein heiligstes Besitzthum einen Dienst erwiesen, trägt es dazu bei, seine herrliche Literatur mehr und mehr bekannt zu machen und Hochachtung und Liebe für dieselbe zu erwecken, so ist der Zweck des Werks erreicht, das keinem anderen Ziele entgegenstrebt.

Baden, den 1. Oktober 1851.

Der Verfasser.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Geschichte der deutschen Literatur.

Einleitung.

1. Die Geschichte der deutschen Literatur stellt dar, welchen Gang das deutsche Volk im Gebiete der Literatur von deren ersten Anfängen bis zur Gegenwart verfolgt hat, und zwar in denjenigen literarischen Produkten und Kunstwerken, worin sich auf die treueste und eigenste Art deutsche Gesinnung und Sitte, Geist und Leben abspiegeln. Dies geschieht vorzugsweise in der Poesie und Beredtsamkeit, ja fast nur in der Poesie, weil diese entschiedener den deutschen Charakter ausgeprägt hat und bei allen anderen Schriftwerken mehr wissenschaftliche oder praktische Zwecke vorwalten. Demnach ist die Geschichte der deutschen Dichtung der Hauptgegenstand und finden die prosaischen Werke nur insofern Berücksichtigung, als sie durch Inhalt und Form zu einem künstlerischen Ganzen gestaltet sind oder von Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Dichtung waren.

2. Die deutsche Literatur hat sich eines Vorzugs zu erfreuen, den kein anderes Volk mehr aufzuweisen vermag. Sie erlebte nämlich nicht blos Einen Frühling, blos Eine klassische Periode, um dann wieder von der Höhe zu sinken und anderen Völkern den Vortritt zu lassen, sondern sie durchschritt schon zwei klassische Perioden, zweimal erhob sie sich zur größten Blüthe, zweimal zur Höhe einer lebensfrischen, heiteren, ewig strahlenden Jugend, worin ihr ganzes inneres und äußeres Leben im schönsten und reinsten Glanze sich abspiegelte. Während die Griechen sich rein aus sich selbst entwickelten, ohne fremde Einflüsse auf sich einwirken zu lassen, aber dann auch ihre Blüthe zu Ende ging, als ihre Jugendkraft verbraucht war und das Leben fremder Nationen auf sie eindrang, waren die Deutschen schon durch ihre Lage mitten im Herzen Europa's dazu berufen, einer welthistorischen Stellung entgegen zu gehen, standen sie mit allen Völkern ringsum, ja bis in den Orient hinein, in unmittelbarem, bald friedlichem, bald feindlichem Verkehre und besaßen sie die Eigenschaft, die anregenden und belebenden Elemente fremder Nationalitäten in sich aufzunehmen, mit

ſich zu verſchmelzen und ſo die erlöſchen wollende Flamme des eigenen Nationallebens wieder zu erneuerter, reinerer Gluth anzufachen, einen zweiten, reicheren Frühling mit köſtlicher prangenden Blüthen hervorzurufen. Denn nie wiegten wir uns in eigenſinnigem Nationaldünkel, nie ſchloſſen wir uns einſeitig ab, ſondern gaben uns willig allen Eindrücken hin und thaten dies ſogar oft bis zum Vergeſſen unſeres eigenen Werths. Dadurch gelangte unſere Literatur aber auch nie zur Stagnation und Verſumpfung, ſondern immer durchſtrömte wieder friſches Lebensblut unſere Adern, erhob ſich unſere Literatur immer wieder neuer, herrlicher und edler, und gelangte ſie zu dem Reichthum und Glanze, den wir heute mit Stolz an ihr bewundern und der noch eine größere Zukunft uns ahnen läßt. —

3. Für die Darſtellung des Entwicklungsgangs unſerer Literatur ergeben ſich ganz natürliche Anhaltspunkte und *Perioden*, welche abgegränzt werden durch diejenigen Zeiten, wo die Dichtung nach einem kräftigen Anlaufe wieder zu ermatten begann und aus dieſer Zeit des Schlummers wieder ein neuer Aufſchwung ſich vorbereitete. — Die Geſchichte der deutſchen Literatur zerfällt demnach in *drei* größere Abſchnitte, welche bald längere, bald kürzere Zeiträume umfaſſen und vom ſechsten Jahrhundert an gerechnet werden, weil Alles, was in die frühere Zeit fällt, uns blos in Bruchſtücken oder durch fremde Vermittlung und Erzählung bekannt iſt und ſomit in das Bereich der *Vorgeſchichte* gehört, welche die entfernteſten Spuren und Anfänge unſerer Literatur enthält. Die erwähnten Hauptabſchnitte ſind:

Die **älteſte oder althochdeutſche Zeit** vom ſechsten Jahrhundert bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts, wo die noch kräftige Deutſchheit und das nationale Heldenthum mit dem eindringenden Chriſtenthume ringt, aber ſich nicht dieſem neuen Elemente ſclaviſch unterwirft, ſondern es ſich zu eigen macht, weßhalb ſelbſt die Geiſtlichkeit noch die volksthümliche Bahn beſchreitet. Vorherrſchend iſt die *geiſtliche* Literatur und ſomit auch die *Proſa* und zwar die Proſa der *Ueberſetzung*; wo aber Eigenes geſchaffen wird, iſt es *epiſche Poeſie* und beſonders das *geſungene Lied*, das uns überall begegnet.

Die **alte oder mittelhochdeutſche Zeit** fängt mit den Kreuzzügen und der Mitte des zwölften Jahrhunderts an und reicht bis dahin, wo das Mittelalter in die neue Zeit übergeht. Es iſt die Periode der innigen Verſchmelzung des Nationalen mit dem Geiſte des Chriſtenthums, wobei die Dichtung eine Sache der *Edlen* und *Gebildeten* wurde und ſich mehr an franzöſiſche Vorbilder hielt. Neben das *Epos* traten nun auch die *Didaktik* und *Lyrik*, die Gedichte wurden nach und nach nicht mehr geſungen, ſondern blos geſagt und *geleſen*, und zuletzt ward auch der Weg zum *Drama* angebahnt. Nach einer kurzen Vorbereitungszeit trat dieſe Periode im dreizehnten Jahrhundert in ihren Glanzpunkt, ſank darauf im vierzehnten bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts wieder von ihrer Höhe und trat dann in die Zeit des Ringens

der alten Zeit mit der neuen ein, bis die letzte mit der eindringenden fremdländischen Kultur immer siegreicher wurde und endlich das erlösende Wort fand.

Die **neue oder neuhochdeutsche Zeit** beginnt nicht mit der neuen Zeit der politischen Geschichte, indem noch lange nachher die alten Stoffe und Formen der Poesie blieben, sondern mit Opitz, und reicht bis zur Gegenwart. Es ist dies die Zeit des Dramas, obschon auch die Lyrik und andere Gattungen der Poesie ausgebildet wurden. In dieser Periode drangen abermals fremde Elemente ein, die uns Anfangs beherrschten, dann aber von uns selbstständig ausgebildet wurden bis zur Zeit der abermaligen Blüthe unserer Literatur, zum Eintritte der klassischen Periode, dem Triumphe deutscher Dichtung. Nachdem durch die Reformation Eine Schriftsprache gefunden und eingesetzt worden und der deutsche Geist sich der befruchtenden Elemente der eigenen Vorzeit wie fremder Nationalitäten siegreich bemächtigt, sie in sich aufgenommen und als sein Eigenthum wieder selbstständig reproducirt hat, ist der universale Zug des deutschen Geistes seinem Ziele immer näher gekommen und stehen wir nun am Thore der Weltliteratur, durch welches siegreich einzuziehen dem deutschen Volke, dem Muttervolke der ganzen neuern Welt, noch vorbehalten ist, um die Sendung zu erfüllen, welcher uns der Gang der Weltordnung von jeher zubestimmt hat.

I.

Die Vorzeit.

4. Die entfernteſte Vorzeit des deutſchen Volks iſt in undurchdringliches Dunkel gehüllt; die Griechen und Römer, welche uns die älteſten Nachrichten über unſere Urväter überliefert haben, kamen mit dieſen zu wenig in Berührung und waren Anfangs mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie der Kultur derjenigen Völker, welche ſie für Barbaren erklärten, beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt hätten, und unſere Ahnen hatten keine geſchriebene Literatur, welche auf uns hätte gelangen können. Alle Forſchungen deuten jedoch darauf hin, daß in urvergangenen Zeiten Europa von Aſien her bevölkert worden, daß daher die Anfänge der Kultur in dieſen Welttheil gelangt ſind. Im Norden deſſelben ſaßen zuerſt die Germanen, um die weite Bucht der Oſtſee, und vielleicht ſind ſie von Scandinavien herüber gen Süden gewandert, keilförmig ſich vorſchiebend, als zu Anfange des vierten Jahrhunderts vor Chriſtus die Celten über die Alpen vordrangen und ſpäter noch ähnliche Stöße nach Süden geſchahen, um die Kraft des Römerreichs zu ſchwächen und es zuletzt ganz zu überwinden.

Die älteſte Kunde über unſeres Vaterlandes Kultur ſchöpfen wir aus dem ſorgfältigen römiſchen Geſchichtſchreiber Tacitus, der mit großer Theilnahme Sitten und Leben unſerer Urväter zu ſchildern verſuchte und ſogar mit möglichſter Treue die Namen germaniſcher Perſönlichkeiten und Stämme wiedergab. Daraus iſt erkundet worden, daß eine Verwandtſchaft zwiſchen den älteſten Sprachen beſtand, daß dieſelben gemeinſchaftlich gleiche Wortwurzeln und übereinſtimmende Weiſen der Wortbildung und Wortbiegung beſaßen, und die neuere Forſchung hat ſogar das Geſetz der Lautverſchiebung ergründet, wornach uralte Worte beim Uebergange von einer Sprachform zur andern umgebildet wurden. Zugleich tritt auch ſchon eine Trennung in verſchiedene Mundarten hervor, die hauptſächlich in zwei Richtungen aus einander gingen.

5. Wie alle Völker, die über die niedrigſte Stufe der Sittigung ſich aufgeſchwungen haben, mit der Poeſie ihre Literatur beginnen, ſo auch die Deutſchen, bei denen ſie, ihrem ganzen Charakter gemäß, das Gepräge des Nationalſtolzes und der Kriegsfreudigkeit trug. Es waren vorzüglich epiſche Dichtungen

religiös-mythiſchen oder ſagenhaft-geſchichtlichen Inhalts, die geſungen wurden und lange Zeit hindurch die Stelle der proſaiſchen Geſchichte einnahmen. Dahin gehören die von Tacitus erwähnten Lieder auf Hercules, worunter wohl der Gott Sachsnot oder der Kriegsgott Ziu gemeint ſein mochte, die Lieder von Tuisco und Mannus und deſſen Söhnen oder von den Urahnen der Menſchen und den Stammvätern der Germanen, ſowie die mehr geſchichtlichen Lieder von Arminius, die aber ebenfalls von Grimm auf einen Gott Irmino zurückgeführt werden. Alle dieſe Lieder hatten einen kriegeriſchen Charakter, denn Kampf und Krieg war das Lebenselement unſerer Vorfahren; wenn ſie einen Krieg erwarteten, wenn ſie den Feind angriffen oder nach dem Siege die Nacht fröhlich zubrachten, waren es immer Geſänge, die ſie anſtimmten, worin ſie der Väter Thaten verherrlichten und ſich und die Jugend dadurch anfeuerten zu gleichem Heldenſinn. Von einer Art ihrer Schlachtenlieder wiſſen wir ſelbſt, daß ſie derſelben eine höhere, weiſſagende Bedeutung zuſchrieben und beim Abſingen dieſer Lieder einen gewaltigeren Klang zu erzielen ſuchten, indem ſie die Schilde vor den Mund hielten; von den Schilden — denn Schild heißt altnordiſch bardhi — ward dieſe Art des Singens baritus oder beſſer barditus genannt.

Auch Lieder anderer Art beſaßen ſie, die geſungen wurden bei Volksverſammlungen und fröhlichen Gelagen, bei Opfern und Leichenbeſtattungen, und es waren dieſelben bald Räthſellieder und ſcherzhafte Schmähreden als Wettgeſänge, bald auch Lieder aus der Thierſage, die jedenfalls bis in dieſe Zeit zurückreicht. Selbſt rohe Anfänge der ſpäteren Dramatik ſind hier zu erkennen in den den Krieg nachahmenden Spielen des Waffentanzes, die jedenfalls nach muſikaliſchem Rhythmus ſtattfanden, wenn nicht ſogar noch Worte dieſelben begleiteten. Jedenfalls wurde zu den Heldenliedern die Harfe geſpielt, jedoch nur als Begleitung, indem immer die geſungenen Worte die Hauptſache blieben. Die Form dieſer älteſten Gedichte war die alliterirende, was ſchon daraus hervorgeht, daß die Namen der Söhne des erſten Menſchen, Ingo, Isco und Irmino, und andere aus jener Zeit zuſammengeſtellte Namen, z. B. Hengiſt und Horſa, alliteriren.

Verfaßt wurden dieſe Lieder nicht von einem einzelnen Stande, die Dichtkunſt war nicht eingeſchränkt auf eine Sängerzunft oder den Stand der Prieſter, es gab keine deutſchen Barden, wie man einſt irrig annahm, denn Barden fand man nur bei den Celten, ſondern die Dichtkunſt gehörte dem ganzen Volke an. Die Begabteſten ſtimmten die Lieder an, die Verſammlung nahm gleichfalls Antheil am Geſange, die Harfe ging von Hand zu Hand, und eben dieſes Zuſammenſingen iſt eine Eigenthümlichkeit unſeres Volkes, welches gern überall unmittelbaren perſönlichen Antheil an der Sache nimmt und von ihr ergriffen und hingeriſſen wird, weßhalb auch nur die Deutſchen ein wahres, reines Volksepos beſitzen.

6. Auch eine Buchstabenschrift besaßen unsere Urahnen, wenn gleich dieselbe nur zu Weissagungen und Briefen benützt wurde. Auf Zweigstücke eines Baumes, wahrscheinlich der Buche, wurden Zeichen von bestimmter Sprachbedeutung gemacht, die bunt durch einander geworfen durch ihre Zusammenstellung eine Quelle für Weissagungen abgaben, in Zusammenhang mit der phönicisch-griechischen Schrift standen und das aus sechszehn Runen bestehende altnordische Alphabet zur Grundlage zu haben scheinen. Diese Buchstabenschrift war nicht nur den Priestern bekannt, sondern auch jedem Hausvater und den Frauen, wie die Kunst zu schreiben und zu lesen noch bis tief in's Mittelalter hinein vorzüglich dem weiblichen Geschlechte bekannt und geläufig war.

Hiermit erklärt sich das gothische und altnordische stabs, stafr, wie das hochdeutsche Buch, aus dem Hinwerfen der Stäbe der Ausdruck entwerfen, d. h. Zeichnen, und aus dem Aufheben derselben das allgemein gebrauchte lesen. Denn nachdem die Zeichen hingeworfen waren, las man sie auf, um entweder ein Wort aus ihnen zu bilden, oder im Namen eines jeden Zeichens einen Bezug auf den Gegenstand zu suchen und zu deuten.

7. Bis zu dem Zeitpunkte, wo die Völkerwanderung begann, besitzen wir keine eigenen schriftlichen Ueberlieferungen und schöpfen alle Nachrichten aus fremden Berichten; nun aber treten uns die ersten Denkmale unserer Literatur entgegen, und zwar im Osten, unter den Gothen. Diese waren das gebildetste und edelste unter den nordischen Völkern und nahmen gerne fremde Gelehrsamkeit und Kunst in sich auf, wie auch zuerst bei ihnen das Christenthum Eingang fand. Bei ihnen wurde die Poesie schon frühe gepflegt und von ihren Heldenliedern berichtet uns Jornandes (de rebus Geticis um 551). Derselbe erwähnt ihrer Lieder über die Wanderzüge dieses Volks, für die Verherrlichung der Capillati, und jener zur Bestattung des bei Châlons gefallenen Westgothenkönigs und der Todesfeier Attila's. Alle diese Lieder wurden ebenfalls gesungen und zwar mit Begleitung der Harfe, welche Kunst sie hochhielten und die selbst die Könige übten; sie kannten sogar auch bereits das Horn und die Flöte, waren Freunde von mimischen Scherzen, und die Vandalen führten später selbst Schauspiele auf.

Viel trug dazu auch bei, daß das Christenthum diesem Volke seine Sprache nicht beeinträchtigte, sondern bald der ganze Gottesdienst dieselbe zur Grundlage nahm, was mit die Ursache wurde, daß wir hier das älteste Denkmal germanischer Sprache, den ersten Namen unserer Literaturgeschichte finden. Vulfila (Ulfilas), Bischof der Westgothen um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus, übersetzte nämlich für sein Volk die Bibel in's Gothische, wobei er nur das Buch der Könige ausließ, um die kriegerischen Gothen nicht in Versuchung zu führen, und von derselben ist noch ein Theil glücklicherweise bis auf unsere Tage erhalten und zwar zu Mailand, Wolfenbüttel und Upsala, in welch' letzterem Orte der prachtvollste Ueberrest in Gold- und Silberschrift auf purpurnem Pergament und in silbernem Einband aufbewahrt ist. Des Einbandes

wegen wird dieſer Codex argenteus geheißen. Dieſe Ueberreſte beſtehen aus großen Bruchſtücken von den vier Evangelien, allen ächten Briefen des Apoſtels Paulus und kleineren Stücken aus einem Pſalm, Esra und Nehemia. Die Ueberſetzung iſt gewiſſenhaft, aber nicht knechtiſch und im Allgemeinen wohlgelungen zu nennen; das griechiſche Original weicht jedoch in manchen Punkten von dem ſonſtigen ab und nähert ſich den älteſten lateiniſchen Ueberſetzungen, aber durchaus nicht der Vulgata. Außer dieſem größern Ueberreſte ſind uns noch einige Bruchſtücke einer paraphraſirten Evangelienharmonie erhalten, die ein Weſtgothe im fünften Jahrhunderte verfaßte, ferner kennen wir im Fragment eines gothiſchen Kalenders einige vereinzelte Zeilen und zwei Reihen gothiſcher Prieſterunterſchriften unter Urkunden.

Vulfila (rein gothiſch bei Jornandes; Οὐλφίλας bei den Griechen, Ulfila bei Aurentius) iſt um 318 von gefangenen Cappadociern geboren, unter den Gothen jenſeits der Donau, wurde 348 vom Lector zum Biſchof der Arianiſchen Gothen geweiht, wanderte 355 mit Weſtgothen einer Glaubensverfolgung wegen nach Möſien, war 360 auf der Synode zu Konſtantinopel und ging 388 wieder dahin, um die Arianiſche Lehre zu vertheidigen, ſtarb aber daſelbſt noch im nämlichen Jahre, hochverehrt von ſeinen Zeitgenoſſen. Nach Aurentius, ſeinem Zöglinge, hinterließ er viele Abhandlungen und Ueberſetzungen in drei Sprachen; nach ſeinem Biographen Philoſtorgius überſetzte er die ganze heilige Schrift, mit Ausnahme der Bücher der Könige; daß jedoch die vorhandenen Ueberreſte alle von Vulfila ſind, iſt keineswegs ganz gewiß, ſondern beruht nur auf allgemeiner Annahme. Die erſte Kunde von dieſer Ueberſetzung ward uns in neuerer Zeit durch den Geometer Arnold Mercator, der ſie in der Abtei Werden ſah; von da gelangte ſie nach Prag und ward nach der Eroberung dieſer Stadt durch den Grafen Königsmark 1648 nach Schweden gebracht und daſelbſt durch die Freigebigkeit des Marſchalls Lagardie in Silber eingebunden. Die übrigen Fragmente befanden ſich einſt im lombardiſchen Kloſter Bobbio und wurden 1818 durch Graf Caſtiglioni und Cardinal Mai aufgefunden. Neueſte und beſte Ausgabe von v. Gabelentz und Loebe, Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis Gothicae fragmenta, quae supersunt. Leipzig 1843—46. — G. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840. gr. 4. Die übrigen gothiſchen Sprachüberreſte ſind enthalten in: Skeireins aivaggeljons thairh Johannen, herausgeg. von Maßmann. München 1834. 4.; ferner Maßmann's: Frabauhtabokos oder die gothiſchen Urkunden von Neapel und Arezzo. Wien 1838. Mit Schriftnachbildungen.

8. Unſchätzbar ſind dieſe erhaltenen Ueberreſte, welche uns erſt das reinſte Verſtändniß unſerer Sprache eröffneten und eine ganz neue Wiſſenſchaft begründen halfen. Es ſind Ueberreſte der Proſa, aber einer Proſa, die von der Poeſie noch nicht ſo ſehr verſchieden war, denn auch die gothiſche Proſa wurde in ſo gehaltener Weiſe vorgetragen, daß es dem Singen nahe kam. Die Sprache iſt die Mutter unſerer jetzigen Sprache, dieſer zwar an Geläufigkeit, Beweglichkeit und Abrundung des Satzbaues nachſtehend, aber ſie weit übertreffend an Wohllaut und Reinheit klangvoller Vocale, an Reichthum der Formen und ſcharfbezeichnenden Ausdrücken, an Strenge des grammatiſchen Baues, an Ernſt und Würde. Dabei ſchmiegte ſie ſich gerne fremden Idiomen an, und ſchon hier erblicken wir den eigenthümlichen Zug der Deutſchen, fremde Worte leicht in ihre Sprache aufzunehmen und einzubürgern. Dieſelbe Neigung tritt hervor in der von Vulfila bewirkten Umgeſtaltung der gothiſchen Schrift. Die Gothen hatten ſchon früher das Runenalphabet; zur Aufzeichnung größerer Schrift-

werke taugte es aber nicht, und ſo legte Vulfila zwar die Runen zu Grund, von denen er die Zeichen für th und u unverändert beibehielt, machte aber die Zeichen dem griechiſch-römiſchen Alphabete ähnlicher und entlehnte dieſen einige neue; ein Zeichen für den Laut hv erfand er ſelbſt. Auch die Ordnung der Buchſtaben änderte er nach dem griechiſchen Muſter, dagegen behielt er die alten Namen der einzelnen Buchſtaben bei. Auf dieſe Art wurde Vulfila Schöpfer des gothiſchen Alphabets, das von ihm an beibehalten wurde.

9. Wie wichtig die Erhaltung dieſer Vulfila'ſchen Bibelüberſetzung iſt, wie unerſetzlich ihr Verluſt geweſen wäre, zeigte die nachfolgende Zeit; denn unmittelbar darauf brachen die Wogen der Völkerwanderung durch ganz Europa, ſie änderte die Wohnſitze der Völker und Stämme und brachte die Deutſchen in vielfache Verbindung mit den an geiſtiger Kultur ihnen weit überlegenen Römern. So reich der Stoff wurde, den jene Völkerzüge nun gewährten, ſo ſehr hemmten ſie alle künſtleriſche Ausbildung derſelben und überall, im Süden und Oſten, drang das romaniſche Element ſiegreich durch, bald mehr, bald weniger den germaniſchen Kern verwiſchend. Lateiniſch ward nun die Sprache der Kirche, im Staats- und Rechtsweſen; kaum noch leiſe Anklänge der alten Sagen- und Geſchichtsdichtung des Volks retteten ſich in die verſchiedenen Geſetzbücher, und die Vermiſchung der verſchiedenartigſten Idiome mit ſchlechtem Lateiniſch machte dieſelben noch barbariſcher. In der ſogenannten malbergiſchen Gloſſe, dem Geſetzbuche der ſaliſchen Franken, iſt dieſe Sprachenmiſchung ſogar eine dreifache, denn ſie enthält auch celtiſche Worte. — Mit der Sprache ging zugleich die eigene Schrift verloren und an deren Stelle trat fortan die lateiniſche Schrift, die in der zweiten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts zuletzt auch bei den Franken in Gallien die Oberhand gewann.

Rein germaniſch erhielten ſich blos Deutſchland, Scandinavien und England. Aber auch in Deutſchland übten die Ereigniſſe einen nachhaltenden Einfluß, denn wie die Völker ſelbſt ſich weiter ſchieden, ſo bildeten ſich jetzt auch die Sprachſtämme ſchroffer aus und trat nun der Gegenſatz zwiſchen ober- und niederdeutſcher Sprache ſtärker hervor. Die Gränze zwiſchen beiden zog von der Roer und Sieg bis hinauf zum Harze; Heſſen und Thüringen bildeten die Uebergänge, die Alemannen und Bayern gehörten völlig der oberdeutſchen Sprache an, die Sachſen und Frieſen der niederdeutſchen. Bei den Franken miſchten ſich die Eigenthümlichkeiten beider zu größerer Rauhheit. Die Zeit erlaubte eine Ausgleichung nicht und fortan tritt ſogar eine Reihe neben einander ſtehender Literaturen auf, die ſich immer weiter und weiter von einander ſchieden.

Die malbergiſche gloſſe, ein reſt Altkeltiſcher ſprache und rechtsauffaſſung, von H. Leo. Halle 1842 und 1815. Leo wies darin zuerſt die celtiſche Sprache nach, während Edélestand du Méril im Mémoire sur la langue des gloses malbergiques, Paris 1843, noch die ganze Gloſſe für deutſch erklärte.

10. Nur Eines blieb erhalten durch alle jene Stürme, als gemeinſchaft-

liches Band, als Erinnerung an gemeinsame Abstammung und Schicksale: die Sagen von der Völkerwanderung, die deutsche Heldensage. Mehrere Liederstoffe reichen sogar noch weiter zurück, bis tief in die heidnische Zeit, nämlich der Mythus vom gehörnten Siegfried, dem Drachentödter, — von Wieland, dem kunstreichen Schmied, der uns zurückweist auf die Zeit, wo noch das Heidenthum der alten Germanen in ungeschwächter Naturkraft und Lebendigkeit bestand, und die Thiersage von Reinhart dem Fuchs und Isengrimm dem Wolfe. Auf dem Boden der Völkerwanderung standen dagegen die Sagen von Ermenrich, Attila, Walther und Hildegund, vom Burgundenkönige Günther, der vor Attila erlag, und von Gudrun, seiner Schwester. Alle diese Sagen verbreiteten sich bis tief in den Norden, dagegen waren die reichen Sagen von Dietrich von Bern, Theodorich dem Großen von Verona, einer ursprünglich durchaus historischen Person, blos im Süden zu Hause.

Von diesen Helden, ihren Thaten und Schicksalen gingen viele kräftige Lieder von Mund zu Mund, und viele derselben wurden in Klöstern niedergeschrieben, wie einst das Kloster Reichenau im Bodensee im Jahre 821 deren zwölf besaß. Aber alle sind in ihrer ältesten Auffassung für immer verloren gegangen, und was wir davon noch besitzen, ist blos in der neuen Gestaltung des dreizehnten Jahrhunders uns überliefert worden. Nur zwei Liederstoffe besitzen noch ein uraltes Gewand: die Lieder von Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, und Walther von Aquitanien, wovon eine im zehnten Jahrhundert gefertigte Uebersetzung des deutschen Originals erhalten blieb. Ein drittes Heldengedicht, der angelsächsische Beowulf, liegt uns schon durch seine Sprache ferner.

II.

Die älteste oder althochdeutsche Zeit.

11. Als nach dem Vorgange der Franken auch die übrigen Deutschen von ausländischen, besonders irischen Glaubensboten für das Christenthum gewonnen werden sollten, mußten die Geistlichen, um mit dem Volke zu verkehren, auch dessen Sprache sich zu eigen machen. Was wir aus dieser Zeit an Sprachdenkmalen besitzen, ist daher nicht nur von Geistlichen geschrieben, sondern dient auch vorzüglich ihren Zwecken. Predigten hielten dieselben zwar weniger, wie das Recht dazu nach und nach sogar allein in die Hände der Bischöfe gelegt ward, dagegen verfaßten sie in deutscher Sprache Theile des Katechismus: das Glaubensbekenntniß mit der vorausgehenden Teufelsabschwö-

rung, das Vaterunser und die Beichte, von welcher Art uns noch Manches erhalten ist. Um den neuankommenden fremden Glaubenspredigern das Verständniß der Volkssprache zu erleichtern, legten sie zahlreiche Sammlungen von Glossen oder Worterklärungen an, die entweder zerstreut in kirchlichen Schriften standen, oder in gewisse Ordnung nach dem Alphabet oder Inhalt gebracht wurden. Die wichtigsten Sammlungen sind wohl der Vocabularius S. Galli und die Keronischen Glossen. Zu ähnlichem Zwecke dienten die Interlinearversionen, welche die Urschrift Wort für Wort in darübergeschriebenen deutschen Ausdrücken übertragen, ohne jedoch dabei auf Satzbau und Zusammenhang zu achten. Von dieser Art besitzen wir noch die Benedictinerregel und einige Ambrosianische Hymnen, beide in alamannischer Mundart. Endlich versuchte man sich auch mit Glück in Uebersetzungen solcher geistlichen Schriften, welche dem Bekehrungswerke dienten, z. B. des Evangeliums Matthäi, zweier Schriften des Isidorus, de Nativitate Dei und de Gentium vocatione, sowie einiger Predigten, was jedoch so ziemlich alles aus dieser Zeit Erhaltene ist.

Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom achten bis zum zwölften Jahrh. v. Maßmann, Quedlinburg 1839. — Althochdeutsche Glossen v. Hoffmann. Erste Sammlung, Breslau 1826. — Hattemer, Denkmale des Mittelalters. I. Bd. — Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theotisca, ed. Jac. Grimm. Goetting. 1830. — Fragmenta Theotisca, ed. Endlicher et Hoffmann. Vindob. 1834 (u. 1841). — Isidori Hispalensis de nativitate Domini epistolae versio francica saec. octavi, ed. Holtzmann. Carolsruh. 1336.

12. So eifrig die Geistlichkeit auch bemüht war, die deutsche Prosa für sich zu benützen, so sehr trat sie der Poesie entgegen und zwar von ihrem Gesichtspunkte aus nicht ohne Recht. Denn noch immer bewahrten die einheimischen Gesänge den heidnischen Aberglauben und waren die verschiedenen Lieder anstößiger oder gar unzüchtiger Art. Dahin gehören besonders die Wineleod oder Mädchenlieder, die Spottgesänge und die verschiedenen Gesänge bei Tänzen, bei Mummereien, Opfer- und Leichenschmäusen, wo arger Unfug geübt und sogar teuflische Gesänge gesungen wurden. Noch immer war die Volksdichtung episch, der Stoff aus eigenem Leben, der Helden- oder Thiersage entnommen. War Tanz und Spiel mit Musik und Gesang der Menge verbunden, so hieß dies Leich, im Gegensatze zum eigentlichen Liede, das ein Einzelner singen konnte und wo die Musik zurücktrat. Auch hier wurde zum Gesang der Lieder die Harfe angestimmt. Der Dichter und Sänger hieß scof oder liudari, die Spielleute skirnun oder tûmarâ.

Aus denselben Gründen erhob sich die Geistlichkeit auch gegen die heidnischen Runen und setzte an deren Stelle die lateinische Schrift, welche sich der größern Bequemlichkeit wegen für das Schreiben auf Pergament empfahl. Doch wurden die Runen noch lange als Geheimschrift angewandt, und es konnte die Geistlichkeit wohl die deutsche Poesie von sich entfernt halten, aber nicht ganz unterdrücken; waren es doch selbst Geistliche, welche uns noch

Ueberreste solcher deutschen Poesie erhalten haben und kirchlichen Stoff in ein deutsches Gedicht kleideten.

13. Von diesen Aufzeichnungen haben sich zwei über ein Jahrtausend zu verbergen gewußt, bis sie endlich im J. 1841 zu Merseburg ganz unerwartet aufgefunden wurden. Es sind dies zwei Zauberlieder der ältesten Zeit, voll heidnischen Inhalts und der Namen heidnischer Gottheiten, in thüringischer Mundart. Sie sind alliterirend und schon hieraus erkennt man ihr hohes Alter gegenüber ähnlichen Zaubersprüchen, die viel später aufgezeichnet wurden und schon in Prosa oder Reimverse übergehen. — Die älteste Dichtung aus der Heldensage ist das Hildebrandslied in hessischer Mundart und von zwei Mönchen zu Fulda nach Erinnerungen früherer Jahre aufgezeichnet. Der Inhalt gehört der Sage von Dietrich von Bern an und das Gedicht ist seit 1729 gedruckt, aber erst 1812 ward darin die poetische Form der Alliteration nachgewiesen und neulich sogar versucht, ihm auch die Strophenform zuzutheilen. — Ein dritter Ueberrest ist das Wessobrunner Gebet, das vom bayerischen Kloster Wessobrunn, wo es gefunden wurde, den Namen erhielt und ganz dem Charakter jener alten, geistlichen Poesie entspricht, die sich der weltlichen volksmäßigen Dichtung anzuschließen bestrebte. Daher geht dem gewöhnlichen Gebete in Prosa eine in alterthümlichen Versen gedichtete, kurze Schöpfungssage voran, deren Eingang sich auf die Sage anderer Männer beruft.

Die beiden Zauberlieder, von G. Waitz entdeckt, gab J. Grimm heraus: Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1812. 4°. — Das Hildebrandslied und Wessobrunner Gebet von den Gebrüdern Grimm herausgegeben in: die beiden ältesten deutschen Gedichte. Kassel 1812; ersteres auch von Lachmann. Das Hildebrandslied greift aus dem reichen Sagenkreise Dietrich's von Bern, alle Ereignisse als bekannt voraussetzend, blos Ein wichtiges Ereigniß heraus, die Rückkehr des greisen Hildebrand in die Heimath, wo er Gattin und Sohn zurückgelassen, und den Kampf mit seinem Sohne Hadubrand, der ihn nicht kennt. Hildebrand kennt den Sohn, dieser aber, im Ungestüme jugendlichen Heldenmuths, tritt ihm feindlich entgegen, will ungeachtet dessen Erzählung ihn nicht anerkennen; todt ist mein Vater, sagt er, das haben mir Seefahrer erzählt. Hildebrand windet seinen kostbarsten Schmuck, die Armringe von Gold, ab, um den Sohn vom Kampfe abzubringen, doch dieser wähnt in ihm einen alten Hunnen, der ihn berücken will, um ihn desto gewisser zu tödten; und so kämpfen sie mit einander mit den Lanzen und Schwertern, bis an des Helden siegender Kraft der Sohn endlich den Vater erkennt. Der Schluß ist jedoch in dieser alten Gestalt verloren gegangen. Die Erzählung des Gedichts bewegt sich rasch vorwärts, mit Wechselreden, welche ihm ein dramatisches Leben geben. —

14. In dieser ganzen Zeit war Singen und Sagen eins; die Dichtung haftete nicht einem Stande an, sie gehörte dem ganzen Volke, das gleichmäßig Antheil nahm an den Liedern, welche ihrer Väter und ihre eigenen Heldenthaten verherrlichten, weshalb Alle so gern einstimmten, wenn ein solches Lied erklang. Vielfach waren die Sänger bei Dem persönlich betheiligt, was sie sangen, und daher waltete auch das Pathos in den Liedern dieser Zeit gern vor. Die Sprache derselben war viel plastischer, reicher an scharf bezeichnenden Ausdrücken, poetischer und glanzvoller die Darstellung. Die metrische Form der Gedichte war die der Alliteration, welche sie mit kunstloser Einfachheit behandelten, die

aber ein feineres Ohr voraussetzte, als wir es besitzen. Der Versbau beruhte dabei auf dem Accente, dem Hervorheben des Bedeutenden; der Vers wurde gebildet durch die hervorragendsten Wörter, die Liedstäbe genannt wurden und durch gleiche Anfangsbuchstaben mit einander correspondirten. Vers reihte sich an Vers, in jedem befanden sich zwei solcher stärker betonten Wörter und die Gleichlaute waren so vertheilt, daß davon auf den ersten Vers zwei fielen, auf den zweiten nur einer. Oefters war auch nur eine Hebung in jedem Verse. Diese Alliteration übte großen Einfluß auf Stil und Stoff, und da die zur Alliteration geeigneten wichtigen Worte eben nicht in Fülle vorhanden sind, so führte sie die Poesie der Gefahr entgegen, die freie Bewegung zu verlieren und zuletzt in einer gewissen Anzahl von Redensarten zu erstarren. Indem daher das Christenthum mit einwirkte, nach und nach die Alliteration zu verlassen und den Reim, nach dem Vorbilde lateinischer Kirchendichter, einzuführen, hat es der deutschen Poesie einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet.

Ueber den Versbau in der alliterirenden Poesie handelt Schmeller in den Abhandlungen der I. Klasse der bayer. Academie d. Wissensch. 4, 1, 205 - 227. Bis auf unsere Zeit haben sich in der Sprache des Alltagslebens noch solche Alliterationen erhalten, wie: **Wohl** und **Wehe**, **Land** und **Leute**, **Schutz** und **Schirm**, **Stock** und **Stein**, **Haut** und **Haar**, **Haus** und **Hof**, **Kind** und **Kegel**, **Wind** und **Weh**. — Man hat auch versucht, in Gedichten jetzt wieder die Alliteration nachzuahmen; jedoch meistens unglücklich. Zum genaueren Verständniß mögen einige Zeilen von Fouqué dienen:

Weit im Weinberg — **Kühn zwei Klingen**
Wohnen zwei Schwestern: — **Zwischen Klippen** starren u. s. w.

15. Erst unter Karl dem Großen gelangte die deutsche Poesie wieder zur gebührenden Achtung. Er vereinigte nicht nur ein großes, gewaltiges Reich unter sich, er ordnete es nicht nur nach weisen Gesetzen, sondern mit seinem am Anblicke der Antike geläuterten Geiste ehrte er auch des Volkes Sprache, liebte sie und war für deren Pflege besorgt. Schon die Verbesserung des Kirchengesangs wirkte vortheilhaft auf den Gesang des Volks, und nach und nach wurde auch die deutsche Sprache wieder angewendet bei Rechtsverhandlungen und selbst in Urkunden, wie einzelne Ueberreste darthun. Karl schärfte der Geistlichkeit ein, den Katechismus in der Volkssprache zu lehren, Predigten in dieselbe zu übertragen, und er selbst unternahm es, nicht nur die Sprache zu reinigen und zu bereichern, sondern versuchte sogar eine Grammatik derselben. Wichtiger wäre für uns seine Sammlung alter Lieder gewesen, worin die Thaten und Kriege der früheren Könige verherrlicht wurden, wenn uns nicht die Ungunst der Zeit dieselbe geraubt hätte; aber auch so wurde sie wichtig, denn der alte Haß und die Mißachtung deutscher Dichtung verschwand, die Sänger wurden wieder geehrt und sogar die Geistlichkeit schenkte der einheimischen Poesie wieder neue Aufmerksamkeit. Unter letzterer war es besonders Hrabanus Maurus, seit 804 Lehrer der Klosterschule, seit 822 Abt des Klosters zu Fulda, der in Karl's Geiste fortwirkte, eine Menge strebsamer Jünglinge um sich versammelte und den Eifer für vaterländische Sprache und Dichtung fort erhielt,

während Ludwig der Fromme nur Freund der geistlich-biblischen Poesie war und sich nicht um die einheimische Literatur kümmerte. Hrabanus erklärte in seiner Schule die Bibel deutsch, legte neue Glossensammlungen an und soll sogar die größere Genauigkeit in der Bezeichnung der Quantitäten und Accente eingeführt haben, worin ihm Otfried nachfolgte. Ja Hraban kannte selbst die Runen, und sein Schüler Walafried Strabo wußte sogar von einer gothischen Bibel, während man auf der Reichenau die deutsche Sprache an deutschen Gedichten lehrte und Abt Smaragdus zu St. Michael an der Maas die gothischen Eigennamen sammelte.

Hierüber: Bähr's Geschichte der Römischen Literatur, Suppl. 3. Zeitalter der Karolinger. Karlsruhe 1840. — Hrabanus Magnentius Maurus, von Kunstmann. Mainz 1841.

16. Die noch von Karl dem Großen befürchtete Gefahr, es möchte die Volkssprache nach und nach von der romanischen verdrängt werden, ging vorüber und es spaltete sich das Reich schon hinsichtlich der Sprache ziemlich scharf, ehe noch die Theilung des Reichs im Jahre 842 damit auch die politische Gränze verband. Nun begann das Volk wieder mehr seine Einheit zu fühlen; zwar weniger in politischer Hinsicht, da nach Aufgeben des Namens Germanen die Stammnamen der Sachsen, Bayern, Franken u. A. vorwalteten, als in sprachlicher Hinsicht, wo das Wort deutsch rasch zur allgemeinen Geltung gelangte, bis es zuletzt auch Namen des Volks wurde.

Zu derselben Zeit hörte auch die Alliteration auf, allgemeine Anwendung zu finden, und das letzte Gedicht, das ihr noch angehört, soll noch von Ludwig dem Deutschen selbst seine jetzige Gestalt erhalten haben, nämlich das unter dem Namen Muspilli (das Feuer des Weltbrandes) bekannte Gedicht vom jüngsten Gericht. Der Stoff desselben ist ganz biblisch gestaltet, aber noch umgeben von Anschauungen, wie sie dem altgermanischen Heidenthum eigenthümlich waren. Es ist schon abgerundeter, die Schilderungen ausführlicher, als im Hildebrandsliede, und neben der Alliteration treten mehrmals sogar Reime auf. Diese kamen nun zu allgemeiner Geltung und fanden um so leichter Eingang, als sie ganz gut zur accentuirenden Messung der Verse paßten und, während die Alliteration nur auf die Consonanten vor den betonten Vokalen fiel, der Reim auf die betonten Vokale selbst trat und somit das Gewicht vom Anfang auf das Ende der Verse gelegt wurde. Mit diesen Reimen und ebenfalls nach dem Vorbilde lateinischer Hymnen wurde auch die Strophe eingeführt, und zwar die vierzeilige mit je zwei Reimen und in vier Jamben. Doch ahmte man dieselbe nicht so strenge nach und sah man mehr darauf, die gehobenen Silben richtig zu geben, als die Senkungen genau zu beobachten, bis später die Sprache reicher an Tönen wurde, wo man auch den Reim genauer und strenger nachzubilden vermochte.

Muspilli. Bruchstück einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt, herausgegeben von Schmeller. München 1832, 8°. Neuere Ausgaben in Sammlungen der alliterirenden Dichtungen von Wilh. Müller (Haupt's Zeitschrift f. deutsches Alterthum 3.) und Feußner, Hanau 1845.

17. Noch ein anderes Gedicht, dessen wir, der Aehnlichkeit des Stoffes wegen, erst hier gedenken, ist der altsächsische, alliterirende Heliand (altsächsische Form für Heiland), das wohl nicht jenes von Ludwig dem Frommen einem sächsischen Sänger aufgetragene und berühmte Werk ist, sondern wohl später, vielleicht nach diesem Vorbilde, entstand, und auch nicht gedichtet von einem Bauern, wie gemeldet wird. Nach den erhaltenen Theilen dieses Gedichts stimmt es ziemlich genau mit der Evangelienharmonie des Tatianus und dem Evangelium Matthäi überein und ist nur hier und da im Tone der Volkspoesie ausgemalt, so daß mitunter selbst Vorstellungen des altgermanischen Heidenthums sich einschlichen. Es schreitet ziemlich rasch und lebendig vorwärts, die Schilderung ist voll Wärme, Leben und Wahrheit, Treue und Einfachheit und es gehört unstreitig zu dem Besten, was die christliche Poesie geliefert hat. Die metrische Form weicht von der bisher gebräuchlichen schon etwas ab und deutet dadurch eine spätere Entstehung an.

Hêliand, poema Saxonicum seculi noni, herausgegeben von J. A. Schmeller. München 1830. 4°; das Glossar dazu ibid. 1840. 4°.

18. Ganz schon der Reimpoesie angehörig ist das Evangelienbuch oder der Krist von Otfried, Mönch des Klosters Weißenburg, das um 868 gedichtet wurde. Obschon er die deutsche Sprache für regellos und barbarisch erklärte und nichts weniger als schöpferische Dichtergabe besaß, unternahm er es doch, für den Laienstand ein Leben Christi in Versen zu schreiben, das darnach strebt, eine Epopee zu sein, angefüllt mit moralischen Nutzanwendungen und mystischen Ausdeutungen. Fast überall tritt darin sein Ich hervor; er erzählt, und zwar oft sehr gut und herzlich, ja oft sogar mit erhobenem Gemüth, aber doch waltet das Malen und in's Breite Schildern vor, so daß dabei der alte Charakter des Singens größtentheils verloren geht. Otfried gebrauchte als einer der Ersten den Reim, weshalb derselbe noch nicht leicht fließend und fertig erscheint, ja sogar noch Alliteration sich einmischt und viele Worte blos des Verses wegen dastehen und die Gedanken stören. Dessen ungeachtet ist sein Werk als Sprachquelle von hoher Bedeutung, besonders auch wegen des genau ausgearbeiteten Versbaues, sowie weil es die mittelrheinische Mundart in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit vorführt. Darum wurde es auch immer sehr beachtet und als Reimwerk für lange Zeit maßgebend.

Otfried war ein Franke und Schüler des Hrabanus, kam von Fulda nach St. Gallen und dann in's elsässische Kloster Weißenburg, wo er sein Gedicht in fünf Büchern verfaßte und 868 dem Könige der Deutschen zueignete. Außerdem schrieb er auch noch lateinische Schriften, die verloren sind. Die erste Ausgabe von Matth. Flacius erschien 1571, 8° zu Basel. Die neueste mit dem Titel Krist ist von Graff, Königsberg 1831. 4°. Ueber sein Leben und Schriften Lachmann in Ersch und Gruber's Encyklopädie III. Sect., 7. Thl. S. 278–282. —

19. Auch Otfried's Krist war noch zu gleicher Zeit zum Singen und Lesen bestimmt, weshalb das Gedicht nicht nur in fünf Bücher, sondern dieselben wieder in Kapitel getheilt sind. Nach seinem Vorgange bildete sich auch der geistliche Laiengesang aus und später sogar der weltliche Gesang; denn während die

Geistlichkeit sich früher nur ungern der Form der Alliteration gefügt hatte, ergriff sie jetzt gern das Beispiel Otfried's, der ja eben auch nur die Form des lateinischen Kirchengesangs nachgeahmt hatte. Man dichtete daher eifrig geistliche Gesänge, jedoch nicht Kirchengesänge, denn das Volk fiel mit nichts Anderem ein, als mit dem Kyrie eleison; aller andere Kirchengesang war lateinisch. Es ward für den Gebrauch der Laien außer der Kirche auch geistlicher Gesang gedichtet, der sich dem alten Gebrauche anschloß, indem das in Strophen getheilte Lied Einer sang und nach jeder Strophe die Menge das Kyrie eleison anstimmte. Diese geistlichen Gesänge waren nichts anderes als Leichen, obschon sie gerade gegen die, Leichen genannten, anstößigen Tanz- und Spielgesänge gerichtet waren. In den Leichen herrschte nicht dieselbe Strophenart, wie im Liede, sondern sie wechselte nach der Melodie, wie überhaupt dabei das Gedicht nur zur Begleitung des Saitenspiels diente, welches den Gesang der Menge in rhythmischem Gang zu erhalten hatte. Bei den Liedern dagegen diente das Saitenspiel nur zur Begleitung und war untergeordnet; wenn die Menge Lieder sang, so geschah es immer nur so, daß Einer das Lied sang und die Menge dann mit dem Kyrie einfiel. Man dichtete sie bis dahin nur in Einer Strophenart, nämlich in der von Otfried angewandten vierzeiligen Strophe mit zwei Reimen.

Leih ist Saitenspiel und gespielte Melodie, sangleih Spiel mit Gesang, leichôd und hileih Gesang bei einer Vermählungsfeier, wie das mittelhochdeutsche brûtleich. — Im Angelsächsischen heißt lidh, leodh Glied, daher Strophe.

20. Von Liedern hat sich aus dieser Zeit wohl nichts erhalten, dagegen sind Leichen: ein oft dem Otfried zugeschriebenes Gebet zum h. Petrus, eine Bearbeitung des 138. Psalms, abwechselnd in 14- und 16zeiligen Absätzen, die Erzählung von Christus und der Samariterin, am Schlusse mangelhaft, in 4- und 6zeiligen Strophen, die Legende von St. Georg in Absätzen von 10 bis 17 Zeilen und oft mit drei Reimen, die Legende vom h. Gallus, und der Leich von König Ludwig III. und der Normannenschlacht bei Saucort (Sathulcurtis) im Jahre 881. Der Leich vom h. Gallus, von dem gegen das Ende des neunten Jahrhunderts gestorbenen St. Gallener Mönche Ratpert verfaßt, ist nicht in deutscher Sprache auf uns gekommen, sondern blos in der durchaus getreuen und gereimten lateinischen Uebertragung, welche zwei Jahrhunderte später der St. Gallener Eckehard IV. davon verfertigte. Der Leich von König Ludwig ist für uns in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, denn einerseits zeigt er uns, wie nun auf einmal die Geistlichkeit sich auch der Volksdichtung zu bemächtigen suchte und durch diese von der alten geistlichen Dichtungsweise ferner abgeführt ward, andrerseits beweist er, daß in Flandern neben der französischen auch noch die deutsche Sprache gepflegt und allseitig verstanden ward, und gibt uns zugleich ein Beispiel dafür, wie die Poesie noch ganz neuen Ereignissen eine sagenhafte Wendung zu geben pflegte; das Gedicht hat allerdings noch einige volksmäßige

Färbung und ziemlich viele Lebendigkeit, aber mit der ältern epischen Poesie kann es sich nicht messen.

Dieses sog. Ludwigslied soll von dem mit dem besungenen König befreundeten Mönche Hugbald im flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon gedichtet sein, der im Jahre 930 starb, und der auch Legenden verfaßte und Lieder gedichtet hat. Das Gedicht selbst ward von Mabillon entdeckt und 1696 von Schilter herausgegeben, die Handschrift ging aber wieder verloren, bis sie A. H. Hoffmann zu Valenciennes 1837 wieder auffand und herausgab in: Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX. siècle. Publiés par Hoffmann et Willems. Gand 1837. 4.

21. Die Prosa wurde in dieser Zeit weniger gepflegt, weil das Bekehrungswerk so ziemlich vollendet war. Was man in deutscher Prosa schrieb, mochte in Commentaren zu Bibelstücken und Uebersetzungen bestanden haben, doch ist im Allgemeinen nicht viel davon übrig geblieben. Interlinearversionen haben wir von einem Stücke aus der Kapitulariensammlung des Ansegisus, um 900, und einem Hymnus; eine ziemlich umfangreiche Uebersetzung aber ist in der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandrien vorhanden, und zwar nach dem lateinischen Texte. Wie einerseits diese Evangelienharmonie ähnliche Werke schon vor sich hatte und zwar gleichfalls auf das Vorbild dieses Ammonius (fälschlich auch Tatianus genannt) gestützt, so zeigt schon die Art der prosaischen Erzählung, daß die Prosa bereits weiter ausgebildet war und der Uebersetzer eine nicht geringe Fähigkeit dafür besaß. Jedenfalls ist anzunehmen, daß diese Verdeutschung mindestens gleichzeitig, wenn nicht noch jünger als Otfried ist.

Ammonius' Evangelienharmonie ist zuerst herausgegeben 1706 zu Greifswald von Valthen, dann in Schilter's Thesaurus II; am besten: Ammonii Alexandrini Harmonia Evangeliorum, ed. Schmeller, Viennae 1841.

22. Im Zeitalter der Ottonen nahm die Literatur wieder eine andere Richtung, aber wenn auch die Poesie von ihrem Aufschwunge herabsank, so bereitete sich doch gerade jetzt ein neuer Umschwung derselben vor. Die Kultur der alten Welt machte sich immer mehr geltend, hob die Bildung an den Höfen, und überall zeigte sich das Bestreben, die klassische Gelehrsamkeit zu fördern und auf deutschen Boden zu verpflanzen. Am Hofe der Kaiser blühte die lateinische Hofpoesie auf, wo deutsche Stoffe in ein antikes Gewand und lateinische Sprache gehüllt wurden und sogar solche Abnormitäten vorkamen, daß wir ein Gedicht besitzen, welches bald deutsche, bald lateinische Verse an einander reiht. Zu dieser lateinischen Klosterpoesie gehören zwei noch erhaltene Gedichte, der Waltharius und der Ruodlieb. Ersteres vom St. Gallener Mönche Gerald in Verbindung mit seinem Genossen Eckehard I. gedichtet, behandelt einen Theil der Heldensage und zwar die Schicksale Walther's von Aquitanien und der Burgundin Hildegunde, die, als Geiseln an Attila gegeben, ihm entfliehen, wo dann Walther mit dem Könige Günther und Hagen einen Kampf in den Vogesen zu bestehen hat, nach Hause kehrt und dreißig Jahre zu Lengers des Rechts pflegt. Das Gedicht enthält noch Züge der alten, rauhen Kampflust

und einen Schluß, der ganz dem deutschen Charakter, welcher unter allen wilden Kämpfen doch immer das endliche Ziel in der Ferne festhält, entsprechend ist. Der Ruodlieb, von dem Mönche Fromund zu Tegernsee um das Jahr 1000 verfaßt, verläßt diese alte Strenge ganz, ergeht sich schon in anmuthigeren, zierlicheren Bildern und vermischt Sage mit freier Erfindung; auch erscheint die Heldensage nur noch gelegentlich mit halbverschollenen Namen. Ein anderes Gedicht würde für uns bedeutungsvoller seyn, wenn es nicht verloren wäre, nämlich die von Konrad, einem gebildeten Geistlichen, im Auftrage des Passauer Bischofs Pilgrim vor 991 verfaßte Dichtung über die Untreue der Burgunderkönige an ihrer Schwester und ihren Untergang durch den Hunnenkönig Attila, ein lateinisches Vorbild für das spätere Nibelungenlied.

Der Waltharius von Jacob Grimm, der Ruodlieb von Schmeller, herausgegeben in ihren lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts. Göttingen 1838. Beide Gedichte sind in Hexametern geschrieben.

23. Ein anderer altgermanischer Stoff wurde nun ebenfalls in lateinischen Gedichten bearbeitet, nämlich die Thiersage, die in verschiedener Weise ausgebildet ward. Wohl schon zur Zeit Heinrich's I. wurde von einem lothringischen Mönche die Ecbasis gedichtet, aber die ursprüngliche unbefangene Auffassung verlassen und dafür der Stoff in ein satyrisches Gewand gekleidet. Sie behält noch die gewöhnlichen Hexameter bei, wogegen gereimte, Leoninische Verse in zwei anderen Gedichten, Alveradens Eselin und vom Priester und Wolf, angewendet sind. Beide sind von größerem dichterischem Werthe, als das vorgenannte und für den lebendigeren Gesang bestimmt gewesen, auch tritt hier die geistliche Gelehrsamkeit zurück, welche sich um so breiter offenbart in dem mehr mystisch gehaltenen Gedichte vom Hahn und Fuchs. Auch Räthsel in lateinischer Sprache können noch hierher gerechnet werden, wovon Inhalt und Stoff in Berührung zur deutschen Literatur steht, wogegen andere lateinische Gedichte dieser Zeit und selbst die dramatischen Versuche der Gandersheimer Nonne Hrosuith ganz außerhalb derselben liegen.

24. Da durch diese lateinische Hofdichtung die Poesie immer mehr auf das Volk allein beschränkt wurde, so bildete sich unter diesem die Volksdichtung mehr aus und zwar vorzüglich durch die Sänger und Spielleute, welche statt der veralteten, siebensaitigen Harfe die Rotta, ein stärker besaitetes Instrument, gebrauchten. Als Liederstoffe dienten denselben ältere Sagen und die Begebenheiten des Tages, welche auf keine lange Theilnahme rechneten. Als solche Stoffe sind bearbeitet worden des Erzbischofs Hatto Verrath an Adelbert von Babenberg im Jahre 904, die Niederlage der Franken bei Heresburg 915, die Abenteuer Graf Konrad's, eines Helden der Könige Heinrich und Otto I., die Wunderthaten des h. Ulrich, Bischofs von Augsburg († 973), Heinrich II. (1000), die lothringischen Bischöfe, die sich 1024 für Konrad VI. erklärten, die Verdienste Benno's, Bischofs von Hildesheim (1050) u. A. Auch Schmäh-

gedichte wurden verfaßt, hatten aber meistens nur Bezug auf das Privatleben. Für geistliche Gesänge geschah dagegen nichts. Nur von Einem Geistlichen, dem Bamberger Scholasticus Ezzo, ist bekannt, daß er ein deutsches Lied von den Wundern Christi gedichtet; doch schrieb auch Ezzo blos den Text, während ein Anderer die Weise dazu erfand.

25. Nur in der Prosa behielten die Geistlichen die deutsche Sprache bei, und wenn sie sich auch meistens nur auf Uebersetzungen beschränkten, so wirkte doch der Einfluß der klassischen Bildung mächtig auf dieselben ein. Besonders im Kloster St. Gallen wurde die deutsche Literatur eifrig gepflegt, und dort war hauptsächlich die Wiege der Bildung durch mehrere Jahrhunderte. In der Schule des Notker Labeo diente die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand und zur Erklärung weltlicher und geistlicher Schriften, weshalb die große Anzahl ihrer deutschen Arbeiten vorzüglich in der Uebersetzungs- und Erklärungsprosa besteht. Dahin gehören Erklärungen der Psalmen, der Kategorien und einer andern Schrift des Aristoteles, der Satira des Marcianus Capella und der zwei ersten Bücher de Nuptiis Philologiae et Mercurii, der Schriften de octo tonis, jener de Syllogismis nach Isidorus, de Consolatione Philosophiae von Boethius, eine andere kleine Schrift und ein Lehrbuch der Rhetorik, welche meistens nicht ganz deutsch sind, im Allgemeinen aber eine leichte und gewandte Sprache zeigen, wie man überhaupt aus den versuchten Worterklärungen und Etymologien, sowie aus der sorgfältiger durchgeführten Accentuation die Liebe der Bearbeiter für die Muttersprache erkennt. Die meisten dieser Arbeiten hat Notker Labeo selbst gemacht, andere sind unter seiner Leitung von seinen zahlreichen Schülern geschrieben worden. Alle diese Schriften gehören der alamannischen Mundart an und man sieht deutlich, wie diese Mönche eifrig bestrebt waren, die Härten ihrer Sprache zu mildern.

Ganz anders verhält es sich mit der Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes von Williram, eines Mönchs zu Fulda und späterhin Abt im bayerischen Kloster Ebersberg, der 1085 starb. Nur in der Accentuation folgte er Notker's Beispiel, wogegen die Sprache verwildert und überhaupt das ganze Werk geschmacklos ist. Dieser Tadel betrifft besonders seine Auslegung des Hohen Liedes und seine wahrhaft barbarische Mischung deutscher und lateinischer Worte, die er doch mit Schulzwecken nicht entschuldigen konnte; er that es nur, weil die Zeit daran Gefallen hatte, so daß dies Gedicht sogar noch zu Williram's Lebzeiten in's Niederländische übertragen wurde.

Neben diesen treten nun auch deutsche Predigten auf, schlichte und einfache, erbaulich betrachtende Auslegungen biblischer Schriftstellen, wovon mehrere Bruchstücke uns erhalten sind, die aber alle außerhalb St. Gallen entstanden, wo man damals noch lateinisch predigte. Mehr ausmalend und von höherem Schwunge ist ein Bruchstück aus einer Beichtkatechisation,

welches die Freuden des Himmels und das Grauen der Hölle schildert und wahrscheinlich im Bambergischen verfaßt wurde. Auch ein erweitertes Gebet stammt aus dieser Zeit.

Hattemer's Denkmale des Mittelalters, St. Gallen, 1844—46. Williram's Uebersetzung und Auslegung des hohen Liedes, herausgegeben von Hoffmann, Breslau 1827. Hoffmann's Fundgruben I. 59—66. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, III. 443—45.

26. Von ihren lateinischen Vorbildern nahmen die Geistlichen auch einen Mißbrauch in die Prosa herüber, der anfangs zwar nur hin und wieder geübt wurde, später aber häufiger vorkam. Wenn sie nämlich der Prosa einen höheren Schwung geben wollten, wandten sie die Reimprosa an, welche die viermalige Hebung zum Grundmaße hatte und schon in den oben erwähnten St. Gallischen Schriften zum Vorschein kam. Später wurden ganze Kapitel und Bücher gereimt, und wir haben davon noch drei Beispiele von ungenannten Verfassern. Das eine ist der Merigarto, ein Bruchstück aus einer Weltbeschreibung aus dem Ende des eilften Jahrhunderts, das vielleicht Nachklang einer älteren Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte ist; sodann die vier Evangelien oder Ezzo's Lied von den Wundern Christi, um das Jahr 1065 geschrieben, und endlich ein Buch von der Schöpfung, alterthümlich durch Stil und Reime. Dies Alles ist nur gereimte Prosa und kann durchaus nicht als Dichtung angesehen werden.

Mit diesen Schriften endigte die althochdeutsche Zeit; es hatte sich die mittelhochdeutsche unter der Herrschaft der Ottonen nach und nach vorbereitet, und auch die Sprache erlitt manche Aenderungen, welche nachhaltend auf die Literatur selbst einwirkten.

Der Merigarto ist herausgegeben von Hoffmann, Prag 1834, 8°, und Fundgruben für Geschichte der deutschen Sprache und Literatur II. 3—8. Die vier Evangelien und das Buch von der Schöpfung stehen in Diemer's Denkmalen deutscher Sprache und Dichtkunst, Wien 1847, I. 319—330 und 93—103.

III.

Die alte oder mittelhochdeutsche Zeit.

27. Die mittelhochdeutsche Zeit, welche mit den Kreuzzügen beginnt und bis dahin reicht, wo das Mittelalter aufhört und die neue Zeit ihren Anfang nimmt, zerfällt wieder in drei Abschnitte, welche den Aufschwung, die höchste Blüthe und den Verfall der deutschen Literatur begränzen. Davon umfaßt der erste das zwölfte Jahrhundert, die Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, der zweite das dreizehnte Jahrhundert mit der Blüthe des Minnegesangs, der dritte endlich die nächsten Jahrhunderte, wo die Dichtung allmälig aus den Händen des Adels in die des Bürgerstandes gedieh und zuletzt die Blüthe der Literatur ganz abzudorren begann.

Was innerlich vorbereitet wurde in den vorhergehenden Jahrhunderten, das brachten die Kreuzzüge der äußerlichen Darstellung und Vollendung entgegen, nämlich die Verschmelzung des abendländischen Krieger- und Heldencharakters mit dem Geiste des Christenthums, die bei keinem anderen Volke in so herrlicher Weise vor sich gehen konnte, als bei den Deutschen, deren starker, fester und treuer, mit sich selbst einiger, seiner selbst gewisser Charakter dem Christenthume, das ja ebenfalls den Menschen ganz haben will, sich eben so ganz hingab und darin eben die Ruhe und Sicherheit fand, welche allein geeignet ist, die reichsten Blüthen der Dichtung emporschießen zu lassen. Mag man immerhin die Kreuzzüge ein phantastisches Unternehmen nennen, auf die Entwickelung der deutschen Nation und Poesie haben sie den bedeutsamsten Einfluß ausgeübt. Nachdem nämlich der Deutsche Jahrhunderte lang in stiller Beschränkung gelebt hatte, unbekümmert um Andere, in sich selbst befriedigt, und Gefahr lief, den kriegerischen Heldengeist zu versitzen, öffnete sich ihm plötzlich die neue, glänzende, in niegesehener Pracht strahlende Welt des Orients mit ihren glühenden Farben. Er sah an sich vorüberziehen die Kreuzheere der Franzosen in glänzendem Waffenschmuck, auf stolzen Rossen, ein Heer voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegslust und Sangesfreude; und während sein Blick erstaunte ob dem neuen Glanze, zog ihn ein gleicher Drang in die Ferne und ward doch die fröhliche Reiselust wieder gemischt mit süßer Heimathsliebe und Sehnsucht nach dem stillen Vaterhause. In der Heimath selbst entbrannte ein Kampf um die höchsten Fragen und Güter, und dieser Kampf weckte die Geistlichkeit wieder zu neuem Leben und Thatäußerungen, während der deutsche Adel eine feinere Sitten- und Geistesbildung sich aneignete, die längst ihre Blüthe entfaltete, und die politische Größe des deutschen Reichs überallhin begeisternd einwirkte. Denn der deutsche Kaiser war das weltliche Haupt des Christenthums, die deutschen Heere und der Adel der Kern des europäischen Ritterthums, das deutsche Volk die Weltgebietende Nation, und auf dem Throne selbst saßen die lebensfreudigen, begeisterten und von den höchsten Ideen durchglühten Hohenstaufen, deren Mehrere als Dichter sich auszeichneten von denen Friedrich I. sogar eine poetische Figur ist, wie keine zweite ihm an die Seite tritt. Und dazu kommt noch, daß die äußere Einheit der Nation auch die innere Einheit derselben dauernd erhielt und ein stolzes Nationalgefühl alle Stände, alle Klassen durchdrang, daß Eine Sprache, Eine Sitte und Lebensgewohnheit, Eine Erinnerung an die sagenberühmten Helden der Vorzeit Hohen und Niederen gleichmäßig angehörte und daher, wenn ein Liederton angeschlagen wurde, er fortklang von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt, und aus der Nähe und Ferne tausend Stimmen ihm freudig antworteten.

Noch lag die Literatur großen Theils in den Händen der Geistlichen, aber ihr Antheil daran ward größer, ihre Bestrebungen erweiterten sich, sie verzierten selbst die Handschriften mit äußerem Schmuck, und vor der allmäligen

Ausbildung der Reimpoeſie trat die Proſa zurück. Anfangs waren die Stoffe religiös und ſittlich belehrende und gelehrt erzählende nach lateiniſchen Muſtern und Quellen; als aber zuletzt die Ritter ſich der Dichtung weihten und die hohe Schule zu Paris der Mittelpunkt der Gelehrſamkeit wurde, nahm man franzöſiſche Epopöen zu Vorbildern und ahmte man ſie im Sinne der älteren Epik nach, wobei aber das Sangbare der Größe und Maſſenhaftigkeit der Produktionen weichen mußte. Der Ausgangspunkt dieſer Epik und Lyrik war der Südoſten Deutſchlands, Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen, wo früher ſchon Sangesliebe herrſchte und die tapferen und frommen Fürſten das Land ebenſo mild regierten, als ſie die Dichtkunſt liebten und förderten. Aber die reichere Entfaltung gewann die Poeſie, Epik wie Lyrik, erſt am Niederrhein, wo der franzöſiſche Einfluß bedeutend wirkte, die Wiege und Heimath des Ritterthums lag und fangliebende Fürſten und Fürſtinnen zu dichteriſchen Schöpfungen ermunterten. Dieſe Vermittlung der Poeſie von der Geiſtlichkeit zum Adel bewirkten hauptſächlich die Sänger des niederen Volks, die als Pilger oder Muſiker und Gaukler an alle Höfe, auf alle Burgen zogen und neben den alten Heldenliedern uns auch lyriſche Gedichte ſangen und Epopöen dichteten und vortrugen. Dieſe erweiterten den bisherigen Umfang der Stoffe und brachten neue Lebendigkeit und Friſche in dieſelbe, woran freilich auch noch einige Rohheit der Sitte und Kunſt haftete. Dabei bereiteten ſie auch eine innere Aenderung vor, indem nun jeder Dichter als er ſelbſt, durch und aus ſich dichtete und dadurch der Uebergang von der Volkspoeſie zur Kunſtpoeſie vermittelt ward. Anfang und Ausgang dieſer Zeit und Ausprägung des angedeuteten Charakters zeigen hier der im Südoſten in gereimter Proſa verfaßte gelehrte Phyſiologus, dort die aus dem Nordweſten ſtammenden Dichtungen von Pilatus, die Aeneis und die Minnelieder des Heinrich von Veldeke, welcher dieſen erſten Zeitraum abſchließt.

28. Anders geſtaltete ſich der zweite Abſchnitt, wo die frühere Begeiſterung abnahm, die Streitigkeiten zwiſchen Papſt und Kaiſer allſeitig ermüdeten und durch den Marien-Cultus und den Vorgang der Franzoſen die Verehrung der Frauen und der Minnedienſt in den Vordergrund trat. Ganz dem Beiſpiele der franzöſiſchen Nachbarn entſprechend, ging die Poeſie auf die Laien über, und zwar beſonders den Adel, und die gepflegten Dichtungsarten waren Epik und Lyrik, welche jedoch jetzt vollſtändig ein höfiſches Weſen annahmen und zur Unterhaltung bei Hofe oder zu deſſen Nutzen und Frommen dienen ſollten. Was ſich in den nun aufblühenden Städten entwickelte, war die Predigt; die Dichter gehörten meiſtens dem ärmeren, niederen Adel an, der ſich durch ſolche Beſchäftigung an jedem Hofe willkommen und beſchenkt fand und daher nicht mehr Scheu trug, neben den Spielleuten und fahrenden Sängern aufzutreten. Letztere erhielten jedoch ſelbſt einen andern Wirkungskreis, ihre alte Kunſt übten ſie blos beim Volke; an den Höfen trugen ſie fremde Dichtungen

vor, waren ſie zum Theil auf Lob- und Schmähgedichte beſchränkt, auf Proſarede, Gaukelei und Muſik. — An den Höfen herrſchte vorzüglich die Lyrik und zwar der Minnegeſang, welcher ſich bis zur Schwärmerei verſtieg, ja bis zur Unmoralität, der Empfindſamkeit ſich zuwandte, phantaſtiſche Abenteuer und romantiſche Auffaſſung liebte und das Leben in ſeiner glänzendſten Wirklichkeit, ſeiner Fülle und Ueppigkeit zu ſchildern verſuchte. Deshalb iſt auch Alles aus der Ferne in die Nähe geſtellt und ſpricht ſich auch ſchon große Theilnahme am öffentlichen Leben aus, wie denn die Lieder Walther's von der der Vogelweide für den Kaiſer eine ſtarke Waffe gegen den Papſt wurden. Bei Allem dieſem waren die Dichter doch nicht gelehrt; der größte derſelben, Wolfram von Eſchenbach, konnte weder leſen noch ſchreiben, die klaſſiſchen Sprachen waren ebenſo wenig bekannt, und was ſie aus dem Alterthume herübernahmen, geſchah einzig durch Vermittlung der Franzoſen. Doch hielten ſich die Dichter an die größeren Meiſter, beobachteten ihr Beiſpiel und ſuchten ſich an gewiſſen Regeln feſtzuhalten. — In dieſem Zeitraum gewann die Dichtung ein viel erweitertes Feld, ſogar über Deutſchland hinaus, und überall erklangen Lieder, welche von fahrenden Sängern dahin und dorthin getragen wurden. Doch gab es auch einige Mittelpunkte, wo die größten und zahlreichſten Dichter ſich zuſammenfanden, wie bei Herzog Leopold II. in Oeſterreich und bei Landgraf Hermann auf der Wartburg zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, und ein Land war vorzüglich reich an Dichtern und ſogar bis auf die Sprachformen maßgebend, nämlich Schwaben, wo die Hohenſtaufen ihre Wiege hatten und ſangliebende Fürſten und Herren die Dichter um ſich verſammelten, wie ja dort die meiſten derſelben zu Hauſe waren. Hier iſt der Charakter der Dichtung jedoch anders, als in Oeſterreich, wo die Volksdichtung mit ihrer Schilderung des Gemeinen und Derben, des Natürlichen und Lebensfrohen am Hofe vorherrſchte. — Die Zahl der dieſem Zeitraum angehörenden Dichter iſt ſehr groß, denn Alles liebte und übte Poeſie; aber ebenſo ehrte und hob man empor die Meiſter der Sangeskunſt, wie in der Epik Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg, in der Lyrik Walther von der Vogelweide und Neidhardt alle andern überragen. Dieſe Glanzzeit erloſch jedoch ſchon nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; das Zwiſchenreich rief eine neue Verwilderung hervor, Rudolf von Habsburg konnte die Poeſie nicht fördern, der Adel verarmte und der alte Ritterſtand wich vor dem Räuber- und Söldnerweſen, ſo daß die Dichtung nicht einmal mehr die alte Milde und Förderung finden konnte. Daher ward die Poeſie wieder lehrhafter, näherte ſich der Proſa und flüchtete ſich nach den Enden des Vaterlandes. — Auch hier iſt Anfang und Ende des Abſchnitts durch zwei hervorragende Dichter bezeichnet; der Eine iſt Hartmann von Aue, der älteſte Repräſentant der höfiſchen Poeſie, der Andere Konrad von Würzburg, der noch ganz die höfiſche Feinheit

beſaß, aber der Lehrhaftigkeit und Verkünſtelung ſich nimmer ganz entwehren konnte und als bürgerlicher und fahrender Sänger in den nächſten Abſchnitt hinüber leitet.

29. Der dritte Abſchnitt umfaßt die Zeit des Verfalls der deutſchen Literatur, gegen das Ende des Mittelalters, und den Uebergang der Poeſie aus den Händen des Adels und der Geiſtlichkeit in die des Bürgerſtandes. Als nämlich Reich und Kirche in immer größeres Verderben gerathen waren, der Adel ſein Vermögen verloren hatte und nun von Raub und Plünderung lebte, und mit der Erfindung des Schießpulvers das alte Ritterthum in's Grab ſtieg, konnte die Literatur blos da Pflege finden, wo es noch Ruhe, Ordnung und Regſamkeit gab, nämlich in den Städten, unter den Bürgern, während die Vornehmen unthätig ſaßen oder ſich mit Scheinturnieren abgaben und ihre müßige Zeit mit Leſen alter Lieder, Ritterbücher und in bequeme Proſa gehüllter Romane ausfüllten. Eben ſolche Unthätigkeit hatte auch die Geiſtlichkeit ergriffen, welche an Bildung immer mehr ſank und Aebte aufzuweiſen hatte, die nicht einmal ihren eigenen Namen ſchreiben konnten; nur ſolche Köpfe zeichneten ſich darunter aus, welche mit den Bürgern in näherer Berührung ſtanden und von dem bei denſelben wohnenden Geiſte ſich fortreißen ließen. Anfangs zwar folgten die bürgerlichen Dichter auch dem Zuge der höfiſchen und hingen ſich an die Höfe und Feſtlichkeiten; als aber die Städte erſtarkten, ihre Gemeinweſen wie Oaſen zwiſchen weiten Oedungen hervorragten, ein trotziger Gegenſatz ſich bildete und die bürgerlichen Gewerbe zu Ehren kamen, da fand die Literatur auch wieder ihre eigenen, natürlichen Wege, blühten die Stadtſchulen auf und erhoben ſich an den deutſchen Univerſitäten Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit, Mittelpunkte für den ſpäteren Wiederaufſchwung der Literatur und Dichtung in den Händen der Bürger. Es traten nun hervor das Volkslied voll tiefer, aber noch nicht klarer Empfindung, der ebenſo geſtaltete Meiſtergeſang, deſſen zünftiger Betrieb ihn nach und nach zu Verkünſtelungen und leerem Reimgeklingel brachte; die Epik und Geſchichtsdichtung der Bänkelſänger, welche wohl aus der alten Heldenſage ſchöpften, denen es aber blos um Darſtellung der Begebenheiten war, deren Geiſt ſie weder wiederzugeben wußten, noch ihn verſtanden, und dann die bald in ausgelaſſene Scherze und wollüſtige Freude verfallenden, bald träumeriſchen, allegoriſirenden Lieder und anderen Gedichte, die alle mehr lehrhaft wurden und zuletzt nichts als verſifizirte Proſa waren. Dabei wurde jedoch die Proſa wieder mehr gepflegt, erſchienen Geſchichtsbücher, Rechtsaufzeichnungen und myſtiſche Erbauungsſchriften, und das geſellige Leben rief endlich die erſten Anfänge des Drama's hervor, deſſen wahre Ausbildung der neuen Zeit vorbehalten blieb. Hier zeigt ſich nun auch die Richtung und Beſtimmung dieſes Abſchnitts, der den Kampf zwiſchen Altem und Neuem und das Suchen eines neuen Halts darſtellt, welchen ſelbſt zu finden dieſer Zeit noch nicht möglich

war, obschon sie bereits Alles vorbereitet hatte und blos das Wort noch gefunden werden mußte, das eine neue Sonne für unsere Literatur aufgehen lassen sollte. Sollen wir auch bei diesem Abschnitte Anfang und Ende mit literarischen Producten bezeichnen, so eröffnen ihn die Gedichte und Reimprosa Frauenlob's und eines Bamberger Schulmeisters Krieg auf Wartburg, eine Art Wettgesang, und den Schluß bezeichnen etwa die Uebersetzungen des Stadtschreibers Nicolaus von Weil zu Eßlingen, Sebastian Brandt's Narrenschiff, Kaiser Maximilian's Theuerdank und Fischart.

30. Betrachten wir die Sprache während dieses großen Zeitraumes, so finden wir, daß auch sie bedeutende Umgestaltungen erfuhr, denn sie ging vom Althochdeutschen über zum Neuhochdeutschen, der Sprache, wie sie jetzt gesprochen und geschrieben wird. In der ersten Zeit bestanden die althochdeutschen Mundarten noch fort im Süden und in der Mitte Deutschlands, aber in den unteren Theilen übten bereits die niederdeutschen Mundarten bedeutenden Einfluß, so daß z. B. Veldeke fast auf der Scheide zwischen hoch- und niederdeutscher Sprache steht. Auch der Name deutsche Sprache stellte sich zuerst am Niederrhein fest. Später traten die einzelnen Mundarten zurück, ein milderer und gemäßigter Ton machte sich bei den Höfen geltend, und wenn es dort auch noch hin und wieder als Zierlichkeit galt, niederdeutsche Worte einzumischen, so ward doch die Mundart Schwabens bald allgemein Hofsprache, welche die Herrschaft über die übrigen Idiome errang. Diese Hofsprache bildete gerade die entschiedene Mitte zwischen der alt- und neuhochdeutschen, nur fehlte ihr noch das rechte Ebenmaaß und in Einzelnheiten zeigte sie sogar öfters Armuth und Ausartung. Während früher der Satzbau einen leichteren Wechsel der Bewegung besaß, mußten jetzt zahlreiche Füge- und Bindewörter, Artikel und Fürwörter dem Satzbau die alte Leichtigkeit ersetzen und die Hofsprache nahm nicht nur viele französische Worte auf, sondern ahmte auch sonst die Redeweise der Franzosen nach. Gegen das Ende der mittelhochdeutschen Zeit artete die Sprache noch mehr aus, man begann die betonten Kürzen durchweg lang zu sprechen, gab manche einfache Feinheit und Genauigkeit der früheren Zeit auf und mit dem Zurücktreten der Hofsprache machten sich auch die einzelnen Mundarten und Besonderheiten wieder geltend, wofür die Bildung und Aufnahme neuer Worte um so weniger Ersatz bieten konnte, als diese Worte meistens roher Art waren und der Sprache der niedrigsten Volksklassen entstammten. Doch machte sich jetzt wieder eine andere Mundart geltend, nämlich die obersächsische, aus Hoch- und Niederdeutsch gemischt, zum Theil unter dem Einflusse der slavischen Sprache, die hier angränzte, welche Mundart durch die Abfassung verschiedener Gesetze bald in den Kanzleien Eingang fand und dann später die Grundlage für das Hochdeutsche wurde.

Wie in der Sprache, so gingen auch in der Verskunst Aenderungen vor, wozu die Franzosen das Beispiel abgaben. Aus der alterthümlichen Einfachheit

geſtaltete ſich der Versbau zu feſteren Regeln und größerer Mannichfaltigkeit, und ſelbſt der epiſche Geſang nahm nach und nach den Alexandriner in freier Nachbildung auf, wodurch die Nibelungenſtrophe entſtand. Man miſchte Jamben und Trochäen, ja ſogar Anapäſte und Daktyle wurden angewendet und der Rhythmus ſtrenger geregelt. Später führte dies zu noch größerer Kunſt, ja ſogar zur Ueberkünſtelung, und beſonders gab man ſich Mühe, die Reime genauer und ſchärfer zu geben, womit man völlige Spielereien trieb. Zur Zeit des Meiſtergeſangs riß große Verwilderung im Versbaue ein, indem man ſich an den Beſchwerden des Accents nicht mehr aufhielt, ſondern blos die Hauptaccente beachtete, ja zuletzt nur die Sylben zählte, wodurch die Nachahmung antiker Versmaße angebahnt wurde. Eigentliche deutſche Herameter erſcheinen ſchon im Jahre 1340. Daher wurden auch die Reime roher, der Strophenbau verkünſtelt und ſo auch die Literatur jener Verderbniß und Verwilderung entgegengeführt, wie wir ſie am Ende der mittelhochdeutſchen Zeit überall antreffen.

31. Wenden wir uns zuerſt der Epik zu, ſo finden wir hier zwei Gegenſätze ſchärfer und entſchiedener ausgeprägt, nämlich die Volkspoeſie und die Kunſtpoeſie. Die Erſtere wurde vertreten durch die fahrenden Sänger, welche den im Volke lebenden reichen Schatz alter Sagen und Lieder in ſich bewahrten, überall ihre einfachen und kräftigen Geſänge ertönen ließen und im Volke die alte Sangesfreude und das erhebende Gefühl für die große Vergangenheit belebten und nährten. Die Kunſtpoeſie fand dagegen ihre Pflege an den glanzvollen Höfen und ſuchte neue Erzählungen in kunſtreicher Mannichfaltigkeit, in reichem Schmucke der Rede und glühenden Farben darzuſtellen; ſie war mehr der Geſang der Freuden und Leiden des eigenen Herzens, die Poeſie der Subjektivität, während die Volkspoeſie den Stoff nicht erfand, ſondern ihn gab, wie er vom ganzen Volke erlebt und erfahren war, voll Wahrheit und Einfachheit, und ſich als Poeſie der Objektivität zeigte.

Der epiſche Volksgeſang, wie er ſchon im zwölften Jahrhundert erſchien, nahm ſeinen Stoff aus der Zeitgeſchichte, ſeltener aus der kirchlichen Sage; doch bezog er ſich auf Lob der Helden, Spott gegen Feinde und Klagen um Verſtorbene. Am reichſten trat er im zwölften Jahrhundert auf, dann übte aber die Hofpoeſie vielen Einfluß auf ihn und zuletzt litt er dadurch, daß man die Meiſterſänger nachzuahmen ſuchte. In Form, Maaß und Gehalt ging über dieſe Volksepik hinaus die epiſche Kunſtpoeſie, beſonders die Epik der Geiſtlichen während des Anfangs des zwölften Jahrhunderts, denn die Geiſtlichkeit verachtete die unverbürgte Heldenſage und Geſchichte der Vorzeit und wandte ſich dafür zu Stoffen aus der bibliſchen Geſchichte, zumal der Geſchichte Jeſu, der Heiligenlegende und der griechiſch-römiſchen, ſowie Weltgeſchichte überhaupt, woraus ſie nicht blos Bruchſtücke wählte, ſondern ſogar das Ganze zu Epopöen zu geſtalten ſuchte. Weil ſie mit ängſtlicher Treue den Quellen folgte, eine gelehrte Arbeit lieferte voll Ausführlichkeit und Lehr-

haftigkeit, ist daher auch keine Poesie darin zu finden, denn sie konnte es nicht einmal dazu bringen, nur die gewöhnlichen Aeußerlichkeiten des Alterthums objektiv getreu aufzufassen. Ganz anders gestaltet war die Epik der fahrenden Sänger, welche zwar auch kirchliche Stoffe, zumal Legenden, mit einer gewissen Gelehrsamkeit dichteten, aber Alles volksmäßiger darstellten, wärmer und gleichmäßiger erzählten und eine natürliche Heiterkeit mit in die Dichtung brachten, der manche Rohheiten und Derbheiten gerade nicht viel schadeten. Die Hauptstoffe waren jedoch solche aus der Zeitgeschichte und was sich auf die Kreuzzüge und Pilgerfahrten bezog, weil sie damit mehr Gefallen einärnteten. Auch die Thiersage beuteten sie aus und diese gelangte unter der Fahrenden Händen zu frischerer, kunstvollerer epischer Form, zur Epopöe, welche die Fahrenden am mächtigsten förderten. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erhob sich die Epik der Höfe in den Händen des Adels auf die erste Stufe und verdunkelte die Epik der Geistlichen und Fahrenden. Sie wurde eine Veredelung der geistlichen Epik, daher wählte sie dieselben Versmaße und Vortragsweise des Sagens, arbeitete deren Epen um und schloß sich ihr Anfangs sogar im Stoffe an. Bald aber verließ man lateinische und heimathliche Quellen und holte man den Stoff bei den Franzosen und Briten, z. B. aus der Arthussage, von Tristan und vom heil. Gral, man suchte das Romantische und Abenteuerliche auf, um es willkürlich umzugestalten, der Phantasie ihr freies Spiel zu lassen, man mischte Schilderung und Reflexion ein und gerieth dadurch zuletzt in die Lehrhaftigkeit. Die höfische Kunstepik war überhaupt durchaus romantisch, der Stoff, wenn auch nicht gerade erfunden, doch nach des Dichters persönlicher Ansicht umgestaltet, die Reflexion und der Styl der Spiegel seines Ich. Neben dieser höfischen Epik bildete sich jedoch noch eine Art Verschmelzung der beiden Vorgenannten aus, die volksmäßige Epik, die in Oesterreich ihren Anfang nahm, weil dort überhaupt das Volksthümliche nie vom Hofe entfernt wurde. In dieser Epik wandte man sich wieder der Heldensage, dem eigenen Alterthume zu und wurde die alte Epopöe mit ihren bisherigen Eigenheiten, Formen und Gestaltungen wieder hervorgeholt. Daher erscheinen in ihr auch wieder die alten Strophen, während die höfische Kunstepik die kurzen Reimpaare liebte; ebenso werden hier ebenso wenig die Namen der Verfasser genannt, als bei der alten Volksepik. Im Beginne des 14. und 15. Jahrhunderts ging endlich diese alte Epik ganz unter; man liebte die epische Gedichtform nicht mehr und brachte den Stoff in prosaische Romane. Nur die Novelle und Legende ward von den Meistersängern noch poetisch dargestellt und es kamen statt der alten Epen die gereimten Erzählungen der Landes- und Zeitgeschichte auf. Bei solchem Zustande konnte daher natürlich die volksmäßige Epik ebenfalls ihren alten Charakter nicht mehr bewahren; sie wurde zur Bänkelsängerei, man kürzte die Erzählung ab, näherte sich wieder mehr dem

Liede und von der alten Epik waren zuletzt kaum noch leiſe Anklänge in Einzelnheiten vorhanden.

32. Bei der Betrachtung der einzelnen epiſchen Dichtungen iſt es am paſſendſten, dieſelben nach dem Stoffe zu gruppiren, und hier beginnen wir billig mit der bibliſchen Geſchichte und Legende, welche vorzüglich im Anfange dieſer Periode behandelt wurde. Stoffe aus dem alten Teſtamente wurden weniger gewählt und faſt nur in der früheren Zeit, zum Theil noch im eilften Jahrhundert. Dahin gehört die von drei Ungenannten gedichtete Umarbeitung der Bücher Moſis, von denen die zweite ſchon mehr Zierlichkeit und Anmuth der Rede zeigt und die wohl alle aus Oeſterreich ſtammen, Adam's Klage, ein Salomon, eine längere und kürzere Judith und ein Bruchſtück vom Babyloniſchen Gefängniß. Was von dieſer Art weiter vorhanden iſt, wie Liutwin's Adam und Eva, die Weiſſagung Daniel's und das Buch Hiob, — ſtammt bereits aus dem vierzehnten Jahrhunderte und geht mehr in's Didaktiſche über, wie überhaupt die Poeſie bei dieſen Stoffen leicht an dieſer Gefahr ſcheitert. Eine reichere Stofffülle bot das mehr für das Epos geeignete Leben Chriſti, das auch häufig genug ausgebeutet wurde. So haben wir von einer öſterreichiſchen Klausnerin Ava (geſtorben 1127) das Leben Jeſu nebſt dem Antichriſt und dem jüngſten Tage, ſo aus gleicher Zeit ein ähnliches Leben Jeſu unter dem Namen Anegenge, ſowie drei ähnliche Bruchſtücke, von Konrad von Fußesbrunnen, einem Niederöſterreicher, in alterthümlicher Sprache und Haltung die Kindheit Jeſu, vom Kreuzigerbruder Johann von Frankenſtein aus Wien, um 1300, ein Leiden Chriſti, vom gleichzeitigen Heinrich von Freiberg, der auch den Triſtan fortſetzte, ein Gedicht vom heiligen Kreuz, eine Verdeutſchung des apokryphiſchen Evangeliums Nicodemi, und die darnach bearbeitete Urſtende, welche gleichfalls von Konrad von Fußesbrunnen ſein ſoll, und die letzten Dinge, welche vielfache Bearbeitungen fanden, da man daran die Weiſſagungen vom nahen Weltuntergange mit reichen Schilderungen knüpfen konnte und wovon ſich verſchiedene Bruchſtücke erhalten haben. Auch vom Antichriſt handeln mehrere Gedichte, jedoch häufiger in der ſpäteren Zeit und, außer Sibyllen-Weiſſagung mit nicht unglücklicher Erfindung, weshalb dieſe Schrift eine weite Verbreitung erfuhr, iſt inhaltsverwandt die berühmte Viſion des iriſchen Ritters Tundalus, dem im todesähnlichen Schlafe Himmel und Hölle von einem Engel im Jahr 1149 gezeigt ward, worauf er ſich bekehrte, ein Stoff, der zuerſt am Niederrheine und dann vom Regensburgiſchen Prieſter Alber bearbeitet wurde.

Diemer, deutſche Ged. I. Band. Mone's Anzeiger VIII. 51—58. Hagen's Geſammtabenteuer I, 5—16. Gräter's Idunna und Hermode. 80. Haupt's Zeitſchrift I. 117—126, III. 523, V. 17—32, VI. 369-386, VII. 444-448, VIII. 161. Hahn's Gedichte des XII. und XIII. Jahrh. Hoffmann's Fundgruben I. 128, II. 139—141, II. 104—134. Maßmann's Denkmäler deutſcher Spr. u. L. I. 6.

33. Vom Mönche Wernher zu Tegernsee besitzen wir ein Leben der Maria in drei Theilen nach dem apokryphischen Marien-Evangelium Matthäi, das noch einen festen Schritt und strenge Haltung, eine gewisse Würde und Schwung zeigt und mit dem Zeitpunkte der Geburt Christi endigt. Es ist jedoch blos in einer jüngeren Ueberarbeitung erhalten. Ein anderer Wernher und der Schreiber Walther von Rheinau, beides Schweizer, dichteten ähnliche Werke, ebenso ein Preuße, Bruder Philipp, und dazu kamen noch Mariengedichte von geringerem Umfange, meistens aus der späteren Zeit und fast nur von Geistlichen verfaßt, denn die höfischen Dichter konnten diesen Stoff nicht mit ihrer gewohnten Freiheit ausschmücken. Dagegen wandten sie sich eher den Heiligenlegenden zu, welche bereits von den Geistlichen vielfach zu Gedichten benützt wurden. Hier steht das um 1170 verfaßte sogenannte Annolied obenan, sowohl durch großartige Schilderung als höhere Auffassung des Gegenstandes, denn der wahrscheinlich im Kloster Siegburg lebende, aus Oberdeutschland stammende Dichter blieb dabei nicht bei seinem Helden stehen, sondern lehnte sich an die biblische und Weltgeschichte an. Diesem Beispiele folgten noch zahlreiche Andere, jedoch ohne Bedeutung, welche erst wieder einige Dichtungen der Fahrenden beanspruchen, nämlich die Legende vom heil. Oswald, dem englischen Könige, mit alt-volksmäßigen Zügen und hier und da sogar an die vergangene Mythen- und Heldenzeit erinnernd, in zwei Bearbeitungen aus dem 12. und 15. Jahrhundert. Von einem Laien war auch die Erzählung von Pilatus mit geregeltem Versbau, genauen Reimen und christliche, deutsche und celtische Sagenelemente zu einem Ganzen verschmelzend, die leider nur in einem Bruchstück erhalten ist.

Wernher, der sonst auch lateinisch schrieb und dichtete, war um 1172 Mönch zu Tegernsee Kugler de Werinhero, Berlin 1831. Das Bruchstück steht bei Docen, Miscell. II. 103, und Hoffmann, Fundgruben II. 213. Die neuere Bearbeitung bei Letzterem II. 145. Keller, Probe von Walther's v. Rh. Marienleben, Tübingen 1849. Das Annolied fand Opitz um 1639 wieder auf. Ausgabe von Bezzenberger, Märe von Sante Annen, Quedlinburg 1848. Die Legende vom heil. Oswald, Sant Oswald's Leben von Ettmüller, Zürich 1835, und Haupt's Zeitschrift II. 92-130. Pilatus in Maßmann's Gedichten des 12. Jahrh. I. 145—152, und Mone's Anzeiger 1835, S. 431-446.

35. Reichhaltiger sind die von höfischen Dichtern herrührenden Legenden, deren Reihen Hartmann von Aue aus einem schwäbischen Geschlechte eröffnet. In seinem heiligen Gregor auf dem Steine, wofür er eine lateinische Quelle benützte, hat er einen grauenhaften Stoff mit dem anmuthigsten Erzählertalent und die sittlichen Gegensätze versöhnend behandelt, indem das Ritterthum und die weltliche Liebe vor dem starken Glauben und der höheren Sorge für das Seelenheil unterliegen. Gregorius, in sündhafter Liebe zweier Geschwister erzeugt, heirathet unwissend seine eigene Mutter und lebt dahin im Glanze des Ritterthums, um dessentwillen er das geistliche Leben verlassen hatte, bis er auf einmal diese Sünde erfährt und sich zur Buße auf einem öden Felsen im Meere anschmieden läßt, wo er siebenzehn Jahre schmachtet.

Auf einer Papſtwahl zu Rom wird endlich geoffenbart, nur der ſey des heiligen Stuhles würdig, der im Meer ſeit 17 Jahren auf einem Steine ſitze, und nun wird er herbeigeholt. Die Mutter des neuen Papſtes erlangt Vergebung ihrer Sünden und Gregorius erlebt die Freude, noch auf Erden die Belohnung für ſeine Buße und Reue zu genießen. Eine andere Dichtung deſſelben Hartmann kann ebenfalls hier aufgeführt werden, die, wenn ſie auch den legendenmäßigen Hintergrund nicht hat, doch eine ächt fromme, geiſtliche Erzählung genannt werden muß: der arme Heinrich, welcher eine Familienſage ſeines Geſchlechts behandelt und ebenſo zart und innig als vortrefflich gehalten iſt. Heinrich wird vom Ausſatze geplagt, erträgt aber ſein Elend nicht mit Geduld und Ergebung, ſondern verflucht den Tag ſeiner Geburt und zieht vergebens umher, um Heilung zu ſuchen. Ein Arzt in Salerno verweist ihn auf den Volksglauben, daß die Krankheit blos heilbar ſey durch das freiwillig dargebrachte Herzblut einer reinen Jungfrau, und Heinrich, verzweifelnd, daß ihm je dieſe Rettung zu Theil werde, veräußert ſeine reiche Habe und zieht ſich auf einen einſamen Meierhof zurück. Aber hier hat das zwölfjährige Töchterlein des Meiers Mitleid mit dem Unglücklichen, und als es erfahren, wie er geheilt werden könne, entſchließt es ſich, ungeachtet aller Abmahnungen von Vater, Mutter und Heinrich ſelbſt, ſein Leben zum Opfer darzubringen, welche Schilderung zu den ſchönſten Theilen des Gedichts gehört. Es zieht mit Heinrich nach Salerno und in reiner, völlig uneigennütziger und ſich ganz hingebender Liebe des reinen weiblichen Herzens ſoll es ſchon den Todesſtoß erleiden, als in Heinrich's Gemüth plötzlich ein Umſchlag erfolgt, er ſich demüthigt und ſelbſt verlangt, daß das Kind nicht geopfert werde. Indem er ſich dem Willen Gottes ergibt und in die Heimath kehrt mit dem Kinde, das über die Vereitlung ſeines vermeintlichen Lebensziels bis in den Tod betrübt iſt, belohnt Gottes Gnade ihn und die Jungfrau, indem er zur Geneſung und zum Wiederbeſitze ſeiner Güter und Ehren gelangt, das Mägdlein aber ſpäter die Gattin des durch es geretteten und auch in der Seele umgewandelten Heinrich wird.

Hartmann von Aue, aus einem jetzt noch blühenden Geſchlechte, iſt um 1170 geboren, nahm um 1197 an einem Kreuzzuge Antheil, verfaßte kurz vorher den Erek, dann ſeine beiden Büchlein, und hierauf den Gregorius, armen Heinrich und Iwein. Er ſtarb zwiſchen 1210 und 1220. Der heil. Gregorius, herausgeg. von Lachmann, Berlin 1838, enthält freilich einen grauſigen Stoff, der gar manchem Leſer widerlich erſcheinen muß; dagegen hat der arme Heinrich, herausgeg. von Haupt, Leipzig 1842, und früher von Grimm und Lachmann, ein um ſo übertriebeneres Lob erhalten, das nur einzelne Stellen, nicht aber das Ganze treffen kann, wenn gleich Gervinus wieder zu hart über das Gedicht urtheilt und die Motive der Hingebung des Mädchens nicht in natürlichen Gefühlen begründet laſſen will, da ſie doch offenbar nur in der Liebe beſtehen, welche das Mädchen im Ungeſtüm ſeiner Sehnſucht nach dem Himmel nur Anfangs ſelbſt nicht kennt und dann vor ſich ſelbſt verbergen will.

35. Von Rudolf von Ems gehören drei Gedichte hierher, ſein Barlaam und Joſaphat, Guter Gerhard und heil. Euſtachius, von welch' Letzterem aber nur Namen und einzelne Verſe bekannt ſind. Barlaam und Joſaphat, nach einem lateiniſchen Buche gedichtet und Muſter der aus-

führlichen Legendenerzählung dieſer Zeit, behandelt die vielverbreitete Sage, wie der ungeachtet der Abmahnungen ſeines Vaters Barlaam von einem alten Einſiedler zum Chriſtenthume bekehrte Königsſohn Joſaphat endlich auch ſeinen Vater bekehrt und zuletzt in beſchaulicher Zurückgezogenheit ſein Leben zubringt, wo der Werth des Gedichts mehr in den Reden, Geſprächen und Gleichniſſen liegt, als im Stoffe, der ganz einfach iſt. Von mehr weltlicher Tendenz iſt der gute Gerhard, ebenfalls nach einem lateiniſchen Buche gedichtet, reich an Gedanken und wohl das Beſte des Verfaſſers, obſchon wir es nimmermehr für Beſcheidenheit erkennen können, wenn der gute Gerhard in ſo reichem Redeſchmuck ſein eigenes Lob ganz ausführlich erzählt. Dem Kaiſer Otto dem Rothen, der ſein reiches Gut zu milden Zwecken verwendet hat und darauf ſtolz iſt, wird nämlich geoffenbart, daß dies vor Gott nichts gelte, wenn er nicht thue, wie der gute Gerhard in Köln. Daher geht Otto dahin und läßt ſich von Gerhard erzählen, wie derſelbe ſeinen ganzen Handelsgewinn dafür hingegeben, um gefangene Ritter aus der Sklaverei zu erlöſen, wie er eine dem engliſchen Könige Wilhelm verlobte Jungfrau bei ſich behalten, um ſie ſeinem Sohne zu verloben, aber ſie dem als Bettler erſcheinenden Könige dennoch ausgefolgt, ſie in deſſen Land geleitet und allen Lohn bis auf einige kleine Andenken ausgeſchlagen, nach welcher Erzählung auch Otto erkannte, daß man das Gute nur um Gottes willen thun dürfe.

Rudolf von Ems, ein Dienſtmann der Grafen von Montfort, war in den Künſten des Friedens und Kriegs wohl erfahren, ein vertrauter Diener des ſtaufiſchen Hauſes, und ſtarb zwiſchen 1250 und 1254 in Reichsgeſchäften in der Lombardei. Seine Kunſt lernte er an Gottfried von Straßburg, und den Barlaam verfaßte er zwiſchen 1220 und 1223. Früher dichtete er Romane weltlicher Art; ſonſt aber noch, außer Wilhelm von Orlens, einen Alexander, Troſanerkrieg und Weltchronik. Barlaam und Joſaphat, herausgeg. von Fr. Pfeiffer, Leipzig 1843; Guter Gerhard, herausgeg. von Haupt, Leipzig 1840. Er iſt der fruchtbarſte Dichter ſeiner Zeit, aber auch einer der beſcheidenſten, indem er ſich gern ſeinen größeren Zeitgenoſſen unterordnete.

36. Mit Uebergehung des Bayern Reinbot von Dürn, von dem die überſchwängliche und allegoriſirende Legende vom heil. Georg bekannt iſt, ſo wie einer Anzahl noch unbedeutenderer Legendendichter, ſind hier noch Konrad von Würzburg und Hugo von Langenſtein zu nennen. Der Erſtere hat unter ſeinen zahlreichen Gedichten auch einige Legenden, welche den Glanz der Sprache und die Fülle der Darſtellung dieſes erſt ſpäter noch näher zu erwähnenden Dichters bezeugen. Von ihm gehören daher der heil. Sylveſter, wie er die das Chriſtenthum beſtreitenden Juden durch ein Wunder beſiegt, indem er nämlich einen von den Juden durch Ausſprechen des Namens Jehovah getödteten wilden Stier durch die Kraft Chriſti wieder lebendig macht, worauf die Juden und ſeine Mutter Chriſten werden; der heil. Alexius, eine noch von ſieben Anderen bearbeitete Sage von dem Heiligen, der mitten in der Jugend, im Reichthume und als eben die Jungfrau ihm die Hand gereicht hat, ein Kreuz zwiſchen ſich und ihr ſieht, daher ſich der Enthaltſamkeit und Armuth ergibt, pilgernd herumzieht und dann unerkannt als Bettler im reichen Hauſe

seiner Braut und Eltern, die ihn beweinen, sein Leben zubringt und dort stirbt; die Marter des heil. Pantaleon, der Welt Lohn, welcher die Vergänglichkeit der irdischen Freuden darstellt, und die liebliche Erzählung Engelhard, welche die Geschichte von Amicus und Amelius in etwas weltlicherer Weise, mit eigenen Zuthaten enthält.

Den gänzlichen Verfall der Legendendichtung bezeichnet zuletzt Hugo von Langenstein, der die Marter der heil. Martina in einem geschmacklosen, verworrenen, mit Entlehnungen aus anderen Dichtern reich versehenen, durchaus lehrhaften Gedichte darstellte und den armseligen Stoff bis zu 33,000 Versen ausspann. Was nach ihm kam, war noch schlechter und zuletzt artete die Legendendichtung, die wieder in die Hände der Geistlichkeit zurückkam, ganz aus.

Endlich ist noch das Passionale aufzuführen, das sich schicklich an die Legende anschließt und in drei Büchern das Leben Mariä und Jesu, das Leben der Apostel und Evangelisten und dann nach der Kalenderordnung das Leben der übrigen Heiligen in mehr als hunderttausend Versen darstellt. Ein Geistlicher am Mittelrheine dichtete es im 13. Jahrhunderte nach lateinischen Quellen und ungeachtet seiner Größe und Massenhaftigkeit ist das Buch doch nicht ohne Werth und enthält manche geschmeidig dargestellte, mit vieler Herzenstheilnahme geschriebene Stellen. Desselben Verfassers Lebensbeschreibung der ersten Mönche, der Veter buch, ist von untergeordneterer Bedeutung.

Konrad von Würzburg, ein kenntnißreicher Mann, verließ seine Heimath früh und lebte meistens in Straßburg und Basel. Er starb 1287 zu Freiburg. Von seinen zahlreichen Werken war der Trojanerkrieg das letzte; außer den obigen sind noch einige andere zu nennen. Der Sylvester, herausgeg. von W. Grimm, Göttingen 1841, Alexius, herausgeg. in Haupt's Zeitschrift III. 535—576; Pantaleon, daselbst VI. 195—253, Der Welt Lohn, herausgeg. von Franz Roth, Frankfurt 1843, Engelhard, herausgeg. von Haupt, Leipzig 1841. — Hugo von Langenstein, am Bodensee geboren, war 1298 im deutschen Hause zu Freiburg und bis 1319 Komthur der Insel Mainau. Das erwähnte Gedicht, 1293 verfaßt, in Auszügen bei Graff, Diutiska, II 115. — Das Passionale ist noch nicht ganz herausgegeben; die zwei ersten Bücher von Hahn, das Passional, Frankfurt 1845. Nach v. d. Hagen, Gesammtabenteuer III. 463, sey dessen Verfasser Konrad von Fußesbrunnen gewesen.

37. An diese Epik der biblischen Geschichte und Heiligensage reihten sich die Gedichte, welche die Geschichte des griechisch-römischen Alterthums und die Weltgeschichte behandeln. Hier steht obenan die Geschichte und Sage von Alexander dem Großen, dem gewaltigen, festen Helden, der wie ein Meteor vorüberrauschte, in jugendlicher Kraftfülle die halbe Welt unter seinen Scepter zwang, zuerst dem Abendlande alle die Wunder des glänzenden Orients öffnete und nach seinem frühen Tode vom Morgen- und Abendlande selbst in eine Folie von Wundern gehüllt wurde. Bot schon der Stoff selbst eine reiche Fülle für die Poesie dar, so ward er dem Abendlande noch näher gerückt durch die Kreuzzüge, welche abermals den Wunderhimmel des Morgenlands in aller Pracht aufschlossen und die alten Sagen verjüngten. Durch die Franzosen zunächst darauf geführt, versuchte sich zuerst um 1138 Alberich von Besançon, Mönch zu Clugny, an diesem Stoffe, aber sein

Werk ist verloren. Dagegen besitzen wir eine der kostbarsten Blüthen unserer alten Poesie in dem Alexander vom Weltgeistlichen Lamprecht aus Oberdeutschland, welches Gedicht voll Freude am Heldenhaften, voller Züge aus dem volksmäßigen Heldengesange ist und noch ganz an die alte Heldenpoesie erinnert. Es ist noch wenig beweglich, streng, herb, oft abgebrochen und trocken, aber nicht ohne idealische Betrachtung und dabei wieder erfüllt von kräftigen und lieblichen Schilderungen, Wärme und Gefühl, Herzlichkeit und Innigkeit, daß es viele andere Gedichte dieser Zeit weit überragt. Und während er den Helden mit seltener Unparteilichkeit zu schildern und darzustellen sucht, lenkt er den Stoff zuletzt nach dem höheren Standpunkte der christlichen Anschauung. Von ähnlichen Gedichten des Breisgauers Berthold von Herbolzheim und des Thüringers Biterolf ist nichts mehr erhalten und selbst der 1230—1241 verfaßte Alexander von Rudolf von Ems, welcher sich strenger an die Geschichte hielt, ist unvollendet und steht weit hinter Lamprecht zurück. Noch mehr ist dies bei dem Böhmen Ulrich von Eschenbach der Fall, der um 1278—84 dichtete, ungeachtet seiner größeren Annäherung an die Geschichte doch zu den absurdesten Mährchen greift und noch schlechtere Produkte Anderer nach sich hat.

Neben der Alexandersage mag noch die Kaiserchronik stehen, eine in gutem altem Stil erzählte poetische Profangeschichte der römischen Kaiser von Cäsar bis Konrad III., die viele Sagen und Kirchenlegenden einmischt und sogar ganze Stellen aus dem Annoliede und anderen Gedichten enthält. Die ältesten Handschriften reichen bis 1147 und um jene Zeit mag das Gedicht auch entstanden sein; später ward es überarbeitet und bis auf Rudolf von Habsburg fortgeführt. Das Werk selbst ist die wunderlichste Mischung von Geschichte, Fabel, Legende und Mährchen.

Wolf in den Wiener Jahrbüchern LVII. 169; des Pfaffen Lamprecht Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts, Urtext und Uebersetzung, von Dr. Heinrich Weismann, Frankfurt 1850. 8°. 2 Bände. Lamprecht's Alexander, herausgeg. in Diemer's deutschen Gedichten. I. Wien 1849. Die Kaiserchronik, herausgeg. von Diemer, ebendas., und Maßmann, Quedlinburg 1849. Der Alexander von Rudolf von Ems ist noch nicht herausgegeben.

38. Zur Zeit der höfischen Poesie wurden derartige Stoffe seltener bearbeitet, weil sie die Minne weniger berührten; doch sind noch einige Werke vorhanden, die nach römischen Quellen gedichtet sind. Hierher ist zu rechnen die Aeneide des Westphalen Heinrich von Veldeke, um 1180—89 entstanden und zwar nach einem französischen Vorbilde. Er kam vom Hofe zu Cleve zu dem Thüringer Landgrafen auf die Wartburg und in ihm erscheint zuerst die Zierlichkeit des Stils, Glätte der Sprache, Genauigkeit der Verse und der Wohllaut der Reime, wie solches den höfischen Dichtern eigen war. In seinem Werk sind Gemüthlichkeit und Naivetät nicht zu verkennen, dagegen ist Alles verflacht, was sich noch bei Virgil von Kernhaftem und Kräftigem findet, und dieses soll ersetzt werden durch kindische Minnetändeleien. Sein Ruhm ist daher weniger in dieser Leistung zu suchen, als daß er eben zuerst das Volksmäßige ablegte und die höfische Poesie eröffnete.

In demselben Wartburgischen Kreise entstand etwas später das Lied von Troja durch Herbort von Fritzlar, der noch nicht dieselbe Feinheit und Zierlichkeit besaß und in diesem Gedichte noch mehr Spuren der alten Starrheit und Volksmäßigkeit bewahrt hat. Die Sprache selbst ist die Mundart Niederhessens und zu seinem Werke benützte er ein französisches Buch, das auf Dares Dictys beruhte und bestimmt schien, die Geschichte vor der Aeneide zu ergänzen. Herbort ist ein sehr mittelmäßiger Dichter, bei dem neben der alten rohen Kraft die neue Sentimentalität sich breit macht, der aber dennoch wieder heimathliche Züge unter das Fremdeste einschiebt und in Einzelheiten sogar eine zarte Seele leuchten läßt. — Nach Herbort bearbeiteten denselben Stoff noch Rudolf von Ems, dessen Gedicht verloren ist, und Konrad von Würzburg, der über seiner Arbeit starb, so daß sie erst ein Anderer vollendete. Ebenso sind für uns verloren die Verdeutschung von Ovid's Metamorphosen durch Albrecht von Halberstadt und der Umhang Bliker's von Steinach, eines Ritters aus der Pfalz, die demselben Kreise angehörten.

Endlich gehören hierher noch verschiedene Weltchroniken, welche die Zeitgeschichte in gereimter Darstellung enthielten, aber ohne besonderen Werth waren, weil darin aller poetische Genius fehlte und auf die wunderlichste Weise Geschichte mit Mährchen vermischt wurde. So dichtete Rudolf von Ems gegen das Ende seines Lebens ein solches Werk, das unvollendet blieb und blos bis auf Salomons Tod reichte, so nach dem Pantheon Gottfried's von Viterbo ein thüringischer Geistlicher und nach diesen noch Andere, bis endlich die Prosa das Uebergewicht bekam und die Poesie mit solchen schlechten Produkten verschont wurde.

Heinrich von Veldeke hatte 1180 einen Theil des Werkes schon vollendet, dann ging das Manuscript verloren und er setzte es erst fort, als es neun Jahre später wieder gefunden wurde. Die Aeneide ist herausgegeben in Müller's Sammlung deutscher Gedichte, Berlin 1783. I. — Herbort's Gedicht ist herausgegeben von G. K. Frommann, „Liet von Troye", Quedlinburg 1837. — Konrad v. Würzburg's Gedicht in Müller's erwähnter Sammlung III. Albrecht von Halberstadt in Haupt's Zeitschrift III. 289—292, und von Georg Wickram, Mainz 1545. — Die Weltchroniken sind nur in Bruchstücken abgedruckt.

39. Die karolingische Sage wurde nicht so häufig bearbeitet, als es der durchaus deutsche Kaiser erwarten ließ, denn die Theilung des Reichs veranlaßte, daß er in der heimathlichen Sage weniger fortlebte, als in der französischen, woher sogar unsere deutschen Dichter für ihre desfallsigen Gedichte den Stoff schöpften. Seine Kriege in Deutschland waren gegen einheimische Völkerstämme gerichtet, seine übrigen lagen außerhalb des Landes, weshalb sie hier nicht so viele Theilnahme fanden, wogegen seine gesetzgeberische Wirksamkeit bei uns eine nachhaltendere Wirksamkeit übte und daher auch überall im Volke bekannt und sprichwörtlich war. Bei den Franzosen bildete dafür Karl den Kern ihrer ganzen Sagendichtung, welche seinen Zug gegen die Ungläubigen

in Spanien ſogar mit dem Glanze der Kreuzzüge umhüllte. Auch hier zeigte ſich die Eigenheit der epiſchen Poeſie, daß ſie es nicht liebt, die Hauptperſon, welche deutlich in der Geſchichte hervortritt, in die Mitte zu ſtellen, ſondern eine untergeordnetere Perſon zum Helden macht und die Sage ſie umranken läßt. Erſt die Heiligſprechung Karl's durch Papſt Paſchalis erweckte wieder das Andenken an ihn und nun ſchrieb nach Turpin's Lebensbeſchreibung und dem franzöſiſchen Rolandsgedichte auch der Weltgeiſtliche Konrad um 1173—1177 im Dienſte Heinrich's des Löwen zuerſt lateiniſch und dann deutſch ſein Rolandslied in ſchmuckloſer, faſt trockener Weiſe. Es ſind darin einige wirklich ächt epiſche Züge enthalten, aber das Ganze enthält zu viele lange Berathungen und Reden, die Schilderung wird oft breit und die lange Aufzählung der Helden und Kriegsſchaaren ſogar langweilig. Der Inhalt iſt der Verrath Genelun's, der ſeinen Stiefſohn Roland verderben will und ihn deshalb an die Ungläubigen verräth, ſo daß Roland im Engpaſſe von Ronceval überfallen wird und nach heldenmüthiger Wehr, nachdem er ſein treues Schwert zerbrechen wollte, ſtirbt, worauf Genelun's Beſtrafung folgt. — Im dreizehnten Jahrhunderte ward derſelbe Stoff nach dieſem Gedichte und noch anderen Quellen von dem öſterreichiſchen Dichter Stricker weiter bearbeitet, aber nicht zu ſeinem Vortheile, indem derſelbe die beſten Stellen gegen ſeine breiten beſchreibenden und aufzählenden Zuſätze vertauſchte und ſo der epiſche Charakter größtentheils verloren ging. Zwei denſelben Stoff behandelnde niederrheiniſche Gedichte aus dieſer Zeit hat man irrthümlich für ein einziges gehalten und Karlmainet (Charlesmagne) genannt; ſie ſind jedoch auch nur in Bruchſtücken auf uns gekommen.

Auch über Karl's Geburt und Ahnen verbreiten ſich einige Dichtungen von untergeordnetem Werthe; dahin gehören König Rother, Karls Großvater, Flore und Blancheflur, die Eltern der Bertha, die Gute Frau, Gemahlin Karlmann's, Vaters von Karl und Pipin dem Kleinen. Namentlich war Flor und Blancheflur, vom Schweizer Konrad Fleck gedichtet, früher ſehr beliebt wegen der Schilderung der zärtlich treuen Liebe beider Hauptperſonen; das Gedicht gehört jedoch ſchon mehr in das Gebiet der poetiſchen Erzählung. Die gute Frau iſt von einem Nachahmer Hartmann's nach dem Franzöſiſchen und ſoll die gottergebene, weltentſagende Geiſtes- und Leibesarmuth preiſen. Von Gedichten aus dem Kreiſe der Karolingiſchen Helden hat nur Wilhelm von Oranſe hier eine Stelle zu finden, und zwar nicht wegen des niederrheiniſchen Gedichts, wovon Fragmente erhalten ſind, ſondern wegen der Bearbeitung durch Wolfram von Eſchenbach, einem fränkiſchen Edlen, dem Landgraf Hermann von Thüringen dazu ein franzöſiſches Original verſchafft hatte. Den Inhalt bilden die Kämpfe, welche der Markgraf Wilhelm, nachdem er die ſchöne Heidenfürſtin Arabele entführt hatte, gegen ihren bisherigen Gatten und Vater und deren Heerſchaaren führen mußte, wobei noch der Kaiſer an der

Sache keinen Gefallen hatte. Das Gedicht hat Wolfram nicht vollendet, doch ward es auch so sehr hoch gehalten und es ist wirklich in der Form eines der besten Gedichte Wolfram's, mit fester und feiner Charakterzeichnung, aber nicht ohne die Mängel des französischen Vorbilds, die Wolfram nicht alle zu entfernen verstand. Er hat blos die Mitte der Sage mit Bewußtsein herausgewählt, die Geschmacklosigkeit der späteren Zeit fand es aber für nöthig, nicht nur das Gedicht zu beendigen, was 1242 der Schwabe Ulrich von Turheim that, sondern auch ein Kärnthner, Ulrich von dem Türlin, dichtete sogar zwischen 1253 und 1278 eine Vorrede oder Vorgeschichte hinzu, um ja den Stoff recht auszuspinnen, obschon dies Alles geradezu gegen den Geist der Wolfram'schen Dichtung war.

Ruolande's Liet, herausgeg. von W. Grimm, Göttingen 1838, 8. Stricker's Karl steht im 2. Bande von Schilter's Thesaurus, Karlmainet in Benecke's Beiträgen I. 613-618, Maßmann's Denkmälern I. 155–57 und Lachmann's Bruchstücken Niederrhein. Gedichte 14–32. — Flore und Blancheflur, herausgeg. von Sommer, Quedlinburg 1846. Die gute Frau in Haupt's Zeitschrift II. 392–481. Wolfram's Wilhelm von Oranse in Lachmann's Wolfram von Eschenbach, Berlin 1833. Der Wilhelm des v. d. Türlin: Wilhelm von Oranse, herausg. von Casparson. Kassel 1781.

40. Die Thiersage ist in ihrem Ursprunge eine durchaus deutsche und konnte nur in der ältesten Zeit entstehen, unter einem gesunden Naturvolke, wo der Friede mit der Natur noch wenig gestört war und die Menschen in dem Thiere des Waldes die Verkörperung einer unheimlichen, dunklen Naturkraft sahen. Die Heimath der Thiersage muß bei den Franken gesucht werden, mit denen sie nach Frankreich hinüber kam, ohne die alten deutschen Namen Isangrim (eisengrimmig), Reginhart, Bruno (der Braune) der Thiere mit anderen zu vertauschen. Nur eine Umänderung fand statt; bei den Deutschen war nämlich der Bär König der Thiere, während nun der Löwe dessen Stelle einnahm und in die alte, unbefangene Darstellung des Thierlebens nach und nach die Satire sich einschlich. In Deutschland verschwand die Thiersage schon früh bis auf einzelne Fabeln; nur in Flandern lebte sie fort und zwar sowohl in lateinischer als in der Volkssprache. Erst von daher erhielten wir die Thiersage wieder zurück und gestaltete sie sich dann zur Epopöe. Heinrich Glichezäre (Gleissner), wohl ein fahrender Sänger des Elsasses, brachte um 1170 zuerst wieder die Thiersage auf deutschen Boden in seinem Isengrines not, wovon noch Bruchstücke erhalten sind. Dies Gedicht stellt im strengeren Stile des zwölften Jahrhunderts zehn Erzählungen vom Fuchs und Wolf dar und ahmt durch Lehrhaftigkeit oft die Dichtung der Geistlichkeit nach. Etwa sechszig Jahre später dichtete ein Ungenannter in reineren Formen den Reinhart Fuchs um, ohne den Stoff zu verändern, aber dies war auch der letzte Zweig, den die Thiersage bei uns trieb. Nur bei den Franzosen und Niederländern rief sie noch einige Dichtungen hervor und wurde dann der holländische Reinaert von Nikolaus Baumann 1498 zu Lübeck in's Plattdeutsche übertragen, wo er aber eine stärkere satirische Färbung erhielt.

Reinhart Fuchs, herausg. von Jacob Grimm, Berlin 1834. Isegrines not ist abgedruckt in Jacob Grimm's Sendschreiben über Reinhart Fuchs, Leipzig 1840. Der plattdeutsche Reinecke Vos, herausg. mit Wörterbuch von Hoffmann, 1831.

41. Die Kreuzzüge, welche dem staunenden Auge der Deutschen alle die Wunder des Orients erschlossen, veranlaßten auch die Entstehung zahlreicher Dichtungen, die im Oriente spielen oder doch in vielen Beziehungen zum Morgenlande stehen. Es gibt deren eine große Anzahl vom verschiedenartigsten Stoffe und der größere Theil ward von den fahrenden Sängern gedichtet, die schon durch ihr eigenes Herumziehen Gefallen bekamen an der Schilderung der großartigen Pilgerfahrten und Züge in ein unbekanntes Land, wo die Poesie den reichsten Spielraum fand.

An die ältesten Sagen der Heimath lehnt sich der Orendel an, ein Gedicht, welches die Sage vom sogen. heiligen Rock in Trier erzählt. Orendel sey ausgezogen von seinem Vater, König Eigil zu Trier, über's Meer gegangen, wo er Schiffbruch gelitten, und habe dann den ungenähten Rock und die schöne Frau Breida gewonnen, mit denen er nach Trier zurückgekehrt und bald darauf gestorben sei. Orendel ist übrigens eine auch in der nordischen Mythe vorkommende Person, und es ist merkwürdig, wie sich hier heidnischer Mythus und Christenthum in Einem Stoffe verschmolzen haben. — Salomon und Morolt stellt aus jüdischer Tradition den Gegensatz zwischen der weltlichen und der heiligen Weisheit des Königs Salomon dar, und zwar auf höchst volksmäßige Weise. Morolt, ein listiger Bruder und Diener Salomon's, gewinnt ihm die ihm zweimal durch List von den Königen Pharao und Princian geraubte Frau durch größere List wieder zurück, womit verschiedene Entführungsabenteuer verbunden sind. Das Gedicht ist mehr zum Sagen eingerichtet und die erzählende Kunstpoesie mit dem Volksgesange verschmolzen, so daß es ganz die Kunst der Fahrenden lehrt. Es besteht aus kurzen Reimpaaren, hat aber zwischen der dritten und vierten Reimzeile eine reimlose Zeile und bildete daher den 5zeiligen Strophenbau, der von da an im Volksgesange einer der beliebtesten war. — König Rother oder Ruther ist dem vorhergehenden durch ähnliche Entführungsgeschichten verwandt, ward von einem fahrenden Sänger vom Niederrheine gedichtet und der Stoff ist im Nordosten zu Hause; aber der Dichter, welcher die zahlreichen Sagen in bunter Vermengung gekannt hat, verlegte die Umgestaltung des Inhalts nach Tyrol und der Lombardei, wohin der Name Rother's sowohl, als der Herzog von Meran im Gedichte deuten. Es ist derselbe Stoff, den auch die nordische Vilkinasage behandelte, nur faßte sie ihn reiner, treuer und in ächterer Gestalt der rohen Heldenzeit auf, als dies Gedicht, das zu viele Reden und Morallehren christlicher Anschauung an die Stelle der Thaten und Kämpfe setzt. König Rother herrscht zu Bare in Apulien und läßt um die Tochter des Kaisers Konstantin zu Konstantinopel durch zwölf Männer werben, die aber dort gefangen gehalten werden. Daher zieht Rother selbst dahin unter fremdem Namen mit einer Schaar Riesen, die durch

ihre Heldenkraft überall Schrecken erregen, gewinnt die Prinzessin und entführt sie. Aber Konstantin läßt sie ihm durch einen Spielmann wieder entführen und will sie mit König Ymlot von Babylon vermählen, weshalb Rother mit einem großen Heere erscheint und die Königstochter mit Waffengewalt zurückbefreit. Manche Züge des Gedichts sind gut gelungen, namentlich jene von der alten Mannentreue und dem Auftreten der Riesenschaar, und der Dichter zeigt genaue Kenntnisse der Geschichte und Localitäten Konstantinopels. Wegen der darin vorkommenden Irrfahrten im Morgenlande gehört hierher auch Herzog Ernst, ein Gedicht, das mit den vorigen ziemlich gleichalterig ist und von einem Fahrenden gedichtet wurde, wenn nicht gar von Heinrich von Veldeke, dem ein solches Gedicht zugeschrieben wurde, wie überhaupt dieser für Phantasie und Gemüth gleich lohnende Stoff mehrfache Bearbeitungen erfuhr, und zwar noch bis in's fünfzehnte Jahrhundert herab. Man erkennt darin schon, wie die geschichtliche Volkssage Zeiten und Personen willkürlich und launenhaft mit einander vermengt und, weil der Stoff nicht mehr abenteuerlich genug ist, deshalb nach den Wundermährchen des Orients mit dessen phantastischer Geographie greift. Darum ist auch der erste Theil trotz mancher schönen Einzelnheiten trocken, wogegen der zweite Theil ganz abenteuerlich wird. Der eigentliche Inhalt ist die Geschichte Herzogs Ernst II. von Schwaben, der wegen zweimaliger Erhebung gegen Kaiser Konrad II. und seines treuen Festhaltens an seinem Freunde Werner von Kyburg in die Acht erklärt wird und deshalb dem Untergange entgegen geht. Aber dieser Stoff ist so umgestaltet, daß Ernst als Herzog von Bayern erscheint, Kaiser Otto sein Stiefvater und Pfalzgraf Heinrich sein Gegner ist und daß Ernst nicht untergeht, sondern nach seinen langen Irrfahrten doch wieder mit dem Kaiser versöhnt wird, denn die christliche Anschauung des Dichters wollte seinem Helden für seine bewährte Freundestreue den Lohn zukommen lassen und versöhnend schließen. Der zweite Theil ist nur eine Episode, wie Ernst nach Jerusalem zu einer prächtigen, aber einsamen Burg kommt, ein unzählbares Kranichheer mit einer aus Indien geraubten Jungfrau sich darin niederläßt und von Ernst und seinen Mannen bekämpft wird, ohne daß Letztere siegen können, worauf sie zu Schiff gehen und zum Magnetberg im Lebermeere kommen. Nur sieben Begleiter bleiben dem Herzoge übrig, er läßt sich mit sechs derselben, in Seehundsfelle eingenäht, von Greifen an einen fernen Felsen tragen, dann kommt er zu den Arimaspen und hilft ihnen gegen die Schaaren der Plattfüße, Langohren und Riesen, immer siegreich, bis er endlich nach Jerusalem kommt, auch dort große Thaten verrichtet und endlich in die Heimath zurückberufen wird, wo ihm am Christtage der Kaiser verzeiht. Das Abenteuerliche dieses Stoffs nebst der Schilderung der ächt deutschen Mannentreue erhielt ihn lange lebendig, und zwar so, daß das Gedicht nicht nur in der sogen. Berner Weise ein lang gesungenes Volkslied ward, sondern gerade diese Weise auch den Namen Herzog Ernst's Ton davon erhielt.

Der ungenähte graue Rock Christi, herausg. von v. d. Hagen, Berlin 1844, enthält einen neueren Text mit den älteren Varianten. Salomon und Morolt, in v. d. Hagen's deutschen Gedichten des Mittelalters, Berlin 1808. I. König Rother in Maßmann's deutschen Ged. des 12. Jahrhunderts, 162–234. Herzog Ernst in der älteren Bearbeitung und Bruchstücken bei Hoffmann, Fundgruben I. 228–230; die ältere Umarbeitung des 13. Jahrhunderts ist ungedruckt, die jüngere bei v. d. Hagen, Gedichte des Mittelalters, 1811. Das Gedicht aus dem 15. Jahrhundert: v. d. Hagen's Heldenbuch, 227–233. Der Stoff ist auch in lateinischer Prosa und Hexametern von Geistlichen verarbeitet.

42. Aus demselben byzantinisch-orientalischen Kreise nahmen auch einige Geistliche ihre Stoffe, wie im Priester Johannes und Kaiser Heraklius. Das Erste ist eine deutsche Uebertragung des Briefs, welcher im Jahre 1165 an Friedrich I. und andere europäische Fürsten unter dem Namen des fabelhaften christlichen Königs Johannes aus Indien kam. Der Heraklius ist dagegen eine halb legendenartige, halb weltliche und oft leichtfertige Geschichtserzählung eines Geistlichen Otte, und zwar nach dem französischen Muster des Gautier von Arras, um die Mitte des 13. Jahrhunderts gedichtet. Der reiche Knabe Heraklius besitzt die Gabe, aller Steine Kräfte, der Rosse Tugend, der Frauen innersten Sinn und geheimes Thun zu erkennen, erprobt dieselbe vor und für den Kaiser, dem er die Athenais als die herrlichste Jungfrau erwählt. Bei einem Kriegszuge läßt dieser seine Gemahlin gegen des Heraklius Rath zu streng überwachen und reizt sie daher zur Untreue, was mit glänzendem Schmucke erzählt ist. Nach des Kaisers Rückkehr wird die büßende Kaiserin geschieden und mit dem Geliebten vermählt, Heraklius steigt aber immer höher und wird zuletzt selbst Kaiser, wo er den Persern das geraubte heilige Kreuz wieder abgewinnt. — Die ritterlichen und Liebesabenteuer, welche sich mit diesem Kreise verbanden, veranlaßte auch die höfischen Dichter, diese Stoffe nicht unbeachtet zu lassen, obschon ihnen andere Sagenkreise mehr behagten. Ein niederrheinischer Dichter, der wohl selbst Syrien gesehen, bearbeitete einen ihm aus Flandern zugekommenen Stoff im Grafen Rudolf um 1170—73, wovon noch Bruchstücke erhalten sind, mit dichterischer Freiheit und in warmer, natürlicher Darstellung, worin er eine lebendige Darstellung des damaligen Zustandes von Palästina gab. Es stellt den Grafen Rudolf zu Jerusalem, Ascalon und Konstantinopel dar, wie er mit Heiden und Christen kämpft und mit einer orientalischen Königstochter im Liebesbunde steht. Das Gedicht steht in Beziehung auf die Grafen Robert II. und Dietrich von Flandern und ward 1252—77 durch den Lüneburger Berthold von Holle, der auch das Gedicht von Demantin und Darifant verfaßte, mit Veränderung der Persönlichkeiten und Localitäten unter dem Titel Crane so umgedichtet, daß es nun in Deutschland und Ungarn spielt. Von schon größerer Ausbildung der höfischen Poesie zeugt das nach dem Franzosen Alexander von Bernay von einem Unbekannten herrührende Gedicht Athis und Prophilias, welches sich auf klassischem Boden zu Athen und Rom bewegt und die Geschichte zweier Freunde und Liebenden behandelt. Der Dichter mag unmittelbar nach Veldeke gelebt haben,

es ſind aber auch hievon nur Bruchſtücke bekannt. Aehnliche verloren gegangene Gedichte Anderer übergehend, begegnen wir auch hier dem Rudolf von Ems mit ſeinem Gedichte Wilhelm von Orlens (Orleans), welches ſeine ſchwächſte Arbeit iſt und zwar eine zierliche Diction hat, aber höchſt willkürlich ausgeſchmückt iſt und die Ermattung des Dichters zeigt, dem es um's Dichten nicht mehr recht Ernſt iſt, wie er überhaupt zu dieſem Werke erſt durch Ulrich von Winterſtetten veranlaßt wurde. Ein Fürſt von Brabant gewinnt darin durch Turnier und Kampf den engliſchen Thron mit der Königstochter, und es iſt damit Wilhelm der Eroberer gemeint, von dem er Gottfried von Bouillon abſtammen läßt. Ferner gehören hierher zwei Bearbeitungen der Heidin, die durch einen chriſtlichen Ritter geſchehende Entführung einer Heidenkönigin in ſchwankartiger Weiſe darſtellend; Grave Meie und Belaflor, von einem jugendlichen Dichter, welches die von Gefahren und Abenteuern geprüfte treue und reine Eheliebe ſchildert und in Italien und Spanien ſpielt, nach älterer proſaiſcher Quelle, welcher Stoff ſpäter wieder von Schondoch im König von Frankreich und von Hans dem Büheler 1300 umgedichtet wurde; der Apollonius von Tyrland durch den Wiener Arzt Heinrich von Neuenſtadt um 1400, die Kreuzfahrt Landgrafs Ludwig von Thüringen von einem zu derſelben Zeit (1305) lebenden Schleſier; Wilhelm von Oeſterreich von Johannes dem Schreiber von Würzburg; Reinfried von Braunſchweig, um 1291, und Johannes von Soeſt's Verdeutſchung der Kinder von Limburg, um 1470, welche ſich meiſtens an frühere, theils einheimiſche, theils fremde Vorbilder hielten und die Ausartung dieſer Art Dichtung beurkunden. —

Johannes in: Jacob Grimm's Geb. d. Mittelalters auf König Friedrich I. 12 u. 103—107. Eraclius, deutſches und franzöſiſches Gedicht, herausg. von Maßmann, Quedlinburg 1842. Graf Rudolf, von Wilh. Grimm, Göttingen 1844. Bruchſtück vom Crane in Haupt's Zeitſchrift I. 66—95; aus Demantin in Maßmann's Denkmälern I. 76—79, aus Darifant in Haupt's Zeitſchrift II. 176—186. Athis und Prophilias, von Wilh. Grimm, Berlin 1846. Rudolf's Wilhelm von Orlens in Bruchſtücken vor Caſparſon's Wilhelm von Oranſe I. 8—23, die ganze Ausgabe wird Fr. Pfeiffer beſorgen. Die Heidin in v. d. Hagen's Geſammtabenteuer I. 389—439, Büſching's wöchentlichen Nachrichten IV. 195, Jacob's und Uckert's Beiträgen z. älter. Lit. I. 135. Mai und Belaflor, Leipzig 1848. Schondoch in v. d. Hagen's Geſammtabenteuern I. 169—188. Johann von Soeſt, geb. 1448 zu Unna, geſtorben 1506 zu Frankfurt, hieß eigentlich Johann Grumelkrut. Die letztgenannten Gedichte ſind theils ganz, theils nur in ſpärlichen Auszügen gedruckt.

43. Während die höfiſchen Dichter dieſe Stoffe nicht recht zu benützen verſtanden, zogen ſie ſpäter wieder die fahrenden Dichter in ihren Bereich, beſonders im 14. Jahrhundert, wo drei im ſogen. Hildebrandtston verfaßte ſangbare Gedichte ſich an einander anreihen. Der Otnit oder Ortnit iſt um 1250 gedichtet und ſchildert mit großer Lebendigkeit und Friſche die Brautfahrt des Longobardenkönigs nach der ſyriſchen Königstochter, die er mit Hülfe des Zwergenkönigs Elberich und nach ſchwerem Kampfe erringt, in die Heimath führt und taufen läßt, wofür ihm aber ſein Schwäher einen Drachen in's Land

ſendet, bei deſſen Bekämpfung er umkommt. Der Hugdietrich, der gleichſam nur eine Vorgeſchichte des Wolfdietrich iſt, in derſelben Sangweiſe, beginnt gleichfalls mit einer Brautfahrt. Es zieht nämlich dieſer König von Konſtantinopel nach Theſſalonich, ſchleicht ſich, als Weib verkleidet, in die Burg, gewinnt die Königstochter und erzeugt mit ihr einen Sohn, den Wolfdietrich. Dieſer bildet den Helden des Wolfdietrich, der im Kampfe wider ſeine ungetreuen Brüder ſeine Dienſtmannen verliert, daher auszieht, ſie zu ſuchen, eine lange Reihe von Abenteuern beſteht und den Otnit bekämpft, der dann mit ihm zieht, ſich aber von ihm trennt. Otnit wird hierauf von dem Drachen verſchlungen, weshalb Wolfdietrich dieſen erſchlägt und dabei den ſagenberühmten Panzer (Brünne) gewinnt, des Otnit Wittwe Sidrat zur Gemahlin erhält, ſeine Dienſtmannen befreit und, nachdem er ſein Weltreich ſeinem Sohne Hugdietrich übergeben, in ein Kloſter geht und dort im nächtlichen Kampfe mit Geiſtern ſtirbt. Die Heimath dieſer Sagendichtung iſt Tyrol und ſie ſelbſt gehört urſprünglich gar nicht in die deutſche Heldenſage, wohin ſie blos durch Irrthum und Verwechslung kam. Im Wolfdietrich treten allein Züge hervor, wie ſie dieſer Heldenſage eigen ſind, nämlich die unerſchütterliche Mannentreue zwiſchen König und Vaſallen, welches aber das Einzige iſt, was daran erinnert, während die zahlreichen Abenteuer und phantaſtiſchen Begebniſſe ihr geradezu widerſprechen.

Aus demſelben byzantiniſchen Kreiſe nahmen noch manche Volksdichter im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ihren Stoff zu Romanzen und Balladen, da die Sangbarkeit kurze Darſtellungen nöthig machte; ſie haben aber nur wenig Intereſſe für die Literaturgeſchichte und erinnern kaum noch in einzelnen Producten an die frühere Zeit.

Künec Ortnides mervart unde tot, herausg. von Ettmüller, Zürich 1838; in jüngerer Bearbeitung von Mone, Berlin 1821; in der Abkürzung Kaſpar's von Roen: v. d. Hagen's Heldenbuch I. 1—26. Der Hugdietrich von Fromann, herausg. in Haupt's Zeitſchrift IV. 401—430, und Oechsle's: Hugdietrich's Brautfahrt und Hochzeit, Oehringen und Stuttgart 1834; in Kaſpar von Roen's Abkürzung bei v. d. Hagen, Heldenbuch I. 26—51. Müllenhoff will die Sagen von Hugdietrich und Wolfdietrich aus der altauſtraſiſchen Sage ableiten. Früher wollte man den Otnit und Wolfdietrich dem Wolfram von Eſchenbach zuſchreiben, was doch auf den erſten Blick für unmöglich erkannt werden muß.

44. Ein viel ergiebigerer Sagenkreis für die höfiſchen Dichter war jener von König Arthus, Triſtan und dem heiligen Gral, und wie gern ſie ihnen ſich zuwandten, zeigen nicht nur die vorzüglichſten Gedichte dieſer Zeit, ſondern auch der Umſtand, daß mancher Stoff mehrfach bearbeitet wurde und faſt jede Perſönlichkeit, jeder Theil einen eigenen Dichter fand. Hier lag ſo recht die Möglichkeit, die chriſtliche und ritterliche Romantik zu verſchmelzen, die Stoffe künſtleriſch zu geſtalten, ſo daß ſchon frühe dieſe Sagen zum Gegenſtand der Dichtungen gewählt wurden. Ihren Urſprung nahmen dieſe Sagenkreiſe vorzüglich bei dem in Wales und der Bretagne wohnenden keltiſchen Volke und aus deſſen alten Volksliedern, die ſchon frühe willkürlich umgeſtaltet und

in einander verwebt wurden, ſo daß dieſe drei, urſprünglich verſchiedenen Sagenkreiſe bald in einander zerfloſſen. Mögen auch Manche unmittelbar aus den walliſiſchen Mährchen und der lateiniſchen Chronik von Gottfried von Monmouth geſchöpft haben, zunächſt folgten ſie doch den franzöſiſchen Quellen, denn die meiſten höfiſchen Dichter waren ja nicht einmal des Leſens kundig und mußten ſich ihre Quellen vorleſen laſſen, wofür ſie leichter franzöſiſche Bücher zu erlangen vermochten. Schon im Jahre 1170 ward ein Triſtan von Eilhard von Oberge gedichtet und ſpäter umrankten Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg dieſe Stoffe mit den herrlichſten Blüthen ihrer Dichtung, denen mit geringerem Geſchick Andere nachfolgten bis in ſpätere Zeit herab.

König Arthus, der alte britiſche Nationalheld, herrſchte zur Zeit, wo die eindringenden Deutſchen, Angeln und Sachſen ſich des Landes bemächtigten, war ein Held im Kampfe gegen dieſelben und um ihn ſammelte ſich ſpäter die ganze Sagendichtung des verdrängten Keltenvolks und wähnte ihn für ungeſtorben, um wieder aufzuſtehen als Retter und Rächer der unterjochten Nationalität. Aber die epiſche Dichtung behielt auch hier ihre Eigenthümlichkeit; ſie ſtellte Arthus blos dar als die Mitte eines glänzenden Hofs, als einen Lehensfürſten und etwa durch ſeine Milde ein Vorbild für Andere; ſie verherrlichte nicht ſeine Kämpfe gegen die Eindringlinge, ſondern ſeine Umgebung verrichtet die Thaten und ſie trifft der Ruhm. In Wales, im Schloſſe Kaerlleon ſitzt Arthus mit ſeiner ſchönen Gemahlin Ghwenhwywar, um ihn ein herrlicher Hofſtaat von tapferen Rittern und ſchönen Frauen, die Muſter des Ritterthums, adeliger Zucht und Tugend, männlicher Kraft und weiblicher Schönheit. Vor Allen leuchten hervor die zwölf Ritter der Tafelrunde und unter ihnen zu ſitzen iſt höchſtes Ziel des Ritterthums. Darum ziehen die Ritter aus, um Abenteuer aufzuſuchen, Großthaten zu verüben und ſo zu dieſer Ehre zu gelangen. Dies iſt der Kern dieſer Sage, der Grund, worauf alle Gedichte gebaut ſind, und gerade in der Art und Weiſe, wie dieſe Abenteuer entweder formlos auf einander gehäuft oder mit dichteriſchem Kunſtſinn zu einem Ganzen verwebt ſind, liegt der große Unterſchied zwiſchen den britiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Bearbeitungen und unter den einzelnen letzteren ſelbſt.

Die älteſte deutſche Bearbeitung dieſes Sagenkreiſes verſuchte Ulrich von Zazikoven aus dem Thurgau in ſeinem Lanzelet, wozu er den Stoff aus einer franzöſiſchen Schrift nahm. In dieſem um 1200 verfaßten Gedichte iſt der Stoff in ſeiner walliſiſchen Zuſammenhangsloſigkeit und Niedrigkeit dargeſtellt, ſeelenlos, trocken und unmotivirt, ſo daß man ſchon daraus ſieht, wie dem Verfaſſer nicht einmal die Sage ſelbſt ganz bekannt war. Dagegen weiß Hartmann von Aue den Stoff ſchon beſſer zu handhaben und die ſittlichen Gegenſätze zu verſöhnen in ſeinen hierher gehörenden Gedichten Erec und Iwein. Das erſtere, eine Jugendarbeit des Dichters, nach einem franzöſiſchen Originale,

zeigt noch den Einfluß der keltischen Abenteuersucht und Starrheit. Der Held gehört zur Tafelrunde, erwirbt durch Abenteuer seine schöne Gemahlin Enite und verbringt nun sein Leben in träumerischer Liebe, bis ihn Enite selbst wieder zu thatenvollem Leben aufregt, dadurch aber auch seine Eifersucht weckt, so daß er nun ihre Liebe, Geduld und Gehorsam auf mancherlei Weise erprobt und dann nach harten Leiden beide um so inniger und fester sich an einander anschließen. Ein reicheres und glänzenderes Talent bewährte Hartmann im Iwein, vor 1204 gedichtet, wo seine leichte und natürliche Sprache sich mit Würde und Feinheit dem Stoffe anschmiegt und den Leser fesselt, obschon eine leitende Grundidee auch diesem Gedichte fehlt. Das Ganze ist mehr ein Spiegel des Gesellschaftstons jener Zeit, als eine durchgeführte Erzählung, und die Handlungen sind nicht motivirt durch natürliche Verwickelungen und Leidenschaften, sondern wurden einzig durch Launen der Frauen oder andere unbedeutende Grillen veranlaßt. Doch ist ein weiter Unterschied zwischen ihm und den rohen wallisischen Mährchen zu finden und ein einziger Blick in das Gedicht genügt schon, um zu zeigen, wie er die Härten des Vorbildes zu mildern und die Unwahrscheinlichkeit der Abenteuer und Erzählungen zu entfernen wußte. Auch im Iwein ist ein ähnlicher Stoff behandelt. Der Held erwirbt gleichfalls eine schöne und reiche Gemahlin, Laudine, aber die Freuden des Ritterthums, denen er nachhing, machen die Gattin eifersüchtig und als sie sich von ihm trennen will, wird er wahnsinnig. Davon geheilt, zieht er noch lange auf Irrfahrten und unter schweren Kämpfen umher, bis sich mit ihm Laudine endlich wieder versöhnt. Durch diese Gedichte erscheint Hartmann als der älteste Meister unter der Trias der Häupter höfischer Dichtung. Er verstand es ebenso, die gelehrte, wie die höfische Bildung mäßig hervortreten zu lassen, er gebraucht fremde Ausdrücke nur selten, er beschränkt sein Ich und seine Reflexion überall und dasselbe ausgleichende Maß zeigt sich auch in der Versöhnung der sittlichen Gegensätze.

Die Arthussage, von San-Marte (Schulze), Quedlinburg 1842. Der Lanzelet, herausg. von K. A. Hahn, Frankfurt 1845. Hartmann's Erec, herausg. von Haupt, Leipzig 1839. Der Iwein, herausg. von Benecke und Lachmann, Berlin 1827 und 1843. Dazu ein Wörterbuch von Benecke, Göttingen 1833.

45. Hartmann's Vorbild in dieser Art der Dichtung suchten Spätere nachzuahmen, ohne ihm gleichzukommen. Einer seiner ältesten Nachdichter ist Wirnt von Grafenberg aus Franken, der um 1209 den Wigalois dichtete, aber es nicht verstand, den Stoff mit deutschem Gemüthe zu erfassen. Er kopirte geradezu einzelne Stellen Hartmann's und Gottfried's von Straßburg, vermengte mit dem britischen Stoffe fränkische und selbst römische Eigenheiten und trieb dabei das Reflectiren bis zum Ueberdrusse. In des Kärnthners Heinrich von dem Türlin der Aventiure Krone ist Gawan, das sprüchwörtliche Vorbild der Höflichkeit und Ritterlichkeit, der Held, aber es ist, obschon bereits um 1220 gedichtet, weit hinter den vorigen zurückbleibend und ganz nach dem Vorbilde des Chrestien von Troyes gedichtet. Und doch ist selbst

dieſes Gedicht noch beſſer, als eine ganze Reihe anderer, die ihm nachfolgten und immer ſchwächer wurden. Dahin gehören des Stricker's Daniel von Blumenthal, der Clies von Konrad Fleck oder Ulrich von Turheim, des Pleiers Gariel vom blühenden Thal und Tandarios, des Meiſters Konrad von Stoffel aus Schwaben, Gauriel von Muntavel, der Walwein, Wigamur, das Maere von dem Mantel und Andere, die einzelne Helden herauswählten, während Gottfried von Hohenlohe in einem Gedichte die ganze Tafelrunde umfaßte. Die Sache wurde von dieſen gar nicht mehr nach ächten Vorbildern aufgefaßt, ſondern theils nach fremden Nachbildungen untergeordneter Gattung, theils mit eigener Erfindung der platteſten Art, ſo daß man auch hier ſieht, wie die anfänglich fruchtbarſten poetiſchen Stoffe zuletzt zu den ſeichteſten Proſaromanen verwäſſert wurden.

Wigalois, der Ritter mit dem Rade, herausg. von G. F. Benecke, Berlin 1819. 8. Ausg. von Fr. Pfeiffer, 1847. Bruchſtücke von der Aventiure Krone in Wolf's Lais 378, Hartmann's Lieder von Haupt, XII., und Haupt's und Hoffmann's Altdeutſch. Blättern IV. 148. Der Wigamur in Büſching's und v. d. Hagen's Gedichten des Mittelalters I. Das Maere vom Mantel in Haupt's und Hoffmann's Altdeutſch. Blättern II. 217. Das Uebrige nur in ſpärlichen Auszügen bekannt.

46. Die Gralſage führt uns in eine ganze Welt von Wundern und Abenteuern, in den reichſten Glanz und die herrlichſte Pracht der großartigſten Zeit des Mittelalters. Sie konnte blos in Spanien entſtehen, wo arabiſcher, jüdiſcher und chriſtlicher Glauben und Aberglauben zuſammenfloſſen und allein die Schöpfung einer ſolchen Welt möglich war, welche die reichſte Fülle des müheloſen Genuſſes und der ungetrübten ewigen Freude darbot. Der h. Gral (Becken) war ein Edelſtein, von dem die Juden meldeten, er ſey dem Lucifer bei ſeiner Verſtoßung aus der Krone gefallen, beim Abendmahl Chriſti als Schüſſel, beim Leiden Chriſti zum Auffangen des Bluts von Joſeph von Arimathia gebraucht worden; von dem älteſten Heidenthume, aus den Mythen Indiens ſtammt der Glaube, daß an der Stätte, wo dieſer Gral aufbewahrt werde, das Paradies der Erde ſey und dort alle Wünſche ſchweigen, weil alle Hoffnungen erfüllt ſind; das Chriſtenthum fügte dieſem den ritterlichen Dienſt der Gralshüter bei und daß nur der reinſte, unerſchütterlichſte Glauben dazu führen könne, dieſe Seligkeit zu fühlen und den Beſitz des Gralkönigthums zu erlangen. Der chriſtliche Mythus vom h. Gral lehrte nun, daß an den Gral die reichſten Kräfte des ewigen Lebens geknüpft ſeyen, daß nie altere, wer ihn beſtändig anſchaue, nicht ſterben könne und wäre er todtkrank, wer ihn anblicke; an jedem Charfreitage bringe eine weiße Taube vom Himmel die Hoſtie in den Gral, um ſeine Kräfte zu erneuern, und nur der ſey würdig, die höchſte Ehre und Würde der Menſchheit zu erlangen, Gralshüter (Templeiſen) zu werden, der allen Hochmuth, alle irdiſche Leidenſchaft von ſich abgelegt, der reinſte, keuſcheſte, tapferſte und ritterlichſte Mann, worin eine nahe Beziehung zum Orden der Tempelritter lag, mit dem vielleicht die ganze Sage

verwandt war. Lange ward Niemand würdig, Gralshüter zu werden, bis endlich Titurel, der ſagenhafte Sohn eines Königs von Anjou, nach Salvaterre in Biscaya kam und auf dem unnahbaren Berge Montſalvage die Gralsburg erbaute, um die ein weiter Wald lag. Denn nicht ſollte zur Gralsburg gelangen, wer nicht von Chriſto berufen ſey, wer ſtumpf vor dem Wunder vorübergehe, und nicht darnach frage. Und der Mythus blieb nicht dabei ſtehen, ſondern um unangreifbar zu ſeyn, führte die Dichtung weiter aus, daß zur Zeit, als die Chriſtenwelt gottloſer wurde, Engel den Gral mit ſeinem Tempel entführten und weit in den Orient trugen, in das Land der Wunder und myſtiſcher Dunkelheit. Anfangs beſtand dieſe Sage wohl für ſich, aber in Frankreich ſchloß ſie ſich an andere Sagenſtoffe an und die Arthusſage war ganz geeignet, die Helden für das Gralsritterthum abzugeben, wie das geiſtliche Ritterthum wieder einen paſſenden Gegenſatz zum weltlichen Ritterthume der Tafelrunde bildete.

Auf den Grund dieſer Sage gebaut iſt die Romandichtung vom Parcival aus dem Hauſe Anjou und mit den Gralkönigen ſowohl, als mit Arthus verwandt, der zuerſt durch mancherlei Abenteuer die Krone des weltlichen Ritterthums erwarb und dann auch das Gralkönigthum mit der höchſten Seligkeit des Lebens gewann. Um das Jahr 1170 ſchrieb in Frankreich Chreſtien von Troyes ſeinen Parcival oder Roman vom h. Gral, und nach ihm dichtete Guiot von Provins ſein Werk; von dieſen erſt gelangte dieſer Stoff zu den Briten, welche den Parcival zu einem Peredur machten, und zuletzt durch Guiot's Gedicht zu den Deutſchen, wo ihn Wolfram von Eſchenbach ſeinem Parcival und Titurel, den herrlichſten Blüthen der höfiſchen Poeſie und des ganzen Mittelalters, zu Grund legte.

Die Gralſage iſt dargeſtellt in Joſeph Görres' Einleitung zum Lohengrin 1813, San Marte's Leben und Dichten Wolfram's von Eſchenbach, II. 357 und Simrock's Ueberſetzung des Parcival, I. 181. Ueber den Gralstempel der jüngere Titurel, herausg. von Hahn 1842, Strophen 311—415 und Sulpiz Boiſſerée über die Beſchreibung des h. Grals, München 1831. Ueber Chreſtien handelt Fauriel in Revue des deux Mondes VIII. 162. Das walliſiſche Mährchen von Peredur im 2. Bande des Mabinogion der Lady Gueſt beweist nur, wie man bei den Walliſern dieſen Stoff auffaßte; den wundervollen Hintergrund und die ganze Pracht der Sage konnten weder dieſe, noch Franzoſen erfinden.

47. Wolfram von Eſchenbach, ein Franke, wahrſcheinlich aus dem Städtchen Eſchenbach, dem glänzenden Dichterkreiſe am thüringiſchen Hofe auf der Wartburg angehörend, und doch ſich frei und unabhängig haltend, verfaßte um 1204 ſeinen Parcival, das Hauptwerk ſeines Lebens, worin er ſeine ganze Eigenthümlichkeit, den ganzen Kern ſeines Dichtergenius mit einem großen Gedankenreichthum in einer Fülle von Ereigniſſen entfaltete. Zu dem Stoffe ward Wolfram hingezogen, weil er ihm eine größere Freiheit für das Umgeſtalten und Erfinden darbot und er die ganze Schönheit der Kunſtpoeſie darin aufbieten konnte. Wie er den Stoff vorfand, war er freilich faſt nur eine Reihe von Abenteuern und Namen, aber Wolfram brachte ein neues, friſches Leben

in denselben, die Arthusfabel ist ihm der Typus des selbstzufriedenen, glänzenden weltlichen Lebens, die Gralsage der Typus des edleren, geistlichen Lebens, und wie diese beiden Gegensätze, so stellt er den hochmüthigen und trotzigen, suchenden und Gott aufgebenden Parcival gegenüber dem Parcival, der den Hochmuth besiegt, nach dem Höchsten fragt und auch das Höchste, das Gralskönigthum erlangt. Und in der Darstellung des Heldenkampfes des inneren Menschen lag ein ebenso großartiger als belebender Gedanke, denn er stellte darin das Streben und Schaffen seines Jahrhunderts dar, welches nicht nur suchte und fand, sondern auch im Genusse des Gefundenen schwelgte und völlig zufrieden war. In jugendlicher Einfalt und Unbeholfenheit (tumpheit) verlebt Parcival die ersten Jahre seines Lebens, bis glänzende Ritter, die er sieht und welche seine Einfalt für Götter hält, ihm die Herrlichkeit der fremden Welt erschließen und ihn nun unendliches Sehnen hinaustreibt. So kommt er voll Unschuld, Einfalt und Thatenlust an den Hof des Arthus, aber seine kindliche Unbeholfenheit und rohe Tapferkeit erregt nur Gelächter und Spott, und belehrt vom greisen Gurnamanz über die Sitte des Ritterthums, zieht er weiter, befreit die Konduiramur, welche seine Gemahlin wird, und wird wieder in die Ferne geführt durch Wanderlust und die Sehnsucht, seine Mutter aufzusuchen. Auf dieser Wanderung gelangt er in die Gralsburg, aber er sieht das Wunder nicht, weil sein Auge dafür stumpf ist, er fragt auch nicht darnach, und so verscherzt er selbst das Königthum, das ihm bestimmt war. Nun erst erfährt er, was er versäumt, wie er gefehlt, die Einfalt verschwindet und er hadert mit sich, der Welt und Gott, weiter ziehend und immer tiefer in Zweifel und Träume versinkend. Durch Gawein, der an ihn gesendet ist, aus diesen Träumen gerissen, soll er in die Tafelrunde aufgenommen werden, aber es erscheint die Fluchbotin des Gral's, flucht ihm, und Parcival irrt abermals ohne Kraft und Zuversicht umher, während das weltliche Ritterthum der Tafelrunde seinen Glanz in reichster Fülle entfaltet und den vollen Gegensatz des selbstzufriedenen, gewissen Lebens darstellt. Endlich nach vier Jahren weist ein Ritter in grauem Gewande den Parcival wieder auf den höheren Zweck seines Lebens, und von seinem Oheim erfährt er, wie er den Gral gewinnen könne und daß er dazu bestimmt sey. Und nun läßt Parcival alle weltliche Ehre unbeachtet liegen, zieht seinem neuen Pfade zu und erst später besiegt er Gawein, um seine Ritterschaft zu bewähren und in die Tafelrunde zu kommen, besiegt seinen Halbbruder, und nachdem sein Vertrauen zu Gott und sich selbst zurückgekehrt und seine innerliche Reinigung vollbracht ist, zieht er endlich ein in die Gralsburg, findet Gattin und Söhne wieder und bestimmt den Einen, Lohengrin, zum Nachfolger im Gralskönigthume, der nach Flandern geht, um die junge Herzogin als Gattin heimzuführen, aber vom Schiffe mit dem Schwane zur Gralsburg zurückgeholt wird, weil sie nach seiner Herkunft fragt. — Dies ist der Inhalt des Gedichts, dessen große Stofffülle die bunteste Mannichfaltigkeit des Lebens

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

darstellt, wie es nothwendig war, um die bezeichneten Gegensätze im vollsten Glanze einander gegenüber zu stellen. Wolfram konnte jedoch den großartigen Gedanken nicht durchweg überwältigen und beherrschen, weil ihm die Mäßigung Hartmann's von Aue dazu fehlte. Sein außerordentlicher Geist konnte sich nicht an Maaße binden, er riß ihn fort von einem Gegenstande zum Andern, durch ein Labyrinth von Abenteuern und Begebenheiten, fort in's Außerordentliche, Ungewöhnliche und Dunkle, er trieb gleichsam ein kühnes Spiel mit dem Stoffe und ergötzte sich selbst daran, französische Verse einzumengen, weshalb man ihn auch den Erfinder fremder, wilder Mähre und er selbst sein Deutsch krumm nannte.

Wolfram von Eschenbach war nicht vermöglich und hielt sich daher am Hofe mancher Herren auf, bei dem Landgrafen von Thüringen, dem Grafen von Wertheim, dessen Lehensmann er war, und Anderen, tadelt aber selbst das Hinzudrängen an des Ersteren Hof. Eine eigentliche gelehrte Bildung besaß er nicht, wie er sich sogar seine Quellen vorlesen lassen mußte, aber dadurch und an den Höfen erwarb er sich doch reiche Kenntnisse. Den Parcival dichtete er vorzugsweise am Thüringischen Hofe zwischen 1205 und 1215, die Bruchstücke des Titurel und den unvollendeten Willehalm 1215—1220, um welche Zeit er wohl auch starb. Seine Dichtungen sind herausgegeben von K. Lachmann, Berlin 1833 8°. Uebersetzungen von San Marte, Magdeburg 1836 und 1841. 2 Bände 8°., und noch besser von Karl Simrock, Stuttgart 1812, 8°, 2 Bde., von Ersterem blos der Parcival, von Letzterem auch noch der Titurel. Uebrigens gehörte der Parcival schon zu den ersten Drucken, indem bereits 1477 eine Ausgabe erschien.

48. Wolfram war von diesem Stoffe so sehr angezogen, daß er später denselben noch einmal vornahm und dem Schionatulander, dem jungen Fürsten von Graswaldane, dessen er im Parcival nur gelegentlich gedachte, ein eigenes Gedicht widmete, wofür er die im Parcival gebrauchte Form der gereimten Prosa verließ und die klangreichere Strophenform wählte, welche er aus der Strophe der Gudrun abgeleitet haben soll. Es hätte dies eine noch herrlichere Dichtung gegeben, wenn er sie vollendet hätte; er brachte aber blos Bruchstücke fertig, die fälschlich Titurel betitelt wurden. Merkwürdiger Weise verhalf letzteres Gedicht dem Wolfram weit mehr zu seinem großen Namen, als der Parcival, denn um 1255—1272 hat Albrecht von Scharfenberg mit wörtlicher Einschaltung dieser Bruchstücke, die er blos in geringen Dingen überarbeitete, aus dem Parcival, sowie aus eigener Erfindung den ganzen Stoff noch einmal in einem weitschweifigen Gedichte verarbeitet, und dieser jüngere Titurel ging lange unter Wolfram's Namen und wurde gern und viel gelesen, denn hatte schon der Tiefsinn Wolfram's angesprochen, so that dies noch mehr dies neuere Werk, worin diese Manier bereits bis zur Geschraubtheit und Unverständigkeit gesteigert war. Mit dem Parcival und Schionatulander hatte man aber noch nicht genug, man beeiferte sich, den Stoff noch weiter auszubeuten, und es entstanden Fortsetzungen und Ergänzungen des Parcival bis in die spätere Zeit. Die fränkische Romansage vom Schwanritter, womit Wolfram's Gedicht endigte, ward Veranlassung zum Lohengrin, der um 1300 entstand und in einer Meistersängerstrophe, dem sogen. schwarzen Tone

Klingsor's, eine halb willkürlich erſonnene, halb geſchichtliche Darſtellung der Schickſale Lohengrin's enthält, die mit dem Sängerkriege auf der Wartburg anhebt, den mit der Herzogin von Brabant vermählten Lohengrin in deutſche Kriege begleitet und mit dem Abſchiede deſſelben von ſeiner Gemahlin endigt. Im Einzelnen hat das Gedicht gute Züge und Schilderungen, als Ganzes iſt es aber verunglückt. Im Jahre 1336 verfaßten Claus, Wiſſe und der Straßburger Goldſchmied Philipp Colin nach der franzöſiſchen Erweiterung des Stoffs durch Maneſſier eine Fortſetzung des Parcival, und zuletzt fügte noch im Jahre 1500 Ulrich Futterer, Maler zu München und Augsburg, eine Bearbeitung derſelben Sage in der Titurelſtrophe ſeinem Buche der Abenteuer bei.

Der jüngere Titurel, herausg. von K. Hahn, Quedlinburg 1842. Der Lohengrin, herausg. v. Görres, Heidelberg 1813. Ueber die Fortſetzung des Parcival: Keller's Romvart, 647 und ff. Vom Buch der Abenteuer iſt blos Weniges abgedruckt in Aretin's Beiträgen zur Geſch. und Lit. 9. 1212 und in der Michaeler'ſchen Ausgabe von Hartmann's Iwein.

49. Ebenfalls eine Vermiſchung der Arthusſage mit einem älteren Stoffe bildet Triſtan, der ein Brite war, aber aus dem Dunkel der Mythologie erſt ſpäter in die Sage und in Beziehung auf Arthus' Tafelrunde gebracht wurde. Hier iſt nicht das Heldenthum mehr Grundlage der Sage, ſondern die Liebe zwiſchen Triſtan und Iſold, der Gattin von Triſtan's Oheim Marke, König von Cornwallis, welche durch einen Zaubertrank entſtand, die zahlreichen Liſten und Fährlichkeiten, welche ſie ihrer Liebe wegen pflegen müſſen, und das Hin- und Herſchwanken zwiſchen ſittlichem Unrecht und natürlichem Recht, in dem ſie ſich bewegen. Dieſer Stoff iſt in zahlreichen Erzählungen durch ganz Europa bekannt und verarbeitet worden und in Deutſchland begann mit ihm ſogar die höfiſche Epik. Eilhard von Oberge, ein Dienſtmann Heinrich's des Löwen und Otto's IV., dichtete um 1189—1207, vielleicht noch etwas früher, einen Triſtan, wovon eine Ueberarbeitung und einige ältere Bruchſtücke erhalten ſind, wie wir auch ſein Werk in Proſa verwandelt beſitzen. Dieſer Triſtan hat eine einfachere und derbere Art der Erzählung und hält ſich mehr an die urſprüngliche Sage. Dagegen gelangte der Stoff zu einem Glanze des Redeſchmucks, wie ihn deutſche Dichtungen bis dahin nie geſehen hatten, in den Händen Gottfried's von Straßburg, um das Jahr 1210. Meiſter Gottfried hatte eine andere franzöſiſche Quelle vor ſich, als ſein Vorgänger, und es ſcheint, daß ſchon darin die Grundzüge aller Leichtfertigkeit und Frivolität lagen, wie ja die britiſchen Erzählungen ſelbſt voll ſchamloſer Unſittlichkeit ſind; aber Gottfried hat dieſen Stoff mit neuem Geiſte durchdrungen und ein pſychologiſches Gemälde gedichtet, das an Tiefe und Wahrheit, an Friſche und Lebendigkeit alles Frühere weit überragt. Was er darſtellt, iſt die irdiſche, den Menſchen verzehrende Liebesgluth, das Zerfließen der weiblichen Seele in trunkener Selbſtvergeſſenheit, die Bezauberung, Erſchlaffung und Entkräftung der männlichen Seele in dieſem unheilvollen Brande, ſo daß ſie nicht einmal

mehr die Treue für die Geliebte bewahren kann; es iſt ein Bild des vollen und üppigen Genuſſes, ſüß und ſorgenlos und unbekümmert um Gott und die Welt. Und dieſes Gemälde iſt entworfen mit ſolcher Redefülle und Anmuth, in glatter, leicht fließender und glänzender Sprache, in einem Tone, der oft nahe an die Lyrik hinſtreift, mit Ausſcheidung aller beläſtigenden Stoffe, der Maſſen von Ritterſpielen und anderen Aeußerlichkeiten beſchreibender Dichtung; wogegen er uns die heiterſten Bilder, lachendſten Schilderungen und den vollen Glanz des Lebens vorführt und uns überall die Liebenden beſchäftigen und feſſeln. Der Inhalt ſelbſt iſt folgender. Triſtan ſteht durch einen Zaubertrank in der Gewalt der erſten, wunderbaren Liebe, die ſo unwiderſtehlich iſt, daß ſie auch den Todeshaß verſöhnt und dafür Treue bis an's Ende erweckt. Aber ſie wirkt auch ſo, daß ſie den ſchönen Bund zweier Verwandten zu ſchändlichem Verrathe verleitet, daß ſie den edelſten Charakter verdirbt und den ſonſt ſo thatenluſtigen Triſtan aller Welt entzieht und ganz in ihren vollen Zauber verſenkt. Zuletzt führt der Dichter die beiden Liebenden in die Einſamkeit, wo ſie ſich ſelbſt genügen und gleichſam von ihrer Liebe zehren; aber weil ſie an Ränke und Betrug gewöhnt ſind, kehren ſie wieder in die Welt zurück, erfolgt ihre Trennung und noch größere Entartung der Sitten, ſo daß Triſtan ſogar der Iſold untreu wird und ihn das Schickſal mit rächender Hand trifft. Hier endigt Gottfried, der Schluß fehlt, der den Tod der Liebenden erzählen ſollte, aus deren Gräbern eine Rebe und ein Roſenſtock hervorwuchſen. — Man kann dies Gedicht den Gegenſatz von Wolfram nennen, denn wohl hatte auch Gottfried Freude an einer reichen Fülle des Stoffs und der Handlungen, aber er liebte nicht das Dunkel und den Tiefſinn, ſondern den blendenden und beſtechenden Glanz der Darſtellung, die mit Gelehrſamkeit ſogar prunkt, und während Wolfram wie ein Prophet dem Strome der Welt ſich entgegenſtellte, ſchwamm Gottfried mit der Welt als Führer zu Genuß und war er ſo fern von allem Ernſt der Geſinnung, daß er das Unrecht zu bemänteln und ſogar den Frevel am Höchſten und Heiligſten zu beſchönigen ſuchte. Die Dichtung Gottfried's hat ſchon viel Unheil geſtiftet, weil man ſie nicht von höherem Standpunkte, ſondern als Apotheoſe der Sinnlichkeit und des ſinnlichen Genuſſes betrachtete, aber doch hat ſein Beiſpiel uns Vortheil gebracht. Wolfram's Manier konnte zu verderblichen Abwegen führen, wie es auch geſchah; davor rettete Gottfried die Literatur, indem er wieder einlenkte zur Klarheit und Anmuth und die Poeſie von der Alles verflüchtigenden Abſtraktion zurückrief an den warmen, geſunden Born des kräftigſten Lebens.

Gottfried von Straßburg wurde nicht nur von anderen Dichtern zum Muſter genommen und nachgeahmt, wie Rudolf von Ems, Konrad Fleck und Konrad von Würzburg von ihm ihren Redefluß erlernten, ſondern zwei Dichter haben alsbald ſeinen Triſtan fortgeſetzt. Es waren dies Ulrich von Turheim, der raſcher dem Ende zueilte, und Heinrich von Freiberg, welcher

etwas mehr in Gottfried's Geist arbeitete. Aber Beide blieben weit hinter ihm zurück und legten ihren Arbeiten sogar andere Quellen zu Grund, die zu den Gottfried'schen nicht mehr paßten.

Eilhard's von Oberge Tristan in Bruchstücken in Hoffmann's Fundgruben I. 231—39. Gottfried's Tristan mit der Fortsetzung von Heinrich von Freiberg, herausg. von Eberhard v. Groote, Berlin 1821; mit den beiden Fortsetzungen herausg. von v. d. Hagen, Breslau 1823, mit Ulrich v. Turheim's Fortsetzung, herausg. von Maßmann, Leipzig 1843. Der Prosaroman von Tristan und Isold steht in Feyerabend's Buch der Liebe 1587 und Büsching's und v. d. Hagen's Buch der Liebe, 1809. 1—142.

50. Die deutsche Heldensage gelangte in dieser Zeit in ein neues Stadium, denn durch den Einfluß des Christenthums und der neuen Kultur schwand allmälig aus ihr der alte mythische, wunderhafte und götterartige Charakter; sie vermenschlichte sich und in dem noch gebliebenen Abenteuerlichen zeigten sich nur noch schwache Spuren des alten und mythischen Ursprungs, den zu erkennen eine tiefe Kenntniß des Alterthums und kritische Prüfung nothwendig ist. Eine weitere Umgestaltung erfuhr die Heldensage auch darin, daß die einzelnen Sagen und Lieder nun zusammenflossen in größere Liederströme, daß man das Aehnliche und Verwandte zusammenlegte und selbst die mythische Siegfriedssage in Berührung brachte mit den geschichtlichen Sagen von den Burgundenkönigen und Attila, ja sogar mit Dieterich von Bern, der doch sonst nicht sich den nordischen Sagen anschließen will, weil er der südalpischen Atmosphäre angehört. Die Hauptfülle des Stoffes rankte sich um Kriemhild, Siegfried's Gemahlin und der Burgundenkönige Schwester, die mit der ganzen Hoheit fürstlichen Stolzes sich getragen fühlt von der Heldengröße des Gemahls, nach dessen Ermordung mit der vollen Leidenschaft der Liebe auf Rache sinnt, deshalb Attila's Gemahlin wird und, nachdem sie die Rache geübt und deren Becher geleert bis auf die Hefe, selbst der Rache verfällt durch Hildebrand's Hand, weil sie die Gränze überschritten, die der Liebe und dem Weibe gezogen ist. Durch solche Verschmelzung und Erweiterung des Bodens wurde die deutsche Heldensage ein immer größeres Gemeingut der ganzen Nation, die bald da, bald dort örtliche Anknüpfungen fand, Einzelsagen der speziellen Heimath in das große Ganze mit einfließen ließ und somit die Verherrlichung der engen Heimath so gut wie des weiten Vaterlandes darin suchte und erkannte. Ursprünglich aber schied sich die deutsche Heldensage in verschiedene Sagenkreise, deren jeder wieder seine besondere Heimath, seine besonderen Helden hatte. So ist der niederrheinische Sagenkreis die Heimath Siegfried's mit dem Wohnsitze in Santen, so gehören Kriemhild, Gunther und seine Brüder der burgundischen Sage an, so Dieterich von Verona mit seinen Helden dem ostgothischen Kreise, während im fernen Osten um den Hunnenkönig Attila zu Ofen und seine Vasallen wieder ein ganzer Kreis von Sagen sich schlingt und an der Nordsee der niederdeutsche Sagenkreis mit dem nebelhaften Hintergrunde

des weiten Meers die Sagen vom Könige Hettel bei den Hegelingen, von Horant, dem Stormornkönig, und von Hettel's Tochter Gudrun umfaßt.

Schon in der früheſten Zeit begeiſterte die deutſche Heldenſage zahlreiche Sänger zu Liedern und die Volksdichtung war ihr auch in der Folge immer ſehr zugethan. In dieſer Periode behielten die Volkslieder dieſer Art noch ihre alte Geſtalt und Sprache und war ihr Ton dem altdeutſchen Heldenthume gemäßer; aber ſchon gruppirte ſie ſich mehr zuſammen, weil das Singen keinen ſo großen Umfang erlaubte, und Zeugniſſe dieſer Art der Volksdichtung ſind ein Hildebrandslied und ein Lied vom Roſengarten in Worms. Das Alterthümliche und Heldenmäßige des Volkslieds entfernten dagegen die höfiſchen Dichter, als ſie auch dieſe Stoffe ergriffen, die ſie moderniſirten, zu größeren, nicht mehr ſangbaren Gedichten umgeſtalteten, darin die Charakteriſirung der Perſonen ſchärfer zeichneten und mehr das eigene Ich zum Vorſchein kommen ließen. Ja man ſetzte ſogar an die Stelle des alten Heldenthums das Ritterthum und trug von dieſem Namen und Perſonen über in die viel ältere und dem widerſtrebende Heldenſage, welches Beiſpiel zuletzt auch nachtheilig auf die Volksepik einwirkte und wunderliche Vermiſchungen des verſchiedenartigſten Stoffs hervorrief.

Die deutſche Heldenſage von Wilh. Grimm, Göttingen 1829. Ein Hildebrandslied in Uhland's Volksliedern 330 und 1013, die Umarbeitung Kaspar's v. Roen in v. d. Hagen's Heldenbuch. Der Roſengarten: Haupt's Zeitſchrift V. 369.

51. Die Sagen von Siegfried, den Burgundenkönigen und deren Zügen gegen die Sachſen und Dänen ſcheinen ſchon frühe am Rheine verſchmolzen zu ſein, als die Burgunden zu Franken wurden, und zu derſelben Zeit ward wohl auch der Namen des mythiſchen Nibelungenvolks auf die Burgunden übertragen. Dies geſchah gewiß durch die Lieder des Volks und der Fahrenden; aber noch mehr als hier finden wir dies gegen Oſten, an der Donau, in Oeſterreich und den äußerſten Gränzmarken Deutſchlands, wo die verheerenden Hunnen- und Ungarnzüge länger in der grauenhaften Erinnerung des Volks haften blieben und milde und gaſtliche Fürſten den Sängern großen Schutz angedeihen ließen. Hier ward auch die Vernichtung des Burgundenkönigs Gundicar, die um 436 am Rheine erfolgte, von da an den Ungarnhof verlegt, hier das herrliche Bild des milden Rüdiger von Bechlarn eingewebt und Züge eingeflochten des tiefſten Familienſinns und der innigſten Zartheit. Wie aber die einzelnen Volkslieder und Geſänge der Fahrenden geſtaltet waren, iſt mit Beſtimmtheit ſchwer anzugeben, denn es hat ſich von Allem dem nichts erhalten, als die große Epopöe von der Nibelunge not, die jedenfalls in Oeſterreich, um das Jahr 1210, aus verſchiedenen Einzelliedern und Gedichten von einem nicht ungelehrten, des Sanges wohl kundigen und von ächtem Dichtergenius erfüllten Fahrenden zu dieſem Ganzen zuſammengefügt und verſchmolzen wurden, ſo daß wohl die Kritik es gewagt hat, das Einzelne auszuſcheiden und die urſprünglichen Geſänge wieder herzuſtellen, alle dieſe Verſuche aber auf nichts

Weiteres Anspruch haben, als den Werth von Conjecturen, die wahr sein können, aber keine Bürgschaft dafür geben. Nur das scheint für gewiß zu gelten, daß nicht Ein Dichter dies Werk aus eigener schöpferischer Kraft dichtete, sondern, geleitet von einem höheren Grundgedanken, aus der reichen Masse der in ähnlicher Strophenform vorhandenen Volksgesänge die zusammenpassenden auswählte, durch Einschiebungen und Umänderungen zu einem Ganzen formte und ihm so die Gestalt gab, welche als die älteste in den Handschriften anerkannt und abgedruckt ist. Das Ganze theilte der Umarbeiter in verschiedene Aventiuren, nach Art der höfischen Poesie, aber er verstand es doch nicht ganz, alle Unebenheiten auszugleichen und das Einzelne leicht an einander anzuschmiegen; darum versuchten sich später und zwar noch vor 1225 zwei Andere daran, diese Mängel zu ergänzen und das Gedicht reicher auszuschmücken, was aber dessenungeachtet nicht verhinderte, daß manche Ungleichmäßigkeit übrig blieb und am Schlusse das Gedicht einen Namen bekam (der Nibelungen Noth), der am Anfange in ganz anderem Sinne erschien. Nichtsdestoweniger ist das Nibelungenlied die Perle unserer ganzen mittelalterlichen Poesie, das einzige wahre Epos, welches die Deutschen, welches irgend ein Volk nach der Ilias besitzt; und wie man die Meisterschaft im kunstvollen und doch so natürlichen Aufbau des Ganzen erkennt, so ist es reich an Schönheiten, bildet Kriemhild die überall vortretende Einheit, an die sich Alles anschließt, und zieht durch das ganze Gedicht der eine wehmüthige Grundton, daß alle Lust endige in Leid und das sicherste und herrlichste Glück der Rache verfalle, wenn Untreue oder Unrecht daran hafte.

Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. W. Müller, über die Lieder von den Nibelungen, Göttingen 1815. W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage, 1811. Kritische Ausgaben: Lachmann: der Nibelungen Noth mit der Klage, in der ältesten Gestalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart, Berlin 1826. II. Auflage 1841 mit Bezeichnung der Zusatzstrophen. Ohne Letztere: Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen, Berlin 1840. III. Auflage, 1851. Die neuere Umarbeitung gibt die Laßbergische Ausgabe von ihm selbst, im 4. Bande des Liedersaals, und durch Schönhuth, 1847. 16°. Die beste Uebersetzung von Karl Simrock, Stuttgart 1841; die Pfitzer'sche in der Stuttgarter Prachtausgabe ist weniger gut. Anmerkungen zum Nibelungenlied, von Lachmann, Berlin, 1836. 8°.

52. Der Inhalt dieses Nibelungenlieds ist folgender: Am Burgundenhofe zu Worms lebt in blühendem Liebreiz die Königstochter Kriemhild bei ihrem Bruder Gunther und ein Traumbild weissagt ihr die Zukunft, ihr Lieblingsfalke wird von zwei Adlern erdrückt. Indeß reift im Niederlande zu Santen Siegfried zum Helden heran, ein banges Sehnen zieht ihn gen Worms, wo der Alles erkundende Held Hagen von Tronei ihn an der Manneskraft erkennt, im Kampfesspiele Siegfried die Liebe der verstohlen zuschauenden Kriemhild gewinnt und im Zuge gegen den Sachsenfürsten Heldenlob erwirbt und von Kriemhilde den Dank erhält. Gunther begehrt nach der Hand der mit wunderbarer Schönheit und ebenso wunderbarer Kraft ausgestatteten Brunhild auf dem fernen Isensteine, und Siegfried sagt ihm seine Hülfe, durch die ein Erfolg

allein möglich ist, zu, nachdem ihm Gunther zum Lohne Kriemhildens Hand versprochen hat. Sie ziehen dahin, mit Hülfe der ihn unsichtbar machenden Tarnkappe siegt Siegfried an Gunther's Statt, ohne daß es die Anderen merken, in dem dreifachen Wettstreite, gewinnt ihm Brunhilden's Hand und holt aus dem Nibelungenreiche den Hort desselben. In Worms wird die doppelte Vermählung gefeiert, aber da regt sich in Brunhilde der Neid und die Eifersucht. Am Abende zeigt Brunhilde abermals ihre Kampfeslust und sie bindet Gunther, der des andern Tags Siegfrieden sein Leid klagt, der nun abermals unbemerkt Brunhilde überwältigt und ihr Gürtel und Ring nimmt, während sie Gunther's Frau wird und ihre Kraft verliert. Siegfried, der Brunhilden's Ring und Gürtel an Kriemhilde geschenkt, verlebt zehn Jahre in Santen glücklich, bis abermals der Neid Brunhilden's ihren Gatten veranlaßt, Siegfried mit seiner Gemahlin zu sich einzuladen. In Worms rühmen sich beide Königinnen ihrer Gatten und Brunhilde will ihre Schwägerin demüthigen, indem sie behauptet, Siegfried sei ihres Mannes Dienstmann, diese fährt aber in beleidigtem Stolze auf und als Brunhilde ihr beim Kirchengange den Vortritt wehren will, zeigt Kriemhilde den Gürtel und Ring, welchen ihr Siegfried abgenommen, zum Zeichen, daß er schon vor Gunther Brunhilden's Minne genossen. Damit ist der augenblickliche Uebermuth gebrochen, aber Brunhilde brütet Rache und gewinnt dafür Hagen, welcher auf listige Weise von der arglosen Kriemhilde die verwundbare Stelle Siegfried's erfährt und diesen am Brunnen im Odenwalde heimtückisch ersticht. So ist Brunhilde gerächt, denn Kriemhilde hat ja das Liebste verloren, und der furchtbare Hagen scheut sich nicht, dieser selbst zu sagen, daß er die Unthat gethan, im Dienste seiner Herrin, der er Treue schuldig ist. Kriemhilde, in unsäglichem Schmerz, sinnt still und schweigsam auf Rache und Jahre vergehen, bis sie dazu kommen kann. Indessen übt sie königliche Milde und Freigebigkeit, bis Hagen ihr den Nibelungenhort im Rheine versenkt, um ihr die Macht zur Rache zu nehmen. Inzwischen hört König Etzel im Hunnenlande von der schönen Wittwe und sein Dienstmann Rüdiger übernimmt die Werbung. Aber erst dann sagt Kriemhilde zu, als ihr dieser zugeschworen, ihr jedes Leid zu rächen. Kriemhilde wird Etzel's Gattin und Jahre lang späht sie auf Gelegenheit, ihren Rachedurst zu befriedigen. Da bewegt sie Etzeln, ihre Brüder und Hagen zu sich einzuladen, und wenn gleich Hagen das unglückliche Ende der Fahrt voraussieht, und abrathet, ziehen doch die Burgundenkönige nach der Etzelsburg. Im Walde an der Donau werden sie nochmals gewarnt, aber sie ziehen ihrem Verhängnisse doch entgegen und am Hofe zu Bechlarn verleben sie glückliche Tage und wird die Verlobung gefeiert zwischen Kriemhilden's Bruder Giselher und Rüdiger's Tochter. Kaum kann Kriemhilde ihre Freude mäßigen, als sie die Burgunden kommen sieht; doch Hagen, obschon er seinen Tod beschlossen findet, verläugnet nicht seinen Trotz, verläugnet nicht die That. In der Nacht vor der grausigen

Rache halten Hagen und Volker, der fiedelkundige Spielmann, Wache bei den Ihrigen und zum letzten Male läßt dieser das heitere Saitenspiel tönen in die Nacht hinaus. Eine Hunnenschaar will sie angreifen, doch Hagen's furchtbare Stimme drängt sie zurück. Endlich gewinnt Kriemhilde ihren Schwager Blödelin und dieser überfällt die Knechte, während die Könige im Saale sitzen und Hagen der Kriemhilde Sohn Ortlieb verhöhnt. Da tritt der Burgunde Dankwart mit der Kunde vom Ueberfall in den Saal, Hagen springt auf und haut dem Kinde Ortlieb den Kopf ab und es entsteht ein furchtbares Blutbad, bis endlich Dieterich von Bern Ruhe schafft. Aber die Hunnenkönigin ist erbitterter als je, Iring, der Dänenfürst, dringt auf Hagen ein und fällt und Kriemhilde will zuletzt die Brüder leben lassen, wenn sie ihr Hagen ausliefern wollen. Die Mannestreue siegt und in steigender Wuth läßt die Königin Feuer an den Saal legen, daß die Trümmer auf die Helden herabstürzen und die Leichname bedecken. Nun wendet sich Etzel an seinen Dienstmann Rüdiger, daß er ihn räche, und dieser kämpft den doppelten Kampf der Seele und muß die Freundestreue brechen, um die Mannentreue zu halten. Aber er thut es mit hochherzigem Edelmuth, reicht noch seinen eigenen Schild als Todesgabe an Hagen und fällt; es fallen auch alle die Mannen des Gothenkönigs und von den Burgunden sind nur Gunther und Hagen übrig. Endlich geht Dieterich allein in den Kampf, heißt sie sich ergeben und bezwingt und bindet sie, indem er Kriemhilde bittet, die Helden zu schonen. Diese will jedoch den Nibelungenhort von Hagen ausgefolgt haben, der sich dessen weigert, so lange noch einer seiner Herren lebe; sie läßt daher Gunthern das Haupt abschlagen und zeigt es selbst Hagen. Der aber erklärt, daß nun Alles zu Ende sei, wie sie gewollt; den Schatz wisse Niemand als Gott und *sie* solle es nimmermehr erfahren. Da reißt sie Siegfried's Schwert aus der Scheide und schlägt ihm den Kopf ab; aber nun springt in grimmigem Zorne der alte Hildebrand auf und haut Kriemhilde nieder. So endet das Lied, wie es selbst sagt, mit Leide, wie stets die Liebe Leiden am letzten Ende beut.

53. Diesen wehmüthigen Ton, mit dem das Nibelungenlied endigt, spinnt ein anderes Gedicht, eine Fortsetzung des Nibelungenlieds, die *Klage*, weiter aus, worin das Begräbniß der Gefallenen und die Botschaft Swemlin's, die er an den Burgundenhof brachte, dargestellt wird, aber nichts Neues mehr enthalten ist und nur die Mutter der gefallenen Könige einiges Interesse beansprucht. Sie ist überhaupt arm an Gehalt, enthält viele Reflexion und der Dichter, der in Oesterreich zu Hause war, kannte nur den zweiten Theil unseres Nibelungenlieds, wogegen er ein anderes, ähnliches Sammelwerk und das lateinische Gedicht Kunrad's benützte. Auch dieses Gedicht hat Ueberarbeitungen erlebt, denn es soll ursprünglich noch aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammen.

Außer diesen beiden Gedichten, deren Letzteres mit dem Biterolf und

Dietleib denſelben Verfaſſer haben ſoll, hat die höfiſche Epik nichts hervorgebracht, weil ihnen für die Kunſtpoeſie die deutſche Heldenſage, zumal dieſer Theil, wenig zuſagte, und nur von ſpäteren Bänkelſängern beſitzen wir einige untergeordnete Produkte geringeren Umfangs. Dahin gehört das Lied vom Hürninen Sifrit, welches mit mehrfacher Anlehnung an die nordiſche Umgeſtaltung der Siegfriedsſage und im ſogenannten Hildebrandston die Jugendabenteuer Siegfried's bis zu ſeiner Vermählung enthält, die im Nibelungenliede ſelbſt nicht Platz finden konnten. Siegfried wird von einem Schmied argliſtig in den Wald geſendet, um Kohlen zu holen, beſteht einen Drachen und badet ſich in ſeiner geſchmolzenen Hornhaut, wodurch er überall, außer an den Schultern, unverwundbar wird. Nun zieht er allein aus, um die von einem Drachen geraubte und in den Drachenſtein geſperrte Königstochter Kriemhild zu befreien und muß dreimal mit einem Rieſen und dann mit dem Drachen kämpfen, worauf er den Nibelungenhort erbeutet, die Jungfrau in die Heimath führt, ſich mit ihr vermählt und vom Zwerge Engel ſeinen frühen blutigen Tod geweiſſagt bekommt. Ein anderes Lied von Siegfried's Hochzeit enthielt Siegfried's Ermordung, iſt aber verloren. Dagegen iſt beider genannten Gedichte Inhalt in dem proſaiſchen Volksbuche vom gehörnten Siegfried aufgenommen, aber eben ſo, daß die Jugendabenteuer vorwiegen und ſelbſt der Namen Kriemhild mit Floregunde vertauſcht iſt, wie denn auch der Verfaſſer unſer Nibelungenlied nicht gekannt zu haben ſcheint.

Eine andere Sage, urſprünglich wohl Götterſage, von Walther und Hildegund iſt ebenfalls mit den Burgundenkönigen und Attila verbunden und ward im 13. Jahrhundert nach der lateiniſchen Dichtung Gerald's und Eckehard's deutſch in der etwas umgeänderten Nibelungenſtrophe bearbeitet und zwar viel mehr im Sinne der höfiſchen Epik, da die Handlung in Frankreich und Spanien ſpielt. Es ſind davon nur ſpärliche Ueberreſte vorhanden.

Die Klage ſteht in den verſchiedenen Ausgaben des Nibelungenlieds. Sommer's Aufſatz: Die Sage von den Nibelungen, wie ſie in der Klage erſcheint, in Haupt's Zeitſchrift III. 193. Das Lied vom Hürninen Sifrit in v. d. Hagen's Heldenbuch II. 2. Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried ſteht in den verſchiedenen Sammlungen der deutſchen Volksbücher. Die Bruchſtücke von Walther und Hildegund in Haupt's Zeitſchrift II. 216.

54. Der Sagenkreis von Dieterich von Bern (Verona) war lange Zeit hindurch eine Lieblingsſage unſeres Volks, das dieſen Helden überall in den Vordergrund ſtellte und bevorzugte. Er war aber auf Deutſchland und zwar vorzüglich den Süden beſchränkt und kam nicht nach dem Norden. Es ſind darin mit großer Kühnheit von der Sage geſchichtlich von einander entfernt liegende Ereigniſſe verſchmolzen, ſo daß ſchon im Mittelalter, wo man es doch mit der Geſchichte nicht ſehr genau nahm, die Kritik ſich daran verſuchte. Die Grundlage, um welche ſich der ganze Stoff legte, war Dieterich's Vertreibung aus ſeinem Reich in Italien durch ſeinen Oheim Ermenrich, ſeine Flucht zu Attila und ſeine Rückkehr mit Heeresmacht nach Italien. Durch ſeinen Oheim

kamen aber auch die Harlungen, durch den Verräther Wittich deſſen Vater Wieland in den Sagenkreis, in den ohnehin auch durch Verwechslung mit dem fränkiſchen Theodorich von daher Manches übergetragen wurde. Gegenüber den Burgunden und dem Siegfried nahm ihn die Dichtung immer in Schutz und dieſe erliegen vor ihm und zwar nahm die Poeſie immer dieſe Richtung, weil die anderen Sagenhelden alle entweder untergingen oder im Dunkel verſchwanden, Theodorich von Verona aber mit ſieghafter Kraft und altem Heldenſinne aus dem Dunkel ſeines anfänglichen Mißgeſchicks ſpäter in den helleren Glanz der beurkundeten Geſchichte trat. Dieſer Sagenſtoff ward von den höfiſchen Dichtern in der Form der Reimproſa, aber mit großer Willkür behandelt, während die Fahrenden ſich treuer an die Sage und das Leben hielten und in der gewohnten Strophenweiſe dichteten.

Das Werk eines Fahrenden iſt Alphart's Tod, das aber nur in ſehr verdorbener Geſtalt auf uns gekommen iſt. Die gewöhnliche Sage iſt hier etwas umgeſtaltet und man will ſogar vermuthen, daß dies Gedicht aus einzelnen Liedern zuſammengeſetzt wurde, oder doch irgend ein Schreiber verſchiedene Texte mit einander vermengt hat. Es iſt in der Nibelungenſtrophe gedichtet, wie auch der Roſengarten zu Worms, der noch vor dem Jahre 1295 verfaßt wurde und den ganzen Muthwillen des launigen Volksgeiſtes dieſer Zeit abſpiegelt, in der alten Auffaſſung aber gewiß eine einfachere Geſtalt hatte. Kriemhild hält Hof zu Worms und hat dort einen Roſengarten, deſſen Hut Siegfried und ſeinen Helden anvertraut iſt. Wer dieſe beſiege, ſolle den Dank von Kriemhilde und das Land zu Lehen aufgetragen bekommen, und in Folge deſſen macht ſich auf Hildebrand's Antrieb Dieterich von Bern auf und überwindet Siegfried und die Burgunden. Die Volksfigur, welche dabei auftritt, iſt der Mönch Ilſan. Ein anderes Gedicht dieſes Kreiſes iſt die Rabenſchlacht oder Schlacht vor Ravenna, im Stil der Nibelungen und mit Benützung alter Volkslieder, welche auszuſcheiden man ſchon bemüht war. Es beſteht aus ſechszeiligen Strophen und der gute Kern des Inhalts wird mehrfach verdunkelt durch ungehörige Einſchiebungen unbedeutender Perſonen und fremdartiger Beſtandtheile. Es ſtellt dar den ſchweren Kampf, den Dieterich bei der Rückkehr aus dem Hunnenland um ſein Königreich zu beſtehen hat. Abgefaßt wurde es wohl erſt im vierzehnten Jahrhundert. Einzelne Abenteuer Dieterich's erzählt Albrecht von Kemenaten in der ſog. Berner Weiſe, einer kunſtvolleren Strophenform, in den drei Gedichten Sigenot, Ecke und Goldemar, die ebenfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammen. Das erſtere enthält Rieſenſagen und einige ſchöne poetiſche Motive, von den beiden anderen iſt das letzte nur zum Theil erhalten, das erſte wenig bedeutend. Dieterich's Drachenkämpfe ſind jedoch noch ſchlechter und langweiliger. Faſt alle dieſe und einige andere Stoffe der Dieterichſage brachte im fünfzehnten Jahrhunderte der fränkiſche Bänkelſänger Kaſpar von der Roen

in überarbeiteter Gestalt und sangbarer Form wieder vor und seine Arbeit ward lange vom Volke gelesen, obschon die neuere Zeit wenig Geschmack daran finden mag.

Alphart's Tod in v. d. Hagen's Heldenbuch, Berlin 1811. Der Rosengarten, herausg. von Wilh. Grimm, Göttingen 1836. Rabenschlacht, in v. d. Hagen's Heldenbuch. Sigenot 1830 und Eggen-Lied 1832 von Laßberg (Seppen von Eppishusen) herausgegeben. Goldemar in Haupt's Zeitschrift VI. 520. Kaspar v. Roen's Heldenbuch in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch.

55. Schwächere Leistungen sind von den höfischen Dichtern bekannt, wovon nur wenige erwähnt werden sollen. Derselbe Oesterreicher, welcher die Klage gedichtet, soll auch Verfasser des Biterolf und Dietleib sein, der um 1225 geschrieben wurde. Ein großes Turnier bei Attila, wo Dieterich gegen die Burgunden und Siegfried siegreich ist, nebst einer lang ausgesponnenen, breiten Herzählung der Abenteuer der Haupt- und Nebenpersonen, vieler Namen und fabelhafter geographischer Angaben bildet den Stoff zu diesem Gedichte, das von höchst untergeordnetem Interesse ist. In einem anderen Gedichte besteht Dieterich mit dem Polenkönig Wenezian einen Zweikampf, das Gedicht ist aber nur in einem Bruchstück erhalten. Das Buoch von Berne oder Dieterich's Ahnen und Flucht zu den Hunnen vor Heinrich dem Vogler ist aus der Zeit des Titurel und reiht sich in jeder Hinsicht an den Biterolf an. Im Anfange des Gedichts ist der Ton lebhaft und sogar schwungreich, aber bald ermattet es und ermüdet durch ungeheuere Schlachten ohne Einzelnheiten und lange genealogische Darstellungen. König Laurin oder der kleine Rosengarten stammt wohl aus dem dreizehnten Jahrhunderte und behandelt eine Zwergsage aus Tyrol. Das Gedicht hat viel Lebendiges an sich und die Abenteuer Dieterich's im Rosengarten sind gut dargestellt. Auch dieser Stoff ist von Kaspar von der Roen umgearbeitet worden.

Ein verwandter Sagenstoff von Wieland dem Schmied scheint nur wenige Bearbeiter gefunden zu haben, denn es ist nur sehr Spärliches davon erhalten und dies nicht einmal in direkter Weise, sondern in leisen Anklängen des sogar ganz andere Namen enthaltenden Friedrich von Schwaben, welcher blos in einer späteren Bearbeitung auf uns kam und ebenso wort- als gedankenarm ist. Stoffverwandt ist dieser Sage noch der französische Roman Partenopeus und Melior, den Konrad von Würzburg unter dem Titel Partinopier und Meliur in's Deutsche übertrug.

Biterolf und Dietleib in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch, Berlin 1820. Dieterich und Wenezian in Haupt's und Hoffmann's Altd. Bl. I. 329. Dieterich's Ahnen und Flucht in v. d. Hagen's und Pr. Heldenbuch. Kunech Luarin, herausg. von Ettmüller, Jena 1829, eine Abkürzung und Fortsetzung in Nyerup's Symbolae ad Literat. Teuton. 1—82. Friedrich von Schwaben auszugsweise in Gräter's Bragur VI. 1. 181; 2, 190; VII. 1, 209. Partenopeus und Melior, altfranz. Gedichte, in mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bruchstücken herausg. von Maßmann, Berlin 1837.

56. Während die bisherigen Sagenstoffe aus dem Götterglauben und der Geschichte ihren Ursprung nahmen und daher eine weite Verbreitung besaßen,

hat das Lied von Gudrun seine Heimath im Lande der Friesen, an der Nordsee und umfaßt Sagen, die den Seefahrern angehörten. Sie sind von da freilich auch nach Süddeutschland und tiefer nach Norden verbreitet worden, aber eine Einwirkung, eine Theilnahme an der Heldensage nahmen und bekamen sie nie, weil die Südländer es weniger verstanden, diese Seesagen in ihre Stoffe zu verschmelzen, als die nordischen Völker, die unsere deutsche Heldensage leichter in ihren Kreis hinüberziehen konnten. Der Stoff ist wohl ebenfalls ursprünglich in einzelnen Liedern enthalten gewesen und ward erst in den zwanziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts von einem österreichischen oder steierischen Dichter in die gegenwärtige Form gebracht, wobei die Nibelungenstrophe umgebildet wurde und das Gedicht den Umfang dreier Menschenalter erhielt. Während schon die See mit ihren Stürmen und Schiffen einen eigenthümlichen Reiz dem Gedichte verleiht, zieht es noch mehr an durch das Idyllische, Elegische und Weiche und die zartgehaltene Schilderung eines edlen Frauencharakters, wodurch es einen schönen, versöhnenden Gegensatz zum Nibelungenliede bildet, dem es überhaupt allein an die Seite gesetzt werden kann, so sehr überragt es alle anderen Gedichte dieser Art, obschon auch hier die Einmengung fabelhafter Ortsnamen störend erscheint. Der Inhalt der drei Theile ist folgender. In Irland wird dem Könige Sigebant bei Festlichkeiten von einem Greife der Sohn Hagen geraubt und in's Nest getragen. Von da flieht er zu drei Königstöchtern, die auch vor dem Greifen sich verbergen, und lernt von den Thieren des Waldes körperliche Gewandtheit, bis ein vorüberseglendes Schiff sie aufnimmt, Hagen nach Hause kehrt und sich mit Einer der Geretteten vermählt. Der zweite Theil erzählt von der schönen Hilde, der Tochter Hagen's, die er blos dem geben will, der ihm überlegen ist, während die anderen Bewerber sterben müssen. König Hetel von Hegelingen strebt nach ihrer Hand und der alte Wate, der mit dem Sänger Horant und Frute deshalb auszieht, gewinnt Hagen's Gunst, indeß Horant's Gesang die Königstochter bewegt und sie mit ihnen zu Hetel flieht, mit dem sich nachher Hagen versöhnt. Im dritten Theile wirbt um Gudrun, Hetel's Tochter, Hartmut aus der Normandie, wird aber abgewiesen, weshalb er auf Rache sinnt und sie erzwingen will, worauf sie die Braut des Königs Herwig wird. Während dieser mit ihrem Vater im Kriege abwesend ist, wird Gudrun von Hartmut geraubt und dieser noch bis zu den Schiffen verfolgt und bekämpft. Aber Gudrun weigert sich dennoch, Hartmut's Gemahlin zu werden, muß deshalb die schwersten Arbeiten als Magd verrichten und wird von Hartmut's Mutter gepeinigt. Endlich rüsten sich die Hegelinger zur Rache und landen in der Normandie, wo ein Engel der Gudrun und ihren Jungfrauen ihre baldige Befreiung verkündigt. Am andern Morgen, als sie in der Kälte baarfuß am Meere waschen müssen, kommen die Hegelingischen Boten, fragen nach Gudrun, sie erkennen sich und Gudrun kehrt heim, nachdem sie die Wasche weggeworfen, wofür sie mit Vorwürfen empfangen

wird und die drohende Strafe nur damit abwendet, daß sie sich bereit erklärt, Hartmut's Gemahlin zu werden. Sie wascht und kleidet sich, in der nächsten Frühe rücken die Hegelingen heran und ein heftiger Kampf entsteht, während dessen Hartmut's Mutter die Gudrun tödten lassen will und nur von ihrem Sohne Hartmut dies edelmüthig verhindert wird. Nach Hartmut's Niederlage erfolgt die Heimfahrt in's Land der Hegelingen und die Sühne durch dreifache Vermählung zwischen Herwig und Gudrun, Hartmut und Hildburg, einer der Gefährtinnen der Gudrun, und Ortwin, der Gudrun Bruder, mit Ortrun, der normännischen Königstochter. —

Aehnliche Sagen als von Gudrun erschollen einst auch von König Friedebrand von Schotten und Anderen, aber es sind davon nur einige geringe Bruchstücke auf uns gelangt, welche in einer sechszeiligen einfachen Strophenform verfaßt sind.

Das Gudrunlied wurde zuerst 1820 in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch abgedruckt aus der einzigen Handschrift zu Ambras vom J. 1517. Neuere Ausgaben: Kutrun, mittelhochdeutsch. Herausg. von Ad. Ziemann, Quedlinburg 1835, 8°. Ausg. v. Vollmer, 1845. Gudrunlieder, herausg. von Ettmüller, 1835, der das Ganze in drei Epen und das dritte wieder in 11 Lieder abtheilt, auch von 1705 Strophen blos 754 für ächt hält. Kudrun, die ächten Theile des Gedichts mit einer krit. Einleitung, herausg. von Müllenhoff, Kiel 1845, läßt den ersten Theil weg, scheidet den zweiten in 7 und den dritten in 18 Rhapsodien, die zusammen vier Lieder bilden sollen, und hält blos 415 Strophen für ächt. — Die beste Uebersetzung von K. Simrock, 1843. — Die Fragmente von König Friedebrand von Schotten gab Jac. Grimm heraus in Haupt's Zeitschrift I. 13. —

57. In der früheren Zeit hielt die Epik an ihrem ernsten Charakter fest und nur sehr sparsam mischten sich leise Anklänge der Komik ein, welche zuerst von den fahrenden Sängern in die Dichtung eingeführt wurde. Doch geschah dies blos gelegentlich, bis die Komik als wesentliches Element in der Novelle hervortrat, die, weil sie vorzüglich Liebesgeschichten zum Inhalte hat, einen heiterern, leichten, ja muthwilligen und bis zum Unsittlichen ausartenden Ton annahm, so daß man viele der Novellen geradezu auch Schwänke nennen kann, zumal wo sie dem Volke näher standen. Den Ursprung der Novelle könnte man schon in den früheren epischen Dichtungen der Fahrenden suchen, welche ihren Stoff zusammendrängten; eigentliche Ausbildung erlangte sie aber erst, als man in den geselligen Kreisen eine leichtere, kurze Unterhaltung verlangte, wofür die ernsten Epen der Kunstdichtung zu lang waren und auch mit der fröhlicheren Stimmung der späteren Zeit sich nicht mehr gut vertrugen. Aus demselben Grunde begnügte man sich nicht mit den Legenden, die ebenfalls kurz zu sein pflegten, aber geistlichen Inhalt hatten, ja man zog diesen kürzeren Gedichten sogar längere Novellen vor, deren mehrere ein großes Ansehen erwarben. Den Uebergang von der Epopee zu den Novellen bildeten jene Gedichte, welche, ähnlich dem Beispiele der Morgenländer und der Italiener, verschiedene verwandte und in sonstigem Zusammenhang stehende Erzählungen an einander anreihten, wie es das sehr gerühmte Gedicht Bliker's von Steinach, der Umhang,

war, das, einen gewirkten Teppich schildernd, eine Anzahl Liebesnovellen erzählte und durch inneren Gehalt, Wohlklang der Reime und duftige Sprachfülle sich ausgezeichnet haben soll, leider aber verloren ist. In ähnlicher Weise ist das Buch von den sieben weisen Meistern oder Diocletianus bearbeitet, das wir in der Umdichtung des Hans von Bühel aus dem Jahre 1412 besitzen. Es beruht auf indischen Quellen, scheint aber zunächst nach einem lateinischen Vorbilde gedichtet zu sein und enthält mehrere Novellen. Ein Kaiser hat nämlich einen von sieben Meistern wohl erzogenen Sohn, der wegen verschmähter Liebe seiner Stiefmutter von ihr verläumdet wird; während aber Letztere dessen Hinrichtung durch eine bezugvolle Geschichte beim Kaiser erringen will, erwirkt durch Gegenerzählung einer der Meister eine Gegenfrist, bis mit dem siebenten Tage die Gefahr vorüber ist. Zu allen diesen Novellen suchte man die Muster in Frankreich und den Stoff ebendaher oder aus dem Auslande, weil die deutsche Sage mit zu festen Zügen im Volke gewurzelt war, als daß man dieselbe mit dem für die Novelle beliebten abenteuerlichen, halb komischen Gewande umkleiden konnte, wozu eben französische Erzählungen voll Leichtsinn und Ueppigkeit viel besser paßten. Vom Stricker haben wir eine umfangreichere Novelle, vom Pfaffen Amis, einem englischen Priester, der eine ganze Reihe kühner und witziger Schelmen- und Gaunerstreiche verübt, wozu dem Dichter gewiß irgend ein süddeutscher lustiger Geistlicher als Modell diente. Der sonst weise und freigebige Amis muß deshalb von seinem Bischofe Vieles leiden und sichert sich davor nur dadurch, daß er eine Prüfung bestehen will, wo dann Amis die Fragen beantworten muß, wie viele Tage seit Adam verflossen, wo der Erde Mittelpunkt liege, wie hoch es bis zum Himmel sei, er solle einen Esel lesen lehren ꝛc. Und aus diesen Verstrickungen windet sich Amis ebenso köstlich, wie Till Eulenspiegel, er wird bekannt und gesucht und durchzieht die halbe Welt, an Hohen und Niedrigen seine Schelmenstreiche ausübend, zur Freude und Schadenfreude des Volks, bis er zuletzt reumüthig in ein Kloster geht. Dieselbe lustige, nur aber etwas plumpere Person begegnet uns im Pfaffen vom Kalenberg von Philipp Frankfurter zu Wien, wobei aber eine historische Person zu Grunde gelegt wird, welche der Träger des Volkswitzes sein muß und es daher weniger auf's Betrügen abgesehen hat. Bemerkenswerth ist hier schon der Zug der Opposition gegen den kirchlichen Aberglauben, das Leben und Treiben der höheren Geistlichkeit und daß eben dieser Pfaffe der Hofkaplan des Herzogs Otto von Oesterreich war, beweist, wie man bereits in diesen oberen Kreisen die Mißbräuche der Kirche ansah und verspottete, bevor die Reformation mit schärferen Waffen sich gegen sie erhob. Einer ähnlichen Erzählung des Jason Widmann aus dem 16. Jahrhundert werden wir weiter unten begegnen, wie überhaupt das ausgehende Mittelalter ziemlich reich an solchen Produkten ist, deren sich eine ganze Menge anführen ließe. Auf heimathlicher Ueberlieferung beruhte auch Otto mit dem Barte

von Konrad von Würzburg, wozu der Stoff aus einem lateinischen Werke geschöpft ist und worin, wie im Herzmähre, der Dichter sein Talent für die kurze Erzählung mit schlichtem Stoffe bewährte. Endlich ist ganz den deutschen Zeitverhältnissen entnommen die Erzählung Wernher's des Gärtners vom Meier Helmbrecht, um 1240, der, ein junger, reicher und übermüthiger Bauer, sich über diesen Stand erheben will, zu dem vom Raube lebenden Hofgesinde eines Burgwirths geht und dessen Leben in Saus und Braus mitmacht, bis die Rache des Richters und der beschädigten Bauern ihn erreicht.

Ueber Bliker's Umhang: Gottfried's Tristan Vers 4696 ff. Von den sieben Meistern Hans von Bühel's, der zu Poppelsdorf am Rheine lebte, Diocletianus' Leben, herausg. von Keller, Quedlinburg 1841. Stricker's Amis in Benecke's Beiträgen I. 493. Der Pfaffe vom Kalenberg, herausg. Frankfurt 1550. Das Herzmähre von Konrad von Würzburg, herausg. von Franz Roth, Frankfurt 1846. Wernher's Meier Helmbrecht, herausg. von Joh. Bergmann in Wiener Jahrb. 1839 und besser in Haupt's Zeitschrift IV. 318. Andere Erzählungen dieser Art in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer und Laßberg's Liedersaal.

58. Schon früher, mit der Kaiserchronik (37), war die epische Poesie einen weiteren, für sie nachtheiligen Weg gegangen, indem sie die Sage verließ und geschichtlichen Stoff in Reime brachte. Damals war aber noch Sage und Geschichte mit einander bunt vermischt, während man jetzt im Südosten und Nordwesten das Geschichtliche durchaus vorwalten ließ. In niederdeutschem Dialekte sind geschrieben die in langen Versen aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik vom Pfaffen Eberhard, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und eine bis 1279 reichende Chronik der Fürsten von Braunschweig, die jedoch keinen Werth haben, während Meister Gottfried Hagen's Reimchronik von Kölln, die Jahre 1250—70 besonders darstellend, sogar für die Geschichte von Wichtigkeit ist. Aus den Donaugegenden gedenkt Ulrich von Liechtenstein eines Gedichts von der Schlacht an der Leitha, 1246, das vielleicht von ihm selbst herrührte. Das erste Produkt größerer Art schrieb derselbe Dichter im Jahr 1255, den Frauendienst, eine Erzählung von seinem dreiunddreißigjährigen Minne- und Ritterleben, worin Wahrheit und Dichtung, epische und lyrische Poesie mit einander vermischt sind. Wo darin die Erzählung vorherrscht, ist wenig dichterischer Geist zu verspüren, dagegen lernen wir alles Wunderliche und die Verirrungen des ritterlichen Minnedienstes daraus erkennen. Die Erzählung ist in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten und wird blos da interessant, wo er seine schönen Lieder und Büchlein einschaltet. Der Inhalt ist geradezu jede Sittlichkeit untergrabend und abstoßend; von Jugend an widmet sich Ulrich als ein wahrer Gimpel einem Weibe voll höhnischer Laune, das wie er verheirathet ist, bringt ihr die ekelhaftesten, lächerlichsten Opfer, und das Alles um begehrten sinnlichen Genuß, den er nicht erlangt, worauf er sich einer Andern zuwendet. Noch mehr Personengeschichte war das um 1230 entstandene, für uns verlorene Gedicht über Friedrich von Staufen, welches einst berühmt

war und jedenfalls den Kaiser Friedrich I. zum Helden hatte. Eine Weltchronik hinterließ Rudolf von Ems, vollendete sie aber nicht, weshalb Andere das Geschäft übernahmen und ihre schlechtere Arbeit damit verschmolzen. In gefälligem Ton und anmuthiger und einfacher Darstellung schrieb er darin eine Geschichte des alten Testaments bis auf Salomon nach der Bibel und einzelnen anderen Geschichtswerken. In dichterischer Hinsicht steht dies Werk viel höher, als das fast roh zu nennende Werk des Johann Enikel (Jahn der Enenkel), Fürstenbuch von Oesterreich und Steierland, dem eine Art Weltchronik vorausgeht. Die in neuerer Zeit herausgegebene Livländische Chronik, bis 1290 reichend und sechs Jahre später von Ditlieb von Alepeke abgeschrieben, ist unstreitig von einem Deutschordensritter, da das Werk nicht nur den blühenderen Vortrag der Ritterromane hat, sondern auch die Kämpfe und Schlachten mit großer Lebendigkeit schildert. Durch dies Werk ward um 1341 die Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin nach dem Lateinischen des Peter vonDusburg gedichtet, aber ganz nach der lehrhaften, Alles auf die Bibel beziehenden Art der Geistlichen, indem er allerlei Wunder, Vorzeichen und fromme Episoden einmischt. Von weit höherem Werthe ist die Oesterreichische Chronik von Ottokar (Ottacker, von Horneck?) aus Steiermark, der früher schon eine Weltchronik bis auf Friedrich II. schrieb, in dieser Reimchronik aber erzählt, was 1250—1309 in Oesterreich und anderwärts geschah. Die Befähigung Ottokar's zur Historie ist nicht gering, aber poetische Anlage hat er nicht, so sehr er die Manier der ritterlichen Romantiker nachahmen will. Diesen folgten noch zahlreiche andere Reimchroniken über den Appenzeller Krieg, das Constanzer Concilium und den Schwabenkrieg, aber schon in der Verwilderung der Form und ohne allen Werth für die Literatur, wie wir später an einigen Beispielen sehen werden.

Gandersheimer Chronik in Leibnitz, scriptt. brunsvic. III. Die Chronik der Fürsten von Braunschweig ebendas. und besonders herausg. von Scheller: De Kronica fan Sassen, Brunswyk 1826. Hagen's Köllner Chronik, herausg. von Groote, Köln 1834. U. v. Liechtenstein's Frauendienst, herausg. von Lachmann, Berlin 1841. Ulrich war 1190 oder 1200 geboren und starb 1275 oder 1276, nachdem er weite Fahrten gemacht und sogar in Palästina gewesen. Sein Buch ist übersetzt von L. Tieck, Stuttgart 1812. Rudolf's von Ems Weltchronik ist noch nicht ganz gedruckt. Vgl. Vilmar, die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolf's von Ems, Marburg 1839. 4°; schlechte Ausgabe von G. Schütze, Hamburg 1779 und 1781. 2 Bde. 4°. Johann Enenkel war ein Wiener Domherr; herausg. von H. Megiser, Linz 1618 u. 1740. 8°, und Pez. Script. Rer. Austr. II. Die Livländische Reimchronik, herausg. von Pfeiffer, Stuttgart 1844. Nicolaus Jeroschin hatte das lateinische Original zuerst übersetzt und dann erst in Reime gebracht. Eine Handschrift davon ist in Heidelberg (Nro. 367). Ottokar stammte wohl gar nicht aus dem Geschlechte von Horneck, erhielt den Unterricht des Sängers Konrad von Rotenburg, war im Dienste Otto's von Liechtenstein und starb bald nach 1318. Seine österreichische Chronik enthält über 83,000 Verse in 830 Kapiteln. Herausg. in Pez, Script. Rer. Aust. III., vgl. auch Aus und über Ottokar's Reimchronik, von Schacht, Mainz 1821. Jacobi de Ottocari Chronico Aust., Vratislav. 1839. Reimchronik des Appenzeller Kriegs von Arx, St. Gallen 1825. Der Schwabenkrieg von Joh. Lenz in Freiburg (1499), herausg. von Dießbach, Zürich 1849.

59. Nachdem man sich im Heldengesange nicht mehr allein auf die Vergangenheit gerichtet, sondern immer mehr die Personen und Sitten in die Gegenwart und deren Unruhe und Bewegung hereingerückt hatte und nachdem dieser Gesang nicht mehr ein Gesang des ganzen Volks aus dem ganzen Volke geblieben war, wurde er ein Gesang der Einzelnen und erfaßte er nicht mehr Handlungen und Thaten, sondern Gefühle, Empfindungen, Freud und Leid des eigenen Herzens. Daher trat zur Zeit der höfischen Poesie, wo der Luxus zunahm und das gesellige Leben eine glanzvollere Ausbildung erfuhr, die Epik zurück und an deren Stelle die Lyrik, die wieder eine zweifache Richtung nahm, indem aus den gemeinsamen Gefühlen und Empfindungen Vieler oder Aller das Volkslied entsprang, während die Kunstlyrik mehr die subjective Stimmung des Einzelnen, Freud und Leid desselben ausdrückte und dadurch auch verwandte Gefühle bei Andern zu suchen und zu erregen bestimmt war. Am schönsten und zartesten entfaltete sich aus dem Frauendienste die Minnepoesie, welche rasch auf allen Burgen, in allen Städten ihre lieblichen, bald fröhlichen, bald klagenden Töne erschallen ließ und ganz den Charakter des Jugendlich-Träumerischen, des Zarten und Innigen trug, wie es dem Charakter der Deutschen so ganz eigenthümlich ist. Staunend und sehnend, schüchtern und doch verlangend wird die Geliebte nur von ferne angeschaut, nur ein stummer Blick gewagt, der sich verschämt senkt, wenn er dem Auge der Ersehnten begegnet; ihr Namen wird niemals genannt in ächt deutscher Zurückhaltung und mit der ganzen stummen, blöden Liebe der ersten Jugendzeit, die bald freudig, bald wehmüthig mitlebt mit der Natur und wie diese immer frisch und jugendlich ist und die Freude an der Natur einfach und lieblich ausspricht. Die Minnepoesie ist dabei auch eine frauenhafte Poesie, welche die Zartheit, Reinheit und Innigkeit des Frauensinns in rührender Wahrheit ausgeprägt hat, die alle leidenschaftlichen Ausbrüche vermeidet und innerhalb der gezogenen engen Gränzen in ruhigem Fürsichsein und stillem Glanze fortlebt. Während im ganzen Alterthume die Frauen eine untergeordnete Stellung einnahmen, änderten sich in der neueren Zeit diese Verhältnisse. Die größeren Bedürfnisse und die Hindernisse des Lebens ließen auf Kosten des Gemüths dem praktischen Verstande nach und nach das Uebergewicht und indem die Poesie nun im jugendlichen Gemüthe des Jünglings eine schützende Stätte suchte, so erweckten jene Beschwerden des Lebens die Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns des Lebens Lasten tragen helfe, und nach einem ehelichen und häuslichen Glücke, das die Griechen nicht kannten. Diese Einwirkung des weiblichen Geschlechts, die beim deutschen Volke von jeher vorhanden war, durch das Christenthum aber erst reiner und edler hervortrat und zum vollen Bewußtsein des Volks kam, wirkte nun auch mächtig auf die Poesie ein und es ward daraus ein wahrer Frauencultus, der die Gedichte der Minnesänger selbst so frauenhaft machte, daß viele dieser Lieder ebenso gut von Frauen gedichtet sein könnten.

Die Minnepoesie kennt darum auch nur die still für sich blühende, unverbrüchlich treue Liebe und ist fern von Flattersinn, Untreue, Eifersucht, Trennung und den Leidenschaften, wie solcher Charakter der durchaus männlichen Liebespoesie der französischen Troubadours eigen ist. Die Minnelieder wurden nur gesungen, und zwar zu einem Saiteninstrumente, und daher sind sie durchweg so melodisch und klangvoll, daß sie sich kühn mit den herrlichsten Blüthen der italienischen Poesie messen dürfen. Freilich ist dies nicht bei allen der Fall, denn wie nicht alle Minnelieder blos der Ausdruck einer mehr geistigen Liebe waren, sondern selbst das Sinnliche hervorleuchten, ja sogar über das Erlaubte und Derbe hinausgehen ließen, so zeichnen sich nicht Alle durch Wohlklang und Reichthum an individuellen Zügen aus, da in jener Zeit diese Poesie Mode war und auch geringe Talente sich darin versuchten. Im Allgemeinen folgte auf zwei gleiche Theile der Strophe (die Stollen) ein denselben ungleicher (Abgesang) als dritter und dieser dreitheilige Strophenbau blieb allgemeine Grundlage des Versbaus, obschon die Zahl der Zeilen, ihre Länge und die Aufeinanderfolge verschiedenartig gestaltet wurden. Während bei diesem Liede die Musik dem Liede untergeordnet war, richtete sich die Leiche nach der Musik; es wurde nämlich diese ursprünglich geistige Liedesform auch zum Minnegesang gebraucht und bot reiche Gelegenheit zu den schönsten Reimverschlingungen in fesselloser, freier Bewegung.

60. Die Lieder der Minnesänger sind nicht ausschließlich der Liebe gewidmet gewesen, obschon diese vorwiegend war, sondern sie hoben sich empor zu Loblieder auf Maria und auf die Kreuzfahrer und priesen göttliche Dinge und Weisheit, während wieder andere eingriffen in die Ereignisse und Lage der Zeit, Kaiser und Papst, Reich und Kirche in ihren Kreis zogen, bald freundlich, bald feindlich darüber sich verbreiteten und wieder andere mehr in's Lehrhafte verfielen und die Didaktik cultivirten. Nach diesen Richtungen kann man diese Lyrik eintheilen, je nachdem sie sich auf den Frauendienst, Herrendienst und den Gottesdienst bezogen. Wie die Kunstpoesie überhaupt, so wurde auch die Lyrik der Minnesänger vorzüglich an den Höfen und von Sängern ritterlichen Standes gepflegt, die, meistens des Schreibens und Lesens ganz unkundig, ihre Lieder nicht aufschrieben, sondern sangen, weshalb es sogar vorkam, daß manche Dichter einen Knaben (Singerlein) bei sich hatten, diesen ihre Lieder lehrten und sie dann an die Geliebte sandten oder an Höfe, um die Lieder als Botschaft zu singen. Aus diesem Grunde gingen später so viele der schönsten Lieder verloren oder erhielten sich doch nicht mehr in der ächten, wohlklingenden rhythmischen Form, denn erst als die Blüthe des Minnegesangs erloschen, zeichnete man diese Gedichte auf, brachte sie in Sammlungen und erfreute sich daran. Der Züricher Rathsherr Manesse hatte eine solche veranstaltet und da eine ehemals Züricher Handschrift, die in Heidelberg war und jetzt zu Paris in der Bibliothek aufbewahrt wird, die reichste Sammlung der Minnesänger enthält, so wird diese nach Manesse benannt. Sie enthält Lieder von 140 Dichtern aus

dem dreizehnten Jahrhundert und stellt in glänzenden Miniaturen Bilder und Wappen der einzelnen Sänger dar. Neben dieser erst vor hundert Jahren wieder bekannt gewordenen Liedersammlung haben sich noch einige kleinere erhalten im Kloster Weingarten, zu Jena, Heidelberg und in Kolmar, welche alle erst in der neuesten Zeit mehr zugänglich wurden. Auf diese Art sind an hundert und sechszig Minnesänger bekannt geworden und man findet darunter nicht nur Könige, Fürsten und Ritter, sondern sogar Meister bürgerlichen Standes, ja selbst einen Juden (Süßkind), worin sich die Vorbereitung des Meistergesanges verkündigte.

Bodmer und Breitinger, Sammlung von Minnesängern aus dem Schwäbischen Zeitpunkt, Zürich 1758–59. 2 Bde. 4°. Nachträge dazu von G. W. Raßmann im altdeutschen Museum I. 313–444. Die Weingartener Liederhandschrift mit den Abbildungen, herausg. von Fr. Pfeiffer, Stuttgart 1843. Die Jenaer und anderen Sammlungen sind blos zerstreut mitgetheilt; der ganze Schatz der lyrischen Poesie dieses Zeitraums nebst Lebensnotizen über die Dichter enthält: Van der Hagen's Minnesänger, Leipzig 1838. 4 Bände in 4°. Da in der Folge nur der vorzüglichsten Minnesänger gedacht wird, so stehen hier die Namen der sogen. Manessischen Sammlung: Kaiser Heinrich (VI. † 1197); König Konrad der Junge (Konradin, † 1268); König Tirol von Schotten; König Wenzel von Böheim († 1253); Herzog Heinrich von Breslau (IV. † 1290); Markgraf Otto von Brandenburg [mit dem Pfeile] (IV. † 1308); Markgraf Heinrich von Meißen († 1288); Herzog von Anhalt († 1267); Herzog Johann von Brabant († 1294); Graf Rudolf von Neuenburg (um 1288); Graf Kraft von Toggenburg († 1270); Graf Konrad von Kirchberg; Graf Friedrich von Leinigen (um 1289); Graf Otto von Bodenlaube (IV. † 1254); Markgraf von Hohenburg; Heinrich von Veldeck; Gottfried von Nifen (um 1240); Graf Albrecht von Heigerlau († 1289); Graf Wernher von Honberg († 1323); Jacob von Warte (um 1245); Bruder Eberhard von Sax (um 1260); Walther von Klingen (um 1251); Rudolf von Rothenburg; Heinrich von Sax (um 1254); Heinrich von Frauenberg; Der von Kürenberg; Dietmar von Aist; Der von Gliers; Wernher von Tüfen; Heinrich von Stretlingen (um 1254); Kristan von Hamle; Ulrich von Gutenburg (um 1256); Heinrich von der Mure; Heinrich von Morunge; der Schenke von Limpurg; Ulrich Schenke von Winterstetten (um 1250); Reinmar der Alte; Burkart von Hohenfels; Hesso von Rinach; der Burggraf von Lünz; Friedrich von Husen; der Burggraf von Rietenburg; Milon von Sevelingen; Heinrich von Rugge; Walther von der Vogelweide (1190–1230); Hiltbolt von Swanegoei; Wolfram von Eschenbach (um 1207); von Singenberg, Truchseß zu St. Gallen (um 1245); Der von Sachsendorf; Wachsmut von Künzingen; Wilhelm von Heinzenburg; Lütolt von Seven; Walther von Metze (um 1245); Rubin; Berngе von Hornhein; Der von Johannsdorf; Endilhart von Adelburg; Bligger von Steinach; Wachsmut von Mühlhausen; Hartmann von Aue; Reinmann von Brennenberg; Johann von Ringgenberg († um 1340); Albrecht, Marschall von Raprechtswil; Otto vom Turne; Gösli von Chennhei; Der von Wildonie; von Sunegge; von Scharpfenberg; Konrad, Schenke von Landeck; der Winsbeke und die Winsbekin; Klingesor von Ungerlant (um 1207); Kristan von Lupin, ein Thüringer; Heinrich Hetzbolt von Weißensee; der Thüring; Winli; Ulrich von Liechtenstein (um 1246); von Munegür; von Raute; Konrad von Altstetten; Bruno von Hornberg; Hug von Werbenwag; der Püller; von Trosberg (gegen 1300); Hartmann von Starkenberg; von Stadegge; Brunwart von Augheim; von Stamheim; Göli; der Tanhuser; v. Buchein; Nithart; Meister Heinrich Teschler; Rost, Kirchherr zu Sarne; der Hardegger (um 1250); der Schulmeister von Esselingen; Meister Walther von Breisach; von Wissenlo; von Wengen; Pfeffel; der Taler; der tugendhafte Schreiber (um 1207); Steinmar (um 1276); Alram von Gresten; Reinmar der Fiedeler; Hawart; Günther von dem Vorste; Friedrich der Knecht; der Burggraf von Regensburg; Niuniu; Geltar; Dietmar der Setzer; Reinmar von Zweter; der junge Meißner; der alte Meißner; von Oberburg; Bruder Werner (um 1250); der Marner (um 1300); Süßkind der Jude; von Trimberg; Gast; von Buwenburg; Heinrich von Tettingen; Rudolf der Schreiber, Meister Gottfried von Straßburg; Meister Johann Hadloub (um 1300); Regenbogen (um 1300); Meister Konrad von Würzburg; Kunze von Rosenheim; Rubin von Rüdeger; der Kol von Neußen; der Dürner; Meister Heinrich Frauenlob († 1317); Meister Friedrich von Sunenburg (gegen 1300); Meister Sigeher (gegen 1300); Meister Rumsland (um 1300); Spervogil; Boppo (um 1300); der Litschauer; der Kanzler (um 1300).

61. Während die höfischen Dichter die Erzählung mehr aus den Händen der Geistlichen empfingen, schlossen sie sich in der Lyrik mehr den Eigenthümlichkeiten des Volks an und kaum eine Gattung der lyrischen Dichtung dieser Zeit leitete sich von geistlicher Poesie her, da sogar die Leich mehr auf den volksthümlichen lateinischen Kirchengesang (die Sequenzen) zurückführt. Die Tag- und Wächterlieder, die Tanz-, Frühlings- und Herbstlieder wuchsen alle auf dem Grunde des Volksgesangs und nur ist uns nicht klar, wie dieser Uebergang vermittelt ward, weil die ältere Lyrik uns nur in geringen Ueberresten erhalten ist. Die Lieder des von Kürnberg, Walram's von Gresten und Dietmar's von Aist, sowie des von Nifen klingen durch ihre epischere, romanzenartige Haltung, ihre einfache Darstellung, geringere Sprachglätte und ungenauen Reime durchaus noch volksmäßig und erinnern sogar an das Nibelungenlied, dessen einzelne Theile ähnlich beschaffen gewesen sein mochten. Den Uebergang zur feineren höfischen Poesie zeigen dagegen schon ausgeprägter die formenreichen und künstlicheren Gedichte des gleichalterigen Heinrich von Veldeke und des Pfälzers Friedrich von Hausen, der seine Lieder zum Theil im Oriente dichtete und nach Hause sandte. Hier ist eine Reichhaltigkeit künstlicher Reime und Mannichfaltigkeit der Töne, welche ebenso empor zu streben und wieder herunter zu sinken und sich zu massigen scheinen, wie die Nachtigallen ihre alten Schläge in immer neuer Modulation ausdrücken. Gerade diese verfeinerte Kunst verlangte auch adelige Sänger und von nun an ward sie vorzüglich an den Höfen gepflegt. Zwar die großen Fürsten thaten dies weniger, und selbst Heinrich VI., Konrad IV. und Friedrich II., die Dichter waren, konnten der Zeitungunst wegen der Poesie keine beständige Aufmerksamkeit widmen, aber an den Höfen der thüringischen und babenbergischen Fürsten thaten sich gastliche Stätten fur die Minnepoesie auf und hier vorzüglich erhob sie sich rasch zu hohem Glanze, ja bei Hermann von Thüringen war die Pflege der Poesie so weit getrieben, daß die zahlreichen ab- und zuströmenden Sänger einem Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide lästig wurden. Dort in Thüringen und der Umgegend sangen Otto von Botenlauben, Heinrich I. von Anhalt und Heinrich III. von Meißen, und in des Letzteren Land gehörten Rumeland und Heinrich von Meißen (Frauenlob) zu den vorzüglichsten Dichtern. Doch eine besondere Eigenthümlichkeit blieb diesen Kreisen nicht, während in Oesterreich ein ganz eigenthümlicher Charakter sich zeigte und in Bayern, wo man von jeher Wohlgefallen am Mysteriösen und Phantastischen hatte, die Richtungen Wolfram's und Nithard's sich verschmolzen und besonders Mythe und Fabel später sehr gepflegt wurden. Die Schweizer zeichneten sich durch ihre mehr ernste und wehmüthige Lyrik aus, wogegen der allgemeine Charakter der Minnepoesie am entschiedensten in Schwaben hervortritt, der eigentlichen Heimath dieser Art Dichtung überhaupt.

62. Als den typischen Charakter des Minnelieds am besten repräsentirend wird schon von Gottfried von Straßburg der von Hagenau genannt, den man in Reinmar dem Alten wieder erkennen will und dem man Heinrich von Morungen an die Seite stellen muß. Reinmar der Alte und Heinrich sind beide noch frei von Volksrohheiten und selbst in den Regungen der Sinnlichkeit zart und heilig, aber bei Ersterem wird eine Zeit der Lust viel seltener von Klagetönen unterbrochen, als bei Heinrich von Morungen, wo Lust und Leid, Frohsinn und Klage häufiger und rascher wechseln. Viel freier, sinnlicher und heiterer sind die Lieder der schwäbischen Dichter Gottfried von Neufen, Ulrich von Winterstetten und Burkart von Hohenfels, bei denen sich zu wehmüthigen Liebesklagen muthwillige Schwänke gesellen und der Ton bald zierlich und fein, bald derb wird. Eine neue Art der ritterlichen Poesie zeigte sich schon im Meister Spervogel, dessen geistliche Lieder theilweise den Charakter einer wahrhaften Erhabenheit tragen und der durch eine Anzahl gnomischer Spruchgedichte die Ausbildung der Gnomen, Beispiele und Fabeln veranlaßte. Auch die sonst als große Meister bekannten Dichter Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und Hartmann von Aue haben Anspruch auf den Preis des Minnesangs; der Erstere dichtete ein herrliches Lied von 24 Strophen auf Maria, das eine ganz andere Richtung einschlägt, als sein größeres episches Gedicht, aber ein ebenso glänzendes Gewand hat, und von Wolfram haben wir die schönsten Tag- und Wächterlieder, worin der Wächter das Nahen des Tags verkündet und die Liebenden zum Scheiden mahnt, eine Liedergattung, die später ganz in den Dienst der geistlichen Poesie trat und dann natürlich auch die Bezugnahme auf den Minnedienst verlor. Der ausgezeichnetste und größte Minnesänger, und als solcher auch allein bekannt, ist Walther von der Vogelweide, der schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts dichtete und seine Frische und Jugendlichkeit bis um 1228, in sein höheres Alter, bewahrte. Kein anderer Minnesänger hat so mannichfaltige Lieder gedichtet, keiner eine so ruhige und klare Einsicht in alle Lebensverhältnisse, solche Tiefe des Gemüths und Würde des Charakters gezeigt und an allen öffentlichen Dingen solche Theilnahme bewiesen, wie Walther, der überall sich im Kreise der Wirklichkeit bewegt, Alles im Besonderen zeigt, von der Liebe sich nicht beherrschen läßt, sondern sie auf den Werth zur Sittigung des Menschen weist, den Werth der Frauen in den Eigenschaften der Seele, den des Mannes in jenen des Geistes sucht und Alles, was dem gewöhnlichen Menschen als widersprechend erscheint, von höherem Gesichtspunkte aus versöhnt. Bald freut er sich am unschuldigen Spiele der Kinder, bald spricht er mit inniger Scheu und Blödigkeit von der Liebe, bald erfreut ihn deren Genuß. Es behagt ihm nicht die Unsitte, welche in die Minnepoesie eindrang, noch auch die düstere Ansicht von der Welt; lieber lebt er arm in Zufriedenheit, in sein Inneres sich zurückziehend, und wo er Moral predigt, will er nicht ein Tugend-

held sein. Besonders scharf und bitter spricht er sich gegen die Mißbräuche im Reiche aus; aber er vertheidigt dessen Unabhängigkeit gegen die Eingriffe der Kirche und weist sie zurück auf das Gebiet, das ihr gebührt, auf die Reinigung, die sie zuerst selbst erfahren müsse. Denn in Allem ist er wieder ein frommer Mensch, treu der Kirche, die er aber nicht durch Dogmen beschränkt wissen will, indem ihm Christ und Jude, Heide und Türke einerlei ist, so nur Alle dem ewig Wahren dienen.

Walther von der Vogelweide ist zwischen 1165 und 1170 geboren, aus einem adeligen Geschlechte, vielleicht aus Oesterreich oder der Schweiz, fing um 1187 an, seine Minnelieder zu dichten, wandte sich nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI. im Jahre 1197 den öffentlichen Angelegenheiten mehr zu, war dann nach einander bei Kaiser Philipp von Hohenstaufen, Otto IV. und Friedrich II., hielt sich mehrmals am thüringischen Hofe auf und dichtete jedenfalls noch 1228. Wenn er, wie W. Grimm vermuthet, Verfasser des Freidank ist, so nahm er am Kreuzzuge Friedrich's II. Theil. Sein Grab soll im Lorenzgarten des neuen Münsters zu Würzburg unter einem Baume sein und ein Vermächtniß von ihm anbefohlen haben, in seinen Leichenstein vier Löcher zu hauen und darin zur Weide für die Vögel täglich Semmelkrummen zu streuen, was die Chorherren später außer Gebrauch brachten. — Seine Gedichte sind herausgegeben von Lachmann, Berlin 1827, und 2. Aufl. 1843, 8°, wozu A. Hornig, Quedlinburg 1844, ein Glossar herausgab. Die beste Uebersetzung von Karl Simrock, Berlin 1833, 2 Thle. mit Anmerkungen von W. Wackernagel. Vgl. auch L. Uhland, Walther v. d. V., ein altd. Dichter, geschildert, Stuttgart 1822. 8°. —

63. Im Gegensatze zu Walther zeigt die muthwilligere Munterkeit der Oesterreicher eine ganz andere Seite der Lyrik, indem dieselbe gröbere bürgerliche und bäuerliche Züge aufnimmt und den Neid der armen Ritter gegen den wohlhabenden, vergnügt lebenden Bauernstand offenbart. Diese Richtung vertritt der Bayer, aber in Oesterreich im Anfange des 13. Jahrhunderts lebende Nithard, der zwar auch in einem Theile seiner Lieder den alten Ton des Minnegesangs einschlägt, den Preis des Frühlings und der Frauen schildert, meistens aber dem Bauernleben sich zuwendet, die Bauernhoffahrt zum Gegenstande seiner Dichtung macht und am liebsten die Bauerntänze und die verschiedenen Streiche schildert, die er ihnen und sie ihm gethan. Bei Nithard tritt daher nicht die innerliche Welt hervor, sondern die gemeine Wirklichkeit, die er munter, kräftig und sogar derb zeichnet, in mehr volksmäßigem Ton und einer diesem anpassenden Sprache. Ja er ergeht sich in Schmähungen gegen Nebenbuhler und verfällt sogar in Obscönitäten, wodurch er sehr beliebt wurde. Seine Gedichte sind jedoch nicht für, sondern gegen das Volk gerichtet und wie er mit denselben die Vornehmen ergötzen wollte, so zog er allmälig die höfische Poesie herunter in niedrigere Kreise und bildete dadurch den Uebergang zum Volksliede, während er selbst beim Volke zu einer halb mythischen Person wurde und zuletzt als zweiter Eulenspiegel galt. Eine ähnliche Richtung verfolgte der Tanhuser aus Bayern, der gleichfalls die Innigkeit des Frauendienstes verliert, um in ein gemeineres Leben herabzusteigen, wobei denn die roheren Vergnügungen des Mahles und Weins, Gelage und Zechereien in den Vordergrund traten. Aehnlich dichteten die Schweizer Steinmar und Hadloub, nur in gröberer, plumperer Manier, im Tone des Burlesken und

der Parodie, wobei sie auch, den Minnesängern entgegen, in den Preis des Herbstes und Winters verfielen. Am besten sind von ihnen die Tanzlieder, welche vorzüglich dem Burkart von Hohenfels und dem Tanhuser gelangen. Sie beruhen ganz auf leichtsinniger Ueppigkeit, behaglicher Sinnlichkeit und gutmüthiger Obscönität, wovon auch die Ernte- und Taglieder angesteckt wurden. Bei Hadloub kommen noch poetische Situationen vor, die ansprechen, und das Lied wird materieller; aber Steinmar und der Tanhuser ziehen den Liebesdienst ganz in's Gemeine und Bäuerische herab, wobei sie sich über die alten Abenteuerlichkeiten und Uebertreibungen der Frauenbewerbung lustig machen. — Eine andere Ausartung der Minnepoesie zeigt sich in Ulrich von Liechtenstein, der uns eine ganze Beschreibung seines Minne- und Ritterlebens hinterließ und darin bewies, wie sehr die alte Reinheit und Innerlichkeit der Frauenliebe gewichen war. Seine Lieder haben kein wahrhaftes Gefühl und sind zwar gewandt und künstlich gedichtet, lassen aber gewöhnlich kalt. Die ganze Liebesgeschichte beruht auf Unsittlichkeit und Werbung um rohen, unerlaubten Genuß und der Gegenstand seiner Liebe behandelt ihn mit höhnischer, spielender Laune, die dem alten Minnedienste ganz fern lag. In Ulrich's um 1257 geschriebenen Frauendienst, einem Gesprächstücke mit gegenseitiger Klage der Männer und Frauen, deckt er uns noch vollends die Vernachlässigung der Frauen durch die der Jagd und dem Weine nachgehenden Ritter und ebenso die Unsitte und feile Minne der Frauen auf, so daß man sieht, welch' traurigen Einfluß die britischen Erzählungen, wie sie Gottfried von Straßburg gab, auf das gesammte Leben übten und unter Minne zuletzt nichts anderes als ein unsittliches Verhältniß gemeint war.

Nithart, vielleicht zum Geschlechte der Herren von Fuchs in Bayern gehörig, lebte am Hofe Friedrich's des Streitbaren zu Wien und starb vor 1246; er ist in der Stephanskirche begraben. Der Tanhuser lebte gleichfalls in Oesterreich, starb aber schon vor Rudolf's von Habsburg Zeiten. Der Schweizer Steinmar war 1276 bei Rudolf's Zug gegen Ottokar und der Belagerung Wiens anwesend. Hadloub lebte am Ende des 13. Jahrhunderts. Joh. Hadloub's Gedichte, herausg. von Ettmüller, Zürich 1840.

64. Unter den späteren Minnesängern ist noch Heinrich von Meißen mit dem Beinamen Frauenlob zu nennen, der ganz den Charakter eines Epigonendichters trägt, eine große Meinung von seiner eigenen Person und seinen Dichtungen hat, in Aerger ausbricht, weil die Welt diesen Werth nicht anerkennen will, und die fehlende poetische Kraft durch Auskramen großer Gelehrsamkeit ersetzen will. Darum sucht er auch größere Künstlichkeit der Formen auf, verschlingt er die Reime von vierunddreißig Zeilen mit einander und zeigte er überall Spitzfindigkeit und scholastische Gelehrsamkeit, denn er soll ein Doktor der Theologie zu Mainz gewesen sein. Weil er die Frauen, im Gegensatze gegen Weib, über Alles erhob, so erhielt er den Beinamen Frauenlob und Frauen waren es auch, die ihn, als er am Andreasabend 1318 zu Mainz starb, zu Grab trugen. Er dichtete ziemlich Vieles, geistliche und weltliche Gesänge,

auch Streitlieder, noch ist aber Manches von ihm nicht aufgefunden. — Dieselbe gelehrt-künstliche Richtung schlägt auch der Wettgesang der Sängerkrieg auf der Wartburg ein, welchen man sogar schon, wiewohl ohne Wahrscheinlichkeit, dem genannten Heinrich von Meißen zuschrieb. Es besteht aus zwei ungleichartigen Hälften, deren erste aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, die zweite noch jünger ist. Es kann sogar bezweifelt werden, daß überhaupt ein solcher Wettstreit stattgefunden habe, und jedenfalls ist es gewiß, daß der erste Theil von dieser alten Zeit, wo der Wettstreit stattgefunden haben soll, 1206 und 1207, nur schwache, der andere aber gar keine Anklänge davon mehr hat.

Heinrich's von Meißen, des Frauenlobs, Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Erläutert und herausg. von L. Ettmüller, 1843. — Der Sängerkrieg auf der Wartburg in v. d. Hagen's Minnesänger II. 2—19. J. Grimm, Ueber den altd. Meistergesang, 177. Lucas, Ueber den Krieg auf der Wartburg, Königsberg 1838. 8°.

65. Nachdem auf diese Art die Minnepoesie von ihrer Höhe herabgezogen war, schien es, als wollte das Lied einen heiteren Ton annehmen und zum Volkslied, wie es in der Reformationszeit erscheint, übergehen, aber es kam noch nicht so und die Dichter, welche die Lust am Minnegedicht verloren, weil die Edlen von Zucht und höfischem Gesang der besseren Art sich gelangweilt fühlten und Zechgelage vorzogen, verfielen immer mehr in's Lehrhafte und Gnomische und nahmen eine moralische und geistliche Richtung, wie man dies schon an Walther von der Vogelweide anklingen sah. Am meisten hatte gegenüber der Verderbniß der Welt Wolfram von Eschenbach geeifert und auf das Höhere den Blick gerichtet; deshalb schaarten sich die neueren Lyriker fast nur um ihn, weil Parcival wie ein heiliger Held als Beispiel vorschwebte, der gelehrte Ruf des freilich nicht gelehrten Wolfram anzog und nur bei ihm die neuen Bestrebungen nach dem Priesterlichen und Gelehrten Nahrung fanden, nicht bei Tristan, bei dem die Wirklichkeit im reichsten Glanze und aller Pracht sich entfaltete und die sinnliche Welt ihre Apotheose fand. Nur Walther von der Vogelweide nahm noch eine solche Stelle für die gnomischen Dichter ein, wie Wolfram, und seine Nachfolger schlugen auch eine gesundere und volksthümlichere Richtung ein, erhoben die Moral über das Dogma und machten sich frei von den kirchlichen Vorurtheilen, während Wolfram's Anhänger mehr zum Alten hinneigten und verborgene Weisheit liebten. Doch suchten auch Manche beide Richtungen zu vereinigen. Der hauptsächlichste gnomische Dichter ist Reinmar von Zweter, am Rhein geboren, in Oesterreich und Böhmen lebend, der Walther zu folgen sucht und noch streng an der reineren Minne hält, aber in der Mehrzahl seiner Gedichte mit satirischer Bitterkeit oder doch moralisirend gegen die Verderbniß der Welt eifert, den Adel wegen seiner Versunkenheit und den Papst wegen der Feilheit der Kirche und Anmaßung anklagt, dabei jedoch schon den Minnedienst nicht mehr will, ihn auf die Liebe zu Gott und Maria wendet und auf die Freuden des Lebens scheel sieht. Ein vortrefflicher Geist weht aus den Gnomen des älteren Meißner, der um 1260—80 dichtete,

ernſter und feierlicher wird und die Kunſt als Lehrerin angeſehen wiſſen will, welche die Sitten beſſern ſoll. Aehnlich nimmt der faſt gleichzeitige Oeſterreicher, Bruder Wernher, den Zweifel zum Gegenſtande und ſucht gegen die Verſchlechterung der Weltſitte ſein Heil in der Religion, wie Friedrich von Sonnenburg ſeine Gedichte vom Hauch der Erbaulichkeit und Andacht durchweht hat. Ebenſo reuig blickt auf ſeine Jugendſünden der Schwabe und Schüler Walther's, Konrad Marner, der um 1230—70 dichtete und als blinder Greis ermordet wurde, aber während er ſich in die Geheimniſſe der chriſtlichen Myſtik vertieft, ſingt er doch auch Minnelieder und ſein langer Ton war lange Zeit bei den Meiſterſängern das Maaß, in dem ſie vor ihrer Krönung zu ſingen hatten. Bei Rumeland nimmt die chriſtliche Frömmigkeit wieder eine andere Richtung, indem er über den Verfall der Kunſt klagt und ſeine Sprüche gegen das unter dem Ritter- und Bauernſtand eingeriſſene Verderben richtet. Ueberhaupt klagen alle dieſe Dichter über die Verſchlechterung der Welt und ſie hatten wohl auch dazu einen perſönlichen Grund, indem die Dichtung bei den Vornehmen den früheren Schutz nicht mehr fand und ſie ihn nun in den Städten und zuletzt blos unter ſich ſelbſt ſuchten, was jedoch für ſie ſchädlich war, indem ſie nun ein anderes Publikum vor ſich hatten, als früher, und ſie dadurch immer mehr in den Zug der Gelehrſamkeit kamen, die überall die wahre Poeſie abtödtet, wie ſchon dieſe Dichter von der einfachen und natürlichen Allegorie in eine verkünſtelte und geheimnißvolle fielen, deren Dunkel Niemand mehr ergründen kann, und ſich wegen ihrer Gelehrſamkeit und Geheimnißthuerei überſchätzten und für die größten Poeten hielten. Die Folgen davon waren die Fragen, Räthſel und Tenzonen, wohin ſchon der Wartburgkrieg zu rechnen iſt. Nur Einer und es war ein Schmied, Barthel Regenbogen, nahm an dieſer überſchwänglichen, dünkelhaften Manier Anſtoß und zog in ſeiner einfacheren, ſchlichteren Weiſe gegen ſeine Gegner, beſonders Frauenlob, zu Feld, aber ohne Erfolg, wie es ihm ja ſelbſt unmöglich war, ſich ganz vor dieſer einmal allgemein gewordenen Richtung zu bewahren.

Von Reinmar von Zweter; aus adeligem Geſchlecht, iſt bemerkenswerth, daß er Alles in derſelben Strophenart dichtete. Ueber Friedrich von Sonnenburg's (Sunburg) Heimath, die man in Tyrol ſuchte, herrſcht noch Zweifel. Der Marner war ein fahrender Sänger, der auch lateiniſche Gedichte verfaßte und jedenfalls vor 1287 ermordet wurde. Ihre Gedichte in v. d. Hagen's Minneſängern.

66. Von den gnomiſchen Dichtern war der Uebergang zur didaktiſchen Poeſie leicht und ſchon früher war er vorbereitet worden, was wir ſchon beim Antichriſt und den Gedichten über das jüngſte Gericht geſehen haben. Die Neigung zum Moraliſiren, der religiöſe, myſtiſche und gelehrte Zug bei Wolfram mußte geradezu auf die Didaktik führen und auch hier ſehen wir die meiſten Dichter ſich wenn auch nicht gerade um Wolfram gruppiren, ſo doch immer ſich an ihn anlehnen. Nachdem man nämlich das ſchmale Weſen der britiſchen Romanſtoffe erkannt hatte und die Poeſie pſychologiſche Räthſel zu löſen verſuchte, ſo

ging der in der Philosophie nun auch unterrichtete Laienstand daran, über die Natur, den Beruf und die Pflichten des Menschen nachzudenken und die dadurch gewonnene Weisheit durch die Poesie zu verbreiten. Schon im 12. Jahrhundert eröffneten die Didaktik mehrere Gedichte, welche theils über geistliche Dinge belehren, theils erbauliche Ermahnungen geben wollen, wie die Schilderungen des jüngsten Gerichts und von der Ankunft des Antichrists, welche sich an die alttestamentlichen Legenden anlehnen; ferner das vorzügliche Gedicht Hartmann's von des Todes Erinnerung, in dessen Einleitung vom gemeinen Leben schon ein eigentliches Sittengedicht enthalten ist, das Anegenge, ein erzählendes Lehrgedicht von der Weltschöpfung, dem Sündenfalle und der Erlösung, des armen Hartmann Rede vom heil. Glauben, eine paraphrasirende Predigt über die Glaubensformel, voll Gelehrsamkeit und lateinischen Brocken, die Rede Wernher's von Elmendorf, der seine Vorschriften nicht aus der Bibel, sondern aus römischen Schriftstellern zog, einige Reden Wernher's vom Niederrhein, voll moralischer Lehren und das weltliche Treiben bekämpfend, die Warnung, eine längere Rede aus dem 13. Jahrhundert, und ein poetisches Sendschreiben ähnlichen Inhalts. Bedeutender und schärfer ausgeprägt wird die Didaktik im 13. Jahrhundert und hier begegnet uns gleich ein Hauptwerk im welschen Gast von Thomasin Zerclar aus Friaul, um 1215—1216 gedichtet. Sein Zweck ist, einmal zu verkünden, was Tugend, Frömmigkeit und Zucht wirklich sei, er verlangt für alles dies Beständigkeit und wahre Innerlichkeit, verbindet mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit seiner Strenge doch immer wieder Milde und Toleranz und nimmt die Helden der höfischen Dichter und Sage als Beispiele zur Nachahmung, wobei überall ächt deutsche Gesinnung durchbricht und er sich dem Moralprincip des Alterthums nähert. Während Zerclar mehr trocken und systematisch schrieb, erfaßte Freidank's Bescheidenheit mit poetischerem Geiste die Spruchweisheit des deutschen Volks zu einem Ganzen, so daß sein Hauptgedanke durch geschickt an einander gereihte Sprüchwörter von allen Seiten beleuchtet wird. Er unterscheidet sich von Zerclar aber auch dadurch, daß jener mehr auf Menschenkenntniß dringt, der Freidank aber eine verständige Klugheitsregel aufstellt. Er mischt unter die ritterliche Sittenregel biblische Sprüche und unter die gewöhnliche Klugheitsregel religiöse Mystik, so daß bei ihm die heitersten Bilder neben der schwärzesten Ansicht von der Welt stehen. Bemerkenswerth ist auch, wie der Freidank trotz seiner frommen Gesinnung, die selbst die Kreuzfahrt empfiehlt, doch erklärt, daß Reue ohne Werke nichts gelte, und daß er eifert gegen den Papst, die Fürsten und den Adel, die Verwirrung im deutschen Lande und darin überall das bürgerliche Element zeigt, welches sich damals in den Städten immer mächtiger zu erheben und einen Damm gegen die allgemeine Verwilderung zu bilden strebte. In den Kreis dieser didaktischen Poesie ist auch der Winsbeke aus dem 13. Jahrhundert zu

rechnen, der in einzelnen Theilen an die Rittergedichte erinnert und eine Reihe von Lebensregeln und Maximen enthält, die ein Vater seinem Sohne und eine Mutter ihrer Tochter auf den Weg durch das Leben mitgeben, und die zu dem Edelsten gehören, was je über ein moralisches, würdiges Leben gesagt worden ist. Der Ton dieser Ermahnungen ist sanft, feierlich und rührend, wahrhaft fromm und edel und es liegt darin eine tiefe Wärme und eine heilige Ehrfurcht vor dem ächten Familienleben und wahrer Frauenliebe, die auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist. Außer diesem können hier noch des Frauenbuchs von Ulrich von Liechtenstein und der Gedichte Seifried Helblings gedacht werden, die gegen die Verdorbenheit des Ritterstandes und der Minne, letztere aber mehr gegen die Feilheit der Dichter gerichtet sind.

Vom jüngsten Gericht, in Hoffmann's Fundgruben II., 135; ebend. II. 106 ein Antichrist. Heinrich's Gedicht: in Maßmann's d. Ged. d. 12. Jahrhunderts II. 143, der I. 1. auch Hartmann's Rede herausgab. Anegenge: Hahn's Ged. d. 12. u. 13. Jahrh. 1. Wernher's vom Niederrhein Ged. herausg. v. W. Grimm, Göttingen 1839. 8; Werner war ein Geistlicher, wie auch Wernher von Elmendorf, der in Heiligenstadt lebte; s. Gedichte in Haupt's Ztschft. IV. 284. Daselbst I. 438 die Warnung. Das poet. Sendschreiben in Docen's Miscell. II. 306. — Thomasin von Zerclar stammte aus Friaul und schrieb in welscher Sprache ein Buch über höfisches Leben und höfische Sitte und erst später, in seinem 30sten Lebensjahre, den welschen Gast, so genannt, weil er die deutsche Sprache nicht vollständig kannte, in 10 Büchern. Sein Werk wird Frommann herausgeben. Freidank soll einige Abschnitte des Buchs aus einem seiner früheren Werke eingeschoben haben und verfaßte dies Buch, wenigstens theilweise, in Syrien, wohin er mit Friedrich II. ging. W. Grimm vermuthet aus der Uebereinstimmung im Ausdruck, in den Sprachformen, metrischen Eigenthümlichkeiten und Reimen, daß der Freidank und Walther von der Vogelweide dieselbe Person seien. Bridankes Bescheidenheit, herausg. von W. Grimm, Göttingen 1834 8°. Vgl. Ueber Freidank, von W. Grimm, Berlin 1850. 4°. Der Windsbeke herausg. in Beneke's Beiträgen II. 455, und v. d. Hagen, Minnesänger I. 364. Ed. M. Haupt, Leipzig 1845. Seifried Helbling's Gedichte in Haupt's Zeitschrift IV. 77.

67. Mehr im Tone der Predigt, und zwar der von Einem zum Andern überspringenden Predigt, hat Hugo von Trimberg am Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen Renner geschrieben, wozu er den Namen deshalb wählte, weil es soll rennen durch die Lande, und das Gedicht oft mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin und dorthin trage. Im Allgemeinen ist es eine zu weit ausgesponnene Strafpredigt mit zu vielen Abschweifungen und Wiederholungen, zahlreichen eingestreuten Fabeln, Geschichtchen, Anekdoten und Schwänken. Es herrscht darin das Sprüchwörtliche und Gnomische vor, der Dichter sucht die Ursache alles Uebels in der äußeren Gesellschaft, woran alle Stände Theil nehmen, und man sieht an seinen Strafreden, daß er an kein Besserwerden mehr glaubt; auch lehrte er in einer Weise, die dem Volke gefiel, welche die biblische Lehre verallgemeinte und in dem derben Volkstone vortrug, und in dieser Hinsicht erlangte dies Buch eine höhere Wichtigkeit für uns, indem es den Boden für die künftige Bibelübersetzung empfänglich machte. Diese hier angebahnte mystisch-allegorische Richtung pflanzte sich noch weiter fort und hatte auch schon früher einige Zweige getrieben, wie in Heinrich's von Krolewitz Umschreibung des Vater Unser, um 1252—55, und Kon-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

rad's von Würzburg goldener Schmiede, worin der Dichter den Schmuck der Maria künstlich zusammenfügen will und sie nun in vielen Bildern, deren Mehrzahl aus der Bibel entlehnt ist, preist. Andere Gedichte suchten allegorisch die Vermählung der Seele mit Gott zu versinnlichen, wie z. B. in der Tochter von Syon (Seele, im Gegensatz zum Weltkinde, der Tochter von Babylon), zu Ende des 13. Jahrhunderts durch Bruder Lamprecht von Regensburg, einem Franziskaner, gedichtet und gedankenarm. Auf demselben Gebiete bewegte sich der Wiener Arzt Heinrich von der Neuenstadt, welcher nach dem Anticlaudianus des Alanus ab Insulis zu Anfang des 14. Jahrhunderts das Gedicht „Unseres Herrn Zukunft" verfaßte, das ebenso allegorisch ist und in's Mystische hinüberstreift, als es eine Sittenpredigt enthält; aber es ist dabei anschaulicher, klarer, eindringender und satirischer, als die ähnlichen Werke, weil der Dichter eben das Leben sich näher besah und für jede Schilderung Modelle von Fleisch und Blut vor sich hatte. In Heinrich von Müglin streiten sich schon die Gegensätze der Scholastik und Mystik; er dichtete theils gnomenartige kleinere Gedichte, theils Größeres, wie ein Lobgedicht auf Maria, das sich an Konrad's von Würzburg goldene Schmiede anreihen läßt, aber ebenso sehr aus Theilen älterer Gedichte zusammengestoppelt ist, und endlich zu Ehren Karls IV. das Buch der Maide, worin er vor den Kaiser die verschiedenen Künste unter den Bildern von Jungfrauen treten läßt, um ihr Urtheil zu empfangen, das der Kaiser ablehnt, worauf die Theologie entscheidet, daß die Tugenden nicht von der Natur, sondern ein Ausfluß von Gott seien. Vielleicht ließen sich hierher auch noch die Liebesbriefe oder Büchlein von Hartmann von Aue und Ulrich von Liechtenstein setzen, die sinnreich die Herzensangelegenheiten besprachen; sie gehören aber schon eher zum Minnegesang, wovon oben die Rede war.

Hugo von Trimberg, aus dem Würzburgischen und ein Laie, war 1260—1309 Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift von Maria und Gangolph in der Theuerstadt von Bamberg, ziemlich gelehrt für seine Zeit, und schrieb außer obigem noch sieben deutsche und fünfthalb lateinische Werke, aber in Prosa. Neue Ausgabe vom histor. Verein in Bamberg 1833 u. 34, 3 Hefte, 4°. Heinr. v. Krolewitz Vater Unser, herausg. von Lisch, Quedlinburg 1830, 8. Konrad's von Würzburg goldene Schmiede, herausg. von W. Grimm, Berlin 1810, 8°. Die Tochter von Syon von Lampert in Hoffmann's Fundg. I. 307. Heinrich von Neuenstadt lebte am Schlusse des 13. Jahrhunderts; sein Gedicht ist nur theilweise gedruckt. Heinrich von Müglin lebte unter Karl IV., seine Gedichte sind noch ungedruckt.

68. Neben diesen mehr tiefsinnigen Dichtungen bildete sich noch eine andere Gattung der Poesie aus, die wir schon im welschen Gast, der Bescheidenheit und dem Renner eingemischt fanden, nämlich die der Beispiele, kleinen Erzählungen und Fabeln, die dazu dienen eine Lebensregel oder einen Sittenspruch anschaulich zu machen, nach dem Beispiele der antiken Erzählung und Fabel, welche am geeignetsten schien, Sätze der Moral dem Volke zu predigen und deren Wahrheit praktisch zu erhärten. Schon Stricker's Welt, eine Sammlung kleinerer Stücke, die er unter diesem Titel zusammenstellte, geht auf diese

didaktiſche Richtung hinaus und es gibt ihm eine kurze Erzählung oder einfaches Bild Gelegenheit zur umſtändlicheren Ausführung über irgend einen Gegenſtand der Sittenlehre in ſchlichter Form. Oft iſt es blos eine Anekdote, eine Erzählung, welcher er eine Moral abgewinnt, oft Allegorien, den Fabeln nachgeahmt, oft macht er Mährchen zu Fabeln oder umgekehrt Fabeln zu Mährchen mit kurzer Nutzanwendung. Viele davon ſind ganz gut, viele aber matt und eintönig; am originellſten und von gutem Humor belebt ſind ſeine Mährchen und mährchenhaften Fabeln. Unmittelbar an die aeſopiſche Fabel angelehnt iſt der Edelſtein von Bonerius, einem Predigermönch aus Bern, der um 1324—49 lebte und uns darin hundert Fabeln hinterließ, welche ſolchen Anklang fanden, daß ſie raſch verbreitet wurden und gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunſt man im J. 1461 zu Bamberg eine Ausgabe davon veranſtaltete. Das Buch iſt ausgezeichnet durch Klarheit, Beſtimmtheit und Präciſion der Lehre, ſchmucklos und ungeziert, enthält aber einen Schatz weiſer Lehren, ſtellt die allgemeingültigſte Regel der Sitte und des Lebens dar und kam dadurch dem wahren Weſen der Fabel am nächſten. Weit tiefer ſteht das um 1337 gereimte Schachzabelbuch des Mönchs Konrad von Ammenhuſen im Thurgau, nach einem lateiniſchen Werke gearbeitet, worin der Verfaſſer eine Menge moraliſcher Mährchen und Erzählungen in etwa 20,000 Verſen mittheilt, wofür das Schachſpiel mit ſeinen Figuren blos den Rahmen abgab. In ſinnbildlicher Deutung alter bibliſchen Geſchichten erinnert er an die Myſtiker, in der Manier an den Renner und originell und intereſſant wird er nur da, wo er auf ſeine Zeit und beſonders auf den Bauernſtand ſeinen Blick wirft und zur Satire greift.

Der Stricker, von dem es ungewiß bleibt, ob dies ſein wahrer oder blos angenommener Name iſt, war ein Oeſterreicher und ſtarb zwiſchen 1237 u. 1241. Von ihm ſind zahlreiche Gedichte bekannt, wie Daniel von Blumenthal, Karl, Amis und kleinere Erzählungen, die er meiſtens nach fremden Vorbildern und Quellen bearbeitete. Seine kleineren Gedichte ſind von K. Hahn herausgegeben, 1839. Boner's Edelſtein beruht zum Theil auf älteren Quellen, zum Theil nahm er Sprüche aus Freidank auf. Der älteſte Druck ſeines Edelſtein enthält nur 85 Fabeln, alle hundert aber die Ausgaben von Benecke, der Edelſtein, Berlin 1816, 8°., und von Fr. Pfeiffer im 4. Bande der Dichtungen des deutſchen Mittelalters, Leipz. 1844, 8°. Das Schachzabelbuch hat zur Quelle das lateiniſche Buch de moribus hominum et officiis mobilium super ludo scaccorum des Dominikaners Jacob von Ceſſoles in der Picardie, 1290 geſchrieben und 1483 zu Straßburg gedruckt. Das Schachzabelbuch ſelbſt iſt noch ungedruckt.

69. Neben dieſer poetiſchen Produktion regte ſich auch die Proſa und zwar begann ſie zunächſt im Volke, in den Städten und unter den Geiſtlichen, wo man für Geſetzbücher und Predigten die gereimte Poeſie nicht mehr brauchen konnte. Hier bahnte nun vorzüglich Bruder David, Novizenmeiſter und Lehrer der Theologie in Regensburg und Augsburg, wo er 1271 ſtarb, den Weg durch ſeine Predigten, worin er zwar das geiſtliche Leben empfiehlt und gegen die Eitelkeit der Welt eifert, aber nicht auf Abtödtung dringt, ſondern ein weiſes Maaß beobachtet haben will. Lebendiger, feuriger und eindringender ſind die Reden ſeines Schülers Berthold Lech, aus Winterthur,

der als Prediger Deutschland durchzog, überall vor Tausenden predigte, großen Ruhm erntete und 1272 starb. Auch er hat es noch mit dem praktischen Leben zu thun und er übte nicht geringen Einfluß auf seine Zeit, wie man ja beim Renner überall an ihn erinnert wird. Beider Beispiel ward vielfach nachgeahmt und wir haben nach und nach viele Predigten aus dieser und der folgenden Zeit mitgetheilt erhalten, die zwar diesen Vorbildern nicht zu vergleichen sind, aber immerhin den Eifer nach guter prosaischer Rede bewiesen. Nach und nach artete mit der Zeit jedoch auch dieser Eifer wieder aus, bis einige Jahrzehnte später Meister Eckhard der geistlichen Beredtsamkeit wieder einen neuen Schwung gab.

Von Rechtsbüchern in Prosa sind uns ebenfalls mehrere Stücke bekannt, wie der Erfurter Judeneid, ein schwäbisches Verlöbniß u. A. aus dem 12. Jahrhunderte und geringen Umfangs. Wichtiger sind die beiden Rechtsbücher aus dem 13. Jahrhunderte, nämlich der Schwaben- und Sachsenspiegel. Letzterer, um 1215—35 durch den sächsischen Ritter Eike oder Ecko von Repgow verfaßt, war anfangs in niederdeutscher Sprache geschrieben und eine Zusammenstellung der in jenen Gegenden gültigen Rechtsgewohnheiten, wurde aber später vielfach überarbeitet und erweitert, auch in's Hochdeutsche übertragen. Dieser Sachsenspiegel mochte dann Grundlage zum Schwabenspiegel gewesen sein, den ein oberdeutscher Geistlicher vor 1276 verfaßte, dazu aber noch zahlreiche andere Quellen benützte. Auch dies Rechtsbuch wurde in der Folge mehrfach überarbeitet und erweitert. Außerdem wurden in allen Theilen Deutschlands, besonders am Rheine, zahlreiche Land- und Stadtrechte und in reichster Anzahl Weisthümer niedergeschrieben, welche Provinzialverfassungen, Ortsrechte und Herkommen enthielten, die anfangs blos im Munde des Volkes fortgepflanzt, nun aber aufgeschrieben wurden. Auch für Urkunden begann man nun nach und nach die deutsche Sprache zu gebrauchen und wir haben deren, die bis 1272 zurückreichen. Für die Geschichte wurde die Prosa spärlicher angewendet, doch gehören hierher schon die in nieder- und oberdeutscher Sprache erhaltene Repgow'sche oder Sachsenchronik und Christian's des Küchenmeisters St. Gallisches Geschlechtsbuch, das eine Fortsetzung der alten Casus monasterii St. Galli ist. Selbst für Romane begann man hin und wieder die Prosa zu benutzen, was schon Ulrich von Liechtenstein in seinem Frauendienst bei einigen Briefen that, und erst neulich wurde eine am Schlusse des 13. Jahrhunderts verfaßte Meinauer Naturlehre bekannt gemacht.

Bruder David's Predigten sind zum Theil herausg. von Kling in seiner Ausgabe von Berthold's Predigten, Berlin 1824, 8°. und neuerdings von Fr. Pfeiffer in seinen deutschen Mystikern I., 1845. Berthold's Predigten in erwähnter Ausgabe Kling's (II. Predigten), altdeutsch. Blätter, II 120 und sonst. Andere Predigten stehen in Mone's Anzeiger, Hoffmann's Fundgruben I. 66, Leyser, Predigten des 13. u. 14. Jahrh. Quedlinburg 1838, 8°., K. Roth, Predigten des 12. u. 13. Jahrh. Quedlinburg 1839, 8°. Haupt's Zeitschrift II. 227 und Griesbaber's älteren noch ungedr. d. Sprachdenkm. religiösen Inhalts, Rastatt 1842, 8°. und Predigten

1844 u. 1846. Ueber Meiſter Eckard vgl. 8. — Der Erfurter Judeneid und das ſchwäbiſche Verlobniß ſtehen, Erſteres in Dorow's Denkmälern alter Sprache und Kunſt I. 2, IX, Letzteres im Rhein. Muſeum für Jurispr. III. 281. Der Sachſenſpiegel, herausg. von Homeyer, Berlin 1835—44, 3 Bde. 8°., der Schwabenſpiegel herausg. von W. Wackernagel, Zürich 1840, 8°. Die Weisthümer gaben heraus J. Grimm, E. Dronke und Beyer, Göttingen 1839—42, 3 Bde. 8°. Die Meinauer Naturlehre, herausg. von W. Wackernagel, Stuttgart 1851 8°., auf Koſten des liter. Vereins. Ein Stück eines Proſaromans aus den bretoniſchen Ritterſagen, herausg. von Docen, in Büſching's wöchentl. Nachrichten II. 109.

70. Die Zeit, welche auf dieſe Produktionen folgte, war der Poeſie nicht günſtig. Nach dem Untergange des hohenſtaufiſchen Hauſes ging eine große Aenderung im deutſchen Reiche vor ſich, keine große That begeiſterte mehr das Volk und ſeine Sänger und es geſchah zwar viel, aber in anderer Richtung. Die habsburgiſchen Kaiſer ſahen nur auf die Vermehrung des Beſitzes und zwar ihres eigenen, und neben den Sorgen für das kleine Leben, die immer größer wurden, fand die Poeſie keine Stätte. Dazu kamen noch äußere Mißverhältniſſe, Hungersnoth und Seuchen ſchreckten das Land, riefen eine düſtere Stimmung in daſſelbe, nichts war mehr da, woran die Ritterſchaft ſich heben und ſtärken konnte, an Kaiſer und Papſt wurde man irre, Egoismus und Rohheit befleckten das Leben und ſelbſt die alte Treue und der fromme Glauben ſchwand dahin, um die ſich vordem die Poeſie ſo gern gerankt hatte. Freilich wurde Baukunſt und Malerei gepflegt, der Handel begann ſich zu regen und zu mehren, die ſtädtiſchen Gemeinweſen erſtarkten und die wichtigſten Erfindungen wurden gemacht, aber neben der Pflege der ſtrengeren Wiſſenſchaft kann die Dichtung ſelten gedeihen und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ließ nicht nur ein großes Heer unberufener Poeten aufkommen, ſondern verrückte auch den alten Standpunkt des Dichters, der früher beſtimmte Perſonen und Kreiſe vor ſich hatte und nun vor dem allgemeinen Publikum, einer unendlichen Maſſe von Gleichgültigen und Unempfänglichen, jeder Dichtung Feindſeligen dichten ſollte. Denn nun ſchwand das Singen und damit auch der alte Wohlklang und Rhythmus der Poeſie dahin, weil man nur das ſtumme Leſen im Auge hatte und das Ohr ſeine frühere Schärfe verlor. Außerdem kam die Gelehrſamkeit immer mehr auf, die neugeſtifteten Univerſitäten und die Scholaſtik kultivirten eine mehr ſpitzfindige Wiſſenſchaft und Philoſophie und es trennten ſich die Gebildeten und Gelehrten vom Volke in weiter Scheidung, welche nun die volksmäßige Dichtung ganz iſolirte und ihrer Verwilderung entgegenführte. Und als zuletzt die Gelehrſamkeit ſich der altklaſſiſchen Literatur der Griechen und Römer zuwandte, als man nur noch lateiniſche Poeſie gelten ließ und pflegte, da ward die vaterländiſche Sprache, Dichtung und Sage noch ſchroffer abgeſtoßen und ward die alte Herrlichkeit des deutſchen Reichs und der deutſchen Poeſie vergeſſen, als ob ſie nie dageweſen wäre. Freilich lag hierzu der Grund nicht allein in den äußeren Verhältniſſen, ſondern auch in den inneren; denn längſt hatten die deutſchen Dichter ſich von den edlen, heimiſchen Stoffen und Formen weggewendet, die nationale Heldenſage verſchmäht und dafür nach

fremden Stoffen gegriffen, wofür nur ein künstliches Interesse erzeugt werden konnte, so daß zuletzt alle Poesie von Geltung Kunstpoesie war, die veralterte und ihrem Untergange verfallen mußte, weil sie bereits in zu starre und todte Formen gerathen war, sich davon beherrschen ließ und es verschmähte, sich an der inzwischen vernachlässigten Volkspoesie wieder zu verjüngen und frische Keime und Zweige zu treiben. Aus Mangel an schöpferischer Kraft ahmte Einer den Andern nach, man überbot sich in Künsteleien und zuletzt finden wir nichts mehr als geschickte Reimer, die nur dann sich wieder etwas erheben, wenn sie es wagen, sich von der Form frei zu machen und in's frische, volle Leben hinein zu greifen.

71. Der Verfall der deutschen Dichtung äußerte sich zunächst und am stärksten im Epos, welches wieder in einzelne Rhapsodien sich auflöste und selbst eine, zwar der alten Form nachgeahmte, aber schon den Umschwung der Zeit beurkundende Gestalt auch im Aeußeren annahm. Wie schon der Münchener Maler Ulrich Furterer in seinem Buch der Abenteuer die britischen Romane abkürzte und in der Strophe des Titurel umdichtete, so wurden auch die epischen Gedichte aus dem vaterländischen Sagenkreise von Kaspar von der Roen mit Ueberlegung und nicht ohne Geschmack zusammengezogen, weil das Volk an dem langweiligen Ausspinnen des Stoffs in den Rittergedichten keinen Gefallen mehr hatte und eine kürzere Erzählung verlangte. Sein Heldenbuch enthält die hauptsächlichsten Stoffe vom Rosengarten, Riesen Sigenot, Wolfdietrich, den Drachenkämpfen, Laurin, Otnit u. A. und war sehr verbreitet. Eine ähnliche kürzere und lockere Gestalt finden wir auch im Lied vom hörnenen Siegfried aus dem 15. Jahrhunderte und im Hildebrandsliede. In gleicher Weise drücken den Verfall der epischen Poesie aus der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen, von einem Schlesier um 1300, eine Kreuzfahrergeschichte, worin Ludwig der Fromme und Heilige verschmolzen sind und der Inhalt sich um die Belagerung Ptolemais dreht; Reinfried von Braunschweig mit orientalischen Zügen, Wilhelm von Oesterreich, 1314 durch Johann von Würzburg gedichtet, der Alexander des Seyfried, um 1352 und Heinrich's von Neuenstadt Apollonius von Tyrland, nach dem Lateinischen bearbeitet. Das Gedicht Valentin und Namelos, einem niederländischen Gedichte nachgebildet, gehört dem karolingischen Sagenkreise an, entstand im 15. Jahrhunderte und schildert schon im roheren, derberen Geschmacke der Zeit. Auch einige andere Uebertragungen eines zweitheiligen Gedichts von Ogier von Dänemark, eines von Malagis nach flandrischen Originalen und vom niederländischen Reinhold von Montelban und Malagis besitzen wir, die uns zeigen, daß noch immer diese Art epischer Poesie vom Volke gerne gelesen wurde. Als Umdichter der letztgenannten niederländischen Stücke wird Johann von Soest genannt und fielen also diese in's Ende des 15. Jahrhunderts. Eine

ebenfalls ziemlich ſpäte Bearbeitung iſt Friedrich von Schwaben, das jedenfalls um 1462 gedichtet wurde und arm an Worten und Gedanken iſt, auch ſchon aus älteren Gedichten ganze Stellen entlehnt. Daran möchte ſich die Königstochter von Frankreich von Hans von Bühel, aber ſchon 1400 bearbeitet und zwar mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, und Johann's von Soeſt Margarethe von Limburg anreihen, die er nach 1470 verfaßte, ebenfalls nach einem niederländiſchen Gedichte, das ſchon vor 1357 bekannt war. (42.) Auch gereimte Legenden gehören noch hierher, die aber nach und nach von den proſaiſchen und zuletzt von der Reformation verdrängt wurden. Darunter kann man die nach einem niederländiſchen Werke bearbeiteten Reiſen des h. Bradanus rechnen, eine Schrift, worin ſich ſchon die ganze Verwilderung der Zeit zeigt, indem Menſchenfreſſer, Höllen- und Geiſterſpuk darin erſcheinen. Von noch ſchwächerem Gehalte iſt das Leben der h. Eliſabeth von Johannes Roth.

Das Heldenbuch Kaſpar's v. Roen aus Münnerſtadt in Franken in v. d. Hagen's Heldenbuch. Der Verfaſſer war ein wandernder Volksdichter. Das Hildebrandslied ſteht in Grimm's Ausgabe des älteren gleichnamigen Gedichts, S. 53 u. Uhland's Volksliedern I. 330. Der Landgraf Ludwig der Fromme, ausgezogen in Wilken's Geſch. der Kreuzzüge. Reinfried von Braunſchweig auf der Hannoverſchen und Wilhelm von Oeſterreich auf der Heidelberger Bibliothek im Manuſcript, wo auch Seyfried's Alexander. Apollonius von Tyrland im Auszug in Richard's Romanbibliothek IV., Valentin und Namenlos in Staphort's Hamburger Kirchengeſchichte IV. 231 und im deutſchen Muſeum 1784 II. 91. Ogier, in Fr. Adelung's fortgeſ. Nachrichten S. 55–97, Heidelberger Jahrbücher 1808, XI. 416 und Mone's Anzeiger 1837. S. 189., wo auch von Reinold und Malagis Bruchſtücke ſtehen. Friedrich von Schwaben in Adelung's fortg. Nachr. 109. Hans v. Bühel lebte am erzbiſchöfl. Hofe in Köln; ſeine Königstochter erſchien 1500 in Folio zu Straßburg. Johann v. Soeſt hieß eigentlich J. Grumelkut, war 1448 zu Unna in Weſtphalen geboren, wurde vom Herzog v. Cleve zum Sänger ausgebildet, ward 1471 in Heidelberg beim Churfürſten Singmeiſter und ſtarb 1506 in Frankfurt, wo er auch ſeine gereimte Biographie ſchrieb. Auszüge aus Margar. von Limburg in Mone's Anzeiger 1835, S. 164. Die Reiſen des h. Bradanus in Brun's Romant. u. and. Ged. in altplattd. Sprache, Berlin 1798, 8°. Leben der h. Eliſabeth von J. Rothe in Menken's Script. Rer. Germ. II. und eine ältere Bearbeitung in Graff's Diutisca I. 314–489.

72. In Oeſterreich ward zuerſt der Uebergang der höfiſchen Bildung und Poeſie in eine volksthümliche vermittelt und wenn auch die Dichter anfangs ſich dem Volke blos näherten, um über daſſelbe die Geiſſel der Satire zu ſchwingen, ſo konnten ſie den Lauf der Dinge doch nicht aufhalten und alsbald ſtrebte man auch von unten wieder hinauf, zumal als für die Kunſt am Hofe ſich wieder einige Ausſicht zu zeigen ſchien. Doch Seifried Helbling, ein öſterreichiſcher Ritter, der um 1288—1299 dichtete, hat in ſeinem Sammelwerke der kleine Lucidarius geſucht, ſich an die beſſere Zeit der Ritterpoeſie anzuſchließen, und klagt über die Zuſtände des öſterreichiſchen Landes in der Manier des Nithart und Tanhuſer's, wobei er beſonders die Laſter und Thorheiten im Volke charakteriſirt. Aehnlich dichtete am Ende des 14. Jahrhunderts Heinrich der Teichner, der ſelbſt vom Gewühl des Lebens ſich zurückzog und als Laie, aber mit geiſtlicher Lectüre und Lehre beſchäftigt, ſtarb. Er hat ſchon alle Hoffnung auf das Hofweſen und die Ritterzucht aufgegeben

und betrachtet die Gebrechen ſeiner Zeit ganz gut, war aber nicht im Stande, ſie ernſtlich anzuklagen. Er ſieht der Ritterſchaft edlen Zweck im Schutze der Waiſen und Bedrückten, nicht in Fehden und Kriegszügen und verachtet den Minneſang, weil er praktiſche Zwecke des Lebens im Auge hat; aber bei Allem dieſem iſt er doch nicht volksmäßig und es fehlen bei ihm die Schwänke und allegoriſchen Stücke, die doch ſonſt ſeinen Zeitgenoſſen ſo beliebt waren. Ueberhaupt herrſcht in ſeinen Gedichten das Lehrhafte vor und noch abſtrakter wird er in ſeinen Lehrgedichten und er war entſchiedener dem Spruchgedichte zugeneigt, als der ſangbaren Poeſie. Doch mochte Manches von ihm in ſeinem Alter gedichtet ſein, wo er in eine trübere Stimmung gerieth und meinte, ein Greis dürfe gar nicht mehr fröhlich ſein. Ganz anders iſt es bei Teichner's Freund Peter Suchenwirt der Fall, der am Ende des 14. Jahrhunderts als fahrender Sänger in Wien und an anderen Höfen lebte und daſelbſt das Leben und Treiben der Vornehmen kennen lernte, aber nicht an einer Beſſerung verzweifelte. Dies kommt freilich zum Theil daher, daß er als Herolds- und Wappendichter an den Höfen lebte und als ſolcher von allen Seiten geſucht und belohnt ward, aber dennoch hat er in ſeinem Brief über der Welt Lauf das Verderben an den Höfen und unter der Ritterſchaft aufgedeckt, jedoch nicht ohne zu zeigen, wie dem eine beſſere Richtung zu geben ſei. Er dichtete auch Ehrenreden, worin er die Thaten verſchiedener öſterreichiſcher und fremder Edlen beſingt und lobpreist und ſelbſt aus geringem Stoffe etwas zu machen weiß. Aber wo er größere Thaten ſuchen will, muß er ſeine Helden in die Ferne begleiten und von dem Verluſte jeglichen Ruhms in Deutſchland und der Schweiz ſchweigen, denn hier erlitt der Ritterſtand eine Niederlage nach der andern, er verarmte und ſuchte zum Theil ſeine äußere Exiſtenz nur noch in Raubverbrüderungen oder als feile Söldlinge, zumal ihm nicht nur von unten der aufblühende Bürgerſtand und die Städte, die ſich ſelbſtſtändig fühlten, entgegentraten, ſondern auch die Fürſten ihn von allen Seiten bedrohten.

Ueber Seifried Helbling's Werk vgl. Haupt's Ztſchft. II. 1. 1837. Heinrich's des Teichner's Werke ſind nur zum Theil gedruckt in: Wiener Jahrbücher 1818. 1 Thl. Liederbuch der Klara Hätzlerin, Quedlinburg 1840 und Docen's Miscellen II. 228–38. u. Aretin's Beiträgen IX. 1079–86. Von Suchenwirt's Ehrenreden iſt vielleicht das Gedicht von Herzog Albrecht's Ritterſchaft in Preußen (1377) die beſte. Seine Werke gab Al. Primiſſer zu Wien, 1827, 8° mit Wörterbuch heraus, wozu aus Laßberg's Liederſaal II. 321 oder v. d. Hagen's Minneſ. IV. 92 noch das Gedicht auf Graf Wernher von Honberg kommt.

73. Da das Volk keine Zeit und Luſt für lange Gedichte mehr hatte und die Poeſie doch von den Höfen zu ihm herabgekommen war, ſo mußte ſie ſich ihm auch anbequemen; es durfte kein langes Epos mehr ſein, ſondern ein kurzes Gedicht aus der Gegenwart, wofür man beſonders nach kurzen hiſtoriſchen Anekdoten und Vorfällen der Zeit griff. Die nationalen Kriege der Schweiz brachten zuerſt die volksthümliche Lyrik wieder zu Ehren und die Volkslieder von der Schlacht bei Sempach (1386), vor allen jenes von

Halb Suter, wurden überall mit Begeiſterung aufgenommen. Selbſt Suchenwirt dichtete ein volksthümliches Gedicht vom Krieg mit den Reichsſtädten, worin er ſeinen Unwillen über dieſe das Volk ausſaugenden Fehden ausſpricht, während im Liede des Pfaffenfeindes von Aſchersleben über die Magdeburger Fehde (1431—35) der Bürgerſtand ſich gegen den Adel und die Geiſtlichkeit regt. Alle dieſe Ereigniſſe waren jedoch nicht bedeutend und konnte es daher auch nicht der hiſtoriſche Volksgeſang werden, während gerade jetzt im volksthümlichen Kirchengeſange das Beſte geleiſtet wurde. Ausgegangen war auch früher das Volkslied nie, aber es erſchien nur vereinzelt, während die Befreiungskriege der Schweiz gegen Oeſterreich im 14. Jahrhundert mächtig auf den Volksgeiſt wirkten, das Vertrauen auf Gott und ſich ſelbſt befeſtigten und nicht nur die Selbſtſtändigkeit des Volkes ſelbſt, ſondern auch ſeines Geſanges erkämpften. In den hiſtoriſchen Volksliedern von den Schlachten und Kämpfen im Kloſter von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels ſind die ſchönſten Volkslieder geſungen, während Suchenwirt vergebens noch einmal das Ritterthum in langweiligem Tone zu verherrlichen ſuchte; und wie hier der alte Ton und Ausdruck vom Volke wieder hervorgeſucht worden zu ſolchen Liedern, ſo gebraucht Keppenſen in ſeinem niederdeutſchen Liede aus dem Lüneburger Erbfolgeſtreite (1371) die alten Späſſe und Ironie mit Glück, wie man auch in der Reimchronik des Mecklenburgers Ernſt von Kirchberg den uralten Ton anklingen ſieht und die geſammte Volksbildung dieſer Zeit nur eine Wiederholung der älteren Geſchichte im Kreiſe des ganzen Volkes iſt. Doch blühte dieſes hiſtoriſche Volkslied nur an der Süd- und Nordgränze des Reichs auf, wo das regſte Leben herrſchte und im Bürgerſtande durch ſeine Freiheitsbeſtrebungen die alte Kraft wieder erwachte und geſtählt wurde; im Innern Deutſchlands ging nichts Großes vor und was dort gedichtet ward, geſchah durch armſelige Poeten für das Lob ihrer Brodherren und die Bauernkriege nahmen gleich eine ſolche Richtung, daß ſie dieſer Art Poeſie keine Nahrung geben konnten.

Ein Hundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder, geſammelt und in urkundl. Texten chronol. geordnet, herausg. von Fr. L. v. Soltau. Leipzig 1836, 8°. Sammlung hiſtor. Volkslieder und Ged. der Deutſchen, von O. L. B. Wolff. Stuttgart 1830, gr. 8. Alt-, hoch- und niederdeutſche Volkslieder, herausg. von L. Uhland, Stuttgart 1844, 8°. L. Rochholz, Eidgenöſſiſche Liederchronik, Bern 1835 und 1842.

74. Dieſen ſchöneren Charakter des Volkslieds beſitzen ſchon nicht mehr die Lieder des Freiburger Veit Weber aus dem burgundiſchen Kriege (1476) und andere Schweizergeſänge und es miſcht ſich ſchon ſtörend Uebermuth und Trotz auf den alten Ruhm ein, der in den dithmarſiſchen Liedern über die Schlacht bei Hemmingſtede (1500) aus der Freiheitsliebe der Bauern gegen ſtolze Unterdrücker entſprang. Wo das Volkslied im Innern Deutſchlands ſich regte, ward es entweder moraliſirend, oder es mahnte die Obrigkeit, ihr Amt beſſer zu verwalten, und die Dichter ſind anfangs noch ganz im

Hofwesen und in den Regeln der höfischen Poesie befangen. Hans Rosenplüt, der Schnepperer (Schwätzer), welcher um 1431—1460 dichtete, war noch ein Wappendichter der alten Art, aber deshalb löste er sich doch vom Ritterwesen los und ging er über in Volksmanier und Volkssprache, wofür er viel mehr Sympathie hatte. Am meisten halten seine Erzählungen und Schwänke noch am alten Erzählerton; in seinem Gedichte von den sieben Wochentagen, seinen Reden zum Lob Mariä und seinen Allegorien mischt er aber schon den alten Schwulst mit den gemeinen Ausdrücken der Volkssprache und seine Fastnachtsspiele sind ganz in der schmutzigen Volksmanier gehalten. Rosenplüt fällt auch ein strenges Urtheil über die Welt, aber er ist dabei nicht unglücklich und wenn er auch in seinem Gedichte vom Einsiedel ein wirklich trauriges Bild von der Lage der Welt zeichnet und im Spruche zum Lobe des Herzogs Ludwig nur aus Pflichtgefühl redet, so zeigt dagegen die Lebensschilderung des Lebens und Treibens in Nürnberg (1447) eine größere Innigkeit und Vorliebe, welche er noch erhöht in seinem Fastnachtsspiel vom Türken, das ganz gut die Bahn der politischen Kritik eröffnet, welche nachher Hans Sachs und Hutten übten. Ihm entgegengesetzt ist der Weinsberger Michael Beheim, der mit einigen Dichtungen schon hier genannt werden muß, obschon er eigentlich erst unter den Meistersängern seine Stelle findet. Sein Leben zeigt am besten, wie der Bürgerstand genöthigt ward, wenn er dichten wollte, bei sich selbst zu bleiben und nicht nach den Höfen zu streben. Obschon ein Weber von Geburt, trieb ihn doch die Poesie an die Höfe der Fürsten und wanderte er in der Welt umher, um seinen Lebensunterhalt zu suchen. Zwar hatte er der dichterischen Anlagen nur wenige, aber um so größer war seine Hingebung, mit der er selbst die drückendste Armuth überstand. Es ging ihm schlimm, wohin er kam, denn man wollte keine Mahnworte, nicht Wahrheit hören, und so zog er nach Brandenburg und in die Pfalz, nach Lübeck, Dänemark und Krain, machte Gedichte zum Lob aller Fürsten, des Hauses Oesterreich, der Wiener Universität, denn sein Grundsatz war, Jeden zu loben, von dem er lebte, kam an den Hof Kaiser Friedrich's mit dem er 1462 die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und Bürgermeister Holzer aushielt, schüttete dann seinen Aerger und Groll gegen die Wiener in einem besonderen Gedichte aus, wozu ihn freilich vorzüglich Fürstendienerei antrieb, und ärntete dafür doch keinen Dank, sondern wurde sogar vom Kaiser vor die Thüre gewiesen, so daß er, dem dies nur Strafe für seine Charakterlosigkeit war, auf einmal seine Richtung änderte und nun gegen Fürsten, Adel und Geistliche schrieb. Zuletzt fand er noch eine Zufluchtsstätte bei Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg, indem der Fürst, so wenig er es verdiente, sich gerne loben ließ und in Michael Beheim nun einen solchen willfährigen Poeten fand, der mit Hülfe des Kaplans Mathis von Kemnat ein langes Heldengedicht über seinen neuen Gönner verfertigte, das, wenn es auch nicht dessen Ruhm förderte, doch durch

die ungeheuerlichen Uebertreibungen seine Lachlust reizen konnte. Das Beispiel Beheim's aber, der nach 1474 starb, war hinlänglich, um den dichtenden Schneider, Schuster und sonstigen Handwerksmann zu belehren, daß es mit dem Hofgesange zu Ende sei und er hinfort mit seinem Gesange unter den Meistern bleiben müsse.

Veit Weber's Kriegs- und Siegeslieder, herausg. von H. Schreiber, Freiburg 1819, 8°. Dithmarsische Lieder im Neocorus, herausg. von Dahlmann, 1827. Rosenplüt's Schriften sind meistens ungedruckt; in der Handschrift Nr. 19 zu Dresden stehen sie; Einzelnes auch im Bericht an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig, 1837, im Liederbuch der Klara Hätzlerin, in den altdeutschen Blättern I. 4. und Tieck's deutschem Theater. Von Michael Beheim, geb. 1116, gest. vor 1474, ist nur sehr Weniges gedruckt. Handschriften in Heidelberg, zu Gotha und sonst; sein Buch von den Wienern, herausg. durch v. Karajan, Wien 1813, 8°.

75. Dasselbe Schicksal, wie die historischen Gattungen, erlebte auch das lyrische Lied und wir gleiten auch hier in den Ton des erotischen Volksliedes über. Schon im 13. Jahrhunderte nahm die höfische Lyrik nach und nach einen mehr volksmäßigen Ton an und die Sänger der Bürger näherten sich etwas der höfischen Dichtung, woraus sodann eine Art Mischung zwischen dem Minneliede und dem eigentlichen Volksliede entsprang, das den alten Inhalt in einfacherer Form und Rede gab. Am deutlichsten ist dies aus dem um 1470—71 abgeschriebenen Liederbuche der Klara Hätzlerin von Augsburg ersichtlich, welche eine Abschreiberin war und in diesem Buche eine Anzahl Priameln, Gnomen, minnigliche Sprüche, 85 erzählende oder didaktische und 134 lyrische Stücke von verschiedenen Verfassern sammelte, von denen besonders die letzteren die Umwandlung des Liebeslieds am Genauesten darthun. Einzelne Stücke bewahren noch die alten Eigenheiten des Minnegesangs, andere scheinen aus reinen Minne- und Volksliedern zusammengesetzt und andere gehen schon zu den derberen Formen der unteren Stände über, wobei die Liederweisen immer einfacher werden. Wie sehr das höfische Minnelied der Volkslyrik entgegenging, zeigen uns aber auch selbst zwei ritterliche Sänger, Hugo von Montfort aus Vorarlberg und Oswald von Wolkenstein aus Tyrol, welche mehrere Fahrten nach Litthauen, Compostella und Jerusalem mit einander machten. Oswald, der in einem Lande lebte, wo von jeher das Volksthümliche in Sage und Dichtung vorwaltete, konnte sich diesen Einflüssen auch nicht entziehen und neben seinen Minneliedern, geistlichen Gesängen, gereimten Biographien, politischen Spott- und Lehrgedichten sind gerade seine volksthümlichen Lieder das Beste, obschon Alles, was von ihm gedruckt ward, etwas Künstliches, Ueberladenes und Rohes an sich hat, was zum Theil von seiner verschrobenen Erziehung unter Bauern herkommen mag, die er später nur dürftig mit höfischer Bildung verbessern konnte. Einfacher, freier und gefälliger sind dagegen die Lieder des Hugo von Montfort, welche im Ganzen noch dem alten Minneliede näher stehen und nur durch einfachere Töne und gröbere Bilder dem Volkstone sich nähern. Wie er die meisten im Walde und im Freien gedichtet hat, so athmen sie auch mehr den frischen, gesunden Sinn der Natur

und lassen oft tiefe Gefühle erkennen, ohne sie auszudrücken. Hierher gehören jedoch nur seine Briefe und Lieder, zu denen sein Diener Burkart Mangolt die Musikweisen machte, denn seine Reden oder allegorischen Stücke, meistens in dialogischer Form und 1401 geschrieben, haben keine besonderen Eigenthümlichkeiten. Ein dritter Lyriker bürgerlichen Standes, der sich Muscatblut nannte und bis 1437 dichtete, ist der eigentliche Vermittler zwischen den letzten Minnesängern und den Meistersängern, wie er auch Letzteren als Muster und Vorbild diente. Muscatblut hat sich in den mannichfaltigsten Gegenständen und Arten des Vortrags versucht, aber seine Gedichte sind auch sehr ungleich. Seine Liebesgespräche in kurzzeiligem und langstrophigem Tone sind künstlich und geziert, ohne freie Bewegung und Natürlichkeit, seine Räthsel breit und sich bis zur Allegorie verflüchtigend; seine Marienlieder schwanken zwischen Verstiegenheit und burlesker Niedrigkeit; dagegen sind wieder seine Minne- und Naturlieder frisch und lebendig, und oft wird er ganz kräftig, kernig und von ehrbarem Ernst erfüllt, wo er über die Verderbniß seiner Zeit eifert.

Das zu Prag aufbewahrte Liederbuch der Klara Hätzlerin ist herausgegeben von K. Haltaus, Quedlinburg 1840, 8°. Hugo von Montfort geb. 1357, gest. 1423; Gedichte sind handschriftlich, Nr. 329, zu Heidelberg erhalten und nur Weniges davon gedruckt in Adelung's fortgef. Nachr. 215, Mone's Anzeiger 1833 u. 1834 und sonst. Oswald, von Wolkenstein, geb. 1367, gest. 1445, stammt aus Gröden in Tyrol, zog 1395 mit Herzog Albrecht IV. nach Palästina, reiste durch ganz Europa, nahm am Elephantenbunde Antheil, zog 1419 gegen die Hussiten und lebte dann auf seiner Veste Hauenstein. Seine Gedichte sind meistens noch ungedruckt; Einzelnes im Liederbuch der Hätzlerin, in Aufseß Anzeiger 1832, S. 212, und Hoffmann's Fundgruben I. 330. Muscatblut soll mit Glück an Höfen gesungen haben, es ist aber von ihm nur Weniges gedruckt in Aufseß Anzeiger 1832 u. 1833, altdeutsch. Museum I. 123 und II. 189, Liederbuch der Klara Hätzlerin und Mylin Lustgarten, Straßburg 1521. Handschriftlich steht Einiges im Heidelberger Codex 392 und sonst.

76. Charakterisch für diese Zeit sind auch die Allegorien oder allegorischen Erzählungen und Geschichten, welche den Uebergang vom Epos zum Drama vermitteln und zwar schon früher vereinzelt bei mehreren Dichtern, wie Thomasin, Stricker, Hugo von Trimberg und Liechtenstein's Frauendienst vorkamen, jetzt aber ihre weitere Ausbildung und Verbreitung fanden. Als hierher gehörig stehen im Liederbuche der Hätzlerin ganze Reihen von Schwänken, Beispielen, Lehren, Deutungen von Blumen und Farben, Geschichten und anderen Gedichten, worin das Lied in das Recitativ verfällt, sich zur Erzählung und lehrhafter Allegorie erweitert, dabei schildernd und reflectirend wird, Monologe und Dialoge daraus entstehen und entweder irgend ein Abenteuer, ein Traum, eine Vision, eine Naturschilderung oder ein Gemälde darin enthalten ist. Man nannte dies blos Rede und darunter begriff man die mannichfaltigsten Arten, welche Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang vereinigen und besonders gern, wie die Idylle, ruhige Zustände schildern. Von diesen sind die minniglichen oder Liebes-Allegorien die häufigsten und wohl auch die ältesten, indem schon die Jagd des Hadamar von Laber († um 1277), eines Bayern, dahin gerechnet werden kann. In die Liebesklage hat hier der

Jäger eine allegoriſche Jagdbeſchreibung eingewebt, wo er ſein Herz als Hund darſtellt. Das Gedicht ſelbſt iſt in der Titurelſtrophe und im Ganzen ſchwierig und wirkungslos, hat aber im Einzelnen treffende Gleichniſſe und Bilder und zeigt tiefen Blick in das liebende Herz. Später ward die Minne ſogar perſonificirt und Heinzelin von Konſtanz in ſeinem Gedichte von der Minnelehre, auch Gott Amur genannt, führt uns in eine ſchöne Aue, wo wir Cupido und Frau Venus ſelbſt antreffen. Aehnlich ſind einige andere Minnegedichte dieſer Zeit, wobei die dialogiſche Form erweitert und ein ganzer Liebesverkehr und Liebeswerbung dargeſtellt wird. Das Fleigertüchlein, von einem ſchwäbiſchen Dichter am Ende des 14. Jahrhunderts, will noch zu der früheren Ritterpoeſie zurückkehren und ahmt den Titurel und Parcival nach, aber es gelingt ihm ebenſo wenig hierin, als in ſeinem Spiegel, obſchon darin ſchöne Bilder und Schilderungen nicht zu verkennen ſind. Aehnlicher Art iſt die Mohrin von Hermann von Sachſenheim, um 1450 gedichtet, worin wir ſchon in den Venusberg geführt werden und den alten Eckart und König Danhäuſer antreffen, wie ſich überhaupt manche Berührungen mit dem Liede vom treuen Eckart darin finden. In dieſe beſſeren Schilderungen miſchten ſich bald auch derbere, ſentimentale und ſogar grobe idylliſche Spottlieder wurden in dieſer Richtung erweitert, wie es der Spruch eines alten Liebhabers von ſeinem Abenteuer mit einer jungen Dirne, die Graſerin, und andere Stücke darthun. Jedoch ſind alle derartigen Allegorien gegen die Ausartung der ächten Minne gerichtet, was ſelbſt Meiſter Altſwert thut, obſchon er in die gemeinſten Schilderungen und Ausdrücke verfällt. Von Schwulſt, Uebertreibung, falſch erhabener Manier und Miſchung des Ordinärſten mit dem Sonderbarſten erfüllt iſt das Gedicht von der Minneburg, welches wohl ſchwerlich überboten wurde und höchſtens in Meiſter Egen von Bamberg einen Gefährten hatte. Man könnte dieſen noch eine ganze Reihe Stücke von Suchenſinn, Schondoch, Görg Schilcher, Kaltenbach und Horder, Vohburg und Doro anfügen, beſondere Eigenthümlichkeiten bieten ſie aber nicht. Der einzige Dichter dieſer Manier, welcher klar, volksmäßig und in edlerer Weiſe ſeinen Stoff behandelte, weshalb mehrere ſeiner Stücke volksmäßig und öfters verändert und gedruckt wurden, iſt Schabab, oder, wie er ſich nennt und unter welchem Namen er faſt allein bekannt iſt, der elende Knabe, von dem ſich eine Pilgerfahrt zum Gericht der Minne (1459 gedichtet), eine Rede von der Minne und dem Pfennige (Geld), eine Rede vom Streite zweier Frauen über der Liebe Leid und Freud und eine andere von einem Traum in einem Garten erhalten haben. — Die letzte Verflüchtigung der epiſchen Elemente bezeichnet der um 1517 entſtandene Theuerdank, welcher die Thaten des Kaiſers Maximilian nach Art der alten Heldenbücher beſingen will, aber ſchon in den Ton der Meiſ.e.jänger verfällt und das weſentlich Poetiſche in der

Allegorie sucht. Das Buch ist von Kaiser Maximilian selbst entworfen, von Melchior Pfinzing ausgearbeitet, erzählt alle Fahrten, Abenteuer und sogar Zufälle auf der Jagd sehr monoton und knüpft dies an die Brautwerbung um Maria von Burgund, so daß es durchaus werthlos ist und auch nie gelesen worden wäre, hätte es nicht einen Kaiser zum Verfasser und eine für die damalige Zeit glänzende Ausstattung erhalten, wie sie nur die Erstlinge der Buchdruckerkunst geben konnten. So aber ward es gelesen, umgearbeitet und 1553 von Burkard Waldis erweitert, denn hatte das Publikum Gefallen an Gedichten über fürstliche Hochzeiten, Schützenfeste und Jagden, so mochte man auch die unbedeutenden Geschichtchen eines Kaisers lesen, der wirklich ein guter Jäger, Springer, Soldat und Schiffer war und den Glanz sehr liebte.

Hadamer's v. Laber Jagd und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise, herausg. von Schmeller, Stuttgart 1850. Heinzelin's v. Konstanz Gedicht, in der Biblioth. des liter. Vereins, Stuttgart 1843. Hermann v. Sachsenheim dichtete auch den Goldenen Tempel zu Ehren Mariä und starb hochbetagt 1458. Die Mohrin erschien Straßburg 1512, Fol. Meister Altswert, herausg. von W. Holland u. A. Keller, Stuttgart 1850. Der Theuerdank erschien zuerst 1517 in Nürnberg. Kaiser Maximilian lebte von 1459 bis 1519; Melchior Pfinzing, geb. 1481 zu Nürnberg, war sein Geheimschreiber; 1513 dabei Probst zu St. Sebald in Nürnberg, dann kaiserlicher Rath, ging 1521 nach Mainz und starb daselbst 1535. Eine neue Ausgabe des Werks von K. Haltaus, Quedlinburg 1836. In Prosa umgesetzt vom Kaiser Maximilian und Treitzsauerwein, unter dem Titel Weißkunig, erschien es 1775.

77. Wie man in anderen Zweigen der Dichtung wieder die alte Manier der höfischen Dichter zurückzurufen bemüht war, so fiel nun der Geschmack auch wieder auf die alten Ritterbücher zurück, aber man brachte sie in Prosa und folgte auch lateinischen Quellen und Romanen im neugriechischen Geschmack. Von den Höfen aus ward nun diese Poesie in Prosaform zunächst verbreitet und vorzüglich waren es fürstliche Frauen, die solche Bestrebungen unterstützten, wie mehrere derselben verschiedener Sprachen, auch der klassischen, kundig waren, Margarethe von Lothringen 1405 den Lother und Maller aus dem Lateinischen in's Französische, ihre Tochter Elisabethe von Nassau dasselbe und den Hug Schapler, und Eleonore von Oesterreich um 1460 den Roman Pontus und Sidonia in's Deutsche übersetzten und bei ihnen Nikolaus von Wyle immer mit solchen Arbeiten thätig war. Freilich waren diese Bücher gerade nicht von Werth, noch von Ansehen und mußten es sich gefallen lassen, daß man sie in Auszüge brachte und zu Volksbüchern umschuf, wofür auch die gereimten Romanstoffe in Prosa aufgelöst wurden. Dies geschah vorzüglich, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden war, wo man den Anfang mit prosaischen römischen und trojanischen Geschichten machte. Letztere haben den Guido von Colonna zum Vorbilde und sind mehrfach bearbeitet worden, von Hans Mair zu Nördlingen 1392; Heinrich von Braunschweig und Anderen, je nach dem Standpunkte der Verfasser; alle aber zeigen die ursprüngliche Gestaltung des Romans, der nicht aus dem Liebesleben hervorging, sondern aus der Chronik und Geschichte. Der Apollonius von Tyrus in Prosa, 1471 zu Augsburg erschienen, ist viel wahrer und wärmer gehalten als die

gereimte Bearbeitung desselben und sticht gegen die britischen Romane durch natürliche und menschliche Empfindungen und Einfachheit ziemlich ab, wie auch schon das gereimte Werk abenteuerliche Reisen einflicht. Ein vielverbreitetes Buch wurden dann die Reisen des Engländers Mandeville, welche zu Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Valher und später noch zweimal übersetzt wurden und zwar auch noch auf die alten orientalischen Züge des Alexander und Ogier sich beziehen, aber schon mehr auf die Wirklichkeit zurückleiten. Mehr noch dem Historischen verfallen die Reisen Schildberger's (1427), Hans Tucher's (1479) und Bernhard's von Breydenbach (1483), denen noch zahlreiche Entdeckungsreisen folgten, die durch den Reiz ihres dunklen Hintergrundes und der Ferne immer ein großes Publikum gewannen. Die in Prosa übertragenen romanhaften „die Gesicht Tyndali" und Reisen des h. Bradanus zogen wohl vorzüglich durch ihren Geisterspuk noch Einzelne an. Auch der Alexander ward 1444 vom Doctor Johann Hartlieb und noch einmal von Nicolaus im Grunde übersetzt, die erstere Ueberarbeitung ist aber mehr Chronik und soll als Fürstenspiegel dienen. Die Sage von Kaiser Karl's Streit vor Regensburg und von seinen Ahnen und seiner Geburt ist zum Stoffe eines Volksbuches geworden, während weder die Stoffe der Volksepen von Karl dem Gr., noch von den Nibelungen je in Prosa gebracht wurden, von woher man auch nur den Siegfried und zwar aus der Zeit seiner Ueberkraft in das Heldenbuch aufnahm. Größeren Anklang fanden die Erzählungen aus dem britischen Sagenkreise und hier wurde schon im 15. und 16. Jahrhunderte Raynald oder die Haymonskinder übersetzt und folgte dann der Hug Schapler, in welcher fabelhaften Geschichte von Hugo Capet's Thronbesteigung große Rohheit und Barbarei uns entgegentritt, die zur Zeit der Hussitenkriege natürlich mit Interesse gelesen wurde, zumal eine Berührung mit der Zeit darin liegt, daß Capet, ein Fleischersohn, seine zehn natürlichen Söhne darin zu Ehren bringt und also der Bürgerstand mit dem hohen Adel sich verschmelzt. Stoffe, welche den Ständeunterschied übersehen und Liebschaften unter allen Klassen enthalten, wurden daher gerne benützt und wirklich waren sehr häufig gelesene Volksbücher jene von Guiscard und Sigismonde und noch mehr die Geschichte der Griseldis. — Nach der alten Manier sind die Erzählungen Wigalois (1432), Tristan (1498) und Wilhelm von Oesterreich gearbeitet, der Fierabras hat aber schon mit Wildem, Uebertriebenheit, Aberglauben und Maschinenhaftem zu kämpfen und die Geschichte vom Herzog Herpin ist sogar blutig und gräßlich. Diesem an Roheit ähnlich ist Valentin und Namelos, 1465 und von Wilhelm Ziely 1521 mit der Geschichte von Olivier und Arthus aus dem Französischen übertragen, breit und weitschweifig, woran der Lanzelot noch viel mehr leidet und auch die besseren Geschichten Pontus und Sidonia und Lother und Maller Theil haben. Allmälig nahm wenigstens

das Abenteuerliche und Wunderbare ab und gelangte man zu einfacheren Stoffen, wozu besonders die Bekanntschaft mit dem Alterthume und Italien viel beitrug, wie man auch jetzt den Boccacio übersetzte und einzelne Stücke daraus abtrennte. Wir bekamen nun die beliebten Volksbücher vom Kaiser Oktavianus, vom Fortunatus (1450) und aus dem Französischen die Melusine, welche mit noch anderen große Verbreitung erlangten, da man an den Liebesepisoden des kleinen Lebens immer viele Freude hatte. Dazu, daß man wieder an diesem heiligen Seelenleben Antheil nahm, trugen wohl die griechischen Romane sehr viel bei und hauptsächlich die Bemühungen des Niclas von Wyle, diese südlichen Werke uns näher zu bringen. Er übersetzte in den Jahren 1460—80 die besten Schriften des Aeneas Sylvius und Einzelnes von Poggio, Petrarca und Hemmerlein, meistens von praktischer Lebensweisheit, die den Gebildeten um so mehr ansprach, als sie aus dem gesundesten Born des Lebens geschöpft war; aber er übersetzte auch noch andere Schriften, die ganz gegen das Herkommen gerichtet waren und in die öffentlichen Zustände scharf eingriffen, wodurch die Kritik angeregt und der erschlaffte Körper des Reichs nach und nach wieder zur Lebensthätigkeit erregt wurde. Des Aeneas Sylvius Euryclus und Lucretia, 1462 übersetzt, erschloß auf einmal eine ganz andere Welt, einen Blick in's Herzensleben eines Liebespaars, und eröffnete eine andere Reihe der Ritterromane, die gegen alle bisherige Art vollständig absticht. Bald darauf, 1516, erschien in ähnlicher Weise Cymon aus Cypern, dann Camillus und Emilie und als sogar die älteren Romane wieder aufgelegt wurden, fanden doch im Buch der Liebe nur solche Stücke Aufnahme, welche die Liebe und das Seelenleben der Liebenden schildern. Neben Niclas von Wyle wirkten in gleicher Weise Albrecht von Eyb, der außer einer Uebersetzung eine Novelle in sein Ehebüchlein einschaltete (1472) und noch eine andere schrieb, und der Ulmer Arzt Heinrich Steinhöwel, durch welchen Boccacio's berühmtes Werk de claris mulieribus übertragen wurde. Am Ende dieser Zeit erschien noch der Amadis, 1583 übersetzt und noch häufig gedruckt, welches Buch einen großen Einfluß ausübte und nur mit Mühe durch die Gelehrsamkeit der schlesischen Schule auf die Seite geschoben werden konnte, ohne ganz vergessen zu werden.

Apollonius von Tyrus, Augsburg 1471. Raynald, Simmern, 1535. Tristan, Augsburg 1498. Pontus und Sidonia, Augsburg 1498. Fierabras, Simmern 1533. Olivier und Arthus, Basel 1521. Lother und Maller, Straßburg 1514. Melusine, 1535. Genovefa und schöne Magellone, Heidelberg 1491. Translation oder Tütschungen des hochgelehrten Nicolai von Wyle, Straßburg 1510. Das Buch der Liebe erschien 1478 und in einer Ausgabe desselben sind enthalten: Kaiser Oktavian, die schöne Magellone, Ritter Galmy, Tristan, Camillus und Emilie, Florio und Blanceffora, Theagenes und Chariclea, Gabriotto und Reinhart, Melusine, der Spiegel der Tugend, Pontus und Sidonia, Herzog Herpin und Wigalois. — Nicolaus von Wyle war aus Bremgarten in der Schweiz, dann Schulmeister in Zürich, Rathschreiber in Nürnberg, 1462 Stadtschreiber in Eßlingen und 1478 im Dienste des Grafen Ulrich von Württemberg. Neue Ausgaben der Volksbücher besorgten Görres, Marbach und Andere, aber in der ächten, ursprünglichen Gestalt sind sie nicht mehr, sondern umgearbeitet.

78. Mit dem Minnegesang, der sich immer mehr dem Volke näherte und zuletzt ganz aus der alten Gestalt heraustrat, steht im Zusammenhang der Meistergesang, der in den Städten entstand, von dem es aber nicht bekannt ist, ob er schon vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Schulen und Gesetze besaß. Seine erste Heimath war der Oberrhein, zu Colmar, Straßburg, Mainz, Frankfurt, Würzburg, Zwickau und Prag, im 15. Jahrhundert hatte er seinen Sitz zu Nürnberg und Augsburg, im 16. zu Regensburg, Ulm, München, in Steiermark und Mähren, zu Breslau, Görlitz und bis nach Danzig, so daß er im Südwesten Deutschlands begann, im Nordosten endigte. Aus dem Wetteifer, welchen die Besten um den Vorzug hatten, gingen die Wettgesänge hervor und erst aus diesen mögen sich die engeren Vereinigungen der Meistersänger gebildet haben. In Mainz sollen dieselben ihren Anfang genommen haben und Frauenlob ward oft als Stifter der dortigen Meistersängerschule angesehen; wahrscheinlich verwechselt man damit eine kirchliche Singschule, aus der vielleicht später einzelne Meistersänger hervorgingen. Die Ordnungen der Meistersänger waren nicht überall gleich; in einzelnen Städten schlossen sich blos die Meister Eines Handwerks, in den meisten die Meister aller Handwerke an einander und bildeten eine Art Sängerzunft, was man jedoch nicht mit einer anderen Zunft vergleichen darf, da die Meistersänger nur als freie Gesellschaft angesehen sein wollten. Ihre Kunst sahen sie mehr als eine heilige an, die man ehrbar, sittlich und fromm üben müsse, weshalb die Gegenstände des Volksgesangs bei ihnen nicht Aufnahme fanden und Alles mit der Bibel oder ernsten Geschichte zusammenhängen mußte, ja bei Hauptsingen wurde nichts geduldet, als wofür der Stoff aus der Bibel genommen war. Die Ursache dazu mochte freilich zum Theil in dem Umstande beruhen, daß eben für die Meistersänger sich kein anderer Stoff bot; jedenfalls lag aber die Hauptbegründung in der festen sittlichen Haltung des Bürgerstandes, der nur darin einen schützenden Damm gegen das allgemeine Verderben erkannte. So verachtungsvoll man heutzutage an den Meistersängern vorübergeht, so erhebend ist es im Gegensatze zu unserer Zeit, zu sehen, wie der Handwerksmeister, wenn er Abends sein Geschäft beendet und die Werkzeuge zur Seite gelegt hatte, womit er mühesam seinen Unterhalt verdiente, sich in seiner stillen Kammer verschloß, seine Lieder dichtete, die alten Töne übte, über neue nachsann und sich freute, den Nachkommen zu bewahren, was von den Vorfahren auf ihn gekommen war. Am Sonntage wurde die mit bunten Schildereien verzierte Schultafel ausgehängt zur Verkündigung, daß nach dem Nachmittagsgottesdienste Schule gesungen werden solle, und dann versammelten sich auf dem Rathhause, später wohl auch in der Kirche, die Meister der Gesellschaft, die Sänger und Dichter, die Freunde und Schüler der Schule und eine Anzahl von Bürgern und bürgerlichen Frauen, um zuzuhören, wie die Meister ihre alten und neuen Töne und ihre künstlichen Reimverschlingungen vortrugen. An der Spitze der Gesellschaft stand das Gewerk, bestehend

aus dem Büchsenmeister oder Kassier, Schlüsselmeister oder Verwalter, Merkmeister und Kronmeister, und dem Merkmeister waren beigegeben die Merker, um auf die Fehler zu achten und das Urtheil abzugeben. Der Kronmeister krönte die vorzüglichsten Sänger mit einem der Gesellschaft gehörenden, kostbar verzierten Kranze, oder einer Kette mit werthvollem Kleinode, was für eine hohe Ehre galt. Die Gedichte wurden in ein großes Buch zusammengeschrieben und sorgfältig aufbewahrt. Die Poesie der Meistersänger war von sehr geringem Gehalt, denn man sah hauptsächlich auf die Reimkunst, wo die strenge Form, die unabänderliche Regel eingehalten werden sollte, und dadurch eine freie Bewegung des dichterischen Geistes, wenn er sich auch irgendwo regen mochte, gleich wieder erlahmen mußte. Auf die Worte und Silben hielt man vor Allem und setzte für Uebertretungen von Maß und Regeln 32 Strafen fest; dagegen kümmerte man sich wenig oder gar nichts um den Inhalt, wenn er nur recht deutlich und faßlich war und nicht gegen das Evangelium verstieß. Hinsichtlich des Strophenbaues ahmten sie die alten Minnesänger nach und behielten die dreitheilige Strophe bei, aber sie häuften die Reime ungeheuer, bis zu hundert in einer Strophe, und erfanden die närrischsten Namen für ihre Töne, wo es dann nicht nur einen blauen und rothen Ton gab, sondern auch eine warme Winterweis, eine englische Zimmetweis, kurze Affenweis, Fett-Dachsweis, Gestreift-Safran-Blümleinweis u. s. w. Und dieser Töne gab es in Nürnberg, wo man zu Hans Sachsen's Zeiten dritthalbhundert Meistersänger zählte, 220, die man gebrauchte. Die Tabulatur war der Inbegriff ihrer Ordnungen, Regeln und Statuten und wurde strengstens gehandhabt, daher blieb der Meistergesang Jahrhunderte lang lebendig, am meisten im 16. Jahrhundert, und selbst später erhielt er sich neben den freien Bewegungen der Literatur, bis er zuletzt in Mainz und 1770 in Nürnberg erlosch. Aber Eine Meistersängerschule überlebte sogar den Glanzpunkt der neueren Literatur. Noch im Jahre 1830 waren in Ulm zwölf alte Sangmeister übrig, welche zuweilen noch in ihren alten Tönen sangen, bis sie abstarben bis auf vier und diese ihre Lade, Schultafel mit den Gemälden, Tabulatur, Sing- und Liederbücher am 21. October 1839 dem Liederkranze übergaben und damit den Meistergesang beschlossen.

J. Grimm, über den altdeutschen Meistergesang. Wagenseil, von der Meistersänger holdseliger Kunst. Ueber die Ulmer Meistersänger: Allgem. Zeitg. 1839. Nro. 311. Beil. S. 2432.

79. Während wir bisher das Herabsteigen der Poesie aus den höheren Regionen betrachteten und sahen, wie die Meistersänger durch ihr Streben nach einer besseren Form den Uebergang zur neuen Zeit anbahnten, zeigt der Volksgesang, wie von den unteren Ständen aus die neue Kunst sich zu entwickeln begann. Es ist bemerkenswerth, wie jetzt wieder, wie zur Zeit, wo die ritterliche Poesie begann, der Süden und Norden, an den Gränzmarken Deutschlands der Hauptausgangspunkt für die neue Richtung war und wie zur Zeit der Einführung des Christenthums die Mönche die Bibel reimten und gegen das alte

Volkslied auftraten, jetzt das Volk die Bibel zum Inhalte seiner Dichtungen nahm und die Satire gegen die öffentlichen Zustände gebrauchte, und wie endlich zwischen beiden Zeiten eine große Aehnlichkeit sich offenbarte. Die Gestaltung des neuen Volksgesangs war durch die äußeren Verhältnisse bedingt und da wir in dieser Zeit mehr eine innerliche Geschichte hatten und mehr eine moralische Reformation des Volks vor sich ging, so konnte daraus für Romanzen oder Balladen kein Stoff gewonnen werden, sondern entstand die Satire; wo aber eine Begebenheit wirklich für eine Romanze den Stoff bot, war er blos so landschaftlicher Art, daß er weder auf einen weiteren Kreis, noch auf anhaltendes Interesse Anspruch machen konnte. Nur was sich für die Legende und Allegorie eignete oder besonders zum Gemüthe sprach, sang man im Volke. Aber alle diese Stoffe mußten es sich gefallen lassen, daß die ursprünglichen persönlichen Beziehungen und Namen daraus verschwanden, daß man Alles mehr in's Rührende zog und selbst die schaurigen Stoffe melancholisch, weich und wehmüthig gestaltete; denn die sittliche und gesellschaftliche Bildung des Vaterlandes war nun Hauptziel der Dichtung und man ließ Alles unbeachtet, was nicht allgemeine Früchte zu versprechen schien, und griff nur nach dem, was das Interesse und die Gefühle der gegenwärtigen Zeit fördern mochte, was sich auf das sittliche Bedürfniß des Bürgerstandes bezog. — Obschon das erotische Volkslied den Geistlichen mißfiel, erhielt es sich doch noch in seiner größeren Reinheit und trug noch viele Spuren des alten Minnelieds an sich. Das Volkslied hat überhaupt dieselbe Heimath, wie dies, am Oberrhein bis nach Oesterreich und Franken, während es gegen Niederdeutschland abnimmt und farbloser wird. In Tyrol und den entfernteren Punkten tragen die Volkslieder etwas Bäuerisches und Komisches an sich, während sie in Schwaben und am Rheine einen allgemeineren Charakter haben; überhaupt aber ist der Inhalt noch dem Minneliede verwandt und sind es Maigesänge, Wächter- und Tagelieder, Sommer- und Tanzlieder, herrscht dieselbe Freude und Beziehung zur Natur, sogar oft ähnliche Reimspielerei und wird der Name der Geliebten verschwiegen, wie dort. Nur konnten solche Richtungen nicht lange die Oberhand behalten, weil jetzt nicht mehr ein sich durchaus gleicher Stand, wie die Ritter, dichtete, sondern der Laie aller Orten, und wie der Adel mehr lesend in den Romansagen sich vertiefte, ein Gedankenleben führte und daher sein Lied monoton war, so entstand jetzt das Volkslied draußen in der freien Natur durch Bettler, Handwerksbursche, Landsknechte, fahrende Schüler und wer leichten Muthes die Straße dahinzog, wodurch das Lied Lebendigkeit und Sinnlichkeit erhielt und die grelle Farbe der Wirklichkeit und Wahrheit bis zur Uebertriebenheit an sich trug, während die Lieder der Ritter aus einer Art Traumleben hervorgingen und mehr einen ideellen Anstrich hatten, auch oft unpoetische Gegenstände behandelten, wogegen das Volkslied Inhalt und Form, individuelle Wahrheit und ideelle Allgemeinheit glücklich zu vereinigen wußte und noch poetischer wählte.

Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen Leipzig 1840, 8°.

80. Es war dies dem Volksliede auch um so mehr möglich, als die unteren Stände mit ihrem Leichtsinn, ihrer Sinnlichkeit, Derbheit und einem unverwüstlichen Humor ein an Bewegung und Mannichfaltigkeit reiches poetisches Leben lebten, im Gegensatze zu den Hofdichtern, die von ihren Empfindungen erzählten, hier die Empfindung von ihrem Gegenstande bis zur Heftigkeit bewegbar aus dem Dichter redete und erschütternd und rührend wirkte und das Volkslied überhaupt mit keckem Wurfe gerade die ächte Lyrik traf und obschon voll Sprünge und Lücken und ohne logische Verbindung, doch den schönsten inneren Zusammenhang zeigte. Was seit den frühesten Zeiten dem Volke eigenthümlich war, offenbarte sich wieder im Volksliede, die alten Refrains, Anfänge mit Alliteration, die elidirende und apostrophirende Manier in Sprache und Bild, das Entlehnen von Versen und ganzen Strophen, und was im Minneliede nur in halbdunkler Ferne lebte, das tritt hier in die Nähe und Gegenwart und wirkt unmittelbar. Auch stand der Text mit der Melodie in der innigsten Beziehung, alles ward melodisch und klangvoll und so vielfach Text und Musik in den einzelnen Gegenden verändert ward, so blieb doch überall die Uebereinstimmung derselben erhalten, die sonst künstlerisch nur sehr schwierig zu erzielen ist. Ein nicht gesungenes Volkslied war gar nicht denkbar. Die Entstehung desselben erfolgte auf verschiedene Art; bei dem Einen war es ein örtlicher oder persönlicher Anlaß, Andere entstanden in Gesellschaften, wo Einer eine Strophe dichtete und die Anderen weitere anfügten. Viele Volkslieder erfaßten historische Stoffe, wie vom Lindenschmidt im Breisgau, vom Kuefsteiner Befehlshaber Hans Benzenauer, von der Pavierschlacht, vom Möringer, Heinrich dem Löwen, Trimunitas u. A., die meisten sind aber Liebeslieder, Natur-, Wander- und Abschiedslieder, voll Wehmuth und Sehnsucht, Trauer und Freude, je nach der Grundstimmung; auch erschienen Wein- und Gesellschaftslieder voll ächter Lust, Witz und Humor, alle einfach und naturgetreu, wahr und tief empfunden, kernig und oft sogar derb, denn es ist nicht mehr die Frauenpoesie der höfischen Zeit, sondern das Volkslied ist durch und durch Männerpoesie. Die ältesten Volkslieder sind reiner und keuscher gehalten und wo sie sich Derbheiten und Obscönitäten erlauben, geschieht es so, daß man sieht, wie man damals nichts Arges darin sah. Roher wurde es aber und heftiger im 16. und 17. Jahrhundert, wo es sich aus dem freieren Gelegenheitsliede in das engere zog und an die Stelle der Lieder allgemeinerer Stände die der besonderen Handwerker und Klassen traten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts war die schönste Zeit des Volksliedes, denn damals herrschte noch das reinste Volks- und Naturleben; aber mit dem Aufkommen des Meistergesanges drang auch das Künstliche in das Volkslied ein, man suchte Naturlaute nachzuahmen, sang Preis-, Ehr- und Ruhmlieder auf die verschiedenen Zünfte und gerieth zuletzt in's Schildern und Erzählen, was dem alten Charakter großen Abtrag that. Ueberhaupt stieg gegen

Ende des 16. Jahrhunderts das Schmutzige und Bäuerische, man wollte nüchterner und verständiger werden, ahmte nach, wurde lehrhaft und anspruchsvoll, das Lied bewegte sich nicht mehr unmittelbar in der freien Natur, sondern zog sich auf die Stube zurück und zuletzt gingen Lied und Melodie gar nicht mehr unmittelbar vom Volke aus, sondern wurden von professionirten Poeten und Musikern in der Weise des Volkslieds künstlich verfertigt, wobei man fremde Elemente hereinzog und auch alten Melodien neue Texte unterlegte.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano, 3 Bde., Heidelberg 1808, 8°. J. J. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, Frankfurt 1817, 8°. L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder I. Stuttgart 1844—45. Hoffmann, Deutsche Gesellschaftlieder des 16. u. 17. Jahrh. 1844.

81. Wir haben schon oben gesehen, wie der Gegensatz gegen die heroische Poesie der höfischen Dichter immer mehr sich ausbildete und der Volkshumor seine Satire gegen die oberen Stände richtete, weil das Volk nun seine Kräfte und seinen Werth kennen gelernt hatte und einen natürlichen Verstand und Schlauheit besaß, welche die Nichtigkeit der vornehmen Halbbildung wohl durchschaute und dessen Blößen traf. Der Pfaffe Amis und der Pfaffe von Kalenberg (57) eröffneten die Reihe der daraus entsprungenen Schwänke und diesem Beispiele folgte bald darauf Achilles Jason Widmann aus Schwäbisch-Hall, der die Geschichte seines Landsmannes Peter Leu von Hall in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts reimte und darin eine Reihe im Volke umlaufender Schwänke verband, mehr zur Unterhaltung, als zu höherem Zweck. Hier ist der Stoff schon aus den untersten Klassen genommen, indem der Held es vom Blockträger zum Rothgerber, dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken bringt, endlich im 30. Jahre Schüler wird, vom Pfarrherr zu Westein als Helfer und Priester angenommen wird und hierauf zuerst aus Noth, später aber aus Spaß und um sich Geld zusammenzubringen allerlei Schelmenstreiche begeht, wozu er den Aberglauben und den Aberwitz der Zeit trefflich zu benützen versteht, ohne daß seine Streiche so wehe thun, als in den vorhergehenden Büchern. Zu einem Volksbuche gestaltete man auch das alte Gedicht von Salomon und Markolfum, worin besonders der Mutterwitz des einfachen Bauern gegen die Weisheit des Salomo hervorgehoben ist und angedeutet wird, daß sich die Wahrheit blos im Gewande der Thorheit zeigen dürfe. Markolf ist arm, aber dies gibt ihm Fröhlichkeit, Humor, Ungenirtheit und die Schlauheit, den Sinn der Worte seines Herrn zu verdrehen und alle seine bildlichen Ausdrücke zu persifliren, wobei er besonders auf die Frauen nicht gut zu sprechen kommt. Damit mehrfach verwandt ist der erneute Aesop, von Dr. Steinhoevel aus dem Lateinischen übertragen und mit Fabeln von Rimicius, Avienus, Petrus Alfonsi und Facetien von Poggio vermehrt. Das Buch wurde sehr beliebt, legte großen Werth auf die Moral und besonders gefiel die Einleitung vom Leben Aesop's, welches ganz schwankhaft angelegt ist und wieder das Uebergewicht gemeiner Weisheit bekräftigen soll. Hier ist Alles, Rede

wie Handlung, sinnreich, und bedeutungsvoll, Fabel und Volkssprüchwort zeigen sich in engster Beziehung zu einander und man ersieht hieraus auch schon ein fernes Verhältniß zwischen den alten cynischen Philosophen und unseren Volks- und Hofnarren, die nach Rudolf von Habsburg immer mehr emporkamen. An innerem Gehalte geht diesen Produkten der Eulenspiegel nach, der ein Lieblingsbuch des Volks wurde und eine ungemeine Verbreitung erhielt. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, der aber durch das Einerlei ermüdet und das Komische einbüßt. Man kann ihn als den letzten Fahrenden betrachten, der die Welt durchzieht in jeder Gestalt und jedem Handwerk, wo dann jeder Spaß wieder vom besonderen Standpunkte ausgeht, während andere wieder Allgemeingut sind und überall belacht werden. Es ist ein Silbenstecher, nimmt Alles wörtlich, wird dadurch, daß er die Wahrheit sagen will, derb, dreist und grob und gibt seinem klaren Verstande eine so karrikaturmäßige Anwendung, daß man, besonders in der Jugend, Gefallen an seinen Späßen haben muß. Diese Zeit war überhaupt lachlustig und das Jahrhundert der Hofnarren und Anekdoten, deren viele gesammelt wurden, aber sich abkürzen lassen mußten. So sammelte Bruder Pauli, Barfüßer und Lesemeister in Thann im Jahr 1518, in seinem Schimpf und Ernst mit feiner Wahl und in kräftiger, naiver Sprache eine Reihe von Schnurren voll lebendiger Laune, voll ironischer und oft scharfer Moral, worin alle Zungendrescher gegeißelt werden, und nach ihm nahm Alles, in der Poesie wie im Leben, diese schalkhafte Richtung.

Peter Leu, Nürnberg 1560, und nun in v. d. Hagen's Narrenbuch. Salomon und Markolf im Narrenbuch. Der Aesop erschien Ulm, 1476 u. 1481. Ob der Eulenspiegel eine historische Person ist, wie sein Grab zu Möllen beweisen soll, ist nicht zu bestimmen. Das Buch ist um 1483 in niederdeutscher Sprache abgefaßt und 1495 so gedruckt worden; der erste hochdeutsche Druck stammt von 1519, 4°, Straßburg. — Pauli, von jüdischer Abkunft und sonst Johannes Pfedersheimer genannt, lebte früher zu Straßburg. Schimpf und Ernst durch alle Welthändel erschien Straßburg 1522; vgl. K. Veith, über den Barfüßer Joh. Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Sch. u. E., nebst 46 Proben aus demf., Wien 1839.

82. Das Volksbuch vom Faust beruht auf einer volksmäßigen Grundlage, obgleich die Quelle davon eine gelehrte ist, denn auf einen als Zauberer bekannten Gelehrten, Johann Faust, übertrug die Sage die vorhandenen dunklen Zauberschwänke, brachte ihn in Verbindung mit einem der Erfinder der Buchdruckerkunst, die man ja selbst für etwas Zauberhaftes ansah, holte den ganzen Stoff herbei, der vom Zauberer Virgilius und anderen nebelhaften Magiern im Umlaufe war, und schuf dann erst hieraus die uns bekannte Person. Dieser Faust spielt den Hofnarren und Zauberer, um Anderen Gefallen zu erweisen, und verübt alle möglichen Kunststückchen, wodurch er mit dem Eulenspiegel verwandt ist; es liegt in der Sage aber auch noch ein tieferer Grund, nämlich das Streben, die Freiheit und Unschuld der Natur mit der Aufklärung und Vernunft zu verbinden und die Natur und Leidenschaft gewähren zu lassen, was aber nothwendiger Weise den tragischen Ausgang herbeiführen mußte, da man wohl die Rückkehr zur Natur den Bauern nachsah, aber den Genuß des

Lebens und die Voranstellung der Vernunft dem Teufel verfallen ließ. Erst die spätere Zeit erfaßte den Gedanken, die ächte menschliche Ausbildung durch solche Vereinigung zu vollenden, und schuf daraus das psychologische Drama, wozu der Inhalt schon in der alten Sage lag. Eine Verspottung der fabelhaften Reisebeschreibungen und Aventuriers, welche der Welt ihre Lügenberichte vorsetzten, ist das Buch vom Finkenritter, das geographische und historische Unmöglichkeiten aufzählt, von der verkehrten Welt berichtet, wo es steinerne Birnbäume, brennendes Wasser gibt und die Schaafe über Wölfe herrschen und allerlei andere Lügenmährchen und poetischen Unsinn auftischt. Für unsere Zeit ist der Reiz dieser Erzählungen dahin, aber damals, wo man wirklich solche Mährchen, die nur nicht so arg waren, in Reisebeschreibungen mittheilte, hatte man Freude an solcher volksmäßigen Verspottung, denn man kannte noch die speciellen Beziehungen, denen es galt. Das Lalenbuch oder das Buch von den Schildrittern entstand gleichfalls im 16. Jahrhundert und versammelt unter dem Namen der Stadt Schilda alle Streiche der Städter, die Einfalt und alberne Großthuerei, Verkehrtheit und Unbehülflichkeit der Bürger und Magistrate von Städten, die hinter der Zeit zurückblieben und an denen der Witz sich übte. Wie nämlich im Süden die einzelnen Stämme über einander spotteten, so mußten im Norden die Orte Schöppenstedt, Schilda, Krähwinkel u. a. alle albernen Streiche verübt haben, von denen man im Reiche sprach, wie sich alle Schelmenstreiche der Handwerker und Landfahrer an den Eulenspiegel anhefteten. Alle diese Volksbücher zeigen, wie sich gegen die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte in den oberen Schichten der Gesellschaft eine Opposition regte, welche an die einstmalige Gleichheit der Menschen erinnerte und darauf ausging, die alte Einfachheit und Natürlichkeit wieder zurückzurufen, um ein neues, kräftiges Leben daraus zu gestalten, das von der Unnatur der höheren Gesellschaft nicht mehr zu erwarten war. Man erkennt dies Streben der unteren Stände nach Bildung und Gleichberechtigung schon in der Stellung der Hof- und Volksnarren ausgedrückt, die privilegirt wurden, die man aber bestrafte, wenn man einmal von ihren Witzen und ihrer unter dem Mantel der Thorheit geborgenen Wahrheit wirklich leiden mußte.

Das Buch von Faust scheint zuerst 1588 zu Frankfurt erschienen zu sein. Das vollständigste Material steht in Scheible's Kloster, Stuttgart 1846, 2. Theil. Der Finkenritter erschien jedenfalls vor 1570 zu Straßburg; nach v. Meusebach soll er von Fischart sein, was aber sehr unwahrscheinlich ist. Das Lalenbuch erschien zuerst 1598, wurde aber später um einen Theil vermehrt. Der erstere ist ganz, der zweite im Auszug in v. d. Hagen's Narrenbuch aufgenommen. Eine Ueberarbeitung davon ist der Grillenvertreiber, der 1605 zu Frankfurt erschien.

83. Nachdem die epische Poesie, welche auf der Vergangenheit ruht, zerfallen war und sie sich überall der Gegenwart genähert hatte, seitdem man Sinn gewann für das Plastische und das im Bilde Belebte nicht mehr lebendig genug erschien, sondern auch reden sollte, weshalb man den Bildern beschriebene Zettel aus dem Munde hängen ließ, war das Drama vorbereitet und zur Entwicklung

reif; aber der Grund dazu, die ersten Anfänge waren bereits lange vorher gelegt. Schon frühe fanden Prozessionen und Gaukeleien statt und kam zu den stummen Pantomimen Gesang, ja man führte Kreuzigungsgeschichten und den Todtentanz in Frankreich auf und in den Kirchen wurden frühzeitig mimische Aufführungen und Ceremonien veranstaltet, wie ja noch bis heute zu Rom die Passionsgeschichte an Ostern mit verschiedenen vertheilten Rollen gesungen wurde. Hieraus entwickelte sich die Aufführung der Leidensgeschichte in der Kirche, wozu bald Action kam und auch andere Vorstellungen, so daß hierbei auch Laien mitwirkten, die profane Zuthaten anfügten und zwar so, daß schon im 13. Jahrhundert gegen solche Spiele in der Kirche Verbote von Papst und Bischof erlassen wurden. Schon im Jahr 1322 führten die Predigermönche zu Eisenach die Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen im Thiergarten auf, wo das hoffnungslose Ausgeschlossensein der Letzteren auf den Markgrafen Friedrich von Meißen einen solchen Eindruck machte, daß er in dumpfes Hinbrüten verfiel und ihn der Schlag traf. Die Darstellung der Mysterien scheint selbst bis in die kleinsten Dörfer versucht worden zu sein, aber später wurden solche Aufführungen vorzugsweise Sache der Städter, Handwerker und Schüler. Wir fingen überhaupt mit dem Drama klein an und ließen die Frucht langsam reifen; darum gedieh sie auch um so besser. Den Uebergang aus dem Epos und der Lyrik bildete zuerst der in den Allegorien auftauchende Dialog, eine größere Einwirkung hatten aber lateinische Dramen, worin sich schon im Jahre 980 die Nonne Rhoswitha versuchte und wovon der Abraham derselben im Anfange des 16. Jahrhunderts in's Deutsche übertragen wurde. Von den meisten in jenen Zeiten aufgeführten Stücken mochte nichts als der allgemeine Gang des Stücks und die Vertheilung des Stoffs aufgezeichnet worden sein, nur die kunstreicheren schrieb man auf und aus diesem Grunde haben sich auch so wenige davon erhalten. Das älteste Stück ist das Leiden Christi, das für den Gesang bestimmt war und nur wenige weltliche Strophen in deutscher Sprache enthält. Es stammt aus der Gegend von Tegernsee und dem 13. Jahrhundert, während aus der Gegend von St. Gallen und aus der Zeit von 1380 ein noch rohes Passionsspiel bekannt ist, welches schon einen scherzhafteren Ton anschlägt, aber auch noch mit Gesang und Rede, lateinischer und deutscher Sprache wechselt. Das beste ist wohl die Klage der Maria aus dem 14. Jahrhundert, das einfach angelegt ist und viel Wärme zeigt. Das Beste daran ist auch hier das derb Komische und Volksmäßige. Ein Spiel von St. Dorothea, um 1400, von Mariä Himmelfahrt, um 1391, die Auferstehung Christi und ein Osterspiel sind noch andere spärliche Reste aus dieser Zeit, von denen die Auferstehung Christi durchaus weltlicher, muthwilliger und komischer gehalten ist und ziemlich derbe Zwischenspiele hat. Eine besondere Art der Mysterien ist des Stadtpriesters Theodorich Schernberg's Spiel von Frau Jutten, 1480, das aber nicht scherzhaft, sondern ganz ernsthaft gehalten ist, wie

denn eine Anzahl Teufel Frau Jutta als Päpſtin zu ihrer Unthat führen, dann Maria für ſie bittet und Chriſtus nur ungern einwilligt, ihr Verzeihung zu gewähren. Im 15. Jahrhunderte wurden dieſe Myſterien viel mehr erweitert und ein Paſſionsſpiel vom Jahre 1498 wurde zu Frankfurt von 265 Perſonen aufgeführt, ja es gab Stücke, z. B. 1571 der Saul von Mathias Holzwart, der 50 Acte umfaßte und mehrere Tage zur Aufführung brauchte. Der Hauptinhalt wurde dazu regelmäßig aus dem neuen Teſtamente genommen, aber Zwiſchenſpiele aus dem alten Teſtamente eingefügt, die auch ſpäter den Anfang der regelmäßigen Tragödie ausmachten.

Das Tegernſeeiſche Leiden Chriſti in Hoffmann's Fundgruben II. 245. Das Frankfurter Paſſionsſpiel von 1498 in Fichard's Frankf. Archiv III. Ein Oſterſpiel des 15. Jahrh. in Hoffmann's Fundgruben II. 296—338, aus dem 14. Jahrh. in Mone's Altdeutſchen Schauſpielen, 1841, und Mone's Schauſpielen des Mittelalters, 1846. II. 33—106. Ein Spiel von der heil. Dorothea in Hoffmann's Fundgr. II. 281—295, von Mariä Himmelfahrt in Mone's altd. Schauſp. Proben eines Alsfelder Paſſionsſpiels in Haupt's Zeitſchrift, 1843. III. 477—518. Andere ſtehen in Mone's Schauſpielen des Mittelalters und zwar: aus dem 14. Jahrh. I. 72—128; aus dem 15. Jahrh. II. 183—350; und andere Texte ähnlicher Spiele. Schernberg's Spiel von Frau Jutten: 1765 von Hieron. Tileſius in Eisleben herausgegeben, ſteht auch in Gottſched's Nöthig. Vorrath z. Geſch. d. deutſchen dramat. Dichtkunſt II. 81—142.

84. Bis daher waren die Myſterien mit komiſchen Scenen oder Zwiſchenſpielen geringzählig, als aber im 16. Jahrhunderte der dramatiſche Schwank ſich ausbildete, trat auch das Komiſche mehr hervor und es löste ſich die Komödie ſelbſtſtändig ab, da ſchon die Oſterſpiele dies zuließen. Aber die Feſte, ſelbſt das Faſtnachtsfeſt, waren durchaus nicht ſo burlesk, wie anderwärts, es herrſchte ſchon mehr ein Ernſt vor und das Volk liebte überhaupt die Vermiſchung von Ernſt und Scherz nicht ſehr. Der erſte Verſuch, das Komiſche in die Kunſt einzuführen, geſchah wohl mit Nachahmung körperlicher Gebrechen, Häßlichkeiten und carricirter Geberden, und der Teufel, der eine ſolche Carricatur bildet, iſt die ſtehende komiſche Figur des himmliſchen Dramas geblieben. Das Poſſenſpiel mit ſeinen närriſchen Figuren, das auf den alten Volksſchwänken beruhte, umfaßte die derbſten, ausgelaſſenſten Darſtellungen, weil man eben an Faſtnacht ſich mehr als ſonſt erlauben durfte, und wie einfach der Anfang war, ſieht man daraus, daß man dieſe Stücke faſt improviſirend aufführte und nichts von äußerem Apparat dazu nöthig war, als ein paar Kleider und Bretter. Freilich iſt daran auch nur erſt ſehr wenig von einem Schauſpiel zu erkennen und das Ganze lief auf einige Dialoge hinaus, ohne Intrigue und Verwickelung. Dies findet man ſelbſt in den meiſten Stücken des Roſenplüt, welche mehr dialogiſirte Schwänke, bäueriſche Hochzeiten, Eheſcandale und Kupplergeſchichten darſtellten und den Ritterſtand, Minnedienſt und die Uebertriebenheit des abtödtenden geiſtlichen Lebens verſpotteten. Dabei war vorzüglich die Prozeßform dieſen erſten Stücken gewöhnlich, beſonders denen von Roſenplüt, und alle Lieblingsſtücke aus der Bibel beruhen auf dieſer Form. Der Sitz dieſer erſten dramatiſchen Poeſie war Nürnberg, wo auch der Barbier

Hans Folz um 1447 Schwänke, Fastnachtsspiele und Erzählungen dichtete, ja für seine Werke sich eine eigene Druckerei errichtet haben soll. Seine Stücke sollen jedoch den Rosenplüt'schen nachstehen. Zu diesen Bestrebungen, die in Zukunft durch Hans Sachs, Probst, Ayrer u. A. noch erweitert werden sollten, trat dann vorzüglich fördernd das Uebersetzen der antiken Lustspiele, wozu schon der erwähnte Vorgang mit einem Stücke der Hrosuith aufforderte. Zuerst dichtete man Lustspiele in lateinischer Sprache und führte sie auf, was an den norddeutschen Schulen bis in's vorige Jahrhundert fortgesetzt wurde. Man machte dazu deutsche Einleitungen und Einschaltungen und übersetzte diese Stücke endlich selbst in's Deutsche. Mit dem Eunuch des Terenz versuchte dies Hans Nydhardt zu Ulm 1486 und 13 Jahre später übertrug ein Anderer auch die übrigen Stücke, die man dann in Reime brachte, was auch Albrecht von Eyb mit zwei Stücken von Plautus versuchte und bald immer größere Nachahmung auf allen Seiten erlangte.

Von Rosenplüt sind 60 Fastnachtsspiele handschriftlich vorhanden, wovon 6 in Gottsched's nöthigem Vorrath II. 43, zwei davon in Tieck's deutschem Theater und ein anderes 1841 zu München von R. Marggraff herausgegeben sind. Ueber Rosenplüt vgl. 74. Hans Folz war zu Worms geboren und dann Barbier und Meistersänger in Nürnberg. Einige seiner Stücke sind daselbst 1519 und 1521 gedruckt. Mehrere Stücke aus dieser Zeit hat Gottsched am angef. Ort erhalten, auch fand man jüngst in Tyrol solche auf. Vgl. Ueber das Drama des Mittelalters in Tyrol, von Ad. Pichler, Innsbruck 1850, 8°, wo über 14 geistliche Stücke und ein Lustspiel ausführlich berichtet wird und von 7 anderen der Inhalt angegeben ist.

85. Alle diese Satire und die Opposition gegen die verdorbenen Zustände der Zeit ging hauptsächlich aus der sittlichen Einsicht und der gewonnenen Lebensklugheit des Volks hervor, das durch die Lehrpoesie noch mehr geweckt ward und die physische Gesundheit und Kraft sich aneignete, daß es die Reformation nicht nur annehmen, sondern auch eine vollständige Selbstumwandlung durch sie erfahren konnte. Diese Reformation selbst, deren Beurtheilung aber außerhalb der Literaturgeschichte liegt, wurde noch mehr vorbereitet und unterstützt durch ähnliche Lehrgedichte, welche wir hier noch vorzuführen haben. Dahin gehört das Buch der Tugend von Hans Vintler, das 1411 geschrieben wurde, auf das lateinische Werk flores virtutum gegründet ist, dabei aber noch andere Quellen benützt und im Anfange ganz bescheiden und allgemein gehalten ist, so daß die Beispiele meistens aus der Fabelzoologie oder dem römischen Alterthume gewählt sind. Im Verlaufe der Rede kommt er jedoch an die Gegenwart und greift nun die Hoffart der oberen Stände und der Frauen, den Adel und den Aberglauben an, wird dabei manchmal ziemlich derb und sogar grob, schont jedoch so ziemlich die Geistlichen. Das Ganze ist kunstlos und ohne Anspruch geschrieben und steht hinsichtlich seiner Form dem Renner nahe. — An ihn reiht sich Sebastian Brant an, ein sehr vielseitig gebildeter, gelehrter und überaus thätiger Mann, der freilich kein poetisches Talent besaß, aber die Gebrechen und Mängel seiner Zeit erkannte und sie scharf zu geißeln verstand.

Hierin hatte er Vorgänger, die Klagen über die öffentlichen Zustände waren allgemein, Sittenspiegel der Zeit beliebt und das Volk griff begierig nach den Schriften, welche seine Zustände verspotteten und die auch in nicht geringer Zahl erschienen. Brant machte Heiligengeschichten und lateinische Lobgesänge auf Maria, er nahm Bearbeitungen des Freidank und Renner vor, übersetzte von Wimpheling eine Schrift und interessirte sich noch für andere Werke; seine Hauptschrift war aber das Narrenschiff, welches zuerst im Jahre 1494 erschien und solchen Beifalls sich erfreute, daß noch in demselben Jahre vier Ausgaben gemacht wurden. Im Narrenschiff ist geradezu die didaktische Poesie zur Satire erhoben und dadurch ein Beispiel für die nachfolgende Zeit gegeben, welche auf diesem Wege fortschritt. Den Titel nahm er daher, daß es der Narren zu viel gebe, um in einem Wagen Platz zu finden, und er habe deshalb ein Schiff ausgerüstet, um die von allen Seiten herankommenden Narren alle aufzunehmen, wobei jedoch nicht Diejenigen Platz hätten, die sich für Narren, sondern blos jene, die sich für witzig hielten. Er ladet nun 113 Sorten Narren in sein Schiff und führt diese selbst an, indem er die Büchernarren vertritt, denen nun die übrigen Narren folgen. Als Vers gebraucht er eine verwilderte Art der kurzen Reimpaare und die Sprache ist der etwas ungelenke, rauhe Dialekt des Elsasses, der dafür wieder reich an Spottnamen ist; die Darstellung ist oft kurz und scharf, wird aber dadurch manchmal auch trocken und dürr. Indem Brant darin gegen die allgemeine Richtung seiner Zeit auftrat, hat er einen kühnen Muth bewiesen und es entsprang dieser wohl auch aus seiner strengen Moral und festen Gesinnung, die ihn jedoch nicht verhinderte, auch den Satz zuzugeben, daß man eben mit den Wölfen auch heulen müsse. Er zieht besonders gegen die Hoffart, das Zuviel und die Maßlosigkeit zu Feld und dringt auf Selbsterkenntniß, will Alles bessern und was das Große bei ihm ist, das ist sein Vertrauen, daß aus der trostlosen Gegenwart doch eine bessere Zukunft sich entwickle, das ist, daß er eine höhere Moral annahm, die Laster als Thorheiten ansah, welche den Menschen erniedrigen, und sie nicht verdammenswerth findet, weil die Religion sie bestrafe, sondern weil sie der Vernunft zuwider sind. Auch der öffentlichen Angelegenheiten nimmt er sich an, und zwar mit vielem Feuer, obschon gemäßigt. Daß Brant mit seinem Narrenschiff gerade zur rechten Zeit gekommen ist, zeigen die damals erschienenen verwandten Schriften, sowie daß sein Buch einen reißenden Absatz fand und öfters in fremde Sprachen übersetzt wurde. Auch nahm sich der bekannte Geiler von Kaisersberg geradezu ganze Kapitel aus diesem Buche zu Texten für seine Predigten.

Hans Vintler dichtete 1411, sein Buch erschien aber erst 1486 zu Augsburg. Sebastian Brant war 1458 zu Straßburg geboren, studirte später in Basel, wurde 1489 Doctor, lehrte daselbst die Rechte, wurde 1500 Rechtsconsulent in Straßburg, später Kanzler, wurde von Kaiser Maximilian zum Rath und Pfalzgrafen ernannt und starb zu Straßburg 1521. Das Narrenschiff erschien zu Basel 1494, in neuer Ausgabe von A. W. Strobel, Quedlinburg 1839, 8°.

86. Zu derſelben Zeit wandte ſich auch die Satire den weltlichen und geiſtlichen Höfen zu, hier jedoch nicht direkt, ſondern unter dem Gewande des Thierepos. In Lübeck erſchien nämlich 1498 der Reineke Fuchs in niederdeutſcher Sprache, verließ aber den bisherigen unbefangenen, naiven Standpunkt, gab dem alten Werke einen ganz neuen Geiſt und Charakter, änderte den Stoff und die Form, wie es Zeit und Zweck zu verlangen ſchien, reihte Neues an und ward nun zur Satire, indem er die höhere Geſellſchaft ſchildert, wie ſie ſich ohne höheres Prinzip zeigt, wo dann die geiſtige Ueberlegenheit den Sieg über die rohe Gewalt davon trägt. Im Reineke und Wolf ſind die Hauptperſonifikationen dargeſtellt; der Reineke fühlt ſeine Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit und ſtützt ſeine Grundſätze auf die Verachtung Aller, was er jedoch nicht laut werden läßt, da er ſie zu ſeinen Zwecken nöthig hat; ſeine Handlungen ſind ihm entſchuldigt durch die Nothwehr gegen die Großen, die man laufen laſſe, während man die kleinen Diebe hänge, und das Ganze läuft darauf hinaus, daß die Oberen Schuld ſeien an den Fehlern der Menge und daß ihrem ehrgeizigen Treiben einmal ein Ende gemacht werden müſſe. Gerade dieſe Richtung machte das Gedicht in dieſer Zeit ſo intereſſant, weil der Kampf zwiſchen Volk und Geiſtlichkeit mit der Reformation begann und man andere Begriffe von Volks- und Fürſtenrecht bekam, denen dies Buch gerade rechtzeitig kam. Wie ſehr überhaupt die Satire als allegoriſches Thiergedicht gefiel, das zeigten ſogleich einige Nachahmungen, die jetzt gemacht wurden und zwar nicht ohne einigen Erfolg. Dahin gehört das mehr rein komiſche Gedicht der Flohhatz von Fiſchart, worin mit lebendiger Wahrheit und unübertrefflicher Laune die Lebens- und Todesleiden dieſer den Menſchen plagenden Thierchen geſchildert ſind, wobei freilich Natürlichkeiten und Derbheiten ſtarker Art mit unterlaufen, die das Büchlein jetzt nicht allen Kreiſen zugänglich machen, ihm aber damals, als es erſchien, 1577, die größte Verbreitung verſchafften. Mehr den Standpunkt der Satire hielt Georg Rollenhagen's Froſchmäusler ein, der die homeriſche Batrachomyomachie zu einer Art Weltſpiegel umſchuf, um den Leuten die Wahrheit zu ſagen, wobei er aber die komiſche Dichtung nicht auf geiſtliche Dinge, ſondern blos auf weltliche angewendet wiſſen will. Im erſten Buche ſchildert die Maus, wie es in ihrem Staate ſtehe, im zweiten der Froſch, wie es mit ſeiner Herrſchaft beſchaffen iſt, dann kriegen beide mit einander bis zu Ende und zuletzt wird die Lehre daraus gezogen, wie man Haus, Staat und Krieg verwalten ſoll. Das Gedicht hat eine lebhafte Sprache, ſchildert ſehr anſchaulich und auch die Verſe fließen leicht, der Eindruck der Allegorie wird aber völlig vernichtet, da der Dichter die Thiere nicht nur als verkleidete Menſchen geſchildert hat, ſondern am Schluſſe geradezu erinnert, daß er unter den Thieren gewiſſe Perſonen verſtehe. Deſſen ungeachtet ward das Buch gern geleſen und viel verbreitet. Nicht ungeſchickt iſt auch der Ganskönig von Wolfhart Spangenberg, ein Gedicht zum Lobe der Gans, das nur im

Anfange ſich an das Thierepos anlehnt und viele ſcharfe ſatiriſche Seitenhiebe den Heiligen und Geiſtlichen gibt. Geringer iſt der Ameiſen- und Mückenkrieg von Johann Chriſtian Fuchs, mehr eine Nachahmung und Ueberarbeitung eines lateiniſchen Gedichts, und der Eſelskönig, nach einem Entwurfe Spangenberg's in Proſa bearbeitet, mit manchen volksmäßigen Zügen und mehr dem Froſchmäusler nachgeahmt, als Ganzes aber ohne weiteren Werth.

Den Reineke Fuchs ſoll der Niederſachſe Nicolaus Baumann, der 1507—26 am Hofe zu Roſtock lebte, bis er ſtarb, aus dem flandriſchen Reinaert bearbeitet haben; Andere laſſen aber dies durch den Holländer Heinrich von Alkmar geſchehen. Die erſte Ausgabe erſchien Lübeck 1498; die neueſte von Hoffmann, Breslau 1834, 8°, mit Gloſſar. Die Flohhatz von Fiſchart erſchien ſchon in mehreren Ausgaben vor 1577. Rollenhagen, geb. 1512 zu Bernau in der Mark, ſtarb 1609 zu Magdeburg als Rector. Sein Froſchmäusler erſchien zuerſt 1595, 8°, in Magdeburg und nach ſeiner eigenen Ausgabe ward er durch die Bemerkungen des Wittenberger Profeſſors Veit Ortel von Winsheim darauf geführt. Der Gansköning wurde 1607 in Straßburg gedruckt und dieſer Spangenberg iſt der Sohn des bekannten Theologen und Geſchichtſchreibers Cyriacus Spangenberg. Der Ameiſen- und Mückenkrieg von J. C. Fuchs aus dem Schmalkaldiſchen iſt der Moscaea des Italieners Teofilo Folengo nachgeahmt und erſchien zuerſt 1580 in Schmalkalden; neue Ausg. von Genthe 1833. Der Eſelskönig, vom pſeudonymen Ad. Roſe von Creutzheim herausgegeben, erſchien zu Ballenſtädt 1617.

87. Ein Zeitgenoſſe Sebaſtian Brant's und ſein Nachahmer, ihm aber an ſchneidendem Witze, poetiſcher Gabe, Lebendigkeit, Derbheit und ſatiriſcher Schärfe überlegen war der Straßburger Franziskanermönch Thomas Murner, ein unruhiger, unſtäter, ruh- und raſtloſer, hochmüthiger, dünkelhafter, neidiſcher, mißgünſtiger, händelſüchtiger Menſch, der immer voll Entwürfe und Pläne war, aber nichts ausführte, der ſich allenthalben herumtrieb, allen Parteien diente, darum auch von allen Seiten verachtet wurde und zahlreiche Schriften hinterließ. Durch Brant's Narrenſchiff angeregt, ſchrieb er zuerſt ſeine Narrenbeſchwörung, 1508, mit noch ſpecielleren und lebendigeren Zügen als ſein Vorgänger hat, und dann die Schelmenzunft, reich an beißendem Witz, Derbheiten und Rohheiten. In dieſer aus Predigten, die er zu Frankfurt hielt, entſtandenen Schrift griff er Gelehrte, Geiſtliche, Juriſten und Fürſten an und ſagte beſonders über die Geiſtlichen das Bitterſte und Schonungsloſeſte. Die Badefahrt, worin er Gott zu einem Bader machte, hat nie gefallen und auch die Gäuchmatt iſt ohne Werth. Er verſammelt darin die affectirten Phantaſten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener auf einer Matte, um hier die Allegorien vom Venusgarten zu parodiren, kommt aber wieder in ſeine langweiligere Manier und bringt Sprüchwörter und Liebesbeiſpiele an. Die Mühle von Schwündelsheim, 1515, iſt unbedeutend und geißelt die Schaamloſigkeit der Geiſtlichen im Verkehr mit Frauen. Am beſten iſt ſein Buch: Von dem großen lutheriſchen Narren, wie ihn Dr. Murner beſchworen hat, im Jahre 1522 geſchrieben. Hierin verficht er mit ungewöhnlicher Kraft und ſcharfen Waffen eine Idee von allen Seiten und im ſtrengſten Zuſammenhange und tritt ſatiriſch gegen die Reformation auf, die ihrerſeits blos die Fiſchart'ſchen Werke entgegenſtellte, die freilich feiner,

gebildeter und aus heiterer Ruhe hervorgegangen ſind, während der erbitterte Murner wild um ſich ſchlägt, nur einige Aeußerlichkeiten der Reformation und das leere Wortgeklingel der rohen Menge berührt, auf das innere Weſen der Reformation aber gar nicht eingeht. Man könnte die Schrift wegen ihrer ſtarken, derben Perſönlichkeiten und weil ſie blos an Aeußerlichkeiten haften bleibt, ein Pasquill nennen, denn es kommt ihr nicht auf Wahrheit an; aber Sprache und Darſtellung iſt lebhaft und raſch und nur Versbau und Ausdruck ungefügiger und rauher als die Brant'ſche Schrift. In ſeinen proſaiſchen Schriften wird Murner unbedeutend, auch erlangten ſie nie ſolches Anſehen, wie ſeine gereimten, wie man überhaupt in dieſer Zeit Alles in Reime brachte und die ordinärſten und plumpſten Gedichte fabricirte, weil ſelbſt der Bauer ſeine Wetterregeln in Verſen leſen wollte.

Thomas Murner iſt 1475 zu Straßburg geboren, ward 1499 Franziskanermönch, trieb ſich in Italien, Deutſchland, Paris und Krakau umher, hielt nirgends lange aus, ward 1509 in Baſel Doctor der Theologie, predigte im Tone Geiler's von Kaiſersberg und fing überall Streit an. Bald bekämpfte er obſcure Theologen und die Bartholiſten, bald trieb er ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit, er überſetzte Luther's Schrift von der babyloniſchen Gefangenſchaft, ward dann ein heftiger Gegner der Reformation, trat in den Sold Heinrich's VIII. von England und der katholiſchen Partheien der Schweiz und des Elſaſſes, flüchtete 1526 von Straßburg nach Luzern, griff hier die Schweizer Reformatoren an und entflammte den Religionshaß im Kappeler Kriege, mußte nach dem Religionsfrieden 1529 aber auch von hier wieder fort und ging nun nach Heidelberg. Er ſtarb um 1536. Seine Narrenbeſchwörung und Schelmenzunft erſchienen in Straßburg 1512, die geiſtliche Badefahrt 1514, Gäuchmatt, Baſel 1519. Ueber ſein Leben vgl. G. E. Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften, Nürnberg 1775, 8°. Seine Schriften ſind aufgezählt in Koch's Kompendium I. 130 und 154.

88. Von ungemeinem Einfluß auf dieſe ganze Zeit war Ulrich von Hutten, einer der edelſten, vom kräftigſten Feuer begeiſterten Männer, der die Dichtung aus der bloßen Satire herausriß und ſie zur ſchärfſten politiſchen Waffe machte, aber ungeachtet ſeiner großen und gewaltigen Kräfte doch der Zeit und ihren Verhältniſſen erlag. Entſproſſen aus einem alten Geſchlechte, verließ er das Kloſter und ſein Vaterland, gab er Beſitz und Wohlleben auf, um ſich ganz der Dichtung und Weisheit zu widmen, obſchon ſeine Eltern und Verwandten dagegen waren. Durch ſeine kunſtmäßigen lateiniſchen Verſe gewann er bald Namen und Verbindungen, aber die Poeſie achtete man als Hauptbeſchäftigung noch gar nicht und im Grimme über ſolche ſchnöde Anſichten entwarf er ſeine Satire auf Niemand, worin er ſchon die inneren Zuſtände des Vaterlands geißelte. Dann ſchrieb er die berühmt gewordenen Briefe der Dunkelmänner und ſeine gewaltigen Schriften gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und deſſen Mord an Hans von Hutten mit einer bis daher unbekannten Kühnheit, wodurch ſein Anſehen immer höher ſtieg und er am Rhein am Hofe Albrecht's von Mainz eine Zufluchtsſtätte fand. Aber wie er dieſem Fürſten große Zumuthungen machte, reformatoriſch in die Zeit einzugreifen, ſo ſchleuderte er nun noch heftigere Schriften über Staats- und Kirchenverbeſſerung in die Welt, wie ſeinen Dialog vom Hoffeind. Aber Hutten verfehlte ſein Ziel,

weil er dem Volke zu sehr voraneilte und sich nicht zügeln konnte. Er wollte auch praktischer Staatsmann werden, die Ritterschaft bekehren, die er bisher für unheilbar hielt, und verließ dafür den festeren und wirksameren Boden. Doch trieb er auch andere Beschäftigungen, gab den Livius heraus und sehnte sich selbst nach einer Lebensgefährtin. Aber ihn, der in seiner Trias das Heftigste, was je da war, gegen Rom schrieb, der alle Großen angriff, verfolgte nun auch das Unglück und er sah sich getäuscht nach allen Seiten. Daher ward er um so wilder und ungebärdiger, schrieb er auf der Ebernburg seine kräftigen Mahnungen und Gespräche und bot jede Waffe auf, um seiner Sache den Sieg zu verschaffen. Und in diesem Bestreben gab er seine Dichterkrone auf und begann er (1520) seine Schriften zu verdeutschen und sich damit an die große Masse des Volks zu wenden. Hier preist er Ziska und die Hussiten, setzt er des Reiches Wohl über den Gehorsam gegen den Kaiser und verlangt er, daß Ritter und Städter vereint gegen das Pfaffenthum und die juristischen Zungendrescher auftreten. Zwei Stücke sind davon höchst bemerkenswerth: die Anschauenden und die Klage und Vermahnung wider die Gewalt des Papstes, worin seine Lieblingsideen und seine ganze Kraft und Kühnheit sich offenbaren und die heut zu Tage noch vieles Treffende haben. Das erste Stück ist in Lucian's Manier, die dann in der Folge bei uns höchst beliebt wurde, weil sie dem Sinne für dramatische Form entsprach. Diese von Hutten angefangene Art fand Nachahmer und eifrige Verbreiter, zahllose Schriften stellten nun mit namenloser Heftigkeit und Ungestüm immer höhere Forderungen an Staat und Kirche und bildeten alle Streiter um den Hauptführer der Reformation, Luther, der, von diesen, dem Volke und den Verhältnissen getragen, zum Siege kam, weil er den festen Boden und seine Stütze darin nicht verlor, während Hutten verfolgt umherirrte und als müder Wanderer im Jahre 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See starb.

Ulrich von Hutten ist 1488 auf seinem väterlichen Schlosse Steckelberg bei Fulda geboren. Seine Schriften sind 1821 ff. von E. Münch in einer Gesammtausgabe von 5 Bänden zu Leipzig erneuert worden; nachdem schon früher Aloys Schreiber seine Klage und Vermahnung nebst noch einigen anderen Stücken, Heidelberg 1810 und 1821, 8°, herausgegeben hatte.

89. Vielfach mit Hutten verwandt ist der Berner Maler Nicolaus Manuel (1484—1530), der die neu aufgebrachten Gespräche oder Fastnachtsspiele zur reformatorischen Polemik anwandte. Er erzählte zuerst die berüchtigte Geschichte von den Dominikanermönchen, welche 1507 den Ruhm der Wunder des h. Franzisci zu Bern vernichten wollten, dann schrieb er die Fastnachtspiele vom Todtenfresser und dem Statthalter Christi, wo im ersten die Unsitte der Geistlichkeit, im Andern die Hoffart des Papstes gegenüber der Armuth des Heilands dargestellt ist, und zuletzt ein muthwilliges Stück von der sterbenden Beichte. Aehnliche Spiele dieser Art wurden an anderen Orten aufgeführt, meistens eingreifend in die Wirren der Reformation, wobei deren Hauptpersonen selbst auftreten, während die Poesie sich vom Bauernkrieg ziemlich

abwandte. Im Bockſpiel auf Schloß Rämbach, 1531, ſprechen Luther, einige Gegner der Reformation und Andere; man brachte die Politik in Fabeln, ja ſogar in Lieder, Satiren und Pasquille jeder Art, die, von religiöſer Begeiſterung durchdrungen, zur größten Kühnheit und Keckheit ſich verſtiegen, bis endlich Kaiſer Maximilian II. ein ſtrenges Mandat gegen ſolche Schriften erließ und ihnen ein Ziel ſetzte. In den Wirren des dreißigjährigen Krieges regte ſich die hiſtoriſch-politiſche Poeſie noch einmal, aber nur um alsbald wieder in Unbedeutendheit zu verſinken. Vor dieſer Gemeinheit und Rohheit, ja vor gänzlichem Untergange retteten ſich nur das Kirchenlied und einzelne Männer, die ſich über die bäueriſche Kultur erhoben, einen feſten Grund in ihren moraliſchen Maximen und leidenſchaftloſen Lebensanſichten hatten und die Poeſie von dem äußeren und inneren Verderben zu bewahren und zu reinigen ſuchten, wenn ſie auch nicht die ſchöpferiſche Kraft beſaßen, die Poeſie aus der Tiefe emporzuziehen und ſie neu zu beleben. Einer dieſer Männer, der zuerſt eine Ahnung davon hatte, wie tief die Dichtung gefallen war und wie ſie ſich wieder zu erheben habe, war Hans Sachs, der Schuſter und Meiſterſänger von Nürnberg.

Nicolaus Manuel's Leben und Werke, von Grüneiſen, Stuttgart 1837, 8°.

90. Hans Sachs war ein glücklicher Reformator in der Poeſie, regſam und unermüdlich, von nicht geringem Talente, der zwiſchen der alten und neuen Kunſt ſteht, die poetiſche Vergangenheit des Volks und der Poeſie umfaßte, alle bekannten Stoffe und Formen behandelte, Antheil nahm an der religiös politiſchen Bewegung der Gegenwart und dann, aus dieſen Kämpfen ſich herausziehend, der Form hauptſächlich nachging, ſie ausbildete und alles Wiſſen, alle Geſchichten in den Kreis der Poeſie zog, die von da an die Gränzen der Nationalität überſchritt. Mitten in den Strudel der Ereigniſſe geſtellt, wo die Gemeinheit der Parteiſucht Sprache und Poeſie verdarb, wo Alles ſich fortreißen ließ durch die äußeren Begebniſſe, bewahrte Hans Sachs ſeine geſunde, kernige Natur vor Einſeitigkeit und Leidenſchaftlichkeit und er geht ſo ruhig, ſo ſicher mitten durch und erfaßt alle Bewegungen des Lebens, alle Regungen der Zeit, ergründet, ſchildert, lobt und tadelt ſie, ohne irgend einmal zu wanken, ohne Mühe, Unruhe und Abſicht; obſchon man ſieht, daß ihm nichts ſeinen Gleichmuth zu ſtören vermag, ſo iſt er doch gegen nichts gleichgültig und er iſt ſogar bewegt und theilnehmend. Aber wenn er auch alle die Gebrechen des Reichs durchſchaute, ſo wollte er doch nicht reformirend eingreifen, denn in ſeiner Vaterſtadt behagte es ihm wohl und am praktiſchen Leben Theil zu nehmen nach Außen, das hätte ſeine behagliche Ruhe geſtört. Nur einmal trat er aus dieſer Ruhe heraus, als in Nürnberg die Reformation begann, wo er (1527) eine kleine Schrift gegen das Papſtthum erſcheinen ließ. Es bedurfte jedoch nur des Verbots und einer Mahnung durch den Rath, daß Hans Sachs fortan wohl ebenſo für den Proteſtantismus ſchrieb, aber ruhig, beſtimmt und

mit einer Mäßigung, welche den Inhalt vollständig beherrschte. Er hat dadurch sich freilich nicht den glänzenden Ruhm eines Hutten erworben, aber sein Wirken war um so nachhaltender, denn er gewann die besonnenen Köpfe und den ruhigen Gewerbsmann und wirkte auch in moralischer Hinsicht auf diesen, da er nicht mehr den unfläthigen, gemeinen Ton eines Murner u. A. anschlug, sondern Sprache und Darstellung über die bisherige Art erhob und Bildung verbreitete. Das Ansprechende an Hans Sachs ist gerade dies, daß er so leicht und spielend sich im Leben bewegte, daß seine schaffende Kraft ruhig und ungestört wirkte und daher seine Dichtung das Abbild seiner selbst ist, wobei wir freilich nicht übersehen dürfen, daß bei ihm Alles nur Anlage ist und keine Ausbildung erfuhr, weshalb er oft in müßiges Gerede verfiel, Manches verkehrt angriff, bei den tüchtigsten Stoffen keine Begeisterung zeigte und zuletzt aus Gewohnheit dichtete, nicht weil ihn etwa ein innerer Drang dazu trieb. Daran mochte freilich seine Bequemlichkeit, das Leben in der selbstzufriedenen Reichsstadt und vielleicht sogar Schüchternheit Ursache sein; immerhin ist es aber anzuerkennen, wie Hans Sachs, der ebenso gut kämpfen konnte wie Hutten und Andere, der sich hochgeehrt sah von Nah und Fern, doch immer bescheiden blieb, sein Gleichmaaß behielt und nirgends in Persönlichkeiten sich mischte, sondern einfach und ruhig seine Ansichten dem Volke vortrug, die Fehler mehr unterhaltend andeutete als geißelte und immer und überall geradeaus ging, unbekümmert um Anderer Urtheil, aber auch ebenso sicher seines Ziels und Erfolgs.

91. Betrachten wir die Reihe seiner Schriften in allgemeinerem Ueberblicke, so finden wir unter seinen ersten Gedichten Meistergesänge, die er auf seinen Wanderschaften machte und worin die züchtige Liebe vorwaltet, wie er denn schon frühe eine hohe, heilige Ehrfurcht vor dem Ehestand hatte, das Familienleben in der reichsten Glorie ihm vorschwebte und er alle Liebe bis dahin verspart wissen wollte. Mit solcher Gesinnung mußten ihm Pfaffen und Mönche mit ihrem unzüchtigen Treiben frühzeitig in trübem Lichte erscheinen und es erklärt sich bei einem solchen Geiste wohl, daß ihm die Reformation schon in ihren Anfängen nicht gleichgültig war, wie er sie denn schon 1523 mit dem Gedichte: die Wittembergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall begrüßte und in diesem Gedichte gegen allen Mißbrauch der Kirche sich erhob. Doch war er keineswegs gegen die sittlichen Mängel mancher Apostel der neuen Lehre blind, er mochte nicht die Schwärmerei, sondern die Früchte wollte er sehen, nicht die Theorie allein. Auch den Tod Luther's beklagte er in einem Gesange, worin die Theologie weint, aber den Trost erhält, daß sie unter höherem Schutze stehe und hinfürder keines Beistandes mehr gebrauche. Der Dichter erkannte wohl, daß all' der geistliche Firlefanz und Unsinn schwinde, aber er sah auch ein, welche Gefahren noch ausstehen, wie das Schulgezänk der Theologen Verderben drohe, und dies führte ihn auf ein

weiteres Gebiet, auf die Zustände des Reichs, die ihn in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts besonders in Anspruch nahmen. Das Rettungsmittel aus den Wirren der Zeit sucht er im Gemeinsinn und in Eintracht; er erkennt das Traurige der Mönchsorden, Secten und des schändlichen Pfaffenlebens, wie der Wort-klaubenden Juristen, verlangt Vereinfachung der Verwaltung und Gesetze und dringt auf Entfernung von Eigennutz und Egoismus. Dieselbe Gesinnung fand er in den Schriften des Alterthums und so viele deren er erreichen konnte, benützte er und dichtete daraus eine Menge von Erzählungen und anderen Gedichten; er gebrauchte einzelne Gedanken und Aussprüche der Alten zu seinen Tugendklagen, allegorischen Schilderungen und Kampfgesprächen, welche zu seinen besten Arbeiten gehören, und fand sich durch diese Schriften auch besonders deshalb angezogen, weil sie eine durchaus gleichbleibende Mäßigung bewahrten. Dabei sammelte er sich das Verdienst, durch Hervorziehung des Lautersten und Besten aus dem Alterthume auf die Jugend wohlthätig gewirkt zu haben und ward ein humanistischer Volkslehrer. Im sechsten Jahrzehnte begann er die Schwänke und Fastnachtsspäße, ward er mehr lehrhaft und sah Alles aus dem Verhältnisse zur menschlichen Natur und Vernunft an, wobei er über die Thorheiten der Menschen lacht und in Ironie, statt in Strafpredigten ausbricht. Gerade diese Schwänke und Erzählungen belehrender Art sind so naiv unschuldig gegeben, voll Humor, gesunden Sinns und so trefflich dargestellt, daß es ihm Wenige nachzuthun vermochten, und Einzelne, wie die Späße von den Landsknechten, Himmelstürmern, St. Peter mit der Geiß u. A. sind wirklich unübertrefflich; auch gehören seine Fastnachtsspiele zu den vorzüglichsten Possen, die auch inneren Werth haben. Ueberhaupt liegt das Beste des Dichters da, wo er aus dem bürgerlichen wirklichen Leben schöpft, so ungemein treu, natürlich und lebendig schildert, das tolle Treiben der Welt darstellt und dabei seine guten, manchmal sogar derben Späße mit unterlaufen läßt. Seine Schwänke aus der Zeit von 1530—40 waren meistens allegorisch, später aber trat er darin in die wirkliche Welt, sagte mit Lachen, aber Schonung die Wahrheit und lehrte dabei Gutes, indem aus allen seinen Produkten seine sittliche Festigkeit und praktische Einsicht in das Leben hervorsieht und sich geltend macht. Gegen das Ende seines Lebens, als seine poetische Kraft abnahm und er vielfach beneidet wurde, klagte er über Abnehmen der Kunst und selbst ihm floß die Ader der Dichtung langsam. Dessenungeachtet ließ er nicht ab vom Dichten, weil er zu nützen vermeinte, und als er zwei Jahre vor seinem Tode seine Gedichte zusammenzählte, hatte er 208 Komödien und Tragödien, viele Schwänke und 4276 Meisterschulgesänge, im Ganzen aber 6048 Produkte verfertigt. Hierunter waren alle möglichen Arten von Dichtungen begriffen, denn so vielseitig wie er war selten ein Dichter. Er schrieb Eulenspiegeleien und Schwänke, naturhistorische Stücke, weltliche und geistliche Komödien und Tragödien, Anekdoten, Beispiele, Sprüche der Philosophen, Gespräche und

Betrachtungen, Evangelien, Fabeln, Pſalmen, Prophezeiungen und teſtamentliche Lehren, didaktiſche Stücke, Allegorien, Meiſtergeſänge, politiſche Gedichte, Lucianiſche Geſpräche, Panegyriken, Narrenpoeſien, Kirchenlieder und Dramen bunt durch einander. Im Drama ſuchte er die klaſſiſche Form nachzuahmen, aber die dramatiſche Kunſt brachte es bei ihm blos zu einem ſchwachen Keime. Er bearbeitete für Faſtnachtsſpiele ernſte Stoffe und religiöſe Stücke aus Bibelſtoffen und die ernſten Hiſtorien beruhen theils auf wirklicher Geſchichte, theils auf den Novellen und Volksbüchern, die aber nicht mehr fruchtbar ſein konnten. Hans Sachs hatte jedoch durch ſein hohes Alter ſich bereits ſelbſt überlebt; darum verkannte ihn auch die nachfolgende Zeit, die ihn lange nur als den Repräſentanten der ſchlechten Reimer anſah, bis ihm Goethe wieder zu ſeinem verdienten Anſehen verhalf.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, iſt am 5. Novbr. 1494 zu Nürnberg geboren, beſuchte dort die lateiniſche Schule und das Gymnaſium, lernte das Schuſterhandwerk und den Meiſtergeſang und ging dann auf die Wanderſchaft, wo er weit herum kam und es ihm oft übel ging. Nach 5 Jahren kehrte er zurück, ließ ſich 1519 als Meiſter in ſeiner Vaterſtadt nieder, verheirathete ſich und nahm an der Meiſterſängerſchule Antheil, deren Oberhaupt er bald wurde und wo er Vieles dichtete, das er aber nie bekannt machte. An der Reformation nahm er großen Antheil, im Jahre 1522 beſaß er bereits 40 Schriften Luther's und wirkte ſelbſt eifrig für dieſe Sache. So lebte und wirkte er als Meiſterſänger, Dichter und vernachläſſigte doch dabei ſein Geſchäft nicht, zog 1538 aus der Vorſtadt in ſein Haus im Mehlgäßlein, gewann von ſeiner Frau zwei Söhne und fünf Töchter, bis ſie 1560 ſtarb, gab 1558 den erſten Band ſeiner Gedichte heraus, verheirathete ſich 1561 noch einmal, ward abermals glücklich, aber Kraft und Gehör nahmen ab in ſeinen letzten Jahren, von 1569 an ruhte er für immer und am 20. (25.?) Januar 1576, im 82. Jahre, ſtarb er. Die letzten Jahre ſaß er, ſchneeweiß und grau wie eine Taube an Haar und Bart, hinter ſeinem Pulte, vor ſeinem großen Buche, neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Beſuchenden und ſah ſie mit ſeinem lieblichen, milden Greiſenantlitze freundlich an. Seine Werke gab er geſammelt heraus: Nürnberg 1558–61 in drei Foliobänden; eine vollſtändigere Ausgabe in fünf Quartbänden wurde 1612–16 zu Kempten gedruckt. Eine Auswahl daraus gab J. A. Göz, Nürnberg 1829 u. 30 in 4 Bändchen 12°. Ueber ſein Leben handelt die Lebensbeſchreibung, welche Raniſch, Altenburg 1765, erſcheinen ließ. Eine kürzere Darſtellung iſt: Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus ſeinen Dichtungen nachgewieſen von J. L. Hoffmann, Nürnberg 1847. Klein 8°. Eine neue Ausgabe von Hans Sachs wollte Bertuch unternehmen, ſie ward aber nicht durchgeführt und wäre noch jetzt wünſchenswerth. Sonſtige Auswahlen gaben Höslein, Nürnberg 1781 8°. und G. G. Büſching, Nürnberg 1816–21. Buch 1–3.

92. Wir kommen auf das Kirchenlied, in welches ſich die Poeſie bei ihrer allgemeiner werdenden Verwilderung geflüchtet und darin rein erhalten hatte. In der älteſten Zeit nahm das Volk keinen thatſächlichen Antheil am Kirchengeſange und konnte daher auch von einem eigentlichen Kirchenliede gar nicht die Rede ſein. Aber ſchon in die alten lateiniſchen Hymnen miſchten ſich Spuren geiſtlicher Volksdichtung, und aller Anfeindungen ungeachtet erhielt ſich die geiſtliche Gelegenheitspoeſie doch, wie ja ſolche von Wallfahrten, Umgängen und den Flagellanten bekannt ſind und ſchon zu Ende des 14. Jahrhunderts der Mönch Johannes von Salzburg in Freiburg lateiniſche Hymnen in's Deutſche überſetzte. Auch war es ſchon ſeit dem 15. Jahrhunderte eingeführt, Volksmelodien für geiſtliche Geſänge zu gebrauchen, was oft in Parodien

ausartete. Erst Luther war es, der den deutschen Kirchengesang schuf und, wie er sich in so vielen Zweigen reformatorisch bewies, auch hier das Kirchenlied hervorrief, indem er selbst dichterisch auftrat und die Melodien dazu angab, worin ihm die besten Kirchenliederdichter folgten, wie Spengler, Speratus, Chyomusus, Michael Weiß, Decius, Polyander, Hermann, Boye, Hans Sachs, Heermann, Altenburg u. A. Den Beifall, den Luther's Lieder erhielten, darf man nicht allein ihrem Werthe, sondern auch ihrem Verfasser zurechnen, denn er wirkte befruchtend, fördernd nach allen Seiten und ward überall nachgeahmt. Nach ihm bildete man die Fabel, das Schauspiel, die Liturgie und das geistliche Lied aus und in mehrfacher Hinsicht griff er in die Literatur ein, obschon er in einer Literaturgeschichte, zumal der Poesie, nicht seine Hauptstelle findet. Sein größtes Verdienst lag in der Feststellung und Gestaltung der deutschen Sprache, so daß das Neuhochdeutsche geradezu als der protestantische Dialekt angesehen werden muß, dessen freiheitathmende Natur längst schon ihnen unbewußt Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigt hat. Ueberhaupt lag die große Wirksamkeit Luther's für unsere Literatur darin, daß der Sitz derselben vom katholischen Süden nach dem protestantischen Norden verlegt ward, indem im Süden die poetische Literatur im Verfalle lag, in Norddeutschland aber das Kirchenlied noch unverbrauchte Kräfte fand und die Dichtung volksthümlich erhielt, bis neue Elemente sich bildeten und aus dem Kirchengesang später das Epos hervortrat, welches die Glanzperiode der neuen Zeit eröffnete, während die Katholiken seither fast nichts für deutsche Bildung thaten und die Nachkommen durch das Zurückbleiben ihrer Vorfahren hinter den großen Zeitideen furchtbar leiden müssen.

Das Kirchenlied mußte nothwendiger Weise Volkslied werden, da es gegen die unzüchtigen Volkslieder gerichtet war und gerade dadurch, daß es Volkslied war und in's Volk eindrang, hat es auch der Reformation so vielen Boden erobert. Ueberhaupt ließ Luther die ganze Liturgie sich volksmäßig ausbilden, wodurch nach und nach nur allzu viele ungeschickte Köpfe mit ihren Liedern auftraten und ihre Spreu einmengten. Volksmäßig ist daher das Kirchenlied im strengsten Sinne, denn es spricht nur das wirklich Erlebte und Erfahrene, das von Allen Erfahrene aus, das Herzensleid der Sünde in tiefen Schmerzenstönen, die himmlische Herzensfreude in hohen Jubeltönen und es liegt ihm alles Schildern, Ausmalen und Lehrhafte fern. Sogar in der äußeren Form schloß sich das evangelische Kirchenlied an die alten Volkselemente an, denn es ist im Hildebrandston gedichtet. Aber nur der geistige Duft des Volkslieds ist aufgenommen, nicht der Stoff, und ein ächtes Kirchenlied ist dies wahrhaft durch den Gesang und zwar nicht eines Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde.

A. H. Hoffmann's Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luther's Zeit. Breslau 1832, 8°. Das deutsche Kirchenlied von Luther bis auf Nicolaus Heermann und Ambrosius Blaarer, von K. E. Ph. Wackernagel, Stuttgart 1841, 8°.

93. Die ersten Kirchenlieder waren selten allgemein, sondern angeregt durch bestimmte Anlässe, die ihnen Lebendigkeit verliehen und eine größere Innerlichkeit verschafften, waren doch manche in Zeiten der Bedrängniß und höchsten Noth gedichtet. Die anfängliche Reinheit des Kirchenlieds, das jedoch niemals eigentlichen künstlerischen Werth erhielt, verlor sich bald und man producirte es zu handwerksmäßig, als daß immer etwas Gutes hätte entstehen können, denn man übersetzte jetzt die Psalmen nicht mehr in freier Nachbildung, sondern künstlich mit Aengstlichkeit und kleinlicher Sorgfalt, so daß die Arbeit trocken ward und nicht mehr zum Herzen sprach. In dieser Richtung arbeiteten Hans Gamersfelder, Burkard Waldis und der Königsberger Lobwasser († 1585), der die französische Bearbeitung der Psalmen übertrug und daher um so weiter vom Tone des Originals sich entfernte. Ein Theil der Kirchenliederdichter schloß sich an das Volkslied an; sie nahmen Melodieen herüber und suchten den Text volksmäßig zu gestalten, geriethen dadurch aber vom eigentlichen Kirchengesange mehr in's geistliche Lied, indem sie nun Lieder für das Haus und besondere Gelegenheiten, Zeiten und Stände schrieben, die daher einen weltlicheren Charakter annahmen. Der Repräsentant dieser Richtung ist hauptsächlich Nicolaus Heermann (Cantor zu Joachimsthal, † 1561), der mehr für die Jugend und die Bergleute dichtete und zwar schlicht und einfach, während er später dadurch auf Irrwege gerieth und die dürrsten, trockensten Reimereien von Evangelien, Episteln, Katechismen und Bibelstellen verfaßte. Dies Streben nach Kindlichkeit und Naivetät verführte später Andere zu noch ärgerer Künstelei und Tändelei, Manche kamen ganz in die Manier der Meistersänger und Einige glaubten sogar dem verfallenden Kirchengesange aufhelfen zu können, wenn sie die antiken Metren dazu nachahmten, womit sich die alte Zeit mit der neuen berührte.

Die hauptsächlichsten Dichter von Kirchenliedern waren Paul v. Spretten, geb. 1484 in Schwaben, gest. 1554 als evang. Bischof zu Liebmühl in Preußen; Justus Jonas, geb. 1493, gest. 1555 als Generalsuperintendent zu Eisfeld im Meiningischen; Lazarus Spengler, geb. 1477 zu Nürnberg, dann erster Rathschreiber daselbst und gest. 1534; Nicolaus Decius, gegen 1521 Prediger in Stettin; Michael Weisse, aus Neisse in Schlesien, dann Pfarrer der böhmischen Gemeinde in Landskron, gest. um 1450; Adam Reißner, geboren 1496, gest. 1572 als Geschäftsmann in Frankfurt; Erasmus Alberus, geb. 1500 zu Sprendlingen, gest. 1553 als Generalsuperintendent in Neubrandenburg (94); Paul Eber, geb. 1511 zu Kitzingen, Professor und Superintendent in Wittenberg, gest. 1569; Nicolaus Heermann; Ambrosius Blaarer, geb. 1492 in Konstanz, ging 1548 von da fort und starb 1561 zu Winterthur; Hans Gamersfelder, Bürger zu Burghausen in Baiern um 1512; Burkard Waldis (94); Ludwig Helmbold, geb. 1532 in Mühlhausen, Superintendent daselbst und gest. 1598; Nicolaus Selnecker, geb. 1532 bei Nürnberg, gest. 1592 als Superintendent in Leipzig; Martin Schalling, geb. 1532 in Straßburg, gest. als Pfarrer in Nürnberg 1608; Bartholomäus Ringwaldt, geb. 1530 zu Frankfurt, gest. 1598 als Prediger zu Langfeld in der Mark; Philipp Nicolai, geb. 1556 im Waldeckischen, gest. 1608 als Pfarrer in Hamburg; Ambrosius Lobwasser, geb. 1515 zu Schneeberg in Sachsen, gest. 1585 zu Königsberg als preußischer Rath. — Wie viele Kirchenlieder es gab, davon dient als Beweis, daß der dänische Justizrath v. Frankenau bis gegen 1740 deren über 33,000 gesammelt hatte und der Domdechant v. Hardenberg legte später ein Register über solche Lieder an, das 72,732 Anfangsverse enthielt. — Eine gute Sammlung ist: Rambach's Anthologie christlicher Gesänge, Hamburg 1816—33, 6 Bände.

94. Wie die Poeſie allmälig vom Volke übergeht in den gelehrten Stand, zeigt neben anderen Erſcheinungen auch die Fabel, welche mit dem Thierepos und der Ueberſetzung des Aeſop wieder aufgenommen wurde und ſelbſt in Luther einen Verehrer und Bearbeiter fand. Nach ihm dichtete Hans Sachs Fabeln, aber nicht mehr in dem hergebrachten Charakter, ſondern indem er Parabel, Allegorie und Erzählung mit einander vermiſchte, wo namentlich die Moral in der letzteren liegt. Ein viel bedeutenderer Fabeldichter wurde Burkard Waldis, welcher Welterfahrung mit Gelehrſamkeit verband und der Fabel ſchon einen ſatiriſchen Charakter verlieh. Vielfach dem Sebaſtian Brant verwandt, ſieht er die Welt leiden unter der Tyrannei des Eigennutzes und predigt daher Armuth und Maaß, wobei er die Dürftigen damit tröſtet, daß die Wetter ſich lieber über hohe Häupter entladen. Waldis polemiſirt in ſeinen Fabeln gegen die Geiſtlichkeit, beſonders gegen die Heiligenverehrung, die Gotteslästerung und den Geldgeiz der Pfaffen, züchtigt ihr läſterliches Leben, verſpottet die Concilien und hält ſich ſo an den Ton des alten Reineke Fuchs, woraus ſogar mehrere Stücke entlehnt ſind; auch führt ihn dies dazu, die Fabel ſelbſt zur politiſchen Satire zu benützen. Mehr burlesker Art ſind die Fabeln von Erasmus Alberus, der eine Menge gelehrten Krams in die Fabel bringt, Umſchweife macht, die alten Volksausdrücke bei Seite läßt und nach einem gewiſſen feſten Numerus ſtrebt. Wo Waldis mit mehr Ruhe ſeine Satire anbringt, wird dagegen Alberus heftig und bitter, denn er tritt entſchieden als Parteimann auf und läßt ſeinen ganzen Grimm gegen Pfaffen, Papſt und das Interim aus. — Wegen ſeines verwandten Inhalts gehört noch die Sprichwörterſammlung des Eucharius Eyring hierher, woran man ſieht, wie die Fabel in das Sprichwort ſich auflöst, und es ſcheint, daß er ſeine gereimten Sprichwörter zum größten Theil aus Fabeln genommen habe. Er iſt weit weniger ſatiriſch, auch ſeine Sprache nicht ſo bilderreich und gut, wie bei Waldis, ſondern er verfällt in Grobheiten und Gemeinheiten und verweilt mit ſichtlichem Wohlgefallen lange bei dem, was ihm eigentlich mißfallen ſollte. Nach Eyring hörte die Fabel ſo ziemlich auf, nur Lazarus Sandrup verfaßte noch ſolche; dagegen erhielt ſich die Liebhaberei am Sprichwort länger und ſetzte ſich fort bis zur neueren Zeit.

Burkard Waldis iſt in Allendorf an der Werra geboren, ward Mönch, machte viele Reiſen, wahrſcheinlich in Angelegenheiten der Geiſtlichen oder irgend einer Stadt, mußte in Folge der Reformation mehrere Jahre zu Riga gefangen bleiben und lebte ſpäter als evang. Pfarrer zu Abterode, wo er 1555 ſtarb. Man hat vielfach vermuthet, er ſei ein Kaufmann und wenigſtens Bürger in Straßburg geweſen, was ſich aber mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht gut vertragen will. Seine vierhundert Fabeln und Erzählungen erſchienen unter dem Titel: Eſopus gantz new gemacht, durch Burcardum Waldis. Frankf. 1548. Erasmus Alberus iſt im Jahre 1553 zu Neubrandenburg geſtorben und auch Dichter von Kirchenliedern. Seine Fabeln erſchienen unter dem Titel: Das Buch von der Tugent und Weißheit, nemlich 49 Fabeln, der mehrer theil auß Eſopo gezogen, und mit guten Rheimen verkleret, zu Frankfurt 1550, 4. Eucharius Eyring war 1520 zu Königshofen im Grabfeld geboren, wurde evangeliſcher Pfarrer zu Streufdorf bei Hildburghauſen und ſtarb daſelbſt 1597. Er gab heraus Proverbiorum Copia, etlich viel

hundert lateinischer und deutscher, schöner und lieblicher Sprichwörter ꝛc., mit schönen Historien Apologis, Fabeln und Gedichten gezieret; Eisleben 1601—3, in 3 Theilen. Lazarus Sandrup ist weiter nicht bekannt, als daß er sich selbst einen Studirenden der Philosopie und Theologie nennt. Seine Schwänke erschienen zu Frankfurt 1618, 8°.

95. Viel langsamer und schwerer ging das Drama aus den Händen des Volkes in die der Gelehrten über, denn Letztere nahmen lateinische Muster als Vorbild und dichteten lateinisch, während das volksmäßige Drama in Hans Sachs bereits eine Höhe eingenommen hatte. Erst die Geistlichen, welche für das Volk deutsch schreiben mußten, bildeten zuerst ein geistliches Schauspiel aus und damit ein Mittelglied zwischen der Volks- und Gelehrtendichtung, bis die Wirren des 30jährigen Kriegs Erstere unterbrachen, wo dann die Gelehrtendichtung leichter aufkommen konnte. Bis dahin hatte das Drama einen nationalen Gang genommen, dadurch ward aber dieser Weg abgeschnitten und wir stützten uns auf fremde Vorbilder. Im 16. Jahrhunderte wurden Terenz, Plautus und andere Stücke der Alten und des Auslandes vielfach übertragen und aufgeführt und neuere Dichter schrieben ganz nach Art des Alterthums ihre lateinischen Tragödien, wie Frischlin, der in seiner deutschen Parabel von St. Christophel gezeigt hat, daß er ganz wohl auch die deutsche Sprache mit dichterischer Gabe benützen konnte, während seine Uebersetzer seine Stücke mißhandelten. Wie Nicodemus Frischlin, so dichtete auch Thomas Naogeorg lateinisch und ganz im lutherisch-reformatorischen Sinne, aber auch er konnte sich nicht zur deutschen Sprache bequemen. Erst Paul Rebhun übersetzte eines seiner Stücke und schrieb dann mehrere deutsche selbst, wie die Susanne und Hochzeit zu Canaa. Ihm folgte Joachim Gräff nach, der eine Anzahl biblischer Stücke schrieb, sie alle Sonntage aufführen ließ und bald in Sachsen Nachahmung fand, indem er die Grundsätze der Alten anwandte und selbst die Volkssprache vervollkommnete. Johann Criginger bildete in seinen Dramen sogar sechsfüßige Jamben, die volle Achtung verdienen, aber wie schwer damit noch durchzudringen war, zeigte Rebhun's Susanne, die man wieder in die althergebrachten achtsylbigen Jamben des Volksgeschmacks umänderte. Johann Wittel von Erfurt führte mit seinem Eiferopfer die Tragikomödie ein, worin ihm Dedekind mit mehreren Stücken nachfolgte, ebenso der Lübecker Joh. Striger mit seinem deutschen Schlemmer. Auch am Oberrhein erstanden dramatische Dichter, wie Wolfhart Spangenberg, und hier hatte das Schauspiel nicht mehr den religiösen Charakter, wie bisher, denn in diesen Gegenden nahm sich das Volk der Sache an und spielte diese Stücke, deren Spangenberg verschiedene verfertigt hat. Die geistliche Schauspieldichtung überhaupt wurde nach und nach mechanisch und lehrhaft, die Stücke frostig und leere Reimspielerei und Versekünstelei; Einzelne schrieben ganze Massen solcher trockenen Stücke, wie Georg Mauritius und Rudolf Bellinghausen und machten das Schauspiel so langweilig, daß nur etwas Neues zu kommen brauchte, um ganz rasch allgemeine Anerkennung

zu finden. Früher führten nämlich die Schüler solche Dramen auf, welche man nach und nach zu Festgelegenheiten brauchte und diesem entsprechend gestaltete, bis man die Stücke endlich auch vor und in's Volk brachte, das dann für sich selbst seine Bürgerspiele hielt. Stehende Gesellschaften bildeten sich schon um diese Zeit, weltliche Historien und romantische Stücke wurden geschrieben, Herzog Julius von Braunschweig, der selbst Fastnachtsstücke schrieb, hatte bereits 1600 eine Art Hoftheater errichtet und um dieselbe Zeit reisten ganze Trupps Schauspieler unter dem Namen englische Komödianten umher, brachten einige Stücke mit, erlangten großen Beifall und führten das Schaugepränge und lustige Unterhaltung ein, denn in ihren Stücken gab es höchst handgreifliche Szenen, Prügeleien, Narren, Tänze, Zaubereien, Morde und Schlächtereien neben Liebesszenen und ähnlichen Dingen, was ihnen ungemein vielen Zulauf verschaffte. Weniger durch Nachahmungen als durch Anregung wirkten diese Schauspieler, denn man griff wieder auf die weltlichen Stücke von Hans Sachs zurück und brachte das Volksschauspiel wieder zu Ehren, worin sich alsbald eine ganz national-komische Figur auszubilden begann, nämlich der Hof- und Volksnarr, der jedoch im Anfang noch als witzloser Warner erscheint. Daraus ging später der Hanswurst hervor, dessen Namen Luther im Jahre 1541 aufbrachte und dessen stehenden Witz wir wohl von den Engländern erhalten haben. — Der erste hauptsächlichste Schauspieldichter ist hier wohl Jacob Ayrer, der 1618 sein Opus theatricum herausgab, worin er die Mitte zwischen Hans Sachs und den englischen Stücken hält. Hans Sachs hatte das ganze Leben in das Bereich der Bücher gezogen und dem Schauspiele eine selbstständige Stellung verschafft, aber es herrschte bei ihm immer noch etwas Episches vor und es fehlte ihm noch ganz das innere Wesen des Drama's, wie auch seine Stücke nicht für die Aufführung berechnet waren. Auch Ayrer holte überallher den Stoff, aber bei ihm erscheinen schon Motive und Situationen und er schöpfte zum Theil aus altenglischen Quellen. Bei Ayrer verdient jedoch blos die Art und Masse der Stücke unsere Aufmerksamkeit, nicht der Gehalt, da sie hierdurch nicht über das Gewöhnliche sich erheben und keinen Begriff von einer Einheit haben, sondern die Handlung vorwaltet. Viel mehr Anlage zeigen die Stücke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig († 1613), der dazu von den englischen Schauspielern angeregt wurde. Seine Lustspiele gehören zum Besten der Zeit und es kommen darin Intriguen und einige gute Figuren vor, wie z. B. im Vincentus Ladislaus Satrapa von Mantua, das wirklich originell ist. Auch einen Volksdichter hat das Drama aufzuweisen, nämlich den Barbier Jacob Vogel, der einige rohe Stücke, wie den Bautzen- und Clausensturm (1622) schrieb.

Nicodemus Frischlin, geb. 1547 zu Balingen, gest. 1590. Thomas Naogeorg Kirchmeyer, geb. 1511 zu Straubingen, gest. 1563 zu Wiesloch in der Pfalz. Paul Rebhun, geb. zu Berlin, gest. als Pfarrer in Oelsnitz um 1550; seine Stücke erschienen 1536–1538. Joachim Gräff aus Zwickau, seit 1545 Schulmeister in Dessau, schrieb seine Stücke 1535–45. Wittel's Eiferopfer

erschien 1571. Striger ward Prediger zu Lübeck und starb 1598. Sein Schlemmer erschien 1588 zu Magdeburg. Wolfhart Spangenberg's Stücke kamen 1603–15 heraus. Georg Mauricius war (1539–1610) Rector in Nürnberg, Rudolph Bellinghausen († 1615) Pfarrer in Osnabrück und schrieb mindestens 36 geistliche Komödien. Die englischen Komödianten erschienen besonders gegen 1620. Jacob Ayrer war Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg und starb gegen 1618. In seinem Opus theatricum hinterließ er uns 30 Komödien und Tragödien und 36 Fastnachtsspiele, von denen die Letzteren schon 1610 gedruckt waren. Sonst soll er aber noch 40 Schauspiele gedichtet haben, deren Druck Ayrer's Tod verhinderte. Vogel wurde sogar mit der Poetenkrone geschmückt; er ist ein eingebildeter Mensch, ganz dem Charakter der Zeit gemäß, und schrieb 1623 seinen poetischen Adler. Er war Bader in Stoßen an der Saale und von ihm stammt der Namen Salbaderei.

96. Während letztere Zweige vorzüglich in Nord- und Mitteldeutschland ihren Boden fanden, zeigen sich noch im Südwesten, zu Straßburg, einige interessante Erscheinungen, da man überhaupt in jener Gegend an allen Bewegungen in der Politik, wie in der Literatur und Theologie großen Antheil nahm. Vorerst stellt sich uns Georg Wickram aus Colmar, Stadtschreiber von Burkheim, dar, der sich mit sehr Vielerlei beschäftigte, aber mehr auf die ältere Zeit zurückweist. Er war Schauspieldichter und Satiriker und schrieb 1557 eine Sammlung von Schwänken und Anedoten in Prosa unter dem Titel der Rollwagen, welchem von Anderen die „Gartengesellschaft" und der „Wegkürtzer" noch beigefügt wurde. In diesem Volksbuche ist die Erzählung kurz und schmutzig, obschon Wickram darin gegen das Unsaubere eifert, auch ist der Stoff aus der Fremde genommen. Sonst schrieb er noch Romane, die ganz an das Buch der Liebe erinnern und den Ton der Ritterromane auf bürgerliche Verhältnisse übertragen. Eine ähnliche Sympathie für das Frühere hat wohl auch Fischart, aber es bildet dies blos Eine Seite bei ihm und er steht viel mehr in der Gegenwart. Davon zeigt sein Eulenspiegel, den er in Verse brachte, die Flohhatz, deren schon oben gedacht wurde und die voll köstlicher Laune ist, noch mehr aber das 1578 erschienene Ehezuchtbüchlein, eine Satire auf den ehelosen Stand; aber meistens Uebertragung einzelner Plutarchischen kleinen Schriften enthaltend. Gegen die unsinnigen planetarischen Prophezeihungen ist seine Satire Aller Praktik Großmutter gerichtet, die der Rabelais'schen Prognostication nachgebildet ist. Noch mehr richtete er seine Satire gegen die Gegner der Reformation, die alle pasquillenartig voll verhaltenen Grimms und geistloser Verläumdung sind, während Fischart's Satiren, alle in sicherer und heiterer Verachtung ganz ruhig gehalten, sich überall einen treffenden Repräsentanten wählen, woran sich sein aristophanischer Witz um so feiner und treffender auslassen kann. Dahin gehören sein Bienenkorb, der Brodkorb des heiligen römischen Reichs, der Jesu-Wider, das Gedicht von St. Dominicus Leben u. A. Auch unter Holzschnitte machte er treffende gereimte Erklärungen, die ihres Erfolges immer sicher waren. Schwächer sind seine Paraphrasen einiger Psalmen und seine Kirchenlieder, denn zum Uebersetzen taugte Fischart nicht; dagegen ist wieder bemerkenswerth sein glückhaftes Schiff, welches bereits aus dem Volksgeschmacke heraustritt und voll Schwung

iſt, wie kein anderes Gedicht des 16. Jahrhunderts. Sein berühmteſtes Werk iſt der Gargantua, 1575 erſchienen, eine Nachahmung und Umarbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais, worin Gargantua, eine Figur aus der franzöſiſchen Rieſenſage, moderniſirt iſt, um das Maßloſe, Verkehrte, Unförmliche und Abenteuerliche der Zeit daran zu ſchildern. Fiſchart ſchwingt nun dabei ſeine Satire über alle die Thorheiten der Stammbäume, über die Schwelgerei, Trunkſucht, den Kleiderluxus, die unvernünftige Kindererziehung, überkluge Gelehrſamkeit, Händel- und Prozeßſucht und andere Extravaganzen, und zwar Alles voll ſo friſchem, kräftigem Leben, in ſo wahren, warmen Geſtalten, daß das Buch eine Welt des unerſchöpflichſten Reichthums iſt, das ſeines Gleichen ſucht. Fiſchart iſt überhaupt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in unſerer Literatur. Kühn weiß er die Sprache zu bewältigen, ſchafft noch ungehörte Satzfügungen, die gewagteſten Perioden, die ausſchweifendſten Gedankenverbindungen und verſteht es, neue Worte aus dem reichen Schatze des Volksdialektes herbeizuziehen. Es iſt nicht bloßer Wortwitz bei ihm, ſondern der tolle Wörtertanz repräſentirt die Narren, die er vorführt, und die Bücher müſſen genau und ſorgfältig geleſen werden, um dieſe wunderlichen Spiele und ſatiriſchen Stacheln wahrhaft zu verſtehen. Der Stil ſelbſt iſt ganz eigenthümlich und für die Satire ſehr geeignet, denn zuerſt ſind zahlreiche Vorderſätze gehäuft und dann eilt der Satz raſch einem unerwarteten Schlußſatze zu. Fiſchart wendet alle Launen und Gaukelſpiele an, Narrheit und Weisheit, Zorn und Milde, Strenge und Sanftmuth, nur keine Thränen, denn ein ſo kräftiger Geiſt konnte nicht in Gefühlsdichtung und Formloſigkeit verfallen. Auch ſieht man bei ihm ſchon die roheren, groben Volksſitten zu beſſerer und feinerer Kultur ſich heben und auch hierdurch ſteht er ganz auf der Scheide zwiſchen der alten und neuen Zeit, die unter dem Wuſte der Schulgelehrſamkeit ihn nicht mehr anerkennen wollte, bis ein beſſeres Zeitalter auch ihm wieder die verdiente Anerkennung zurückgab.

Wickram's Rollwagen erſchien 1555 unter dem Titel Rollewagen von Schimpf und Ernſt. — Joh. Fiſchart iſt in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Mainz oder Straßburg geboren, lebte um 1586 als Doctor der Rechte in der Nähe von Saarbrücken und ſtarb im Winter 1589. Er hat eine Menge Schriften geſchrieben, die einer neuen Sammlung bedürften. Von Manchem iſt ſeine Autorſchaft ungewiß, da er ſich Menzer, Reznem, Ellopoſcleros u. A. unterzeichnete. Man ſchreibt ihm über 50 Schriften zu. Von ſeinen geiſtlichen Liedern und Pſalmen ließen 1849 G. v. Below und J. Zacher eine neue Ausgabe erſcheinen. Die Titel ſeiner Bücher ſind meiſtens ſehr lang. Der Gargantua erſchien zuerſt 1575, 8°, und der Titel fängt an: Affentheurlich, Naupengeheurliche Geſchichtklitterung, Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeſchreiten Helden und Herren Grandguſter, Gargantua und Pantagruel u. ſ. w. Manches von Fiſchart ſteht im 10. Bande von Scheible's Kloſter.

97. Ein anderes Produkt dieſer Zeit läßt ſich Fiſchart anſchließen, nämlich der Grobianus von Fr. Dedekind, 1549, der in der Folge mehrmals aus dem Lateiniſchen überſetzt ward und ganz den Charakter der Zeit bezeichnet. Weil man nämlich von dem Verbotenen und Gebotenen gerade das Gegentheil zu thun pflegt, empfiehlt dies Werk das Thun und Treiben des Grobianiſchen Geſellen,

dessen Tagewerk nun geschildert wird, und die Schilderung dieses Grundcharakters der Zeit wäre sogar ganz vortrefflich zu nennen, wenn sie nur besser geordnet und nicht so lange ausgesponnen wäre. Die Sprache ist sehr flüssig und gut. Außerdem gehören noch einige Männer hierher, welche diese Periode mit der neuen Zeit vermitteln halfen oder vielmehr auf der Schwelle zwischen beiden stehen, aber nicht wichtig und kräftig genug sind, um durch ihr Schwergewicht mehr dahin oder dorthin zu fallen. Diese sind alle Universitätsgelehrte, kennen die Literatur des Auslands und nehmen daher neue Formen an, ohne sich doch von der alten Volksmanier ganz loszureißen. Dahin gehören Paul Schede oder Melissus (1539—1602) und der Straßburger Peter Denaisius (geb. 1561, gest. 1600 in Heidelberg) und Andere, deren Ansehen natürlich mit dem Augenblick unterging, als von Schlesien eine neue Form kam und die Dichtung vom Volke in den Gelehrtenstand hinüberdrang und selbst eine gelehrte wurde.

Friedrich Dedekind war zu Neustadt geboren und starb 1598 als Inspektor der Kirchen im Bisthume Lübeck. Sein Grobianus erschien zu Frankfurt 1549, 8°, und dann vielfach vermehrt. In's Deutsche übersetzt wurde er von Caspar Scheidt, Wendelin Hellbach und Wenzel Scherffer, auch übersetzte ihn Roger Bull 1739 in's Englische. Paul Schede war 1539 zu Mellrichstadt geboren und starb 1602 als Bibliothekar in Heidelberg. Von ihm und Peter Denaisius stehen einige deutsche Gedichte in den Züricher Streitschriften Nr. 9, 1—9.

98. Werfen wir noch einen Blick auf andere Erscheinungen der Prosa, außer den genannten, so haben wir vorerst noch der Gesten der Römer (Gesta Romanorum) zu gedenken, die schon im 14. Jahrhunderte verdeutscht wurden, römische Legenden mit der Sagengeschichte der Kaiserzeit verschmolzen und eine Menge Novellen und Anekdoten enthalten. Hierauf folgten gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts die Uebersetzungen von Boccacio's Decameron, woran sich später noch Mehrere versuchten, das Buch von der Heiligen Leben von Hermann von Fritzlar, einem Dominikaner, und Anderes, das sich hier und da erhalten hat. Mehr Wichtigkeit haben die geschichtlichen Werke in Prosa, die jetzt vor den Reimwerken das Uebergewicht haben und den wahreren Charakter der Geschichte annehmen, weil der kritische Geist das Wahre aus dem Sagenhaften und Dunklen herauszuscheiden suchte. Es gehören hierher die Limburger Chronik, die oberrheinische Chronik, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßt wurde, die Straßburger Chronik von Fritsche Closener, 1362 vollendet, die aus dieser entstandene, erweiterte elsaßische Chronik des Jacob Twinger von Königshofen, Petermann Etterlin's Chronik der Eidgenossenschaft, Diebold Schilling's Berner Chronik und Johannes Rothe's thüringische Chronik. In den Schweizer Chroniken zeigt sich bereits eine bessere Behandlung der Geschichte, wie überhaupt dort das Interesse daran tiefer im Volk wurzelte und die besten historischen Volkslieder verfaßt wurden. Seit Luther's Bibelübersetzung wurde die Sprache in solchen Werken kerniger und fließender und man sieht die Folgen

nicht nur bereits in Johann Thurnmayer's oder Aventinus bayerischer Chronik, sondern auch noch mehr in Sebastian Frank's Weltgeschichte und Chronik des deutschen Reichs, in des Aegidius Tschudi Schweizerchronik, dem besten Geschichtswerke seiner Zeit, und der in nieder- und hochdeutscher Sprache bearbeiteten pommer'schen Chronik von Thomas Kantzow. — Weniger gut und sogar rauher und ungelenker geschrieben sind die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen und die Denkwürdigkeiten Hans von Schweinichen's, welche für die Schilderung ihrer Zeit von großem Interesse sind, wegen der Ungelehrtheit ihrer Verfasser aber als literarische Denkmale nicht hoch stehen. Auch auf Reisebeschreibungen dehnte sich die Prosa aus und ward hierfür schon zu den Erdbeschreibungen von Sebastian Frank und Sebastian Münster benützt.

Die deutschen Gesten der Römer gab A. Keller im J. 1841 aus der Münchener Handschrift heraus. Vgl. A. Keller, Gesta Romanorum 1837. Die Limburger Chronik wurde vom Stadtschreiber Tillemann bis 1399 geführt und von Anderen erweitert; sie erschien als Fasti Limpurgenses, 1617, 8°. Neue Ausgabe von C. D. Vogel, Marburg 1828. Die oberrheinische Chronik reicht bis 1331 und hat Fortsetzungen bis 1319, ist aber sonst ein schlechtes, kleines Machwerk. Sie ist herausg. von Fr. K. Grieshaber, Rastatt 1850, 8°. Closener war zwischen 1300—1320 geboren, Chorherr zu Straßburg und starb 1384. Sie ist 1842 zu Stuttgart von A. Schott herausgegeben. Twinger v. Königshofen, 1346 zu Straßburg geboren, 1420 als Domherr gestorben, schrieb eine größere und kleinere Chronik, letztere 1698 in 4°, von Schilter herausgegeben. J. Rothe war Kapellan der 1431 verstorbenen Landgräfin Anna zu Eisenach und wohl auch Verfasser des gereimten Lebens der h. Elisabeth. Die Chronik steht bei Mencken Script. Rer. Ger. II. Nr. 24. Diebold Schilling war 1465 Gerichtsschreiber in Bern; von seinem Buch sind blos die burgundischen Kriege, Bern 1743, in Fol. herausgegeben. Etterlin war ebenfalls Gerichtsschreiber zu Luzern und seine Chronik erschien zu Basel 1507 und 1752 in Folio. Aventinus, 1477 zu Abensberg geboren und daher so benannt, lehrte an mehreren Orten, ward bayerischer Prinzenerzieher und starb 1534 zu Regensburg. Seine Chronik erschien 1566 zu Frankfurt. Sebastian Frank, geb. 1500 zu Donauwörth, war ein Wiedertäufer und starb 1545 zu Basel. Das erste Werk erschien 1536 zu Ulm, das zweite zu Augsburg 1538. Tschudi, 1505 in Glarus geboren, starb dort als Landammann. Sein Werk ist 1734—36 in 2 Foliobänden von Iselin in Basel herausgegeben. Thomas Kantzow, zu Stralsund 1505 geboren, war Geheimschreiber mehrerer pommerischen Fürsten, ging 1538 nach Wittenberg und starb 1542 in Stettin. Niederdeutsch ist die Chronik herausgeg. von Böhmer, Stettin 1835, 8°, hochdeutsch von Medem, Anklam 1841, 8°, und in der zweiten hochdeutschen Bearbeitung, unter dem Titel Pommerania, von Kosegarten, Greifswald 1816—17, 2 Bde. Götz von Berlichingen, geb. 1480, gest. 1562, schrieb diese Biographie im Alter. Sie ward zu Nürnberg gedruckt 1731 und 1775, 8°. Neue Ausgabe von C. Lang, Heilbronn 1832, 12. und von M. A. Geffert, Pforzheim 1843, 8°. Hans von Schweinichen ist geb. 1552 und gest. 1616. Seine bis 1602 reichenden Denkwürdigkeiten gab Büsching 1820—23 zu Breslau in 3 Bdn. heraus. Sebastian Frank's Weltbuch erschien zu Tübingen 1531, Fol. Seb. Münster war 1489 zu Ingelheim geboren, verließ den Franziskanerorden, ward Professor in Basel 1529 und starb daselbst 1552. Seine Cosmographia erschien zu Basel 1544, Fol.

99. Neben der historischen Prosa entwickelte sich auch die Beredtsamkeit, namentlich die geistliche, und sie wurde besonders gefördert durch die Mystiker, die tüchtige Redner aufzuweisen hatten. Wir haben einiger derselben schon oben gedacht und fügen diesen hier noch Nikolaus von Straßburg und Johann Tauler bei. Beide sind Schüler des Bruders Eckart, wiesen in

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ihren Reden auf die Einfalt des Lebens zurück und fanden eine bedeutende Wirksamkeit im Volke, besonders Tauler, der für einen größeren Kreis sprach und statt in abstracten Systemen zu verweilen, auf christlichen Wandel drang und die Verdorbenheit der Zeit angriff. Hatte man schon hier starke Stimmen gegen den Wandel der Geistlichen und die Richtung der Zeit, so war dies noch mehr der Fall bei Johann Geiler von Kaisersberg, welcher durch seine Rednergabe, in Sendschreiben, Briefen und Streitschriften mit überzeugender Kraft und Wärme noch schärfer gegen die Gebrechen von Hohen und Niederen auftrat, geradezu den Volkston wählte, selbst ganze Kapitel aus Brant's Narrenschrift zu Predigtthematen wählte und der Reformation bedeutend vorarbeitete. Er stieß fast die ganze Erbauungsliteratur, wie sie bisher vorhanden war, um und ebnete den Boden für die übrigen Kämpfer auf diesem Felde, auf welchem bald Hutten und Ulrich Zwingli weiter schritten und ihren Worten die Schärfe des Schwerts verliehen. Noch ein anderer Redner und Schüler von Luther ist Johann Mathesius, der populär und gemüthlich sprach und gleichfalls Fabeln und andere satirische Formen gebrauchte. — Abgesehen von Luther's Predigten, Streitschriften und lehrhaften Werken förderten auch diesen Zweig die Schriften von Heinrich Suso, Heinrich von Nördlingen und Otto von Passau, Zwingli's Schriften und manche andere Werke, wie die deutsche Theologie von Bischof Berthold, das Lob des göttlichen Worts, die im Volke und unter den Gelehrten nicht nur das Wissen zu bereichern suchten, sondern neben ihrer moralischen Wirkung auch zur Ausbildung der Prosa Vieles beitrugen. Doch nicht allein auf diese Zweige beschränkte sich die Prosa, sondern sie verdrängte nach und nach auch die lateinische Sprache aus anderen Gebieten und wie Albrecht von Eybe und Fischart die prosaische Form der deutschen Sprache schon zu Schriften über praktische Lebensweisheit anwandten, so schrieb darin Albrecht Dürer bereits seine Schriften über die Kunst, sammelten Johann Agricola und Sebastian Frank die deutschen Sprüchwörter und versuchte Valentin Ickelsamer sogar schon eine deutsche Grammatik, womit er nicht einmal allein dastand, indem ähnliche Bestrebungen neben ihm hergingen. Es bedurfte nur noch einer äußeren Achtung für deutsche Sprache und Poesie, Schriftsteller und Dichter, um vollends das Uebergewicht der lateinischen Sprache abzuschütteln und die vaterländische Sprache rasch ihrer Vervollkommnung entgegenzuführen, wie es in der neuen Zeit erfolgte.

Nikol. von Straßburg war Dominikaner und Lehrmeister in Köln, 1326 aber päpstlicher Nuntius und Aufseher über die Klöster seines Ordens in Deutschland. Predigten stehen von ihm im 1. Bande der deutschen Mystiker von Franz Pfeiffer. Joh. Tauler war 1291 zu Köln oder Straßburg geboren, dann Dominikanermönch, hielt sich in verschiedenen Theilen Deutschlands auf, zuletzt 20 Jahre lang in Straßburg und starb 1361. Seine Predigten erschienen 1498 in 4° zu Leipzig. Neue Ausgabe, Frankfurt 1826, 3 Bde. Ueber ihn K. Schmidt, Joh. Tauler von Straßburg, Hamburg 1841. Geiler von Kaisersberg, 1445 zu Schaffhausen geboren, studirte in Freiburg und Basel, wurde 1478 Prediger in Straßburg und starb 1510. Ueber sein

Leben ſchrieb v. Ammon, Erlangen 1826, 8°. Seine Predigten erſchienen Straßburg 1510. Matheſius war 1504 zu Rochlitz geboren und ſtarb als Paſtor zu Joachimsthal 1565. Seine Predigten erſchienen in mehreren Sammlungen, ſeine Bergpoſtilla 1562. Heinrich Suſo aus dem Geſchlechte vom Berg iſt zu Konſtanz geboren, ward Dominikaner, nannte ſich von ſeiner Mutter den Seuſen und ſtarb in Ulm um 1566. Seine Werke erſchienen Augsburg 1482 und 1512. Vgl. Diepenbrock's Leben von H. Suſo, Regensburg 1837. Otto von Nördlingen war Haupt der Gottesfreunde in Baſel. Seine Briefe ſtehen in Heumann's Opuscula, Nürnberg 1747, 4°. Otto von Paſſau war Minorit und Lehrmeiſter in Baſel am Schluſſe des 14. Jahrhunderts. Sein Buch: die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron der minnenden Seelen, erſchien Augsburg 1480. Berthold, Biſchof von Chiemſee, gab ſein Buch 1528 zu München heraus. Albrecht v. Eybe, geb. 1420 in Franken, ſtarb 1475 als Domherr in Bamberg und Kämmerling des Papſtes Pius II. Sein Eheſtandsbuch erſchien 1472; ſein Spiegel der Sitten, Augsburg 1511. Der berühmte Maler Albrecht Dürer, geb. 1471 in Nürnberg, geſt. 1528 daſelbſt, ſchrieb unter Andern vier Bücher von menſchlicher Proportion. Nürnberg 1525. Johann Agricola (Schnitter) iſt 1492 zu Eisleben geboren und ſtarb 1566 als Hofprediger zu Berlin. Seine Sprichwörterſammlung erſchien niederdeutſch zu Magdeburg 1528, hochdeutſch zu Hagenau 1529. Frank's Sammlungen kamen 1511 und 42 in 4° zu Frankfurt heraus. Die Ickelſamer'ſche Grammatik erſchien 1537 zu Nürnberg, aber ſchon 1478 ſchrieb Nicolas v. Weyl in ſeiner Translation über deutſche Rechtſchreibung.

IV.

Neue oder Neuhochdeutſche Zeit.

100. Die neue Zeit umfaßt die Periode ſeit Opitz bis zur Gegenwart und ſomit kaum etwas mehr als zwei Jahrhunderte, aber ſie iſt die reichſte an Erſcheinungen, die glänzendſte, welche die deutſche Literatur erlebt hat. Dieſe nimmt nun einen durchaus neuen Charakter an. Während die frühere Zeit vorzüglich die einheimiſchen, deutſchen Elemente ihren poetiſchen Schöpfungen zu Grund legte, nur gemildert und geheiligt durch den Einfluß des Chriſtenthums, hat es die neuere Zeit wieder mit einem Kampfe zu thun, aber nicht mit einem Kampfe der Liebe, ſondern mit einem Krieg auf Leben und Tod; es wurden die alten Traditionen und Wege aufgegeben, unſer eigenes Leben vergeſſen, als ob es nie da geweſen, und dafür drängen nun mit Macht und reißender Schnelle fremde Elemente herein, die uns den Stamm unſerer Dichtkunſt an der Wurzel zu vernichten drohten. Aber der deutſche Geiſt war mächtig genug, ſich wieder zu ermannen, aus dem Sclaven des Fremden ſich zu erheben zu deſſen gleichberechtigtem Genoſſen und der reichen Beute zuletzt ſogar froh zu werden, ſo daß wir uns mit dieſen fremden Stoffen, die wir in deutſches Gewand kleideten, denen wir deutſchen Geiſt einhauchten, wieder nach eigenen Ideen und Planen ein herrliches Gebäude aufbauten, das glänzend hinausſtrahlt in die Ferne und den Geſchichtskreis erweitert über alle Gauen des Vaterlands bis zu den entfernteſten Gegenden der Erde und die Wunder der tropiſchen Länder wie des Eismeeres in ſeinen Bereich gezaubert enthält. — Dieſe neuere Zeit trägt durchweg den Charakter der Kampfesfertigkeit und überall iſt die Kritik die Beglei-

terin und nährende Mutter der neuen Literatur. Wir haben dabei die rührende Naivetät und Befangenheit, den kindlichen Sinn und die Natureinfalt der früheren Zeit verloren; aber dafür iſt nun der Geſichtskreis größer und haben wir Weltverſtand und Weltgewandtheit eingetauſcht, damit wir um ſo beſſer unſerer Beſtimmung entgegen gehen, an die Spitze der Weltbewegung zu treten und unſere Literatur zur Weltliteratur zu machen.

Die Geſchichte der neueren deutſchen Nationalliteratur iſt ziemlich beſtimmt und ſcharf abgegränzt. Sie beginnt mit Opitz und ſeiner „deutſchen Poeterei", 1624, und endigt mit der Gegenwart. Die einzelnen Perioden, in welche ſie zerfällt, ſind:

I. Von Opitz bis auf Gottſched, 1624—1730, oder das Zeitalter der gelehrten Poeſie und des Ueberwiegens des Fremdländiſchen über das Einheimiſche.

II. Von Gottſched bis zum Anbrechen der klaſſiſchen Periode, 1730—1760, Verbreitungszeit einer neuen Selbſtſtändigkeit.

III. Die klaſſiſche Periode, von Klopſtock bis zu Göthe's Tod, 1760—1832.

IV. Die Zeit von Göthe bis zur Gegenwart.

A. Erſte Periode.

Von Opitz bis Gottſched.

101. Wenden wir uns der erſten Periode zu, ſo trat in dem Momente ihres Beginnes nicht nur ein Wendepunkt in ſprachlicher Hinſicht ein, indem durch Luther die einzelnen Mundarten aus der Schrift entfernt wurden, dafür aber die hochdeutſche oder Kanzleiſprache zur Schriftſprache ſich erhob und ſiegreich behauptete, ſondern auch der Charakter der poetiſchen Literatur änderte ſich vollſtändig. Die Poeſie war früher vom Ritterſtande in den weiten Kreis des Volks getreten und hatte zuletzt nur bei den niedrigen Handwerkern Schutz und Pflege gefunden; jetzt trat ſie wieder zurück in den engeren Kreis eines gelehrten Adels, entfremdete ſich durchaus dem Volke, ging dadurch auch des friſchen, kernhaften Lebens verluſtig und ward zur gelehrten Poeſie. Hierdurch bedingte ſich aber auch noch eine andere Umgeſtaltung: zuerſt hatte man das Epiſche und Didaktiſche gepflegt, als dem Ritterthume am nächſten liegend, dann erhob ſich im Volke die Sittenpoeſie, und nun wandte ſich die gelehrte Poeſie der Form zu, welche ſie nur von den Alten erlernen konnte, weshalb auch jetzt unſere Beziehungen zum Alterthume und ſeiner Kunſt offener hervortraten.

Alle weſentlichen Formen der Poeſie waren ſchon bei den Alten ausgebildet und die ſpätere Zeit hatte dieſem nur Weniges beizufügen. Was in dieſer Hinſicht noch geſchah, verdankt man vorzüglich den Italienern, deren große Geiſter es verſtanden, ſich der klaſſiſchen Formen zu bemeiſtern und in dieſelben ihre einheimiſchen Stoffe einzugießen. Dante, Torquato Taſſo und Arioſt haben aus dem Studium der Alten die poetiſche Form zu verſtehen gelernt und

durch ihre Meiſterwerke alle Dichtungen des Mittelalters überflügelt. Nach ihnen wollte man zu ſclaviſch die Form nachahmen, vergaß darüber den Geiſt und dachte, mit klaſſiſcher Form, Stoff, mythologiſchem Zierrath und poetiſchen Figuren ſei der große Dichter gemacht, ja man ging ſogar ſo weit, die lateiniſche Sprache wieder zur Dichterſprache zu machen, um nur recht genau den Römern nachzuahmen, ſo daß zuletzt ſogar die Lorbeerkrone an die lateiniſche Sprache gebunden war.

Daß auch die Deutſchen dieſer Sitte folgten, an der vaterländiſchen Sprache ſtolz vorübergingen und lateiniſch dichteten, darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß nun die Poeſie zu den Gelehrten zurückkehrte, dieſe aber die leichtfließende, wohlklingende rhythmiſche, lateiniſche Sprache vor Augen hatten und daneben allerdings die deutſche Sprache noch ungefügig, ungeſchlacht und roh erſcheinen mußte, zumal ſie nicht einmal irgend eine Proſodie beſaß, und die Anfänge derſelben in den Tabulaturen der Meiſterſänger nur armſelig genannt werden konnten. Außerdem mochten, da die altdeutſche Vorzeit ganz in Vergeſſenheit gerathen ſchien, die deutſchen Stoffe, die man beſprechen konnte, wenig poetiſch begeiſtern und lag es den Neulateinern näher, wie die Sprache, ſo auch den Stoff zu ihren Gedichten dem Alterthume zu entlehnen. Endlich dichteten nun nur Vornehme und Gelehrte, welche die deutſchen Gedichte für etwas Verächtliches oder doch Niedriges anſahen, weil ſie aus dem Handwerksſtande hervorgingen und an der Spitze dieſer Meiſterſänger Schuſter und Barbiere ſtanden und als Häupter angeprieſen wurden.

102. An der Blüthe der neulateiniſchen Poeſie nahmen die Deutſchen den lebhafteſten Antheil und die gelehrten Dichter würden ſich ſelbſt dem Volke und ſeiner Sprache raſcher genähert haben, wären die Zeiten zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ruhiger und nicht ſo bewegt geweſen. Wir ſehen daher gleich nach dem Abſchluſſe des Religionsfriedens vielfältige Beſtrebungen, die deutſche Poeſie in Aufnahme zu bringen und zum Uebergange zur vaterländiſchen Sprache mahnte ſchon das Beiſpiel des Auslands und das patriotiſche Verdienſt, das hier zu erwerben war. Man durfte nur den Weg bahnen, und Beſchützer dieſer Beſtrebungen gewinnen, um auch der äußeren Ehren theilhaftig zu werden, worin ſchon Joh. Heermann und der Bader Jacob Vogel vorangingen, bis endlich Fürſten und Herren ſich der Sache annahmen, die Anfänge einer deutſchen Grammatik und Poetik ſich zu bilden begannen und auch die Sprache eine Veredelung durch die ſtammverwandte niederländiſche erfuhr, wobei immer das klaſſiſche Muſter oder vielmehr das römiſche als Vorbild für die Dichtung vorſchwebte und ſomit den Uebergang vermittelte, wie denn nun auch diejenigen deutſchen Dichter das Beſte leiſteten, welche bei den alten Vorbildern in die Schule gegangen waren.

103. Daß erſt durch die Vermittlung der Niederländer und nicht direkt dieſe neue Poeſie von Italien aus den Weg nach Deutſchland fand, kam wohl

weniger daher, daß wir dieſem Volke ſeit Karl V. in politiſcher Hinſicht ferner ſtanden oder weniger die Sprache nach italieniſchen Muſtern bilden konnten, als von der Grundverſchiedenheit beider Völker, denn wir hatten ja Ueberſetzungen des Arioſt und Petrarca ſchon im Anfange des 17. Jahrhunderts erhalten, ohne daß man vielen Sinn dafür gezeigt hätte. Der Grund lag in der Verſchiedenheit des Volkscharakters. Die Italiener lebten damals meiſtens in ſolchen republikaniſchen Ariſtokratien, wie die alten Römerzeiten ſie ſahen, und darum erwachte durch das Studium der lateiniſchen Schriftſteller das Gefühl naher Verwandtſchaft, das gegenſeitige Verſtändniß und zog die großartige Römergeſchichte die Nachkommen und Nachfolger im Lande zu ſo mächtiger Begeiſterung an, die nicht blos in den oberen Ständen blieb, ſondern tiefer in's Volk eindrang. In Deutſchland hatten die politiſchen Verhältniſſe eine durchaus verſchiedene Geſtaltung; hier fehlten ſolche republikaniſche Ariſtokratien, dagegen waren bei uns die kleinen patriarchaliſchen Ländchen mit rührigen Gemeinweſen zu Hauſe, wo die Fürſten mit einander wetteiferten und doch alle das Gefühl des gemeinſamen Vaterlands durchdrang, ſo ſehr es nach und nach gelockert ward. Unſere politiſchen Zuſtände mit den kernhaften Gemeinweſen gaben eher die Grundlage ab für eine griechiſche Kultur, die freilich für die römiſche wenig empfänglich war, und erſt durch das Medium der Niederländer, welche eine Art Verſchmelzung beider politiſchen Richtungen andeuten mochten und uns ſtamm- und ſprachverwandt ſind, konnte der Einfluß der lateiniſchen Poeſie auf uns mächtig werden, jedoch auch nur zuerſt auf die Gelehrten, nicht auf das Volk, und ſelbſt die Gelehrten erfaßten nur die Form, bis nach und nach auch der Geiſt ſie berührte, die kräftigeren Talente erfaßte und, als er von uns erkannt und aufgenommen war, man plötzlich zum freien Verſtändniſſe des Alterthums gelangte, der griechiſche Geiſt mit dem deutſchen ſich vermiſchte und ſo die klaſſiſche Zeit hervorrief.

Man hat noch immer das politiſche Element nach dieſer Seite hin zu wenig berückſichtigt. Die kleinen republikaniſchen Ariſtokratien Italiens hatten ganz den römiſchen Anſtrich und es bedurfte nur wieder einer näheren Bekanntſchaft mit dem Alterthume, um die verwandten Beziehungen auf das Leben, wenigſtens der höheren Stände und Gelehrten, einwirken zu laſſen. In Italien erfaßte man aber mehr den Geiſt als die Form. Die Niederländer mit ihrer mehr demokratiſchen Richtung wichen davon ſchon mehr ab und nach den Griechen hin, darum wirkte das Wiederaufleben der klaſſiſchen Alterthumskunde hier wieder mehr auf das Praktiſche und die Form. Bei uns Deutſchen dagegen bildeten die einſt ſo blühenden Gemeinweſen einen guten Grund für Aufnahme des helleniſchen Geiſtes, der ſich bei den Römern eben zunächſt in der Form äußerte, nicht im Geiſte ihrer Schriften. Wir nahmen alſo vorerſt die Form auf, um die Sprache darnach umzubilden, und als dies Geſchäft der Gelehrten uns das Verſtändniß des uns vielfach verwandten Hellenenthums aufgeſchloſſen hatte, wirkte der griechiſche Geiſt plötzlich und unmittelbar mit aller Kraft auf unſere Literatur und nun erſt war die klaſſiſche Zeit möglich.

Auf das rein abſolutiſtiſche Frankreich, wo ſchon ſehr frühe die Regungen eines aufblühen wollenden Gemeinweſens unterdrückt waren, konnte das Alterthum nur in formeller Weiſe wirken. Den Geiſt deſſelben vermochte Frankreich weder ſich eigen zu machen, noch zu begreifen. Alle aus Italien berufenen Gelehrten und Kenner des Alterthums konnten daher hier keine befruchtende Wirkſamkeit entfalten und höchſtens auf eine Hofgeſchichte und die praktiſchen, abſoluten Wiſſenſchaften ſich mit Erfolg werfen. Daher entſtand in Frankreich zuerſt wieder eine Poetik

und erhielten wir von daher die Anregung zu gleichen Richtungen, ſowie im Gebiete der Jurisprudenz und Scholaſtik, welche nur in abſoluten Staaten recht gedeihen können.

Wo Rechtsbewußtſein im Volke ſich findet, wo die meiſten Weisthümer zu Hauſe ſind, wird man überall auch mehr geiſtiges Leben und Aufblühen der Poeſie bemerken, und hierin liegt auch die Urſache, daß Nord- und Oſtdeutſchland, ſowie einzelne Striche des übrigen Vaterlands ſo wenige nur einigermaßen bedeutende, oder gar oft nicht einen einzigen Dichter hervorbrachten. Nur ein rühriges Staatsleben iſt das Vaterland ächter Poeſie.

104. Alle unſere lateiniſchen Poeten ſtanden zunächſt mit den niederländiſchen Gelehrten in Verbindung und dann auch mit den franzöſiſchen. Von da empfingen ſie die Regeln, welche dann auch für die deutſche Poeſie maßgebend wurden. Julius Cäſar Scaliger hatte 1561 auf den Grund der alten Poeſien eine Poetik bearbeitet, worin die Form, die Redefiguren, Vers- und Dichtungsgattungen vollſtändig und in Ordnung zuſammengeſtellt waren, ſo daß das Werk die Rüſtkammer für alle Poeten abgab; und wie darnach Ronſard in Frankreich ſeine gezierten, anmaßenden, geſpreizten Verſe dichtete, worin er Phraſen der Alten und Italiener als poetiſchen Schmuck untermengte und dadurch als Dichterfürſt ſich geltend machte, ging man auch bei uns zu Werk, nur daß man in jener ängſtlichen, religiöſen Zeit nicht ſo frei, ungenirt und unweltlich dichtete. Auch waren unſere meiſten Dichter Proteſtanten und ſcheuten ſich deshalb, ſo offenhin katholiſche Muſter, wie Jacob Balde, nachzuahmen. Dagegen konnten ſchon die mehr ſtrengen, auf Ehrbarkeit, Sitte und Religion haltenden Niederländer als Muſter gelten, wie ſie es z. B. dem Opitz wurden, der Heinſius und Sannazar neben Ronſard ſtellte.

Auch bei uns waren einige hervorragende Männer, wie Hutten, Reuchlin, Celtes, Erasmus und Agricola, die mehr auf den Geiſt des Alterthums dringen wollten, aber ſie wurden meiſtens in die Religions-, Staats- und Volksſache hineingezogen, dadurch ihre Thätigkeit zerſplittert und ihr Wirken hatte nur nach einzelnen Seiten hin Erfolg. Die Philologie trat nun in die Schule ein und ward Gegenſtand der Jugenderziehung, konnte jedoch nur langſam auf den Geiſt des Volks wirken, weil man ſie eben von der todten Seite ergriffen hatte. Als jedoch die Deutſchen, beſonders die Vornehmen, immer mehr Frankreich nachahmten, dort ihre Bildung und Sitten holten und das Streben franzöſiſcher Dichter für ihre Mutterſprache bemerkten, entſtand endlich auch bei ihnen ein Wetteifer, den ſchon Fiſchart und Weckherlin offenbaren, und es war dazu nicht nur Alles ſchon in Straßburg und Heidelberg vorbereitet, ſondern es zeigten ſich bereits überall einzelne, oft unbewußte Verſuche, welchen wir leider nicht mehr viel und genau auf die Spur zu kommen vermögen. Dahin gehören vornehmlich die Gedichte des Danzigers Ernſt Schwabe v. d. Heyde (1616), der ſchon die italieniſche Manier nachahmte, die Eliſionen der Volksſprache beſtritt und die neue Proſodie anbahnte. Schon drei Jahre zuvor hatte Hübner Alexandriner drucken laſſen, noch ehe er von Opitz wußte; aber dies Alles hätte nicht viel gefruchtet, wäre ſpurlos vorübergegangen, als vereinzelt, wenn nicht maſſenweiſe und aus höherer Stellung dafür gewirkt worden wäre.

Ueber den immer mehr eindringenden Einfluß des Französischen in Sitte und Sprache vgl. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, 1—77.

Schwabe's Buch „Poetik oder Poesie", von Opitz benützt, von Wenzel Scherffner 1652 genannt, scheint nicht mehr vorhanden zu sein.

105. Es war nämlich die neue geistige Bewegung nicht nur von Schlesien ausgegangen, sondern fand noch tiefere Wurzeln in Sachsen, ohne welches Schlesien nie sich so erhoben hätte, so wie in Anhalt, wo der Fürst ein vielgereister Mann war, der Frankreich und Italien kennen gelernt hatte und von daher Eifer zu ähnlichen Bestrebungen nach Hause brachte, so daß man hier ganz den italienischen Anstrich am Hofe fand. Dieser Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen war im August in Weimar mit seinen Vettern versammelt, um der Leichenfeier für die Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar († 18. Juli 1617) beizuwohnen, und als nun nach dem Begräbnisse die Leidtragenden im Schlosse Hornstein weilten und die Unterhaltung auf die Akademien des Auslandes gelenkt ward, machte Kaspar von Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernst von Weimar, den Vorschlag, auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein deutsch zu schreiben sich befleißige und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich. Die Anwesenden gingen gelehrig darauf ein und so ward denn an demselben Tage, 24. August 1617, die Gesellschaft gestiftet, die zur Andeutung ihres Strebens sich die fruchtbringende nannte und zum Gemälde den „indianischen Palmbaum" (Kokosnuß), sowie zum Sinnspruche: „Alles zu Nutzen" wählte. Doch nannte sie sich auch im Wortspiele mit germinans und germana die deutsche. Jedes Mitglied sollte der Gesellschaft in Gold geschmelztes Gemälde, Namen und Wort auf der einen, wie auch seinen Namen, Gemälde und Wort auf der andern Seite an einem sittig-grünen seidenen Band tragen und die Zwecke waren hauptsächlich: die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter auf's Möglichste und Thunlichste erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reimedichten befleißigen. Die Würde des Oberhaupts erhielt Kaspar von Teutleben, der sich in Nachahmung der Academia della crusca den Namen „der Mehlreiche" wählte und Titularoberhaupt bis zu seinem Tode (1628) war; aber das wahre Oberhaupt wurde dennoch Ludwig von Anhalt, der Nährende genannt, welcher sich am meisten Mühe für die Sache gab. Die sechs übrigen Mitstifter außer diesen zwei waren: die Herzoge Johann Ernst (der Käumling), Friedrich (der Hoffende) und Wilhelm von Weimar (der Schmackhafte), Ludwig der Jüngere von Anhalt-Köthen (der Saftige), Christoph von Krosigk (der Wohlbekommende) und sein Vetter Bernhard von Krosigk (der Reinliche), beides anhaltische Edelleute. — Es regte sich bei den Stiftern kein gewöhnlicher Gedanke, ja es zeigte sich schon ein Fortschritt darin, daß die Gesellschaft des kirchlichen Bekenntnisses nicht gedachte und jedem gebildeten Deutschen der Zutritt offen stand. Doch war der Typus des Ritterwesens

noch zu Grund gelegt und die Gesellschaft nur für Vornehme bestimmt, weil sie durch ihr Beispiel am meisten wirken sollten, und ebenso deshalb, weil die Glieder alle als Gleiche unter einander verkehrten, also blos Vornehme gewählt werden konnten. Daher Anfangs die peinliche Wähligkeit und Vornehmthuerei, wie ja auch bis 1647 nur zwei Geistliche (Andreä und Rist) Zutritt erhielten. Praktisch und gesellig, war der Zweck, deutsch zu reden, schreiben und leben; es war bei Zusammenkünften der Belobteste, wer alle Mitglieder mit ihren Gesellschaftsnamen am richtigsten benennen und sinnvolle Anspielungen auf Wort und Gemälde der Anwesenden machen konnte. Aber freilich vergaßen sie oft das Ordensgesetz so sehr, daß hohe und ernstgesinnte Mitglieder in französischer Sprache über Gesellschaftsangelegenheiten briefwechselten. Auf die Anfangs müßige Praxis folgte bei denkenden und thätigen Mitgliedern bald das theoretische Streben in Bezug auf Sprachwissenschaft, Dichtkunst und Poetik, und ernsthafter Gegenstand der Zusammenkünfte war Sprachgrübelei und zwar nicht ohne Erfolg. Hätten sie nur eine mehr streng wissenschaftliche Bildung genossen, so wäre schon von ihnen ein deutscher Sprachschatz zusammengebracht worden, wie ihn der Augsburger Arzt Georg Henischius 1616 versuchte, aber nicht über G hinausführte.

Wurde auch die feierliche Aufnahme in Weimar oder Koburg Anfangs vorgenommen, so war doch ebenso früh das Schloß zu Köthen der Hauptsitz, wo sich das Rituale ausbildete und die Aufnahme dann unter allerlei Scherzen (das Hänseln) geschah und die Zusammenkünfte oft dergestalt lustig wurden, daß Uebelwollende den Bund geradezu eine Saufgesellschaft nannten. Mit Ludwig's Tod, 1650, trat Wilhelm IV. von Weimar an die Spitze und nun kam der Sitz wieder dahin, auch erhielt der Orden nach dem langen Kriege wieder einige poetischere Färbung. Hier ward nun Neumark eigentlicher poetischer Repräsentant des Ordens, begrüßte Andere und ward von diesen begrüßt und zahlreiche Fremde kamen hier zusammen; auch gewann dadurch die Universität Jena wieder neues Ansehen. Nach Herzog Wilhelm's Tod, 1662, ward durch fünf Jahre kein neues Oberhaupt gewählt und dann verlegte Herzog August den Sitz nach Halle, wo sein Tod 1680 der Gesellschaft den Todesstoß gab, denn man wählte keinen Nachfolger mehr und gegen 1708 ging der Orden ganz ein. Bis 1668 waren unter den Mitgliedern des Palmenordens 1 König, 3 Churfürsten, 49 Herzoge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige und Gelehrte und bis 1680 zählte man überhaupt 890 Mitglieder. Von bekannten Dichtern wurden Mitglieder Joh. Val. Andreä (der Mürbe) 1646, Sigm. v. Birken (der Erwachsene) 1657, Aug. Buchner (der Genossene) 1641, Joach. v. Glasenapp (der Erwachsende) 1646, Andr. Gryphius (der Unsterbliche) 1662, Christian Gueintz (der Ordnende) 1641; Ch. Ph. Harsdörffer (der Spielende) 1642, Gust. v. Hille (der Unverdrossene) 1637, Ernst Christoph Homburg (der

Keusche) 1648, Tobias Hübner (der Nutzbare) 1619, Fr. v. Logau (der Verkleinernde) 1648, Wilh. v. Kalchum-Lohausen (der Feste) 1629, Martin Milag (der Mindernde) 1637, Joh. Mich. Moscherosch (der Träumende) 1645, Georg Neumark (der Sprossende) 1653, Adam Olearius (der Vielbemühte) 1651, Mart. Opitz (der Gekrönte) 1629, Joh. Rist (der Rüstige) 1647, Joh. Matth. Schneuber (der Riechende) 1648, Just. George Schottel (der Suchende) 1642, Joh. Wilh. v. Stubenberg (der Unglückselige) 1648, Kaspar v. Teutleben (der Mehlreiche) 1617, Dietrich von dem Werder (der Vielgekörnte) 1620, Paul v. Winkler (der Geübte) 1662, Philipp Zesen (der Wohlsetzende) 1648. Was die Erfolge der Gesellschaft betrifft, so machte sie es dem Adel zur Pflicht, die Poesie und deutsche Sprache zu beschützen, was denn wirklich auch geschah, ja sogar zur Ehrensache wurde, hingegen aber wieder bewirkte, daß die Poeten aus diesem Protektionswesen ein Mittel zur Bettelei durch Dedikationen machten und in der kriechendsten, erbärmlichsten Weise die geistlosesten Gelegenheitsgedichte verfertigten und alle Hohen der Reihe nach anfangen. Ein anderer Erfolg war der der gemeinsamen Unterstützung, Förderung, Lobhudelei und Bewunderung, sowie eines schönen Friedens in der Gelehrten- und Dichterwelt. Jedoch auch dies hatte wieder den bedeutenden Nachtheil, daß die Poesie der scharfen Kritik entbehrte, dadurch so viel Mittelmäßiges entstand und man im Eigendünkel sich über die größten Meister erhob.

Obschon das an die Stelle der Volkspoesie Tretende nur wenig war, so war es doch etwas Neues, Werdendes, das sich auszubilden suchte. Nur traten eben zu viele mittelmäßige Mitglieder ein und ermunterte man das Vielproduciren, folglich auch die Sündfluth seichter Schriften und die Unzahl der Uebersetzungen, welche eben gerade das Gegentheil des Vereinszwecks erzielten, nämlich Fremdes zu uns hereinzogen; doch ward jetzt die deutsche Sprache immer mächtiger, sie machte sich schon frühe geltend im Schauspiele und eroberte sich nun auch die Dichterkrone für deutschen Poeten, ja selbst auf den Schulen drang sie ein und besonders in der Dichtkunst ward sie allein Meister. Hier erhielt sie sich auch am reinsten und deutschesten, während die Bibelübersetzung nicht viel auf die Kanzleisprache wirkte und diese eine Menge Gallicismen, Italienismen und lateinische Ausdrücke aufnahm. Diesem Unwesen trat blos die Poesie entgegen und auch diese hätte es nicht so erfolgreich gekonnt ohne die fruchtbringende Gesellschaft und die vielleicht übertriebenen Bestrebungen ihrer Puristen, die man vielfach mißdeutete und verleumdete und die wegen ihrer Prosodie selbst ein Logau, Lauremberg, Schupp und Andreä zum Theil nicht ganz ohne Unrecht belächelten.

Man hat in neuerer Zeit auf etwas Anderes aufmerksam gemacht, was nicht so ganz ohne Grund ist, obschon man ihm zu viele Wichtigkeit beilegte. Das Beispiel Frankreichs mit seiner Akademie, die tonangebend, ja absolutistisch auftrat und mißbräuchlich dem Volksgeiste zuwider wirkte, konnte bei uns nicht

Nachahmung finden. Wien konnte in geistiger Hinsicht nie Einfluß auf das übrige Deutschland gewinnen und wird es auch nie; überhaupt war Deutschland von jeher in zu viele kleine Staaten getheilt, denen von vorn herein jede Obervormundschaft zuwider war, die sogleich andere Einflüsse entgegensetzten, und ferner waren ja fast alle Dichter protestantisch, die sich nimmermehr von Wien beherrschen ließen. Aber auch die fruchtbringende Gesellschaft konnte leicht zu einem gefährlichen Tribunale werden, obschon Anfangs die Mitglieder veranlaßt wurden, ihre Arbeiten nach Köthen zur Censur einzusenden; denn wir sahen schon oben, daß sich mancherlei Opposition gegen das Gebaren der Gesellschaft zeigte, daß dieselbe überhaupt keine wahren Talente in sich schloß und Opitz sogar zuletzt gegen sie vornehm that, wie ja die Schlesier es zu dritt mit der ganzen Sippe wohl aufnehmen konnten, ja schon Opitz sie verdunkelt. Ohnehin thaten sich bald noch andere Gesellschaften auf, die der fruchtbringenden hinlänglich die Wage zu halten vermochten.

Vgl. darüber Barthold, Gesch. d. fruchtbring. Gesellschaft, Berlin, Duncker 1848, 8°. — Gervinus Gesch. III. 174—189.

106. Einen anderen Einfluß auf unsere Literatur übte der dreißigjährige Krieg, der freilich unvertilgbare Wunden dem Vaterlande schlug und Vieles schadete, aber doch auch wieder für die Poesie anregend war, mehr als die kirchlichen Streitigkeiten, worin alle Poesie zu Grund gehen muß. Er schloß nämlich auch Manches wieder enger zusammen, brachte Zusammenhang in die europäische Kultur und die Literatur der verschiedenen Völker einander näher. Er förderte durch seine immerwährende Nothzeit die deutsche Kirchenpoesie, das Volkslied bekam wieder neuen Schwung und das Beste und Selbstständigste der Poeten dieser Zeit ist eben das, was unmittelbar daraus hervorging, wie Opitzen's Trostgründe ꝛc. Der Krieg verbreitete die Poesieen, den Sinn dafür und die Dichter selbst gewannen größere Aussicht des Blicks, als sonst in ihrer eigenen Heimath, wo sie nichts sahen und hörten, als Alltägliches. Freilich verwilderten die Sitten, freilich ging materiell manches Gute verloren, aber sobald der Krieg zu Ende war, blühte plötzlich Alles rasch empor und zeigte eben nur, daß die Besiegung Schuld am Hemmnisse war, nicht der Krieg, denn dieser ist ein Prüfstein der Kraft, ein Sammelplatz der Tugend, wo, was zu schwach ist, versinkt, große Herzen aber genesen (Tscherning); ja Opitz selbst sagt es, daß die Gewalt der Waffen es nur auf Land und Leute, nicht auf Bestrebung der Wissenschaft absehe, und Dilherr (Sendschr. an Harsdörffer) schrieb geradezu, daß hochbegabte Gemüther in diesen allergräulichsten Läuften — etwas Ruhe in beförderlicher Ausarbeitung jetzt besagter deutscher Poesie suchten und guten Theils erlangten. —

107. Wenn auch in anderen Theilen Deutschlands Versuche gemacht wurden, der Poesie wieder aufzuhelfen und die vaterländische Dichtung in Aufnahme zu bringen, wie es die angeführten Beispiele zeigen, so gebührt das Hauptverdienst doch Schlesien und zwar nicht, weil hier einzig der neue Aufschwung seinen Sitz

hatte, da vielmehr Sachſen, Thüringen und Norddeutſchland mindeſtens ebenſo viel Antheil daran gebührt, als weil Opitz hier auf einmal die Poeſie wieder zu Ehren brachte, ſeine Dichtungen und poetiſchen Regeln maßgebend wurden und ſein Ruhm auch auf ſein Vaterland einen Glanz warf, der deſſen wirkliches Verdienſt weit überſtieg.

Urſprünglich ſlaviſch und von ſlaviſchen Ländern und ſlaviſcher Kultur umſchloſſen, überkam Schleſien frühe die freiere Richtung und wandte ſich raſch und ungeſtört der Reformation zu, welche ein rührigeres Leben unter die gebildeteren Stände brachte und das Aufblühen der Gelehrſamkeit um ſo mehr förderte, als gerade Schleſien weniger von den Kriegsſtürmen berührt ward. Freilich ſtand die Volksbildung nicht auf derſelben Stufe, wie im übrigen Deutſchland, aber dafür hob ſich der Gelehrtenſtand um ſo mehr und ſchon Melanchthon konnte ſagen, „kein deutſches Land habe ſo viel gelehrte Leute erzeugt, namentlich Dichter (lateiniſche), welche auch Italien gelobt hätte, als ſeiner Zeit Schleſien.“ Schon die Theilung der Herzoge aus dem Piaſtenhauſe in viele Zweige gewährte mehr als einen Mittelpunkt der Bildung, ohne die Freiheit des Einzelnen zu gefährden, die gemeinſchaftlichen Landtage gaben das Mittel, ſich wieder als Geſammtheit zu fühlen und dem Oberherrn gegenüber ſich geltend zu machen, und beſondere Sorgfalt ward auf gute Schulen gelegt. Hochberühmt wurde die Schule im kleinen Städtchen Goldberg, welche Valentin Friedland von Trotzendorf zu ſo hoher Blüthe brachte, daß ſie Muſterſchule wurde und noch nach deſſen Tode (1556) 140 Herren und Adelsperſonen und über 300 bürgerliche Perſonen daſelbſt ſtudirten. Auch in anderen Städten blühten die Schulen auf, in Breslau ſammelte Thomas von Rhediger eine reiche Bibliothek, und ſelbſt Fürſten und Adel blieben nicht zurück. Durch Herzog Joachim Friedrich von Brieg kam 1596 ein neues Leben in das Land, die Fürſten lernten das Ausland und deſſen Bildung kennen, verſammelten hochgebildete Räthe um ſich und es ward ſogar Sitte beim Adel, ſich als Gönner der Gelehrten und Poeſie aufzuthun, wie es z. B. den Grafen von Dohna nicht zu viel dünkte, für ein deutſches Kirchenlied hundert Thaler Ehrenſold zu geben.

Wie im übrigen Deutſchland die neue Dichtung bereits vorbereitet war, ſo gab es auch in Schleſien ſchon deutſche Dichter; aber ſie waren alle noch mehr Volksdichter, welcher Art Poeſie Opitz gerade entgegengeſetzt war. So dichtete Michael Weiß ſchon früher deutſche Kirchenlieder, wie auch Peter Titus in Beuthen (1542—1613), der Cantor Joachim Sartorius in Schweidnitz (1591) und Johann Heermann (1585—1647), welche ſogar ſchon gegen die bisherige Art der Versbildung Bedenken äußerten. Unter ſolchen Verhältniſſen, wo Alles vorbereitet war, bedurfte es alſo nur eines kühnen, hervorragenden Geiſtes, um die alten Feſſeln des fremden Gewands abzuſchütteln und eine neue Bahn zu brechen. Dies Verdienſt gehört Opitz.

Valentin Friedland, nach seinem Geburtsorte von Trotzendorf genannt, geb. 1490, studirte in Leipzig und Wittenberg, war daselbst Schüler Melanchthon's, wurde hierauf Lehrer in Görlitz, 1523 in Goldberg und starb 1556. — Michael Weiß war 1531–39 Prediger zu Landskron und Füllneck in Böhmen verbesserte und nicht nur die vorhandenen Kirchengesänge der böhmischen Brüder, sondern verfertigte auch selbst 17 eigene in deutscher Sprache. Vgl. Olearii Liederschatz I. 17—22; Wetzel's Lebensbeschreibungen III. 402—5. Peter Titus, Pastor in Beuthen, gab 1603 zu Breslau sein neues Quadragesimale heraus, worin er gesteht, wohl zu wissen, daß seine Reime oft hart, voll schlesischer Provinzialismen und Zusammenziehungen der Silben seien. — Ueber J. Heermann vgl. 130.

108. Martin Opitz, am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts zu Bunzlau geboren, durch seinen wohlhabenden Vater mit den Mitteln zu tüchtiger Ausbildung versehen, gebildet auf den besten Anstalten seiner Heimath und schon frühe für die Dichtung begeistert, war ein kräftiges Talent mit klarem, verständigem Blick, übte sich frühe in Verfertigung lateinischer Gedichte und zeigte schon auf dem Gymnasium seinen Widerwillen gegen die Unsitte seiner Zeit, den Sitten und Moden der Fremde nachzulaufen, deutsche Bildung und Rede zu verachten und die einheimische Sprache durch fremde Worte und Wortfügungen zu verderben. In seinem 1618 erschienenen Aristarchus eiferte er heftig dagegen, denn in dieser Unsitte liege zugleich die Quelle des Verderbens von Vaterland und Volk und daß man sich selbst verachte und deshalb auch vom Auslande verachtet werde. Ihn, der die glatte, wohlklingende Sprache in den Dichtungswerken der Römer, Italiener, Spanier und Franzosen kannte, der sah, wie man überall im Auslande suchte, den klassischen Mustern des Alterthums nachzuahmen und Sprache und Dichtung dadurch wieder zur Blüthe zu bringen, begeisterte der Gedanke, dieselbe Mission im deutschen Vaterlande zu übernehmen und diesem Bestreben war er durch sein ganzes Leben getreu, opferte er Zeit, Mühe und Kraft, opferte er zeitweise sogar seine religiöse Ueberzeugung.

Man hat Opitz geschmäht und seinen Charakter in den Koth herabgezogen, weil er immer und überall, unter Aufopferung seines besseren Gefühls und Selbstbewußtseins, um Gunst und Gönner gebuhlt habe, weil er alle Großen der Reihe nach anfang, es mit Niemanden zu verderben suchte und heute für den Grafen von Dohna ein zur Katholisirung seiner Glaubensgenossen bestimmtes Buch des Becanus, morgen für den Rath der Stadt Breslau, Dohna's erbittertsten Gegner, des Hugo Grotius Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion übersetzte, weil er ein Lager, eine Partei mit der andern vertauschte, bis er zuletzt im Dienste des Polenkönigs starb; und es ist wahr, der Flecken der Kriecherei haftet an seinem Charakter. Wenn wir aber die Zeit betrachten, in welcher er lebte, den Zustand, worin sich damals die deutsche Poesie befand, und die Menge der Vorurtheile, die gegen dieselbe vorwalteten, so darf man ihm diesen Makel billig verzeihen, denn er hat es vorzüglich dadurch dahin gebracht, daß er zu seinem hohen Ansehen gelangte und hierdurch auch die deutsche Poesie wieder eine ehrenvolle Stellung einnahm und sich erheben konnte.

Vor Opitz war die deutsche Poesie ganz in den Händen der Meistersänger gewesen, sie war gleichsam zum Handwerk geworden, und schon deshalb hatten sich die Vornehmen von ihr stolz zurückgezogen. Auch die Gelehrten, welche die feine Bildung der Alten, deren wohlklingende, rhythmische Sprache kannten und in lateinischen Gedichten nachahmten, konnten an den unbehülflichen einheimischen Dichtungen und deren ungeschlachter, ungefügiger Sprache kein Wohlgefallen finden und achteten sie für etwas bauernmäßiges und so kam es, daß man Poet und Gratulant, Bänkelsänger und Bettler neben einander stellte. Durch die Gelegenheitspoeten, die in Schlesien vorzüglich zu Hause waren und immer auf dem Anstande lagen, um bei Todtkranken, beim ersten Gemunkel von einem vornehmen Verlöbniß, bei Geburten und anderen Gelegenheiten gleich mit ihren Versen bei der Hand zu sein, schändete sich die Poesie selbst, und erst mußte hierin eine Aenderung eintreten, ehe sie wieder zu Ehren kam. Obschon auch Opitz noch die Gelegenheitspoesie gebrauchte, war er doch gleich von vorn herein bemüht, sich von den bisherigen Poeten zu unterscheiden, trieb er nie Handel mit Gedichten und suchte er durch Anlehnen an antike Formen und Regeln die deutsche Poesie zu einer neuen Höhe heranzubilden, die Gelehrten und Großen für sie zu gewinnen und sie über den bisherigen Tadel zu erheben.

Opitz, der die altdeutsche Poesie aus einzelnen Fragmenten kannte und würdigte, war daher vorerst bemüht, die deutsche Sprache von fremder Verderbniß zu reinigen, in die Verse ein bestimmtes, geregeltes Maaß zu bringen und da er für den Rhythmus der altdeutschen Gedichte nicht empfänglich war und seine Bildung hauptsächlich durch das Studium der Alten und deren Nachahmer erlangt hatte, wollte er, dem Beispiele der Italiener und Franzosen gemäß, auch deren Regeln, Formen, Art und Weise auf die deutsche Dichtung übertragen. Demgemäß legte er die Poetiken von Hieronymus Vida und Julius Cäsar Scaliger zu Grund, verwarf er die Knittelverse und Sylbenzählung und suchte er sogar die Moralisten zu gewinnen, indem er erklärte, die Poesie habe nicht nur zu ergötzen, sondern dabei immer auch zu unterrichten und zu nützen. Sagt er doch geradezu, sie umfasse alle Künste und Wissenschaften in sich, und beruft sich auf das Beispiel der Alten, welche die Philosophie und Arzneikunst, Landbau, Jagdkunst und Geschichte in Versen gelehrt hatten. Die neulateinischen Dichter griff er hierdurch schon auf ihrem eigenen Gebiete an, noch mehr aber weil er geradezu lehrte, um sich zum vollkommenen Dichter zu bilden, müsse man sich vorzüglich an die Alten halten, daraus sich einen Vorrath von malenden und schmückenden Beiwörtern sammeln, ja sogar denselben ganze Plätze entlehnen, zu welchem Behufe das Uebersetzen griechischer und römischer Dichter vorzüglich anzurathen sei. — Hiermit erreichte Opitz nicht nur seinen Zweck, sondern diese Ansicht von der Poesie, diese Grundlage bildete die Richtung der ganzen Periode, die Opitz eröffnete und beherrschte.

Hätte er sich seinem Grundsatze gemäß blos an die Alten gehalten, so wäre

wohl ein beſſeres Reſultat daraus entſprungen; Opitz beging aber, gleich ſeinen Nachfolgern, den Fehler, ſtatt unmittelbar zu den rechten Quellen hinabzuſteigen, ſich blos zu den Nachahmungen derſelben zu wenden, die ja bekanntlich nur die ſpäteren lateiniſchen Dichter und deren zierliche Phraſen und leeres Wortgeklingel kopirten. Die niederländiſche gedrechſelte und gekräuſelte Versmacherei eines Daniel Heinſius konnte kein gutes Muſter abgeben, noch weniger aber die franzöſiſche Poeſie eines Ronſard, Bartas u. A., die ſchon Nachahmungen der Nachahmungen waren und ſich ſomit um ſo weiter vom Geiſte der Alten entfernt, ihn verflacht und verwäſſert hatten. Seine Zeit mit der vorwiegenden gelehrten Richtung theilte freilich dieſe Anſicht und pries als zweiten Virgil, Pindar und Homer unſeren Opitz, der durch geſchickte Benützung ſeiner Verbindungen und zeitgemäßes Anbringen ſeiner Poeſien ſich die Gunſt der Großen von halb Europa und vom Kaiſer den Lorbeerkranz und den Adelſtand erworben hatte, was die Mitwelt als Erfolg ſeines poetiſchen Genies anſah, obſchon es mehr das Reſultat ſeiner Kriecherei war.

Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schleſien geboren, wo ſein Vater, Sebaſtian Opitz, als Rath lebte und ein nicht unbemittelter Mann war. Derſelbe ſchickte ihn in die Schule der Stadt, wo unſer Opitz einen guten Grund zu den alten Sprachen legte und der Rector Chriſtoph Opitz ſein Oheim war. Deſſen Nachfolger Valentin Sänftleben nahm ſich des Jünglings an und trug namentlich zur erſten Entwicklung ſeiner Dichteranlagen bei, auch befreundete ſich hier Opitz mit Kaſpar Kirchner und Bernhard Wilhelm Nüßler, die ihm ſpäter als gelehrte Räthe am Liegnitzer Hofe den Weg zur vornehmen Geſellſchaft bahnten. Im Jahr 1614 kam er auf das Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau, deſſen Rector Johann Höckel ſpäter in den Adelſtand erhoben ward, wo er ſich in geſellſchaftlichen Formen ausbildete und zwei Jahre blieb. Als er von hier wegging, machte er als erſtes Erzeugniß ſeiner Muſe im Jahre 1616 einige kleine lateiniſche Gedichte unter dem Titel Strenuae bekannt, Opfer des Danks an Lehrer, Freunde und Wohlthäter. Als Führer zweier vornehmen Knaben, worunter der Sohn des kaiſerl. Kammerfiscals Tobias Scultetus von Schwanenſee und Bregeſchütz, beſuchte er 1617 das vom Freiherrn von Schonaich errichtete Gymnaſium zu Beuthen und bezog dann 1618 mit Nüßler die Univerſität Frankfurt, um des Vaters Wunſche gemäß Jurisprudenz zu ſtudiren, was er aber bald mit Philoſophie, Geſchichte, Beredtſamkeit und Dichtkunſt vertauſchte, die Alten ſtudirte und ſich neuen Sprachen, ſogar dem Altdeutſchen zuwandte. Hier ſchrieb er in wenigen Tagen ſeinen Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae, 1618, und dichtete zwei Brautlieder, ſeinen erſten Verſuch in deutſchen Verſen, die er zu Görlitz herausgab. Die politiſchen Stürme trieben Opitz aus dem Lande, nachdem er noch 1619 eine gedruckte Rede an König Friedrich von Böhmen hatte erſcheinen laſſen, Breslau 1619. Mit Unterſtützung ſeines Vaters begab er ſich nun nach Heidelberg, wo er vom Geheimenrath G. M. Lingelsheim als Lehrer ſeiner Kinder aufgenommen wurde, mit Gruter in Verbindung kam, Kaſpar v. Barth, Julius Zinkgreff und Andere zu Freunden gewann, ein vergnügtes, luſtiges Leben führte und ſeine Kenntniſſe bereicherte. Hier wandte er ſich noch ausſchließlicher der Poeſie zu und überſetzte den Lobgeſang auf den Heiland, von Heinſius, deſſen Dichtungsmanier ihn vorzüglich anzog. Spinola's Erſcheinen vertrieb ihn im Oktober 1620 von Heidelberg; er wandte ſich dann nach Straßburg, wo ihn Matthias Bernegger wohlwollend empfing und einen deutſchen Virgil aus ihm prophezeite, und ging mit dem von Heidelberg ihm befreundeten Dänen Hamilton nach den Niederlanden, wo er gegen Ende dieſes Jahres ankam. Zu Leyden ward er mit Scriver, Voſſius, Rutgerſius und Daniel Heinſius bekannt, deſſen lateiniſche Poeſie nachtheilig auf Opitz einwirkte, ſo daß er mehrere ſeiner Poeſien überſetzte, wodurch er ſich auch den Hugo Grotius verpflichtete, denn er ſuchte überall Freunde und Gönner zu gewinnen und ſcheute dafür ſelbſt Aufopferungen nicht. Hierauf begab er ſich nach Friesland und Holſtein, verlebte dort ſieben Monate und ſchrieb in ruhiger Zurückgezogenheit ſein Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs, 1621. Erſt zu Ende dieſes Jahres

wagte er sich nach Bunzlau zurück, kam im Februar 1622 nach Liegnitz und wurde bald vom Herzoge Georg Rudolf von Liegnitz an seinen Hof gezogen, wo er Bewunderung und gastliche Aufnahme, wie bei dem Adel, fand. Durch ein Trauergedicht auf den Tod der Gemahlin dieses Fürsten suchte er sich ein Amt zu gewinnen und als es nicht gelang, bemühte er sich, durch den Arzt Kaspar Kunrad zu Breslau, um eine Stelle als Professor der Philosophie und Humaniora an der Fürstenschule zu Weißenburg (jetzt Karlstadt) zu Siebenbürgen bei Bethlen Gabor, wohin er nach Ostern 1622 kam. Hier beschäftigte er sich sogleich mit den Alterthümern Daciens, ein Werk (woran er noch 16 Jahre arbeitete, es aber unvollendet hinterließ, worauf es verloren ging), das ihm jedenfalls hohen Ruhm gebracht hätte und wozu er wohl auch viel Talent besaß, und erfreute sich der fürstlichen Gunst; aber schon im nächsten Frühjahre ergriff ihn so sehr das Heimweh, daß er seinen Plan, Griechenland zu bereisen, aufgab und nach Deutschland zurückkehrte, krank an Geist und Seele. Schon im Vorsommer 1623 war er wieder in Schlesien, dedicirte Anfangs August sein Zlatna dem Heinrich von Stange, kaiserl. Rath und Beamten zu Brieg und Liegnitz, und lebte bald bei reichen Gönnern, bald am Hofe, wo er auf der Fürstin Wunsch die Sonntags- und Festepisteln in gereimte Verse übertrug und zum Titularrath erhoben wurde. Bis daher erschienen von ihm nur einzelne Stücke, nun gab aber sein Freund Zinkgreff gegen seinen Willen zu Straßburg 1624 eine Sammlung seiner Gedichte heraus, jedoch incorrect und nicht gut ausgestattet. Um diese Zeit gab er seine **Prosodia Germanica** oder Buch von der deutschen Poeterei heraus, Breslau 1624, das er den Bürgermeistern und dem Rathe seiner Vaterstadt widmete und das bis 1647 sechs Auflagen erlebte. Er reiste im Frühjahr 1625 nach Meißen und Sachsen, zum Theil um Anknüpfungspunkte, auch mit der fruchtbringenden Gesellschaft, zu suchen, wo er mehrere Monate im Hause des Wittenberger Professors Buchner zubrachte. Nach Anhalt kam er nie und seine Aufnahme in die Gesellschaft konnte er gleichfalls noch nicht erwirken, so sehr er sich darum bemühte und Zueignung seiner Gedichte, sowie ein Trostgedicht auf das Ableben der Prinzessin Luise Amöna, dahin sandte. Unmuthig ging Opitz von Wittenberg nach Dresden, wo Johann Seussius, der lateinische Poet und Secretär des Kurfürsten, ihn ohne Vorurtheil empfing und auch mit dem Komponisten Heinrich Schütze bekannt machte. Bald darauf ging er in Gesellschaft Kaspar Kirchner's, des liegnitzischen Gesandten, nach Prag und Wien, wo er dem Kaiser ein Trostgedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Bischofs von Breslau († 26. Decbr. 1624 in Madrid), überreichte und von Ferdinand II. eigenhändig mit dem Lorbeer gekrönt wurde. Vor Ende Juli 1625 war Opitz wieder in Schlesien und bestrebte sich auf alle mögliche Weise um Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft, aber vergebens. Zurückgezogen gab er nun seine „Acht Bücher deutscher Poematum" 1625 zu Breslau und die Uebersetzung der Trojanerinnen des Seneca heraus, bis er, überdrüssig seiner schmarotzerartigen Stellung und des berufslosen Umherschweifens, im Frühling schon wieder nahe daran war, nach Dacien zurückzukehren. Da bot sich ihm Gelegenheit, in ein vornehmes, glänzendes Verhältniß zu treten, wobei er jedoch sein kirchliches Interesse total verläugnen mußte. Der strengkatholische Burggraf Karl Hannibal von Dohna suchte einen gewandten Secretär und erwählte dazu auf Kirchner's Empfehlung Opitz. Diesem öffnete diese Stelle Aussicht auf Befriedigung seines Ehrgeizes und er war so eifrig, daß er sich freiwillig dem Heereshaufen des Obristen Pechmann anschloß, aber im Oktober 1626 nur durch zeitige, eben nicht rühmliche Flucht der Gefangenschaft entging. Hier schändete Opitz seine Gesinnung, indem er zur Zeit der schrecklichen Dragonaden, mit denen Dohna die Protestanten zur Kirche hetzte, denselben besang und wie ein Apostate auf sein Verlangen, obschon anonym, des Jesuiten Martin Becanus Manuale „zur Belehrung der Irrenden" (1631) übersetzte. Der Kaiser verlieh ihm auf Dohna's Empfehlung im Herbste 1627 den Adelsbrief als Martin Opitz von Boberfeld, und Opitz dichtete um diese Zeit vielerlei. Endlich im Jahre 1629 ward er als der „Gekrönte" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, aber empfindlich über das lange Warten blieb er darüber kalt. Im Frühjahre 1630 wurde er von Dohna als Kundschafter nach Paris geschickt, wo er im Mai anlangte, seine Aufträge wohl besorgte, mit den angesehensten Staatsmännern und Gelehrten verkehrte und sich das Vertrauen des Hugo Grotius erwarb, dessen Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion er übersetzte. Im Herbste kehrte er nach Breslau zurück, aber im April 1633 starb sein Gönner und Opitz stand wieder verlassen da. Deshalb suchte er seine alten Freunde wieder auf, schloß sich an die Piasten an und widmete dem Herzoge Johann Christian von Brieg sein Gedicht **Vesuvius, poema germanicum.** Als eben Opitz auf einer Gesandtschaftsreise

mit Rußler zum Kanzler Oxenstierna sich befand, mußte der Herzog im Herbste 1633 fliehen, und Opitz erwarb sich bald darauf das Wohlwollen des schwedischen Legaten, in dessen Dienst er trat. Hier unterhandelte er im August und September 1634 zwischen Dresden und dem Feldlager Banier's, ging aber bald nachher mit dem Herzoge Johann Christian von Brieg nach Thorn (Herbst 1635) und zog sich dann mit Vergünstigung desselben nach Danzig zurück, wo es dem Dichter gefiel, und er durch des Nigrinus Empfehlung und Gelegenheitspoesie, sowie Dedicationen den Grafen Gerhard von Denhof, Hofmarschall und General beim König Wladislaw von Polen, als Gönner gewann und so vom Könige die Stelle eines Historiographen und Secretärs mit 1000 Thlr. Gehalt erhielt. Nun lebte er ruhig und glücklich, hoch verehrt, mit allen Großen befreundet, übersetzte die Antigone des Sophocles (1636), die Psalmen (1637), sammelte 1637 einen großen Theil seiner Gedichte unter dem Titel „poetische Wälder", dichtete die Lobschrift auf den König (1636) und gab das Annolied heraus, das er 1639 dem Danziger Bürgermeister Czirenberg widmete. Aber es kam eine Seuche in die Gegend und nach kurzer Krankheit unterlag ihr auch Opitz am 20. August 1639 und ist in der nördlichen Seitenhalle der Danziger Pfarrkirche, unweit des „jüngsten Gerichts", begraben. Sein wohlgetroffenes Bild in halber Figur befindet sich dort auf der Stadtbibliothek. — Von den Ausgaben seiner Schriften sind zu nennen: die von Zinkgreff herausgegebene, Straßburg, 1624, in 4°. Vom Verfasser selbst: Breslau 1625, 4°, 1629, 8°, 1637, 8°. Danzig 1641, 2. Bd. 8°, mit seiner Anordnung, obschon nach seinem Tode. Darnach sind abgedruckt die Ausgaben: Frankfurt a. M. 1628, 1644 und 1648, 4°, Amsterdam 1646, 3 Bd. in 12°. — Am vollständigsten, aber auch fehlerhaftesten ist: Breslau 1690, 3 Bde. 8°, die auch den Titel Frankfurt und Leipzig 1724 hat. — Die von Bodmer und Breitinger besorgte kritische Ausgabe, aber mit veränderter Orthographie ist: Zürich 1745, 8°; wovon aber nur 1 Theil erschien, da ihr die gottschedisirte von Dr. W. Triller in den Weg trat, Frankfurt 1746, 4 Bde. 8°. — Ueber Opitzens Leben sind geschrieben: die von seinem jüngeren Landsmanne Christoph Coler als Gedächtnißfeier lateinisch verfaßte Laudatio Honori et Memoriae Martini Opitii vor der Ausgabe Breslau 1690. Sie ist von C. G. Lindner übersetzt worden in seinen: Nachrichten von Opitzens Leben, Tod und Schriften, Hirschberg 1740. 2 Bde. 8°. — Vergl. auch Hegewisch in Schlegel's deutschem Museum II., 116—157 und 285—311; — Manso in Nachträgen zu Sulzer VI., 111. — Hoffmann's Spenden 2. S. 57—72 und dessen politische Gedichte aus d. d. Vorzeit S. 211—212.

109. Fassen wir Opitzen's Gedichte näher in's Auge, so konnte er für die geistliche Poesie sich an zahlreiche Vorgänger anlehnen. Aber sein Mangel an musikalischem Gehör, seine Abneigung gegen solche Vorgänger und seine durchweg gelehrte Richtung, bei kaltem, nüchternen Verstand, entfernte ihn von dem einfachen Bibeltexte der Luther'schen Uebersetzung und dem andächtigen, von musikalischem Sinne getragenen älteren Kirchenliede. Wohl schöpfte er daraus so viel, daß man bei der geistlichen Poesie mit Bildern sparsam umgehen müsse, aber die Ungeschminktheit suchte er dadurch zu erreichen, daß er ängstlich die Bibelworte zu übersetzen und ihren ächten Sinn zu gewinnen suchte. Darum sind auch seine Psalmen (1637) so trocken und langweilig, beinahe eine gelehrte Arbeit zu nennen, wozu er alle Commentatoren zu Rathe zog, aber eben dabei auch den Hauch der Poesie daraus vertrieb. Seine Episteln (1624), ohnehin, wie die Psalmen, auf Veranlassung seines Gönners, des Herzogs von Liegnitz, geschrieben, sind blos ein Werk der Reimkunst, wo zwar die gegebenen Gedanken in glatte Verse gegossen sind, aber der musikalische und biblische Charakter vergebens gesucht wird. Im hohen Liede (1627), das er im fünffüßigen Jamben bearbeitete, war es nicht die Erhabenheit des Gedichts, das ihn anzog, sondern er sah es als eine Ekloge, als ein Schäfergedicht an und er sagt selbst, daß es ihm blos deshalb so gefiel, weil es da lauter Hirten,

nur Worte von der Liebe und Vergleichungen aus dem ländlichen Leben gebe. Noch tiefer stehen die Klagelieder des Jeremias (1626) in Alexandrinern und Jonas (1628), wozu er des Hugo Grotius lateinische Paraphrase zum Vorbilde nahm. Auch geistliche Hymnen in Alexandrinern begann er zu dichten, worin Künstlichkeit und Witz Andacht erzeugen soll und Opitz die heidnische Mythologie mit einmischte. Sie sind ganz nach Art eines Prudentius und Lactantius geschrieben. Im Jahre 1619 übersetzte er des Heinsius Lobgesang Jesu Christi, der ganz dieser Art entsprach, und er ahmte denselben 1622 im Lobgesang über den freudenreichen Geburtstag unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi nach, wobei aber Alles durchaus kalt, trocken und eintönig ist, mühsam mit Geschichte, Betrachtung und Lehre untermengt, so daß von der alten und geistigen Andacht keine Spur mehr zu finden ist und Alles einen weltlichen Anstrich hat, der gegen die gemüthreichen Kirchenlieder nur zu grell absticht. Aehnlicher Art sind seine in Alexandrinern gedichteten: Auf den Anfang des Jahres 1621 und Klage beim Kreuze unsers Erlösers.

Entgegengesetzt der bisherigen Richtung dichtete Opitz auch weltliche Liebeslieder und ahmte er eine Reihe von Sonetten, Rondeaux und Liebeslieder der Italiener, Spanier, Franzosen und Niederländer nach, wobei aber wieder Alles verstandesmäßig, kalt, voll Allegorie, Witz und Antithesen ist, denn überall lag das Didaktisch-Moralische zu Grund und unter dem Bilde der Liebe wollte er in Weisheit, Zucht und Höflichkeit unterrichten, was geradezu der Tod jeder lyrischen Poesie ist. Gerade hieraus erkennt man am besten, wie die ganze Poesie von Opitz, wie seiner Nachfolger, in sich unwahr ist und auf willkürlicher Fiction beruht, wie die meisten Gefühle erheuchelt, dem Verse und Worte zu lieb und auf dem Papier, nicht aber im Herzen des Dichters sind, noch weniger aber zum Herzen des Lesers dringen. Seine Richtung prägen vorzüglich einige didaktisch-beschreibenden Gedichte aus, worin er ebenfalls fremde, wiewohl freier, nachzuahmen strebte. Dahin gehören Lob des Feldlebens (vor 1620 gedichtet, 1623 gedruckt), Zlatna oder von Ruhe des Gemüths (nach einem anmuthigen Orte in Siebenbürgen genannt, 1623), Vielgut (nach einem Lustschlosse des Herzogs von Münsterberg genannt, 1629), Lob des Kriegsgottes, in scherzhaft-satirischem Tone (1628) und Vesuvius (1633), alle in langweiligen Alexandrinern gedichtet und voll überflüssiger Gelehrsamkeit und Breite, so daß er dem letzteren Gedichte sogar noch einen Commentar beifügte. — In einer ähnlichen Dichtungsart zeigte sich Opitz allein erfindend, nämlich in seiner Schäferei von der Nymphe Hercynia (1630), die er zur Verherrlichung des Hauses Schaffgotsch schrieb und worin er von der Erzählung in Gespräch und Schilderung übergeht und dazwischen allerlei Gedichte, Lieder, Sonette und Alexandriner einreiht, bis er mit Ehrengedichten schließt. Opitz hatte hierzu Sidney's Arcadia und Montemayor's

Diana als Vorbilder, sowie die Visionen und Allegorien des Mittelalters, und seine Arbeit machte sogar in der Art Epoche, daß man sie fortan häufig nachahmte und daraus die späteren, ebenso ärmlichen und jedenfalls nicht viel besseren Lob- und Ehrengedichte hervorgingen.

Im Gegensatze gegen sein geringes productives Talent zeigt Opitz eine nicht unbedeutende Fähigkeit zu Uebersetzungen, die wenigstens genau und wortgetreu zu sein streben. Er übertrug nicht nur Epigramme und Spruchverse, sondern auch zwei italienische Singspiele, Daphne, ein mythologisch-schäferliches Stück nach O. Rinuccini (1627), und Judith, ein geistliches (um 1630), welche mithalfen das alte Volksschauspiel zu verdrängen; ferner die Trojanerinnen des L. A. Seneca (1625) und die Antigone von Sophocles (1636), die noch jetzt lesbar sind und womit er den Weg zu unserer jetzigen treuen Uebersetzungskunst bahnte. Noch ein Gedicht haben wir von ihm zu erwähnen, das sein gelungenstes ist, nämlich seine Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Kriegs, die er 1621 in Jütland, fern von Büchern und Gelehrsamkeit mitten unter Kriegsstürmen verfaßte und worin allein Wahrheit, Standhaftigkeit, Gemüth, Vaterlandsliebe und Leben ist, das aber auch um so greller absticht gegen seine übrigen Dichtungen. Er gab sie erst 1633 heraus, weil sie streng protestantischen Geist athmen und er inzwischen bei Dohna und dem Kaiser Gunst verdienen wollte. —

110. Sollen wir die Gesammtleistungen unseres Dichters beurtheilen, so ist unläugbar, daß er ein nicht unbedeutendes poetisches Talent mitbrachte, das nur unter der Fülle der Gelehrsamkeit und wegen der durchaus formellen Richtung nicht häufig genug durchdringen konnte. Opitz wußte wohl, daß der wahre Dichter geboren werden müsse, daß man sich nicht dazu machen könne; er verlangte schöpferische Kraft und Phantasie, nur irrte er eben wieder darin, daß er wähnte, die Neulateiner wären passende Muster und die Phantasie bestehe darin, die Mythologie und poetischen Bilder der Alten recht anzuwenden, was ihn auch verführte, sie zu christlich-geistlichen Gedichten zu gebrauchen. Da er keine Empfänglichkeit für die schlichte Einfachheit der Natur und Musik hatte, glaubte er, die Wirkung der Poesie beruhe in Feinheit, Witz, treffenden Gegensätzen und Sentenzen, in bloßer Nachahmung und reichem Ausschmücken mit Bildern und gelehrten Kenntnissen. Daher kommt die durchaus didaktische Richtung seiner Poesie, das Malen und Schildern, das durch ihn auf lange Zeit Mode wurde. In seinen „Oden und Liedern" tritt dies etwas zurück und schon hier, noch mehr aber in seinen Trostgedichten offenbart sich sein poetisches Talent unverhüllter und reiner, obschon er auch viele der ersteren blos deshalb geschrieben haben mochte, um seinen Vorbildern nachzuahmen. Doch darf man Opitzen's Zuschrift an Ludwig von Anhalt vom J. 1625, worin er sagt, seine Liebeslieder seien blos Allegorien und er habe sie gedichtet, ohne daß sein Gemüth es so gemeint, nicht für Wahrheit nehmen, denn er schrieb dies einzig

in der Absicht, um in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen zu werden, die vorzüglich an seiner Liebespoesie noch Anstand genommen hatte.

Den ungeheuren Ruhm, den Opitz bei seinen Zeitgenossen erlangte, von denen ihm dennoch Einige poetisches Talent absprachen, mag er zwar zu großem Theile seiner Kriecherei, seinem geschickten Drehen und Wenden verdanken; ein Theil desselben ist aber dennoch verdient, indem Opitz, abgesehen von seinen poetischen Schöpfungen, der Vater unserer neuen Poetik wurde, so daß auch wir noch ganz auf seinen Schultern stehen. Dies Verdienst kann ihm nicht abgesprochen werden, in dieser Hinsicht hat er vollständig seine Mission erfüllt. Die deutsche Poesie mußte wieder eine strenge Form erhalten, die Vermählung des Antiken mit dem Modernen angebahnt werden, wozu eben die Aufnahme der antiken Formen den ersten Schritt bildete und die ebenfalls nicht angewendet werden konnten, wenn nicht die deutsche Sprache eine Prosodie zuvor erhalten hatte. Für Alles dies hat aber Opitz Bahn gebrochen in seinem kleinen Büchlein „Von der deutschen Poeterei", das er 1624 in fünf Tagen schrieb. Es ist ein Werkchen, das nach Vida und Scaliger bearbeitet ist und in zwei Theile zerfällt, deren erster die schon oben aufgeführten Ansichten über das Wesen der Poesie überhaupt enthält. Im zweiten, für uns ungleich wichtigeren Theile gibt er Vorschriften über die Sprache und metrische Form der deutschen Gedichte. Die kurzen Reimpaare wurden nämlich früher nur nach der Zahl der Hebungen gemessen, nicht nach den Silben und den zwischen den Hebungen stehenden Senkungen und diese Messung der Verse ging im 15. Jahrhundert der Art verloren, daß man zuletzt die Verse nur nach der Silbenzahl maß und gar nicht mehr auf Hebung und Senkung Rücksicht nahm. Hierdurch entstanden die monströsesten Verse, welche bei jedem seiner gebildeten Ohre Widerwillen erregen mußten, und Opitz begann diesem Unwesen dadurch abzuhelfen, daß er Verse bilden lehrte, worin nicht nur eine regelmäßige Silbenzahl, sondern auch eine regelmäßige Abwechslung zwischen Hebung und Senkung unter Berücksichtigung des Wortaccents eingeführt wurde. So einfach und vor Augen liegend diese Sache war, so nahe Ernst Schwabe von der Heide, ja schon Weckherlin und vielleicht noch Einer oder der Andere ihr gekommen waren, so fehlte doch Allen das Wort, das sie suchten und auszusprechen sich bemühten, ohne es finden zu können. Opitz traf allein das richtige Wort und sein ist das Verdienst, das ihm Niemand abstreiten kann. Er allein hat die Knittelverse und damit die handwerksmäßige, leierartige Poesie verdrängt, die so lange das Aufleben einer besseren Dichtung verhinderte und die Gebildeten abschreckte. Freilich hat uns Opitz dafür die noch langweiligeren Alexandriner mit ihren eintönigen Cäsuren und Reimen gebracht, die nur zu lange Zeit hindurch aus unserer Poesie nicht zu vertreiben waren; aber dies ist immer das Geschick derer, die eine neue Bahn brechen; ihr Blick erkennt den Fehler, zeigt an, wo hinaus das Bessere zu suchen sei, sie machen jedoch in eigenen Versuchen,

in dem, was sie für das Alte setzen, nur selten glückliche Griffe, ja Opitz hat uns durch seine Pedanterie um die alten schönen Fügungen gebracht, wo das Beiwort hinter das Hauptwort gesetzt werden konnte (z. B. das Mündlein roth).

Ernst Schwabe von der Heide hielt sich in Danzig auf und gab 1616 zu Frankfurt a. d. O. ein von Opitz benütztes Büchlein heraus, worin die Gedichte schon ganz den neuen Weg einschlugen, obschon Schwabe noch nichts über die Silbenbetonung enthielt, die Opitz erst in den Niederlanden aus Abraham van der Myle's Buch de lingua Belgica 1612 kennen lernte. Auch Tobias Hübner in Dessau († 1636) wollte schon 1613 die neue Prosodie vor Opitz angewendet haben. Wie dem aber auch sei, — zum Bewußtsein der unumgänglichen Nothwendigkeit und zur eigentlichen Ausbildung der neuen Versmessung kam es erst durch Opitz.

111. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn die Opitzische Versbildung auch auf Widersacher stieß und besonders das Kirchenlied und die Volkspoesie nicht so leicht vom alten Herkommen lassen wollte. Es lag darin noch zu viele Musik, man wollte einer Silbe wegen einen guten Gedanken nicht aufgeben, so sehr man auch wieder das Bessere der neuen Lehre einsah. Die Form beherrschte eben noch die Dichter zu sehr, man war noch nicht derselben Herr, um in sie alle Gedanken, alle Gebilde der Phantasie ungezwungen eingießen zu können. Daher wollten sich Weckherlin und besonders Schupp nicht fügen. Dagegen erhielt Opitz in dem Wittenberger Professor August Buchner einen rüstigen Gehülfen, der auf dem angebahnten Wege fortschritt und die Opitzische Lehre systematisch ausführte. Er vorzüglich prägte die Lehre vollständig aus, daß der Dichter nie lehren solle, ohne zu ergötzen, nie ergötzen solle ohne zu lehren; die Poesie begreife alle göttlichen und menschlichen Dinge und trage die Philosophie im schmeichelnden Gewande von Fabel und Erdichtung vor. Buchner führte auch die Daktylen wieder ein, die er aus Ulrich von Liechtenstein's Dichtungen kennen gelernt hatte, und schrieb selbst einige Gedichte. Er war Opitz überlegen an lateinischer und griechischer Gelehrsamkeit, ihm verwandt an kritischem Sprachforschergeiste und Begeisterung für die deutsche Poesie und zeigte in allen Dingen ein so verständiges Maaß, daß ihm pompöser Wortschwall und Gesuchtheit später einzig vor allen Zeitgenossen mißfiel. Besonders ausgebildet war sein Geschmack und Ohr und seine Kenntniß der Sprachregelrechtigkeit in Beurtheilung fremder Produkte, weshalb seine Wirksamkeit auch so erfolgreich war. — Schon Buchner's Wegweiser zur deutschen Dichtkunst enthielt einige grammatikalische Parthien und die Folge der Lehren von Opitz war auch, daß man nun der deutschen Grammatik sich wieder zuwandte. Der Rector Christian Gueintz in Halle suchte in seiner Sprachlehre und Rechtschreibung auf die Meißnische Mundart zurückzugehen und that dies mit der Billigung und Zustimmung der fruchtbringenden Gesellschaft. Obschon letztere seiner Arbeit Ansehen geben sollte, so ward dieselbe doch verdunkelt durch ein Mitglied derselben, den Wolfenbütteler Consistorialrath Justus Georg Schottel, der mit seinem Eifer für Sprachreinigung schon in's Lächerliche gerieth und gegenüber den Regeln Scaliger's und den Werken der Griechen und Römer mit Selbstgefälligkeit seine breiten prosodischen Lehren und seiner

Nürnberger Freunde klappernde, in's Kindiſche verfallende Reime als Muſter aufſtellen wollte.

August Buchner iſt 1591 von angeſehenen Eltern zu Dresden geboren, erhielt zu Schulpforte eine gute Bildung, ſeit 1610 zu Wittenberg und zeichnete ſich ſchon ſo früh aus, daß ihn der Kurfürſt 1616 zum Profeſſor der Poeſie erhob, wo er eine Menge Schüler um ſich verſammelte. Im Jahre 1641 wurde er als „der Genoſſene" in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen, ward zuletzt auch Profeſſor der Beredtſamkeit an der Univerſität und ſtarb 1661 ſo geehrt, daß ein Schüler 1665 ſeine Vorträge über die deutſche Poeterei herausgab. Eine Proſodie ſoll er ſelbſt ſchon vor 1645 bekannt gemacht haben; von ſeinen eigenen Gedichten hat er nur eines herausgegeben: Weihnachtsgedanken und Nachtmahl des Herrn, Wittenberg 1638. Zwei andere wurden von Anderſen erhalten und auch ſeine Briefe 1720 von Joh. Jac. Stübel zu Frankfurt und Leipzig in 3 Theilen herausgegeben. — Chriſtian Gueintz, geboren 1592 zu Kokau in der Niederlauſitz, 1627 Rector am Gymnaſium in Halle, wo er 1650 ſtarb, war ſeit 1641 als „der Ordnende" Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft und gab heraus: Deutſcher Sprachlehr-Entwurf. Köthen 1641, 8°, und „Deutſche Rechtſchreibung", Halle 1645, 8° und 1666. — Ueber Schottel vergl. §. 118.

112. An Opitz haben wir ein glänzendes Beiſpiel, wie ein bahnbrechender Geiſt die ganze nachfolgende Zeit beherrſcht und mit ſich fortreißt. Alle Dichtungsgattungen, in welchen er ſich verſucht, wurden weiter ausgebeutet, wenn man auch nicht immer einen paſſenden Inhalt dafür gewinnen konnte, und wie er die Alten und deren ausländiſche Nachahmer kopirte, ſo ward Opitz wieder von ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern nachgeahmt, die man daher manchmal als die erſte ſchleſiſche Dichterſchule gruppirt hat. Nur das weltliche und geiſtliche Lied folgte ſeinem Vorgange nicht, denn die Muſik rettete es von der nüchternen, allzu verſtandesmäßigen Richtung und erhielt es in ſeiner reineren, naturgemäßeren Geſtaltung. Dagegen wichen in den anderen Dichtungsarten die Phantaſie und der poetiſche Schwung der neuen Breite, Gelehrtheit und dem Prangen mit Witz und epigrammatiſchen Antitheſen. Ueberhaupt ward jetzt vorzüglich die didaktiſche und nachahmende Dichtung ausgebildet und konnte blos eine Art ihre wahre und erfolgreiche Pflege erhalten, nämlich das Epigramm, wodurch dieſe Zeit viele Aehnlichkeit mit der gnomiſchen Dichtung der Ritterzeit bekam. Während wieder von oben herab die kleinen Fürſten Beſchützer der Poeten wurden, kamen dieſe völlig in den Zug der Gelehrſamkeit, welche bei ihnen Dünkelhaftigkeit, Selbſtruhm und Ueberſchätzung hervorrief. Unter ſolchen Umſtänden konnte natürlich das Liebeslied nicht oder nur ſelten gelingen, ſuchte man den poetiſchen Schwung durch Allegorien, mythologiſche Maſchinerie, Symbole und witzige, oder ſententiöſe Redensarten zu erſetzen und ſo wenig hatte man eine Ahnung von dem gänzlichen Unwerthe dieſer Richtung, daß man glaubte, das goldene Zeitalter der Poeſie wäre angebrochen und dieſelbe habe nicht nur die Alten bereits hinter ſich gelaſſen, ſondern ſei auch ſelbſt nicht mehr zu übertreffen. Nur bei Opitz ſelbſt findet man noch Spuren, daß er manchmal ſelbſt an ſeinem poetiſchen Genie zweifelte.

Viel trug zu dieſem Zuſtande auch die Zeit ſelbſt bei, welche eine der traurigſten war, die Deutſchland erlebt hat. Der lange, Alles verwüſtende

Krieg ermattete die Geister, zog sie ab von den allgemeinen Angelegenheiten und wandte ihre Theilnahme mehr den einzelnen Höfen, Gemeinde- und Familieninteressen zu, so daß die Dichtung keine großen Stoffe vor sich hatte und sich auf Gelegenheitspoesie und unbedeutendere Begebnisse und Festlichkeiten beschränkte. Daher lagen die epische und dramatische Poesie brach, letztere beschränkte sich auf allegorische Festspiele und musikalische Stücke, selbst die Romane wurden seltener und durch Uebersetzungen ersetzt und die Dichtung verbreitete sich selten weiter als über geistliche Hymnen und Gelegenheitsgedichte, Lieder und Oden, Madrigale, Sonette, Elegien, Episteln, Satiren, Epigramme und besonders auf die süßliche, geistlose Faulenzerdichtung der Schäfereien, wobei man Ronsard und seine Nachahmer und die neueren Italiener und Spanier zum Muster nahm. —

Durch Opitz und seine Wanderungen wurde diese neue Richtung der Poesie durch ganz Norddeutschland getragen und plötzlich sehen wir an allen Enden zahlreiche Dichter wie Pilze aufschießen, von denen nur wenige sich über die Mittelmäßigkeit erheben und die meisten sich ziemlich gleich sehen; nur daß sie bald diesen, bald jenen Zweig mehr cultivirten. Auch kann man sagen, daß von nun an die Dichtung nur den protestantischen Ländern angehörte, indem der katholische Süden, ein paar Dichter ausgenommen, nur höchst Unbedeutendes leistete.

113. Am nächsten an Opitz steht der Sachse Paul Flemming, einer der schönsten Charaktere unter allen weltlichen Dichtern seiner Zeit, der jedenfalls eine eigene Schule um sich versammelt und ein erfolgreiches Wirken hinterlassen hätte, wenn ihn nicht der Krieg und der Reisetrieb weggeführt hätten fern von dem Vaterlande und er nicht gleich nach seiner Rückkehr in der Blüthe seines Lebens gestorben wäre. Aber auch so regte er noch in Hamburg, wo er endete, so mächtig an, befruchtete er dort die weltliche Lyrik so sehr, daß sich daselbst immer noch ein reiner Nachhall von ihm erhielt und bis auf Hagedorn und Klopstock fortdauerte. Flemming war weder Kriecher, noch Schmeichler, erhielt sich überall seine Selbstständigkeit und suchte so wenig nach Ruhm, daß er nicht einmal daran dachte, seine Gedichte zu sammeln, die erst nach seinem Tode erschienen. Seine Reisen gaben ihm Lebenserfahrung und Weltkenntniß, hielten ihn frei von der gelehrten Richtung Opitzens und bewirkten, daß er als Lyriker, was er vorzüglich ist, unvergleichbar viel wahrer ist, als dieser. Die Gefährtin seiner Poesie ist ächte, innige Freundschaft, er liebt die vergönnte Fröhlichkeit und fingirt nicht Gefühle, sondern wo sein Herz wallt in Frohsinn und Liebe, da spricht er es rein und unverblümt aus, denn er scheut sich nicht des Feuers geständig zu werden, das seine Adern durchwallt. Daher findet man bei ihm Aehnlichkeit mit den Minneliedern, nur daß bei Flemming Alles plastischer hervortritt. Dieser Gegensatz der Wahrheit und des Gefühls gegen Opitz zeigt sich bei ihm überall, selbst in den Gelegenheitsgedichten, wo er sich

hütet Etwas zu ſagen, wobei ſein Herz nicht mitſpricht. Auch verſtand er es, die Bilder des Volkslieds mit ſeinen Gedichten zu verweben und ſelbſt die Alexandriner werden leichter und ſchwebender. Seine Sonette ſind weit beſſer im Tone der Italiener gedichtet als die Opitziſchen, wie ſein Gedicht „O liebliche Wangen“ und Anderes bezeugt. Sein Kirchenlied „In allen meinen Thaten laß ich den Höchſten rathen,“ ſein Liedchen „Wie er wolle geküſſet ſein,“ ſein Gedicht auf die Hochzeit eines gewiſſen Schörkel ſind wirklich gut zu nennen und dieſen ließen ſich noch manche andere, wie das Sonett „An ſich“, die Gedichte an Deutſchland und an ſeine Stiefmutter, anreihen. Nur ſeine Jugendgedichte leiden am Fehler der Ueberfüllung und Ausſchweifung, an übertriebenem Auftragen von Glanz und Farben, ſonſt aber ſind Innigkeit, Innerlichkeit und intenſive Gedrängtheit beſtändige Eigenſchaften unſeres Dichters, der die Sehnſucht, wie die Gemüthsſtille, die Schmerzen, wie die Freuden zum Geſang erheben konnte und ſich nie von lähmendem Trübſinn beherrſchen ließ. Unſtreitig war er an wahrer poetiſcher Anlage ſeinen Zeitgenoſſen weit überlegen, obſchon ſeine abſoluten Erfolge ſchon deshalb nicht ſo groß ſein konnten, weil er mitten in ſeinem bewegten Leben ſo frühe ſtarb.

Paul Flemming, der Sohn eines reichen, lutheriſchen Predigers, ward am 17. Oktober 1606 zu Hartenſtein in Sachſen geboren, verlor ſeine Mutter frühe, die ihm aber eine liebevolle Stiefmutter erſetzte, ward im väterlichen Hauſe ſorgfältig erzogen, beſuchte dann die Fürſtenſchule zu Meißen und lernte die Werke der Alten hier näher kennen. Auch ſcheint ſchon hier ſein poetiſches Talent ſich geoffenbart zu haben. In Leipzig ſtudirte er Arzneiwiſſenſchaft, ward aber dabei der Poeſie nicht untreu und ſcheint daſelbſt noch länger als bis 1631 geblieben zu ſein, wo er die Magiſterwürde erlangte. Im Jahre 1633 vertrieb ihn der Krieg aus Sachſen und er ging nach Holſtein, wo gerade der Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein eine Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den ruſſiſchen Czaren Michael Feodorowicz in Moskau, vorbereitete. Auf Verwenden ſeines Freundes, des Leibarztes Hartmann Grahmann, der die Reiſe mitmachte, wurde er als Hofjunker und Truchſeß dafür angenommen und bereitete ſich durch das treffliche Lied „In allen meinen Thaten“ zu der gefahrvollen Reiſe vor, die am 22. Oktober 1633 zu Gottorf angetreten wurde. Von Riga aus ward ſie zu Land fortgeſetzt, die Geſandtſchaft gelangte am 18. Auguſt 1631 nach Moskau und erreichte hier vollſtändig ihren Zweck, den freien Durchzug für eine andere Geſandtſchaft an den Schach Sefi von Perſien zu erlangen. Am 6. April 1635 nach Gottorf zurückgekehrt, wurde die zweite Reiſe vorbereitet, welche am 27. October 1635 von Travemünde aus angetreten wurde und zwar von mehr als hundert Perſonen. Das Schiff ſtrandete am 9. November bei der Inſel Hochland vor Reval, aber alle Perſonen wurden gerettet, doch verweilte man hier dreizehn Wochen, um neue Schreiben von Holſtein kommen zu laſſen. Endlich gingen ſie über Moskau nach Aſtrachan und Flemming hat die Erlebniſſe auf dieſer Sommerreiſe in vielen Gedichten beſungen, die manchen Unmuth über den ſtolzen, mißtrauiſchen Geſandten Brügmann enthalten, der ihm die Reiſe verleidete. Auch auf dem kaſpiſchen Meere war in Folge eines Sturms Flemming in Todesgefahr und erſt nach vielen Mühen erreichte die Geſandtſchaft Ispahan, wo ſie fünf Monate blieb und bei Gelegenheit eines Streites zwiſchen der Dienerſchaft und einigen Fremden Flemming blos in einer armeniſchen Kirche Schutz und Rettung fand. Am 21. December 1637 kehrte die Geſandtſchaft zurück und zwar durch die blühende Landſchaft Kilan, aber ſchon hier wird Flemming von Todesahnung ergriffen und ſein Herz wurde betrübt von Gram über die Noth des fernen Vaterlandes. Nach Reval zurückgekehrt, verlobte ſich Flemming mit der Jungfrau Anna Niehouſen, der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, und eilte dann nach Hamburg, wo er ſich nach erlangter Doktorwürde, die er zu Anfang des Jahres 1640 in Leyden erwarb, als Arzt niederzulaſſen gedachte. Kaum war er aber wieder in Hamburg, ſo ſtarb er daſelbſt am 2. April 1640 mit edler Ergebung und im muthigen Bewußtſein ſeines unver-

gänglichen Dichterruhms, was er noch drei Tage zuvor in einem Sonette als eigene Grabschrift ausgesprochen hatte. Ein großer Theil seiner Gedichte ist verloren gegangen. Der Vater seiner Verlobten gab eine Sammlung der übrigen 1642, 8°, zu Lübeck und dann zu Jena heraus, unter dem Titel „Poetische Wälder", die bis 1685 noch fünf Auflagen erlebten. Außerdem sind von ihm lateinische Gedichte erhalten, von welchen ein Theil in Rubella seu suaviorum liber. Lips. 1631, 4° und Epigrammata latina antehac non edita. Amstel. 1649, 8°. Hamb. 1619, 8°, letztere durch Olearius, herausgegeben sind, ein Theil aber handschriftlich auf der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt ist. — In neuerer Zeit gab Gustav Schwab, Stuttgart 1820, 8°, eine Auswahl von Flemming's Gedichten, nebst seiner Lebensbeschreibung heraus. — Auf Flemming, der den kaiserlichen Lorbeer erhalten haben soll, machte schon Zesen aufmerksam, der ihn über Opitz stellte, noch mehr aber Morhof. Vergl. auch Varnhagen von Ense's biograph. Denkmale, 4. Bd.

114. Verfolgen wir vorerst das weltliche Lied, wie es von den Nachfolgern Opitzens weiter ausgebildet wurde, so werden wir nur die hervorstechendsten anzuführen haben, welche selbst fast nur ein literarhistorisches Interesse zu bieten vermögen, und gruppiren dieselben am besten nach ihrer landschaftlichen Vertheilung, wobei wir fast den wenigsten in Schlesien selbst begegnen. Am unfruchtbarsten ist der Oberrhein, wo im Gegensatze zu der fruchtbringenden Gesellschaft der Straßburger Professor Joh. Matth. Schneuber und Esaias Römpler von Löwenhalt, beide selbst Dichter, im Jahre 1633 die aufrichtige Tannengesellschaft stifteten, welche darauf ausging, die Reinheit der deutschen Sprache zu erhalten und wieder herzustellen, aber ihre Stifter nicht überlebte, weil der Kreis dichterischer Kräfte dort zu gering war. Sie selbst dichteten nur Unbedeutendes, was noch vielfach an das spätere Volkslied des 16. Jahrhunderts erinnerte und zwar durch Inhalt und Form. In Württemberg steht der Schlesier Christoph Kaldenbach zu Tübingen fast vereinzelt da und wirkte als Professor der Poesie für die formelle Ausbildung derselben, das Beispiel Buchner's nachahmend; seine deutschen Gedichte sind jedoch voll hochtrabender Worte und deuten schon den später einbrechenden Schwulst an. Dagegen zeigen die Gedichte einiger Schweizer schon einen naturgemäßeren, einfacheren und wahreren Ton, mehr Beweglichkeit, Natur und Menschenkenntniß. Dies gilt besonders von den Gedichten des Herisauer Joh. Grob, bekannt unter dem Namen Reinhold von Freienthal, weniger von jenen Joh. Wilh. Simler's zu Zürich, der Naturschildereien und Jahreszeitlieder liebte. Aus Oesterreich ist fast kein bemerkenswerther Dichter bekannt, denn der ganze katholische Süden blieb für die Poesie todt und der Einzige, dessen wir hier gedenken müssen, ist ein Protestant. Wolfgang Helmhardt von Hohenberg aus Unterösterreich, später aber in Regensburg lebend, dichtete nicht nur einen Psalter und eine Proserpina, sondern sogar eine Art Epos „Habsburgischer Ottobert", in 36 Büchern und 40,000 Alexandrinern, wozu er den Stoff selbst erfand, denn er gibt darin dem Hause Habsburg einen abenteuerlichen Ahnen, ganz im Geschmacke des Ritterromans. Das Werk ist zwar ohne alle epische Kunst, mit ermüdenden Tiraden ausgeschmückt und die Alexandriner oft ziemlich holperig, auch meinte der Dichter selbst sich höchstens

mit einem Ennius vergleichen zu dürfen, aber doch darf es ohne Scheu neben die anderen Leistungen der fruchtbringenden Gesellschaft treten, der er als der „Sinnreiche" angehörte. Die übrigen österreichischen Mitglieder dieser Gesellschaft, wie Graf Adam von Kuefstein, Matthias von Lilienberg und Joh. Wilh. von Stubenberg, sind als fleißige Uebersetzer bekannt.

Von Löwenhalt sind bekannt: Erstes Gebüsche seiner Reimgedichte. Straßburg 1617, 8°. — Von Schneuber: Gedichte, Straßb. 1614. — Kaldenbach war 1613 zu Schwibus geboren, studirte zuletzt in Königsberg, erhielt dort ein Schulamt, war mit Dach befreundet, kam 1636 als Professor der Geschichte, Poesie und Beredsamkeit nach Tübingen und starb daselbst 1698. Er schrieb in lateinischer Sprache eine Poetik, Poetice Germanica, Nürnberg 1674, 12°, und „Deutsche Lieder und Gedichte", Tübingen 1674, 12°, und ist auch unter dem Namen Celadon bekannt. — Grob's Gedichte sind zum Theil mit seinen Epigrammen 1670, zum Theil unter dem Titel: Reinhold's von Freienthal poetisches Spazierwäldlein, 1760, erschienen. – Simler's Gedichte erschienen 1618 zu Zürich. — Hohenberg ist im Jahr 1612 zu Lengenfeld geboren, trat 1632 in Kriegsdienste, vernachlässigte dabei jedoch Wissenschaften und Sprachen nicht, fühlte aber den geistigen Druck in Oesterreich schwer, verkaufte daher 1665 seine Güter in Oesterreich und ging nach Regensburg, wo er 1686 starb. Sein Ottobert erschien 1664 in 8° zu Erfurt.

115. Um Buchner in Wittenberg versammelte sich ein ganzer Kreis junger Poeten, welche die Dichtung beinahe handwerksmäßig trieben, denn Buchner ermunterte die Meisten schon aus dem Grunde, weil er den Stil durch poetische Versuche zu bilden glaubte. Weil er die geistliche Poesie und besonders die Hymnen empfahl, versuchten sich seine Schüler zumeist darin, diese selbst sind aber zu unbedeutend, um genannt zu werden. Nur des Andreas Scultetus müssen wir gedenken, der sehr jung starb und durch Lessing's Ueberschätzung zu Ehren kam. Aber er wird von gelehrtem Wuste fast niedergedrückt, während bei allem seinem feurigen und kühnen Streben nach dem Höchsten, bei seinem Verachten des Gewöhnlichen und Gemeinen und dem eigenthümlichen Aufschwung der Phantasie und des Gefühls doch keine Haltung zu finden ist. — An einem Schlesier, Wenzel Scherffner von Scherfenstein, ist außer vieler Gelehrsamkeit fast kein Zusammenhang mit Opitz zu bemerken. Er hat viele Vorliebe für altdeutsche Stücke, übersetzte den Grobianus und wendete sich auch dem Nürnberger Schäfergeschmack zu, was viele Sonderbarkeiten bei ihm hervorrief, indem er z. B. die alten Götter germanisiren wollte und Vulkan als den Grobianus, Bacchus aus Bacharach einführte.

Andreas Scultetus war der Sohn eines Schusters zu Bunzlau, besuchte seit 1639 das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau, schrieb hier schon Gedichte und starb bald darauf, oder jedenfalls um 1612. Sein Hauptgedicht: Andreae Scultetii Boleslavii Oesterliche Triumphposaune, ist 1612, 4° in Breslau erschienen. Im Jahre 1771 gab Lessing seine Gedichte zu Braunschweig heraus und Nachlesen dazu lieferten J. G. Jachmann, Probst und Rector in Oels, 1791, und Hier. Scholtz, Diakonus in Breslau 1783, doch sind dies blos deutsche und lateinische Gelegenheitsgedichte. Scherffenstein, zu Leobschütz geboren, ließ 1640 den Grobianus und 1652 zu Brieg seine „Geist- und weltliche Gedichte" erscheinen, worin sich unter Andern ein antiquarisch-erzählendes Stück von der alten Teutschen Ankunft, Leben, Städte, Sitten und Gottesfurcht befindet. Er war Organist in Brieg und auch Componist.

116. Fern im Nordosten, wo Opitz starb, pflanzte sich seine Dichtungsmanier ebenfalls fort und wie zu Wittenberg, so regte sich nun auch in der Universitätsstadt Königsberg ein poetisches Leben, das zum Theil schon der

Pſalmendichter Ambroſius Lobwaſſer (1515—1585) hervorgerufen hatte und ſpäter in Simon Dach ſeinen Mittelpunkt fand. Die Hauptvertreter dieſes Kreiſes waren Robert Roberthin, Heinrich Albert und Simon Dach, die ſchon mehr lebendige Natürlichkeit als die Schleſier beſitzen und in der Lyrik oft ſogar Flemming übertreffen. Alle drei Dichter waren durch Freundſchaft mit einander verbunden und eine melancholiſche, ſchwermüthige Stimmung charakteriſirte ſie, die ſtets in ihren Liedern des Todes gedenken und auch im anakreontiſchen Liede düſter endigen. Von Roberthin ſind nur ſehr wenige geiſtliche und weltliche Lieder erhalten, welche ſich ebenſo ſehr durch die Sicherheit und Leichtigkeit der Form, als durch Kraft des Ausdrucks und Klarheit der Gefühle und Begriffe empfehlen und einen gebildeten Geiſt und ein warmes Herz verrathen. Albert, der zugleich ein geſchickter Componiſt war, deſſen Weiſen überall Eingang fanden, zeigt in ſeinen geiſtlichen Liedern, deren noch manche, wiewohl entſtellt, in den proteſtantiſchen Geſangbüchern ſich erhalten haben, eine fromme Ergebung und einen einfachen und edlen Stil; jedoch auch in leichter, ſcherzender Freude wußte er ihn mit Anmuth zu bewegen, wie ſein Tanzlied beweist, das ſich von dieſer Art allein erhalten hat. Eine reichere Anzahl von Gedichten beſitzen wir von Simon Dach, auch ſolche in lateiniſcher Sprache. Dach iſt beſonders im eigentlichen und ſingbaren Liede in ſeiner Sphäre; Innigkeit, Herzlichkeit, naives, kindliches Ausſprechen der ganzen vollen Seele ſind die inneren Charakterzüge ſeiner Gedichte, die dazu noch eine ungemein leichte und gefällige Form und Sprache haben. Unbefangene Heiterkeit und behagliche Freude herrſcht in ſeinen Brauttänzen und heiteren Muſenſpielen; ſein Leid iſt aber ſelten tief ergreifend, ſeine Liebe ſanft und gleichmäßig, denn Tiefe des Geiſtes, Stärke und Gluth der Empfindung gehen ihm ab. Nur in den Geſängen der Freundſchaft wird er übervoll, gehen ihm die Worte aus und bricht er oft mitten im Strom der Gefühle ab. Seine geiſtlichen Lieder ſind mehr innige Gebete, ſtille Betrachtungen und Seufzer einer nach Erlöſung ſchmachtenden Seele, als erhebende Preis- und Dankgeſänge; doch ſind ſie innig und fromm gefühlt, zumal ſeine Sterbelieder. Mehrere ſeiner lyriſchen Gedichte trafen den Ton des Volkslieds ſehr glücklich, wie das in preußiſcher Mundart gedichtete „Aennchen von Tharau“ noch heute vom Volke geſungen wird. Seine Gelegenheitspoeſie iſt ſchwach und verdient vergeſſen zu bleiben. Die übrigen Königsberger Dichter, die ſich um obige drei ſchaarten, ſind bedeutungslos.

Robert Roberthin war zu Königsberg im Jahre 1600 geboren, wurde daſelbſt churfürſtlicher Ober- und Regimentsſecretarius bei der preußiſchen Regierung, verheirathete ſich 1630 mit Urſula Vogt, war ein eifriger Beſchützer junger poetiſcher und muſikaliſcher Talente, wie er denn ſich vorzüglich um Dach verdient machte, und ſtarb am 7. April 1648. Er war ein Freund von Opitz geweſen, der ihn auch 1638 beſuchte. Von ſeinen Gedichten ſind nur wenige in H. Albert's muſikaliſchen Sammlungen erhalten, die theils mit ſeinem ganzen Namen, theils mit D. und Berintho unterzeichnet ſind. — Heinrich Albert wurde am 28. Juni 1604 zu Lobenſtein im Voigtlande geboren, ſtudirte die Rechte in Leipzig, wandte

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ſich aber bald in Dresden der Muſik zu und kam 1626 nach Königsberg, wo ſeine Compoſitionen Glück machten und ihm 1631 die Stelle eines Organiſten erwarben. Beim churfürſtlichen Hauſe in Gunſt, ward er deshalb vielfach angefeindet, blieb aber doch in Königsberg, vermählte ſich 1638 und ſtarb am 6. Oktober 1668. Er verſammelte ſeine Freunde oft um ſich in ſeiner ſchönen Kürbishütte und hier wurden die beſten ſeiner Lieder gedichtet und componirt. Von Albert ſind bemerkenswerth: Poetiſch-muſikaliſches Luſtwäldlein, das iſt: Arien oder Melodeyen Etlicher theils Geiſtlicher, theils Weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuſcher Liebe und Ehren-Luſt dienender Lieder. In ein Poſitiv, Clavicimbel, Theorb oder anderes vollſtimmiges Inſtrument zu ſingen geſetzt von Heinrich Alberten. Erſtlich gedruckt zu Königsberg in Preußen. Fol. (144 Lieder, die meiſten von dieſen drei Dichtern) — 8 Theile. Der Arien Etliche ꝛc., Lieder ꝛc. Zum viertenmal gedruckt durch Joh. Reuſnern 1652–61. Fol. (die ſechs erſten Theile ſind Wiederholung des Luſt-Wäldleins). In Leipzig kam davon eine Duodezausgabe als Nachdruck heraus, von Ambroſio Profe gedruckt, 1657, jedoch nur die geiſtlichen Lieder enthaltend; die weltlichen druckte man 1657 zu Brieg nach. — Partitura oder Tabulatur Heinrich Albert's Muſikaliſcher Kürbis-Hütte, mit 3 Stimmen; es erſchienen mehrere Hefte davon. In dieſer Sammlung ſind ſeine Lieder mit H. A., oder Celadon unterzeichnet und ſein Schäfernamen war Damon. — Simon Dach, der Sohn eines Dollmetſchers der Litthauiſchen Sprache, ward am 29. Juli 1605 zu Memel geboren, lernte frühe Muſik (Geige) und beſuchte die Domſchule zu Königsberg, die er nur 1620 während der Peſt verließ. Später ging er auf drei Jahre nach Wittenberg und dann nach Magdeburg, von wo ihn 1626 ebenfalls die Peſt wegtrieb. In Königsberg ſtudirte er nun Theologie und Philoſophie und ward 1633 als Kollaborator an dortiger Domſchule angeſtellt, welches Amt aber den ſchwächlichen Mann niedergedrückt hätte, wäre er nicht mit Roberthin bekannt geworden, der ihn zu ſich aufnahm und ſein Talent unterſtützte und leitete, bis Dach endlich im Jahre 1636 zum Conrector ſeiner Schule ernannt wurde und nun freier den Muſen leben konnte. In Folge eines 1638 überreichten poetiſchen Glückwunſches gab ihm 1639 Churfürſt Friedrich Wilhelm die Profeſſur der Poeſie an der Königsberger Hochſchule und von nun an überfloß ſein Herz in Dankbarkeit gegen ſeinen Herrn, ſo daß er kein Ereigniß im Fürſtenhauſe mehr unbeſungen ließ. Auf eine poetiſch angebrachte Bitte des Dichters ſchenkte ihm der Churfürſt das Gütchen Curheim, worauf er ſich 1641 vermählte und glücklich und zufrieden lebte, bis ſeiner Freunde Tod ihn ſchwermüthig ſtimmte und er am 15. April 1659 nach einem Jahre-langen Krankenlager ſtarb. Er hat viele Gedichte hinterlaſſen, aber nur die wenigſten ſind gedruckt oder in Sammlungen vereinigt. Die Meiſten erhielten ſich in den Albertiſchen Arien und in Kirchenbüchern. Nur die Gelegenheitsgedichte auf das churfürſtliche Haus ſind gedruckt in: Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löw und Scepter, von S. D. poetiſch beſungen. Königsberg 4° (1661 von ſeiner Wittwe herausgegeben). Dieſe bilden auch den Hauptheil von Simon Dach's poetiſchen Werken ꝛc. Konigsberg 1696, 4°, der aber noch zwei verſchrobene, allegoriſche Schauſpiele enthält: Cleomenes, der allerwertheſte und lobwürdigſte treue Hirt der Krone Pohlen, — und Sorbuiſa, ein Schäferſpiel, das zur erſten Jubelfeier der Stiftung der Königsberger Hochſchule im Jahre 1644 gedichtet wurde. In mehreren Sammlungen ſtehen von ihm Gedichte und ſeine meiſten Produkte, von Joh. Kaſpar Arlet geſammelt, befinden ſich ſeit 1784 in der Rhedigerſchen Bibliothek zu Breslau. Dach unterzeichnete auch: Chasmindo oder Sichamond.

117. Im Brandenburgiſchen gedieh die Poeſie noch nie, auch in dieſer Zeit machten ſich hier nur einige ſehr untergeordnete Poeten bemerklich und ſelbſt dieſe waren geborene Schleſier. Dahin gehört der Gelegenheitsdichter Nicolaus Peucker zu Köln an der Spree, der ſelbſt zu beſcheiden von ſich dachte, um ſeine Gedichte zu ſammeln. Er hatte einiges Talent für drolligen Scherz, große Leichtigkeit im Versmaße und ein gewiſſes Geſchick, denſelben Stoffen neue Seiten abzugewinnen. Mehrere ſeiner oft naiven Lieder haben überdies etwas Volksmäßiges und es liegen ihnen meiſt bekannte, volksthümliche Weiſen zu Grund (z. B. O Tannenbaum ꝛc.). Manche ſeiner Gedichte ſind übrigens geiſtleere, ungenießbare Reimereien, ja voll plumper Gemeinheit und der Kern

seiner Scherze bestand oft nur in Namenwitzen und rohen Zweideutigkeiten, woran freilich die Zeit und Gegend Geschmack zu haben schien. Besseres Gedeihen fand die Poesie in Rostock, da dort der Krieg sich weit weniger fühlbar machte und auch früher schon viele Anregung gegeben war. Diese nährte der Arzt und Professor der Poesie Peter Lauremberg, der zwar nur lateinisch dichtete, aber auf bessere Vorbilder verwies und junge Talente leitete und förderte. Sein jüngerer Bruder, Johann Wilhelm Lauremberg, wurde ein Satirendichter, wie wir sehen werden, und sein Nachfolger im Amt und Wirksamkeit, der Schlesier Andreas Tscherning, der die Opitzische Richtung hierher verpflanzte, jedoch nicht sclavisch daran festhielt, sondern sich ebenso an Flemming und Buchner lehnte und gegen die Schreibesucht der Dichter eiferte. Er war fast nur Nachahmer, sein Vers ist gut gemessen und auch wohlklingend, die Sprache korrekt und die Gedanken und Bilder reiflich erwogen und ohne Auswuchs, aber es fehlt überall der Ton eigenthümlicher Begeisterung. Nur in einigen seiner früheren Gedichte spricht eine gewisse treuherzige Wärme an, die später dem Zwange der gelehrten Gelegenheitspoesie unterlag. Ueberhaupt ist es sehr zweifelhaft, ob nur Tscherning ein Dichter geworden wäre, wenn er nicht Opitz als Landsmann und Gönner gehabt hätte. Selbst seine gelehrten Arbeiten zeigen keine Eigenthümlichkeiten des Geistes, sondern mehr umfassende Kenntnisse und Fleiß seiner Studien. Doch sind seine Bemühungen für die Verbesserung des grammatischen und prosodischen Lehrgebäudes der deutschen Sprache anerkennungswerth, wiewohl er auch hier mehr auf dem Grundsteine von Opitz und Buchner weiter baute.

Nikolaus Peucker, Schüler von Opitz und selbst ein Schlesier, starb im Jahr 1674 zu Köln an der Spree als churfürstl. brandenburg. Kammergerichts-Advokat, Stadtrichter und Stadtkämmerer. Er war bei Hof wohlangesehen und durfte sich Manches erlauben. Seine Gelegenheitsgedichte sammelte Buchhändler Pfeiffer unter dem Titel: Nikolaus Peucker's, Die rechte, klingende, lustige Paucke von hundert sinnreichen Scherzgedichten, nach des Autors Tode in Ordnung gebracht von Otto Christ. Pfeiffer. Berlin 1702, 12°. Den Namen Paucke wählte der Herausgeber wohl deßhalb, weil der Dichter selbst ähnliche Spiele mit seinem Namen machte. Vrgl. Fr. Nicolai in Biester's Berliner Blättern 1797. Juli, pag. 80. — Andreas Tscherning, der Sohn eines angesehenen, aber nicht reichen Bürgers in Bunzlau ist 1611 daselbst geboren, besuchte die dortige Schule und während der Religionswirrren jene in Görlitz, hierauf in Breslau und bezog 1635 die Universität Rostock, wo er, von Opitz an den Professor P. Lauremberg empfohlen, von diesem in seinen poetischen Studien gefördert wurde. Er lernte auch Arabisch und übersetzte die Sprüche des Ali. Aus Mangel an Mitteln kehrte er 1637 nach Bunzlau zurück, von wo er wegen der Religionsbedrückungen nach Breslau ging, Hauslehrer wurde und im kaiserl. Rathe Matthias Apelles von Löwenstern einen väterlichen Gönner fand. Endlich setzten ihn die Beisteuern seiner Freunde in den Stand, seine Studien in Rostock zu vollenden, wo er 1641 die Magisterwürde und noch in demselben Jahre, nach Lauremberg's Tod, den ordentlichen Lehrstuhl der Dichtkunst erhielt. Hier lebte er nun 15 Jahre lang, zuletzt drei Jahre an einer Brustkrankheit leidend, die in eine solche Geschwulst überging, daß er aller Bewegung unfähig wurde, und starb am 27. September 1659. Lange wurde er bedeutend überschätzt. Seine Schriften sind: Andreas Tscherning's Deutscher Gedichte Früling. Auff's neue übersehen und verbessert. Nachgedruckt In Rostock durch Johann Richeln, In Verlegung Joachim Wilden. 8°, ohne Jahrzahl. Sie erschienen früher zu Breslau 1642 und 1649. Nachtrab des Sommers deutscher Gedichte von Andreas Tscherningen, ausgesendet und verlegt in Rostock.

Gedruckt durch sehl. Nicolaus Keyln, Akad. Buchd. Erb. 1655. 8°. (Enthält fast nur Gelegenheitsgedichte, die früher auf fliegenden Blättern erschienen. Seine kleinen gelehrten Gelegenheitsschriften erschienen: Semi-Centuria Schediasmatum. Rostock 1643. 8°. — Unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey; wie auch kurzer Entwurf oder Abriß einer deutschen Schatzkammer. Lübeck 1659. 12°. Die Uebersetzung der Sprüche des Ali ist seinem Frühling angehängt als Centuria Proverbiorum Alis, Imperatoris Muslimci, distichis latino-germanicis expressa ab A. Tscherningio, cum notis brevioribus. Sonst wird noch von ihm erwähnt: eine lateinische Uebersetzung des Anakreon, Promulsio Programmatum Academicorum, eine Rede für Deutschland und ein Schauspiel Judith.

118. In Hannover und Braunschweig wütheten die Kriegsstürme zu oft, um der Poesie die nöthige Muße zu lassen, und was daher bekannt ist, kann auf keine Bedeutung Anspruch machen. Der als Vielschreiber genannte Bellinghausen in Osnabrück gehört noch mehr der Zeit vor Opitz an und hat blos einige Kirchenlieder verfaßt, die besser sind; während Backhaus zwar Opitz kennt, aber nichts als prosaische Reimerei lieferte. Mehr bekannt ist Justus Georg Schottel zu Wolfenbüttel, der sich durch seine Arbeiten um die deutsche Sprache verdient machte und seinen Eifer und Stolz als deutscher Sprachwart in einem elegischen Gedichte laut werden ließ, aber schon mehr dem süßlichen, bombastreichen Tone der Nürnberger sich näherte. Mehr Opitzianer war der Helmstädter Professor Enoch Gläser, der in seiner Elmenschäferei, seiner Schäferbelustigung und anderen Liedern immer auf Opitz zurückkommt, wenn er auch schon die Schäfermanier anstimmt, ja sogar in seinen moralischen Liedern Opitz geradezu nachahmt. Viel wichtiger wurde die Elbegegend und Schleswig-Holstein, wo von Alters her immer größere geistige Regsamkeit gefunden wurde. Hier bildeten Rachel und Rist die Opitzische Richtung aus und nur Zacharias Lund, Vicar zu Aarhus, zeigte sich als treuer Schüler Buchner's, dem er auch in der mehr gelehrten Richtung folgte, wie er denn auch seine Gedichte mehr zur Uebung fertigte, als aus innerem Drang. Er hatte noch viel mit der Sprache zu ringen, doch zeigen seine Gedichte im Ganzen einen heiteren Ton, der sich nur selten zum Ueppigen und Muthwilligen neigt. Seine Reflexion thut der Sprache des Gefühls wenig Eintrag und in seinen geistlichen Gedichten in Alexandrinern nimmt er sogar hier und da einen höheren Aufschwung, wodurch er seinen Landsmann Rist übertraf, obschon dieser zu einem bedeutenden Namen gelangte. Johann Rist, Pastor zu Wedel an der Elbe, war einer der schreibseligsten Dichter und fast so hoch gefeiert wie Opitz, an den er sich anschloß und den er zu ergänzen suchte. Wie dieser, verachtete er später seine Jugendarbeiten und wandte sich der geistlichen Poesie zu, welche in allgemeiner Gunst stand und in Bibeln und Kirchenvätern eine unerschöpfliche Quelle hatte. Ihm dünkte das Wesen eines wahren Dichters darin zu bestehen, daß man die Bilder und Mythologie der Alten wohl anbringe, in fortdauernder Allegorie schreibe und durch Ausrufungen und rhetorische Figuren bewege, und wie weit diese Ansicht führte, zeigte er an sich selbst; er blieb in der Mitte zwischen Schwulst und Gemeinheit und wurde wässerig, so schaal und farblos, wie nicht

leicht ein anderer Poet gewesen ist. Und doch hielt er sich für einen der größten Geister und machte er die kolossalsten Entwürfe. Abgesehen von seinen zahllosen weltlichen und Gelegenheitsgedichten, schrieb er eine Menge geistliche Gedichte über alle möglichen Themata, und dabei spann er den Stoff so weitläufig aus, daß er zu gar keinem Ende kommen konnte und auch der kräftigste Gedanke in einer Fluth von platten Redensarten ersäuft wurde. Alles ist gewöhnlich, oberflächlich und charakterlos, nur auf Korrektheit zielend und nur seine frühesten Gedichte athmen noch frisches Leben und sind theilweise sogar naiv und originell. Dessen ungeachtet errang er einen Namen und Ruf, wie selten ein Anderer, indem er vorzüglich die fromme Welt für sich gewann und allenthalben Freunde zu erwerben suchte, die er lobte, wobei er aber auch nirgends sein Selbstlob vergaß. Wohl nur aus diesem Grunde stiftete er 1656 den Schwanenorden an der Elbe, der ihn jedoch nicht überlebte, und bis zu seinem Tode ward er als Elbeschwan und als Gott des Parnasses ausgeposaunt, er, der nüchternste Mensch von der Welt, der bei einem Stück geräuchertem Speck und einem Tränklein Bier sein poetisches Handwerk trieb und der deutschen Poesie in ihrem Wachsthume bedeutend schadete.

Justus Georg Schottel ward am 23. Juni 1612 als der Sohn eines Predigers geboren, besuchte die Gymnasien zu Hildesheim und Hamburg, studirte in Gröningen, Leyden, Leipzig und Wittenberg die Rechte und Sprachen, ward zu Wolfenbüttel Hofmeister des Prinzen Anton Ulrich, stieg bis zum Hofconsistorial- und Kammerrath, wurde als der Suchende Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, als Fontano Genosse der Pegnitzschäfer, erhielt von Helmstedt die juristische Doctorwürde und starb am 25. Oktober 1673 zu Wolfenbüttel. Seine: Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache erschien 1663 in 4° zu Braunschweig und seine Elegie 1640 in 4° unter dem Titel: Lamentatio Germaniae expirantis. Der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendeste Todesklage. — Enoch Gläser, 1628–68, war ein Schlesier und schrieb: Elmenschäferei, 1650, Schäferbelustigung 1653. — Zacharias Lundt, am 5. April 1608 zu Nübel im Schleswigischen geboren und der Sohn eines Predigers, besuchte seit 1628 das Gymnasium zu Hamburg und dann die Universitäten Leipzig, Wittenberg und Königsberg, wo er die Theologie aufgab, um philologischen und historischen Studien obzuliegen. Zu Wittenberg erhielt er von Buchner die Anregung zur Poesie und begann dort schon poetische Uebersetzungen aus dem Französischen und Holländischen zu machen. Sechs Jahre lang lebte er dann zu Lütkenhorn und Hamburg als Lehrer junger Leute, wandte sich dann den Staatswissenschaften zu und ging bis 1640 mit einem Zöglinge auf eine Reise durch Deutschland, dann mit einem Andern auf die Ritterakademie Soroe und bereiste dann wieder Deutschland und einen Theil des übrigen Europa. Im Jahre 1645 zurückgekehrt, wurde er Rektor der lateinischen Schule zu Herlof auf Seeland, erhielt 1647 von der Universität Kopenhagen die philosophische Doktorwürde und wurde bis 1657 Bibliothekar beim Reichsrath Georg Seefeld, dann aber in Kopenhagen königlicher Hofsecretär und Vicarius des Stifts Aarhuus, und wurde hauptsächlich zum Dechiffriren geheimer Staatsschriften verwendet, bis er am 8. Juni 1667 starb. Von seinen deutschen Gedichten veranstaltete er in seiner Jugend eine Sammlung: Zachariae Lundii Allerhand artige deutsche Gedichte, Poemata, Sampt einer zu End angehengter Probe außerlesener, scharffsinniger, kluger Hoff- und Scherz-Reden, Apophthegmata genannt. Leipzig, in Verlag Gottfr. Grossens. 1636. 4. Sonst übersetzte er noch ein holländisches Gedicht in's Deutsche. Hamburg 1636. — Johann Rist, eines Predigers Sohn, wurde am 8. März 1607 zu Pinneberg geboren, besuchte das Gymnasium in Bremen, wo er schon dichtete und seine Freuden- und Trauerspiele zu Hamburg zur öffentlichen Vorstellung brachte, und bekam dadurch nicht nur große Fertigkeit im Versemachen, sondern arbeitete so rasch, daß seine Produkte nichts als gereimte Prosa wurden. Auf den hohen Schulen zu Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden studirte er nun Theologie, Mathematik, Chemie und Medizin, erwarb sich den Ruf eines

großen Gelehrten und Dichters und ward nach seiner Rückkehr Pfarrer an der Elbe, wo er fortan blieb, bis er am 31. August 1667 starb. Er stiftete 1656 den Schwanenorden und erlangte große Ehren; so wurde er Mecklenburgischer Kirchenrath, kaiserlicher Pfalzgraf und gekrönter Dichter, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als der Rüstige, und bei den Pegnitzschäfern als Daphnis aus Cimbrien. Rist bahnte geradezu die Gottschedische Richtung an, aber gerade seine hausbackene Poesie mit ihrer prosaischen, handgreiflichen Faßlichkeit erwarb ihm so großen Beifall und Ruhm und wenn Rist dadurch selbst benebelt wurde, so ist es kein Wunder, denn die anerkanntesten und würdigsten Männer überhäuften ihn mit pomphaften poetischen und allegorischen Titeln und Ehrengedichten. Rist hat sehr Vieles geschrieben, wir kennen aber die Titel nur ganz kurz aufführen, denn sie sind, wie der erste zeigt, unmäßig lang: 1) Neues Musikalisches Seelenparadies, in sich begreifend die allerfürtrefflichsten Sprüche der heiligen Schrift alten Testaments, in ganz lehr- und trostreichen Liedern und Herzensandachten, welche sowohl auf bekannte und in den evangelischen Kirchen gewöhnliche, als auch neue, von dem fürtrefflichen Musico, Herrn Christian Flor, der Kirchen zu Sanct Lambrecht in Lüneburg wohlbestellten Organisten, so künst- als lieblich und andächtig gesetzte Melodien können gespielet und gesungen werden, richtig erkläret und abgefasset, nunmehr aber, zur Beförderung göttlicher Ehre und Fortpflanzung des heiligen und allein seligmachenden Wortes, wie auch Wiederaufrichtung unseres leider! fast ganz zerfallenen Christenthums, an das offene Licht gebracht und mit einem dreifachen Register oder Blattweiser hervorgegeben von Johann Rist. Lüneburg 1660, 62. II. 8°. — 2) Himmlische Lieder. 1644 und 1652. 8°. — 3) Neuer himmlischer Lieder sonderbares Buch, eb. 1651. 8°. — 4) Passionsandachten. Hamburg, 1648 und 1654. 8°. — 5) Neue heilige Passionsandachten. Hamburg 1664. 8°. — 6) Sabbathische Seelenlust. Lüneburg 1651. 8°. — 7) Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik oder musikalische Andachten. Lüneburg 1654. 8°. — 8) Musikalische Katechismusandachten. Lüneburg 1656. 8°. — 9) Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule. Lüneburg 1659. 8°. — 10) Musa Teutonica, d. i. teutscher poetischer Miscellaneen, erster Theil. Zweiter Druck. Hamburg 1637 und 1640. 8°. — 11) Poetischer Lustgarten. ebend. 1638. 8°. — 12) Poetischer Schauplatz. eb. 1646. 8°. — 13) Teutscher Parnassus. Lüneburg 1652. 8°. — 14) Neuer teutscher Parnaß. Lüneburg 1652. 8°. Kopenhagen 1668. 8°. — 15) Des Daphnis aus Cimbrien Galathee. Lüneburg 1642, 8°. — 16) Des edlen Dafnis aus Cimbrien besungene Florabella. Hamburg 1656. 8° und öfters. — 17) Kriegs- und Friedensspiegel. eb. 1640. 4°. — 18) Alleredelstes Leben der ganzen Welt. Hamburg 1664. 12°. — 19) Alleredelste Thorheit der ganzen Welt. eb. 1664. 12°. — 20) Alleredelste Erfindung der ganzen Welt. eb. 1667. 12°. — 21) Erbauliche Monatsgespräche. Frankft. 1663. 12°. — 22) Lob-, Trauer- und Klaggedicht über gar zu frühzeitiges Absterben Martin Opitzens. Hamburg 1640. 8°. — 23) Capitan Spavento oder Rotomontades espanolles, d. i., spanische Aufschneidereien. Aus dem Französischen in teutsche Verse gebracht, eb. 1635. 8°. u. 1636. 8°. — 24) Starker Schild Gottes wider die Mordpfeile falscher und verleumderischer Zungen. Hamb. 1644. 8°. — 25) Holsteins erbärmliches Klag- und Jammerlied ꝛc., durch Friedlieb von Sanftenleben. eb. 1644. 8°. — 26) Das Friede wünschende Teutschland, in einem Schauspiele vorgestellt und beschrieben u. s. w. Sehr oft gedruckt. Hamb. 1648. 12°. 1649. 8°. Köln 1649. 12°. Nürnberg 1653. 8°. — 27) Das Friede jauchzende Deutschland, welches vermittelst eines neuen Schauspiels theils in ungebundener, theils in gebundener Rede und anmuthigen Liedern ꝛc., vorstellt Johann Rist. Nürnberg 1653. 8°. — 28) Perseus, d. i. eine neue Tragödie, welche in Beschreibung theils wahrhafter Geschichten, theils lustiger und anmuthiger Gedichten einen sonnenklaren Welt- und Hofspiegel jedermänniglichen präsentiert und vorstellet. Hamburg 1631. 8°. — 29) Wallenstein. Ein Trauerspiel. 1647. 8°. 30) Musikalische Festandachten. Lüneburg 1655.

119. In Sachsen fand die Poesie in einem hervorragenderen Manne keinen Mittelpunkt, sondern hatte viele untergeordnete Freunde und Pfleger, die ganze Bände zusammen reimten, ohne daß die Nachwelt es der Mühe werth erachtete, ihrer mehr zu gedenken. Der Leipziger Stadtrichter Georg Finckelthaus, der Flemming nachahmte, kehrte im Gegensatze zu anderen Poeten mehr die heitere Weltlichkeit heraus und gefiel sich im Derben, welche Richtung auch der dortige Bürgermeister Christian Brehme einhielt, bei dem das Ordinäre,

Studenten- und Bauernmäßige vorherrschte und sich den Nürnbergern zuwandte. Wir können füglich deren Produkte übergehen und heben bloß drei Poeten hervor. Ursprünglich gehörte Ernst Christoph Homburg zur Opitz'schen Schule, aber die Holländer und Franzosen, deren Witz und Artigkeit ihn anzog, führten ihn von Opitz nach und nach weg. Freilich lockten ihn auch diese in manche leere und fade Tändelei, aber wo er sich frei von fremdem Einflusse hielt, tönt sein Lied recht erfreulich in das Ohr und die Leichtigkeit, sowie der Wohlklang der Verse erhöhen diesen natürlichen Reiz noch etwas. Nur ließ er sich eben auch oft dadurch verleiten, sich gar zu bequem gehen zu lassen. Er dichtete übrigens nicht nur lyrische und dabei auch geistliche Gedichte, sondern auch Epigramme, eine Tragikomödie und übersetzte Cat's Selbststreit aus dem Holländischen, wofür er großen Beifall erhielt. David Schirmer zu Dresden kam aus der Schule Buchner's und seine Stellung als sächsischer Hofpoet mußte ihn in die von ihm eingeschlagene Richtung nothwendig führen und dem herrschenden gelehrten und nachahmenden Geschmacke huldigen lassen. Seine Hof- und Prunkgedichte leiden unter der Ueberschwänglichkeit und Bombast, indem darin die wahre Sprache des Gefühls nur selten laut wird. Dagegen sind seine Liebeslieder, die züchtiger gehalten sind, seine Sonette, Epigramme und eine Reihe von Elegien in Alexandrinern schon besser, obschon er auch hier mehr Nachahmer Anderer ist, die er gerade zum Vorbilde nahm. Die Sprache ist leicht fließend und rhythmisch, das Streben darnach läßt ihn aber nur zu oft in leere Ton- und Reimspiele verfallen. Außer den Hirtenstücken in der Manier der Nürnberger schrieb Schirmer noch Singspiele und Ballete, die nicht ohne Geschick und im Einzelnen nicht ohne musikalischen Sinn ausgeführt sind, wobei aber nicht außer Auge gesetzt werden darf, daß ihm meistens noch mehr als der Plan vorgeschrieben war. Georg Neumark verfolgte in seinen ersten Versuchen, die auch seine besten blieben, die Richtung von Flemming und Cats und dichtete manchmal sogar zart, schlicht und rein; später ward seine Poesie aber eine künstliche und unterlag er dem Wortüberfluß und gelehrten Apparate. Nur wo seine Herzensstimme sich im Gottvertrauen aussprach, ward er wahr, natürlich und innig und am besten zeigt sich dies in seinem Liede: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Seine erzählenden Gedichte mit weltlichen und biblischen Stoffen sind breit und ermüdend und nur als Vorläufer der größeren historischen Romane bemerkenswerth. In seinem Filamon verfällt er in die Manier der Nürnberger, obschon er früher gegen dieselbe geeifert. Ungeachtet seiner Unbedeutendheit erwarb sich Neumark doch einen großen Ruf, erlangte überall her Spenden von Ehrengedichten und pries sich sogar selbst als Tugendhelden. Auch Johann Franck, der Kirchenliederdichter, gehört als Nachahmer von Opitz hierher und ist in seinem weltlichen Helicon voll Redensarten und gelehrten Schwalls, daß er ganz unnatürlich erscheint, während ihn in den

Kirchenliedern der Einfluß der Bibel und von Luther's kräftiger Sprache auf dem Pfade der edleren alten Einfalt erhielt.

Georg Finckelthaus nannte sich auch Gregor Federfechter aus Lutzen und gab heraus: Deutsche Gesänge, Hamburg 1640. — Christian Brehme, geb. 1607 als Bürgermeister in Leipzig, ließ 1637 seine Gedichte und 1647 seine neue Gartenlust erscheinen. — Ernst Christoph Homburg ist im Jahr 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, wurde Gerichtsaktarius und Rechtsconsulent in Naumburg, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als der Keusche und des Schwanenordens als Daphnis und starb am 2. Juni 1681. Er schrieb: Schimpf- und ernsthafte Clio ꝛc. 1638. 8°. Wiederholt Jena 1642. 8°. Die erste Ausgabe unter dem Namen Erasmus Chrysophilus Homburgensis. Sie besteht aus zwei Theilen, deren erster lyrische Gedichte und der andere Epigramme enthält. Dabei sind aber viele Nachbildungen und Uebersetzungen aus dem Französischen und Holländischen. — 148 geistliche Lieder, mit Melodien von Werner, Fabricius und Paul Becker, gab er in zwei Theilen 1658 zu Naumburg und 1659 zu Jena heraus. Tragikomödie von der verliebten Schäferei Dulcimunda. Jena. 1643. 8°. und 1646. 8°. Uebersetzung des Selbststreits des holländischen Dichters Cats. Nürnberg 1647. 8°. David Schirmer, eines Pfarrers Sohn, war um 1623 geboren zu Pappendorf bei Freiberg, besuchte die Stadtschule zu Halle, wo sich Rector Gueintz seiner annahm, und besang schon zu Ostern 1643 in Alexandrinern die tapfere Vertheidigung Freibergs gegen das Torstenson'sche Heer. Hierauf ging er nach Leipzig, fand dort an Heinrich Albrecht einen poetischen Freund und an Marina eine Geliebte, die er in Sonetten feierte, bis sie starb. Dann begab er sich nach Wittenberg zum Buchnerschen Kreise, begrüßte 1646 den Churfürsten Georg I. dort mit Gedichten, wurde 1647 als der Beschirmende in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen und kehrte gegen 1649 nach Leipzig zurück. Auf Buchner's Empfehlung wurde Schirmer im Jahre 1650 nach Dresden berufen, um dort den Hof durch seine poetischen Leistungen zu verherrlichen, jedoch ohne den Titel als Hofpoet. Da er deßhalb wieder fort wollte, erhielt er 1653 förmlich Besoldung und wurde 1656 Bibliothekar. Bald darauf starb der Churfürst und bei dieser Veranlassung dichtete er die schönen Lieder: „Meinen Jesum laß ich nicht" und „Denn meine Freud, die ist bei Dir, o mein Herr Jesu Christ." Die Stelle an der Bibliothek brachte ihm viele Arbeit zu und 1682 erhielt er seine Entlassung, worauf er noch einige Jahre in Dresden lebte und dort starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: David Schirmers poetische Rosengepüsche. Halle 1650, Dresden 1653 und 1657. 8°. (Blos letztere enthält 2 Bücher): Singende Rosen oder Liebes- und Tugendlieder, in die Musik gesetzt durch Phil. Stollen. Dresden 1654. Fol. — Poetische Rautengepüsche in 7 Büchern herausgegeben. Dresden bei Andr. Löffler 1663. 8°. (Daraus ist Mehreres einzeln gedruckt). — Lobgesang von Jesu Christo. Leipzig 1659, 8°, und Dresden 1665. 8°. — Poetische Nachtwachen über das Leiden Christi. Dresden 1670. 8°. — Georg Neumark ist geboren am 16. März 1621 zu Mühlhausen, besuchte 1630–40 das Gymnasium zu Schleusingen, ging 1643 auf die Universität Königsberg, wo er Rechtswissenschaft studirte und fünf Jahre zubrachte, während ihm inzwischen ein Brand alle Habe raubte, erwarb sich durch seine musikalische Fertigkeit und poetischen Versuche Freunde, lebte 1649 und 1650 zu Thorn und kehrte dann nach Hause zurück, wo er noch in Hamburg so in Noth kam, daß er seine Viola da Gamba versetzen mußte. Endlich bekam er eine Stelle beim schwedischen Residenten v. Rosenkranz, löste das Instrument wieder aus, wo dann das Lied: „Wer nur" ꝛc. entstand und ging 1651 nach Wedel zu Rist und nach Gottorp, wo er durch Olearius dem Herzoge Friedrich VII. von Holstein vorgestellt wurde, aber Dienste ablehnte, worauf er sich nach Weimar begab, da dort sein Oheim wohnte und er sich bereits von Hamburg aus durch Uebersendung einiger poetischen Schriften beim Herzoge Wilhelm IV. empfohlen hatte. Ein pomphaftes Preisgedicht, „lobtönende Ehrensäule," überreichte er ihm und bald ward er als Canzleiregistrator und Bibliothekar angestellt, wo er denn keinen Anlaß versäumte, um die Fürstenfamilie anzusingen. Im Jahre 1653 trat er als „der Sprossende" in die fruchtbringende Gesellschaft, die er neu belebte und 1679 auch als Thyrsis der II. oder Obersächsische in den Pegnitzschäferorden, was er schon 6 Jahre früher angesucht hatte. Er starb am 8. Juli 1681 als herzoglicher Archivsecretär und kaiserlicher Pfalzgraf zu Weimar. — Von seinen Schriften ist anzuführen: Betrübt verliebter, doch endlich hocherfreuter Hirt Filamon wegen seiner edeln Schäfernymphen Bellisora. Königsberg 1648. 8°. — Keuscher Liebesspiegel, d. i. ein bewegliches Schauspiel von der holdseligen Kallisten und ihrem treubeständigen Lysander. Thorn

1649. 12°. — Poetisches musikalisches Lustwäldlein. Hamburg 1652. 12°. — Dasselbe später mit Zusätzen unter dem Titel: fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. In drei Abtheilungen. Jena 1657, 8°. — Poetisch-historischer Lustgarten. Frankfurt 1666, 12°. — Poetische Tafeln oder gründliche Anweisung zur deutschen Verskunst. 1667, 4° und schon 1650 zu Thorn. — Perlenkrone. 1672, 8°. — Davidische Ehrenkrone christlicher Potentaten. 1675, 12°. — Geistliche Arien. Weimar 1675, 8°. — Der neusprossende teutsche Palmbaum oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzung, Eigenschaft und derselben Fortpflanzung. Nürnberg 1668, 8°. — Aemylianische Sonntagsandachten. — Davidischer Regentenspiegel. — Frauenzimmerspiegel.

120. Von größerer Wichtigkeit für die Poesie wurde Hamburg, wo von nun an eine neue Bewegung begann, die sich fort erhielt bis auf Lessing. Gelehrte und lyrische Dichter, Satiriker und Dramatiker folgten sich hier und es ließe sich eine Menge von Namen anführen, wenn nicht die ganze Poesie dieses Zeitraumes eine zu untergeordnete Rolle spielte. Es genügt, die drei hervorragendsten zu nennen, von denen Georg Grefflinger, der in Hamburg als Notar lebte, der Aelteste ist. Er versuchte sich in verschiedenen Gebieten des Wissens und der Kunst und besaß ziemlich viel Talent für die Geschichtschreibung, aber als Dichter steht er nur sehr niedrig. Er schrieb ein Gedicht über den 30jährigen Krieg, das nur gereimte Prosa ist, sonst jedoch ganz gut erzählt, übersetzte Vieles, namentlich auch von Cats, und schrieb Epigramme, die zu den besseren dieser Zeit gehören. Seine Liebeslieder sind weltlich und sogar derb und oft burlesk und es gelingt ihm darin mancher Ton, der dem Volksliede verwandt ist. Jakob Schwieger aus Altona und später erst in Rudolstadt kann der eigentliche erotische Dichter dieser Zeit genannt werden. Seine ersten Produkte bis z. J. 1657 sind zwar nur im Fluge hingeworfene Verseleien, wozu ihn seine Fertigkeit im Versemachen verleitete; als ihm aber Zesen bei der Aufnahme in die deutschgesinnte Gesellschaft diese Flüchtigkeit zum Vorwurf machte, ging er behutsamer zu Werk und lieferte reifere Erzeugnisse, die in seiner „geharnischten Venus“ und „des Flüchtigen flüchtige Feldrosen“ enthalten sind. Nehmen wir bloß diese zur Beurtheilung vor, so sind sie leicht und heiter, oft anmuthig scherzend, selten und darin immer nur mit Maaß zürnend und behandeln den Gegenstand in mannichfachen Weisen, in geschmeidiger, sogar melodiereicher und nur stellenweise harter Sprache. Manchmal wird der Ausdruck wirklich hart und mager und die Darstellung allzu keck und muthwillig. Neben den genannten mag noch die „adelige Rose“ und die „verführte Schäferin Cynthia“ zu seinen besten Erzeugnissen gehören. Außerdem schrieb Schwieger auch noch dramatische Werke, Trauer-, Lust- und Mischspiele, von denen einige auf fremder Erfindung beruhen, von ihm aber in den komischen Elementen nicht übel dramatisch gestaltet sind, wie sein „der vermeinte Prinz“, nach dem Italienischen des Pallavicini, und „Ernelinde“, welcher Stoff dem Englischen entnommen sein soll. Das dritte Stück „die Wittekinden“ ist ganz von ihm, aber hinsichtlich der Erfindung, Anlage und Ausführung so schlecht, der Hanswurst darin so albern, dessen Possen so grob und witzlos, daß schon

dieſes Stück hinreichen konnte, den Zeitgenoſſen jede Luſt am Theater zu nehmen und Gottſched zur Verdammung des Hanswurſts zu bewegen.

Georg Grefflinger aus Regensburg ſtarb 1677 in Hamburg, nannte ſich gewöhnlich Seladon von der Donau und ſchrieb eine gereimte Geſchichte des 30jährigen Krieges in Alexandrinern, Epigramme, weltliche Lieder, Frankfurt 1651, poetiſche Roſen und Dörner, Hülſen und Korner, 1655, und überſetzte Cats Trauring aus dem Holländiſchen ins Deutſche. Jakob Schwieger oder Schwiger, der ſich auch Philidor den Dorferer nannte, ward im Anfange des dritten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts zu Altona geboren, ſtudirte um 1650 zu Wittenberg Theologie, kam 1654 nach Hamburg, wo er am 1. Auguſt in den Roſenorden als „der Flüchtige“ aufgenommen wurde, lebte aber überall ohne Amt, als fröhlicher Geſellſchafter und ſtets fertiger Gelegenheitsdichter, abwechſelnd zu Hamburg, Stade, Glückſtadt und auf dem Gute eines bemittelten Gönners zu Gottesdorf. Ohne Vermögen, wuſte er durch ſolche Gelegenheitspoeſien und Ueberſetzungen ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen und blieb lebenslänglich unſtät. Im Jahre 1657 zog er als Soldat nach Großpolen und hier begeiſterte ihn die Liebe plötzlich zu beſſeren Gedichten, die er ſpäter in der geharniſchten Venus bekannt machte. In demſelben Jahre kehrte er wieder nach Hamburg zurück und trat er als Mitglied zum Elbeſchwanorden. Auf kurze Zeit nahm er in Glückſtadt eine Anſtellung an, aber ſchon 1665 war er wieder am Hofe von Schwarzburg-Rudolſtadt, wo er zu des Fürſten Vermählung einige dramatiſche Gedichte zur Aufführung brachte und in dieſem Jahre oder 1667 ſtarb. Seine Schriften ſind: Liebesgrillen, d. i. Luſt-, Liebes-, Scherz- und Ehrenlieder, deren gar wenige aus dem Niederländiſchen überſetzt, die meiſten aber aus eigener Erfinnung zu Papier gebracht und in zweien Büchern abgetheilet von Jacobo Schwiegern, der hochedelen teutſchen Poeſi Liebhabern. Zudem mit ſchönen und zwar neuen gar unbekannten Melodeyen von unterſchieblichen in der Sing- und Orgelkunſt wohlerfahreren, guten Freunden gezieret. Erſter Theil, Hamburg, im Verlage des Autoris, 1651, 12°. — Ueberſchriften, d. i. kurze Gedichte ꝛc. Stade, im Verlage des Autoris, 1654, 12°. — Gebets-Rauchwerk aus Col. 1, 9–14 in einer zu Stade gehaltenen Predigt A. 1655 vorgeſtellet. Stade, 1655. — Des Flüchtigen flüchtige Feldroſen, in unterſchieblichen Luſtgängen vorgeſtellet. Hamb. 1655. 12°. — Liebesgrillen, d. i. Luſt- und Liebes-, Scherz-, Ehren- und Sittenlieder. Von Neuem durchgeſehen vom Autor ſelbſt, zugleich mit dem andern Theil vermehrt ꝛc., Hamburg 1656, 12°. — Wandlungsluſt, welche in allerhand Verbindungs-, Hochzeit-, Neujahrs- und Liebesſchäfereien beſtehet. Hamburg 1656, 12°. — Erſtes geiſtliches Luſtgemach. Lübeck 1656. — Verlachte Venus, aus Liebe der Tugend und teutſch geſinnten Gemüthern zur ergetzung aufgeſetzet. Glückſtadt 1659. (Hamburg 1660, 12°). — Adeliche Roſe, welche den getreuen Schäfer Siegreich und die wankelmüthige Adelmuth der edelen und keuſchen Jugend vorſtellet. In 3 Theilen. Glückſtadt 1659, 12°. — Die verführte Schäferin Cynthie durch liſtiges Nachſtellen des Floridans. Glückſtadt, 1660, 12°. — Geiſtliche Seelenangſt zur Zeit der Anfechtung. Hamburg 1660. — Sicherer Schild wider die Verleumdungspfeile. Glückſtadt, 1660. — Die geharniſchte Venus oder Liebeslieder im Kriege gedichtet, mit neuen Geſangweiſen, zu ſingen und zu ſpielen, geſetzet, nebenſt etlichen Sinnreden der Liebe, verfertiget und luſtigen Gemüthern zu gefallen herausg. von Filidor dem Dorfferer. Hamburg 1660, 12°. — Filidor's erſter Theil der Trauer-, Luſt- und Miſchſpiele, oder Luſtſpiele von dem vermeinten Prinzen Florider in Sicilien, Herrn Alberto Antonio, Grafen von Schwartzburg, und Aemiliae Julianae, Gräfin von Barby, auf deren gräflichem Beilager den 7. Juni 1665 in dem Schloſſe Heydeck vorgeſtellet. Jena, 1665, 4°. — Ernelinde, Prinzeſſin von Norfolk und die Wittekinden oder Sing- und Freudenſpiel von des hochgräfl. Schwartzburg Hauſes Urſprung ꝛc., ebendaſelbſt gedruckt. — Filidor's erſt entflammte Jugend. Kopenhagen 1667, 12°.

121. Noch wichtiger als Vorgenannte iſt der Sachſe Philipp Zeſen, der ein höchſt unruhiges Wanderleben führte und für die große literariſche Streitſucht ſeiner Zeit das ſchlagendſte Beiſpiel abgibt. Daſſelbe Parteiweſen, das damals herrſchte, hat auch lange darnach verhindert, ihn richtig zu beurtheilen, denn Neid und Lüge verleumdeten ihn und man ſtellte ihn geradezu

neben Don Quixotte und zur Ehrenrettung einer ſo lächerlichen Perſon wollte ſich lange Niemand finden. Und doch hat er nichts Anderes gethan, als die geprieſenen Poeten ſeiner Zeit auch, und an Kenntniſſen und Beleſenheit überragte er die Meiſten, denn er dichtete lateiniſch, franzöſiſch und holländiſch, ſchrieb ganze holländiſche Werke und er vorzüglich leitete den engeren Verkehr unſerer Dichtung mit der ausländiſchen. Er wie ſeine ganze Schule hatte es mehr auf künſtliche und zierliche Verſe abgeſehen und deßhalb nicht nur den Daktylen (von ihm Dattelverſe genannt) den Vorzug gegeben, ſondern auch die kurioſe Versmacherei der Italiener und Franzoſen, die Madrigale (die er Schattenliedlein hieß), Rondeaux u. a. nachgeahmt. Ueberhaupt ging ihm die Wiſſenſchaft der Form und des Aeußern vor und ſo kam es, daß das Gute an ihm dadurch nicht ſo gut aufkommen konnte. Doch in den meiſten Fällen blickt immer wieder das angeborene Talent durch und unter leeren Reimereien offenbart ſich oft ein ſchönes, nur durch einſeitige Richtung unterdrücktes Talent. Manche ſeiner Lieder athmen warmes Gefühl und innige Zärtlichkeit und ſind ſogar durch neue Bilder überraſchend, voll Wohlklang und Einheit. In ſeinen Liedern behandelt er die Frauen ſo zart wie die Minneſänger und offenbart darin eine ſchmachtende Sehnſucht und träumeriſche Stimmung, die ſeinen Zeitgenoſſen ungewohnt vorkam. Auch zeigt ſich bei ihm ein myſtiſcher Zug, der ihn zur geiſtlichen Poeſie und Bearbeitung der Nachahmung Chriſti von Thomas a Kempis in ſpruchartigen Gedichten führte. Zeſen's Hauptziel war jedoch die Reinigung der deutſchen Sprache von fremden Wörtern und ihre Weiterbildung, welchem Zwecke er ſein ganzes Leben widmete, und zwar mit einer ſolchen Ausdauer, wie nicht wohl ein Anderer, obſchon er dafür reichlich mit Spott und Hohn überſchüttet wurde, weil er ſich ungeachtet des oft überraſchenden Scharfblicks im Einzelnen zu häufig von Irrthümern und Uebertreibungen fortreißen ließ, die man aber nicht ihm, ſondern mehr ſeinen Schülern anrechnen muß. Zeſen gründete nämlich im Mai 1643 zu Hamburg die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, mit dem Sinnbilde der Roſe, die bis in's achtzehnte Jahrhundert fortdauerte; dieſelbe theilte er ſpäter in vier Zünfte, nämlich die Roſenzunft mit 9 Tribus von je 9 Mitgliedern, die Lilienzunft (1669) mit 7 Tribus zu 7 Perſonen, die Nägleinzunft mit 5 Tribus zu 5 Perſonen und die Rautenzunft mit 144 Mitgliedern. In dieſer Geſellſchaft wurden die Zeſen'ſchen Grundſätze über Sprachreinigung weiter ausgebildet und der Eifer ſeiner Schüler führte zu Uebertreibungen, die man bis zur neueſten Zeit gewöhnlich ihm ſelbſt anrechnete. Zeſen ſelbſt war einer der fruchtbarſten Dichter ſeiner Zeit, der auch Romane ſchrieb und vom achtzehnten Jahre bis zu ſeinem ſiebenzigſten nicht aufhörte, Verſe zu machen, nachdem längſt alle Träger der erſten ſchleſiſchen Schule ausgeſtorben waren und der Namen Zeſianer ſchon zum Spott geworden war. Nichtsdeſtoweniger blieben ihm ſeine Anhänger treu und man begegnete ihnen noch bis zu Gottſched's Zeiten herab.

Philipp Zesen, der sich Phil. Zese, Caesien und Caesius schrieb, war geboren am 8. Oktober zu Priorau bei Bitterfeld und der Sohn eines Pfarrers und erhielt am Gymnasium zu Halle durch den Rector Gueintz die erste Begeisterung für die Poesie, aber auch durch zu frühzeitiges Lob seine schriftstellerische Hast und Eitelkeit. Schon 1638 gab er er ein Gedicht heraus (Melpomene oder gebundene Klagrede über das Leiden unseres Heilands. Halle 1638, 4°) und bald darauf seine poetische Abschiedsrede vom Nutz und Werth des Salzes (Halle 1639, 8°). Auf der Hochschule zu Wittenberg genoß er Buchner's Lehre und Gönnerschaft, trat aber, obschon ihn dieser vor Eitelkeit warnte, schon im nächsten Jahre mit seinem „Helikon" (Hochdeutscher Helikon oder Grund-richtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reimkunst ꝛc., Wittenberg 1640, 1641, 1649. Jena 1656 und als Nachtrag: Leiter zum hochdeutschen Helikon, Amsterdam 1643. Hamburg 1656) als Lehrer auf und ging dann nach Leipzig. Hier machte er neue Forschungen und es beschäftigten ihn schon literarische Fehden, in die ihn seine Leidenschaftlichkeit brachte. Letztere trieb ihn auch zu zärtlichen Abenteuern und Eines derselben machte er zum Inhalte eines pomphaften Liebesromans (die adriatische Rosemund. Amsterdam 1645. 3. Aufl. 1664), was seinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hand gab, als sie ihn unter seinem angenommenen Namen (Ritterhold von Blauen) entdeckten und erfuhren, daß er und ein ordinäres Leipziger Wäscher- und Stubenmädchen die Helden des Stücks seien. Von Leipzig ging er nach Hamburg, wo er 1643 den Rosenorden stiftete, worin er selbst mit dem Namen des „Färtigen" an der Spitze stand. (Vergl. sein: das hochdeutsche helikonische Rosentahl, Amsterd. 1669, 8°. Das Verzeichniß der Mitglieder steht in: Der ganzen hochpreiswürdigen deutschgesinnten Genossenschaft sämmtlich von 1643 bis 1685 nach einander einverleibten Zunftgenossen Zunft-, Tauf- und Geschlechtsnamen. Wittenb. 1685, 8°.) Nachdem er hier einen Verein seiner Verehrer zu Stande gebracht, ging er ohne Amt, unstät und wanderlustig nach Amsterdam und führte dies Leben bis wenige Jahre vor seinem Tode fort, von der Schriftstellerei und Mildthätigkeit wohlhabender Freunde lebend, aber inmitten aller Entbehrungen, unter Hohn und Spott unverdrossen seinem Ziele zusteuernd. Von Amsterdam ging er nach Paris, dann von Hugo Grotius und Js. Vossius empfohlen nach den Niederlanden zurück, versah in Amsterdam eine Zeit lang die Stelle als Corrector und hielt sich einigemale in Hamburg auf. Eine Anstellung nahm er nicht an, aber den schmeichelnden Titel eines kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Dichters, den Rathstitel mehrerer sächsischen Höfe und die Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft, worin er den Beinamen „der Wohlsetzende" führte. Diese Auszeichnungen machen es erklärlich, warum er nach allen seinen Gegnern nicht viel fragte und sie stolz abfertigte, wie er überhaupt so in sich hinein und für sich lebte, so daß er manchen Angriffen den Stachel gar nicht anmerkte. Gegen Ende der siebziger Jahre verheirathete er sich, kehrte 1683 nach Hamburg zurück und starb daselbst am 13. November 1689. — Der Sprachreinigung opferte er seine Kräfte, Mittel, Zeit, Ruhe und sogar seine Ehre; mit einer Begeisterung, die an Schwärmerei gränzte, eiferte er gegen das von ihm als unrichtig erkannte Herkömmliche und machte sich dadurch Viele zu Feinden und besonders Solche, welche im Vorhandenen schon die Höhe der Kunst erreicht glaubten. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man schreiben müsse, wie man spreche, wollte er die Sprache reformiren und mischte dabei freilich viel Wahres und Falsches durcheinander. (Vgl. von seinen hierhergehörigen Schriften Hochdeutsche Sprachübung oder unvorgreifliches Bedenken über die hochdeutsche Hauptsprache und derselben Schreibrichtigkeit. Hamburg 1643, 8°. Danzig 1645, 12°. — Rosenmohnd, d. i. in einunddreißig Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen ꝛc. Hamburg 1651, 12°. — Hochdeutsche helikonische Hechel oder des Rosenmohndes zweite Woche ꝛc. Hamburg 1668, 8°.) Allerdings hat er außer seiner kuriosen Rechtschreibung eine Menge längst eingebürgerter Wörter auf die possirlichste Weise verdeutscht, z. B. Natur Zeugemutter, Affekt Gemüthstrift, Person Selbststand, Vers Dichtling, Venus Lustinne, Aurora Rothinne, Amor Lustkind, Kometen Strobelsterne, Nase Löschhorn, was sich denn ganz besonders wunderlich in seinen Gedichten ausnimmt und wofür ihn nicht nur Rachel in der Satire „der Poet" geiselte, sondern auch der bekannte Theolog Abraham Calov Corrumpuntius patriae linguae zubenannte. Daß er aber dennoch dabei manches Gute schuf, welches man durchaus nicht erkennen wollte, beweist seine Verdeutschung von Artikel Geschlechtswort, Vocal Selbstlauter, Diphthong Zweilauter und Aehnliche, welche man damals mit Spott verfolgte, während wir sie jetzt gebrauchen. Uebrigens sind die meisten Ungereimtheiten auf Rechnung seiner Schüler zu setzen. In seinem

„Helikon", der ſich vom ſchlichten Reimwörterbuche zu einem proſodiſchen Hand- und Hülfsbuche erweiterte, herrſcht gleichfalls manches Ungereimte vor (wie z. B. ſeine Freude über die von Buchner „erfundenen" Palmen- oder Dattelreime, ſein Stolz auf die von ihm eingeführte anakreontiſche Versart, ſein Abſchnitt von „allerhand dichteriſchen Kunſtſtücklein und Luſtſpielen", z. B. in Form eines Herzens, Bechers ꝛc.), aber doch iſt auch hier manches Gute enthalten und man hätte nur darauf fortbauen dürfen, um vor Voß über die deutſche Zeitmeſſung und vor Grimm über den Kunſtbau des Lieds in's Klare zu kommen. — Die Jeſianer hieß man Ueberklüglinge, unzeitige Sprachketzer, phantaſtiſche Pickelheringe und ihr Streben „teufliſche Raſerei". Das vollſtändigſte Verzeichniß ſeiner Schriften iſt zuerſt 1656 von ihm und 1672 von Anderen ſeinem Leiter zum hochdeutſchen Helikon beigegeben und zählt 75 Nummern. Außer den Romanen (§. 131) und proſaiſchen Schriften gehören als bemerkenswerth hierher: Frühlingsluſt, oder Lob-, Luſt- und Liebeslieder. Hamburg 1612, 12°. Danzig 1618, 12°. Hamburg 1650 12°. (Eine Auswahl davon: Deliciae vernales oder etliche aus Ph. Caeſie Lob- und Liebesliedern liebliche Mertzoden mit Melodeyen von den Muſis abgeſungen. Erfurt 1647, 4°). — Dichteriſche Jugend- und Liebesflammen, in etlichen Lob-, Luſt- und Liebesliedern mit artigen Sangweiſen durch Malach. Siebenhaar, Joh. Soopen u. A. Hamburg 1651, 12°. — Gekreuzigte Liebesflammen oder geiſtlicher Gedichte Vorſchmack. Hamburg 1653, 12°. — Dichteriſches Roſen- und Lilienthal mit mancherlei Lob-, Luſt-, Schmerz-, Leid- und Freuden-Liedern gezieret. Hamburg 1670 und 1672. — Reiſelieder zu Waſſer und zu Lande. Hamburg 1677, 8° und 1687. — Prirau oder Lob des Vaterlandes, Amſterdam 1680.

122. Durch Zeſen und die Nürnberger wurden auch Frauenzimmer in die Dichtkunſt eingeführt und der myſtiſche Hang Zeſen's mochte viel dazu beitragen, daß er ſich weiblicher Poeten annahm, obſchon man ſich im Allgemeinen nicht damit befreunden konnte. In ſeiner deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft war Vorſitzerin der Lilienzunft die Freiin Katharina Regina von Greiffenberg auf Seiſſenegg in Oeſterreich, die fremde Sprachen verſtand und 1662 geiſtliche Sonette, Lieder und andere Dichtungen (Urania betitelt) herausgab. Sonſt lebten ſolcher Poetinnen noch mehrere in Deutſchland und beſonders in Heſſen-Darmſtadt gaben ſich drei Landgräfinnen mit frommer Poeſie ab, ließen aber ihre Dichtungen nicht drucken. Tadelnswerther war es, wenn ſolche Frauen ſich in theologiſche Myſterien vertiefen wollten, wie die 1648 geſtorbene Holſteinerin Anna Owena Hoyers, die ſich den Wiedertäufern zuwandte. Eine Gertrud Möller, geborene Eyſler, ebenfalls in Sprachen bewandert und Mitglied des Pegneſiſchen Blumenordens, ward ſogar gekrönte Dichterin, und Sibylla Schwartz in Greifswald, welche bereits in ihrem 17. Lebensjahre ſtarb, erfreute ſich eines nicht unbedeutenden Anſehens, ſo daß Samuel Gerlach 1650 noch ihre Gedichte herausgab. Beſonders reich an weiblichen Dichtern war jedoch der Pegnitzorden, deſſen Schäferpoeſie ihnen mehr behagte.

Der Pegneſiſche Schäfer- oder Blumenorden wurde im Jahre 1644 von Harsdörffer und Klaj geſtiftet, welche um die Wette ein Hochzeitsgedicht fertigten, dafür einen Blumenkranz als Preis ausſetzten und daraus Anlaß nahmen, einen Blumenorden zu gründen. Dieſer Orden hatte am längſten Beſtand, denn er beſteht noch und fand ſeinen Anlehnungspunkt beſonders in dem zu Nürnberg blühenden Meiſtergeſange, der ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbte und ganz zu dem ſpießbürgerlichen Krame der Kleinſtädter paßte. Er erborgte ſeinen Urſprung vom Vorbilde der Arkadia in Rom und dem ſchon

von Opitz eingeführten Schäfergeschmack, berief sich auf die Erzväter, auf David und Salomo und bei ihm ist Alles verkünstelt, verdreht und versüßelt, wird das Wesen der Poesie in klingenden Versen und hüpfenden Dactylen und Anapästen gesucht. Welch unpoetische Ansicht diese Dichter selbst von ihrer poetischen Schäferei haben, spricht schon ihre Vorrede des pegnesischen Schäfergedichtes aus: „Es haben die Poeten ihre liebreichsten Kunstgedanken durch lustige Schäfergedichte an- und aufgebildet. Solches hat ihnen vielleicht darum beliebet, weil das sorgenlose Hirtenleben ein uralter, nothwendiger, unschuldiger und dem höchsten Gott wohlgefälliger Stand ist, maßen mit selbem der geist- und weltliche verglichen wird. Man möchte hierbei einwenden, daß die Schäfer dergleichen Unterredungen nicht führen, ja solche zu verstehen nicht fähig waren. Hierauf wird geantwortet, daß die Beschreibung ihrer bäuerischen Gespräche und groben Sitten mehr Verdruß als Belustigung zu befahren, und diese Schäfer durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigem Studiren müßige Stunden bemerket haben, welches sie dem Leser Eingangs anzumelden nicht umgehen sollen.“ Keine moderne Schäferwelt ist wohl so steif und pedantisch geworden, wie diese, welche alle Verhältnisse des Lebens, alle Formen der Kunst und alle Erscheinungen der Natur in dieselbe mit ängstlicher Ziererei hineindrängten, so daß diese Schäfer in ihrem papierenen Naturzustande dastehen, wie kindische Alte. Der in ihrem Grunde durchaus heuchelnden unwahren Zeit gefiel dies unwahre, häßliche, weichliche und weinerliche Wesen sehr wohl, weshalb wir hier gar vielen solcher Idyllendichter begegnen, die jetzt kaum außer Mode gekommen sind; denn solche arkadische Faullenzerpoesie ist nur in einer ebenso trägen, schlaffen, verkünstelten, unwahren und abgedorrten Welt möglich. Mag ursprünglich der Zweck und die Absicht noch so rein gewesen sein, der Verein hat doch nie Etwas genützt, sondern nur geschadet. Er befliß sich freilich der Reinheit der Sprache, aber Verse wie: „Es grunet und grünet die Zierde der Auen;“ „Von bundlich und rundlich gewundenen Samen;“ „Ihr narbicht und farbicht geblümete Rasen“ machten ihn nur lächerlich, wie er denn die Ziererei bis zu den schwerfälligsten und bedeutungslosesten Spielereien mit Namen, Zahlen und Sprüchen in Verkehrungen, Verdrehungen, Anagrammen u. s. w. trieb, ja sogar es versuchte, Gedichte in der äußeren Form von Kränzen, Schäferflöten, Röhrbrunnen, Wappen und Bäumen zusammenzustellen. Diese Schäferpoeten verfertigten auch Singspiele, worin keine Handlung, dafür aber Worte und Gesang in Menge vorkommen, was bis auf unsere Oper herab sehr schädlich gewirkt hat. Für uns sind sie besonders deshalb oft eckelhaft anzuschauen, weil sich diese Pegnitzschäfer gegenseitig mit Weihrauchduft und Lorbeerkränzen gleichsam überschütteten.

Die Pegnitzschäfer nahmen Hirtennamen an, wie Harsdörffer Strephon, Klaj Clajus, Birken Floridan, der Blumenheld mit dem Sinnbild Floramor oder Tausendschön; sie nahmen als Symbol die siebenfache Panspfeife und fügten später noch die Granadille oder

Paſſionsblume hinzu als Zeichen ihrer mehr geiſtlich gewordenen Tendenzen. Jedes Mitglied erhielt eine Blume, die mit dem Namen auf ein weißes ſeidenes Band geſtickt war, nebſt einem Spruche als Ordenszeichen. Sie gaben Geſammtwerke ihres Vereins heraus, wie: Pegneſiſches Schäfergedicht in den Berinorgiſchen Gefilden angeſtimmet von Strephon und Clajus. Nürnberg 1644, 4°. — Fortſetzung der Pegnitzſchäferey, behandelnd unter vielen andern rein- und neuen freymüthigen Luſt-Gedichten und Reimarten derer von Anfang des Teutſchen Kriegs verſtorbenen Tugend-berühmteſten Helden-Lob-Gedächtniſſe; abgefaſſet und beſungen durch Floridan, den Pegnitz-Schäfer, mit Beiſtimmung ſeiner andern Weidgenoſſen. ibid. 1645, 4°. — Pegneſis oder der Pegnitz-Blumengenoß-Schäfere Feldgedichte in neun Tagzeiten, meiſt verfaſſet und hervorgegeben durch Floridan. Nürnberg 1679—83. 2 Bde. Vergl. auch Julius Tittmann, die Nürnberger Dichterſchule. Göttingen 1847, 8°.

123. Zum Pegnitzorden gehörte eine große Anzahl von Poeten, die meiſtens nicht der Erwähnung werth ſind, weshalb wir uns auf die hauptſächlichſten beſchränken. Der Stifter des Vereins, Georg Philipp Harsdörffer, war Rathsherr in Nürnberg, der Vieles geleſen und weite Reiſen gemacht hatte und durch ſeinen Einfluß, den er in ſeiner Heimath beſaß, dem Verein Achtung und Anhänger verſchaffte. Seine große Beleſenheit machte ihn zum Vielſchreiber und oberflächlichen Reimer und in ſeinen Geſprächſpielen iſt die Poeſie blos die Form, um ſeine Weisheit auszukramen und von einem Gegenſtand auf den andern überzuſpringen. Es herrſcht darin ein Spiel mit Vergleichungen und Deutungen vor und Alles geht auf Allegorie aus, die überhaupt bei dieſen Poeten ſehr beliebt war. Daß er übrigens dichteriſche Begabung beſaß, zeigt ſeine Behauptung, daß die Erfindung und Phantaſie das Weſen der Poeſie bilden, weshalb er ſelbſt Opitz nicht recht als Dichter gelten laſſen wollte. Sein Nathan, Jotham und Simſon enthält in 6 Büchern 300 Fabeln und Parabeln, ebenſo viele geiſtliche Dichtungen und 200 Räthſel und der didaktiſche Theil dieſes Buchs gehört zum Beſten, was dieſe Zeit leiſtete. Dieſe Parabeln in poetiſcher Form finden wir wieder in ſeinen herzbeweglichen Sonntagsandachten und ſeinen hundert Andachtsgemälden, worin die proſaiſchen Gebete und geiſtlichen Lieder ſchwach, dagegen die Andachtsgemälde beſſer und ihm ganz eigenthümlich ſind, denn hier tritt Harsdörffer aus ſeiner ſonſt vorwaltenden Nüchternheit heraus und zeigt er die glänzende und üppige Manier der Nürnberger. Sonſt iſt er auch noch bekannt als der Herausgeber des Nürnberger Trichters, einer Art Poetik, worin er die deutſche Reim- und Dichtkunſt in ſechs Stunden lehren wollte. Wie Harsdörffer der begabteſte unter den Mitgliedern dieſes Vereins iſt, ſo wurde er auch von ſeinen Freunden in hohen Ehren gehalten und faſt vergöttert. Neben ihm tritt Johann Klaj zurück, dem wir ſpäter noch begegnen werden und der außer mehreren Schäferſpielen und Gelegenheitsgedichten noch eine Anzahl geiſtlicher Gedichte in dramatiſcher oder dialogiſcher Form ſchrieb, die jedoch nur als monſtröſe Karrikaturen des Heiligſten gelten können. Fruchtbarer an literäriſcher Thätigkeit und berühmter als Harsdörffer war ſein Nachfolger im Vorſitze des Vereins, Siegmund von Birken, der aus Böhmen flüchtend in Nürnberg eine neue Heimath fand. Er beſaß nicht unbedeutendes Talent zu proſaiſcher Darſtellung und

bewies dies in mehreren Schriften, worin er vorsichtig schrieb, auch kannte er die Alten genauer; aber er zog ebenso sehr auch die Neulateiner, Spanier und Italiener vor, lehnte sich an Wien und den Süden an, gefiel sich in sonderbaren Wortversetzungen, Abkürzungen und Aenderungen, prächtigen Redensarten und gelehrtem Kram, so daß selbst seine Nachfolger sich dagegen erklärten. Seine Sucht, neu und überfein zu werden, verdarb seine Sprache, und nur selten kann sich Phantasie und Gefühl bei ihm reiner zeigen. Er schrieb Schäfereien, Schauspiele und Aufzüge und was er in scenischer Hinsicht ausgearbeitet hatte, gab er als Geschichtschrift unter dem Titel „friederfreute Teutonia" heraus. Ferner übersetzte er Virgil's Eklogen, bearbeitete den Fugger'schen Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, schrieb den ostländischen Lorbeerhayn in Schäferform, die Guelfis und dichtete selbst geistliche Gedichte, bei welchen schon die hochtrabende, nach Neuem und Ungewohntem haschende Sprache einen unangenehmen Eindruck machte, und endlich gab er auch eine Dichtkunst heraus. Von seinen dramatischen Gedichten ist seine Psyche das Beste. — Von Birken's Nachfolgern cultivirte Dilherr die geistliche Poesie und dichtete mancherlei Lieder und Gebetreime in dem einfacheren Kirchenhymnenstyl, nur daß zu viele theologische Kenntnisse eingemengt sind. Eine ähnliche Richtung schlug Omeis ein, der nur Geringes dichtete und in seiner Reim- und Dichtkunst zeigte, wie sehr er nüchtern und prosaischer Ort war. Dieser Omeis war Vorstand des Blumenordens und durch ihn und seine Nachfolger ging ihm vollends jede wahre Poesie verloren.

Georg Philipp Harsdörffer, aus einer alten rathsfähigen Patrizierfamilie abstammend, wurde am 1. Nov. 1607 zu Nürnberg geboren, studirte zu Altdorf und Straßburg die Rechte, Philosophie und Sprachen, machte fünf sehr lange Reisen durch Frankreich, Italien, England und Holland und erwarb sich bald ebenso großen Ruhm in der Gelehrsamkeit, wie in der Dichtkunst, obschon ihm Tiefe und Gründlichkeit abging. Im Jahre 1631 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und gelangte bald in den hohen Rath. Geehrt und bewundert, immer thätig im Amt und seiner Muse, als Mitglied aufgenommen von der fruchtbringenden Gesellschaft als der Spielende, von der deutschgesinnten Genossenschaft als Kunstspielender, lebte er glücklich, bis er am 22. September 1658 starb. Er schrieb leicht und viel; seine Werke umfassen an 50 Bände, wovon besonders seine dialogische Encyklopädie, Frauenzimmer-Gesprächspiele, Nürnberg 1641—49, 8 Thle. 8°, ihn sehr bekannt machten. Außer einigen Uebersetzungen, wie der Diana des Loredano und des Montemayor, sind seine poetischen Arbeiten: Herzbewegliche Sonntagsandachten, das ist, Bild-, Lieder- und Gebetbüchlein ꝛc. Nürnberg 1619 und 1652, 2 Thle. 8°. — Nathan, Jotham und Simson, das ist, Geistliche und Weltliche Lehrgedichte ꝛc. Nürnberg 1650—51 und 1659, 2 Thle. 8° (meistens Parabeln in Prosa). — Seine Studien über deutsche Grammatik und Poetik sind niedergelegt in seinem schon so kurios betitelten: Poetischer Trichter oder der Deutschen Dicht- und Reimkunst, Nürnb. 1650—51, III, 8°, worin er eine Anweisung gab, in sechs Stunden ein Dichter zu werden. Harsdörffer liebte sehr das Spiel mit Sinnbildern und nahm den Marino, Loredano und auch die tiefsinniger allegorisirenden Spanier zum Muster; sein Stil ist leicht und harmonisch, aber oft auch die Sprache bis zum Unverständlichen geziert und steif oder lose und läppisch. — Johann Klaj ist 1616 zu Meißen geboren, studirte zu Wittenberg Theologie und wurde daselbst zum Dichter gekrönt, aber 1644 aus Sachsen vertrieben. In Nürnberg gab er nun Unterricht und erhielt bald durch Harsdörffer ein öffentliches Lehramt an der Sebaldusschule, wo er dann mit seinem Freunde zu hohen Ehren kam, sich verheirathete, 1650 die Pfarrei Kitzingen erhielt, als der „Fremde" in die deutschgesinnte Gesellschaft aufgenommen wurde und 1656 starb. Seine Schriften sind:

Weinacht-Lied ꝛc. Nürnb. 1641, 4°. — Auferſtehung Jeſu Chriſti, ib. 4°. — Höllen- und Himmelfahrt Jeſu Chriſti, nebenſt darauf erfolgter ſichtbarer Ausgießung Gottes des Heiligen Geiſtes, ib. — Engel- und Drachen-Streit, ib. — Freudengedichte der ſeligmachenden Geburt Jeſu Chriſti zu Ehren geſungen, ib. — Der Leidende Chriſtus in einem Trauerſpiele vorgeſtellet, ib. 1645, 4°. — Trauerrede über das Leiden ſeines Erlöſers, ib. 1660, 4°. — Herodes der Kindermörder. Nach Art eines Trauerſpiels ausgebildet, ib. 1645 und oft. — Andachtslieder ib. 1646, 4°. — Schwediſches Fried- und Freudenmahl, ib. 1649, 4°. — Ira, das iſt vollſtändige Ausbildung des zu Nürnberg geſchloſſenen Friedens 1650, ib. 4°. — Geburtstag des Friedens, ib. 1650, 4°. — Lobrede der deutſchen Poeterey, ib. 1645, 4°. Als Beiſpiel der trillernden, klingenden und wirbelnden Verslein dienen folgende Strophen:

Wir holen Vielen in blümichten Auen, — Narciſſen entſprießen von perlenen Thauen ꝛc.
Es liſpeln und wiſpeln die ſchlüpfrigen Brunnen ꝛc.

Sigmund von Birken, ſpäter auch Betulius genannt, iſt am 25. April 1626 zu Wildenſtein bei Eger geboren, von wo ſein wenig bemittelter Vater nach Nürnberg floh und dort Diakonus wurde. Er ſtudirte 1643 in Jena die Rechte, kehrte aber nach zwei Jahren nach Nürnberg zurück, trat 1645 in den Blumenorden und kam dann als Prinzenlehrer nach Wolfenbüttel und ſpäter zu zwei Prinzeſſinnen nach Dannenberg. Nach dem weſtphäliſchen Frieden kehrte er nach Nürnberg zurück, wurde 1659 Vorſteher des Blumenordens, von Kaiſer Ferdinand III. in den Adelſtand erhoben und ſtarb am 12. Juni 1681 als gekrönter Dichter, kaiſerlicher Pfalzgraf mit zwei goldenen kaiſerl. Ehrenketten und Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft als Erwachſener, der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft als Riechender und ſelbſt als venetianiſcher Akademiker der Ricovrati. Von ihm, der Vieles ſchrieb, iſt unter den dramatiſchen Werken die Pſyche das beſte; ſeine meiſten weltlichen Lieder ſtehen in den Geſellſchaftſchriften. Von geiſtlichen Sammlungen ſind zu nennen: Teutſcher Olivenberg, Nürnb. 1650, 4°. — Chriſtlicher Weihrauch, ib. 1652, 12°. — Paſſionsandachten, ib. 1653, 12°. — Vom Fato oder Gottesgeſchick, ib. 1655, 12°. — Sonn- und Feſttagsandachten, ib. 1661, 8°. — Todes-Gedanken und Todten-Andenken, ib. 1670, 12°. — Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel, ib. 1681, 8°. — Ferner ſchrieb Birken: Teutſche Rede-, Bind- und Dichtkunſt, ib. 1679, 12° und Oeſterreichiſcher Ehrenſpiegel, ib. 1688, 3 Thle. Fol. — Daniel Omeis ward 1646 zu Nürnberg geboren, wurde 1674 Profeſſor in Altdorf, gekrönter Dichter, Pfalzgraf, als Damon der Noriſche Vorſtand des Blumenordens ſeit 1697 und ſtarb 1708. Seine Gedichte ſind ohne Werth; auch iſt nicht bedeutend ſeine Gründliche Anleitung zur deutſchen accuraten Reim- und Dichtkunſt, Altorf 1701, 8°. — Sein Schwager war Johann Michael Dilherr, der auch Lieder und Gebetreime dichtete, als Antistes Ministerii und Paſtor an der Sebalduskirche zu Nürnberg angeſtellt war und 1669 ſtarb. — Die Vorſteher des Blumenordens waren: Harsdörffer bis 1658, Birken bis 1681, Omeis 1708, Chriſtoph Fürer der Siebente von Haimendorf, der Prediger Joachim Negelein 1749, der Altorfer Prof. der Geſch. Chriſtian Gottlieb Schwarz 1751, Anton Ulrich Fürer von Haimendorf 1765, der Altorfer Theologe Johann Auguſtin Dietelmeier 1785, der Prediger Johann Heinrich Hartlieb bis 1788, der Theolog Georg Wolfgang Panzer und nach ihm der Pfarrer Gotthold Emanuel Friedrich Seidel.

124. Es iſt hier noch eines Dichters zu gedenken, der faſt ebenſo gut unter die Vorgänger Opitzen's gerechnet werden könnte und der vielleicht deſſen Stelle beſſer ausgefüllt hätte, wäre ſein Aufenthalt nicht ſo lange im Auslande geweſen. Georg Rudolf Weckherlin, ein Schwabe, der in London lebte, war im Anfange ſogar gegen Opitzen's ſtrenge Regeln und wollte blos allmälig die Volkspoeſie zu höheren Formen führen, weshalb er noch ganz den Ton derſelben anſchlägt und bisweilen ſogar derb wird. Aber er war zu gewandt und beſaß zu große Weltkenntniß, als daß er ſich blos in dieſem Kreiſe bewegt hätte. Durch ſeine Vertrautheit mit der engliſchen Literatur gewannen ſeine Gedichte die ihnen eigenthümliche kecke Freiheit und natürliche Kraft, wodurch er eben die Pedanterie ſeiner Zeit hinter ſich läßt. Seine meiſten Gedichte offenbaren

eine ächte, kernhafte Gediegenheit, vieles Feuer, kühne Freiheit des Geistes und oft sogar eine bis zum Uebermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffs und der sprachlichen Form; ferner aber auch eine kecke Laune, übersprudelnden Muthwillen in den Trinkliedern und Epigrammen, sowie eine großartige Ironie in seinen späteren Gedichten. Während er in einigen anakreontischen Liedern einen leichten, eleganten Scherz zeigt, erhebt er sich wieder in dem Gedichte auf Gustav Adolf's Tod zu einer epischen Würde und Fülle, der wir in jener Zeit nicht wieder begegnen. Hinsichtlich der Form selbst steht Weckherlin dem Opitz nach, obschon er schon vor ihm die gelehrte Poesie und die Messung der Verse anwandte, denn nicht durchgängig mißt er die Verse, sondern er zählt sie und gebraucht auch viele fremde Ausdrücke, besonders Anglicismen. Doch auch dadurch erwarb er sich Verdienste, indem er manche kunstreiche Versarten und Strophenbildungen, z. B. die Sonette, anwandte und sich an neue Dichtungsarten, wie Idyllen und Eklogen, wagte, lange bevor die Nürnberger dies Feld ausbeuteten. Opitz selbst achtete ihn und sandte ihm seine Gedichte, wie auch er ein Lobgedicht an Opitz richtete, aber die übrige Coterie sah ihn scheel an und noch Zesen sagte von ihm: „der Wäkkerlein singt mit, so vihl als ihm vergunnt." — Neben Weckherlin mag des Julius Wilhelm Zinkgref hier gedacht werden, der zu dieser Zeit in einem ähnlichen Verhältnisse steht. Er gab eine Sammlung von Sprüchwörtern heraus und darunter auch schon einzelne Epigramme, unterscheidet sich aber von der ersten schlesischen Schule dadurch, daß er noch eine andere prosodische Form hat und sich mehr dem Tone des alten Volkslieds und der kräftigen Gedrungenheit der Weckherlin'schen Sprache nähert. Sein „Soldatenlob" nach dem Tyrtäus, um 1623 auch einzeln in Frankfurt erschienen, verdient in seiner feurigen Kraft und nervigen Gediegenheit den besten Weckherlin'schen Alexandrinern an die Seite gestellt zu werden. Am berühmtesten wurden aber seine Apophthegmata, eine unschätzbare Sammlung für Sprache und Sittengeschichte. Er gab diesen Sentenzen aus dem Munde bedeutender Personen der älteren und neueren Zeit eine ungemein passende und gefällige Einkleidung, so daß sie mit den Kaisersprüchen beginnen, mit den Narrensprüchen endigen und noch jetzt eine nützliche und anziehende Lecture bilden.

Weckherlin wurde im J. 1584 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater als Beamter lebte, studirte in Tübingen die Rechte, machte dann Reisen nach Frankreich, England und vielleicht auch nach Spanien, und wurde 1609 in seiner Vaterstadt als herzoglicher Secretär angestellt, wobei er noch eifrig die Funktionen als Hofpoet ausübte, die ihm die Gunst der Großen und den Neid der Beamten zuführten. Während des 30jährigen Kriegs kam er, wohl mit der Churfürstin von der Pfalz, nach England und 1630 war er in London Secretär bei der deutschen Kanzlei und hatte dabei einen bedeutenden und ehrenvollen Wirkungskreis, wobei er dennoch überall seinen deutschen Charakter zu bewahren verstand und mit innigster Theilnahme um die Angelegenheiten des Vaterlandes besorgt war. Er starb wahrscheinlich 1651 mit Hinterlassung zweier Kinder. Seine Gedichte erschienen noch 1618 in Stuttgart gesammelt, mit dem Titel: Zwei Büchlein Oden und Gesänge. Sie wurden

zu Amſterdam 1641, 1646 und 1648 wiederholt aufgelegt und vermehrt. Die letzte Ausgabe enthält unter der Abtheilung „Geiſtliche Gedichte" eine Ueberſetzung vieler Pſalmen mit wenigen eigenen Stücken und die weltlichen zerfallen in ſieben Abtheilungen, nämlich 1) Oden und Geſänge, 2) Trauer- und Grabſchriften, 3) heroiſche Gedichte, 4) Buhlereien oder Lieb-Gedichte (Sonette), 5) Eclogen oder Hirten-Gedichte, 6) Epigrammata und 7) Erfindungen für Aufzüge, Balleth, Maßcaraden und etliche fürtreffliche Cartelen. — Herder war der Erſte, der wieder auf ihn aufmerſam machte (1779, October, deutſches Muſeum). — Julius Wilhelm Zinkgref iſt am 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, wo er auch unter ſeines Vaters Leitung, der pfälziſcher Rath war, Jurisprudenz ſtudirte. Er hörte auch den Gotofredus und Janus Gruterus und als 1610 ſein Vater geſtorben war, machte er 1611 eine fünfjährige Reiſe durch einen großen Theil Deutſchlands, die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande, erhielt nach ſeiner Rückkehr in Heidelberg die juriſtiſche Doctorwürde und lebte daſelbſt ohne Amt, bis 1619 ſeine Mutter ſtarb und ihn die Kriegsſtürme vertrieben. Nachdem er auf kurze Zeit nach Heilbronn geflohen war, wurde er Generalauditor bei der Heidelberger Beſatzung, bis die Baiern die Stadt eroberten und plünderten, wobei auch Zinkgref Alles verlor. Er flüchtete nun nach Frankfurt und dann nach Straßburg, wo er Reiſeſecretär und Dolmetſcher des franzöſ. Geſandten Mareſcot wurde, mit dem er mehrere Reiſen an verſchiedene deutſche Höfe machte. In Stuttgart zwang ihn jedoch eine Krankheit, zurückzubleiben und auszuſcheiden. Später ging er wieder nach Straßburg und von da nach Worms, wo er ſich 1626 mit einer jungen Wittwe, der Tochter eines heſſiſchen Commiſſarius in St. Goar, vermählte. Als ſich in Weſtdeutſchland die Unruhen wieder minderten, bekleidete er einen Gerichtspoſten (Landſchreiber) in Kreuznach und einen zweiten in Alzei, aber nach der Schlacht bei Nördlingen flüchtete er mit den Seinigen nach St. Goar, wo er am 1. November 1635 an der Peſt ſtarb. Er war ein tüchtiger Charakter, deutſch, geſtählt durch wechſelvolles, ſtürmiſches Leben und aufrecht erhalten durch höhere Güter und Schätze. — Er gab heraus: deutſche Apophthegmata, das iſt der Deutſchen kluge und ſcharfſinnige Sprüche. Strasburg I. Thl. 1628, II. Thl. 1631; neue Auflage daſ. 1639, 8°. Vermehrt und mit dem Leben des Verfaſſers herausgegeben von Joh. Leonhard Weidner. Amſterdam 1653, 2 Thle. 12°. Weidner machte jedoch einige eigene, ſchlechte Zuthaten. — Emblematorum Ethico-Politicorum Centuria, Frankf. 1623, 4°; editio ultima auctior et emendatior. Heidelb. 1664, 4°, von Greflinger beſorgt. Heidelb. 1681, 4°. — Auch hier ſind einige Sittenſprüche darin enthalten; es iſt aber lateiniſch. — Martini Opicii Teutſche Poemata und Ariſtarchus ꝛc. Sampt einem anhang Mehr auſerleßener geticht anderer teutſcher Poeten, Dergleichen in dieſer Sprach hiebevor nicht außkommen. Straßburg in Verlegung Eberhard Zetzners. Anno 1624, 4°. — Lateiniſche Gedichte von ihm ſtehen in Weidners Triga poetica und hinter obiger Ausgabe von Opitz. Eine Auswahl ſeiner Apophthegmata veranſtaltete Guttenſtein, Mannheim, 1835, gr. 12°.

125. Den allegoriſchen Charakter der Nürnberger Schäferpoeſie theilte auch das Volkslied, das in Süddeutſchland ſeine Heimath hatte und mit den Werken der Malerei und Holzſchneidekunſt in Verbindung trat. Die Sitte der Niederländer, die Streitigkeiten in religiöſer und politiſcher Hinſicht zu Karrikaturen und Allegorien zu benützen und dieſe durch Reimereien zu erläutern, verpflanzte ſich auch nach Süddeutſchland und fand hier vielſeitige Nachahmung theils in poetiſchen Erklärungen durch Volkslieder, theils in der Manier Hans Sachſen's oder anderer Weiſe. Nachdem man die Jeſuiten und die Geiſtlichkeit überhaupt zum Gegenſtande der Spottlieder gemacht, ergriff man den Stoff aus dem böhmiſchen und dreißigjährigen Krieg und ließ dem Volkswitze freies Feld, ſo

daß manchmal ganz köſtliche Produkte daraus entſtanden. In dieſer Art iſt der Monolog eines Prager Kochs aus dem Jahre 1620 ſehr wohl gelungen und es ließe ſich dieſem noch manches Gute anreihen, das in den verſchiedenen Sammlungen der Volkslieder unter Gewöhnlichem verborgen iſt. Alle Parteien ergoſſen in ſolchen Produkten ihren Spott und ebenſo gut wird die Schlacht bei Leipzig zum Gegenſtücke gewählt, wie der Fall von Magdeburg und andere Ereigniſſe. Im Allgemeinen ſind dieſe Volkslieder gut gelungen, aber ſchon miſcht ſich hier und da ein gelehrter Zug ein, weil die Verfertiger der Zeichnungen den Stoff nach ihrer Art geben und die Erklärer ſich darnach richten mußten und ſich in gelehrten Deutungen ergingen, ſo daß dieſe Dichtungsart nach und nach ganz zur Allegorie ward und auf das Gebiet der Didaktik hinüber gleitete.

Soltau, Sammlung von hundert hiſtoriſchen Volksliedern. — Hiſtoriſche Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert von Ph. M. Körner. Stuttgart 1840.

126. Schon bei Opitz durchdrang das Epigrammenartige die Dichtung, man ſuchte Gegenſätze auf und alle Sprachen lieferten ſolche kurze Gedichte mit treffenden Pointen; auch konnte in dieſe Gattung das affektirte, weitſchweifige Weſen der anderen Dichtungsarten nicht eindringen. Den Anfang machten ſchon Zinkgref's Apophthegmata und die kurzen Anekdoten, die auf einen Witz ausgingen und daher auch mehr dem gelehrten Stande gefielen, als dem Volke, das nicht lange eine verborgene Bemerkung zu ergründen liebt. Durch Riſt wurden die Sprüchwörter in Epigramme umgewandelt, Weckherlin überſetzte ſolche aus dem Martial und es gibt wenige Dichter dieſer Zeit, die nicht auch Epigramme gemacht hätten. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts traten zuerſt einige Poeten auf, die ſich ausſchließlich dieſer Dichtungsart widmeten und zwar ſind ſie alle gleichzeitig. Valentin Löber in Bremen überſetzte die Epigramme Owen's in's Deutſche und zwar nicht mit beſonderer Prägnanz und dieſe Epigramme tragen auch nicht alle das Gepräge des wahren Epigramms und ſind zu allgemein. Sie betreffen blos Geizige, Baſtarde, böſe Frauen, Juriſten und Aerzte u. ſ. w. und man kann ſelten die Wahrheit und Veranlaſſung des Witzes daraus erkennen, ſo daß ſie den Leſer unbefriedigt und kalt laſſen. In denſelben Fehler verfiel auch Logau, der zwar öfters bekannte Gegenſtände auswählt, aber die Beſonderheit unberückſichtigt läßt und ſich mehr der Zeit und ihrer Sittenverderbniß entgegenwendet, ſo daß er in's Gebiet der Satire und Strafrede verfällt. Ueberhaupt gehen dieſe Epigrammatiſten gern in's Gebiet der Gnome über, wo gerade Logau ſchöne Gedanken und Bilder anzubringen verſteht und ſeine Lebenskenntniß zeigt. Logau iſt der eigentliche Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts, der den übrigen an fließender Sprache und Gewandtheit der Darſtellung gleichkommt, ſie aber durch Ernſt der Geſinnung, Wahrheit der Empfindung und ſchlagende Kürze übertrifft. Ueberall zeigt er einen hohen, ſittlichen Adel, ſein Patriotismus iſt wahr, warm und frei

von aller Anmaßung und enthuſiaſtiſcher Ueberſpannung und ſeine Epigramme beziehen ſich nicht blos auf literariſche Zuſtände, Privatthorheiten und Krähwinkeleien, ſondern aus dem tiefſten Innern ſeines Gemüths macht der Unwille über die Entartung ſeines Vaterlands durch fremde Mode und Sitte bald ſcheltend, bald ſpottend ſich Luft, und ebenſo innig klagt er über die Leiden und Schläge, welche die Auflöſung aller Zucht und Frömmigkeit durch den wilden Krieg bewirkt haben. Daher iſt er beſonders zornentbrannt gegen das Soldatenweſen, das der ächten Ritterlichkeit den Untergang brachte, daher jammert er über den fruchtloſen Frieden, der den langen Kampf, ſtatt mit Vereinigung, mit der Zerreißung Deutſchlands endigte. Seine Vorliebe für den Adel und ſein ſcharfer Spott über den leeren Afteradel ging nur hervor aus dem Bewußtſein deſſen, was der Adel einſt war und ſein ſollte und könnte, und darf ihm um ſo weniger verübelt werden, als er ſelbſt aus einer alten, reinen und ritterlichen Familie ſtammte und lebenslänglich die treueſte und biederſte Geſinnung gegen ſeinen Lehensherrn zu zeigen beſtrebt war. Dieſer Charakter des Dichters ſpiegelt ſich treu in ſeinen Gedichten ab; kräftig, ſchlicht, gerade und gediegen fließt der Gedanke in kurzen Sätzen hin, und weniger kümmert er ſich um Eleganz des Stils und Wohlklang der Verſe, als um unumwundenes Ausſprechen deſſen, was er will und meint. Darum haben manche ſeiner gnomiſchen Stücke den treffenden Schlag alter Volkspoeſie. Um Logau richtig zu beurtheilen, darf man ihn auch weniger mit Anderen vergleichen; er iſt überall ganz er ſelbſt und wenn man auch nicht ohne Grund die Nachläſſigkeit und Flüchtigkeit ſeines Stils tadeln mag, ſo iſt ebenſo die feine Grazie ſeiner lakoniſchen Muße dafür anzuerkennen. Er ſelbſt ſtrebte nicht nach Dichterruhm und ſeine Epigramme waren lange verſchollen, bis endlich Leſſing und Ramler mit erneuertem Nachdruck wieder auf ihn aufmerkſam machten.

Friedrich von Logau, aus einem der älteſten Adelsgeſchlechter Schleſiens ſtammend, wurde im Juni 1604 zu Naſſebrockut bei Nimptſch geboren, gab ſich ſchon in ſeiner frühen Jugend, als er noch Edelknabe bei der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg war, mit der Dichtkunſt ab, ſtudirte Jurisprudenz und machte verſchiedene Reiſen, worauf er zu Brieg beim Herzoge Ludwig VI. von Liegnitz und Brieg Rath und Kanzleirath wurde, ſeit 1653 zu Liegnitz lebte, wohin der Hof ging, und 1655 daſelbſt ſtarb. Er wurde 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden" und dem Symbole des Milzkrauts in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen, ſchrieb aber blos unter dem Namen Salomon von Golaw. Seine Jugendgedichte gingen ihm in den Kriegszeiten verloren; ſeine Sinngedichte entſtanden ihm dann raſch; er ſchrieb ſie meiſtens in der Nacht nieder und manche ſogar in den Schmerzen der Gicht. Er gab zuerſt im Jahre 1638 eine kleine Sammlung der Letzteren heraus unter dem Titel: Erſtes (und anderes) Hundert deutſcher Reimſprüche Salomons von Golau. In Verlegung David Müllers ſel. Erben in Breslau, 12°. Die vollſtändigſte Ausgabe iſt: Salomons von Golau deutſcher Sinn-Gedichte drei Tauſend, Breslau. In Verlegung Caſpar Kloßmanns, gedruckt in der Baumanniſchen Druckerei durch Gottfried Gründern, 8°; ohne Jahr (wahrſcheinlich 1654). Die Sammlung enthält jedoch 3553 Sinngedichte. Später ward Logau's gar nicht mehr gedacht und nicht einmal von ſeinem Sohne, was vermuthen läßt, daß man ſie von oben herab zu unter-

drücken suchte. Erst im Jahre 1702 veranstaltete ein Unbekannter eine schlechte und verunstaltete Auswahl dieser Sinngedichte als: S. v. G.'s auferweckte Gedichte, Frankfurt und Leipzig, 8°, und mengte Fremdes darunter. Endlich gaben im Jahre 1759 Lessing und Ramler eine Auswahl Logauischer Sinngedichte heraus, die Ramler 1791 wiederholte, wobei aber Letzterer zu viele Aenderungen vornahm und dadurch die Eigenthümlichkeiten des Dichters verwischte. In jüngster Zeit erschien: S. v. Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt 1849, 6°. — Valentin Löber war Arzt in Bremen und lebte 1620—85. Seine Uebersetzung erschien zu Hamburg 1653.

127. Wie überhaupt die wenigsten dieser Sinngedichte dem eigentlichen Wesen des Epigramms entsprachen, so wurden mit diesem Namen auch andere kleine Gedichte bezeichnet, wie Madrigale, Rondeaux und sogar Sonette. Erst Kaspar Ziegler schied das Madrigal von dem Epigramme ab und zog es vor, weil er es für die Musik gebrauchte und er die deutsche Sprache nicht für die nöthige Kürze geeignet hielt. Nach ihm thaten sich noch einige andere Madrigalendichter auf und wandten diese Form sogar auf geistliche Gegenstände an, wie es namentlich bei Scheffler der Fall war (129). Auch Räthsel kamen um diese Zeit in die Mode und manche Gedichte Logau's würden geradezu Räthsel sein, wenn sie keine Ueberschrift hätten. Solche Räthsel sammelten Huldrich Therander oder Johann Sommer, der auch Leberreime schrieb, eine Art Gedichte, die später sehr beliebt wurden. An diese reihten sich dann die zahlreichen anderen kurzen Gedichte an, welche immer mehr in's Gebiet der Spielereien herabsanken. Sie hatten nur das Gute, daß das Volk an diesen witzigen, über alle Gegenstände des Lebens und der Oeffentlichkeit sich aussprechenden kurzen Gedichten Gefallen fand und sie immer mehr anwandte, um seinen Spott und Witz darin auszulassen. Daher bahnten sie der Satire den Boden, welche sich als Gegensatz zur Idylle ausbildete und zugleich auch gegen diese Faullenzerpoesie sich oft richtete. Einer der ersten Satiriker dieser Zeit war Joh. Wilh. Lauremberg, der seine Alexandriner noch ganz im Volksdialekte schrieb und sich wenig um die neuere Art der Dichtung bekümmerte. Er schrieb vier Satiren, welche die Veränderlichkeit in allen menschlichen Dingen, das Nichtige des Modewesens und die Versmacherei um Lohn zum Gegenstande haben und ächt komisch sind. Es zieht hier besonders der gesunde, naive Menschenverstand und der faßliche Volkswitz an und selbst da, wo die Gelehrsamkeit in Episoden ausschweift, tritt sie mehr als Redseligkeit auf. Lauremberg verdient neben Moscherosch gestellt zu werden, nur ist er eben nicht poetisch. Aber er steht höher als Rachel und selbst Andreas Gryphius, der auch drei Scherzgedichte schrieb und zwar über die verdorbenen Sitten, falschen Freunde und eisenfresserische Prahlhanserei der Zeit. Seine Satiren sind voll, gedrungen und mehr im Geiste Juvenal's, auch spitzig und geißelnd, sogar derb. Noch geringhaltiger ist Joachim Rachel, dessen Satiren zwar regelmäßig, korrekt und fein sind, aber den Opitzischen Geschmack zeigen und zu allgemein werden. Sie sind meistens Umarbeitungen antiker Satiren, nur daß der Eifer den Ver-

faſſer oft zu weit treibt und er darüber auch das Gute angreift. Seine beſte Satire, vom Poeten, die auch ſehr gefiel, leidet an dem Fehler, daß er Alles, was er ſagt und was die ganze damalige Poeſie charakteriſirt, blos auf die Gelegenheitspoeten bezog und es ſich nicht einfallen ließ, daß ſeine Satire die Poeſie im Allgemeinen treffend bezeichne. Eine viel beſſere Satire auf das Treiben und Unweſen der Poeten ſchrieb Johann Riemer, die nach einem lateiniſchen Vorbilde gearbeitet iſt und die Zuſtände dieſer Zeit ſehr geſund und richtig beurtheilt.

Kaſpar Ziegler, 1657 in Leipzig geſtorben, nach Koch erſt 1690, war ein Juriſt und gilt als Erfinder der Madrigale. Er ſchrieb: Büchlein von deutſchen Madrigalen, Leipzig 1653, und geiſtliche Elegien, 1648. — Joh. Sommer, nannte ſich auch Joh. Clorinus Variscus und ſchrieb: Aenigmatographia, Magdeburg 1605, und Hepatologia hieroglyphica rhythmica. — Johann Willmſen (Wilhelms Sohn) Lauremberg war 1591 zu Roſtock geboren, wurde daſelbſt Profeſſor der Mathematik und ſeit 1623 an der Ritteracademie zu Soroe, wo er im Jahre 1659 ſtarb. Seine vier Satiren erſchienen zu Caſſel 1750, 8°, waren aber ſchon einmal 1654 gedruckt, unter dem Titel: De veer olde beröhmede Scherzgedichte, als erſtlich: Van der Minſchen itzigen verdorvenen Wandel und Maneren. II. Van Alamodiſcher Klederdracht. III. Van vermegender Sprake und Tituln. IV. Van Poeſie und Rymgedichten. In Nedderdütſch gerymet durch Hans Willmſen L. Roſtock. Dieſe Schrift iſt auch in's Hochdeutſche übertragen. — Johann Rachel iſt 1618 zu Lunden geboren, ſtudirte zu Roſtock und Dorpat, wurde Rector zu Heide in Dithmarſen, 1660 zu Norden in Oſtfriesland und ſeit 1668 Rector zu Schleswig, wo er 1669 ſtarb. Er ſchrieb zehn Satiren, wovon ſechs zu Frankfurt 1664 und vier im Jahre 1668 erſchienen, die ſpäter noch mehrmals herausgegeben wurden. — Johann Riemer iſt 1648 zu Halle geboren, ward 1678 Profeſſor am Gymnaſium in Weißenfels und ſtarb 1714 als Paſtor an der St. Jacobskirche in Hamburg. Er ſchrieb: Reime dich oder ich freſſe dich, das iſt, deutlicher zu geben Antipericatametanaparbengedamphirribificationes poeticae, oder Schellen und ſcheltenswürdige Thorheit bäotiſcher Poeten in Deutſchland, Hanswurſten zu ſonderbarem Nutzen und Ehren, zu keinem Nachtheil der edlen Poeſie, unſrer löblichen Mutterſprache, oder einiges rechtſchafnen gelehrten Poeten zu belachen und zu verwerfen vorgeſtellt von Hartmann Reinholden, dem Frankfurther. Northauſen 1773, 8°. Seine übrigen Schriften, wie der luſtige Hofparnaſſus, 1679, und der Erzverläumder und Ehe-Teuffel von Schottland, Weißenfels 1679, ſind ſchlecht.

128. Auch in der geiſtlichen Dichtung gingen durch Opitz große Veränderungen vor und zwar äußerte ſich ſein Einfluß zunächſt bei den Ueberſetzungen der Pſalmen, woran ſich Verſchiedene verſuchten, in Alexandrinern und mit Reimen nach der neuen Regel. Außerdem brachte man die Evangelien und Epiſtel in Reime oder in betrachtende Lieder und alle Formen der Poeſie und beſonders das hohe Lied wurden viel bearbeitet, weil man es als eine Schäferdichtung anſah und die ſüßlichen Tändeleien daran knüpfen konnte. Dieſe Dichtung brachte viel Unheil in die Kirchenpoeſie, ſtatt der alten Einfachheit führte man einen reicheren Schmuck, ja ſogar die Zierrathen der heidniſchen Mythologie ein und hierzu trug beſonders der Jeſuit Jacob Balde Vieles bei, der viele ſeiner lateiniſchen Gedichte deutſch variirte und vom Majeſtätiſchen in's Gemeine und Lächerliche herabſank. Er und einige Andere bereiteten ſchon

die Richtung Friedrich von Spee's vor, welcher geraume Zeit vor Opitz das Richtige hinsichtlich der Sylbenmessung geahnt hat und auch den Versuch machte, aus den Mundarten schöne Ausdrücke und Wendungen in's Hochdeutsche zu verpflanzen. Spee suchte den alten Ton des evangelischen Kirchenlieds in die katholische Kirchenpoesie überzutragen, wurde aber dabei viel sinnlicher, so daß er oft an die Minnesänger erinnert und seine Gottesliebe mehr den Charakter der Leidenschaft als der stetigen Hingebung hat. Gegenüber der Künstlichkeit der schlesischen Schule zeigt sich bei ihm eine vollere Wahrheit, reine christliche Liebe, ein inbrünstiges Lieben und Sehnen nach dem Heiland und ein kindliches, tiefes und inniges Naturgefühl, das ihn dann auch herzliche, anmuthige und phantasievolle Lieder dichten ließ. Der Grundgedanke derselben ist geradezu die zärtliche Sehnsucht der Seele nach ihrem Bräutigame, Jesus, alle seine Wendungen, seine Farbenpracht zielen blos dahin und wenn wir dies bei einem anderen Dichter tadelnswerth finden müßten, so freuen wir uns hier über sein kindliches Treiben, zumal nicht leicht ein Anderer so wenig mit seinem Wissen geprunkt hat, als er, weshalb denn auch seine Dichtung der Weise des Volkslieds sich näherte. Ungeachtet dessen blieb seine Trutznachtigall durchaus unbeachtet, bis endlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts man seiner wieder gedachte und ihn die romantische Schule wieder zu Ehren brachte. Die Protestanten beachteten ihn zu seiner Zeit schon darum nicht, weil er die Einfachheit verließ und er die italienische Schwulst in's Kirchenlied brachte, zumal in seinen geistlichen Eklogen, die von seinen Liedern stark abstechen. Diese üppigere Richtung fand leider auch bei verschiedenen evangelischen Kirchenliederdichtern Eingang und verweltlichte dasselbe, wie die hierher gehörenden Gedichte von Klaj, Harsdörffer und Schottel hinlänglich beweisen. Opitz in seinen Hymnen führte dazu noch einen anderen Fehler ein, indem er denselben einen antiken Anstrich zu geben suchte und die heidnische Mythologie zu Hülfe nahm, worin ihn seine Nachfolger noch überboten und auf die geschmackloseste Weise Bilder und Vergleichungen häuften, hochfliegende Redensarten und Absurdität, Dunst und Plattheit mit einander vermengten.

Friedrich von Spee, aus dem adeligen Geschlechte der Spee von Langenfeld, ist 1591 oder 1593 zu Kaiserswerth geboren und kam im Jahre 1610 in das Jesuitenkloster zu Köln, um sich für den geistlichen Stand zu bilden. An den weltlichen Zwecken dieser seiner Genossenschaft hatte er kein großes Behagen, er hatte mehr ein frommes, nach inniger Befriedigung sich sehnendes Gemüth und behielt daher eine mildere Gesinnung. Nachdem er bis gegen 1627 als Lehrer der Philosophie und Moraltheologie mit Beifall gewirkt hatte, wurde er nach Franken geschickt, wo er dann besonders in Bamberg und Würzburg thätig war und zu seinem Grausen an zweihundert Unglückliche, die in Hexenprozessen zum Tode verurtheilt worden waren, auf die Richtstätte begleiten mußte. Der Gram darüber machte ihm frühzeitig graue Haare und als ihn der nachmalige Erzbischof Joh. Phil. v. Schönborn fragte, weshalb er so frühe ergraut sei, da gab er zur Antwort: das komme von den Hexen, die er zum Feuertode begleitet und deren nicht eine schuldig gewesen sei. Endlich schrieb er auch sein Buch Cautio criminalis gegen die Hexenprozesse,

1631, und das Buch ward noch öfters abgedruckt, auch wirkte es wenigſtens an einigen Orten. Bald darauf wurde Spee beauftragt, im Hildesheimiſchen Miſſionspredigten zu halten, um das Volk wieder katholiſch zu machen, weshalb er in Peina ſich aufhielt; aber er gerieth dadurch in Lebensgefahr und kam bald wieder zurück, worauf er nach Trier ging und dort, als er im Spitale während der Belagerung Dienſte leiſtete, am 7. Auguſt 1635 den Anſtrengungen erlag. — Ein Jahr vor ſeinem Tode bereitete er eine Sammlung ſeiner geiſtlichen Gedichte vor, der er den Namen Trutznachtigall gab, wie er in der Vorrede ſagt, weil ſie „trutz allen Nachtigallen ſüß und lieblich ſinget“. Sie ward nach ſeinem Tode von einem ſeiner Schüler herausgegeben und führt den Titel: Trutz Nachtigal, oder geiſtlichs poetiſch Luſtwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutſcher Sprach geſehen. Cölln, 6°. Wilh. Frieſſen 1649, 12°. Neue Abdrücke 1656, 1660, 1664, 1683 und von Clemens Brentano beſorgt 1817 zu Berlin. Die Willmes'ſche Ausgabe, Köln 1812, iſt freie Ueberarbeitung. — Auch ſchrieb Spee als Leitfaden beim Unterrichte ein in Geſprächsform abgefaßtes und mit zahlreichen Liedern und Parabeln in Proſa durchwebtes Erbauungsbuch: Gulden Tugendbuch, oder Werke und Uebung der fürnembſten Tugenden, Glaubens, Hoffnung und Liebe ꝛc. Cölln, b. 10. Frieſſem 1647, 8°, ferner 1649, 1656, 1666, 1668, 1718 und überarbeitet Coblenz 1829, in 2 Theilen. Letztere Schrift erwarb ihm die Achtung von Leibnitz, der dagegen an den deutſchen Verſen keinen Geſchmack fand. — 1802 gab Jg. H. von Weſſenberg neun Lieder Spee's heraus, aber verſtümmelt, umgearbeitet und ſogar aus zwei oder mehr Gedichten Eines bildend. Auch Fr. Schlegel nahm 1806 im poetiſchen Taſchenbuch mit einigen Spee'ſchen Gedichten Aenderungen vor.

129. Während dieſe Richtung mehr äußerlicherer Natur war, gaben einige Andere weniger auf Poeſie und Schmuck der Rede, als auf die Geheimniſſe der Myſtik und unter ihnen ſteht Johann Scheffler, ein Schleſier, der unter dem Namen Angelus Sileſius ſchrieb, oben an, wie ja auch Schleſien die Heimath der Schwärmerei war. Scheffler iſt offenbar angeregt durch Spee, aber es fehlt ihm deſſen Leichtigkeit und er ergeht ſich in Gemeinplätzen, wo bei Spee Tändelei und Naivetät, poetiſche Bilder und Gedanken einen beſonderen Reiz geben. Schon durch ſeine geiſtlichen Lieder trat Scheffler aus dem Kreiſe der Schulgelehrſamkeit und Künſtelei heraus, obgleich dieſelben meiſtens nur andächtige Tändeleien ohne wahres Gefühl ſind, worin die verliebte Pſyche mit den Wunden des Erlöſers ſchäferlich wie mit Blumen ſpielt. Doch haben ſich einige ſeiner geiſtlichen Lieder, die durch Innerlichkeit und Innigkeit hervorragen, bis auf unſere Zeit in den Geſangbüchern erhalten. Dagegen zeigt er ſich als beſſerer Dichter in ſeinem cherubiniſchen Wandersmann, der geiſtliche Sprüche enthält. Sie umſchließen den Kern der tiefſten und höchſten Gedanken in kindlich anſpruchsloſer, von warmer Empfindung innig durchdrungener Form und haben das Tiefſinnige und Hochpoetiſche, jedoch auch öfters das ſchauerlich Uebergöttliche des theoſophiſchen Pantheismus an ſich, der freilich eine ähnliche myſtiſche Richtung vorausſetzt, um beſonderes Gefallen zu erregen. Myſtiſche Neigungen zeigen ſich auch bei Knorr von Roſenroth, aber es blickt hier ſchon mehr die geſundere Richtung durch und das Studium von Boethius und Ariſtoteles. In einſamer Abgeſchiedenheit und Seelengenuß im Guten erkennt er den Weg zur wahren Seelenruhe und die didaktiſche Poeſie gewinnt bei ihm die Oberhand. Dagegen gelangte dieſe Art der Dichtung zum Extrem in

Quirinus Kuhlmann, der voll Exclamationen, Geschmacklosigkeit, Plattheit und Lächerlichkeit ist und Versspielereien liebte. Seine himmlischen Liebesküsse, eine Anzahl Sonette, verläuft sogar in baaren Unsinn, so daß ein weiteres Fortgehen auf diesem Wege sogar als eine Unmöglichkeit erscheinen mußte.

Johann Scheffler, 1624 zu Glatz oder Breslau von lutherischen Eltern geboren, war schon von frühester Jugend an der Mystik zugeneigt, welche die Vereinigung der Seele mit Gott und Gottes mit der Seele erstreben zu können wähnte. Durch die Schriften von Jakob Böhme, Tauler u. A. versenkte sich der Jüngling immer mehr in dieser Richtung und nachdem er in der Medicin promovirt hatte, suchte er vorzüglich die pietistischen Sektenversammlungen auf, die ihn jedoch nicht befriedigten. Zum Hofmedicus des Herzogs von Württemberg-Oels ernannt, gerieth er bald mit der Geistlichkeit in Oels in heftigen Streit und trat 1653 zur katholischen Kirche über. Von nun an hatte er aber noch weniger Befriedigung und sein düsterer Unmuth sprach sich deutlich genug aus in der fanatischen Unduldsamkeit seiner eigenen Streitschriften, denn als Pantheist konnte er sich mit keinem Glauben zufrieden geben. Nach mancherlei Wechseln, die ihn auch an den Hof des Kaisers Ferdinand III. führten, nahm er die Priesterweihe an, wurde Rath des Bischofs von Breslau, trat später in das dortige Kloster zu St. Matthias und starb am 9. Juli 1677. Glücklicherweise sind die meisten seiner Gedichte früh geschrieben und athmen daher noch den stillen Frieden der Poesie. Von seinen poetischen Schriften sind zu nennen: Johannis Angeli Silesii, Cherubinischer Wandersmann, oder geistreiche Sinn- und Schluß-Reime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend ꝛc. Glatz 1674, 12°, 1675 und öfters; Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche ꝛc. Breslau 1657, 1668, 1697, 8°. Betrübte Psyche. Breslau 1664, 12°. Die köstliche evangelische Perle. Glatz 1678, 8°. Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge ꝛc. Schweidnitz 1675, 12°. — Knorr von Rosenroth, der 1689 starb, besuchte den Orient, lernte dort Alchymie und gab 1684 den neuen Helikon heraus, eine Reihe von Sittensprüchen. — Quirinus Kuhlmann, 1651 zu Breslau geboren, war ein Anhänger Jakob Böhme's, trieb sich als Geisterseher und Prophet in Holland, England, Frankreich, der Türkei, Preußen und Liefland herum, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden und wurde endlich 1689 wegen seiner Schwärmerei zu Moskau lebendig verbrannt. Er schrieb: Kühlpsalter, Amsterdam 1681—86. 3 Theile, und Himmlische Liebesküsse, 1671.

130. Gegenüber diesen mystischen Subtilitäten erhielt sich das ächte evangelische Kirchenlied in seiner alten, einfachen Gestalt und die Bedrängnisse des dreißigjährigen Kriegs mögen nicht wenig daran Ursache sein, daß eine ungemein große Anzahl solcher Lieder in dieser Zeit entstand. Johann Valentin Andreä dichtete in der Weise Weckherlin's geistliche Lieder, worin die alte Gedrungenheit und Kraft erhalten ist, aber weder eine Spur von der neuen Sprachcorrektheit, noch überhaupt poetisches Talent gefunden wird. Von Martin Rinckart aus Meißen ist unter Geringerem das schöne Lied: „Nun danket alle Gott" erhalten; höher steht aber Johann Heermann, welcher seines Landsmanns Opitz Gesetze auf die Kirchendichtung anwandte, ohne sich wieder von dessen Richtung irre leiten zu lassen. Seine zahlreichen Lieder wurden immer sehr hoch geachtet, aber es ist nicht Alles gut, besonders nicht seine Evangelien, während seine Haus- und Herz-Musik in ein gutes Herz voll Einfalt und Natürlichkeit blicken läßt. Da er aber nach neuen Stoffen sich

umfah und Predigten und andere Erbauungsschriften benützte, so schlichen sich auch schon bei ihm neue Tendenzen ein und wurde er breit und leer. Mehr aus innerem Drange und noch ganz in der alten Weise dichtete David von Schweinitz voll ächter und tiefer Frömmigkeit, einfach und schlicht, fast mild elegisch. Auch schrieb er Lieder für die Hausandacht. Rist verfertigte seine geistlichen Lieder mehr mechanisch und so schlecht er sonst dichtete, so wenig Talent er hier zeigte, so blieb doch noch an diesen Liedern etwas vom alten Geiste. Höher stehen Dach's Lieder, die tiefer gefühlt sind und eine sanfte Schwermuth durchblicken lassen, während Rist auf Bestellung dichtete, was er nicht fühlte. Auch Neumark dichtete Kirchenlieder, worunter sich einige recht gute finden, die aus lebendiger Bewegung des Gemüths entsprangen, die größere Mehrzahl ist aber schwach. Der Charakter derselben ist ein geduldig leidendes Gemüth, es fehlt bei ihm all' das hohe Zierwerk und unprotestantische Wesen und seine Lieder sind auch mehr moralisch als kirchlich, weil er selbst kein Theolog war. Er verräth schon den Uebergang zu einer weltlicheren Behandlung und gerade in die Mitte zwischen beiden gehört Andreas Heinrich Buchholz zu Braunschweig. In seinen etwas lang gehaltenen Hausandachten blieb er dem alten Standpunkte treu, aber in seinen geistlichen Poematen neigte er sich der Kunstdichtung zu und zeigte sich die neue Manier. In der „betrübten Sion," einem strophischen Gedichte, offenbart sich viele Wärme, Fluß der Rede und das Ganze ist dem Inhalte angepaßt, was in der „getrösteten Sion" schon nicht mehr der Fall ist, da er dazu den Alexandriner anwandte. Man erblickt an seinen verschiedenen Produkten, wie er auch anfangs die neue weltliche Richtung einschlug, dann aber zum alten Ton zurückkehrte, als sich eine Opposition gegen diese Verweltlichung aufgethan hatte.

Joh. Val. Andreä ist 1586 zu Herrenberg im Württembergischen geboren, erlangte eine vielseitige Bildung, studirte seit 1601 zu Tübingen, widmete sich später der Theologie, machte 1607—14 Reisen, wurde dann Diakonus in Vaihingen, später Superintendent von Calw, 1639 Consistorialrath und Hofprediger in Stuttgart, gerieth in heftige kirchliche Streitigkeiten, legte 1650 sein Amt nieder, ging als Abt nach Bebenhausen und 1651 nach Adelsberg, starb aber noch 1654 in Stuttgart. Seine meisten Schriften sind lateinisch und polemischen Inhalts. Seine „Geistliche Kurzweil" erschien 1619 zu Straßburg, die „Christlichen Gemäl", zu Tübingen 1620, 4°, Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz 1616 und die Christenburg, 1836 von Grüneisen herausgegeben. — Johann Heermann ist 1585 zu Rauden in Schlesien geboren, wurde Prediger zu Köben und starb 1647 zu Lissa. Seine Haus- und Herzensmusik erschien zu Leipzig 1644, 1663, 12° und Breslau 1650, 12°. — David von Schweinitz lebte 1600—1667 und schrieb: Herzensharfe, 1650, und kleine Bibel. Rist §. 118, Dach §. 116 und Neumark §. 119. Andreas Heinrich Buchholz ist geboren 1607 zu Schöningen, ward Schulmann an mehreren Orten, 1641 Professor in Rinteln, 1647 Prediger in Braunschweig, dann Oberhofprediger und Superintendent und starb 1671. Seine geistlichen deutschen Gedichte erschienen in Braunschweig 1651, seine christlichen Hausandachten das. 1663. Ueber seine Romane §. 135.

131. Noch mehr als Buchholz wendete der Schlesier Andreas Gryphius den Schmuck der Rede in der kirchlichen Poesie an, obschon er noch

vielfach den einfachen protestantischen Gang festhielt und die ihm eigene finstere, schwermüthige Richtung durchblicken ließ. Er war mehr ein Nachfolger Flemming's als von Opitz und steht überhaupt hoch über demselben, aber unglückliche Verhältnisse und Krankheit machten ihn so schwermüthig, tiefsinnig und hypochondrisch, daß sich dieser Grundzug in allen seinen Gedichten abspiegelt. Gryphius behandelte alle Arten der ernsten Dichtung auf selbstständige, eigenthümliche und poetische Weise, ließ alle Spielereien der Poesie und Gelegenheitsdichtung bei Seite und hatte einen offenen, reichen Sinn für alles Große und Schöne. In seinen Gedichten herrscht ein Gewühl von poetischen Gedanken und Bildern, seine Sonette spiegeln ganz den Ernst seines Lebens ab und seine Kirchhofgedanken in 50 Strophen gehen auf das Erschütternde und Schreckhafte aus und hier tritt schon die Ueppigkeit der Sprache nachtheilig ein. Ueberhaupt ist hier und in seinen Oden alles voll Trauer und Grabesdunkel, die Welt ein Jammerthal. Hierüber muß man sich freilich hinwegsetzen, wenn man den formellen Werth dieser Dichtungen würdigen will, der wirklich bedeutend ist. Einen reichen Ruhm erwarb sich Gryphius als Dramatiker (§. 141), aber auch im epischen Gedicht wollte er wetteifern, er schrieb Satiren, Passionslieder und geistliche Oden. Ueberhaupt steht er auch als Lyriker hoch durch inniges und tiefes Gefühl, Feuer und Schwung, durch kühne, lebendige Bilder und erhabene Gedanken, sowie großartigen Ernst. Doch konnte er auch scherzen, wo sein eigenes Gefühl nicht mit berührt wurde. Am schönsten spricht sich seine Individualität in den Sonetten aus. Dagegen beruhen seine Fehler in der Ueberschwenglichkeit des Gefühls, es kommt manches Harte und Rohe dazwischen vor, er erlaubte sich Härten und Zusammenziehungen, gab auf das Maaß der Sylben wenig Acht und machte die Wortstellungen oft bis zum Unklaren und Unverständigen verworren. Einer der edelsten und liebenswürdigsten Dichter seiner Zeit war Paul Gerhard, der den Ton des lutherischen Kirchenliedes strenger beibehielt und ein viel froheres, zuversichtlicheres Gemüth zeigte, als Gryphius, indem er inniges Vertrauen auf Gott und das Leben hatte das Höchste gern recht nahe und vertraulich an sich heranzog und den ewigen Gott mehr als sterblichen Mann und Vater umfing. Darum erscheint bei ihm auch nicht jene falsche Demuth und Zerknirschung, zeigt er eine ungeheuchelte Frömmigkeit und Gutmüthigkeit und ist selbst die Sprache wohlgefällig, aber einfach, ohne Pomp und Zierlichkeit und von der Wärme des Gefühls getragen; sehr wirksam sind dabei die biblischen Worte, Bilder und Wendungen, die er einmischt. Gerhard ist überhaupt durchaus volksmäßig, sogar in der Sprache, die veraltete Formen und Worte aufnahm, und ohne Glätte und Eleganz im Ausdruck, obschon auch die Form in einigen seiner Stücke so vollendet ist, als es nur sein konnte. Eine ähnliche Richtung schlug Johann Francke ein, dessen weltliche Lieder, im irdischen Helikon, freilich sehr unbedeutend sind, der aber in seinem geistlichen Zion Kirchenlieder lieferte,

die den alten Ton zu bewahren suchen und doch schwunghaftig, kunstreich und deklamatorisch werden, wo die christliche Mystik schon eine größere Rolle spielt und die Andacht mehr Sache und Gegenstand ist, während die Sprache sich ganz auf die Bibel stützt. Auch er hat ein mehr heiteres Gottvertrauen und seine Lieder sind musikalischer, als die Gerhard'schen, aber dieser ist volksthümlicher, gemüthlicher und inniger.

Andreas Gryphius wurde am 11. Oktober 1616 zu Großglogau geboren, wo sein Vater Archidiakonus war, verlor denselben schon 1621 durch Vergiftung und gerieth selbst in eine tödliche Krankheit. Seine Mutter, die sich wieder vermählte, starb auch schon 1628, von ihm tief betrauert, dann erlitt der Stiefvater Plünderung und waren die Kriege immer stürmischer. Im Jahre 1631 ging er auf die Schule nach Görlitz, wegen der Kriegsunruhen aber bald darauf nach Glogau, wo ihm alsbald eine Feuersbrunst Alles raubte. Durch eine Elegie gewann er die Unterstützung des Magisters Eder, der ihn nach Fraustadt auf die Schule that, wo Gryphius auch Polnisch und orientalische Sprachen trieb und dann die neueren Sprachen erlernte. Im Jahre 1631 verfertigte er schon sein erstes Trauerspiel, der Kindermörder Herodes, das 1634 gedruckt wurde, und mehrere andere Gedichte. In letzterem Jahre begab er sich nach Danzig auf's Gymnasium, gab aber bald selbst Unterricht und ließ den erneuerten Parnaß erscheinen. Im Jahre 1636 ging er nach Fraustadt zu seinem Stiefvater, dem Pastor Eder, und dann auf die Güter Georgs von Schönborn, um dessen Kinder zu unterrichten. Dieser, der kaiserlicher Pfalzgraf war, krönte ihn 1637 zum kaiserlichen Poeten und gab ihm alle Rechte und Freiheiten der Adeliggeborenen. Die Religionsstreitigkeiten und seine Schrift über den Freistadter Brand von 1637 verursachten ihm viele Verfolgungen, sein Gönner Schönborn starb, sein eigener Bruder wurde von seiner Pfarrei vertrieben und Gryphius ging deshalb nach Danzig und am 26. Juni 1638 nach Holland. In Leyden hörte er nun Vorlesungen und ward 1639—41 selbst Lehrer der verschiedensten Gegenstände, Anatomie, Logik, Metaphysik, Geographie, Geschichte, Trigonometrie, Optik, Astronomie, Physiognomik und Chiromantik. Im Jahre 1638 ließ er die erste Sammlung seiner Epigramme und Sonette erscheinen und in Holland lernte er auch das Wesen und die Technik des Drama's kennen. Inzwischen kamen neue Unglücksfälle über ihn; es starb 1640 sein Bruder und er selbst wurde schwer krank; aber damit hatte auch sein Leiden den Höhepunkt erreicht und ging es ihm von nun an täglich besser. Im Jahre 1644 machte er mit dem Pommern Wilh. Schlegel eine Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland, lebte 1646 ein Jahr lang in Straßburg, wo er das Trauerspiel Leo Arminius dichtete, und ging dann über Holland nach Stettin zu Schlegel, bei dem er einige Trauerspiele vollendete. Im Jahre 1647 kam er nach Fraustadt zurück, lehnte einen Ruf nach Frankfurt und Upsala ab und verheirathete sich, als der westphälische Frieden wieder Ruhe brachte, worauf er Syndikus seiner Vaterstadt wurde und seine freie Zeit den Musen widmete, bis er am 16. Juli 1664 vom Schlag getroffen starb. Kurz vorher ward er von der fruchtbringenden Gesellschaft als „der Unsterbliche" zum Mitglied aufgenommen worden. Seine Gedichte sind in folgender Reihenfolge erschienen: Der Kindermörder Herodes, Glogau 1634; des Herodes Ende, 1635; Erneuerter Parnassus, Danzig 1636; Deutsche Gedichte, 1636; Ueber den Untergang der Stadt Freystadt, 1637; Fontanalia, Danzig 1638; Das 3. und 4. Buch der Sonette, Leyden 1639; Das 1. Buch der Sonette und ein Buch der Oden, deutsche und lateinische Epigramme, Leyden 1643; Uebersetzung von Vondels Gideoniter; Olivetum Libri III., Florenz 1646; Zweites Buch der Sonette und Oden, Straßburg 1646; Leo Arminius, 1646; Katharina von Georgien, 1647; Beständige Mutter oder Heil. Felicitas, 1647; Piastus, Buß- und Gesangspiel, 1648; Peter Squentz, 1648; Horribilicribrifrax, 1649;

Carolus Stuardus, in der ersten Form, 1649; Golgatha, um 1650; Thränen über das Leiden des Herrn, 1636; Majuma, Freudenspiel, 1653; Drittes Buch der Oden, 1655; Kirchhofsgedanken, 1656; Sterbender Papinianus, 1659; Uebersetzte Lobgesänge oder Kirchenlieder, 1660; Uebersetzung der Säugamme des Hieron. Razzi 1662; Der schwermende Schäffer nach Corneille, 1663; die Fischer, Lustspiel; Heinrich, die Gideoniter und Ibrahim unvollendet. Von seinen Werken erschienen Gesammtausgaben: Andreä Gryphii Trauerspiele, auch Oden und Sonette. Breslau 1663. Andreä Gryphii um ein merkliches vermehrte teutsche Gedichte. Breslau und Leipzig 1698, 2 Thle., von seinem ältesten Sohn Christian besorgt. Beide Ausgaben sind unvollständig. Ueber sein Leben: Leubscher, Schediasma de Claris Gryphiis, Brieg 1702; Stosch, Dank- und Denksäule Andr. Gryphii, 1665; Bredow's nachgelassene Schriften, Breslau 1616; Dr. Julius Herrmann, Ueber Andr. Gryphius, im Osterprogramm der Leipziger städtischen Realschule, Leipzig 1851. — Paul Gerhard wurde im Jahre 1606 zu Gräfenhaynichen geboren, wurde Geistlicher, 1641 Probst in Mittenwalde, 1657 Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin und predigte daselbst mit großem Beifalle, gab auch 1657 die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder heraus. Als eifriger Lutheraner wollte er nicht den geforderten Revers zu Gunsten der Reformirten, 1665, unterschreiben und ward daher seiner Stelle entsetzt am 16. Februar 1665, worauf er sich nach Sachsen begab, bei welcher Gelegenheit er das Gedicht „Befiehl du deine Wege" verfertigt haben soll, und erhielt vom Herzog von Sachsen-Merseburg ein Jahrgeld, bis er von demselben als Archidiakonus nach Lübben berufen wurde, 1669, wo er im Jahr 1676 starb (am 27. Mai). Seine Kirchenlieder sind noch in unseren Gesangbüchern erhalten, aber sehr verstümmelt. Er dichtete 120 geistliche Lieder. Sie sind erschienen: Haus- und Kirchenlieder, Berlin 1666, Fol. und Frankfurt a. d. O. Sein Freund J. G. Ebeling gab sie 1669 zu Stettin heraus und andere Ausgaben sind vom Prediger Feuerlein, Eisleben 1700, von J. H. Feustking, Zerbst 1707, 12°. Die neueste ist: Paul Gerhard's geistliche Lieder, getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wieder abgedruckt. 2. Aufl. 16°. Stuttgart 1850. — Johann Francke war 1618 zu Guben geboren, wurde daselbst Bürgermeister und starb 1677. In seinem Geistlichen Sion, Guben 1674, 8°, sind 110 Lieder enthalten und viele derselben stehen noch in unseren Gesangbüchern. Vaterunserharfe, 1646; irdischer Helikon.

132. Neben diesen rein poetischen Produktionen blieb auch die Prosa nicht unbeachtet und zwar zeigte sie zunächst bei einigen Produkten einen volksmäßigeren Charakter, die sich ganz den Zeitverhältnissen anpaßten und geradezu den Grundcharakter der Zeit selbst am besten und genauesten abspiegeln. Wir meinen hier aber erst die Prosa der Romane. Den Anfang macht Johann Michael Moscherosch mit seinen Gesichten Philander's von Sittenwald, die 1650 erschienen, worin noch nach Art der älteren Didaktiker, wie Fischart, die Satire dazu angewendet wird, den Leuten lachend die Wahrheit zu sagen und durch in's Lächerliche-ziehen das Verkehrte zu verbannen. Obschon Moscherosch als „der Träumende" Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war und mit seinen Zeitgenossen in vielfacher literarischer Berührung stand, so gerieth er doch nicht in die Art und Weise der neuen Sprache, sondern lehnte sich an die älteren Satiriker, die seine Vorgänger waren, und webte sogar eine oft seltsame Mischsprache ein. Das Buch ist dem spanischen Werke sueños des Quevedo nachgeahmt, aber bloß in der Grundlage, denn es ist ein durchaus deutsches Buch geworden, ein Produkt seiner Zeit. Zunächst stammt aus dem

Süden die Form der Allegorie, in welche sich fast alle Satire auflöst und dadurch oft langweilig und frostig wird, und wohl darum auch wandte sich die Satire mehr gegen die Fehler des Verstandes und der Intellectualität, gegen die Verkehrtheiten der gelehrten Stände, gegen Modethorheiten, die verrückten Grundsätze von Ehre und Reputation und die wälschen Sitten und Undeutschheit. Man findet darin ganz gute satirische Einzelnheiten und treffende Einfälle, aber das Buch, indem es sich gegen den gelehrten Kram und die Steifheit und alberne Pfiffigkeit der Welt wendet, bringt dabei selbst zu viel des gelehrten Krams, wird selbst so steif, ledern und lächerlich schlau und zeigt, wie eben der Verfasser selbst von der Zeit unwillkürlich angesteckt wird. Sein größtes Verdienst liegt in der Schilderung der Zeit und das Stück, welches das Soldatenleben schildert, ist so treffend und charakteristisch, daß es den tiefsten und wahrsten Blick in das Leben und Treiben des dreißigjährigen Kriegs gewährt. Aus diesem Grunde ward es auch so beliebt, daß man es vielfach mit Fortsetzungen versah, welche bald mehr, bald weniger dem Charakter Moscherosch's treu blieben, manchmal aber auch geradezu in den eigentlichen Roman übergehen. Wie Moscherosch bloß eine Seite der Junker und Ritter schildert, so gibt uns Hans von Schweinichen das ganze lüderliche Treiben derselben zum Besten und zeigt uns, wie die Stände sich vermischten, das Extremste die Rollen wechselte und der Adel ein freibeuterisches und dem Faustrecht entsprechendes Leben führte, im Reiche wie Vagabunden herumzog, obschon er nichts zu schaffen hatte und mit Spielen, Saufen, Schuldenmachen und Lüderlichkeit seine Zeit vergeudete. In dieser Hinsicht ist das Buch fast noch wichtiger für die Zeitgeschichte, als das von Moscherosch, indem Schweinichen zu allen seinen Schilderungen lebendige Modelle hatte.

Johann Michael Moscherosch, der Sohn eines Predigers, wurde am 5. März 1600 zu Willstätt im damaligen Hanau-Lichtenbergischen und jetzigen Badischen geboren und soll aus der unter Karl V. aus Arragonien nach Deutschland gewanderten Familie de Mosenrosh stammen, was mir aber durchaus unwahrscheinlich klingt. Er studirte seit 1620 zu Straßburg Philosophie und die Rechte, wurde 1624 Magister, ging dann nach Paris, wurde 1626 Hofmeister der Grafen von Leiningen-Dachsburg und 1628 Amtmann zu Kriechingen. Im Jahre 1636 nöthigten ihn die plündernden Franzosen von da wegzugehen und nach Straßburg zu fliehen; er trat aber alsbald wieder beim Herzoge von Croy und Arschot als Rath und Amtmann von Vinstingen an der Saar ein. Doch auch hier erreichten ihn die Kriegsstürme, wodurch er seine Habe verlor und selbst sein Leben gefährdet sah. Deshalb ging er wieder nach Straßburg und wurde vom schwedischen Generalmajor Moser zum schwedischen geheimen Kriegsrath nach Benfeld berufen, wo er sich den Ruf eines menschenfreundlichen Mannes erwarb und mehrere Stellen angeboten erhielt. Er ward sodann Secretär und Fiscal in Straßburg, gab aber wegen Undank und Haß diese Stelle wieder auf und wurde 1656 bei Graf Friedrich Casimir von Hanau Rath und später Präsident der Kanzlei, Kammer und des Consistoriums. Auch hier machte sich der Mann durch seinen geraden Diensteifer Feinde, deshalb wurde er später Rath des Churfürsten von Mainz, Johann Philipp, und der Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen. Als er 1669 nach Worms in Privatangelegenheiten reiste, starb er daselbst am

4. April. — Sein Hauptwerk iſt: Wunderliche und wahrhaftige Geſichte Philander's von Sittewald, das iſt, Straff-Schriften Hanß Michael Moſcheroſch von Wilſtädt, in welcher aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heucheley, Thorheit begleidet, öffentlich auff die Schau geführet, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. 2. Thl., Straßburg 1650, 8°.; ibid. 1677, 8°. Schon 1640 ließ er ſie einzelu erſcheinen, die man aber 1646 mit eilf untergeſchobenen Gedichten in Leyden nachgedruckt hat, weshalb er ſie ſelbſt herausgab. In der ächten Ausgabe ſind 14 Geſichte enthalten, nämlich: I. Schergen-Teuffel, Welt-Weſen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letztes Gericht, Höllen-Kinder und Hof-Schule; II. à la mode Kehrauß, Hanß hinüber, Hanß herüber, Weiber-Lob, Thurnier, Pflaſter wider das Podagram, Soldatenleben und Reformation. Sonſt erſchienen noch von ihm Centuriae VI. Epigrammatum, Straßburg 1643, 1650. Frankfurt 1665, 12°, und Cura parentum, chriſtliches Vermächtniß oder ſchuldige Vorſorge eines treuen Vaters nebſt Teſtament, ſo eine Mutter ihrem noch ungeborenen Kinde machte, Straßburg 1643, 1647, 1678, 12°. Hierin iſt ein Kinderlied. In neueſter Zeit hat H. Dittmar eine Ausgabe des Philander begonnen, Berlin 1830, 8°, hat aber blos die vier erſten Geſichte erſcheinen laſſen. — Hans von Schweinichen lebte um 1552—1616 und ſchrieb Memoiren, welche J. G. G. Büſching im Jahre 1820 zu Breslau herausgab.

133. Vielfach verwandt mit Moſcheroſch's Philander und ein noch volksthümlicheres, getreueres Gemälde des dreißigjährigen Kriegs iſt der Simplicius Simpliciſſimus von Samuel Greifenſon von Hirſchfeld oder eigentlich von Grimmelshauſen, der ſeinen wahren Namen unter anderen zu verſtecken liebte, wie er beim Simplicius ſich als German Schleifheim von Sulsfort unterzeichnete. Der Simpliciſſimus lehnt ſich an die älteren Schelmenromane an, iſt aber durchaus dem Leben entnommen und die Wirklichkeit darin iſt bedeutender als die Poeſie. In gedrängter Fülle und volksmäßigem Stile breitet es ein reiches Bild des Lebens vor uns aus, voll Weltkenntniß, und zeigt, wie Zeitverhältniſſe wahre Einfalt und wahre Schelmerei neben einander abwechſelnd entwickeln und mitten durch doch immer der gute Kern ſich geltend macht. Schon der Stoff iſt intereſſant; der Held wird als ein Bauern- und Hirtenjunge im Speſſart und in tiefer Abgeſchiedenheit auferzogen, ohne Kenntniſſe, in roher Einfalt. Dann kommen die Schweden und plündern, er flieht in den Wald, wo ein Eremit ſich ſeiner annimmt, kommt in's Hauptquartier nach Hanau, deſſen Kommandant ihn als ſeiner Schweſter Sohn erkennt. Aber über ſeine naive Einfalt lachen die Leute und wollen ihn zum Narren machen, während er ſeine Rolle conſequent durchführt und dieſe dafür narrt. So kommt er von einer Truppe zur andern, in mancherlei Feldlager, tritt als weitgefürchteter Jäger in Weſtphalen auf, macht Streifzüge, verübt Schelmenſtücke wie ein anderer Eulenſpiegel, muß überliſtet heirathen, kommt nach Paris, an den Oberrhein, an den Mummelſee, wo er die Sagen hört und ſich von den Geiſtern den Mittelpunkt der Erde zeigen läßt, und kauft ſich dann in jener Gegend an. In den erſten Büchern herrſcht ein friſches, ächtes und geſund-poetiſches Leben, wie in keinem andern Werke dieſer Zeit, und nur das letzte Buch verläßt dieſen Plan und verliert ſich in der Zeitrichtung, ſo daß es

beſſer ganz weggeblieben wäre. Das Buch fand ſo großen Beifall, daß es nicht nur oft gedruckt wurde, ſondern auch zahlreiche Nachahmer und Fortſetzer fand, indem man Nebenperſonen deſſelben zu Helden anderer Erzählungen machte. Dahin gehören der Trutzſimpler, der ſeltſame Springinsfeld, der güldene Hund (1675) und der Schelmufsky (von E. S. 1670), von denen der letztere einer Erwähnung verdient und den Uebergang zu den Aventuriersromanen macht. Der Held iſt eine Frühgeburt, kann ſchon am neunten Tage reden und lebt von Ziegenmolken. Dadurch ſtark geworden, zieht er mit einem Grafen in der Welt herum, ſchneidet überall auf und macht Glück mit ſeinen Schwänken, bis er zuletzt als Lump nach Hauſe kehrt und von der Mutter wieder fortgejagt wird. Dieſe Art der Romanendichtung ging dann über in die Studentenromane, die gegen Ende dieſes Jahrhunderts in die Mode kamen.

Hans Jakob Chriſtophel von Grimmelshauſen iſt am Anfange des dreißigjährigen Kriegs in Gelnhauſen geboren (1625?) und zwar von proteſtantiſchen Eltern, nahm Kriegsdienſte, kam dann in Dienſte des Bisthums Straßburg und war in der letzten Zeit ſeines Lebens Schultheiß zu Renchen in der badiſchen Ortenau, wo er am 17. Auguſt 1676 ſtarb. Er ſchrieb außer dem Simpliciſſimus noch andere Romane, aber ohne Werth, und bei keinem anderen Dichter zeigt ſich die Verſchiedenheit zwiſchen volks- und kunſtmäßiger Poeſie ſo grell, als bei ihm, in dem die Volksdichtung noch einmal alle ihre Kraft äußerte. Uebrigens ſcheint es mir ganz gewiß zu ſein, daß blos die Liebesromane, wie Proximus und Lympida, von ihm ſind, nicht aber die oben genannten Nachahmungen des Simpliciſſimus, der Trutzſimpler, der ſeltſame Springinsfeld und das wunderbarliche Simplicianiſche Vogelneſt, welche Andere verfertigten und ihnen aus Grimmelshauſens Namen mit Anagrammen verfertigte Pſeudonamen vorſetzten. Der Simpliciſſimus erſchien zuerſt 1669, 12° in Mömpelgardt unter dem Titel: Der abentheuerliche Simpliciſſimus Teutſch, das iſt die Beſchreibung des Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher Geſtalt er nemlich in dieſe Welt gekommen, was er darinnen geſehen, gelernt und erfahren und ausgeſtanden, auch warum er ſolche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus nützlich und meniglich nützlich zu leſen. Dieſe Ausgabe enthielt nur fünf Bücher, in der zweiten Ausgabe von demſelben Jahre kam auch das ſechste Buch heraus. Geſammtausgabe der Grimmelshauſen'ſchen Schriften: Nürnberg 1683—85 und 1713 in 3 Theilen. Seine Liebesromane ſind: „Der keuſche Joſeph ſammt ſeinem Diener Muſai", „Dietwalt und Amelinde" und „Proximus und Lympida", von denen die zwei Erſteren vor dem Simpliciſſimus erſchienen. Neuerdings erſchien Letzterer in erneuerter Sprache durch D. L. B. Wolff, 2. Aufl. 1851. Leipzig. — Der Schelmufsky von E. S. erſchien 1696.

134. Im Gegenſatze zu dem Schelmenromane bildete ſich der ernſte Roman aus und zwar ging die Anregung dazu von Vornehmen des Südens aus, die franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und engliſche Muſter aufſuchten und überſetzten, während die ſelbſtſtändigeren Romane im Norden verfaßt wurden. Die Gränze zwiſchen dem eigentlichen Ritterromane und den neueren Proſaromanen bildete der ſchon oben erwähnte Amadis, der ſchon im 16ten Jahrhunderte in's Deutſche überſetzt wurde und noch lange gefiel. Später aber brachte man ihn in Verruf, weil keine offenbare Lehranſicht herrſchte, keine Allegorie darin

war und den ſchlüpfrigen Schilderungen keine ſtreng moraliſche Seite entgegengeſtellt war. Ueberhaupt war ihm die Zeitrichtung entgegen, welche Erdichtung und Lüge für Eins anſah und in ihrer Ehrbarkeit deshalb verdammte. Das Wunderbare liebte man nicht mehr, es mußte alles hiſtoriſch oder, wenn es nicht geſchehen, doch ſo platt und ordinär ſein, daß es täglich vorkommen könnte, und es tritt hier ebenſo, wie im Simpliciſſimus u. A., das Erfahrungsmäßige und Wahrſcheinliche als der Kern und die Quelle für den Roman hervor. Nach Verbannung des Amadis ſchritt man jedoch nicht ſo raſch zu eigenen Produktionen, ſondern man begnügte ſich vorerſt mit Ueberſetzungen und Umarbeitungen, z. B. der bergeries von Juliette von Montreuſe, der Diana von Montemayor, der Ariana des Desmarets, der Arcadia Sidney's (1629) u. A., von denen beſonders letztere einen großen Einfluß auf Deutſchland übte, indem ſie die Entſtehung der zahlreichen Schäferromane zur Folge hatte und den Uebergang vom Gedichte zur Geſchichte vermittelte. Auch einige italieniſche Stücke von Giovanni Ambroſio Marini, Loredano u. A. wurden überſetzt und man mußte erſt hierin ſich verſucht haben, ehe man an eigene Produktionen denken konnte. Von dieſen war der Roman Dianea von Dietrich von Werder einer der älteſten, der in Epiſoden die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs erzählte und ganz den Charakter der nachfolgenden Romane ausprägte. Nur iſt das Hiſtoriſche darin ziemlich ſchwach gerathen und blickt überall die Ungeſchicklichkeit des Verfaſſers hervor, der früher nur mit Ueberſetzung des Taſſo ſich abgab und nun auf ein neues Feld ſich wagte. Einer der beliebteſten Romanenſchreiber wurde Philipp von Zeſen, deſſen adriatiſche Roſamund Ritterholds von Blauen nur ein Jahr nach Werder's Dianea erſchien. Das Buch iſt wunderlich abgeſchmackt und ſollte bloß der erſte und einzige Verſuch Zeſens ſein, die Liebesgeſchichten auch in Deutſchland einzuführen und ihnen eine liebliche Ernſthaftigkeit beizumiſchen; der Verfaſſer hielt aber ſein Wort nicht und verfaßte noch zwei Romane aus bibliſchen und rabbiniſchen Stoffen, nämlich von Simſon und von Aſſenat. Bei dieſen Romanen iſt jedoch des Verfaſſers Hauptzweck auf Kenntniß orientaliſcher Alterthumskunde gerichtet und deßhalb das Buch mit Anmerkungen überſchüttet. Beim Simſon hatte er Pallavicini's Simſon zum Vorbild, beim Aſſenat die Geſchichte Joſeph's und der Aſſenat; außerdem überſetzte er noch aus dem Franzöſiſchen Ibrahim's und Iſabelle's Wundergeſchichte und die afrikaniſche Sophonisbe. Hinſichtlich der Sprache unterſcheidet ſich in dieſen Romanen Zeſen von den übrigen Romanenſchreibern, indem er, gegenüber deren langen und endloſen Perioden, in kurzen Sätzen ſchrieb und zwar mit ziemlich bombaſtiſchem Schwung und Anwendung ſeiner abenteuerlichen Orthographie und verdeutſchten Wörter. Gerade langweilig ſind dieſe Romane nicht zu nennen, aber die Handlung darin iſt allzu dürftig und die Zeit vergeht den Helden und Heldinnen mit höchſt Unbedeutendem. Hierin ſtehen aber Grim-

melshausen's Liebesromane weit nach und diese sind jedenfalls sehr langweilig.

Ueber Zesen §. 121. Grimmelshausen §. 133.

135. Diese Liebesgeschichten verbanden sich bald auch mit Staatsactionen und schon im Assenat ist es zum Theil auf Schilderung des ägyptischen Staatsregiments und Hoflebens abgesehen, wofür man ebenfalls in Frankreich Vorgänger hatte. Diese Staatsactionen wurden aber bald zur Hauptsache und es entstand eine ganze Reihe von Helden- und Staatsromanen, die nichts Anderes abzweckten, als die Darstellung des Hofprunks und der Hofkabalen, die im Ganzen so steif und künstlich sind, wie das Hofleben überhaupt. Im Anfange, namentlich in den Romanen des Braunschweigischen Hofpredigers Andreas Heinrich Buchholz, haben dieselben noch einen großartigeren Hintergrund, indem die Helden gewaltige Thaten verrichteten und in Buchholzen's beiden Romanen sind geistliche Zwecke und Unterhaltung vereinigt. Dieselben sind: „des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte" und „Herkuliscus und Herkuladisca." Im letzteren Romane sind sogar geistliche Lieder und Gebete enthalten und ohne solches geistliche Beiwerk wäre das Buch geradezu ein wahrer Ritterroman, wozu man ihn später auch wirklich machte, indem man den geistlichen Kram in der Ausgabe von 1744 wegließ und der Schlüpfrigkeit das Gegengewicht nahm. Ganz bestimmte Geschichtsromane schrieb der auch durch Kirchenlieder und sonst bekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, der seiner Art noch den Vorzug vor der eigentlichen Geschichte gab, weil letztere nicht einmal immer die Wahrheit sagen dürfe, hier aber die erdichtete Geschichte unter dem Gewande der Poesie die Wahrheit sagen und sie zu Zwecken der Erbauung und moralischer Belehrung verwenden könne, was ganz der durch die Schlesier angeregten Zeittendenz entsprach, welche die Poesie weniger um ihrer selbst willen, als wegen ihrer nützlichen Lehrhaftigkeit empfahl. In seiner „der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte" ist eine Art Hof- und Weltspiegel aufgestellt, der selbst Gottes Ehre befördern sollte und ganz allegorisch gehalten ist, und die Allegorie spielt noch eine viel größere Rolle in seinem anderen Romane: Octavia, römische Geschichte. Hier ist die Geschichte der römischen Kaiser von Claudius bis auf Vespasian erzählt, aber es ist dem Verfasser nur darum zu thun, in den Episoden Anekdoten und Hofklatschereien unter erborgten Namen zu erzählen und damit den Reiz der Memoiren zu verbinden. So soll die Octavia die Prinzessin von Ahlen (Gemahlin Georg's I. v. England), andere Personen die Geschichten des Don Carlos, die angebliche Unterschiebung des Prinzen von Wales u. A. schildern und diese 48 Episoden der zweiten Ausgabe (die erste hatte nur 34) mochten auch am meisten zur Verbreitung des Buchs beitragen, aber der Schlüssel zu diesen fehlt, sonst würde das Buch wirklich einen wichtigen Beitrag zur Sitten-

geſchichte ſeiner Zeit liefern, da der Verfaſſer gewiß in viele Geheimniſſe eingeweiht war, die er hier allegoriſch erzählte. Zu gleicher Zeit mit der Octavia erſchien ein anderer Roman von Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen, der in ſeiner aſiatiſchen Baniſe oder blutigem, jedoch muthigem Pegu den ganzen Glanz der Lohenſtein'ſchen Diction zu entfalten ſuchte und ſeinen Roman auf den Gipfel der Schwulſt und Abgeſchmacktheit hinaufſchraubte, ſo daß man heut zu Tage nur mit Mühe begreifen kann, wie ſolcher Unſinn ſo viele Leſer gewinnen und ſo ſehr gefallen konnte. Dies Alles wollte jedoch noch Lohenſtein überbieten in ſeinem Romane Arminius und Thusnelda, einem wahrhaft monſtröſen Werke von vier Quartbänden, das man für den Gipfel der Kunſt hielt und in alle Welt hinausposaunte, weil eine Unſumme von Gelehrſamkeit darein gepfercht war. Er enthält die Geſchichte von Deutſchland und der Entdeckung Amerika's, Staatshändel, Völkerkunde, Metaphyſik und Medicin, Naturwiſſenſchaft und Moral und eine ganze Bibliothek iſt darin aufgezeichnet in allen Arten des Stils und der Darſtellung, ſo daß auch wirklich die Gelehrten über dieſen ungeheuren, vielſeitigen Notizenkram erſtaunten. An Poeſie und einen tüchtigen Entwickelungsgang der Erzählung iſt hier nicht zu denken und nur die Sprache iſt auffallend beſſer als in den übrigen Lohenſtein'ſchen Produkten, ja als in den meiſten Romanen dieſer Zeit.

Von Buchholz (§. 130) erſchien Herkules und Valiska, Braunſchweig 1669, 4°, 1676 und 1744 in 2 Bdn., Herkuliskus und Herkuladiska ibid. 1659 und 1676, 4°, und Frankfurt 1713. — Anton Ulrich Herzog von Braunſchweig, geb. 1633, geſtorben 1714 und in ſeiner letzten Zeit katholiſch geworden, ſchrieb früher 61 geiſtliche Lieder in: Churfürſtliche Davids Harfen-Spiele, Nürnberg 1667, 8°. Aramena erſchien daſelbſt 1669, 1678, 8° in 5 Theilen und noch 1782 abgekürzt durch Sophie Albrecht zu Berlin in 2 Theilen; die Octavia in Nürnberg 1677 und 1685 in 6 Theilen, in Braunſchweig 1712 in 4 Theilen. — H. A. v. Ziegler und Kliphauſen iſt 1653 zu Radmeritz in der Lauſitz geboren, ſtudirte zu Frankfurt a. d. O. Jurisprudenz, ward Rath des Stifts Wurzen, lebte auf ſeinen Gütern und ſtarb 1697 zu Liebertwolkwitz. Seine „Aſiatiſche Baniſe" erſchien 1688 zu Leipzig und nachher noch öfters und hatte auch in der Vorrede die Quellen angegeben, woraus er den Stoff zur Darſtellung der aſiatiſchen Sitten ſchöpfte. Ueber Lohenſtein §. 143. Der Titel ſeines Buchs iſt: D. C.'s von Lohenſtein großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann, als ein tapferer Beſchirmer der deutſchen Einheit, nebſt ſeiner durchlauchtigen Thusnelda, in einer ſinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeſchichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutſchen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Theilen vorgeſtellet und mit annehmlichen Kupfern gezieret. Leipzig 1689 und 1690. Eine neue Ausgabe 1731 in vier Quartbänden. Lohenſtein hatte das Buch nicht vollendet; die Fortſetzung beſorgte ſein Bruder Hans Caſpar v. L., die Vollendung der Magiſter Chriſtian Wagner, Paſtor zu St. Johannis in Leipzig.

136. Derartige Werke, wie die vorgenannten, wurden um dieſe Zeit noch in Menge geſchrieben, und einer der ſchnellſten Schreiber ſolcher Produkte, deren er 21 unter dem Namen Talander in die Welt ſchickte, war Auguſt Bohſe aus Halle, der aus dieſer Art von Literatur ſeinen Nahrungszweig machte, jedoch nicht ſo ſchnell arbeitete, wie es ſpäter geſchah. Hieraus gingen

die historisch-politischen Romane hervor, welche das Treiben und die Weisheit der Kabinete und Diplomatie zu schildern suchten und die größten Erbärmlichkeiten der Welt zu der Quelle der wichtigsten Staatsactionen machten, dann aber auch Geschichte und Geographie einwebten. Hiervon ist der Aeyquam oder der große Mogul, das ist chinesische und indische Staats-, Kriegs- und Liebesgeschichte von Christian Wilhelm Hagdorn, 1670, so ziemlich der Anfang, indem darin, ähnlich wie in der Octavia, europäische Vorfälle und Anekdoten als in Indien und China geschehen vorgestellt werden. Dem Beispiele Bohse's folgte Everhard Guerner Happel, welcher als professionirter Schriftsteller lebte und 15 Romane schrieb. Ihm ging der Hauptzweck dahin, Geschichte und Geographie auf unterhaltende Weise dem Publikum beizubringen und da die neuentdeckten Weltgegenden und das ferne Asien den Reiz des Neuen, Abenteuerlichen und Wunderbaren boten, so verbreiteten sich diese Romane vorzüglich über diese Gegenden und zogen auch die Gegenwart in die Darstellung, was man bisher nur selten gewagt hatte. Happel schrieb den asiatischen Onogambo, den insulanischen Mandorell, den italienischen Spinelli, den ungarischen Kriegsroman, spanischen Quintana, französischen Cormantin, ottomanischen Bajazet, afrikanischen Tarnolast, den akademischen Roman, den deutschen Karl, worin er seine eigene Lebensgeschichte zum Besten gibt, den engelländischen Eduard, bayerischen Max, sächsischen Wittekind, schwäbischen Arioviſt und europäischen Toroan, und zwar ist der Inhalt so gewählt, daß jeder Roman einen Geschichtsroman auf ein Jahr von 1685 bis 1693 darstellt. Dieselbe Richtung verfolgten dann noch die Romane von Hunold, Rost, Celander, Pallidor, F. E. v. Glaubitz und Melissus, denen sich noch eine ganze Schaar anderer anreihen ließe, deren Produkte nur wenig bekannt wurden, die für die Sittengeschichte aber doch nicht ganz ohne Interesse wären, da sie immer mehr in die Gegenwart eingriffen und theilweise sogar satirisch wurden.

August Bohse ist 1661 zu Halle geboren, lebte als Schriftsteller bald in Hamburg, bald in Dresden, war einige Zeit hindurch in Leipzig, Erfurt und Jena Lehrer der Redekunst, und wurde zuletzt Professor in Liegnitz, wo er vor der Mitte des 18ten Jahrhunderts starb, etwa 1731. Von Chr. W. Hagdorn ist nichts Näheres bekannt; sein Buch erschien 1670 zu Amsterdam. Eb. W. Happel ist 1648 zu Marburg geboren, lebte von der Schriftstellerei in verschiedenen Städten, zuletzt in Hamburg und starb daselbst um 1695. Sein erster Roman, der Onogambo, erschien 1673. In vier seiner Romane ist die Beschreibung der vier Welttheile enthalten, neun andere geben die Ereignisse verschiedener Jahre und sein akademischer Roman schildert das Studentenleben.

137. Wie die bisherigen Romane aus Vorliebe für fremde und unbekannte Weltgegenden entsprangen und sich schon hier die Satire in den Gegensätzen unserer übertünchten Modewelt und Verschrobenheit gegen die geschilderte Natürlichkeit der fernen Länder geltend machte, so beuteten die Robinsonaden dieses Feld noch mehr aus und zwar so, daß sie nicht in das Pasquill ausarteten, wie die historischen Romane. Diese Robinsonaden erhielten ihre

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Entstehung im Auslande, durch Daniel de Foe, der im Jahre 1714 das Buch Robinson Crusoe schrieb und darin die Schicksale des Spaniers Serrano und des auf Juan Fernandez verschlagenen Engländers Alexander Selkirk mit einander verwebte. Das Buch wurde 1721 in's Deutsche übersetzt und bald darauf entstand eine ganze Bibliothek solcher Robinsonaden, deren mehr als vierzig in dem Zeitraume von 25 Jahren erschienen und mit größter Neugier von der Lesewelt verschlungen wurden. Diese Beliebtheit des Stoffs entsprang aus der Zeitrichtung und der immer mächtiger werdenden Opposition gegen dieselbe. Nachdem nämlich das gesammte Leben ein steifes, erheucheltes, gepudertes und beperücktes geworden war, das sich künstlich in den schroffsten Convenienzgesetzen bewegte, und der Staat selbst unter dieser Unnatürlichkeit seufzte, deuteten die Robinsonaden zurück auf den Naturzustand und die Ungeschminktheit des Lebens, so daß gerade diese Romane beim großen Publikum dasselbe erzielten, was die Philosophen unter den höheren Schichten der Gesellschaft. Beide machten Opposition gegen das Bestehende, wiesen auf eine neue, wieder unmittelbar von der Natur ausgehende Kultur und bereiteten dadurch die Revolution vor, welche ja auch der Meinung war, durch vollständige Aufhebung des Geschichtlichen die Welt beglücken zu können. Es entstanden aus diesem Zeitdrange der deutsche, italienische und sächsische Robinson, der geistliche, medicinische und moralische, ja sogar weibliche Robinsonimen wurden geschrieben und die Sache zuletzt wirklich auf die Spitze getrieben. Aus den Robinsonaden entwickelten sich dann auch die Geschichten der Aventuriers, an denen jene Zeit so reich war, indem der arme Adel zu Landfahrern wurde, die von Hof zu Hof zogen, um dort zu schmarotzen oder Dienste zu suchen, und dabei nur zu oft ein wahres Vagabundenleben führten. Zunächst waren es jedoch mehr solche Aventuriers, die auf seltsame Abenteuer in der halben Welt herumzogen und die mannichfaltigsten Schicksale erlebten, wie z. B. das Buch zeigt: Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens ꝛc., von Gisandern, dessen Verfasser eigentlich Schnabel hieß und das 1731—43 in 4 Bänden erschien, und das noch 1825 unter dem Namen die Insel Felsenburg neu aufgelegt wurde. Auf dieses folgten noch zahlreiche andere Aventuriers und sogar noch 1788 erschien die letzte Robinsonade, Wenzel von Erfurt, und wurde der alte Robinson von Campe zu einem Kinderbuche abgekürzt.

De Foe's Robinson erschien in London englisch 1719, in vier Theilen 1721 zu Leipzig in's Deutsche übersetzt und noch in demselben Jahre zwei Fortsetzungen und Seitenstücke dazu. Vierzig andere Robinsonaden sind bei Koch, Compendium d. deutsch. Lit.-Gesch. II, p. 267—72 und noch andere in Kayser's Bücherlexikon verzeichnet. Bei Koch folgen darauf auch noch die Aventuriersromane, deren erster 1724 erschien. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Süddeutschland fast gar keinen Beitrag dazu lieferte, obschon es von den Schwaben sprüchwörtlich ist, daß sie am meisten in der Welt herumziehen. Die Insel Felsenburg mit einem unmäßig langen Titel kam 1731—43 zu Nordhausen heraus und

die neueste Ausgabe mit Einleitung von Ludwig Tieck erschien 1825. Noch jetzt wird der Campe'sche Robinson auf allen Märkten als beliebtes Volksbuch verkauft.

138. Die wieder angeregte Satire ging gern auf dem Wege von Moscherosch weiter; da sie aber gegen die Pedanterie der Wissenschaft und Gelehrsamkeit sich richtete, so trat die Poesie immer mehr zurück und ward Einkleidung und Form weniger berücksichtigt. Es sind daher die meisten hierher gehörigen Schriften ohne Bedeutung und nur wenige hervorzuheben, worunter vorerst die von Balthasar Schupp, der ebenso ein Gegner der Opitzischen Poesie, als der ganzen schwerfälligen und unnützen Schulphilosophie seiner Zeit war. Er schrieb voll Witz und Humor, natürlich und lebendig und so launig und treuherzig, so anschaulich und oft so sarkastisch und bitter, daß seine Satiren unstreitig zu den besten seiner Zeit gehörten. Er wählte darin die Form des Gesprächs, die damals sehr beliebt war, erzählte in der Weise Moscherosch's einen Traum und gebrauchte sogar Visionen. Große Poesie ist nicht vorhanden und die Satire geht zu oft in den Predigtton über, auch lehnte er sich an das Volksmäßige an und gebrauchte Anekdoten zu seinen Zwecken, so daß er in mancher Hinsicht in das Burleske des Abraham a Santa Clara gerieth, dessen Stelle er bei den Protestanten vertrat. Auch seine Predigten sind frei von der Steifheit seiner Zeit und einige seiner Neujahrsgratulationen können als Muster der Volksberedtsamkeit gelten. Viele seiner Schriften verdanken wir seinen Streitigkeiten mit seinen pedantischen Kollegen in Hamburg, die er treffend abfertigte. Ueberhaupt ist er überall auf das Praktische gerichtet, er will die wahre menschliche Bildung aus der Schule des Lebens geholt haben, weist auf sittliche und religiöse Grundlagen zurück und hält der pedantischen Gelehrsamkeit die alte Philosophie des Sokrates entgegen, die allein natürliche Weisheit bringe. Ihm entgegen steht auf katholischer Seite der Pater Abraham a Santa Clara, der zu Wien Hofprediger war und zugleich Schnurren und Schalksnarrheiten auf die Kanzel brachte. Bei ihm steht Aufklärung neben rohem Aberglauben, Derbheit neben höfischer Schmeichelei und gelehrter Kram neben roher Volksmanier, durch welche Gegensätze er eben Effekt machen wollte, denn darauf war Alles bei ihm abgesehen, darauf zielten seine Anekdoten und Schnurren, die oft in's Gemeine und Schmutzige fallen. Pater Abraham hätte kein sinnloseres Zerrbild aufstellen können, als sein Judas der Erzschelm ist, und wenn allenfalls der Pfaffe von Kalenberg zu seiner Zeit als ein Repräsentant des Volkswitzes gefallen kann, so können die Schmierereien dieses neueren Paters, der mehr Hofnarr als Hofprediger war, die Aufmerksamkeit und Beachtung nicht mehr verdienen, welche unsere blasirte Zeit solchem Schmutz und solcher tollen Manier hin und wieder gewidmet hat.

Johann Balthasar Schupp ist 1610 zu Gießen geboren, studirte Philosophie und Theologie zu Marburg, reiste durch Deutschland bis nach Königsberg, besuchte noch die Hochschule zu Rostock, wo er 1631 zu lehren begann, von wo er aber bald wegen der Kriegsunruhen nach Marburg ging. Auch hier hielt er nicht lange aus, sondern reiste

nach Holland, machte dort viele Bekanntschaften und kehrte 1635 als Professor der Geschichte und Beredtsamkeit nach Marburg zurück. Im J. 1643 nahm er auch ein Predigeramt daselbst an, ward 1646 zu Braubach Hofprediger und Consistorialrath, ward vom Landgrafen von Hessen zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück gesandt und hielt dort im J. 1648 vor den Abgeordneten die Friedenspredigt. Dies verschaffte ihm einen Ruf als Prediger zu St. Jacob nach Hamburg, wo er mit großem Beifall auftrat, aber auch mit seinen Kollegen viele Streitigkeiten auszufechten hatte, bis er 1661 starb. Er schrieb mehrere Schriften in lateinischer und deutscher Sprache und letztere gab sein Sohn heraus: Lehrreiche Schriften, deren sich beides Geist- als Weltliche, weß Standes und Alters sie auch sind, nützlich gebrauchen können, Frankfurt 1677. — Abraham a Santa Clara hieß eigentlich Ulrich Megerle und ist geboren zu Krähenheinstetten im badischen Seekreise am 4. Juni 1611, trat im zwanzigsten Jahre in den Orden der Barfüßer-Augustiner, wurde Prediger zu Taxa in Baiern, zu Wien und Grätz, 1669 kaiserlicher Hofprediger in Wien, 1689 Provinzial seines Ordens und starb am 1. December 1709. Seine Schriften sind zahlreich und erschienen 1687—95 in vier Bänden. Neue Ausgabe: Passau 1834—36, 7 Bde. 12°. Im Einzelnen mögen davon erwähnt werden: Merks Wien; — Heilsames Gemisch Gemasch; — Judas der Erzschelm; — Huy und Pfuy; — Ga ga gack, ein Vi sagt, was die Kirchfahrt und Kloster Taxa sei; — Abrahamsches Gehab dich wohl; — Reim dich oder ich lies dich.

139. Die Romane von Christian Weise sind durchaus didaktisch und unterscheiden sich dadurch von den bisherigen, zumal er den Stoff aus der Gegenwart nimmt. Wie schon sein gleichzeitiger Landsmann, Balthasar Kindermann, der sich Kurandor von Sittau nannte, nach Moscherosch's Manier schrieb und neue Gesichter herausgab, so lehnte sich auch Weise an Moscherosch an und kleidete seine „drei Hauptverderber" ganz ähnlich ein, wie er überhaupt den Roman für eine Sittenschule erklärte, die geselliges Benehmen und Weisheit lehren solle, aber so, daß die Wahrheit versüßt werde und die Lehre sich im Roman bewährt, wie das Verderbliche des Gegensatzes darin offenbar wird. Er nimmt seine Moral aus dem Epiktet, tritt gegen die Schulweisheit auf und verweist auf die praktische Lebensphilosophie, dabei aber auch auf das Religiöse und Christliche, auf die wahre Weisheit der Griechen, die nur die verderbte Natur des Menschen nicht recht kannten, welche erst durch das Christenthum geoffenbart worden. In seinen Romanen nannte sich Weise bald Catharinus Civilis, bald Siegmund Gleichviel und er gab diesen selbst Titel, welche an seinen Vorgänger erinnern, wie z. B. die drei Hauptverderber, die drei Erznarren, der politische Näscher und die Bude der Klugheit. Weise traf mit seinen Romanen die Richtung, welche das Volk bevorzugte, und sie sind auch wirklich historisch bedeutender, als die übrigen Romane seiner Zeit, obschon sie der Form nach niedrig stehen. Man ahmte ihn deshalb vielfach nach, wie z. B. Johann Riemer in Halle, der den politischen Stockfisch, den politischen Maulaffen u. A. schrieb und auch ganz die Manier Schupp's verfolgte, indem er auf das Gebiet der Wissenschaft überging.

Balthasar Kindermann, geboren 1636, gestorben 1706, war Magister, Mitglied des Schwanenordens unter dem Namen Kurandor von Sittau und schrieb: Neue Gesichter, 1676, Buch der Redlichen, 1664; Unglückselige Nisette, Berlin 1660, 8°; Deutscher Poet,

Wittenberg 1664, 8°. — Christian Weise, der Sohn eines aus Böhmen vertriebenen evangelischen Pfarrers, der in Zittau dritter Lehrer war, ist am 28. April 1642 zu Zittau geboren, erhielt von seinem Vater eine vortreffliche Erziehung, zeigte, obschon körperlich schwächlich, schon im siebenten Jahre bedeutende Kenntnisse und bezog 1660 die Universität Leipzig, wo er sich dem Studentenleben nicht ganz entzog, dann aber um so mehr sich der Wissenschaft zuwandte, und Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Arzneikunde, vor Allem aber Staatswissenschaft eifrig studirte. Im J. 1663 trat er als Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphilosophie in Leipzig mit Beifall auf, zog es aber bald vor, zum Grafen von Leiningen-Westerburg als Secretär nach Magdeburg zu gehen. Weil er diesem nicht in den Kriegsdienst folgen wollte, ging er nach Helmstädt und kam durch Empfehlung des Professors Conring als Erzieher in das Haus des Grafen Schulenburg nach Amfurth. Von 1670 bis 1678 war er Professor der Poesie und Beredtsamkeit am Augusteum zu Weißenfels, wo er ein sehr erfolgreiches Wirken begann, dem er alles Andere opferte, und kam 1678 als Rector an das Gymnasium zu Zittau, dem er 30 Jahre lang vorstand und es zur Blüthe brachte. Daneben gab er eine Menge Schriften heraus über Religion, Politik, Geschichte, Genealogie, Rhetorik und Logik, führte mit seinen Schülern dramatische Stücke auf und erwarb sich allseitig Liebe und Achtung, obschon ihn Viele wegen seiner Opposition gegen die prunkhafte Richtung der Zeit befehdeten. Am 21. Oktober 1708 starb er, bis an's Ende thätig. Polyhistorie machte ihn zum Vielschreiber. Seine Lustspiele und Possen erschienen theils einzeln, theils in anderen seiner Schriften, wie dem politischen Redner (Leipzig 1677), den überflüssigen Gedanken, den reifen Gedanken, der neuen Jugendlust (Leipzig 1684), den freimüthigen Reden (Leipzig 1693), theils gesammelt im zittauischen Theatrum (Leipz. 1683, 4°), der Comödienprobe (Budissin 1693) und der theatralischen Sittenlehre (Zittau 1719). — Seine lyrischen Gedichte finden sich in: Christ. Weise's überflüssige Gedanken der grünenden Jugend. Leipz. 1668, 1672, 1677, 1680, 1701, 8°. (Lieder, Dialoge mit untermischten Liedern, 2 Lustspiele, 1 Singspiel.) — Der grünen Jugend nothwendige Gedanken, deren überflüssige Gedanken entgegengesetzt und zu gebührender Nachfolge allen curiosen Gemüthern recommandirt von Christ. Weisen, Leipz. 1675, 1690, 8°. (116 Gelegenheitsgedichte, Reden und Prosa ꝛc.) — Christ. Weise's reiffe Gedanken, das ist, allerhand Ehren-, Lust-, Trauer- und Lehrgedichte bei männlichen Jahren nach unterschiedener Gelegenheit aufgesetzt und nunmehr zur Verbesserung der überflüssigen Gedanken herausgegeben. Leipz. 1683, 1690. (Gedichte, Prosa, Reden und Lustspiel.) — Geistliche Lieder. Budissin 1719, 8°. — Seine satirischen Schriften sind: „Die drei Hauptverderber", Leipz. 1671. — Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt u. s. w. durch Catharinum Civilem, ohne Druckort 1672, 12°. N. A. Leipz. 1704. Vielfach beschäftigten ihn Moral und Politik und von seinen dahin einschlagenden zahlreichen Dissertationen zeugt von der oft glücklichen Wahl der Stoffe die eine: Von dem Sittlichen in den üblichen Höflichkeitsformeln (de Moralitate formularum amoenae civilitatis).

140. Der dreißigjährige Krieg hatte die weitere Ausbildung des Drama's, wie es von Hans Sachs und Ayrer angebahnt war, unterbrochen und es selbst konnte nicht durchdringen, weil es bisher blos auf Festlichkeiten berechnet war und von Knaben oder Handwerkern aufgeführt wurde, so daß die Darstellung selbst nur wenig anziehen konnte. Opitz, der überall anregend eingriff, wandte sich zuerst wieder dem Drama zu, aber vorzüglich wegen der Form, weshalb er zwei antike Stücke und zwei italienische Sing- und Schäferspiele in's Deutsche übertrug, dabei jedoch nur an die Lectüre dachte und das Drama bei den Gelehrten wieder einführte. Wer dann ihm nachfolgte, der schrieb auch

ein oder das andere dramatiſche Gelegenheitsgedicht und wir erhielten ſo eine ganze Menge Dramen, welche Riſt dem volksthümlichen Charakter näher brachte, die aber nur wenig zur Aufführung kamen und bald zum Poſſenſpiele zurückkehrten, bis dieſes der franzöſiſchen Manier wieder weichen mußte und die nationale Ausbildung des Dramas in den erſten Anfängen wieder gehemmt wurde. Das Drama ſelbſt lehnte ſich an die Romane an, woraus für die Höfe die Tragödie entſprang, während die Schäferromane Schäferſpiele, die Schelmenromane die Luſtſpiele hervorriefen und jede Art der Romanenerzählung wieder eine andere Seite des Dramas begründete.

Neben der von Opitz eingehaltenen Richtung folgte man Anfangs doch noch der älteren Weiſe und verband man die volksmäßigere Poeſie mit der modernen fremden Dichtung, ſo daß darin der langſamere Uebergang von Ayrer auf Opitz liegt. Man bearbeitete vorzüglich gern Geſchichtsſtücke, die der Zeit angehörten, und ſolche allegoriſch-hiſtoriſche Dramen ſchrieb auch Riſt, von dem noch einiges dahin Gehörige vorhanden iſt, wie das friedewünſchende Deutſchland (1647), das friedejauchzende Deutſchland (1653), die geradezu an Moſcheroſch erinnern. Dabei erſcheint eine neuere Sitte, Zwiſchenſpiele, welche unter Anderen den bekannten Zeſen verſpotten und zur Kritik und Polemik dienen, die ſich nach und nach immer offener hervorthat. Knorr von Roſenroth ſchrieb ein allegoriſches Luſtſpiel von der Vermählung Chriſti mit der Seele, den Calderon'ſchen Stücken verwandt und für muſikaliſche Compoſition beſtimmt, wie überhaupt das geiſtliche Drama frühe zum Singſpiele wurde.

Der eigentliche Begründer des neuen Drama's war Johann Klaj von Nürnberg, der eine ganze Reihe geiſtlicher Stücke ſchrieb, die eine durchaus eigenthümliche Richtung haben und dem Beiſpiele der Niederländer folgten. Seine Stücke ſind noch nicht eigentliche Schauſpiele, ſondern mehr Anfänge derſelben, nach der Art der Tableaux, welche der Poet erklärt. Sie wurden nach dem Gottesdienſte aufgeführt und mit Muſik begonnen und beſchloſſen. Der Dichter erzählte den Gegenſtand und führte dann die Perſonen redend ein, aber nicht dialogiſch, ſondern hinter einander, von Liedern und Chören unterbrochen, und da ihm die bildliche Darſtellung der Tableaux fehlte, ſo mußte er durch kräftige, blumenreiche, ſogar ſchwülſtige Beſchreibungen dieſe erſetzen, zumal die Nürnberger an ſolcher phantaſtiſchen Pracht große Freude hatten. Deshalb wurden auch die Versſpielereien reichlich angewendet, die ihnen eigen waren, und für klägliche Darſtellungen Trochäen, für fröhliche Daktylen und für reine Erzählung Jamben gebraucht, wobei Naturlaute, Trommeln und Trompeten nachgeahmt wurden. Dies Alles machte aber mehr Eigenſchaften der Oper und des Oratoriums aus, als des Schauſpiels, und derartige Darſtellungen fanden in ihrer ganzen Pracht bei feierlichen Gelegenheiten, wie beim großen Friedensfeſte, ſtatt und wurden auch anderwärts an den Höfen nachgeahmt, beſonders zu Dresden, Wolffenbüttel und Braunſchweig.

141. Das geregelte Schauspiel fand in Schlesien seine Wiege und hier hat besonders Andreas Gryphius Bahn gebrochen. Er wandte sich schon in seinem achtzehnten Jahre dem Drama zu und hätte ganz Vorzügliches leisten können, wären nicht so unglückselige Stürme über ihn hereingebrochen, die ihn düster und schwermüthig machten, die Kraft seines Genius lähmten und eine so finstere Weltansicht in ihm hervorriefen. Er besaß ein großes Talent, die Menschen zu ergründen und zu kennen, er verstand es, aus der Fülle des Lebens zu schöpfen und faßte die Geschichte scharf und sicher auf. Aber er lebte unter ungünstigen Zeitverhältnissen; die Lage des Vaterlandes war traurig und jammervoll, es fehlte ihm eine anregende, gebildete Umgebung und vor Allem ein Theater, welches die Dramen würdig und erfolgreich aufführen konnte, so daß er seine Schauspiele mehr für die Lectüre schrieb und in die gelehrte Nachahmung verfiel. Er lebte lange in den Niederlanden und hier übten besonders Vondel, Heinsius und Grotius nachhaltenden Einfluß auf ihn, wie er hauptsächlich von Ersterem das Schwung- und Pomphafte, Gelehrte, Schulmäßige und Steife annahm und ein Stück von ihm (die Gideoniter), sowie ein anderes von Razzi übersetzte, obschon er das Uebersetzen nicht leiden mochte und auf eigene Schöpfungen drang. Er nahm aus dem Alterthume den Tacitus und Seneca zu seinen Vorbildern, ahmte aber deshalb des Letzteren Dramen nicht blind nach. Seneca verführte ihn zu dem Gesuchten, Ungeheueren und Unerhörten, zu den hochtrabenden Worten in seinen Stücken, wobei jedoch Gryphius das Witzige, Epigrammatische und Spruchreiche annahm. Besonders bestrebte er sich, die Leidenschaften kräftig zu schildern und hierbei verfiel er in alle die Ungeheuerlichkeiten und Grausamkeiten und brachte er so übertriebene Handlungen und schreckliche Scenen, solches Ueberheroische und Dithyrambische vor, daß seine Stücke ganz damit überhäuft sind und überall nur Leidenschaft herrscht. Dies konnte er nur dadurch umgehen, daß er, statt alle Pracht auf Schildereien zu verwenden, mehr Handlung in die Stücke gebracht hätte, was er leider nicht that und wodurch das Interesse sehr gemindert wurde, denn dadurch sehen sich alle Charaktere bei ihm gleich und wo irgend Schattirungen angebracht sind, so geschieht dies blos durch noch grelleres Licht. Um den Römern genau nachzukommen, suchte er auch den furchtbaren Hintergrund des Schicksals, der Furien und der Unterwelt zu ersetzen und zwar durch Gespenster, Geister, Träume, Wahrsager und Zauberer, welche mit ihrem prophetischen Pathos die göttliche Weisheit darstellen sollen. Auch im Aeußeren war Seneca Vorbild, denn wie er befolgte er die Einheit der Zeit, jedoch nicht des Orts, und wechselte regelmäßig Erzählung, Reden und Chöre; aber eigentliche dramatische Anordnung, dramatische Wirkung fehlte überall, weil die Stücke keinen inneren Halt hatten und die Scenen nur dafür gemacht sind, um die Handlungen aufzuklären. Dessenungeachtet ist Gryphius wirklich der Schöpfer und Gründer des modernen Drama's, das den nationalen Weg verließ, um fremde und moderne Stoffe

zu ergreifen und auf kunſtmäßig gelehrte Weiſe, mit Vorwiegen der Subjectivität des Dichters darzuſtellen. Seine Tragödien haben meiſtens fernliegende Stoffe, wie Leo der Armenier, Papinianus, die arm an Handlung ſind, Karl Stuart, noch mehr rhetoriſirend, Katharina von Georgien, aus Chardin's Voyages en Perse entlehnt, Cardenio und Celinde, nach einer italieniſchen Novelle und höchſt ſchwach, und die beiden Singſpiele Majuma und Piaſtus. Viel bedeutender ſind ſeine Luſtſpiele, jedoch nur ſeine eigenen, nicht die nach fremden Vorbildern nachgeahmten, worunter z. B. das verliebte Geſpenſt gar kein Intereſſe erregte, wenn nicht darin ein Scherzſpiel in ſchleſiſchem Volksdialekt, die geliebte Dornroſe, eingefügt wäre, worin der Dichter das Einfachſte leicht und gewandt zu behandeln verſteht. Ausgezeichnet ſind jedenfalls ſeine Originalluſtſpiele Peter Squenz und Horribilicribrifax, worin ächt komiſche Charaktere gezeichnet ſind. Das erſtere Stück ſteht mit der Epiſode von Shakespeare's Sommernachtstraum in Verbindung, ja vielleicht mit der Quelle ſelbſt, woraus auch dieſer geſchöpft hat, aber das Stück iſt völlig originell und deutſch. Es ſtellt die Nichtigkeit und Ungeſchicklichkeit der Volkskomiker dar, die ſich, wie hier an Pyramus und Thisbe, an gelehrten und mythologiſchen Stoffen verſuchten; es iſt eine Komödie in der Komödie, die Pointe zielt dahin, daß die Schauſpieler ſelbſt die komiſchen Figuren ſind und die dummſten Streiche machen, ſo daß ſie vom zuſehenden Könige nichts für die Aufführung, wohl aber 15 Gulden für jeden Fehler erhalten, und der Schulmeiſter erſcheint als ein recht dummdreiſtes Univerſalgenie, der alle Wiſſenſchaften verſtehen will und doch nichts verſteht. Aehnlich iſt das Scherzſpiel Horribilicribrifax, worin die beiden abgedankten Capitäne Horribilicribrifax und Diridaradatumdarides, aufſchneidende Parteigänger des 30jährigen Kriegs, trefflich gezeichnet ſind. Während dieſe armen Schurken und Eiſenfreſſer mit lauter franzöſiſchen und italieniſchen Brocken um ſich werfen, repräſentirt der abgedankte Schulmeiſter und Magiſter Sempronius die verſchrobene Schulgelehrſamkeit, die in lauter Redensarten der Alten ſprach und die Sprachmengerei ſehr bunt trieb. Gerade dieſe Sprachmiſchung iſt es auch, was dieſe Stücke etwas langweilig macht, denn ſie ſpinnt ſich zu lang fort und ermüdet, während doch ſonſt dieſe beiden Luſtſpiele eine Ausnahme der ganzen Zeit bilden und das wirkliche Leben zu ſchildern unternahmen und durchführten.

A. Gryphius, §. 131.

142. Es war der Poeſie nicht wohl möglich, in der bisherigen gelehrten Richtung anders weiter zu dringen, als indem man das Schildern und Buntmalen, den Gebrauch der ausſchmückenden und klingenden Beiwörter vermehrte, das Pathos verſtärkte, und in dieſer Hinſicht iſt Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau ſchon weiter geſchritten, als Andreas Gryphius, auf den er unmittelbar folgen muß, obſchon er außer einer Ueberſetzung des pastor fido nichts Dramatiſches ſchrieb. Seine erſte Anregung zur Poeſie erhielt er

von Opitz, aber er wandte sich bald mit mehr Vorliebe den Italienern zu, besonders dem Guarini und Marino, deren süßliche, schwülstige und unreine Poesie dieser überreizten Zeit gefiel und woher er die gehäuften Kraftausdrücke und übertriebenen Schilderungen entlehnte und selbst die Schlüpfrigkeit in seine Dichtungen kam. Er übersetzte noch Plato's Phaedon nach der Bearbeitung Theophile's, wandte sich aber später mehr weltlichen Stoffen zu, wie überhaupt Hoffmannswaldau durchaus Weltkind ist, das mit den Liebesgöttern scherzt, sich den Freuden der Welt in die Arme stürzt und daher in den Gedichten auch lieblicher, weicher und weichlicher wird. Seine Hymnen sind schon sehr frivol, aber noch mehr seine im Ovidischen Geschmack geschriebenen erotischen Liebesbriefe, denen immer eine kurze Liebesgeschichte in Prosa vorausgeht, die aber durchaus obscön sind, so daß sie Jeden beleidigen müssen, der noch irgend ein Gefühl für Anständigkeit hat. Ungeachtet seines hochtrabenden Tons werden diese Stücke doch alle ermüdend und gehen die oft vortrefflichen Epigramme und Antitheſen ganz verloren. Uebrigens ist in Bezug auf das Obscöne nicht zu vergessen, daß er die meisten seiner desfallsigen Stücke nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte und daß er wohl das Buntmalen einführte, aber noch nicht übertrieb, während er das Verdienst hat, den feinen Ton der Sprache angebahnt zu haben, wie er bei späteren Dichtern sich offenbarte. Was seine erotischen Heldenbriefe oder Heroiden betrifft, so enthalten sie eine Reihe historisch bekannter Liebesgeschichten, wie Karl's V. mit Barbara von Blomberg, Albert's III. von Bayern mit Agnes Bernauerin, des Grafen von Gleichen und seiner zwei Frauen, des Herzogs Heinrich von Braunschweig mit Eva von Trott und Abälard's mit Heloise.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau ist am 25. December 1618 zu Breslau geboren, wo sein Vater kaiserl. Kammerrath war; er besuchte die Schulen daselbst und ging dann auf das Gymnasium zu Danzig, wo Opitz sich seiner annahm und seine dichterischen Versuche unterstützte. Er begab sich sodann auf die Universität Leyden; aber die strengen Wissenschaften sagten ihm nicht zu und darum zog er es vor, im Geleite des Fürsten von Fremonville eine Reise durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien zu machen, wo er das Leben kennen lernte. Er war sogar Willens, den kaiserlichen Gesandten nach Constantinopel zu begleiten, wenn ihn sein Vater nicht daran gehindert hätte. Er blieb nun in Breslau, verheirathete sich, ward in den Rath aufgenommen, obschon er das erforderliche Alter nicht hatte, und erfüllte seine Verpflichtungen mit wohlwollender Humanität, strenger Rechtlichkeit und großem Eifer, so daß ihn seine Mitbürger ehrten und er mehrmals mit Aufträgen an den Wiener Hof betraut wurde, wo er gleichfalls in Gunst kam und den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt. Er starb als Präses des Rathscollegiums und Direktor des Burglehens Namßlau am 18. April 1679. Er dichtete bis in sein Alter, aber weniger aus poetischer Anregung, als zu seinem eigenen Vergnügen und würde seine Gedichte wohl nicht selbst herausgegeben haben, wenn nicht Andere einzelne hätten drucken lassen. Seine Gedichte gab er heraus unter dem Titel: C. H. v. H. deutsche Uebersetzungen und Gedichte. Breslau, 1673, 8°. Später erfolgten daselbst und in Leipzig bis 1730 noch fünf andere Ausgaben und Neukirch veranstaltete deren noch zwei in 7 Theilen, worin er auch das Ungedruckte aufnahm, dabei aber manches Unächte und Veränderte.

143. Die bisher schon übertriebene Richtung verfolgte Daniel Kaspar von Lohenstein bis zum Extrem, obschon er eigentlich viel weniger ein Dichter war und der gelehrte Jurist überall sich bemerklich machte. Seine lyrischen Gedichte sind schwach und Gelegenheitspoesie, sein Roman eine Nachahmung des Anton Ulrich von Braunschweig, seine Heroiden dem Hoffmannswaldau nachgebildet, seine Dramen dem Gryphius. Aber Allen steht er fern und da er deren Kraft, Lieblichkeit und poetischen Grund nicht besaß, so suchte er sie zu überbieten durch größeren Mordspektakel, schwulstigere Redensarten und bombastischeren Stil, so daß er wahrhaft roh und ekelhaft wurde. Die Marinische Unmanier ist hier auf die Spitze getrieben, die Hoffmannswaldauischen grellen Lichter erscheinen gegen Lohenstein mild und dunkel und er scheut selbst das Schändliche und Gräßliche nicht, um Effekt zu machen. Denn Lohenstein war kein Dichter, sondern ein Verstandesmensch, der seinen gelehrten archäologischen Kram in den Stücken an den Mann brachte, eine Menge historische und geographische Kuriositäten benützte, Sentenzen, Sprüche und Witze einmengte und sogar oft da mit Witzreden Effekt machen wollte, wo es geradezu nur die Situation thun sollte und auch that. Sein Trauerspiel Ibrahim Bassa, eine Jugendarbeit, ist noch das Beste von ihm und ist wenigstens regelmäßig angelegt und die Handlung ordentlich fortschreitend; aber seine späteren Stücke setzen sich auch über diese allgemeinen Grundbedingungen des Drama's hinaus. So ist die Cleopatra voll von politischer Geschichte und höchst langweilig; so die Sophonisbe als eine wahre Unnatur geschildert, obschon dies Stück noch weniger anstößig ist und selbst einen Anflug von Poesie hat. Ganz schändlich ist die Agrippina, worin alles Ehrgefühl mit Füßen getreten ist, und ähnlicher Art sind die Epicharis und Ibrahim Sultan gehalten, überall Uebertriebenheit, Unnatur, Gräßlichkeit und Verachtung jedes moralischen Gefühls. Und doch ward Lohenstein von seinen Zeitgenossen geachtet und gepriesen, zog ihm ein langer Schweif von Nachbetern und Nachahmern nach, galten seine Werke als die Musterbilder des guten Geschmacks und glaubte man in ihm die Poesie auf einer Höhe angekommen zu sehen, die nicht mehr überragt werden konnte. Wirklich wäre es auch unmöglich, diese Höhe des Bombastes und Unsinns weiter zu treiben; aber es kostete Mühe, hier die Wahrheit geltend zu machen, und wie noch die Zinzendorfische Poesie von dieser bombastischen Sprache angesteckt ist, so hat sich die Lohensteinische poetische Prosa bis auf unsere Tage erhalten, wo geistesarme Lehrer sie in der Schule pflegen und fördern.

Daniel Kaspar von Lohenstein wurde am 25. Januar 1635 zu Nimptsch in Schlesien geboren, wo sein Vater Einnehmer der kaiserlichen Gefälle war, kam im siebenten Jahre auf das Mariengymnasium in Breslau, schrieb hier sein Trauerspiel Ibrahim Bassa, das er mit den Gymnasiasten aufführte, bezog 1650 die Universität Leipzig, studirte Jurisprudenz und neuere Sprachen, ging hierauf nach Tübingen und machte dann Reisen durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande und Hamburg. Er wollte auch noch Frankreich und Italien bereisen und kam schon bis nach Grätz, aber die Pest bewog ihn zur Umkehr,

er ging noch durch einen Theil Ungarns und dann nach Hause, wo er sich 1657 vermählte und durch seine Frau drei Rittergüter bekam. Im J. 1666 wurde er württemberg-ölsischer Regierungsrath, dann Syndikus seiner Vaterstadt und zuletzt Protosyndikus von Breslau, auch bei Gelegenheit einer Sendung nach Wien kaiserlicher Rath. Er starb zu Breslau am 28. April 1683. Neben seinen vielfachen amtlichen Geschäften fand er immer noch viele Zeit zum Dichten und selbst als ihn die Gicht plagte, stand er nicht davon ab. Seine poetischen Arbeiten sind lyrische, dramatische und ein Roman. Die lyrischen gab er zu Breslau 1680 und 1689 heraus und vereinigte dazu die drei Abtheilungen Himmelschlüssel, Rosen und Hyazinthen, sowie geistliche Gedanken und Thränen. Die geistlichen Gedanken erschienen 1708 auch einzeln zu Breslau. Einiges Andere, wie das beschreibende Gedicht Venus und Lieder, sind in der Neukirch'schen Sammlung von Hoffmannswaldau's u. A. Gedichten enthalten. Die Trauerspiele erschienen: Ibrahim Bassa, Breslau 1689, Agrippina, 1665, 1685; Epicharis, 1665, 1685; Kleopatra, 1661, 1680, 1689, beide Hefte zusammen 1701; Sophonisbe, 1680, 1689; Ibrahim Sultan, zur Vermählungsfeier des Kaisers Leopold, 1673 und 1679. Gesammtausgaben seiner Gedichte erschienen: Trauer- und Lustgedichte, Breslau 1680 und 1689, und: Sämmtliche geist- und weltliche Gedichte, Leipzig 1733, 8°. Ueber seinen Roman Arminius vgl. §. 135.

144. Hoffmannswaldau und Lohenstein werden gewöhnlich die Repräsentanten der zweiten schlesischen Schule genannt, obschon Beide ziemlich von einander verschieden sind und eigentlich von einer Schule nicht die Rede sein kann. Aber verschiedene Poeten traten in die Fußstapfen der Beiden und zwar sowohl im Gebiete des Drama's wie der Lyrik, obschon nach solchen Vorgängern die Nachfolger auf keine Bedeutung mehr Anspruch machen können. Unter diesen mag Heinrich Mühlpforth aus Breslau genannt werden, der anfänglich zu schönen Hoffnungen berechtigte, aber früh unterging. Seine Gelegenheitsgedichte verfertigte er in höchster Eile und oft unter den heftigsten Gichtschmerzen, aber sie zeigen doch einen Reichthum glücklicher Gedanken und sinnreiche Mannichfaltigkeit und eine Leichtigkeit in Handhabung der Sprache, welche er eigentlich allein von Hoffmannswaldau gelernt hat, während er sonst mehr der Opitzischen Weise treu blieb und nicht so übertrieb wie Hoffmannswaldau, dessen Wechselbriefe er glücklich nachahmte. Im Drama fand Lohenstein einen Nachfolger an dem Schlesier Johann Christian Hallmann, der dessen Manier jedoch wieder dem Volke näherte, Harlekinsspäße einmischte, Pastorelle und Singspiele verfaßte, wie den Adonis und die Urania, und sogar zur Oper überging, wohin seine Katharina von England zu rechnen ist. Seine Tragödien Marianne und Stratonice sind dagegen wieder mehr Lohensteinisch. Ein dritter Nachfolger, Aug. Ad. von Haugwitz aus der Lausitz, ahmte zwar auch diese Manier nach, aber schon viel weniger hochrednerisch und mehr für das Theater passend, wie er auch schon Pariser Ballete für das Dresdener Hoftheater einrichtete.

Heinrich Mühlpforth, der Sohn eines Kaufmanns zu Breslau, ist daselbst am 10. Juli 1639 geboren, wollte, als er im zwölften Jahre seinen Vater verloren, zuerst Maler und dann sollte er Apotheker werden, machte aber in Erlernung alter Sprachen solche Fortschritte, daß er 1658 in Leipzig Medizin studiren konnte. Die übereilte Verbindung mit einem zanksüchtigen Weibe verleidete ihm den Aufenthalt daselbst und sein Studium, weshalb er 1660 nach Wittenberg ging, um Jurisprudenz zu studiren. Später

erhielt er zu Breslau die Stelle eines Notars beim Consistorial- und Vormundschaftsgericht, die er pflichttreu bekleidete, bis er am 1. Juli 1681 starb, wie erzählt wird, durch eine unregelmäßige Lebensweise sich selbst den frühen Tod herbeiführend. Hoffmannswaldau, den er doch so sehr in lateinischer und deutscher Sprache gefeiert hat, machte schon bei Mühlpforth's Lebenszeit die epigrammatische Grabschrift auf ihn: Neun Wörter und nicht mehr soll diese Grabschrift haben: — Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben. — Seine ersten poetischen Versuche machte Mühlpforth auf dem Gymnasium und später trug ihm die Gelegenheitspoesie Manches ein. Er war zu bescheiden, um seine Gedichte herauszugeben, die daher erst nach seinem Tode erschienen: Heinrich Mühlpforth's teutsche Gedichte. Breslau, I. Thl. 1686; II. Thl. 1687, 8°. Auch erschienen von ihm: Henrici Mühlpforti Poemata. Breslau 1686. Vgl. Kahlert in schlesischen Provinzialblättern 1836, St. 34. — Johann Christian Hallmann, um 1650 in Breslau geboren, studirte in Jena, war 1681 Candidat der Rechte, practicirte beim kaiserlichen Oberamte in Breslau, lebte dann in Wien in größter Dürftigkeit, suchte vergebens durch den Uebertritt zur katholischen Religion sich Ehrenstellen zu erwerben und starb 1716 zu Wien. Seine Trauer-, Freuden- und Schäferspiele (7 an der Zahl) erschienen um 1684 zu Breslau. Seine Trauerspiele sind: die beleidigte Liebe oder die großmüthige Marianne (1670); die himmlische Liebe oder die beständige Märtirin Sophia (1671); die göttliche Rache oder der verführte Theodoricus Veronensis (1684); die denkwürdige Vaterliebe oder der vor Liebe sterbende Antiochus und die vom Tode errettende Stratonice, ein Trauer-Freudenspiel (1684). Ferner ist opernartig: Katharine von England (1684); Adonis (1673) und Urania (1667); endlich sind Uebersetzungen: die unüberwindliche Adelheide (1684) und der tapfere Heracleus. — August Adolf von Haugwitz, aus dem bekannten Geschlechte in der Lausitz, lebte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts und schrieb: Schuldige Unschuld oder Maria Stuarda, Königin von Schottland (in Prosa 1683) und Obsiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman (in Versen 1684). Ersteres ein Trauer-, letzteres ein Mischspiel, beide enthalten in seinem Prodromus poeticus, Dresden 1684, 8°. Er wollte sogar den Wallenstein dramatisch behandeln.

145. In Schlesien, wo dieser Anfang für das gelehrte Drama gemacht wurde, breitete es sich nicht sonderlich viel aus, dagegen treffen wir in den verschiedenen Gegenden Deutschlands einzelne Fortsetzungen dieser Anfänge, besonders an den Höfen, bei Feierlichkeiten und Festen und an den Schulen. Hier wirkten eine Menge untergeordneter Poeten, die alle keiner Erwähnung verdienen, und wie Schwieger zu Rudolstadt einige Stücke für Hoffeste schrieb, die auf dem Schlosse Heydeck aufgeführt wurden, so war besonders Christian Dedekind in Dresden thätig und hat eine ganze Menge geistlicher Gedichte und Operntexte geschrieben, worin er die italienische Oper nachahmte und die wunderlichsten Dinge zusammenreimte, wie z. B. in seinem sterbenden Jesus Judas sich auf der Bühne erhängt, indeß der Satan dazu ein Echo macht, dann Judas am Stricke zerplatzt und der Satan die Eingeweide in einem Korbe auffängt und eine Arie dazu singt. Ueberhaupt kam nun die Oper in die Höhe und kein Schauspiel konnte sich erhalten, wenn es nicht wenigstens am Schlusse der Akte Chöre hatte. Bei der Oper erlaubte man sich Alles, sogar das Widersprechendste, und die Einheit beachtete man gar nicht mehr, denn der einzige Zweck war, Aug und Ohr zu unterhalten und die Sinne zu kitzeln, wie es ganz dieser üppigen und wollüstigen, verdorbenen Zeit entsprechend war. Nach der

Dichtung richtete sich die Musik nicht, sondern diese war Hauptsache und wie es der Hof verlangte und zwar oft bis in die geringsten Einzelnheiten hinein, und wie es gerade der vorhandene Apparat erlaubte, mußte Alles zusammengereimt werden. Es ist ganz erstaunlich, zu sehen, wie viele Opern in dieser Zeit verfaßt wurden und von dem Prachtaufwande derselben zeugen hinlänglich einzelne Aufführungen, wovon z. B. am Wiener Hofe unter Karl VI. zwei Opern 120,000 Gulden Kosten verursachten, obschon dort blos die Sänger, nicht aber die Virtuosen gut bezahlt wurden. Zu Hamburg glänzte am Ende des 17. Jahrhunderts die Oper vorzüglich und neben Kayser trat dort bis 1709 selbst ein Händel mit seinen Compositionen auf. Dort war nämlich schon 1678 ein Opernhaus gegründet worden; aber seit 1702 verfiel auch hier die Oper wieder, obschon sie vortrefflich eingerichtet war und besonders gute Maschinerien hatte. Man gab geistliche und weltliche Opern; Hölle und Teufel, Götter und Drachen, Donner und Regen, Ballette und Blutscenen traten darin auf und Alles nahm eine phantastische, groteske Richtung. Man darf sich daher auch nicht verwundern, daß ungeachtet ihrer Massenhaftigkeit und Menge die Oper doch an und für sich in ihrem Keime verdorben war und zu keinem Werthe gelangen konnte, der auch später sich noch geltend machen durfte. Am meisten verlor aber die Oper durch den Abfall von Hunold und Postel, die sich von ihr wegwandten, nachdem sie unstreitig unter den Operndichtern die besten gewesen waren; denn sie selbst erkannten, wohin die Oper gerathen war, und wollten nichts mehr davon wissen, wie selbst Händel, der Componist, zum Oratorium überging, um darin seinen Ruhm zu erobern und seine Opern damit vergessen zu machen. Zum Verderben der Oper trug aber auch der Umstand bei, daß das Schauspiel wieder aufkam, indem man französische Stücke von Racine, Moliere u. A. übersetzte und bessere Schauspieler auftraten, wie sie z. B. die Treu'sche und Veltheim'sche Gesellschaft besaßen. Ja letztere hätten sogar sehr günstig wirken können, wenn sich nicht zu oft Frauen an die Spitze dieser Trupps gestellt hätten, welche wieder von ihrer Höhe herabstiegen. Es artete nämlich das Schauspiel wieder in den gemeinen Volkswitz aus, der Harlekin wurde läppisch, steif und hölzern und unsere Komik so platt, daß Gottsched ganz Recht hatte, den Hanswurst feierlichst vom Theater zu verbannen. Denn wohl ist es Schade, daß der Kern zu einer solchen komischen Figur vernichtet wurde, aber in solcher Gestalt, wie der Hanswurst war, konnte ewig nichts Gutes daraus entspringen.

Ueber die Geschichte des Drama's: Gottsched's nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, sowie die Nachlese dazu von Friesleben. Barthold Feind's Abhandlung über die Opern vor seinen deutschen Gedichten, Stade 1708, 8°.

146. Wie schon Gryphius das Lustspiel neben dem Trauerspiel bearbeitete, so folgte ihm auch Christian Weise, nur daß dieser von dem unnatürlichen Pathos und der schwulstigen Buntmalerei zur Einfachheit und Natur zurückkehrte. Hätte er nicht in seinen weltlichen und geistlichen Gedichten die Natur

gar zu proſaiſch aufgefaßt und die Poeſie verwäſſert, ſo würde ſein Name bedeutend höher geachtet werden, denn im Luſtſpiele hat er offenbar wieder eine geſunde Richtung eingeſchlagen und vielfach das Richtige ſo gut getroffen, als es nur die Zeit erlaubte. Im Luſtſpiel ſchränkte er ſich nicht in die ſtarre Regel ein, gab er die antike Einrichtung auf und ſuchte er die Perſonen viel ſchärfer zu charakteriſiren, als es bisher geſchehen war, wodurch es ihm auch möglich war, mehr Perſonen einzuführen und die Handlung kürzer und dramatiſcher zu machen. Er hielt ſich freilich oft zu viel an die Natur, aber er weiß doch Maaß zu halten und ſogar im Poſſenſpiele, wo er ſich in der niederen Geſellſchaft bewegte und die Gefahr des Mißgriffs zu groß war. Er war dagegen, daß man neuteſtamentliche Stücke ſchrieb, und hätte gut gethan, dies auch mit den alt-teſtamentlichen zu thun, in die er die Poſſen und Späſſe der neuen Zeit verlegte und den Stoff für Schul- und Lehrzwecke paſſend zu machen ſuchte. Auch im Sing- und Satirſpiel war er nicht glücklich, während ihm das Intriguen- und und Novellenſtück ganz wohl gerieth. Darunter zeichnen ſich „die triumphirende Keuſchheit“ und „der Pickelhäring“ aus. Am beſten ſind ſeine eigentlichen Poſſenſpiele, worin er die pedantiſche Schulweisheit verhöhnt, den Gebrauch der deutſchen Sprache verficht und gegen die Verrücktheiten der Modeſucht auftritt, indem er dagegen Natur und Einfachheit ſetzt und ſo volksmäßig den Stoff zu bearbeiten weiß, wie er es ſonſt ſelten that, ſo daß man ihm die unterlaufenden Derbheiten gerne verzeiht. Seine erſten Stücke ſind dagegen ohne Gehalt und es ſchadete ihm überhaupt, daß er ſich zu ſehr an Opitz hielt. Er fand viele Nachahmer, aber alle geriethen auf große Abwege, verbanden das Poſſenſpiel mit dem Singſpiel und lieferten die unfläthigſten Stücke. Dieſer Art ſind die dramatiſchen Produkte von Chriſtian Friedrich Henrici zu Leipzig, der ſich auch Picander nannte und die erbärmlichſten Pickelhäringsſpäſſe auf die Bühne brachte.

Weiſe führt uns wieder auf die lyriſche Poeſie zurück, denn auch in ihr verſuchte er ſich. Nachdem nämlich durch feſtes Zuſammenhalten die Poeten wieder zur Geltung gelangt waren und die Volkspoeſie ganz ſchwieg, ſchieden ſich zuerſt von den adeligen die gelehrten oder ſchulmeiſterlichen Poeten ab, und bald begann von der Schweiz und Niederſachſen her die Polemik und brach die Kritik ihr bisher befolgtes Schweigen, welches der Dichtung ſelbſt höchſt ſchädlich geweſen war. Weiſe ſelbſt war der Mittelpunkt dieſer mehr ſchulmeiſterlichen Poeten, wähnte, daß die Poeſie nun nicht höher ſteigen könne, und betrachtete ſie nur als Nebenbeſchäftigung und als beſtimmt für pädagogiſche Zwecke, weßhalb man nicht mit Unrecht ſagen kann, die Schuljugend ſei ſeine Muſe geweſen. Er ſuchte neben dem üblichen Fabriciren lateiniſcher Verſe auch das deutſche Versmachen in den Schulen einzuführen, um dadurch beſſere Gewandtheit im Schreiben und im Sprechen zu erzielen, wie er ja auch ſeinen Dramen den Nebenzweck ſetzte, reden zu lehren und dabei dem Geiſte Unbe-

fangenheit, dem Körper die für das Leben nöthige Anmuth und Gewandtheit zu geben. So rühmlich in mancher Hinsicht seine Absicht sein mochte, so verderblich wurden die Folgen, denn er erzog dadurch ein ganzes Heer von Dichterlingen und Wasserpoeten, die den Geschmack verdarben und das jämmerlichste Zeug producirten. Seine eigenen lyrischen Gedichte sind gewöhnliche Reimereien in der einfachen Natürlichkeit, die in's Triviale und Platte herabsinkt. Die Gedichte seines späteren Alters sind dagegen durch Inhalt und Ton von denen seiner Jugend sehr verschieden. In seinen „überflüssigen Gedanken" machte er zum Erstenmal den Versuch, eine Anzahl lyrischer Gedichte in Dialogen einzuleiten und zu erläutern, und hier erscheint er überall als ein lustiger, aber doch etwas roher Gesell von lebhaftem Geist und von Witz, jedoch ohne feingebildeten Geschmack. Keinen Stoff verschmähend, läßt er bald launig, bald burlesk und possenhaft seine Empfindungen spielen, bald knüpft er an kleine Lebensvorgänge irgend einen Gedanken oder Einfall, den er nach seiner Weise in leichten Reimen mit Humor witzig und keck, leider aber auch hier und da mit einer gegen Sitte und Geschmack verstoßenden Zügellosigkeit durchführt. Hohe Gedanken, kühne Bilder und pomphafte Sprache sind nicht seine Sache und er zeigt sich überall als Gegner der herrschenden Zeittendenzen. Uebrigens müssen die Verhältnisse, in denen er seine Jugend zubrachte, Manches entschuldigen; er selbst erklärte seine Jugendarbeiten für poetische Steckenreiterei und eine der Natur abgetragene Schuld, gab sie aber doch wieder heraus, sie (ironisch?) für Allegorie anzusehen bittend. In seinen späteren Gedichten suchte er diese Jugendsünden wieder zu versöhnen. Sie bestehen aus Gelegenheitsgedichten, wozu nur selten eigene Erlebnisse den Stoff lieferten. Hier ist der Uebermuth der Jugend und der Anflug von Poesie nicht mehr vorhanden, obschon auch Einiges nicht übel gelungen ist. Auch einige fromme, einfache geistliche Lieder, denen jedoch die Poesie der begeisterten Andacht älterer Liederdichter abgeht, finden sich dabei. Uebrigens verdient Weise nicht so geschmäht zu werden, wie es oft geschieht; Einzelne seiner Lieder klingen ganz volksmäßig und sie schlagen oft einen heitern, neckischen Ton an, der ganz lieblich klingt.

Ueber Weise §. 139. Christian Friedrich Henrici war 1700 zu Stolpen bei Meißen geboren, studirte in Wittenberg und Leipzig, erwarb sich sein Brod daselbst durch seine Gedichte, erhielt 1727 eine Stelle beim Oberpostamt daselbst, ward im Steuerfach beschäftigt und starb 1764 als Oberpostcommissarius. Er gab heraus: Ernste, scherzhafte und satirische Gedichte, Leipzig 1727—37, 4 Bände 8°, und zweite Ausgabe 1748—51 in 5 Bänden; ferner 1729 den Text zur Passionsmusik von Sebastian Bach; Picander's deutsche Schauspiele, Berlin 1726, 8°, worin drei Lustspiele in Prosa stehen, nämlich: der academische Schlendrian, der Erzsäufer und die Weiberprobe, welche für die Leipziger Bühne geschrieben waren.

147. Einer der treuesten Anhänger Weise's war Daniel Georg Morhof, ein vielseitig gelehrter Professor zu Rostock und dann zu Kiel, der seine deutschen Gedichte ebenfalls als Nebenarbeiten ansah, aber bereits in mancher

Hinsicht ein gesundes Urtheil zeigte. So setzte er Flemming über Opitz und seine Gedichte zeigen schon die Flemming'sche Richtung. Auch schrieb er einige kernhafte Epigramme und machte sogar den Versuch, Horazische Oden als Beispiele der verschiedenen deutschen Reimgebäude zu bearbeiten. Er schrieb nämlich einen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie", worin er den theoretischen Theil kurz abfertigt, weil er von den Regeln weniger hoffte und die unmittelbar und frei hervorquellende Poesie viel höher achtete. Er schied auch zuerst die epische, dramatische und lyrische Poesie strenger von einander und erkannte das Sangbare als Hauptforderung an die Lyrik, hielt aber ein Epos für unmöglich, jedoch wohl mehr aus dunkler Ahnung, als aus bestimmter Erkenntniß, daß dazu die Zeit nicht mehr vorhanden sei. Auch scheint Morhof die altdeutsche Poesie, soweit er sie kannte, besser gewürdigt zu haben, denn er lobte den Hans Sachs, auf den diese Zeit sonst verächtlich herabsah. In dieser Hinsicht urtheilte auch J. G. von Eckhard ähnlich, indem er sich der Meistersänger annahm und, wiewohl schüchtern, dieselben mit den Dichtern seiner Zeit zu vergleichen wagte. Im Allgemeinen rief Weise's nüchterne Poesie nur ganz alltägliche, platte Dichtungen hervor und allseitig schossen solche Dichter auf, die in den Nebenstunden Reime schmiedeten und dieß als Zeitvertreib ansahen. Dahin gehört Weise's Nachfolger im Amte, der Zittauer Rector Joh. Christoph Wenzel, der mit seinen Lorbeer-, Cypressen- und Cedernwäldern und Rosengebüschen vielen Beifall gewann, was eben kein gutes Zeichen der Zeit war; ebenso dessen Nachahmer Christoph Heinrich Amthor, der in der Lohenstein'schen Manier voll Rohheit und Affektirtheit fast nur Gelegenheitsgedichte machte und trotz diesem doch eine Zeitlang hoch geachtet wurde, so erbärmlich auch seine Poesie war. In dieselbe Kategorie gehören dann noch Corvinus und der erwähnte Henrici, deren poetische Produkte aus faden Stadtklatschereien, rohem Humor und ärmlichen Witzen bestehen, daß es ganz unbegreiflich ist, wie sie nur Leser für solches elende Zeug finden konnten.

Daniel Georg Morhof, einer der größten Gelehrten seines Jahrhunderts, war 1639 zu Wismar geboren, studirte in Rostock, wurde daselbst Professor der Poesie 1660, reiste in demselben Jahre nach Holland und England, kam 1665 nach Kiel, machte nochmals Reisen in die genannten Länder und starb 1691 zu Lübeck. Von ihm erschien außer zahlreichen anderen und nicht hierher gehörigen Werken: Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Kiel 1682, Lübeck 1700 und 1718; diesem Buche sind als Anhang 500 Seiten Gedichte beigefügt die er schrieb, und welche ganz ordentlich sind. — Eckhard lebte 1674—1730, war der Nachfolger Leibnitzens und schrieb, als hieher gehörig: Poetische Nebenstunden von H. A. E. G. v. D. 1721. — Joh. Christoph Wenzel ist geboren 1659 zu Unterellen bei Eisenach, wurde 1695 Direktor der Landschule zu Altenburg, 1713 Direktor des Gymnasiums in Zittau und starb 1723. Sein obengenanntes Buch erschien 1709. — Christoph Heinrich Amthor war 1678 zu Stollberg geboren, wurde Professor der Rechte und Staatswissenschaften zu Kiel, dann um 1717 königlicher Kanzlei- und Regierungsrath, Historiograph und Präsident zu Rendsburg, später Justizrath und starb 1721 zu Kopenhagen. Poetischer Versuch einiger deutschen Gedichte und Uebersetzungen, Flensburg

1717, 8°; zweite Ausgabe, Rendsburg 1734, 8°. — Gottlieb Siegmund Corvinus, 1677 zu Leipzig geboren und daselbst 1146 als praktischer Jurist gestorben, schrieb unter dem Namen Amaranthes: Proben der Poesie in galanten verliebten Scherz- und satirischen Gedichten, Frankfurt 1710, 1711, 2 Thle. 8°, und unter seinem eigenen Namen: Reifere Früchte der Poesie, Leipzig 1720, 8°. — Ueber Henrici §. 146.

148. Ein eifriger Verehrer von Weise war auch Erdmann Neumeister, der in Weise einen zweiten Aristophanes erkannte und auch sonst ein sehr falsches Urtheil fällt, indem er die ordinärsten Poeten über die besseren setzte und Hoffmannswaldau hoch hielt. Er selbst gab Gedichte heraus, welche ganz erbärmlich sind, und schrieb ein Buch über die Kunst, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen, worin er wohl die Weise'sche Ansicht wiederholt, daß Alles auf die poetische Inspiration ankomme, aber den naiven Glauben hegt, man könne diese Inspiration künstlich hervorbringen. Ein anderer Gelehrter, Burchard Mencke in Leipzig, sah ebenfalls die Poesie als eine Art müßiger Beschäftigung zur Ausfüllung von Nebenstunden an und verfaßte neben seinen gelehrten Arbeiten eine Anzahl Gedichte, ohne irgend einen inneren Beruf dazu zu haben. Anfangs galten ihm Hoffmannswaldau und Abschatz als die größten Vorbilder und er schrieb sehr hölzerne, armselige Gedichte voll Kleinlichkeitskrämerei und sogar Satiren, die freilich nur Armseligkeiten betrafen, da er meinte, daß man Personen von höherem Ansehen und Familie verschonen müsse, wobei er sich auf den Franzosen Boileau berief; später aber verließ er diese schulmeisterliche Richtung, nahm Besser und König als Vorbilder und ahmte die Franzosen und Engländer nach. Er trug viel dazu bei, daß deren Literatur, besonders aber die französische, in Deutschland Eingang fand, und wie schon sein Vater in Leipzig mit den Actis eruditorum die erste deutsche Zeitung gründete, so nahm er daran eifrigen Antheil und bald ward französische Bildung an allen Höfen, bei allen Vornehmen eingeführt. Das in Leipzig gegebene Beispiel ward auch in Hamburg befolgt und selbst Thomasius begann ein Journal, die freimüthigen Gedanken, in deutscher Sprache, welches auch die Poesie besprach und der Kritik ein weites Feld öffnete. Zugleich suchte man wieder das Gesellschaftswesen in neuen Schwung zu bringen und Leibnitz gab sich alle Mühe, in Wien, Dresden und Berlin Akademien nach dem Muster der französischen in's Leben zu rufen, was ihm bloß in Berlin 1701 gelang, eine allgemeine Grammatik zu begründen und ähnliche Vorschläge auszuführen. Dies konnte unserer Sprache und Literatur gefährlich werden, glücklicherweise kam es aber auch nicht zu Stande und wenn auch Mencke in Leipzig wirklich eine deutsche Gesellschaft stiftete, die unter Gottsched später zeigte, welche Gefahren solche Unternehmen bringen konnten, so brachten doch die Schweizer bald ein heilsames Gegengewicht und ward die Kritik täglich regsamer. Den wichtigsten Nutzen stifteten diese Zeitschriften jedoch dadurch, daß sie die Gelehrten und Dichter einander näher brachten, die Bücher rasch verbreitet und besprochen wurden und die Poeten nun nicht mehr für einen näheren und besonderen Kreis

von Gönnern und Freunden ſchrieben, ſondern ihre Produkte vor den allgemeinen Richterſtuhl der Kritik kamen, wo von den äußerſten Gränzen des Vaterlandes ſich vielfache Stimmen darüber laut machten. Die erbärmlichen Produkte des kleinlichen Alltagslebens konnten daher nimmer beſtehen, die Kritik wurde ſchärfer und man legte einen ſtrengeren Maaßſtab an, zumal nun auch die Scaliger'ſche Poetik außer Geltung kam und man durch Boileau auf Horaz gewieſen wurde, der das Weſen der Poeſie ſchärfer und ſtrenger erfaßte und wieder auf den größeren Meiſter Ariſtoteles zurückwies, mit deſſen genauerem Verſtändniß erſt wieder eine geſundere, friſchere und lebensvollere Poeſie möglich war, was freilich noch längere Zeit, Uebung und zahlreiche Reibungen verlangte, ehe man dieſem Ziele näher kam.

Erdmann Neumeiſter, geboren 1671 zu Uechtritz bei Weißenfels, ſtudirte in Leipzig, wurde dort Privatdocent, dann Pfarrer an verſchiedenen Orten, 1704 Hofdiakonus und Hofprediger in Weißenfels, 1706 in Sorau, kam 1715 als Geiſtlicher an die Jakobskirche in Hamburg und ſtarb im Jahre 1756. Er ſchrieb unter Anderem: Die allerneueſte Art zur reinen und galanten Poeſie zu gelangen ꝛc., an's Licht geſtellet von Menantes (Hunold), Hamburg 1707 und ſpäter noch mehrere Ausgaben. Das Beſte von ihm ſind ſeine geiſtlichen Lieder, auch ſchrieb er eine nicht unwichtige Diſſertation über die Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, der wir manche intereſſante Schrift verdanken. — Johann Burchard Mencke, der Sohn von Otto Mencke, iſt 1675 zu Leipzig geboren, wurde 1699 daſelbſt Profeſſor der Geſchichte, war ein ſehr gelehrter Mann und in vielen Gebieten des Wiſſens thätig, nannte ſich Philander von der Linde vor ſeinen Gedichten, ſtiftete 1697 die deutſche Geſellſchaft und ſtarb 1732. Seine eigenen Gedichte und Ueberſetzungen gab er in Leipzig 1710—13, 8° in 4 Theilen heraus. Seine Galanten Gedichte erſchienen aber ſchon früher. Ueber ſein Leben ſchrieb R. Treiſchke, Leipzig 1842.

149. Während dieſe Vorbereitung in Sachſen erfolgte, ſtand in Schleſien noch das Anſehen Hoffmannswaldau's feſt und fand er zahlreiche Nachahmer, die jedoch meiſtens nicht für die Oeffentlichkeit dichteten. Dahin gehören Hans von Aſſig aus Breslau, deſſen Gedichte erſt nach ſeinem Tode erſchienen, und Hans Aßmann Freiherr von Abſchatz, der die Italiener nachahmte und von ſeinem Freunde Lohenſtein das pomphafte und ſchwülſtige Formenweſen dieſer Schule annahm, das er jedoch öfters abwarf, um mehr in natürlicher Freiheit und Anmuth zu dichten oder die weite Form durch den reichen Strom ihrer Empfindung und Phantaſie auszufüllen. Ein inniges, warmes Gefühl der Liebe und Andacht durchdringt die meiſten ſeiner weltlichen und geiſtlichen Lieder und ſelbſt der reiche Bilderſchmuck in den geiſtlichen Stücken drückt den Schwung des frommen Geiſtes nicht nieder. Mehrere ſeiner patriotiſchen Lieder zeigen eine gediegene Manneskraft und ein edler, gegen Halbheit und Eitelkeit zürnender Sinn, ſowie die Klugheit des behaglichen Hauslebens traten in ſeinen gnomiſchen und epigrammatiſchen Verſen hervor, deren Manche den Logau'ſchen an Geſinnung, Form und Gehalt verglichen werden können. Bemerkenswerth iſt auch bei ihm, daß er religiöſe, moraliſche und Naturbetrachtungen vereinigt. Dagegen iſt Chriſtian Gry-

phius schon mehr zu den wässerigen Poeten zu rechnen, indem er zwar die Schlesier der zweiten Schule bewunderte, aber dann doch wieder gegen dieselben stritt, die Italiener vorzog, auf Opitz verwies und sich in Declamation und hohler Poesie erging, die von der seines Vaters nichts erbte, als das Schwermüthige, das jedoch bei Christian Gryphius bis in's Abscheuliche und Eckelhafte herabsank. Am besten sind noch seine Jugendgedichte, die einen Anflug von seines Vaters Geist haben; im Allgemeinen sind sie aber sehr geringhaltig und unterliegen zu sehr der Weise'schen platten Manier. Uebrigens thut man ihm Unrecht, wenn man glaubt, er habe bloß die Italiener und deren französische Schule empfohlen; er that es bloß für den Fall, daß man nicht zu den Mustern der Griechen und Römer selbst zurückgehen könne, die er schon als Rektor des Breslauer Magdalenengymnasiums kennen und schätzen mußte. — Diese Dichter allein hatten mehr in die Richtung von Andreas Gryphius hinübergelenkt, während man sonst mit mehr Vorliebe bei der heiteren und galanten Poesie des Hoffmannswaldau stehen blieb. Letztere ward wieder von Benjamin Neukirch gepflegt, der ganz in der Manier desselben und Lohenstein's dichtete und am besten die Bestimmung der Hoffmannswaldau'schen Richtung würdigte. In seiner Anthologie von Hoffmannswaldau's und Anderer Gedichten zeigte er sogar eine Ahnung vom wahren Wesen der Poesie und verzweifelte nicht mehr am Epos, sondern glaubte nur, daß epische Dichter selten auftreten, auch die Franzosen nicht dazu berufen seien, die mehr für lyrische und Gelegenheitspoesie, sowie für das Drama Talent haben. Als das Galante bei den Franzosen erkannte er nicht mehr seltsame Bilder an, sondern Gedanken und die geistreichen Lichtblitze und hierin, glaubte er, könne man sich leichter und mit mehr Glück versuchen, wie auch Hoffmannswaldau der Repräsentant dieser Gattung selbst war. Mit ihm schloß er die schlesische Dichtung ab und wirklich verlor dieselbe nicht nur ihre Selbstständigkeit, sondern Neukirch selbst wandte sich später davon ab und dem französischen Geschmacke zu, den die Canitz und Besser einführten, der aber mit seiner einfacheren Diction dem Neukirch die Hülle raubte, unter welcher er seine Gedankenleere und Mittelmäßigkeit verborgen hatte und die so groß war, daß er Fenelon's Telemach wirklich für einen epischen Stoff nahm und in deutschen Alexandrinern reimte. Ungeachtet dieser Armseligkeit Neukirch's stand er aber doch in hohem Ansehen und selbst Gottsched gab noch seine Gedichte heraus, was Neukirch in richtigerer Würdigung seiner selbst nicht mehr thun wollte.

Hans von Assig war 1650 zu Breslau geboren und starb 1694 daselbst. Seine Gedichte erschienen 1719 zu Breslau. — Hans Aßmann von Abschatz ist am 4. Febr. 1646 zu Würbitz in Schlesien geboren, wurde nach seines Vaters frühem Tode von der Mutter erzogen, verlor auch diese schon im dreizehnten Lebensjahre und kam dann auf das Gymnasium zu Liegnitz, wo er sechs Jahre blieb und dann zu Straßburg und Leyden Jurisprudenz und Staatswissenschaften studirte. Hierauf machte er drei Jahre lang Reisen durch Holland, Frankreich, Italien, bewirthschaftete dann die väterlichen Güter und ver-

heirathete sich 1669. Nach dem Aussterben der Piasten 1675 wurde Abschatz an das Ruder der Geschäfte für das Fürstenthum Liegnitz berufen, um die Rechte des Landes gegen Kaiser Leopold zu wahren, wurde zweimal an denselben geschickt, der ihn bei dieser Gelegenheit in den Freiherrenstand erhob, und zog sich dann auf seine Güter zurück, wo er seine Mußezeit der Poesie widmete und am 22. April 1699 starb. Abschatz übersetzte zuerst den Pastor fido, den er aber Anfangs blos für seine Freunde bestimmte. Erst nach seinem Tode wurden seine poetischen Schriften, wahrscheinlich durch Christian Gryphius, herausgegeben. Herrn Hannß Aßmanns Freyherrn von Abschatz Weyl. gewesenen Landes-Bestellten im Fürstenthum Liegnitz, und bei den Publ. Conventibus in Breßlau Hochansehnl. Deputirten Poetische Uebersetzungen und Gedichte. Leipzig und Breßlau, bey Christian Bauch, Buchhändler Anno 1704, 8°. — Der Inhalt davon ist: Die Uebersetzung des Pastor fido und der Scherzsonette Adimari, weltliche Gedichte (theils Liebeslieder unter dem Titel: Anemons und Adonis-Blumen, theils Gelegenheitsstücke, theils vermischte Poesien); geistliche Gedichte mit dem Titel Himmelschlüssel und Epigramme und Reimsprüche gnomischer Gattung. — Christian Gryphius, der älteste Sohn von Andreas G., ist 1649 zu Fraustadt geboren, wurde 1674 Professor am Elisabethgymnasium zu Breslau, 1686 Rector des Magdalenäums und starb 1706. Seine Gedichte sind meistens geistliche Gedichte und Gelegenheitspoesie und erschienen unter dem Titel: Poetische Wälder, zu Frankfurt, 1698, 8°, und später noch eine Auflage. — Benjamin Neukirch, der Sohn eines Beamten, ist am 27. März 1665 zu Reinke in Schlesien geboren, besuchte die Schule des polnischen Städtchens Bojanova, dann ein Gymnasium zu Breslau, studirte die Rechte zu Frankfurt a. d. O. und Halle und, nach kurzem Zwischenaufenthalte in Schlesien, zu Leipzig, wo er 1689 die erste Ausgabe von Lohenstein's Arminius besorgte, war 1691 in Berlin als Sachwalter thätig, gab aber diesen Erwerbszweig auf, um als Dichter am Hof sein Glück zu machen, wo er denn keine Gelegenheit versäumte, sich dem Hofe und den Mächtigen zu empfehlen, an seinen Nothstand zu erinnern und um Brod zu betteln. Allein seine Hoffnungen schlugen fehl, woran auch Besser schuld sein soll, und als der Churfürst die Nachtigallen unter seinen Schutz nahm, brach er in rührende Klagen aus. Endlich bekam er eine kärgliche Anstellung an der Ritterakademie in Berlin und hier, wo er fast ebenso bedrängt war, fühlte er sich doppelt verlassen, weil er erkannte, welch' klägliche Rolle ihn das Lobdichten spielen lasse. Als König Friedrich I. die Ritterakademie aufhob, war er wiederholt sehr übel daran, bekam aber endlich den Ruf als Hofrath und Lehrer der Prinzen nach Anspach, wo er in günstige Verhältnisse kam und im August 1729 starb. In seinen letzten Jahren übersetzte er den Telemach in Alexandrinern, der prachtvoll ausgestattet zu Anspach in drei Bänden, 1726, 1738 und 1739 in Folio und dann in wohlfeilerer Ausgabe in 8°, I. Bd. 1738 zu Berlin, II. und III. Bd. 1739 zu Frankfurt und Leipzig erschien. — Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte wollte er nicht herausgeben, sondern theilte blos einen Theil lyrischer Versuche in seiner Sammlung der Gedichte von Hoffmannswaldau ꝛc. unter dem Zeichen N. B. mit. Andere (geistliche Oden, Psalmen und Satiren) erschienen ohne sein Zuthun in Gottf. Benj. Hanke's Gedichten (Dresden 1727) und in v. Hohberg's Beitrag zum schlesischen Helikon (Sorau 1733). Endlich erschien nach einseitigen Ansichten Gottsched's eine Auswahl weltlicher und geistlicher Oden, davidischer Psalmen, Satiren, poetischer Sendschreiben ꝛc. unter dem Titel: Herrn Benj. Neukirch's, weil. markgräflich brandenburg-anspach'schen Hofraths, auserlesene Gedichte, aus verschiedenen poetischen Schriften gesammelt und mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet von Joh. Christ. Gottscheden. Regensb. 1744, 8°.

150. Am Wendepunkte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zeigte sich zuerst der Einfluß der französischen Literatur auffallender als bisher und es war gut, daß dieselbe an den glanzvollen Höfen zu Wien

und Dresden und beim neuen Könige von Preußen Eingang fand und nicht die deutsche Literatur sich daselbst einen Heerd gründete, weil von daher nur nachtheilige Folgen zu erwarten waren. In Berlin fand der französische Geschmack eine bleibende Stätte durch Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, der in Paris die glänzenden literarischen Kreise gesehen hatte und schon dadurch sich von der steifen und pedantischen Schulmeisterpoesie der Deutschen abwandte und in den Franzosen seine Vorbilder sah. Er führte in die Poesie wieder die feinere oder doch anständigere Sitte des Hofes ein, förderte andere Talente und kehrte von dem bisherigen Bombaste zur Einfachheit und Natürlichkeit zurück. Von ächter Poesie ist jedoch auch bei ihm nur wenig zu finden, wie er überhaupt sein dichterisches Talent selbst nicht zu hoch anschlug. Unter dem Einflusse Boileau's dichtend, ist bei ihm die Sprache gemessen, edel, rein und fließend und hierin geht er selbst Wernicke vor. Von seinen lyrischen Gedichten sind die geistlichen, welche fromme Gefühle in reiner Sprache darstellen, die besseren, obschon sie noch sehr fern vom ächten Kirchenliede stehen; seine Elegie auf den Tod seiner ersten Gemahlin, so sehr sie gerühmt ward, ist nur schwer zu genießen und selbst seine Satiren, die ungeachtet der ermüdenden Geschwätzigkeit einst überschätzt wurden, sind nur nüchterne Schilderungen ohne Witz oder gründlichen Zorn und ohne individuelles Leben. Er erscheint darin bloß als Diplomat und Hofmann und setzte die Satire nicht mit der Zeit in Verbindung, was allein seine Satire über die Poesie thut, die er jedoch ebenfalls nur als Nebenbeschäftigung ansah. Etwas besser gelang ihm das leichte Geplauder der versifizirten Epistel, die aber auch voll Geschwätzigkeit sich über das Alltägliche zu verbreiten pflegt, wie überhaupt Canitz mehr ein Salonsplauderer war, der in den Büchern nur blätterte, aber in nichts tiefer einging.

Friedr. R. L. Freiherr von Canitz, der Sohn des Brandenburgischen Hofkammergerichtsraths Ludwig von Canitz, ist am 27. Novemb. 1654 zu Berlin geboren, kurz nach des Vaters Tod, wurde bei seiner Großmutter erzogen und ging 1671 auf die Universität Leyden, 1672 aber nach Leipzig, wo er bis 1675 glückliche Jahre verlebte und dann mit einem erfahrenen Führer nach Rom, Lyon und Paris, 1677 aber über England und Holland zurückreiste, Verbindungen anknüpfte, Kenntnisse und Lebensgewandtheit erwarb. Zum Kammerjunker ernannt, begleitete er drei Jahre hinter einander den Churfürsten Friedrich Wilhelm auf dessen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und Preußen und wurde dann Amtshauptmann. Mit Besser befreundet, 1681 mit Dorothea von Arnimb verheirathet und vermöglich, bedurfte er des Hofs nicht; dieser aber sandte ihn 1682 als Hof- und Legationsrath und Brandenburgischer Bevollmächtigter beim oberrheinischen Kreise in wichtigen Aufträgen nach Frankfurt, wo er großes Geschick zeigte und daher die einträglichere Amtshauptmannstelle zu Mühlenhof und Müllenbeck erhielt. Auf's Neue erhielt er Aufträge nach Hannover, Köln, Celle und Wien, wurde 1688 bei Friedrich III. Geheimer-Rath und ging abermals nach Wien, dann nach Hamburg und an die braunschweigischen Höfe. Gegen Ende 1689 zu Sonnenberg in den Johanniterorden aufgenommen, lebte er nun glücklich zu Blumenberg bei Berlin, wo er die Satire „vom Hofleben" schrieb. Bald mußte er wieder Sendungen nach Zeitz und an die nieder-

ſächſiſchen Höfe übernehmen, ſpäter aber traf ihn eine Reihe trüber Ereigniſſe. Am 9. April 1691 ſtarb ſeine Gattin (in ſeinen Gedichten Doris genannt) und wenn er auch durch neue Aufträge des Hofs ſich zu zerſtreuen ſuchte und ſich zum zweiten Mal verheirathete, ſo verſchmerzte er dieſen Verluſt nie. 1697 ward er Geheimer-Rath und 1698 in den wirklichen Reichsfreiherrnſtand vom Kaiſer erhoben. Er nahm im Haag an den Unterhandlungen in Folge des Ryswicker Friedens Theil, mußte aber 1699 wegen zunehmender Kränklichkeit zurückkehren und ſah gefaßt ſeinem Tode entgegen. Am 11. Auguſt 1699 traf ihn der Schlag, der ſogleich ſeinen Tod herbeiführte. — Seine Gedichte wollte er nicht publiziren. Sie erſchienen erſt nach ſeinem Tode und zwar anfangs ohne ſeinen Namen, unter dem Titel: Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte. Berlin 1700, 8°. (Beſorgt von Dr. Joachim Lange.) Neue Ausgaben: 1702, 1703, 1708, 1712, 1714, 1715 und 1718. Erſt die vom Freih. v. Canſtein beſorgte Ausgabe (Berlin 1719) trug ſeinen Namen. Eine ſorgfältig geordnete und ausgeſtattete Ausgabe beſorgte der Dresdener Hof- und Ceremonienrath König: „Des Freih. v. Canitz Gedichte, mehrentheils aus ſeinen eigenhändigen Schriften verbeſſert und vermehrt mit Kupfern und Anmerkungen, nebſt deſſen Leben u. ſ. w. Leipzig und Berlin 1727, gr. 8°. 2. Aufl. 1734." Die neueſte Auflage erſchien 1765 und ein ſauberer Abdruck davon mit Kupfern, Bern 1770, kl. 8°. — Bodmer gab, Zürich 1737, eine Ausgabe nach König's Lesarten, aber anders geordnet.

151. Neben Canitz wirkte Johann von Beſſer, einer der nüchternen rhetoriſchen Poeten dieſer Zeit, der, wie er am Hofe Ceremonienmeiſter war und darin ſein Möglichſtes zu leiſten ſuchte, auch mit derſelben kalten Eleganz und Glätte Gedichte zu machen ſuchte und bei ſeiner gleichgeſinnten Mitwelt deshalb als poetiſches Glanzgeſtirn angeſehen, ja als Muſter empfohlen wurde, wie man ſogar den Hof um ſeinen Beſitz beneidete. Nur hie und da machte er einen glücklichen ironiſchen Wurf. Seine Gedichte ſind wie ſein Leben; ſeine Jugend war bedeutungsvoll und von der reinſten Liebe erhellt, ſeine männlichen Jahre glänzend, aber ohne Herzensbefriedigung, ſein Alter kalt, umwölkt, genußleer und doch voll trüber Todesfurcht. Ebenſo finden wir in der erſten Zeit zwar manches unreife Gedicht, doch nicht ſelten auch anziehende Innigkeit und Wärme; in der zweiten Zeit war Beſſer nur Hofdichter, um Pracht der Sprache bemüht, nach Correktheit ſtrebend, aber kühl und nicht ſelten froſtig. In der letzten Zeit brauchte er viele Zeit zu ſeinen Gedichten und konnte ſogar Manches aus Mangel an Kraft gar nicht vollenden. Zeichen eines ächten Dichtergemüths vermiſſen wir bei ihm überall und Manches iſt ſogar geradezu unanſtändig zu nennen. Sein Nachfolger im Amt und dieſer Art von Poeſie war Johann Ulrich von König, ein Schwabe, der früher in Hamburg Opern ſchrieb und in Dresden ſein Gedicht Auguſt im Lager ſchrieb, das nichts iſt als eine Beſchreibung von Gegenſtänden, ohne alle Handlung und Anregung der Gefühle, nur eine Beſchreibung der nackten Natur, der er bis in die geringſten Kleinigkeiten nachgeht. Seine Gelegenheitspoeſie nimmt immer einen kühnen, feurigen Schwung, kann aber nichts beleben und läßt Alles kalt und matt. So ſehr König mit ſeinen heroiſchen Gedichten ſich aufblähte, ſo blieb er immer kriechend und das Einzige, was an ihm bemerkenswerth iſt, mag das ſein, daß er die Kritik der Franzoſen und Engländer kannte und den

französischen Geschmack später festhielt, auch schon in die Manier der Schweizer überging. An diese Hofpoeten schloß sich Karl Gustav Heräus zu Wien an, der auch in diesem Fache arbeitete, eine neue Sprachgesellschaft gründen wollte und den Versuch machte, Hexameter zu bilden, die er jedoch noch reimte, sowie der Königsberger Professor Johann Valentin Pietsch, der Lehrer Gottsched's, der von Lucan die Großrednerei und Forcirtheit annahm, dadurch aber auch jede freie Bewegung und Natürlichkeit verlor, so daß er mit Lohenstein viele Aehnlichkeit hatte, obschon er ein Gegner desselben war. Doch ist seine Poesie noch immer jener von Besser und Heräus vorzuziehen.

Johann von Besser, der Sohn eines Predigers, ist am 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, erhielt frühe guten Unterricht und studirte zu Königsberg Theologie. Als Begleiter des jungen Kurländers Maydel ging er 1675 nach Leipzig, wo dieser in einem Duell erschossen wurde, weshalb auch Besser in Untersuchung kam. Deshalb und weil ihn die Geistlichkeit wegen einer Satire auf Carpzow, die man ihm zuschrieb, verlästerte, ging er nach drei Jahren, als die Untersuchung zu seinen Gunsten entschieden war und seine Verbindung mit Katharina v. Kühlewein, einer reichen Erbin, hintertrieben ward, im J. 1680 nach Berlin, ward vom Fürsten von Dessau dem Churfürsten empfohlen, begleitete ihn im Juni 1681 nach Halle und ward in Folge eines überreichten Gedichts als wirklicher Legationsrath angestellt. Der Churfürst ward ihm sehr gewogen, empfahl ihn dem Churfürsten von Sachsen, der ihn zu Torgau empfing, und auf beider Fürsprache erhielt er im März 1682 die Hand seiner Katharina. Im März 1684 ging er als Brandenburgischer Resident nach London, wo ihm Karl II. sehr wohlwollte. Geheimerath Fuchs suchte ihn entfernt zu halten, Besser ward aber doch, weil er bei der Thronbesteigung Jacobs II. dem venetianischen Gesandten den Vortheil abgewann, in der Gunst des Churfürsten restituirt und 1686 auf sein wiederholtes Ansuchen zurückgerufen, worauf er sich vorsichtig an den Begünstigten Dankelmann hielt, auch mit Fuchs sich wieder zu stellen suchte. 1687 ward er Regierungsrath im Herzogthum Magdeburg und dann mit einer schwierigen Sendung nach Preußen beauftragt, die er glücklich löste. Bald darauf starb der Churfürst und auch seine Frau am 22. December 1688. Besser entsagte inzwischen der Poesie nicht, er begann das unvollendete und nicht verdienstlose „Lobgedicht oder der Zunamen Friedrich Wilhelms des Großen" und ein Gedicht auf der Gattin Tod. Friedrich III. gab ihm den Adel und die Stelle eines Ceremonienmeisters und nun war er die Seele der Hoffeste, die er, wie die Fürsten und die Staatsmänner, durch Festgedichte, Festspiele und Feierlichkeiten feierte, wofür er äußere Auszeichnung und reichen Ehrensold erhielt und auch gegen Neider und Feinde sich zu behaupten wußte. Nach Dankelmann's Sturz war Graf Kolbe von Wartenberg sein Beschützer und bei der Königskrönung wurde er Oberceremonienmeister und zugleich Ceremonienmeister des Adlerordens, sowie Ritter des Ordens de la generosité. Mit König Friedrich's Tod verschwand sein Einfluß, zwei Monate später erhielt er seine Entlassung und vergebens suchte er nach Wien zu kommen durch ein Gedicht auf Prinz Eugen. Endlich 1717 vom Grafen v. Flemming und von Manteuffel empfohlen, ward er Ceremonienmeister bei König August II. von Polen, mit dem Titel Geh. Kriegsrath. Doch in diese Welt paßte er nicht mehr, sie überflügelte ihn, obgleich ihm König, der Poet, half, auf den Besser immer eifersüchtig war, obschon dieser mit ihm die größte Nachsicht und Geduld hatte. Ja er gerieth in pecuniäre Enge, so daß er seine ansehnliche Bibliothek an König August verkaufte. Als er 1728 nach Königsberg zu seiner Tochter reiste, ward er krank und starb nach kurzer Krankheit am 10. Febr. 1729 zu Dresden. Seine Gedichte und prosaischen Arbeiten erschienen zuerst: Des Herrn von Besser Schriften, beides in gebundener und

ungebundener Rede, soviel man deren theils aus ihrem ehemaligen Drucke, theils auch aus guter Freunde schriftlicher Communication zusammenbringen können. Leipzig 1711, 8°, 1720, 8°. — Eine ansehnliche, vermehrte Ausgabe besorgte König: Des Herrn von Besser Schriften u. s. w. Nebst dessen Leben und einem Vorberichte von Joh. König, königl. poln. Hofsecretär und Hofpoeten. Zwei Theile, Leipzig 1732, gr. 8°. — Keine dieser Ausgaben enthält alle Schriften Besser's; namentlich sind die von Neukirch in seiner Sammlung der Hoffmannswaldau'schen Gedichte aufgenommenen, bis auf die „Ruhestatt der Liebe", ausgeschlossen geblieben. Letzteres nahm jedoch König auf, aber ohne Seitenzahlen, um es nach Belieben entfernen zu können. Ueber sein Leben vergl. Johann v. Besser. Von K. A. Varnhagen van Ense. (In dessen biograph. Denkmalen IV., Berlin 1826, S. 281 ꝛc.) — Johann Ulrich von König ist im Jahre 1688 zu Eßlingen in Württemberg geboren, studirte in Tübingen Theologie, in Heidelberg die Rechte und ging nach zehnjährigem Aufenthalte in Hamburg, wo er besonders Opern schrieb, zuerst nach Weißenfels und 1719 nach Dresden. Hier bot man ihm das alte Amt des Pritschmeisters an, König war aber zu stolz dazu, es in der alten Gestalt anzunehmen, und bekam nun einen römischen Heroldsrock und einen ehrbareren Titel an des alten Stelle, nämlich den als sächsischer Hofrath und polnischer Ceremonienmeister seit Besser's Tod im Jahre 1727. Er starb am 14. März 1744. Sein Glück machte er vorzüglich dadurch, daß er die Zusammenkunft der Könige von Polen und Preußen im Lustlager bei Radewitz besang (1730). Sein „August im Lager" erschien zu Dresden 1731 Folio, blieb aber unvollendet. Sonst verfaßte er noch einzelne theatralische Stücke, Epigramme u. A. Dies ist gesammelt in: Des Herrn v. König's Gedichte, herausgegeben von J. L. Rost, Dresden 1745, 8°. — Karl Gustav Heräus ist 1671 von deutschen Eltern zu Stockholm geboren, besuchte deutsche Schulen und Universitäten, erhielt 1691 in Hamburg ein Kanonikat, gab dies dann wieder auf, um am schwarzburg-sondershausischen Hofe eine Stelle anzunehmen, hielt sich seit 1709 in Wien auf, wurde daselbst katholisch, um eine Anstellung zu finden, erhielt auch solche als Antiquitäteninspector, wurde später kaiserlicher Rath und starb 1730 zu Wien. Seine Gedichte, worunter zwei erzählende über den spanischen Feldzug Karls von Oesterreich und Karls XI. von Schweden, sind gesammelt in den Vermischten Nebenarbeiten Herrn K. G. Herät, Wien 1715, 4°, und Gedichte und lateinische Inschriften des Herrn K. G. H., Nürnberg 1721, 8°. — Johann Valentin Pietsch ist 1690 zu Königsberg geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. Medicin, lernte hier Neukirch und Besser kennen, erwarb sich durch sein Gedicht auf den Prinzen Eugen und dessen Sieg bei Temeswar 1717 die Stelle als Professor der Poesie zu Königsberg, wurde bald darauf königlicher Leibmedikus und Oberlandphysikus in Preußen und starb 1733. Seine Gedichte gab sein Schüler Gottsched heraus: Gesammelte poetische Schriften, Leipzig 1725, 8°. Eine vollständigere Sammlung enthält J. G. Bock's Ausgabe: Herrn J. V. Pietschen gebundene Schriften, Königsberg 1740, 8°.

152. Wenn man geglaubt hatte, die Poesie fände nach diesen Vorgängen an den Höfen eine bleibende, schützende Stätte, so irrte man sich sehr, denn man wollte die Poesie dort nur als dienendes Werkzeug zur Unterhaltung haben und als man in den Hofkreisen französisch zu sprechen anfing, hörte dort das Interesse für die deutsche Literatur immer mehr auf. Sie wandte sich daher an den Mittelstand, zumal die, wenn auch von Genie erfüllte, aber rohere Jugend für die Höfe gar nicht paßte, wie dies das einzige poetische Genie dieser Zeit, Christian Günther aus Striegau, deutlich genug zeigte. So sehr ihn der Vorwurf der Sittenlosigkeit und Ausschweifung trifft, so viele rohe Stellen in seinen Gedichten erscheinen, so wenig ästhetische Befriedigung sie gewähren, so

ſehr war ſeine Poeſie voll friſcher Subjectivität, war er ein Poet im vollen Sinne des Worts. Er war ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch-bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; er beſaß überhaupt Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern an ihm ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch das Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit an. Er wußte ſich nicht zu zähmen und ſo zerrann ihm ſein Leben, wie ſein Dichten. Dies Urtheil von Göthe bezeichnet ganz den wahren Charakter Günther's, deſſen Poeſie ſich über die ſeiner Zeitgenoſſen kühn erhebt und dem nur gute Erziehung, höhere Bildung und günſtigere Zeiten fehlten, um ihn zum großen Meiſter zu machen. In ſeinen Gedichten tritt ſeine ganze Perſönlichkeit in den Vordergrund, ſie bilden eine pſychologiſche Geſchichte ſeines Lebens, worin die Leidenſchaften eine große Rolle ſpielen. Zu früh mit Poeſie beſchäftigt, weil ſie für ihn ein zweites Lebenselement war, ohne tüchtige, ſittliche und geiſtige Durchbildung ward er fortgeriſſen vom wilden Strudel der rohen Studentenwelt, fiel er dieſem Treiben ganz anheim, ſo daß er darin den moraliſchen und phyſiſchen Untergang fand, zerfiel er in ſeinem vielſeitigen Unglück mit Gott, der Welt und ſich, ward von ſeinem unmenſchlichen Vater verſtoßen, der ihm die Poeſie mit Stockprügeln auszutreiben ſuchte, und verlor ſo, von einem Unglück in's andere verfallend, jeden höheren Halt ſeines Lebens. Und dennoch fehlte im Grunde ſeiner Seele nicht die edlere Richtung; wenn er der Poeſie und ſeinem Leben die Zügel zur ausſchweifendſten Wildheit gelaſſen, wenn er von leidenſchaftlichem Welthaſſe erfüllt ſich trotzig und wild gebärdet, wenn er ganz der Sinnlichkeit verfallen war, hob ſich ſeine innere Stimme wieder, ward er zerknirſcht, fromm, mild und weich und rauſchte ſein Geſang klar, einfach und melodiſch vorüber. Aber gerade dieſer Wechſel reiner Ideen und wilder Berauſchung ließ ihn zu keinem Aufſchwung kommen und lähmte ſeine Schwingen. Er ging vom Standpunkte der Schleſier aus, denn ein anderer war dem Jünglinge nicht bekannt; wie er aber ſchon hier das Gelegenheitsgedicht dadurch erhöhte, daß er ihm lebendige Wahrheit zu verleihen, ihm Farbe und Ton zu geben wußte, ſo verſtand er es ſpäter um ſo beſſer, das Fehlerhafte dieſer früheren Richtung hervorzuheben und nach Beſſerem zu ſtreben. Er verſuchte alle Arten der Lyrik, das Lied und die Ode, die geiſtliche und weltliche Seite und beſonders ſeine erotiſchen Lieder ſind wahr, leicht und gefällig, wie ſie in dieſer Zeit bei keinem anderen Dichter gefunden werden. Nur fehlt dieſen, wie den ſonſt innig gehaltenen geiſtlichen Gedichten, die ruhige und feſte Hal-

tung und Würde und seine sonst so lebensfrischen, kräftigen Studentenlieder verfallen zu häufig in Rohheit. Vielgepriesen ist seine Ode auf den Frieden mit der Pforte, an Prinz Eugen; aber so sehr sie sich erhebt und poetischen Schwung hat, so sehr mischt er hier wieder das Gemeine mit dem Erhabenen, Plattheit mit Feierlichkeit und tritt die Lobrednerei hervor, so daß das Ganze, ungeachtet einzelner kräftiger Schilderungen, oft langweilig wird. Sonst zeigt sich bei ihm häufig die Verbissenheit und Gereiztheit über das äußere Leben, das ihn so stiefmütterlich behandelte, es tritt zu oft die Satire hervor, aber es zeigt sich auch das Streben, die engen Schranken des conventionellen Lebens zu durchbrechen und namentlich den Frauen eine höhere und würdigere Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Günther ist die erste Schwalbe des anbrechenden deutschen Dichterfrühlings und daß man die höhere Kraft und Weihe seiner Muse wenigstens ahnend zu würdigen wußte, das beweist der Beifall, den seine Gedichte bei den Zeitgenossen fanden. Sein Leben selbst, ohne dessen Kenntniß auch seine Gedichte nicht verständlich sind, drückt ebenfalls das Ringen der alten Rohheit, Zügellosigkeit und Unnatur mit der genialen Kraft der späteren Zeit aus, und man kann den unglücklichen Dichter nicht verdammen, sondern nur bedauern, nur schmerzlich beklagen, daß die rauhere Lebensluft eine so vielversprechende Knospe in ihrer ersten Entfaltung zerstörte.

Johann Christian Günther ward am 8. April 1695 zu Striegau geboren und war der Sohn des unbemittelten Stadtphysikus. Frühe lernte er gern und rasch, aber er wurde zu streng behandelt, so daß sich sein Inneres gegen diesen Zwang auflehnte. Denn während ihn sein Drang zur Poesie trieb, wollte sein Vater ihn nur mit den Studien des Broderwerbes beschäftigt wissen, so daß er nur lateinische Verse duldete. Er sollte nicht studiren, weil es zu theuer sei, aber Günther warf sich um so mehr auf die Wissenschaften und gewann endlich den Dr. Theim von Schweidnitz für sich, der ihn auf das Gymnasium dieser Stadt brachte und auch für ihn sorgte, daß er 1715 nach Wittenberg gehen konnte. Hatte ihn die Poesie schon vorher beschäftigt, so geschah es hier um so mehr, er vernachlässigte wegen ihr das medicinische Studium und das Beispiel der damaligen Hofpoeten regte ihn an, sich ganz der Poesie zu widmen, für die er geboren war. Sein Hang, sich ganz gehen zu lassen, leichtsinnige Liebschaften, die er anknüpfte und wieder aufgab, machten ihn nach und nach lüderlich, er liebte bald die Freuden des Weins zu sehr und gerieth in Schulden, so daß sein Vater, dem davon übertriebene Berichte zugingen, sich ganz von ihm zurückzog. Damit begann seine Noth und sein Elend; er hatte mit Mangel zu kämpfen und je mehr er selbst fühlte, daß er besser sei, als sein Ruf, um so mehr ließ er sich gehen und ward er trotzig und erbittert. Aber sein besseres Ich zog ihn immer wieder empor, er klagte sich selbst mit bitterer Reue an und faßte den Vorsatz, besser zu werden. Und hätte ihn hier sein Vater wieder liebevoll aufgenommen, wäre ihm ein treuer Freund zur Seite gestanden, so mochte er auch die Stürme seines Innern bändigen und eine Klarheit über sein Leben sich verbreiten. Aber leider sollte dieß nicht sein. Nachdem ihm der Aufenthalt in Wittenberg durch sein Unglück verleidet war, ging er im Juni 1717 nach Leipzig, und ward von Prof. Burchard Mencke unterstützt und ermuntert, auch trug die im nächsten Jahre erfolgte Einäscherung Striegau's, wodurch sein Vater seine letzte Habe verlor, viel dazu bei, ihn in guten Grundsätzen zu bestärken und Mencke selbst wollte ihn an einen Hof bringen. Deßhalb schrieb er die Ode an Prinz Eugen, aber sie hatte nicht den gewünschten Erfolg, auch in Dresden entging ihm eine schon zugesagte Stelle,

weil ihn heimliche Feinde betrunken machten, als er dem Könige vorgestellt werden sollte, und er sich frei über dortige Zustände äußerte. Er suchte dieß zwar durch eine Lobschrift auf den König wieder gut zu machen, es half jedoch nichts mehr und Günther ermannte sich auch von diesem Schlage wieder. Er begab sich nun nach Striegau, um durch die niedrigste Demüthigung sich wieder mit seinem Vater zu versöhnen, aber dieser gefühllose Mann wies ihn mit unmenschlichem Starrsinn ab und nun irrte Günther ohne Halt am Leben und verzweiflungsvoll umher, von seinen Gönnern lebend, bei denen seine Muse betteln ging. Endlich nahm sich Herr von Löwenstädt in Breslau seiner an und empfahl ihn als Erzieher dem Grafen von Schafgotsch, wo er jedoch wieder betrunken erschien und so sein Glück verscherzte. Nun wollte er nach Leipzig gehen, um zu promoviren, und bekam dazu vom Herrn von Breßler das nöthige Geld; aber da er sich in Gesellschaft eines andern lustigen Studenten von Lauban auf den Weg machte, so hielten sie sich überall auf und verzehrten viel, obschon ihm in Jauer der Herr von Richthof wieder neue Mittel gab. In Lauban trieb er Winkelpraxis als Mediziner und verfiel in Noth und Krankheit, so daß abermals Freunde und Gönner zusammentraten, um ihn zu unterstützen und ihm zum Ziel zu verhelfen. Nochmals versuchte er seinen Vater zu versöhnen, aber nochmals vergebens, indem dieser die Bedingung stellte, daß er sich zuerst als wirklicher Arzt etablire. Um dieß zu thun, ließ er sich an einem kleinen Orte an der polnischen Gränze nieder, zog jedoch in der Umgegend umher und gewann den Herrn von Nimptsch auf Bischdorf für sich, der sogar seine Bewerbung um eine Pfarrerstochter unterstützte. Nun ging er wieder fort in der Absicht zu promoviren, zog aber noch lange umher, bis er gegen Ende des Jahres 1722 nach Leipzig abreiste, geistig und körperlich zerrüttet und in größter Noth. In Jena gab ihm ein mitleidiger Edelmann Wohnung und Kost, aber Günther fühlte seinen herannahenden Tod, ging ihm gefaßt entgegen und starb am 15. März 1723, worauf ihn seine Landsleute auf der Universität ehrenvoll bestatten ließen. Seine Gedichte erschienen erst nach seinem Tode: Sammlung von J. Chr. Günther's theils noch nie gedruckten, theils schon herausgegebenen deutschen und lateinischen Gedichten. Breslau 1723, 8°. Eine reichhaltigere Auflage erschien 1724 und dann noch vermehrtere 1727 und 1735. Letztere ward bis 1764 sechsmal wiederholt und enthält Günther's Bild. Sie ist eingetheilt in Oden und Lieder, Gedichte theils moralischen, theils verliebten Inhalts, Sinngedichte oder Kantaten, Elegien, Stanzen, Jamben, Trochäen und lateinische Gedichte und kleine epigrammatische Stücke. Wahrscheinlich haben seine Gedichte durch wohlgemeinte Verbesserungssucht gelitten. Die Einzeldrücke derselben sind noch nicht verzeichnet, um dadurch eine neue kritische Ausgabe zu erleichtern. Vgl. J. Chr. Günther, ein literar. histor. Versuch von H. Hoffmann, Breslau 1832.

153. Nach Neukirch und Günther war Niemand mehr da, der die Opitzische Richtung mit Ehren fortsetzen konnte, und eine neue Bahn zu brechen, waren beide ebensowenig geeignet, als einige andere gleichzeitige Poeten. Dahin gehören G. V. Hanke aus Schlesien, der sich besonders an Neukirch hielt, in seinen Satiren blos triviale Dinge behandelte und in's Gemeine verfiel, während er darin gerade gegen solche Fehler loszog. Seine Gedichte sind überhaupt sehr roh und können in dieser Hinsicht fast nur mit denen von Daniel Stoppe aus Hirschberg verglichen werden, der in seinen Gelegenheitsgedichten so gemein und renommistisch ist, wie es seit Opitz nirgends mehr gesehen ward. Dies war der Charakter seiner Poesie, als er an der Spitze der sogenannten hirschbergischen Schule stand, die er bildete, um den Ruhm Schlesiens fortzupflanzen; später kam er aber von diesen Rohheiten zurück, nahm einen verständigeren

Ton an und schrieb Fabeln. Damit ward er aber der schlesischen Schule schon untreu, denn er wie seine Genossen wandten sich zuletzt ganz Gottsched zu, der die neue Zeit eröffnete.

Während somit die alte Richtung im Osten und Mittelpunkte Deutschlands abwelkte, entfaltete sich in Hamburg eine reichere poetische Thätigkeit und ward mit der französischen Richtung auch die Kritik in unsere Literatur eingeführt, die dann in der nächsten Zeit in der Schweiz schärfer und strenger wurde. In Hamburg war der Sitz der Musik, des Schauspiels und Romans, und Hunold hatte hierher die Lohenstein'sche üppige Manier verpflanzt, jedoch mehr in Hinsicht auf den Sachinhalt, als der Sprache, ahmte hierin mehr dem Weise nach und war überhaupt mehr ein Nachbeter und Nachahmer der elendesten Poesie, ohne Kunst und ohne Kritik, die bei ihrem Erwachen alsbald Gelegenheit fand, sich gegen ihn zu kehren. Neben ihm stand sein Freund Postel, der auch Opern dichtete, aber später sich davon losriß und auf einen besseren Weg gerieth. Er war nämlich einer der ersten Verehrer Homer's und schrieb ein Epos Wittekind, das, so lächerlich es uns jetzt vorkommen mag, dennoch den Weg für Klopstock bahnte und selbst im Stoff eine gute Wahl aus der deutschen Heroenzeit traf, den freilich der an Lohenstein, Happel und Marini sich anlehnende Postel nicht würdig zu bearbeiten verstand. Ueberhaupt war bei ihm der Begriff des Epischen noch sehr weit, denn er suchte noch mit Beschreibungen den meisten Effekt zu machen und verwechselte beschreibende Poesie geradezu mit der epischen. — Neben solchen Poeten schrieb nun aber auch Christian Wernicke, in dem sich die Kritik alsbald geltend machte und der dafür, daß er sich auf ziemlich mäßige Weise gegen Lohenstein aussprach, ja nur dessen Uebertreibungen dabei im Auge hatte, alsbald in eine literarische Fehde mit den genannten Hamburgern gerieth. In einigen seiner Epigramme, die nächst den Logauischen die besten seiner Zeit waren, berührte er die wunden Stellen mit schonungsloser aber heilender Hand schmerzlich, jedoch wohlthätig. Darüber wurden Hunold und Postel unwillig und der Letztere antwortete durch ein Sonett, worin er Wernicke einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen (Lohenstein) herumspringe. Wernicke antwortete darauf durch ein Heldengedicht „Hans Sachs", worin der Held Stelpo (Anagramm von Postel) von Hans Sachs, dem Könige aller schlechten Poeten und seichten Reimer, als Nachfolger im Regiment der armseligen Poeten gekrönt wird. Da Postel erkrankte und 1705 starb, so trat für ihn Hunold auf den Schauplatz mit einem bissigen, aber als Poesie werthlosen Produkte: der Poesie rechtmäßige Klage gegen die gekrönten und andere närrische Poeten, das Wernicke durch eine wenig geziemende politische Rache zu vergelten suchte, wogegen Hunold sein „Schreiben an einen gelehrten Freund von einigen schlimmen Poeten und andern unzeitigen Scribenten" herausgab. Darauf lieferte Wernicke neue, starke Ausfälle in einer neuen Ausgabe seiner Epigramme und nun schrieb Hunold die oft

angeführte, aber ungeschickte und ohnmächtige Schmähschrift: „der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete, in einer lustigen Komödie, wobei zugleich eine Critique über eines Anonymi Ueberschriften, Schäfergedichte und unverschämte Durchhechlung der Hoffmannswaldau'schen Schriften," worin Wernicke unter dem Namen Wecknar die Rolle des Harlekins oder Pritschmeisters erhielt. Wernicke's Antwort bestand nur in wenigen Sinngedichten „an Menalkas" und er gab sie zugleich mit einem zweiten Abdruck seines Heldengedichts in der dritten vermehrten Ausgabe seiner Gedichte. — Was seine Epigramme betrifft, so sind sie fast alle durch männliche Würde und gedrungene Kürze ausgezeichnet und zeigen große Kenntniß des menschlichen Herzens. Reich an Witz und durchdringendem Verstand, voll Begeisterung für deutsche Art und Kunst bekämpfte er die französische Unsitte und die Verkehrtheiten der Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Schule. Seinem Vorgänger Logau, den er nicht gekannt zu haben scheint, steht er an naiver Einfalt nach, er übertrifft ihn aber an Tiefe der Beobachtung und Menschenkenntniß. Seine früheren Produkte sind mit mehr Feuer und Witz, die späteren mit mehr Nachdenken, Verstand und Absicht geschrieben. Zu ersteren gehören die historischen, zu den anderen die satirischen Epigramme, worin er mit lächelndem Munde die Thorheit der Welt aufzieht, während er in den ersteren die Laster eifrig züchtigt. Er erklärt selbst, daß er nichts übersetzt habe, sondern Alles sein Eigenthum sei. Sein Heldengedicht Hans Sachs darf man ihm nicht so übel nehmen, da er damit weniger diesen Dichter herabsetzen, als ihn zu einem Collectivnamen für alle schlechten Poeten gebrauchen wollte, während er sonst von Hans Sachs erklärte, daß er ihn höher achte, als zehn Hoffmannswaldau und Lohenstein.

G. B. Hanke ist um 1673 geboren und starb nach 1735; seine Gedichte erschienen 1731. — Daniel Stoppe ist 1697 zu Hirschberg geboren, studirte in Leipzig, wurde 1742 Conrector in Hirschberg und starb daselbst im J. 1747. Er gab heraus: Deutsche Gedichte, in zwei Sammlungen, Frankfurt und Leipzig 1728, 1729, 8°, dann „Der Parnaß im Sättler, oder scherz- und ernsthafte Gedichte," Frankf. und Leipz. 1735, 8°, und zwei Theile: Neue Fabeln oder moralische Gedichte, der deutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreib. Breslau 1738, 4°. — Christian Friedrich Hunold ist 1680 zu Wandersleben bei Arnstadt geboren, studirte die Rechte in Jena, führte einen leichten Lebenswandel, verlor dadurch sein Vermögen, kam 1700 nach Hamburg, ward Schreiber bei einem Advokaten, dann selbst Sachwalter, ertheilte daneben Unterricht in der Dicht- und Redekunst und schrieb unter dem Namen Menantes allerlei Gedichte, Romane, Opern, Uebersetzungen u. dgl. Wegen seines satirischen Romans (1705) mußte er Hamburg verlassen, und blieb endlich in Halle, wo er 1714 promovirte, Vorlesungen hielt und 1721 starb. — Christian Heinrich Postel ist 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln geboren, studirte in Rostock, ward Licentiat der Rechte, machte Reisen nach Holland, England, Frankreich und Italien und ward dann Advokat in Hamburg, wo er bald zahlreiche Opern schrieb und übersetzte. Später reiste er noch einmal nach der Schweiz und starb im J. 1705 zu Hamburg. Sein unvollendetes Epos „der große Wittekind" gab nach Postel's Tod C. F. Weichmann im J. 1724, 8°, zu Hamburg mit Postel's Biographie heraus. — Von Christian Wernicke's Lebensumständen ist wenig bekannt. Sein Vater war ein Sachse, seine Mutter aus England, er selbst in Preußen geboren; im Jahre 1685 ging er auf die

Universität Kiel, wo er sich an Morhof anschloß. Als dieser meinte, kein neuerer Dichter könne es mit Martial aufnehmen, machte Wernicke selbst den Versuch. Im näheren Umgange mit einer geistreichen Frau, von ihm als Amaryllis gefeiert, verlebte er später drei Jahre auf einem Landsitze und machte hier seine zahlreichen Epigramme. Dann ging er auf Reisen, durch Frankreich und die Niederlande, auch nach London, wo er eine Anstellung zu erhalten hoffte, aber wegen heimlicher Feinde nicht erhielt. Nach abermaligem Aufenthalte bei seiner Freundin lebte er in Hamburg, ging als dänischer Staatsrath und Resident nach Paris und starb dort gegen 1720. Seine Epigramme erschienen in 6 Büchern zuerst 1697: Ueberschriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenreden bestehend. Eine zweite, vermehrte Auflage besorgte er: Ueberschriften oder Epigrammata in acht Büchern, nebst einem Anhange von etlichen Schäfergedichten, theils aus Liebe zur Poesie, theils aus Haß des Müssiggangs geschrieben, Hamburg 1701. — Hans Sachs, Hamb. 1702, Fol., Altona 1703. — Poetischer Versuch, in einem Heldengedichte, etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberschriften bestehend, Hamburg 1704, 8°. Hierin machte er zahlreiche Aenderungen, zum Theil durch Hunold's Rügen veranlaßt, jedoch nicht immer mit Glück. Bodmer besorgte 1749 eine neue Ausgabe und Ramler 1780 eine Auswahl, wobei er aber zu viele Abänderungen machte.

154. An Wernicke sind noch mehrere Epigrammatiker anzureihen, die aber weit hinter ihm zurückstehen, wie Beccau in Neumünster, der sich auch in Cantaten versuchte, und Barthold Feind, welcher sich durch seine scharfen Epigramme das Leben verbitterte und bis an seinen Tod verfolgt wurde. Doch gehören hierher weniger seine Opern und sonstigen Gedichte, als seine große Kenntniß der fremden Literatur und die gesundere Ansicht von der Poesie selbst, die er in einem Aufsatze vom Temperamente der Poeten niederlegte. Er hielt den Lohenstein zwar für den größten deutschen Dichter, aber er schätzte auch Wernicke sehr hoch und achtete Hunold nicht, während ihm Postel schon mehr galt. Ja Feind kannte sogar den Shakespeare als einen großen Dramatiker und war unparteiisch genug, um Jedem sein Recht zu geben. Ein anderer Niedersachse, Michael Richey, suchte gleichfalls die gelehrte Pedanterie von sich abzustreifen und die Welt in der bürgerlichen Gesellschaft, und wie er kränklich war, so bekamen auch seine Gedichte einen solchen Anstrich, daß sie Lieblingslectüre von kränkelnden Menschen wurden. Diese sind fast nur Gelegenheitsgedichte, aber er versteht es, Alles so leicht, frei und ungezwungen zu machen, daß sie ein ganz anderes Aussehen bekamen und an die Stelle der Schwerfälligkeit, Witz und Gewandtheit trat. Richey, der für sich selbst die Kritik nicht sehr liebte, arbeitete thätig an der Zeitschrift „der Patriot" mit, aber die Koterie derselben überschätzte sich selbst und so sehr man sich auch Mühe gab, sich geltend zu machen, so ging doch der ganze Haufen dieser niedersächsischen Dichterlinge der Vergessenheit entgegen. Nur Barthold Heinrich Brockes machte eine Ausnahme, der zugleich den Uebergang von dieser vorbereitenden Periode in die neuere Epoche bildet, welche die klassischen Dichter Deutschlands umfaßt. Neben Günther hatte er die meiste Einwirkung auf unsere Literatur, obschon er diesem an poetischem Genie weit nachstand. Gegenüber der formellen Nüchternheit seiner Zeitgenossen führte Brockes wieder eine

freiere, lebendigere Darstellung in die Dichtung ein und bereitete dadurch die spätere, frischere Zeit vor, denn wie Postel's Wittekind das Epos von Klopstock ermöglichte und anbahnte, so führte Brockes — durch Uebersetzung des bethlehemitischen Kindermords von Marino — die Naturschilderung, die poetische Malerei, das bald Weiche, bald Gewaltige, Prunkvolle und Allegorische wieder ein, das wir dann weiter ausgebildet in Klopstock finden. Brockes wandte sich ganz der Natur zu, jedes Blatt, jedes Fäserchen ist ihm ein lebendiger Quell für die Dichtung, die er dem Preise des Schöpfers in seinem Werke „Irdisches Vergnügen in Gott" widmete, und seine Beschreibung des Frühlings wurde die erste Anregung und Quelle für das spätere Kleist'sche Werk. So bedeutend er aber dadurch wirkte, so gut es war, daß er Malerei und Musik, Moral, Religion und Naturssinn wieder für die Poesie gewann, was ihm großen Ruhm in seiner Zeit brachte, so einförmig und monoton wurde er wieder, weil keine originelle Auffassung und keine höhere Weltanschauung damit verbunden ist, wodurch er sein Ansehen länger behaupten konnte. In den Lehrgedichten folgte er den Franzosen, in den Hirtengedichten den Italienern und am unglücklichsten ist er in Letzteren. Auch brach sein musikalischer Sinn die steifen Fesseln der Opitzischen Formen; er brachte mehr Abwechslung und Rhythmus in die Verse und lehrte einen melodiereicheren Strophenbau, was für die folgende Zeit nicht ohne große Folgen war. Aber seine wohlthätige Wirksamkeit erhellt blos aus dem Ganzen; betrachtet man seine einzelnen Gedichte, die meistens Gelegenheitsgedichte der Natur sind, so ist Brockes ebenso kleinlich, wie seine Zeitgenossen und steht immer noch halb auf dem Opitzischen Boden, denn in seiner dritten Periode wollte er ein großes physikalisches Lehrgedicht schreiben, worin er den kleinlichsten gelehrten Kram aufzuspeichern gedachte und womit er ebenfalls auf ein bedeutendes Gedicht von Haller im Anfange der nächsten Periode hinüber leitet.

Joa. Beccau war 1720 Rector zu Neumünster in Holstein und seine theatralischen Gedichte erschienen zu Hamburg 1719, 8°. — Barthold Feind ist 1661 zu Hamburg geboren, studirte die Rechte, wurde Licentiat, reiste durch Italien und Frankreich, trat in schwedische Dienste, ward als Pasquillant sehr verschrieen, seine Papiere wurden zweimal vom Henker verbrannt und er starb 1721 im dänischen Gefängnisse zu Rendsburg. Seine deutschen Gedichte erschienen 1708, 8°, zu Stade; sonst schrieb er aber noch einige andere Schriften, die in seinen Gedichten enthalten sind. — Michael Richey ist 1678 zu Hamburg geboren, studirte in Wittenberg, erhielt einen Ruf nach Greifswald als Professor, lehnte ihn aber ab, weil er krank wurde, studirte dann noch zu Kiel, wurde 1704 Rector zu Stade und 1717 Professor am Gymnasium zu Hamburg, wo er 1761 starb. Viele seiner Gedichte stehen in Weichmann's Poesien der Niedersachsen, Hamburg 1721—38, 6 Bände. Seine deutschen Gedichte gab Gottfried Schütz 1764—66 in 3 Theilen zu Hamburg heraus. — Barthold Heinrich Brockes ward 1680 zu Hamburg geboren, studirte 1700 in Halle die Rechte, machte Reisen in Deutschland, nach Italien, Genf, Frankreich und Holland, erwarb sich 1704 zu Leyden die Rechte eines Licentiaten und lebte dann mit sprachlichen und anderen Studien beschäftigt in Hamburg, wo er 1720 in den Rath eintrat, 1721 an mehrere Höfe gesandt wurde, 1735 die Verwaltung des Amts Ritzebüttel bekam und 1747

starb. Sein Hauptwerk: Irdisches Vergnügen in Gott, erschien 1728 in 9 Bänden zu Hamburg und enthält die meisten seiner Dichtungen. Andere erschienen einzeln. Einen Auszug aus den ersten 5 Theilen besorgten Wilkens und Hagedorn zu Hamburg 1738 und 1763, 8°. Seine Uebersetzung von Marino's bethlehemitischem Kindermord wurde 1715 von J. U. König zu Hamburg und Köln herausgegeben.

155. Neben diesen Bewegungen im Gebiete der Poesie suchte auch die Prosa von ihren Fesseln sich zu befreien, obschon dies viel schwerer hielt als bei der Dichtung, weil noch immer die lateinische Sprache zu gelehrten Werken verwendet wurde, da dieselbe eine allgemeine Sprache für alle Völker wurde, während die deutsche Sprache die Schriften blos für einen engeren Kreis bestimmte. Daher wandte man die deutsche Prosa auch zuerst bei solchen Werken an, welche weder eine sehr große Verbreitung suchten, noch auch blos für die Gelehrten berechnet waren, wie z. B. Städtechroniken und historische Schriften, deren eine große Menge gedruckt wurden. Für die Literaturgeschichte ist ihre Bedeutung ganz gering und sie kann sich ferner blos noch mit solchen Werken beschäftigen, welche auch in sprachlicher Hinsicht hervorragen und Fortschritte darin darthun, oder sie gedenkt der Leistungen der Dichter, die sie in der Prosa hinterließen. Unter den zahlreichen Chroniken dieser Zeit sind nur bemerkenswerth die Chronik von Speier von Christoph Lehmann, die Geschichte des Hussitenkriegs von Zacharias Theobald, die Chronik vom Lande Dithmarschen von Johann Köster, der sich Neocorus nannte und in niederdeutscher Sprache schrieb; die Schweizerchronik von Michael Stettler und die pommer'sche Chronik von Johann Micrälius. Hier ist die Sprache noch ziemlich rauh und mit fremden Worten stark vermischt, auch die Kunst der Geschichtschreibung noch sehr klein, indem Wahrheit und Fabel bunt durch einander gemengt wurden; jedoch zeigt sich bereits eine bessere Sichtung des Stoffs und ein Streben nach pragmatischer Darstellung. Hatten schon diese Historien fremde Worte in großer Zahl, so tritt die Sprachmengerei in dem schlechten Kanzleistil um so greller in der Geschichte des Schwedenkriegs von Boguslaw Philipp von Chemnitz hervor, das sonst ganz gut gehalten und nur zu sehr schwedisch gefärbt ist. Viel einfacher und schlichter gehalten ist des Friedrich Frisius Erzählung der Eroberung Magdeburgs und S. v. Birken's Oesterreichischer Ehrenspiegel, das eine Bearbeitung des Fugger'schen Werks ist, aber mit großer Aengstlichkeit Alles ausgeschieden hat, was die katholische Geistlichkeit und die dem Kaiserhause befreundeten Mächte nur irgendwie unsanft berühren möchte. Nach diesen Schriften zeigte sich nur wenig Gutes in dieser Art; selbst Samuel Pufendorf's Einleitung zu der Historie der vornehmsten Staaten ist in stilistischer Hinsicht höchst unbedeutend und erst als diese Periode ihrem Ausgange entgegen ging, raffte sich auch die Prosa wieder auf. Das erste Beispiel davon ist die unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie von Gottfried Arnold, dem freilich Thomasius viel dabei geholfen haben soll, und hierauf folgten die jetzt noch in Anerkennung stehenden Werke von Joh.

Jak. Mascou und Graf Heinrich von Bünau, die nicht nur mit kritischem Geiste die ältere Geschichte Deutschlands durchdrangen, sondern auch eine klarere, gediegenere Darstellung davon gaben. Neben diesen größeren Werken sind auch die kleinen Biographien J. U. König's nicht zu übersehen, der das Leben von Canitz und Besser schrieb und diesen Zweig der Prosa als einer der Ersten bearbeitete. Endlich sind mit diesen historischen Zweigen verwandt die Beschreibung Deutschlands: „Deutscher Nation Herrlichkeit" von Matthis Quad von Kinkelbach und die noch bessere neue orientalische Reisebeschreibung von Adam Olearius, dem Reisegefährten Flemming's; von diesen ist namentlich das letztere Werk eine der vorzüglichsten Leistungen der Prosa in dieser Periode.

Christoph Lehmann ist 1568 zu Finsterwalde in der Lausitz geboren, studirte in Leipzig, wurde 1594 Conrector zu Speier und später Raths- und Stadtschreiber daselbst, als welcher er im Jahre 1611 seine Chronik der freien Reichsstadt Speier, Frankfurt 1612, Fol., schrieb, nahm 1629 churtrier'sche und bischöflich-speier'sche Dienste, kam 1637 als Syndicus nach Heilbronn und starb daselbst 1638. Er gab auch eine Sammlung von Reimsprüchen heraus: Florilegium politicum; politischer Blumengarten, 1630. — Zacharias Theobald ist 1584 zu Schladenwalde in Böhmen geboren, wurde Feldprediger und dann Pfarrer und starb 1627. Seine Geschichte des Hussitenkrieges erschien: II Thle. Wittenberg 1610, eine um zwei Bücher vermehrte Ausgabe, Nürnberg 1621, 4°, eine andere Breslau 1750, 4°. — Johann Köster, Pfarrer in Büsum in Norderdithmarschen, starb 1630. Seine Chronik ward erst 1827 zu Kiel in 2 Bänden von F. C. Dahlmann herausgegeben. — Michael Stettler, um 1580 zu Bern geboren, versah dort mehrere Aemter, ward zuletzt Generalcommissär und starb 1642. Seine Annales, oder Beschreibung der vornehmsten Geschichten, so sich in Helvetia zugetragen haben, erschienen Bern 1626, 2 Thle., Fol., und erweitert 1631 — Johann Micrälius ist 1597 zu Köslin geboren, studirte Theologie, promovirte darin, wurde Professor am Gymnasium zu Stettin und starb 1658. Seine Chronik vom alten Pommerland erschien Stettin 1639, 2 Bde. und 1723. — Bogislav Philipp von Chemnitz wurde 1605 in Stettin geboren, studirte zuerst, nahm dann Kriegsdienste in Holland und Schweden, wurde königlicher Rath und Historiograph, in den Adelstand erhoben und starb 1678. Von seiner Geschichte des 30jährigen Kriegs erschienen blos 2 Theile, nämlich I. in Stettin 1648 und II. in Stockholm 1653, Fol. — Friedrich Frisius, 1619 zu Leipzig geboren, erlebte die Belagerung und Verwüstung von Magdeburg selbst, wurde später Conrector in Osnabrück und starb 1680. Seine Erzählung steht in: Hundertjährigem Magdeburgischem Denkmal, Magdeburg 1731. — Gottfried Arnold wurde 1666 zu Annaberg geboren, studirte in Wittenberg, schloß sich in Dresden an Spener an, wurde 1697 Professor der Geschichte in Gießen, trat aber bald wieder zurück, verwaltete von 1700 an geistliche Aemter zu Altstädt, Werben und Perleberg und starb 1714. Außer seinen geistlichen Liedern schrieb er eine Kirchen- und Ketzergeschichte, Frankfurt 1699, 1700, Fol., und Schaffhausen 3 Thl. 1740—42. — Joh. Jacob Mascou ist 1689 zu Danzig geboren, studirte in Leipzig, machte Reisen in verschiedene Länder, wurde 1714 zu Leipzig Docent, dann Professor der Rechte, Rathsherr, Proconsul und starb 1761. Seine Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie erschien zu Leipzig 1726, 4°, wozu 1737 noch eine Fortsetzung kam. — Heinrich von Bünau ist 1697 zu Weißenfels geboren, studirte in Leipzig, wurde Beisitzer des Oberhofgerichts daselbst, dann erhielt er verschiedene Aemter zu Dresden, bei Kaiser Karl VII., der ihn in den Reichsgrafenstand erhob, nach dessen

Tod zu Weimar und Eisenach und starb 1762 zu Osmannstädt bei Weimar. Seine genaue und umständliche deutsche Kaiser- und Reichshistorie erschien Leipzig 1728—43, 4 Thle. 4°. — Matthis Quad ist 1557 zu Deventer geboren, kam frühe in die Pfalz, machte große Reisen, gab Erdbeschreibungen und Karten heraus, lebte später in Köln, schrieb sich von seinem Gute im Jülich'schen auch von Kinkelbach und starb um 1609. Sein Buch erschien zu Köln 1609, 4°. — Adam Olearius, 1599 zu Aschersleben geboren, studirte zu Leipzig, docirte daselbst, ward Hofmathematikus und Bibliothekar des Herzogs Friedrich III. von Schleswig-Holstein, ging als Herzogl. Rath mit der Gesandtschaft nach Rußland und Persien und starb 1671. Seine Reisebeschreibung erschien zu Schleswig 1647, fol. und dann noch 1656, 1663 und 1671 und Hamburg 1696. Im Anhange dazu hat er orientalische Sprüche und Sinngedichte übersetzt, mit der Ueberschrift: Gülustan oder Rosenthal aus dem Persischen des Schach Saadi. Er war als der „Vielberühmte" Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und soll eigentlich Oehlenschläger geheißen haben.

156. Geringer waren die Leistungen der kirchlichen Beredtsamkeit, indem der Standpunkt der Theologie selbst hemmend entgegentrat und nicht einmal die bescheidensten Forderungen von den Kanzelrednern befriedigt wurden. Sie bewegten sich im steifen Formelwesen der Dogmen und ihre Pedanterie machte Form und Inhalt noch ungenießbarer. Doch können Einzelne genannt werden, die sich über die große Masse etwas erhoben, und zwar nur von Seiten der protestantischen Theologie, da der bekannte Abraham a Santa Clara (138) der katholischen Kirchenkanzel eben nicht zur Weihe diente. Dahin gehören Joh. Arndt, Phil. Jak. Spener, Aug. Hermann Francke, Joachim Lütkemann, Joh. Balthasar Schupp, Heinrich Müller, Joh. Lassenius und Gottlieb Cober. Auch die weltliche Beredtsamkeit ist ohne Werth, so sehr sich die Verfasser der deutschen Rhetoriken darum bemühten, sie zu heben. Meistens sind es Lobreden bei irgend einer Feier, Grabreden oder auch Staatsschriften, die noch mehr vom barbarischen Kanzleistile angesteckt wurden. Außer Hoffmannswaldau, Lohenstein, Canitz und Neukirch, die gelegentlich eine Rede hielten, sind hier Valentin Ludwig von Seckendorf, Paul von Fuchs, Samuel von Königsdorf und Nicolaus Hieronymus Gundling anzuführen, aber es bedarf blos der Nennung ihrer Namen, um den vollständigen Pedantismus in diesen Reden voraus zu kennen. Höchstens ist in einer oder der anderen Rede, z. B. der Canitzischen Klagrede über den Tod der brandenburgischen Prinzessin Elisabeth Henriette, die Sprache reiner, was freilich in damaliger Zeit kein geringes Verdienst, zumal für einen Hofmann, war, da man an den Höfen entweder nur Französisch, oder eine Art Kauderwelsch von französischen und deutschen Worten sprach und dies noch dazu für schön galt. Neben diesen eigentlichen Reden fand man auch einige Anleitungen zum Briefschreiben und sogar eigentliche Briefsteller mit zahlreichen Mustern, die jedoch noch schlechter sind, da man sich für die Briefe blos der lateinischen und französischen Sprache in der gelehrten und gebildeten Welt bediente und noch Gottsched's Frau schrieb, ihr Lehrmeister habe ihr erklärt, es sei nichts gemeiner, als deutsche Briefe.

Johann Arndt ist 1555 zu Ballenstädt geboren, wurde Lehrer und dann Pfarrer, aber von seinem Landesfürsten abgesetzt, worauf er 1590—1591 geistliche Aemter zu Quedlinburg, Braunschweig und Eisleben verwaltete, als Generalsuperintendent nach Celle kam und dort 1621 starb. Sein wichtigstes Werk ist: Vier Bücher vom wahren Christenthum, 1605—1609 und bis jetzt noch immer wieder neu aufgelegt; seine sämmtlichen geistlichen Schriften erschienen Leipzig und Görlitz 1734—36, 3 Thle. Fol. — Philipp Jacob Spener ist 1635 zu Rappoltsweier im Elsaß geboren, studirte in Straßburg und anderwärts, war 1663—86 Prediger zu Straßburg und Frankfurt, kam dann als Hofprediger nach Dresden, 1691 nach Berlin und starb 1705 als Probst und Consistorialrath. Er ist der Vater des Pietismus und hielt schon 1670 in Frankfurt pietistische Conventikel, weshalb er seit 1686 in verschiedene Streitigkeiten verwickelt wurde. Er schrieb viele Schriften, worunter auch Predigten. — August Hermann Francke ist 1663 zu Lübeck geboren, studirte zuletzt in Leipzig, hielt seit 1689 daselbst Vorlesungen, weshalb er angefeindet wurde, ging 1690 als Prediger nach Erfurt, wo er mit den Katholiken Händel bekam, und 1692 nach Halle als Professor der orientalischen Sprachen und dann auch der Theologie und als Prediger. Hier gründete er 1695 die Armenschule, woraus später das berühmte Waisenhaus entstand, und starb 1727. Er gab mehrere Jahrgänge Predigten heraus. — Joachim Lütkemann, 1608 zu Demmin in Pommern geboren, studirte Theologie, wurde 1639 Archidiakonus und 1644 Professor der Physik und Mathematik in Rostock, wo er wegen theologischer Streitigkeiten abgesetzt wurde. Er ging daher 1649 als Generalsuperintendent nach Wolfenbüttel, wurde Abt von Riddagshausen und starb 1655. Seine Predigten erschienen in mehreren Sammlungen; am bekanntesten wurde seine Regentenpredigt. — Schupp §. 138. — Heinrich Müller ist 1631 zu Lübeck geboren, wurde 1653 Archidiakonus zu Rostock, hielt Vorlesungen an der Universität, wurde zuletzt Stadtsuperintendent und starb 1675. — Johann Lassenius ist 1636 zu Waldau in Pommern geboren, reiste weit herum, begab sich auch zu einer Schauspielertruppe, wurde dann Rector und Prediger zu Itzehöe, zuletzt Professor der Theologie, Hofprediger und Consistorialassessor in Kopenhagen und starb 1692. Er befliß sich einer kurzen, gedrungenen Sprache. — Gottlieb Cober ist zu Altenburg geboren und starb schon als Candidat der Theologie 1717 zu Dresden. Er schrieb: „Der Passionsprediger", Leipzig 1715; „Der aufrichtige Cabinetsprediger", Leipzig 1723, 2 Thle. 2. Aufl. — Valentin Ludwig von Seckendorf ist 1626 im Bambergischen geboren, trat in die Dienste mehrerer Fürsten, wurde zuletzt churbrandenburgischer Geheimer-Rath und Kanzler der Universität Halle und starb 1692. Er übersetzte Lucan's Pharsalia, Leipzig 1695, 8°; seine 41 deutsche Reden erschienen daselbst 1686 und 1691. — Paul von Fuchs ist 1640 zu Stettin geboren, ward Advokat in Berlin, Professor der Rechte in Duisburg und 1670 nach Berlin berufen, wo er zuletzt Staatsminister und vom Kaiser in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurde, und starb 1704. Seine Reden stehen in Christ. Lünig's Reden großer Herren, Leipzig 1719 und folg., 12 Thle. 8°. — Samuel von Königsdorf hieß zuerst S. Regius, ist 1662 zu Breslau geboren, wurde zuletzt Obersyndicus, kaiserlicher Rath, geadelt und starb 1719. Er schrieb eine „Lobrede auf Kaiser Leopold den Großen" 1705. — Nicolaus Hieronymus Gundling ist 1671 zu Kirch-Sittenbach bei Nürnberg geboren, wurde ein Schüler von Thomasius, seit 1703 Docent und dann Professor der Beredtsamkeit, des Natur- und Völkerrechts in Halle, königl. preußischer Geheimer-Rath und starb 1729. Außer zahlreichen gelehrten Werken schrieb er eine Rede auf Friedrich Wilhelm, König von Preußen. — Zu den erwähnten Briefstellern gehören: Chr. Weise's Curieuse Gedanken von deutschen Briefen, Dresden 1691, 8°; B. Neukirchs Galante Briefe und Gedichte, Koburg 1695; A. Bohse's Gründliche Anleitung zu deutschen Briefen, Jena 1700, 8°; sein Allzeit fertiger Briefsteller, Leipzig 1709, 3 Thle.; Neukirch's Unterricht von deutschen Briefen, Leipzig 1707, 8°. —

157. Wie schon erwähnt, wurde für die strengeren gelehrten Disciplinen die deutsche Sprache nur selten gebraucht und es bedurfte erst des Vorgangs eines bedeutenden Gelehrten, um ihr auch hier Eingang zu verschaffen. Schon Jakob Böhme bediente sich zu seinen Schriften der deutschen Sprache und zwar auf eine wirklich erfolgreiche Weise; aber er that es nur, weil er nicht lateinisch schreiben konnte, sondern ein Schuster war, der, als er seine philosophischen Beobachtungen anstellte, nicht mehr Zeit hatte, das Versäumte nachzuholen. Erst die späteren Meister in der Wissenschaft verschafften der deutschen Prosa Geltung und hier ist besonders Gottfried Wilhelm von Leibnitz zu nennen, der in einigen seiner deutsch geschriebenen kleinen Arbeiten zeigte, daß die deutsche Sprache ganz passend sei, um auch die abstraktesten Stoffe darzustellen. Er würde ganz leicht die deutsche Prosa in allgemeine Aufnahme gebracht haben, wenn er nicht seine meisten Schriften lateinisch und französisch geschrieben hätte, da er sie allen Nationen zugänglich machen wollte, und zum Theil auch durch die bisher gebräuchlichen französischen und lateinischen Kunstausdrücke förmlich dazu genöthigt worden wäre. Aus diesem Grunde findet er auch in der deutschen Literaturgeschichte keine größere Stelle, so reich und nachhaltend eingreifend in viele Gebiete des Wissens und der Kunst sein Wirken war. Christian Thomasius dagegen erwarb sich das Recht, einer der größten Sprachbeförderer und Aufklärer genannt zu werden, denn man braucht dafür nur die unermüdlichen Anstrengungen zu betrachten, die er machte, um die Folter abzuschaffen und dem Aberglauben und den Hexenprozessen zu steuern, um zu erkennen, welche Mühe er dazu aufwenden mußte. Er war es dabei, der, um diesen Zweck zu erreichen, sich an's Volk wandte und zuerst die deutsche Sprache auf den Katheder brachte. Hierin liegt sein glänzendster Ruhm und er war es auch, der eine deutsche Monatsschrift (freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken, seit 1688) herausgab, dadurch die deutsche Journalistik begründete und endlich, trotz aller Verfolgungen, siegreich durchdrang. Was er begonnen, setzte Christian Wolff fort und zwar brachte er nicht nur in die Wissenschaft eine deutsche Richtung, sondern auch in den prosaischen Ausdruck größere Bestimmtheit, Sicherheit und Haltung, wenn gleich die Sprache noch ohne Lebendigkeit, freie Bewegung und zu allgemein gehalten war. Jedenfalls begründete Wolff die philosophische Kunstsprache unseres Volks, welche sodann immer weiter ausgebildet wurde, da später auch Dichter über strengere Disciplinen zu schreiben begannen. Für andere Schriften, namentlich polemischen, kirchlichen und moralischen Inhalts, fand die deutsche Prosa schon größere Anwendung, wie wir es bereits bei Schupp gesehen haben, der den Ausdruck kräftig zu handhaben verstand (138). Einer der vorzüglichsten didaktischen Prosaisten dieser Zeit war auch Samuel von Butschky, welcher auch Gleichnißreden herausgab und viele Schriften schrieb, während Johann Arndt, Christian Scriver, Ph. J. Spener und Gott-

fried Arnold die deutsche Prosa für Predigten und theologische Schriften mit vielem Erfolge anwandten, so daß die Kanzelberedtsamkeit durch sie bedeutend gefördert wurde. Endlich ward schon Christian Wernicke als bedeutender Kritiker genannt (153), während Harsdörfer (123) in Nürnberg in seinen Gesprächspielen als encyclopädischer Schriftsteller auftrat und hier besser schrieb, als in seinen poetischen Produkten, deren viele in der genannten Schrift aufgenommen sind. Im Allgemeinen machte sich jedoch auch in dieser Periode die Prosa nicht von dem hergebrachten Pedantismus los, wovon sie erst Lessing befreite.

Jacob Böhme ist 1575 zu Alt-Seidenburg bei Görlitz geboren, erlernte das Schusterhandwerk, konnte aber nur wenig lesen und schreiben. Erst als er sich in Görlitz als Schuster niedergelassen hatte, kam ihm der Drang, das Versäumte nachzuholen, was ihm so schnell gelang, daß er sein Wissen selbst göttlichen Offenbarungen zuschreiben wollte. Im J. 1612 schrieb er: „Morgenröthe im Aufgange", welche Schrift Anfangs blos in seiner Handschrift cursirte, ihm aber bereits die Verfolgung seines Oberpfarrers zuzog, die dann immer zunahm, je mehr Schriften Böhme seit 1619 verfaßte und darin seine theosophischen Anschauungen und Spekulationen niederlegte. Er ward dadurch der Begründer einer eigenen mystisch-philosophischen Richtung, betrieb sein Handwerk nicht mehr, erwarb sich viele Freunde, hielt sich meistens bei diesen auf, machte größere Reisen und starb 1624 zu Görlitz. Seine Schriften sind in neuerer Zeit von Scheibler gesammelt und wieder herausgegeben worden und haben bis auf unsere Zeit oft nur zu große Beachtung erhalten, die nur einzelne Theile davon verdienen. — Gottfried Wilhelm von Leibnitz ist 1646 zu Leipzig geboren und der Sohn eines Professors, machte dort seine Studien, besuchte auch die Universität Leipzig, studirte Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz, Politik und Geschichte, kam 1667 als Kanzleirevisionsrath nach Leipzig, verrichtete die wichtigsten diplomatischen Geschäfte, machte Reisen nach Paris, London und Holland, lernte daselbst die größten Männer kennen und wurde 1676 Hofrath und Bibliothekar in Hannover, wo er die Geschichte des Hauses Braunschweig schreiben sollte, weshalb er, um die Quellen aufzusuchen, durch Deutschland und Italien und zweimal nach Rom und Wien reiste, wo ihn der Kaiser im J. 1711 zum Reichshofrath und Freiherrn ernannte. Leibnitz hatte darauf gedrungen, daß zu Wien, Dresden und Berlin Akademien der Wissenschaften errichtet würden, was nur in letzterem Orte durchgeführt wurde, wobei Leibnitz die Präsidentschaft erhielt; auch bekam er Jahrgehalte und Titel von mehreren Fürsten, stand in den höchsten Ehren und starb 1716 zu Hannover. Seine meisten Schriften sind lateinisch und französisch; seine deutschen Schriften gab heraus G. E. Guhrauer, Leibnitz's deutsche Schriften. Berlin 1838—40. 2 Bde., 8°, wobei die interessante Abhandlung: Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, die er 1697 schrieb. — Christian Thomasius ist im J. 1655 zu Leipzig geboren, studirte daselbst und in Frankfurt a. d. O., hielt dort juristische Vorlesungen, machte eine Reise nach Holland und ging dann wieder nach Leipzig, wo er Rechtspraktik trieb und dann Vorlesungen hielt. Dabei trat er gegen die alte Pedanterie der Gelehrten auf, schloß sich an die Pietisten an, bekam deshalb mit den Theologen Händel und sollte darüber 1689 verhaftet werden, weshalb er fortging und sich nach Berlin begab. Hier erhielt er die Berufung als brandenburgischer Rath an die Ritterakademie Halle, wo er Vorlesungen hielt, die nach Errichtung der Universität immer mehr besucht wurden. Er wurde nicht nur Professor der Rechte, sondern auch preußischer Geheimer-Rath, Direktor der Universität und starb 1728. Er schrieb zahlreiche Schriften verschiedenen Inhalts. Sein Leben beschrieb H. Luden, Berlin 1805, 8°. — Christian Wolff wurde 1679

zu Breslau geboren, ſtudirte zu Jena und Leipzig, hielt hier Vorleſungen über Mathematik, wurde 1707 als Profeſſor nach Halle berufen, lehrte 1709 Philoſophie, auf welche er die Mathematik anwandte, und gab 1712 ſeine erſten Werke darüber heraus. Deshalb klagten ihn die Theologen des Unglaubens und der Irrlehre an, ſo daß er 1723 ſeines Amts entſetzt und aus dem Lande verwieſen wurde, worauf er in Heſſen-Kaſſel Aufnahme fand, nach Marburg berufen und Auszeichnungen von vielen Seiten erhielt. Friedrich Wilhelm I. wollte ihn gerne wieder nach Halle zurück haben, er ging aber erſt wieder dahin, als Friedrich II. auf den Thron kam und ihn im Jahre 1740 zum Geheimen-Rath und Vicekanzler der Univerſität ernannte. 1743 wurde er Kanzler, 1745 in den Reichsfreiherrenſtand erhoben und ſtarb im Jahre 1754. — Samuel von Butſchky iſt 1612 zu Breslau geboren, ſtudirte die Rechte in Wittenberg, erwarb ſich eine Buchdruckerei und mehrere Landgüter in Schleſien, wurde katholiſch, von Kaiſer Leopold I. in den Adelſtand erhoben, erhielt mehrere Aemter, wurde Manngerichts- und Landesälteſter des Fürſtenthums Breslau, kaiſerlicher Rath und ſtarb 1678. Er ſchrieb unter Anderem: Fünfhundert ſinnen-, geiſt- und lehrreiche Reden und Gemüthsübungen ꝛc., Breslau 1666, 8°; Patmos, enthaltend ſonderbare Reden und Betrachtungen, Leipzig 1677, 8°; Wohlbebautes Roſenthal ꝛc., Nürnberg 1679, 8°. — Chriſtian Scriver iſt 1629 zu Rendsburg geboren, wurde 1653 Diakonus zu Stendal, dann Paſtor, Conſiſtorialaſſeſſor und Inſpektor zu Magdeburg, kam 1690 als Conſiſtorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg und ſtarb 1693. — G. Arnold, §. 155.

B. Zweite Periode.

1730 bis 1760.

158. Aus der nur langſam und mühesam ſich aufraffenden erſten Periode der neuen Zeit treten wir in eine regere, lebendigere Thätigkeit, in die Zeit des Ringens, Kämpfens und Strebens, um das Blüthenalter der deutſchen Poeſie herbeizuführen, um auf einmal auf dem weiten Felde der heimiſchen Kultur und Literatur die herrlichſten Blüthen und Blumen hervorſchießen zu laſſen und auf einen Höhepunkt zu gelangen, den Deutſchlands Literatur noch nie erreichte und wohl nie wieder erreichen wird. Bisher war die deutſche Dichtung auf ihre Heimath beſchränkt, iſolirt und nahm fortwährend fremde Einflüſſe auf, ſtatt ſolche auf das Ausland zu gewinnen; nun aber erhob ſie ſich über alle anderen Literaturen der neueren Völker und zwar unter dem günſtigen Verhältniſſe, daß die übrigen europäiſchen Literaturen bereits im Sinken begriffen waren, als die deutſche ihre Höhe erſtieg, und daß dies zugleich in die Zeit fiel, wo bereits das Mittelalter vollſtändig abgethan war und eine harmoniſche Verbindung von Natur und Kultur erreicht werden konnte, nämlich ein Drama, das nun auch die Hauptrichtung unſerer Poeſie wurde und auf alle anderen Arten deſſelben den bedeutendſten Einfluß ausübte. Wäre damals Deutſchland ein eroberndes Land geweſen, hätte es ſeine Waffen ſiegreich in's Ausland getragen und große Thaten zur Schau geſtellt, ſo hätte gerade dieſe Verſöhnung der ſeit Jahrhunderten ſich widerſtreitenden Gegenſätze unſerer Literatur einen Hauptvorzug und eine mächtige Bedeutung für unſere Nachbar-

länder ſchon von vornherein gegeben, während dieſelbe erſt ſpät und langſam einzutreten begann. Es verhinderte dies aber auch noch der Umſtand, daß unſere Dichtung, obgleich ſie ſich ſo leicht und gern auf die älteren Literaturen ſtützte und dadurch den Charakter der Univerſalität gewann, doch wieder einen ganz eigenthümlichen, nationalen Zug behielt und ſich ſo ganz mit deutſchem Leben und Denken verſchmolz, ſo weit eingriff in alle Wiſſenſchaften und ſich an ſie die Revolution anſchloß, welche dieſelben durchdrang, während in Frankreich die Philoſophie dieſe Stelle einnahm und die Dichter eben nichts anderes als Dichter waren, um deren Individualität und Lebensſchickſale man ſich nicht zu bekümmern brauchte. Bei uns dagegen tritt die Perſönlichkeit des Dichters viel heller und deutlicher hervor, wir verfolgen mit dem größten Intereſſe die geiſtige Ausbildung und Entwicklung der einzelnen Perſönlichkeiten und gerade Wiſſenſchaft und Kunſt war es allein, an die ſich bei uns Alles rankte, weil wir kein ächtes politiſches Leben, keine Geſchichte und keinen Staat hatten und leider noch nicht haben. Darum zeigte ſich aber auch unſere Literatur durchaus frei und ungehemmt durch Schranken und Rückſichten und ſie mußte es auch, weil ſie bei uns die Revolution bewirkte, die darum ohne tiefere Erſchütterungen vorüberging, da die Poeſie mildert und verſöhnt, während die Philoſophie und Religion Fanatismus hervorrufen. Ueberhaupt iſt in dieſer Zeit nicht mehr eine äſthetiſch-ſyſtematiſche Unterſcheidung nach Arten der Dichtung oder eine rein chronologiſche Aufzählung der Schriftſteller nothwendig oder nur räthlich, ſondern ſie reihen ſich nach ihrer mehr oder weniger großen Bedeutung an einander an und gruppiren ſich nach der Wirkſamkeit und den Richtungen der Hauptgeiſter, an denen ſchon allein der ganze Gang unſerer Literatur nachzuweiſen wäre und welche Klopſtock, Wieland und Leſſing, Herder, Voß, Jean Paul, Schiller und Göthe ſind. —

159. Die erſte Periode der neuen Zeit hatte es hauptſächlich mit der Begründung einer neuen, regelmäßigen Form zu thun, ſie mußte erſt das Aeußere berückſichtigen und hier ſich Bahn brechen, ehe ſie den Geiſt erfaſſen konnte. Darum hatte auch das Formenweſen zu ſehr überhand genommen und bedurfte es keiner geringen Anſtrengung, um daſſelbe wieder abzuſchütteln, ſich von den franzöſiſchen Feſſeln frei zu machen und den Kern rein darzuſtellen, befreit von allen Schlacken und entſtellenden Hüllen, die Geſetze allein aus der Natur und den ewigen Forderungen der ächten Kunſt ſchöpfend. Hierfür bildete dieſe Periode die Uebergangszeit und durch den Streit zwiſchen Gottſched und den Schweizern mußte zuerſt der alte Bombaſt, der Formelkram und das Reimflickwerk über den Haufen geworfen werden, ehe die Poeſie wieder nüchtern und einfach wurde, einen neuen Inhalt bekam und ſich neue, aber höhere Muſter und Regeln erwarb. Bevor man aber zum freieren Blick auf die großartigen Muſter der Griechen kam und dieſe nur zu würdigen und verſtehen lernte, mußte man zufrieden ſein, daß man die ſinnloſen Italiener entfernte, ſtatt deren die vor-

züglicheren Franzoſen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., beſonders aber die Engländer zu Muſtern nahm und dadurch nach und nach auf das Verſtändniß der Antike geführt wurde, wozu eine Veranlaſſung um ſo leichter gegeben ward, als man ſich gerade auf die heftigſte und erbittertſte Weiſe über die Vorzüge der franzöſiſchen oder engliſchen Richtung ſtritt und zwiſchen der franzöſiſchen Regelrichtigkeit und engliſchen Dichterkraft blos dadurch entſchieden werden konnte, daß man ſich an die Griechen wandte, dort den höheren Maßſtab holte und Leſſing mit ſeiner Verſtandesſchärfe und ſeinem klaren, das Richtige erfaſſenden Geiſte denſelben feſthielt und in unſerer Literatur dauernd geltend machte. Es hat daher der ſonſt ſo verachtete Gottſched durch ſein hartnäckiges Feſthalten am franzöſiſchen Geſchmacke unſerer Literatur einen Dienſt erwieſen, indem es dadurch der engliſchen Richtung nicht möglich wurde, ſich feſtzuſetzen und breit zu machen, und der lange Streit, der von den jungen Talenten Anfangs nur zu Gunſten der Engländer geführt wurde, ihnen allmälig die Augen öffnete und das Verſtändniß der Antike anbahnte, das zuerſt Leſſing und Winkelmann erſchloſſen. Wir haben daher in dieſer Periode die Zeit von Gottſched bis auf Leſſing zu betrachten, welche beide Anfangs- und Endpunkte bezeichnen.

160. Um eine zuſammenhängendere Geſchichtserzählung zu gewinnen, ſind einige Dichter vorauszuſchicken, welche zwar nicht Gottſched vorausgingen, aber neben ihm wirkten und von ſeinen ſpäteren Streitigkeiten nur wenig oder gar nicht berührt wurden. Es ſind vorzüglich die drei Dichter Drollinger, Haller und Hagedorn, welche dieſe Zeit unſerer klaſſiſchen Dichter eröffneten, und wenn ſie auch eng mit Richey und Brockes verbunden ſind, welche die Sinnlichkeit wieder in die Dichtung einführten und die ſentimentale Richtung anbahnten, ſo ſind ſie doch wieder in mancher Hinſicht von ihnen verſchieden, und beſonders letztere führen uns in ein Land, das für die deutſche Literatur lange Zeit hindurch ohne Bedeutung geweſen war, nun aber den Anſtoß zum vollſtändigen Umſchwunge geben ſollte. Durch die Stiftung der verſchiedenen Geſellſchaften war die Dichtung auch in der Schweiz zur Pflege gekommen und hier, wo die Kräfte noch unverbraucht lagen, konnten ſie ſich um ſo lebendiger regen und ſuchte man alsbald die Selbſtſtändigkeit zu bewahren, ſowie der Kritik ihr Recht zu geben. Ueberhaupt drang der Einfluß von England und Frankreich am meiſten in die ſüdlichen und nördlichen Gränzlande ein, wo ſich die meiſte Freiheitsliebe erhalten hatte und die Gemeinweſen blühten, dabei aber auch die größte Sittenſtrenge und ein frommer, religiöſer Sinn herrſchte, der ſehr empfänglich war für die weiche, ſentimentale Richtung der Literatur. Hier tritt uns nun zuerſt der Badener Karl Friedrich Drollinger entgegen, der in Baſel lebte, dort in freundſchaftlichen Verbindungen ſtand und den Uebergang der Poeſie von Brockes zu den Schweizern vermittelte, nachdem er den Standpunkt der Schleſier verlaſſen, den er Anfangs inne hatte.

Er warf sich vorzugsweise auf die geistliche Poesie und was er für diese that, läßt sich am besten ermessen, wenn man den Zustand derselben in dieser Zeit in's Auge faßt.

Unter dem Einflusse der Franzosen hatte sich nämlich die Religiosität wieder erhoben und entstand der Pietismus, der Anfangs sogar der Träger der freieren Richtung war und vorzüglich durch Spener hervorgerufen wurde. Außer Neumeister dichtete Benjamin Schmolck geistliche Lieder, aber so kalt, trocken und dürr, so ohne Gedanken, daß sie als Fabrikarbeit erscheinen, wie er sie ja auch blos auf Bestellung verfertigte. Etwas besser sind die Lieder Joachim Neander's, der einfach und anspruchslos schrieb, ja sogar warm und herzlich, im Sinne und Ausdrucke der Bibel, aber die Zeit nicht befriedigte, weil diese neue Elemente verlangte. Aus demselben Grunde konnten auch A. H. Francke und die hallischen Kirchenliederdichter sich nicht über das Fabrikmäßige erheben und man erkannte schon an den versuchten Sammlungen von Kirchenliedern, daß es mit der Blüthezeit derselben zu Ende gehe. Dieses bezeichnete geradezu Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, der Stifter der Herrenhuter, dessen Dichtungen auf die frühere Zeit zurückweisen und an die katholischen Spielereien mit Gott und Jesu erinnern, auch durchaus geschmacklos und schwatzhaft sind. Dieser trivialen Art von geistlicher Dichtung suchte nun Drollinger entgegenzuwirken, indem er nach höherem poetischen Schwung, Reichthum an Gedanken und Fülle der Empfindungen strebte und den weltlichen Schmuck damit verbinden wollte, so daß er die geistlichen Lieder zu Oden und Lehrgedichten umformte. Drollinger hat auch wirklich in seinen Oden vom Lobe der Gottheit, der göttlichen Vorsehung, der Unsterblichkeit u. A. ganz gute Gedichte geliefert, welche den Psalmenton treffen und doch den Bibelton erweitern; und seine Fabeln sind ganz gut und fließend erzählt. Ueberhaupt zeigte er schon ziemlich vielen dichterischen Beruf und verachtete er die gehaltlose Gelegenheitspoesie, obschon man auch bei ihm noch Spuren der hergebrachten Zierlichkeit und conventionellen Poesie antrifft. Seine Vorzüge beruhen vorzüglich in dem durchsichtigen, klaren Flusse der Rede, sowie darin, daß ihm das Herz die Quelle der Poesie war und er erst später die Kritik eintreten lassen wollte, was ihn als unmittelbaren Vorgänger Klopstock's und den Eröffner dieser neuen Bahn bezeichnet, während ihn die Vorliebe zum Musikalischen, Malerischen und Lehrhaften eng mit Brockes verknüpfte.

Benjamin Schmolck ist am 21. December 1672 zu Brauchitschdorf bei Liegnitz geboren, wurde später erster Pfarrer in Schweidnitz und starb daselbst am 12. Februar 1737. Er hat eine ganze Reihe geistlicher Lieder gedichtet, die er in vielen Schriften veröffentlichte. Nur Einzelne sind gut, die meisten aber geschmacklos und ungenießbar, wie er überhaupt seinen Schriften die unsinnigsten Titel gab, z. B. Freudenöl in Traurigkeit, schöne Kleider für einen betrübten Geist, geistlicher Pestweihrauch, lustiger Sabbath in der Stille zu Zion u. s. w., was die damalige Zeit freilich für schön hielt. — Joachim Neander, um 1640 von reformirten Eltern zu Bremen geboren, erhielt frühe durch den

Prediger Theodor Undereyk seine fromme Richtung, widmete sich der Theologie und studirte zu Heidelberg, wo er sich nur Wenigen, wie dem Spanheim, anschloß. In Frankfurt ward er mit Spener befreundet, erhielt einen Ruf als Rector an das reformirte Gymnasium zu Düsseldorf und brachte die Anstalt zur Blüthe, hielt aber besondere Erbauungsstunden und es wurde ihm deshalb die Schule verschlossen. 1679 wurde er als Prediger an die Martinskirche zu Bremen berufen, versah sein Amt mit Treue und Eifer, obschon man ihn vielfach befehdete, und starb am 31. Mai 1680. Seine Lieder erschienen daselbst 1679 und sind später noch mehrmals neu aufgelegt worden, bis 1716. — Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf ist am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren und der Sohn des sächsischen Conferenzministers, erhielt im Hause seiner Großmutter eine fromme Erziehung und wurde bald schwärmerisch, zumal als er an das Pädagogium zu Halle kam, wo Francke lehrte. 1716 bezog er die Universität Wittenberg, studirte neben seinen Berufsfächern Theologie und machte 1719 eine Reise nach Holland, die er unter dem Titel: „Attici Wallfahrt durch die Welt" beschrieb. Im Jahre 1721 wurde er als Hofrath bei der Landesregierung angestellt, legte diese Stelle jedoch schon 1723 nieder, gab sich der Theologie wieder hin und hielt Andachtsübungen. Im Jahre 1722 hatte er sich vermählt, nahm dann ausgewanderte mährische Brüder auf seinem Gute Berthelsdorf auf und entschloß sich, eine besondere kirchliche Gemeinde zu stiften, was ihm viele Verdrießlichkeiten zuzog. Im Jahre 1734 ließ er sich unter angenommenem Namen zu Stralsund in der Theologie examiniren, machte dann viele Reisen, um seine Gemeinde zu verstärken, und wurde sogar 1736 aus seinem Vaterlande verwiesen, wohin er erst 1747 zurückkehren durfte. Unterdessen ließ er sich in Berlin zum Bischof der mährischen Kirche weihen, gab 1739 eine Art Katechismus heraus und reiste nach Westindien und 1741 nach Nordamerika, um seine Lehre zu verbreiten, worüber er Vorträge hielt. Er führte eine starke Correspondenz, schrieb über hundert Bücher, worin schöne Stellen mit Geschmacklosem abwechselten, zahlreiche Lieder voll spielender, zweideutiger und unanständiger Stellen, die er später zu entfernen suchte, und kehrte 1743 nach Europa zurück, wo er Liefland, Holland und England besuchte und in letzterem Lande vier Jahre zubrachte. Später vermählte er sich zum zweiten Male und starb am 9. Mai 1760 zu Herrnhut. Sein Leben ist von Spangenberg, Barby 1772—75, in 8 Theilen, und in Varnhagen van Ense's Denkmalen, 5. Bd., beschrieben. Seine geistlichen Gedichte gab A. Knapp, 1845, zu Stuttgart heraus. — Karl Friedrich Drollinger ist am 26. December 1688 zu Durlach geboren, besuchte daselbst die Schule, studirte 1704—10 in Basel die Rechtswissenschaft, promovirte, wurde zu Durlach Registrator am geheimen Archiv, 1722 Hofrath und 1726 geheimer Archivar. Wegen der Kriegsunruhen ging er mit seinem Fürsten nach Basel und arbeitete hier so eifrig und angestrengt, daß er am 1. Juni 1742 starb. Unter seinen Gedichten ist das Grablied auf den Tod eines Rattenfängers eine der ältesten Romanzen. Seine Gedichte gab der ebenfalls als Dichter bekannte Professor Spreng 1743 zu Basel heraus.

161. Von bedeutenderem Einflusse auf unsere Literatur wurde Albrecht von Haller aus Bern, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, der auch durch die reiche Fülle seines umfassenden Wissens und seinen europäischen Ruhm das Ansehen der Poesie wieder hob und dieselbe vollends von den Fesseln der Schlesier befreite. Er war vorzüglich ein Dichter des Verstands, des Ernstes und sogar schwerfälliger Gedrungenheit und suchte die Poesie dazu zu benützen, die Resultate des Denkens und Forschens unter das Publikum zu bringen. In seiner Jugenddichtung „der Morgen" hielt er sich zwar noch an die prächtig schildernde Manier, aber bald nahm er die Engländer, zumal Pope und Virgil,

zum Muſter und folgte ihnen ſo ſehr, daß ſein männlicher Sinn und Ernſt geradezu in finſtere Strenge überging, daß ſein Vortrag ſchwer, voll und gedrungen wurde und er ſtatt der Empfindungen Gedanken und Betrachtungen gab. Man findet daher bei ihm Härte, Anſpannung und Malerei, Kälte und Schwermuth, ſeine Dichtungen vermochten nicht ſich zur Höhe der freien Idealität zu erheben und beſonders fehlte ihm für die Lyrik die Muſik des Herzens, denn ſelbſt ſeine berühmte Elegie auf den Tod ſeiner Mariane enthält faſt nur Reflexion. Dagegen kam ihm ſeine praktiſche Verſtändigkeit ſehr wohl zu ſtatten und machte ihn zu einem didaktiſchen Dichter, welche Richtung Haller begründete. Sein Gedicht „die Alpen“ iſt daher auch ſeine beſte Produktion, entſprungen aus der unmittelbarſten Anſchauung der heimathlichen Natur, auf einer Reiſe durch die Alpen, welches zum Grundthema hat: Einfachheit des Lebens in innigſter Befreundung mit der Natur ſei das reinſte und ſchönſte Glück. Einzelne Stellen darin ſind anſprechend und gut gehalten, das Ganze aber zu kräftig und derb aufgetragen. Ein eigentliches Lehrgedicht iſt jenes „Ueber den Urſprung des Uebels,“ worin es ihm nicht um ein poetiſches Geſammtbild, ſondern um Gedanken und Weisheit zu thun iſt, denn es ſind gereimte Abhandlungen, hier und da unterbrochen durch ſcharf präciſirte Sentenzen. Dabei iſt bemerkenswerth, daß Haller von der philoſophiſchen Löſung der Frage in's Religiöſe hinüber geht und die bibliſche Geſchichte zu Grund legt. Zur Satire hatte Haller keine Anlage, auch hoffte er davon nichts und wo ſie bei ihm durchbricht und er gegen die Freigeiſter polemiſirt, da fehlt ihm alle Urbanität und verfällt er in finſtere Strenge, der alles Ideale fern liegt und die ſich in Härte und Dunkelheit verliert. In ſeinem Alter ſchrieb er auch politiſche Romane voll ariſtokratiſcher Geſinnung und mit unpoetiſchem Pragmatismus. Dahin gehören Uſong, worin er den wohlmeinenden patriarchaliſchen Despotismus preist, Alfred, zum Lobe der conſtitutionellen Monarchie, und Fabius und Kato, eine ähnliche Schrift zu Gunſten des ariſtokratiſchen Republikanismus, der ihm am meiſten behagte. In dieſen Schriften iſt es ihm aber nur um die Lehre, um Raiſonnement zu thun, Alles wird breit auseinandergeſetzt und weder hierin, noch in ſeinen anderen Gedichten bewies ſich Haller als einen wahren Dichter, was er zuletzt ſelbſt eingeſtand, als die neueren Dichter raſch auf einander folgten. Deſſen ungeachtet nimmt er eine nicht unbedeutende Stelle in der Literatur ein, weil er dem ſchleſiſchen Unweſen ein Ende gemacht, den poetiſchen Ton wieder gehoben, einen edleren Geſchmack hervorgerufen und überhaupt die Poeſie auf's Neue wieder zu Ehren gebracht hat, wie er auch im Fache der ſtrengen Wiſſenſchaft, zumal der Botanik und Phyſiologie, eine ganz neue Bahn brach.

In Bezug auf das Lehrgedicht ſchloſſen ſich die meiſten nächſtfolgenden Poeten an Haller an und dichteten didaktiſche Stücke, da ſolche für mittelmäßige Köpfe ganz geeignet ſind. Dieſe Bahn ſchlug gleich der Freiherr von

Creutz in Homburg ein, der noch dem Alexandriner treu blieb, weil er Klopstock nicht nachzufolgen wagte und ganz in's Systematische und Prosaische verfiel. Neben seinem Gedichte von der Unsterblichkeit stehen die langen Lehrgedichte von Daniel Wilhelm Triller über Materien aus der Natur- und Sittenlehre, der übrigens auch ein jämmerliches Epos, den sächsischen Prinzenraub, Fabeln und Aehnliches schrieb, ja sogar eine komische Epopee, den Wurmsaamen, verfaßte. Andere Dichter, deren wir noch später gedenken werden, versuchten sich wenigstens in ihrer Jugend einmal im Lehrgedichte und besonders wichtig machte sich Johann Jakob Dusch in diesem Gebiete, der nach Affekt und Rührung strebte, aber keine lebendige Phantasie besaß. Dusch schrieb auch zwei Bände moralischer Briefe zur Bildung des Herzens, voll Ueberladung und Geziertheit, ebenso mehrere Romane, wie Geschichte Karl Ferdiner's, die einst viel gelesen war; aber Alles ist lehrhaft und die Poesie hat daran nur geringen Antheil. Endlich gehörte noch Withof aus Duisburg hierher, dessen Gedichte, z. B. über die zeitliche Glückseligkeit und Anderes, im Ganzen gering sind, wenn auch Einzelnes gut sein mag. Die lehrhafte Poesie machte überhaupt kein Glück, ward mißbraucht zu den trockensten Darstellungen, z. B. von der Wässerung der Aecker, und die grellsten Ausartungen zeigen sich in dem Produkte des Breslauer Arztes Tralles, der das Riesengebirg in der Haller'schen Manier besang und noch eine ganze Schaar gleich erbärmlicher und jämmerlicher Poeten hinter sich nachzog.

Albrecht von Haller ist am 16. October 1708 zu Bern geboren und war in seiner Jugend schwächlich und trübsinnig, dabei aber um so mehr zum Lernen geneigt. Schon im sechsten Jahre lernte er lateinische, im achten griechische und hebräische Sprache und machte sich eine Menge Excerpte, so daß er schon als Kind sich mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen notirt hatte. Als zwölfjähriger Knabe machte er eine Satire, besuchte dann das Gymnasium zu Bern und ließ sich hierauf bei einem Arzte zu Biel in der Cartesianischen Philosophie unterrichten, wobei er aber weder seine Poesien, noch seine Excerpte zu machen unterließ und durch Niemand davon abgebracht werden konnte. Im fünfzehnten Lebensjahre bezog er die Universität Tübingen, um Medizin zu studiren, ging aber schon 1725 nach Leyden, wo Albinus und Boerhave seine Lehrer wurden und er 1727 promovirte. Im Jahre 1727 ging er weg, lernte dann in England und Frankreich die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen, nahm in Basel bei Bernoulli Unterricht in der höheren Mathematik und machte dann zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise durch die Alpen, wobei ihn der Botaniker Johann Geßner begleitete und auch Haller mit vielem Fleiße die Alpenpflanzen sammelte. Das Resultat dieser Reise war das Gedicht die Alpen, das 1729 erschien. Hierauf lebte er ein Jahr lang in Basel, schrieb an einem großen Lehrgedichte: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt für den damals kranken Meig Vorlesungen über Anatomie, bis er 1729 sich in Bern als praktischer Arzt niederließ. Man machte ihm jedoch zum Vorwurf, daß er Poesie und Botanik trieb, wie er damals das Gedicht vom Ursprung des Uebels schrieb, die Alpen jährlich bereiste und ein Werk darüber vorbereitete. Während des Winters hielt er Vorlesungen über Anatomie, seit 1731, und zwar unentgeldlich und bewirkte auch, daß ein anatomisches Theater errichtet wurde. Nachdem er vergebens um die Professur der Beredtsamkeit sich beworben, wurde er 1735 Aufseher der Bibliothek, blieb aber nur kurze Zeit

an dieſer Stelle, indem ihm ſeine Aufſätze über Botanik und Anatomie einen Ruf nach Göttingen verſchafften, dem er 1736 folgte. Hier traf ihn ſchon in den erſten Wochen das Unglück, ſeine Gattin zu verlieren, worauf er ſich von allem Umgang zurückzog und arbeitete, wobei ihm die Regierung höchſt freigebig entgegen kam und ein anatomiſches Theater, ſowie einen botaniſchen Garten anlegte. Im Jahre 1739 beſuchte er die Schweiz, verheirathete ſich abermals und verlor ſeine Gattin auch bald wieder. Im Jahre 1741 verheirathete er ſich zum dritten Male und nun lebte er glücklich und wirkte höchſt günſtig für die Univerſität, nach und nach 86 anatomiſche, mediciniſche und botaniſche Schriften verfaſſend, worunter ſeine Flora der Schweiz, die Boerhaviſchen Vorleſungen, die Phyſiologie und ſeine anatomiſchen Tafeln. Von 1745 an war er Mitarbeiter, ſeit 1747 Direktor der Göttingiſchen gelehrten Zeitung; auch gerieth er mit mehreren Gelehrten in Streitigkeiten, ſo mit Homberger in Jena über das Athemholen, mit Linne über die Botanik, mit La Mettrie, weil ihm dieſer ſein atheiſtiſches Buch l'homme machine widmete und ihn dadurch in den Geruch des Atheismus bringen wollte. Die Akademien zu London, Stockholm, Bologna, Paris, Florenz, Berlin u. A. erkoren ihn zu ihrem Mitgliede, 1749 ward er von Kaiſer Franz in den Reichsadelſtand erhoben und vom Könige von England und Hannover zum Staatsrath ernannt. Als er 1745 ſeine Vaterſtadt beſuchte, ward er als Mitglied in den großen Rath aufgenommen und da ſeine Kollegen durch Kabalen ihm in Göttingen den Aufenthalt verleideten, ſo entſchloß er ſich, nach Bern zurückzukehren. Doch nahm er noch 1751 an der Stiftung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften Antheil und wurde zu deren beſtändigem Präſidenten erwählt. Im Jahre 1753 nahm er ſeine Entlaſſung und ging nach Bern zurück, behielt jedoch ſeinen Gehalt, ſeine Titel und die Präſidentenſtelle der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und war beſtändig für die gelehrte Zeitung thätig, in welche er über zwölftauſend Recenſionen lieferte. In Bern erkannte man ſeine Verdienſte ſo ſehr an, daß er alle auswärtigen Anträge ablehnte und nunmehr ſein ganzes Streben dem Wohle des Vaterlandes zugewendet war. Er verbeſſerte als deren Direktor die Salzwerke zu Bex und Aigle, die Anſtalten der Akademie Lauſanne, die mediciniſche Polizei, beförderte den Ackerbau, machte den Plan zu einem Waiſenhauſe und vermittelte den Gränzſtreit zwiſchen Bern und Wallis. Er war auch literariſch ungemein thätig, ſchrieb die botaniſche, chirurgiſche, anatomiſche und mediciniſch-praktiſche Bibliothek, verfaßte drei Romane, führte eine reiche Correſpondenz in fünf Sprachen, erhielt 1777 den Beſuch des Kaiſers Joſeph II. und ſtarb am 12. December 1777. Haller's Verdienſte um die Wiſſenſchaften ſind ungemein groß, namentlich um die Botanik und Phyſiologie. Er ſtellte die Lehre von der Reizbarkeit auf, machte die ſorgfältigſten Beobachtungen über die Theorie der Erzeugung und erforſchte ebenſo die Naturgeſchichte des Thierreichs. Seine früheren poetiſchen Verſuche verbrannte er ſelbſt, ſeine übrigen erſchienen: Verſuch Schweizeriſcher Gedichte, Bern 1732, 8°, und ſind bis zu ſeinem Tode 33 Mal aufgelegt worden. Seine Lehrgedichte ſind: Ueber die Ehre, 1728; Die Alpen, 1729; Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, 1729; Ueber den Urſprung des Uebels, 3 Bücher, 1734. Die letzte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien 1828. — Friedrich Karl Kaſimir Freiherr von Creuz iſt am 24. November 1724 zu Homburg v. d. Höhe geboren, ward, ohne die Univerſität beſucht zu haben, 1745 Hofrath bei der Regierung, führte ſeit 1749 die Streitigkeiten zwiſchen Homburg und Darmſtadt zu Gunſten des Erſteren, wurde deshalb 1755 von letzterem Staate ein Jahr lang auf einer Feſtung gefangen gehalten, wurde 1751 heſſiſcher Staatsrath, ward Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin und Reichshofrath, arbeitete ſehr viel und ſtarb am 6. September 1770. Er ſchrieb Oden und Lieder, 2. Thle., Frankfurt 1769, aber ſehr nüchtern, ein Trauerſpiel Seneca, daſelbſt 1754, das an demſelben Fehler leidet, und „die Gräber", daſelbſt 1760; auch in's Gebiet der Philoſophie wagte er ſich mit ſeinem, Montesquieu entgegengeſetzten Buche: „Ueber den wahren Geiſt der Geſetze" (1768) und

der Schrift considerationes metaphysicae (1760). — Johann David Triller iſt 1695 zu Erfurt geboren, wurde Hofrath und Profeſſor der Medicin in Wittenberg und ſtarb daſelbſt 1782. Er ſchrieb: Der ſächſiſche Prinzenraub, Frankfurt 1713; Wurmſaamen, 1751; Neue Aeſopiſche Fabeln, Hamburg 1740 und 1750; Poetiſche Betrachtungen, 6 Th., 1725—50. — Johann Jakob Duſch iſt am 12. Februar 1725 zu Celle geboren, ſtudirte Theologie zu Göttingen, lebte ſeit 1756 zu Altona, wurde 1766 Rector am dortigen Gymnaſium, erhielt den Titel als däniſcher Juſtizrath und ſtarb am 18. December 1787. In ſeinen Gedichten fehlte ihm vorzüglich Phantaſie und ſeine Schriften ſind meiſtens überladen mit rhetoriſchem Schmuck. Er ſchrieb: Moraliſche Briefe zur Bildung des Herzens, Leipzig 1759, 2 Bde.; mehrere Romane, wie: Geſchichte Karl Ferdiner's, 3 Bde., Breslau 1776 und die Pupille, 2 Bde., Leipzig 1798. Auch ſeine Briefe zur Bildung des Geſchmacks, 6 Thle., Leipzig 1764 und 1773, fanden damals Beifall. Seine vermiſchten Werke erſchienen 1754. — Withof iſt 1725 zu Duisburg geboren, ſtarb 1789 und ſchrieb über die Unſterblichkeit (in den moraliſchen Ketzern). — Der Breslauer Arzt Tralles ahmte Haller in ſeiner Beſchreibung des Rieſengebirges nach, iſt aber ſehr proſaiſch und platt. — Sonſt ſchrieben noch ähnliche Lehrgedichte: Sucro, über die beſte Welt; Lichtwer, Recht der Vernunft; Uz, Theodicee; Wieland, über die Natur der Dinge; Kaſtner, über die Kometen; Tſcharner, von der Wäſſerung der Aecker; Elias Schlegel, über Mathematik; ja ſogar Leſſing machte in ſeiner Jugend ein Gedicht von der Mehrheit der Welten, das er ſpäter ſelbſt belachte.

162. Einen Gegenſatz zu Haller bildet Friedrich von Hagedorn aus Hamburg, der ein feiner, gewandter Lebemann von heiterer Laune, Jovialität und ſogar etwas locker war, ſich in allen Geſellſchaften leicht bewegte, Vieler Freundſchaft erwarb und ein gutes, weiches Herz beſaß, welcher Charakter ſich in allen ſeinen Gedichten abſpiegelt. So gern er Ausländer als Vorbilder nahm, wie den Lafontaine für die Fabel, den Chapelle und Chaulieu für das lyriſche Gedicht und Boileau und Pope für das moraliſche Gedicht, ſo hielt er ſich doch auch an die älteren deutſchen Dichter und bildete dadurch einen Gegenſatz zu Haller, von dem er ſich überhaupt dadurch unterſchied, daß er die Franzoſen und feinere Hofpoeſie vorzog, Alles mit heiterem Auge anblickte, ſelbſt in der Satire mehr die gutmüthige Ironie vorwalten ließ, gern mit der Welt ſchwamm und die Fortſchritte der Poeſie ſo auf ſich einwirken ließ, daß er ſeine Gedichte fortwährend auszufeilen und zu verbeſſern ſuchte. Anfangs zeigten ſeine Gedichte noch ganz das Gepräge der Canitziſchen Richtung, aber bald machte er ſich davon los, ſeine Poeſie wurde reiner und heiterer und der Einfluß des Horatius zeigte ſich bei ihm zuerſt in ſchönerem Lichte. Doch herrſcht auch bei ihm noch zu oft die Reflexion vor, die Empfindungen ſind häufig weniger erlebt, als erdacht und ſeine Naivetät iſt nicht überall wahr. Sein dichteriſches Selbſtgefühl, ſeine Behaglichkeit des Lebens und ſeine äußere Stellung ließen ihn allen Streitigkeiten der Poeten fern bleiben und dieſ Kämpfe ſchadeten ihm auch nicht, denn ganze Schaaren von Dichtern der heiteren Gattungen folgten ihm und ſein Einfluß auf die nachfolgende Zeit war höchſt bedeutend. In ſeinen Gedichten ſind beſonders drei Seiten hervorzuheben, die Lyrik, Didaktik und Fabel. Seine Wein- und Liebeslieder athmen

einen frohen Weltton, frei und sorgenlos, und sind meistens epigrammenartig zugespitzt, wie die Franzosen es liebten, seine didaktischen Gedichte sind nach horazischer Art voll Urbanität gedichtet und sollen die ächte Zufriedenheit und wahre Freude lehren. In der Fabel versuchte sich Hagedorn gleichfalls mit Glück und es ist darin derselbe Grundcharakter zu finden; nur sind dieselben oft zu weitschweifig und ungefällig. Eigentliche Fabeln dichtete er jedoch weniger, denn meistens sind es Anekdoten, Schwänke und Erzählungen, bei denen es schon ein großer Fortschritt war, daß ihm die Erzählung Selbstzweck war. Aus diesem Kreise werden sogar jetzt noch einige Produkte gern gelesen, wie sein Johann, der muntere Seifensieder, das Mailied und die Fabel vom Hühnchen und Diamant, von denen jedoch das erstere Gedicht dem Burkard Waldis entlehnt ist.

Friedrich von Hagedorn ist 1708 von vermöglichen Eltern geboren, die später ihr Vermögen verloren, erhielt eine gute Erziehung, dichtete schon im eilften Jahre, erhielt Aufmunterung dazu durch Brockes, studirte die Rechte in Jena bis 1729, gab dann eine Sammlung Gedichte heraus, die noch sehr der Feile entbehrten, erhielt im nächsten Jahre beim dänischen Gesandten in London die Stelle als Privatsecretär, trat 1731 zurück, machte eine Reise durch Brabant und Holland und nahm dann die Stelle als Secretär beim englischen Court in Hamburg an, die ihn der Nahrungssorgen enthob und viel freie Zeit ließ, verheirathete sich und lebte ganz der Poesie, bis er im Jahre 1756 starb. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien als „Versuch" 1729 zu Hamburg; seine moralischen Gedichte daselbst 1750 und dann 1751 und 1752 und seine poetischen Werke daselbst 1756 in 3 Theilen, welche Sammlung 1757, 1764, 1769 und später neu aufgelegt wurde. Unter seinen Gedichten sind auch drei Satiren: über die Gallomanie, der Gelehrte und der Schwätzer, eine Nachahmung des Horatius.

163. Die erwähnten drei Dichter sind diejenigen, welche die neue Epoche der Literatur eröffneten, aber vollständig gebrochen mit der älteren Zeit ward erst durch die neuerwachte Kritik, die zuerst in Gottsched lebendig wurde und dann durch die Streitigkeiten mit den Zürichern sich läuterte und eine richtige Basis erhielt. Johann Christoph Gottsched ward dadurch der eigentliche Begründer und Eröffner der neuen Richtung und nur ein Mann wie er war geeignet dies zu thun, weil das Gemeine und Platte blos auf seinem eigenen Felde, mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden kann. In Ostpreußen geboren, von einem Schulpoeten unterrichtet, ein junger Mann von imponirender Gestalt, floh er vor den Werbern aus seinem Vaterlande, ging 1723 nach Leipzig, ward Hauslehrer bei Mencke, gelangte zum akademischen Lehramte und kam auch in die deutsch-übende Gesellschaft, die er alsbald zu seinen Zwecken zu benützen suchte und daher die „Deutsche" nannte, weil er damit umging, sie zur Akademie und Gesetzgeberin zu machen. Nach dieser Gesellschaft und abhängig von ihr bildeten sich rasch andere Vereine, die Gottsched's Ansehen verbreiteten, er selbst schrieb Lehrbücher, um sich als kritischer Meister aufzuthun, wie eine Redekunst, kritische Dichtkunst, Weltweisheit und Sprachkunst, machte daraus wieder kleinere Auszüge, um diese Bücher in die Schulen

zu bringen, suchte sich allenthalben die Lehrer zu verbinden und ward dadurch der unumschränkte Kritiker und Diktator in Sachen der Kunst und des Geschmacks fast dreißig Jahre hindurch. Hierfür gab er nicht nur seit 1725 kritische Zeitschriften heraus, die für die übrigen den Ton angaben, sondern er wirkte besonders auch vom Katheder, hielt Vorlesungen in deutscher Sprache, ließ geeignete Werke übersetzen und verhalf der deutschen Sprache wieder zu ihrem Recht. In seinen kritischen Bestrebungen hielt er sich an die Leibnitz-Wolfische Philosophie, er suchte es mit keiner Partei der Theologen zu verderben, obschon seine ganze Richtung der Orthodoxie entgegen war, erhob sich gegen die französische Freigeisterei und strebte sogar darnach, den Hof sich zu verbinden, weshalb er auch die dahinzielende Gelegenheitspoesie wieder in Schutz nahm und dadurch den ganzen Troß der Gelegenheitspoeten und Bettelreimer für sich gewann. Seine Zeitschriften waren zwar blos nüchtern und gewöhnlich, ganz dem französischen Geschmacke eines Boileau gemäß, aber sie waren dadurch auch dem Mittelstande angepaßt, dem jede feinere Bildung fremd war, und er bewirkte dadurch den Umschwung der Literatur vom Volke aus, nicht von oben herunter. In seiner kritischen Dichtkunst sind die Regeln den Franzosen entlehnt und verwässert; aber er mußte dies fast thun, um die Ueberschwänglichkeit eines Marini und Lohenstein zu verbannen. Seine Beispiele sind den Alten, den Franzosen und Deutschen entnommen und die Wahl derselben ward wohl auch dadurch bedingt, daß er die Partei berücksichtigen mußte, die ihn trug, denn hätte er nicht Partei gemacht, armselige Poeten gelobt und durch seine Recensionen Lärm verursacht, so wäre auch seine Wirksamkeit nur eine höchst geringe geblieben. In diesem Streben genügte ihm aber seine eigene Thätigkeit nicht, er trieb auch Andere zum Schreiben an, gründete dadurch eine wahre Bücherfabrik, die nach seinen Vorlagen arbeitete, und holte sich sogar eine Frau, die für ihn literarisch thätig war. Luise Victorie Adelgunde Gottsched, geborene Kulmus, besaß jedoch einen feineren Sinn als er, sie war schon früher Dichterin und hatte keinen Gefallen an manchen seiner Thorheiten, wie daß er z. B. Schönaich krönte, ja sie ließ sich nicht einmal bewegen, in die deutsche Gesellschaft zu treten. Hätte sie sich nicht von ihrem Manne verleiten lassen, an seinen Streitigkeiten Theil zu nehmen, so hätte sie einer rühmenderen Erwähnung in der Literaturgeschichte sich verdient gemacht. Neben ihr war dann noch der Magister Johann Joachim Schwabe für Gottsched thätig und dieser selbst zeigte der Welt mit großer Wichtigthuerei die Arbeiten seiner Schüler, wovon 1738 ein Band Proben herauskam.

Es war freilich vermessen von Gottsched, sich der Welt als Dichter, Redner, Uebersetzer und Philosoph aufdringen zu wollen, ohne dazu eigentlichen Beruf zu haben; aber indem er durch alle möglichen Mittel sich emporhob, warf er wieder Glanz und Ansehen auf die deutsche Sprache und Literatur selbst und regte er den Eifer für dieselbe an. Ob er aus richtigem Takte, oder vom Zufall

geleitet dazu kam, sein Hauptaugenmerk dem Drama zuzuwenden, wissen wir nicht; er hat jedoch hier zunächst anregend gewirkt, denn ein erfolgreicher Umschwung konnte nur von daher kommen. Abgesehen von den Uebersetzungen französischer Stücke, die er und seine Frau herausgaben und die in der deutschen Schaubühne stehen, wollte Gottsched auch selbstproducirend auftreten und schrieb deshalb nach dem Vorbilde des englischen Dichters Addison seinen Kato, den er als Muster dieser Art aufstellte und der, so schlecht und lächerlich er auch ist, dennoch viel dazu beigetragen hat, den Geschmack zu verbessern. Der Beifall, mit dem sein Kato und seine Uebersetzungen gegeben wurden, verleiteten Gottsched zu dem Entschlusse, den Hanswurst von der Bühne zu verbannen, und es ward ihm 1737 nicht schwer, die Schauspieldirektorin Neuber dazu zu vermögen, daß sie den Hanswurst mit einer lächerlichen Feierlichkeit auf der Bühne entfernen ließ. Allerdings zeigte dies Autodafe an, daß damit alle nationale Eigenthümlichkeit von der Bühne verbannt sei, aber gerade damals war auch der Hanswurst so ledern und das Volksschauspiel so erbärmlich, daß es ganz gut war, es für einige Zeit in Mißcredit zu bringen und die steifmonarchischere Tragödie und das französische vornehme Drama an dessen Stelle zu setzen.

Gottsched suchte auch durch Uebersetzung andere Schriften der Franzosen bei uns einzuführen, z. B. Fontenelle's Rede über die Mehrheit der Welten, gab Nachrichten über die Erfolge in der Bühnenwelt, verbreitete die Lehren der praktischen Philosophie im Volke und noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren seine Lehrbücher in allen Schulen verbreitet, in allen Kreisen gerühmt. Damals hätte denn auch Gottsched sich zurückziehen und den Platz jüngeren Kräften überlassen sollen, denn seine Mission schien erfüllt zu sein; aber indem er sich zäh und fest als Diktator des Geschmacks behaupten wollte, da er für seine Ansicht und seine Partei das Recht der Untrüglichkeit in Anspruch nahm und nicht mit der Zeit voranschreiten wollte, so wuchs diese ihm über den Kopf, seine Streitigkeiten mit seinen Gegnern raubten ihm nach und nach alles Ansehen und zuletzt ward er lächerlich und ein warnendes Beispiel für alle Spätere, die den Geist in sich monopolisiren und den Fortschritt an sich allein fesseln wollen. Und doch hat Gottsched gerade in der letzten Zeit sich noch die meisten Verdienste erworben, indem er das nöthige Material zu einer Geschichte des deutschen Drama's sammelte, den Reinecke Fuchs herausgab und selbst in seinen so mißhandelten Kritiken von Klopstock's Messiade dessen wunde Flecken und Blößen ganz richtig traf.

Johann Christoph Gottsched, der Sohn eines Predigers, ist am 2. Februar 1700 zu Juditтenkirch bei Königsberg geboren, bekam im elterlichen Hause den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, bezog 1714 die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren, wandte sich bald dem Studium der Philosophie, schönen Wissenschaften und Sprachen zu, gab einige Gedichte und philosophische Abhandlungen heraus, floh vor den Werbern nach Leipzig, wo ihn der Magistrat schützte und er Hauslehrer bei Mencke wurde, und hielt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften. Die deutschübende Gesellschaft wählte ihn

1726 zu ihrem Senior, erhielt dann von ihm den Namen der Deutschen und wirkte sehr zu Gunsten Gottsched's, der jedoch später, weil man einen seiner Gegner aufnahm, austrat und die Gesellschaft der freien Künste stiftete. Er wurde 1730 außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst, 1731 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, verheirathete sich 1735, wurde Decemvir der Universität und Senior der philosophischen Facultät und des Fürstencollegiums und starb am 12. Decbr. 1766. Eine seiner ersten Arbeiten ist die Herausgabe der Gedichte von Pietsch, der sein Lehrer war; von Zeitschriften ließ er erscheinen: 1725 die unvernünftigen Tadlerinnen, 1727 den Biedermann, 1731 bis 1744 die kritischen Beiträge, 1745—50 den neuen Büchersaal und 1751—62 das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Sonst ist von ihm zu nennen: Redekunst, 1728; kritische Dichtkunst, 1729; Weltweisheit, 1734; Sprachkunst, 1748; Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 2 Bde., 1757—65; Sterbender Cato, 1732; Iphigenie, aus dem Französ. des Racine, 1732; die pariſiſche Bluthochzeit, 1732; Agis, König zu Sparta, 1753; Atalante, 1742; Endymion, 1721; Triumph der Treue, 1754 (mit Ausnahme des Kato nur Uebersetzungen); Heinr. v. Alkmar Reineke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 in's Hochdeutsche übersetzt 1752, und sonst noch Zahlreiches, das längst vergessen ist. — Seine Frau, Luise Adelgunde Victorie, war die Tochter des polnischen Leibarztes Kulmus, ist im Jahre 1713 zu Danzig geboren, erhielt eine gute Erziehung, hatte viele Kenntnisse in der Geographie, Geschichte, Tonkunst und im Zeichnen, lernte, schon verheirathet, noch die lateinische und griechische Sprache, half ihrem Mann bei seinen Arbeiten, ohne deßhalb die häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, schrieb Manches, hatte überhaupt mehr Geist als ihr Gemahl, schrieb auch besser und starb 1762. Sie übersetzte die Tragödien Cato, Cornelia und Alzire; schrieb die Panthea, 1745; die Lustspiele: die Pietisterey im Fischbein-Rock oder die doctormäßige Frau, 1736; die ungleiche Heirath, 1743; die Hausfranzösin oder die Mamsell, und das Testament; ferner drei Satiren: Eine satirische Lobrede auf den sogenannten Amaranthes, 1738; eine Satire gegen den homiletischen Schlendrian jener Zeit, 1740, und die Satire: der kleine Prophet von Böhmischbroda 1753 gegen die Operette: der Teufel ist los. Ferner gab sie heraus: Triumph der Weltweisheit, 1738; und nach ihrem Tode erschienen ihre Briefe, Dresden 1771 in 3 Thln., welche das Beste aus ihrer Feder sind.

164. Ein so einseitiger Mann mit solchem Starrsinne mußte bald entschiedene Gegner hervorrufen und man konnte auch gleich in seiner ersten Zeit erkennen, nach welcher Seite hin Spaltungen entstehen würden. Doch um diese vor dem Publikum zu eröffnen, um Gottsched gegenüber mit Erfolg zu wirken, war ein Mann nöthig, wie Johann Jakob Bodmer aus Zürich, der von redlichem Willen erfüllt war, die deutsche Literatur wahrhaft zu fördern, sich durch Princip und Richtung von Gottsched unterschied und ebenso wie dieser seinen Geschmack für ausschließlich hielt und nach persönlicher Diktatur strebte, ebenso eingebildet war und sich für einen großen Dichter und Meister ausgab. In Zürich waren damals zahlreiche Freunde der Literatur versammelt und Bodmer, der von Jugend an sich dem Dilettantismus hingab, von der Wissenschaft zum Kaufmannsstande überging, auch da nicht aushielt, sondern sich in ein Amt zurückzog, das ihm freie Muße verstattete, ward ein wahrer Enthusiast für die Literatur, vielgeschäftig, beweglich und machte sich Alles, was herauskam, gleich zu eigen, wie ein Kind, das nach Allem greift, was es sieht, immer thätig sein will, durch übertriebenes Lob verwöhnt und dann durch jeden Tadel gereizt

wird. Bodmer arbeitete daher viel, aber leicht, selbstgefällig und ließ es drucken, unbekümmert ob es Werth habe, oder nicht. Dieses Sichgehenlassen verlieh ihm aber auch eine Leichtigkeit und Gewandtheit, zu scherzen und das zu belachen, was der pedantische Gottsched mit verbissenem Grolle aufgenommen hätte, und bewirkte, daß ihm die besten Köpfe ihre Freundschaft schenkten und eben dadurch auch sein Ansehen mehrten. Doch hielten sie es nicht lange bei ihm aus, weil er zuletzt seine Herrschsucht zu sehr zeigte. Bodmer hielt sich auch für einen Poeten, obschon er dazu nicht viel mehr Talent besaß wie Gottsched, und seine Leistungen in dieser Hinsicht sind sehr schwach, wie sein Epos Noachide, zu dem er schon vor Klopstock's Messiade die Idee gefaßt haben wollte, seine dramatischen Arbeiten, seine Uebersetzungen von Homer, Apollonius, Buttler und Milton beweisen, und nur dadurch hat er einen Vorzug vor Gottsched, daß er besser und eindringlicher auf die altdeutschen Dichterwerke verwies, die mittelalterliche Romantik besser hervorzog und nicht nur die Gedichte von Canitz und Opitz wieder herausgab, sondern auch die Manessesche Sammlung der Minnesänger und Bruchstücke des Nibelungenlieds drucken ließ, was von den erfreulichsten Folgen war. Hierbei hatte er aber die Unterstützung eines trefflichen Mannes, des Züricher J. J. Breitinger, der gelehrter, einsichtsvoller und behutsamer als Bodmer, ein lebensfroher Mann und ausgezeichneter Kritiker war und sich seinen Blick nicht durch die Anmaßung verwirrte, selbst als Dichter auftreten und gelten zu wollen. Ohne diesen hätte Bodmer den Kampf auch nicht durchführen können, welcher sich zwischen ihm und den Leipzigern erhob.

Die englische Zeitschrift „der Zuschauer" von Addison veranlaßte Beide und einige Freunde, eine ähnliche Zeitschrift auch in Deutschland herauszugeben, und so entstanden in den Jahren 1721—22 die Discurse der Maler, wozu Bodmer fast die Hälfte des Inhalts lieferte. Die Kritik darin ward freilich auf eine höchst unbeholfene, fast läppische Weise geführt, aber auch so gab diese Zeitschrift die Veranlassung zum mächtigsten Umschwunge in unserer Literatur, denn sogar Gottsched kam dadurch zuerst auf die Idee, die Poesie kritisch zu behandeln. Die Zeitschrift richtete sich zunächst gegen die große Schaar der erbärmlichen Alltagsschriftsteller, die sich in den Zeitungen und Wochenschriften breit machten, und wies zuerst wieder darauf hin, wie allein der Einfluß der Einbildungskraft den Geschmack wieder bessern könne, womit überhaupt die Grundverschiedenheit der Schweizer und Gottsched's dargelegt wurde. Hatten schon die Gedichte von Haller und Hagedorn die Schweizer in ihrem Bestreben ermuntert, so kam ihnen Milton's verlorenes Paradies gerade zu rechter Zeit, um sie in ihren Ansichten zu befestigen. Bodmer ergriff sogleich diese Richtung, als er den Plan zur Noachide faßte, und übersetzte Milton's Werk, welches Unternehmen Anfangs sogar Gottsched billigte, obschon er es in seiner Kritik nicht unterlassen konnte, einige höhnische Seitenblicke darauf zu werfen. Als

Letzterer entschiedener gegen Milton auftrat und erklärte, diese Geschmacksrichtung werde sich nicht länger erhalten, entbrannte darüber der heftigste Streit und plötzlich erschien Klopstock's Messiade, welche von ganz Deutschland mit Bewunderung aufgenommen wurde und den Schweizern den vollständigsten Sieg verschaffte. Bis dahin verging jedoch eine Reihe von Jahren und inzwischen bestand sogar ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Leipzig und Zürich, obschon es Gottsched nicht lassen konnte, immer gröbere Sticheleien auf die Schweizer einfließen zu lassen und ihnen sogar heftige Seitenhiebe zu geben. Auch die Schweizer enthielten sich eines stärkeren Auftretens, bis ihnen aus Norddeutschland eine erwünschte Ermunterung zukam, welche wir zuerst betrachten müssen, ehe wir diese Streitigkeiten weiter verfolgen.

Johann Jakob Bodmer, der Sohn eines Pfarrers, wurde am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, sollte dann Theologie studiren, was er aber aus Abneigung unterließ, hierauf in Italien die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Freude an Romanen und Abenteuern und lebte seit 1720 zu Zürich als Privatmann, worauf er 1725 Professor der Schweizergeschichte, 1737 Mitglied des großen Raths wurde, und ein hohes Alter erreichte, in welchem er sich auf ein Landgut zurückzog, 1775 sein Lehramt niederlegte und am 2. Januar 1783 starb. In Verbindung mit Breitinger und Anderen gab er 1721 die Zeitschrift „Discurse der Maler" heraus. Im Jahre 1740 erschienen seine Abhandlungen vom Wunderbaren in der Poesie, 1736 sein Briefwechsel mit Conti über die Natur des poetischen Geschmacks, 1746 seine eigenen Gedichte, 1752 die Noachide, 1758—59 die Minnesänger, 1753 Wolfram von Eschenbach, 1757 altdeutsche Fabeln, 1745 die Gedichte von Opitz und 1737 jene von Canitz; endlich übersetzte er 1724 Milton's verlorenes Paradies, 1737 Buttler's Hudibras, 1749 die Argonauten des Apollonius und 1778 Homer's Werke. Außer der Noachide, welche von Collyer in's Englische übersetzt wurde, gab er unter dem Titel Kalliope in 2 Bänden 12 kleinere epische Gedichte heraus, nämlich: Jakob und Joseph, Jakob und Rahel, Dina und Sichem, Joseph und Zulika, die Sündfluth, die gefallene Zilla, Jakobs Wiederkunft von Haran, Kolombona, die Rache der Schwester, Ynkle und Yariko, Monime, Parcival; ferner schrieb er von epischen Gedichten: Wilhelm von Oranse, zwei Gesänge; das Begräbniß und die Auferstehung des Messias, Frankfurt und Leipzig 1775, 8°; Hildebold und Wibrade, Chur 1777, 8°; Makarin, Sigarin, Adelbert, drei epische Gedichte, Zürich 1778. Eine Art komische Epopöe ist sein Arminius Schönaich, ein episches Gedicht von Hermanfried, 1756. In das Gebiet der Satire gehören seine Schriften im Gottsched'schen Streit, nämlich: Nothwendiges Ergänzungsstück zu der Schutzvorrede Herrn D. Driller vor seinem neuen äsopischen Fabelwerke, 1740; Ablehnung des Verdachts, daß sich die Schweizerische Nation habe überreden lassen, an Milton's verlornem Paradiese Geschmack zu finden; Echo des deutschen Witzes; Komplott der herrschenden Poeten; vom Natürlichen in Schäfergedichten, 1746; von den Grazien des Kleinen, 1769; der gerechte Momus, 1780; und Anderes in den freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern, 1741—63. Eine satirische Parodie auf Lessing's Fabeln ist: Lessing'sche unäsopische Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere ꝛc., 1760; zu seinen Tragödien gehören: der erkannte Joseph und der keusche Joseph, zwei tragische Stücke in fünf Aufzügen, 1751; Ulysses, 1760; drey neue Trauerspiele, Johanna Gray, Friedrich von Toggenburg, und Oedipus, 1761; Neue theatralische Werke, Lindau 1768—69, 3 Bde.; der Fußfall vor dem Bruder, 1773; der Hungerthurm zu Pisa, Lindau, 1770, ist Parodie des Ugolino von Gerstenberg. Sonst schrieb er Dramatisches: Politische Schauspiele, Zürich 1768—69,

3 Thle.; Cajus Gracchus, ein politisches Schauspiel, 1773; der Tod des ersten Menschen, und die Thorheiten des weisen Königs, zwey religiöse Dramen, 1776. Seine kritischen Lobredichte und Elegien erschienen 1747. — Johann Jakob Breitinger entstammte einem alten Züricher Geschlechte und ist am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Er studirte alte Sprachen, Philosophie, Literatur und Geschichte, nahm dann mit Bodmer großen Antheil an der Verbesserung des Geschmacks, gab 1723 Verbesserungen zu Statius heraus, besorgte 1731—32 eine bessere Ausgabe der Septuaginta, wurde 1731 Professor der griechischen und hebräischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, später Kanonikus, verbesserte das Gymnasium und die theologischen Lehranstalten Zürichs, stiftete die ascetische Gesellschaft, förderte und unterstützte junge Talente, besonders auch Haller, und starb am 14. December 1776. Er hat viele kleinere Schriften, besonders über die Schweizerischen Alterthümer erscheinen lassen und seine kritische Dichtkunst kam 1740 nebst seiner Abhandlung von den Gleichnissen heraus.

165. Christian Ludwig Liscow aus dem Mecklenburgischen wandte zuerst die Satire auf die verderbliche Richtung in der Literatur an und ging so gerade und energisch auf sein Ziel los, daß er weder Namen noch Stand schonte und auch die Schweizer ermunterte, gegen den so gefürchteten Gottsched nachdrücklicher aufzutreten. Liscow ist unstreitig der bedeutendste Satiriker, ausgezeichnet durch philosophische Auffassung, geistreiche Schärfe der Ironie, männliche Gesinnung und den Muth, die allgemeinen Gebrechen an persönlichen Repräsentanten darzustellen. Hinsichtlich der Schreibart war er zwar correct und phantasielos nach Art der Franzosen, aber so rein und keck, daß er geradezu den Uebergang zu Lessing anbahnte. Er erhob sich in seiner Satire sowohl gegen die symbolisch-theologische Orthodoxie, als auch gegen die anmaßenden Mittelmäßigkeiten unter den Schriftstellern, welche die Hauptursache waren, daß die Literatur sich nicht heben konnte, und worin er ebenfalls wieder ein Vorgänger Lessing's war, dem er überhaupt in sehr vielen Punkten gleicht. Wo eine solche Mittelmäßigkeit sich erhob, um den Absolutismus in der Literatur zu predigen, schwang Liscow gleich die Geißel der Satire zur Vertheidigung der geistigen Freiheit und zwar mit solcher Gewalt und solchem Nachdrucke, daß er seinen Gegner vollständig vernichtete. Unter diesen machten sich besonders der Magister Sievers und der Professor Philippi zu Halle bemerklich, welche solche Zeitschriften herausgaben und die Mittelmäßigkeit in ihren Schutz nahmen, so daß an ein Besserwerden nicht zu denken war, so lange solche Subjekte eiferten. Und doch zeigte auch Liscow ein edles Herz gegen sie, indem er mit seinen Angriffen einhielt, als Philippi in Unglück gerieth, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß er sich hier und da zu sehr reizen und von persönlichem Hasse leiten ließ, was man ihm namentlich gegen Sievers Schuld gab. Seine Schriften „Ueber die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit" (1730) und besonders „Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, 1734" zeichnen sich besonders aus und hierin ist weder Stand noch Rang geschont, so daß ihm diese Satiren auch im Leben manche Verfolgung zuzogen. Hiermit gab er natürlich schon indirekt Anlaß zur Verlachung

der Gottschedianer, wenn er diesen selbst auch nicht angeführt, ja seiner vertrauensvoll gedacht hatte; die Schweizer ließen jedoch seine Schrift nachdrucken und fügten Gottsched den Namen der elenden Scribenten bei, wogegen Liscow sich nicht erhob, der überhaupt nun auch von Gottsched ungünstig zu sprechen begann und durch die Sammlung seiner Schriften einen festen Grund für die Aufnahme, Würdigung und Pflege der poetischen Kritik legte.

Christian Ludwig Liscow entstammt einer mecklenburgischen Predigerfamilie, wurde am 26. April 1701 zu Wittenberg geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht, besuchte das Gymnasium in Lübeck, vielleicht später auch zu Wismar, und bezog im siebenzehnten Jahre die Universität Rostock, 1718, wo er die Rechte studirte und sich durch scharfsinnige Disputationen auszeichnete. Später studirte er auch in Jena, 1722, und vielleicht auch in Halle, von da an fehlen aber Nachrichten über ihn. Erst im J. 1726 erschien er wieder in Schwerin und begann seine schriftstellerische Thätigkeit, worauf er dieselbe ununterbrochen fortsetzte, einige Zeit zu Lübeck im Hause des Geheimen Raths von Thienen als Privatlehrer seiner Stiefsöhne v. Brömbsen zubrachte, hier Veranlassung zu seinem Streite mit dem Magister Sievers bekam und 1729 Gottsched kennen lernte; er ging im Frühjahr 1734 von da weg nach Wismar und ward Privatsekretär des holsteinischen Geheimeraths Matthias von Clausenheim, wo er abwechselnd in Hamburg und Körchow lebte, bis er im October 1735 in die Dienste des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg trat, der aus dem Lande vertrieben war und bis 1741 in Wismar lebte. Er wurde wirklicher Sekretär desselben für die diplomatischen Angelegenheiten und ging in des Herzogs Aufträgen im April 1736 nach Paris, wo er aber seinen Zweck nicht erreichen und auch vom Herzoge nicht die Mittel zur Heimreise erhalten konnte, weßhalb er sich im Anfang September nach Rotterdam begab, aber auch von hier aus kein Geld erlangen konnte, bis ihn Freunde in den Stand setzten, nach Hamburg zu gehen, wo er im April und Mai 1737 seine Entlassung verlangte, weil man ihn im Stiche gelassen. Im J. 1738 ging Liscow als Privatsekretär nach Preetz zum Geheimen Rath von Blome, wo er angenehme Tage zubrachte, gab 1739 seine Schriften heraus, schrieb über die pragmatische Sanction, soll nach Hamburg gegangen sein, eine Reise nach England gemacht haben und kam im December 1740 nach Hannover, wo man ihm Hoffnung auf eine Stelle gemacht hatte und er wirklich preußischer Legationssekretär beim Grafen Dankelmann wurde, mit dem er nach Mainz und Frankfurt ging. Auf der Rückreise blieb er im Mai 1741 in Hamburg zurück, verließ den preußischen Dienst, ward im Juli Privatsekretär des sächsischen Ministers, Grafen von Brühl, und im September Königlicher Kabinetssekretär, wozu 1745 der Titel als Kriegsrath kam. Er ward vorzüglich in polnischen Angelegenheiten gebraucht, arbeitete die Staatsschriften in diesem Fache aus, war befreundet mit dem Dichter Rost, verheirathete sich 1745, erhielt dadurch das Gut Berg vor Eilenburg, nahm an einem Memorial über die öffentliche Verwaltung Sachsens Antheil und ward deßhalb im December 1749 zur Verantwortung gezogen und festgehalten. Endlich im April 1750 wurde er gegen das eidliche Versprechen des Schweigens über alles Vergangene der Haft und des Amts entlassen, ging dann auf sein Gut bei Eilenburg und starb daselbst am 30. October 1750, immer mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Es hat sich darüber die noch nicht widerlegte Nachricht allgemein erhalten, daß Liskow zu Berg bei Eilenburg in einer Art Haft lebte, die sich auf zwei Stunden Umfang erstreckte. Seine Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften erschien 1739 in zwei Ausgaben. 1806 hat sie Müchler, Berlin, 3 Bände, wiederholt. Ueber sein Leben berichten Helbig, Leipzig 1844, und Lisch, Schwerin 1845, beide nach Archivurkunden und sich gegenseitig ergänzend. — Der Magister Sievers aus Lübeck ist 1701 geboren, war ein fleißiger, aber anmaßender junger Mensch, der seit seinem einundzwanzigsten Jahre

schriftstellerte, schrieb zahlreiche Schriften und starb 1736. — Johann Ernst Philippi ist zu Merseburg geboren, war 1731—35 Professor der Beredtsamkeit in Halle, lebte dann in Göttingen, Jena und anderwärts und schrieb Allerlei, z. B. Cicero, ein großer Windbeutel, Rabulist und Charlatan, 1735; Regeln und Maximen der edeln Reimschmiedekunst, auch kriechender Poesie, 1743 u. s. w.

166. Nachdem einmal der Streit mit Gottsched eröffnet war, begannen die Schweizer selbständiger aufzutreten, erschienen 1740 Breitinger's Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmer's Schrift von dem Wunderbaren, bald darauf seine Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter und setzte dem Gottsched'schen Werke Breitinger seine kritische Dichtkunst entgegen, worin er als Selbstdenker und kritischer Forscher auftrat, während das Gottsched'sche Werk nichts als eine Combination französischer Regeln war. Der Zeitrichtung entsprechend ging Breitinger von der Vergleichung der Malerei mit der Poesie aus und zielte dabei auf ihre gemeinschaftliche Wirkung auf die Phantasie, während Gottsched immer nur die Philosophie und das trockene Verstandeswesen im Auge hatte und Phantasie und schöpferische Kraft als fehlerhaft verwarf, auf welche Verirrungen ihn freilich Lohenstein und Marini brachten. Gottsched verwarf geradezu die Phantasie eines Milton, Ariost und Tasso, ja, um das Wunderbare der Fabel zu rechtfertigen, nahm er seine Zuflucht zu der Ausrede, daß Thiere, Bäume und Steine vielleicht in der anderen Welt Sprache hätten, indeß die Schweizer nach einer Poesie des Herzens strebten und neben ihrer Vergleichung mit der Malerei die Fabel besonders hervorhoben, weil sie nämlich diese in weiterem Umfange nahmen und selbst das Epos eine ausführliche Fabel nannten. Gottsched hob die Regel über die dichterische Anlage und gab seine kritische Dichtkunst als ein Werk, woraus man lernen könne, Gedichte zu machen, während sich die Schweizer auf das Neue und Werdende stellten und der poetischen Schöpfungskraft den Hauptvorzug gaben, so daß sie durchweg auf die Zukunft wiesen, während Gottsched die Zeit eines Pietsch für den Gipfelpunkt der deutschen Literatur erklärte.

Dieß sind die Hauptpunkte, um welche sich der Streit drehte, bei dem eben nicht viel herauskommen konnte, da beide Theile oft von zu großer Leidenschaftlichkeit und Gemeinheit erfüllt waren, um klar zu sehen und der Literatur wahrhaft nützlich zu werden; denn ihr Gezänk drehte sich um Kleinigkeiten und Worte, es entstanden daraus leere Katzbalgereien und beide Theile machten sich nur lächerlich, so daß dadurch ihre wirklichen Verdienste in Schatten gestellt wurden, welche bei Bodmer im Eifer für Hervorziehung altdeutscher Denkmale, bei Gottsched in seinem unerschütterlichen Bestreben, die deutsche Sprache zu emancipiren, bestand. Der Umschwung der Zeit hatte inzwischen den Sieg vollständig auf die Seite der Schweizer gebracht und das Ansehen Gottsched's verscholl immer mehr. Schon im Jahre 1738 entzog er sich durch übergroße Empfindlichkeit, als er wegen Aufnahme eines seiner Gegner aus der deutschen Gesellschaft trat, deren Hülfe und Ansehen; dann verdunkelte ihn Gellert an

der Universität, wurden seine Schulbücher von neueren verdrängt und endlich seine kritische Dichtkunst durch die Aesthetik von Baumgarten ganz bei Seite geschoben. Vergebens wehrten sich Gottsched's Schüler dagegen; sie wurden von Lange und Pyra zurückgewiesen, beinahe alle seine Schüler verließen ihn, und zuletzt suchte er sogar vergeblich in Wien eine Stellung zu erlangen, um von da aus wieder an Einfluß zu gewinnen. Endlich brachte ihn seine Empfindlichkeit gar noch in Conflikt mit der Schauspielerin Neuber zu Leipzig, welche einen Akt seines Cato parodirt aufführen ließ und in Gegenwart des Hofes selbst in einem Vorspiele Gottsched unter der Gestalt des Tadlers auf die Bühne brachte, welchen Vorfall der Poet Rost im Jahre 1742 unter dem Titel „das Vorspiel" zum Gegenstande einer boshaften, poetischen Erzählung machte. Rost war überhaupt der unversöhnlichste Gegner Gottsched's, machte ein Spottgedicht darüber, daß ungeachtet Gottsched's Bestrebungen die Oper 1752 wieder emporkam, und Gottsched, der sich darüber bei dem Grafen von Brühl beschwerte, mußte sich die Demüthigung und den Hohn gefallen lassen, von Brühl in Anwesenheit Rost's persiflirt zu werden, indem er ihm das Spottgedicht selbst vorlesen mußte. Dessenungeachtet blieb Gottsched fest bei seinen Ansichten und Bestrebungen bis in sein hohes Alter, nachdem er sich leider da Verdienste gesucht, wo er keine hatte, und seine wahren Verdienste, wofür ihm heute noch die ganze deutsche Literatur dankbar ist, gar nicht erkannt hatte und dieselben ein halbes Jahrhundert hindurch von seinen Verirrungen verdunkelt wurden.

Ueber diese Streitigkeiten vgl. Manso im 8. Bande der Nachträge zu Sulzer's Theorie; Danzel's Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848, der über 4700 Briefe aus Gottsched's Hinterlassenschaft benützte, und die verschiedenen Streitschriften selbst.

167. Gottsched hatte eine große Anzahl von Schülern, welche ihm lange treu anhingen und selbst noch bis zu seinem Tode ausdauerten. Viele gesellten sich ihm freilich nur bei, um gelobt zu werden, und verließen ihn, als sein Wort nichts mehr galt. Unter seinen Anhängern war Johann Joachim Schwabe einer der berühmtesten, da bei ihm die Blößen der Schule noch viel offener hervortraten. Seit 1741 gab er acht Bände Belustigungen des Verstandes und Witzes heraus, woran die ganze Schule Antheil nahm und die vorzüglichsten Mitarbeiter Gellert, Zachariä, Käſtner, Zernitz, Schlegel, Mylius, Cramer, Kleist, Uz, Ebert, Rabener u. A. waren. Sobald jedoch die Schweizer Gottsched lächerlich machten und heftigere Angriffe begannen, sobald die Lacher auf deren Seite standen, zogen sich die meisten von Gottsched zurück und suchten sich von beiden Parteien unabhängig zu erhalten. Den Anfang zu diesem Abfalle machte Karl Christian Gärtner aus Freiberg, der Anfangs für Gottsched an der Uebersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs arbeitete und einige Bände von Rollin's Geschichte übersetzte, dann aber im Gefühle, Besseres liefern zu können, mit einigen Freunden den Plan zu einer neuen Zeit-

schrift entwarf, die den Namen Neue Beiträge des Verstandes und Witzes mit den Druckorten Bremen und Leipzig erhielt, damit man schon aus dem Titel die Unabhängigkeit von Leipzig erkennen könne; doch that er dieß erst, als er vergebens versucht hatte, in dem Schwabe'schen Blatte eine Umwandlung zu veranlassen. Die Mitarbeiter der neuen Zeitschrift, welche in 6 Bänden 1750—63 erschien, waren im Anfange Cramer, J. A. Schlegel, Rabener, C. Arnold Schmid, Ebert, Zachariä, Elias Schlegel und Gellert im 4. Bande, und später Giseke, Spener, Fuchs, Schmidt und Klopstock nebst zahlreichen Anderen. Die Gesellschaft beabsichtigte, nichts aufzunehmen, was nicht gut sei, deßhalb eine strenge Kritik zu üben und sich außerhalb jeden Streites zu stellen; auch zeigte sich das Absterben der sächsischen Literatur nicht besser, als in dem Umstande, daß die Theilnehmer der Zeitschrift fast alle nach Norddeutschland gingen und die Zurückgebliebenen, Gellert und Rabener, den ordinären, hausgebackenen Ansichten der Sachsen noch ziemlich anhingen. Manches Schöne zeigte sich in diesem Kreise, besonders umschlang sie Alle innige Freundschaft, es herrschte ein heiterer, herzlicher Ton und noch in den späteren Jahren priesen sie diese Zeit als die glücklichste ihres Lebens. Als sie sich jedoch trennten und von einander schieden, als dieser schöne Kreis sich löste und widrige Schicksale auf die Einzelnen einstürmten, durchdrang sie Alle Schmerz und ein elegisch-sentimentaler Ton, die Heiterkeit schwand und ging bei den Meisten über in Ernst und sanfte Schwermuth. Gärtner selbst wirkte mehr dabei als strenger Kritiker, denn als schaffender Geist, da er nur wenige Gedichte und einige Schäferspiele schrieb. Das Beste davon waren seine poetischen Erstlinge, die in der Schwabe'schen Zeitschrift abgedruckt waren, sowie die Theaterstücke „Die geprüfte Treue" und „Die schöne Rosette."

Johann Jakob Schwabe, 1714 zu Magdeburg geboren, wurde Professor der Philosophie und Bibliothekar in Leipzig und starb daselbst im J. 1785. Er schrieb: Critischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Jahr 1744, gestellt durch Chrys. Mathanasium, (gegen die Schweizer); Voll eingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit paratseienden Brief-Secretary — von R. D. Vito Blaurockelio. Kuffstein 1745, 8°. — Seine Zeitschrift erschien zu Leipzig 1742—50 in 8 Bdn. 8°. — Die Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstands und Witzes kamen 1750—63 in 6 Bdn. 8° heraus. Ein Auszug erschien 1768 in 2 Bänden zu Braunschweig. — Karl Christian Gärtner ist am 24. November 1712 zu Freiberg geboren, wo sein Vater Kaufmann und Postmeister war, besuchte die Fürstenschule in Meißen, studirte in Leipzig und arbeitete dort für Gottsched und seine Zeitschrift. Später machte er sich von ihm los, gründete das neue Blatt und nahm dadurch großen Antheil am Umschwunge der Literatur. Im Jahre 1745 ging er als Führer von zwei jungen Grafen nach Braunschweig, wurde daselbst zwei Jahre später Professor der Beredtsamkeit und Sittenlehre am Collegium Carolinum, war sehr berufsthätig und starb am 14. Februar 1791. Es erschienen von ihm: die geprüfte Treue, Braunschweig 1768; die schöne Rosette, Leipzig 1782.

168. Mehrere Theilnehmer an diesen Beiträgen waren durchaus keine produktiven Dichter und verfaßten bloß Einiges, um den Anderen etwas nachzukommen, und überhaupt waren es vorzugsweise veredelte Gelegenheitsgedichte.

Dahin gehören die Produkte des Gottlieb Fuchs, der ſie als die Gedichte eines Bauernſohnes herausgab und dadurch einiges Intereſſe erregte. Hervorſtehend war ſchon mehr Johann Arnold Ebert aus Homburg, der in ſeinen Gedichten mit den Halberſtädtern verwandt iſt und ein heiteres, ſcherzhaftes Weſen offenbarte. Doch hielt er ſich ſelbſt nicht für einen Dichter, wandte ſich bald ganz der Proſa zu und überſetzte Glover's Leonidas und Young's Nachtgedanken, wodurch er die engliſche Literatur bei uns einführte und damit die Anglomanie anbahnte, indem darauf Richardſon's Romane und Oſſian erſchienen, welche nicht wenig zur ſentimentalen Stimmung, dem künſtlich Gedankenvollen, Rührenden und Empfindſamen der nachfolgenden Zeit beitrugen. Am Allgemeinſten iſt die Lyrik von Nicolaus Dietrich Giſeke aus Günz in Ungarn vertreten, ausgezeichnet durch ſeinen angenehmen perſönlichen Umgang, der in ſeinen Liebesliedern bereits die ſpätere Empfindſamkeit zeigte und reine und fließende Verſe lieferte. Begeiſterung, beſonders aber Witz und humoriſtiſche Laune ſind bei ihm nicht zu finden, daher iſt er auch am glücklichſten in der erzählenden und didaktiſchen Proſa, wo ihn ein ſanfter Fluß der Worte und Gedanken, gefällige Moral, edle Einfalt und gewandte Sprache auszeichneten. Bemerkenswerth iſt bei ihm auch, daß er über die Freigeiſterei ſeiner Zeit polemiſch wurde und dabei doch wieder, gegenüber den Anhängern Spinoza's, die ſich zu einem Theil von Gott machten, die Weisheit der Einrichtungen in Natur und Welt und deren Reize hervorhob. Doch war Giſeke nur eine vorübergehende Erſcheinung, die ſich auf längere Zeit keine Geltung verſchaffen konnte, welche aus dieſem Kreiſe nur Wenige erlangten. Dahin gehört zuerſt Gottlieb Wilhelm Rabener aus Wachau in Sachſen, ein Satiriker, der aber witziger und kerniger in ſeinem Leben war als in ſeinen Schriften, welche keineswegs den Beifall verdienten, den ihnen die Zeitgenoſſen zollten. Poeſie ſucht man in Rabener's Satiren vergebens, denn nicht nur war er ſelbſt kein Dichter, ſondern er ſah die Satire auch nur als eine Art praktiſcher Predigt und Fabel an. Rabener gehörte in jeder Beziehung noch unter die Gottſchedianer, es mangelte ihm Tiefe des Verſtandes und Phantaſie, Kühnheit und Schärfe und ſein Stil iſt eine glatte Geſchäftsproſa, breit und langweilig, wie ſie für die beſchränkten Köpfe ſeiner Zeit taugte, die Alles gern bequem und deutlich hatten. Sein Amt verſchaffte ihm freilich Kenntniß der Menſchen, aber es waren dieß nur Leute des gewöhnlichen Alltagslebens, kleinliche Verhältniſſe und zudem verwarf man jede ſchärfer eindringende perſönliche Satire, verwechſelte man ſie mit dem Pasquill und wollte Rabener nirgends anſtoßen, wo er allenfalls Unannehmlichkeiten zu befürchten hatte, woran am wenigſten der Satiriker Anſtand nehmen ſollte. Darum hielt ſich Rabener weder an den heftigen Kampf der Dichterſchulen, wovon freilich das Publikum überſättigt ſchien, wagte er ſich nicht an höhere Stände, an das Staatsleben oder nur an die tieferen Gebrechen der Zeit, welche allein der Satire einen paſſenden Stoff

gewähren können, sondern Rabener hielt sich bloß an die Eigenheiten und Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens und balgte sich mit Krautjunkern, schlechten Richtern, Geizhälsen, Informatoren, Dorfgeistlichen, Schulmeistern und Kammerjungfern herum. Freilich litt die damalige Welt an solchen Uebeln, die er schilderte, und Rabener's Satire mag nicht ganz erfolglos gewesen sein, aber dieß Alles wäre auch ohne ihn gefallen und jedenfalls war dieß ein unwürdiger Stoff für einen Dichter, der daraus nimmermehr etwas Gutes schaffen konnte. Dessenungeachtet wirkte gerade dieser Umstand, daß Rabener's Satiren damals sehr gerne gelesen wurden, weil die Leute eben so harmlos, verstandesdürr und platt waren. Für uns ist am genießbarsten sein in scherzhaftem und fast muthwilligem Tone geschriebener Brief an Ferber, worin er erzählt, wie sein Haus abgebrannt sei und dabei auch seine Schriften zu Grund gingen, welcher Brief zu seiner Zeit ihm sogar übel gedeutet wurde.

Gottlieb Fuchs ist 1722 zu Leppersdorf in Sachsen geboren, war der Sohn eines armen Bauern, besuchte bis 1745 die Stadtschule zu Freiberg, studirte dann Theologie in Leipzig, wurde von Gottsched und Hagedorn zum Dichten aufgemuntert, ging 1746 nach Dresden, wurde 1751 Diakonus zu Zehren und 1769 zu Taubenheim bei Meißen, wo er starb. Es erschienen von ihm drei Lieder 1753 zu Leipzig, drei andere 1752 zu Dresden und daselbst erschienen 1771 Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauernsohnes, herausgegeben von Heinrich August Ossenfelder. — Johann Arnold Ebert ist 1723 zu Hamburg geboren, besuchte daselbst das Johanneum und Gymnasium und wurde durch Hagedorn zu poetischen Produktionen und dem Studium der englischen Sprache ermuntert. Im Jahre 1743 studirte er in Leipzig Theologie, wandte sich dann humanistischen Studien zu, schloß sich an die dort lebenden jungen Dichter an, wurde 1748 Lehrer an der Pensionsanstalt des Carolinums zu Braunschweig und unterrichtete den Erbprinzen daselbst in der englischen Sprache. 1753 wurde er ordentlicher Professor am Carolinum, später Hofrath, verheirathete sich 1773 und starb am 19. März 1795. Er übersetzte Glover's Leonidas, 1749, Young's Nachtgedanken in vier Bänden, 1760—71 und gab seine sämmtlichen Gedichte, Hamburg, 1789, unter dem Titel „Episteln und vermischte Gedichte" heraus, denen Eschenburg nach des Dichters Tod noch einen Theil nachfolgen ließ. — Nikolaus Dietrich Giseke, eigentlich Köszecht, ist am 2. April 1781 zu Günz in Niederungarn geboren, kam frühe mit seiner Mutter nach Hamburg, wurde durch Brockes und Hagedorn für die Poesie gewonnen, studirte seit 1745 zu Leipzig Theologie, verband sich mit den dortigen jungen Dichtern und gab 1748 mit Cramer und J. A. Schlegel die Sammlung vermischter Schriften heraus, worauf er als Erzieher in Hannover und Braunschweig lebte. Im Jahre 1753 wurde er Prediger zu Trautenstein, 1754 Oberhofprediger in Quedlinburg und 1760 Superintendent zu Sondershausen, wo er am 23. Februar 1765 starb. Er war auch als Kanzelredner ausgezeichnet und nach seinem Tode wurden seine poetischen Werke von Gärtner, 1767, zu Braunschweig herausgegeben. — Gottlieb Wilhelm Rabener ist im Jahre 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, wo sein als Rechtsgelehrter angesehener Vater ein Rittergut besaß, erhielt eine gute Erziehung, besuchte im 14. Jahre die Fürstenschule zu Meißen, studirte sechs Jahre später zu Leipzig das Cameralfach, schloß sich an Gellert und Gärtner an, wurde 1741 Steuerrevisor für den Leipziger Kreis, zwölf Jahre später Steuersekretär in Dresden, nach dem siebenjährigen Kriege Steuerrath und starb im J. 1771 am Schlagfluß. Seine ersten Satiren erschienen in der Schwabe'schen Zeitschrift und den Bremer Beiträgen, welche er 1751 in 2 Bänden besonders herausgab. Diesen fügte er 1752 und 1752 unter dem Titel satirische Briefe zwei andere Bände bei und bereitete noch einen

fünften Band vor, der aber erst nach seinem Tode erscheinen sollte, weil er darin die Thorheiten und Laster der höheren Stände geiselte. Das Manuscript dazu verbrannte ihm aber 1760 beim Bombardement Dresdens. Im Jahre 1772 gab C. F. Weiße seine freundschaftlichen Briefe nebst einer Biographie heraus.

169. Zeigte sich schon bei Rabener Passivität und große Weichlichkeit, so offenbarte sich die schwächliche Seite dieser Zeit noch viel mehr in Christoph Fürchtegott Gellert aus Hainichen, dessen persönliche Verhältnisse den Charakter seiner Schriften am besten erklären. Auch er hatte in seiner Jugend Freude am Leben und der Geselligkeit, aber der enge und pedantische Schulzwang zerstörte schon frühe seine beste Jugendfreude, er ward an Bedientendienste und niedrige Ehrfurcht gewöhnt und die Noth zwang ihn, Akten und ähnliche Schriftstücke abzuschreiben, wodurch er sich seinen fließenden Kanzleistil angewöhnte. Schon frühe wandten ihn Kränklichkeit und Hypochondrie zu einer Art Religiosität hin, die wahrhaft ängstlich war, indem er sich einmal selbst darin gefiel, schwermüthig, milzsüchtig und abergläubig zu sein, und ein anderes Mal darüber jammerte, daß ihm diese trübe Ansicht die Freuden des Lebens raube und sein Dasein verdüstere. Und doch rang er ängstlich darnach, immer tiefer in diese religiöse Stimmung zu gelangen und ging darauf aus, auch Andere dafür zu gewinnen. Damit verband er eine äußere Bescheidenheit, durch die doch immer ein feiner Ehrgeiz schimmerte, wie er denn auch mit seiner großen Strenge ein liebreiches Wesen nach Außen verband, welches den Umgang mit ihm angenehm machte. Ueberhaupt zeigen viele seiner Schriften, daß er doch gerne von Freundschaft, von Liebe und den weltlichen Freuden spricht; er nimmt sich dafür nur kleine Freiheiten und doch wurden auch diese von der kleinlichen Zeit dazu benützt, die Redlichkeit seiner Gesinnung in ein zweideutiges Licht zu stellen. Gellert war überhaupt ein Mann ohne Kraft und Saft und verwarf sogar die Alten, weil sie nicht der Meinung waren, der Mensch müsse sich zu Gottes Ehre erniedrigen, und weil der Altmeister Aristoteles erklärte, seine gepriesene Geduld verrathe einen Sclavencharakter und seine Sanftmuth sei Gemüthsschwachheit. Ohne eine schläfrige Tugendlehre und mit mehr Kraft und Energie hätte daher auch Gellert bedeutend wirken können, denn er hatte einen großen Einfluß auf die bürgerlichen Stände, da er faßlich, populär und ziemlich breit für den trockenen Hausverstand lehrte, der eben nicht mehr verstand oder verlangte, als was Gellert's ordinäre Muse darbot. Noch mehr als seine Schriften trug seine Wirksamkeit als Mensch und Lehrer zu seinem Ruhme bei, denn er las über Moral, Beredtsamkeit und Dichtung, leitete stilistische Uebungen, behandelte Alles so schonend und aufmunternd, ertheilte überallhin Rath und überwachte selbst die Sitten der Studirenden, so daß man ihn den Hofmeister des Volks nennen konnte, Alles ihm mit Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht entgegen kam, man nur Lob für ihn wußte und noch lange über seinen Tod hinaus jeder Tadel über ihn schwieg, bis erst die männlichere

neuere Zeit das Verſäumte nachholte und ihn nach ſeinem wahren Werthe beurtheilte. Gellert war überhaupt der Schriftſteller der Mittelmäßigkeit, und darin iſt der ganze Zauber ſeines Ruhms zu ſuchen, denn wie damals in größerem Maaßſtabe, ſo gibt es zu allen Zeiten eine unüberſehbare Menge, welche die großen Geiſter nicht zu faſſen verſteht und ſich von ihnen angewidert fühlt, während ſie ſich an ihres Gleichen gerne anſchmiegt und zum Verſtändniß ſolcher Produkte weder Mühe noch Geiſt nothwendig hat. Seinen Hauptruhm haben ihm unſtreitig die Fabeln gebracht, aber er verkannte das Weſen derſelben durchaus und hielt ſich mehr an die geſchwätzige Weiſe eines Lafontaine, ſtatt auf die beſſeren Muſter zurückzugehen. Daher ſind ſie bei ihm auch ganz in Gottſched's Manier, überdeutlich, redſelig, geſchwätzig, platt und alltäglich und es iſt ihm mehr darum zu thun, mühelos zu unterhalten und am Ende einen langweilig ſpaßhaften Scherz zu geben, ſo daß man das Ganze ohne Mühe und Anſtrengung leſen kann. Die Thiere, welche darin auftreten, ſind modiſch verſchnörkelte Menſchen, von Naturpoeſie iſt keine Spur vorhanden, und wie in ſeinen übrigen Schriften, ſo ſucht man auch hier vergeblich nach Poeſie oder irgend einem erhebenden Aufſchwung. Als Schulpoeſie mögen ſeine Fabeln noch jetzt Werth haben, denn ein Fortſchritt zu ſchlechterer Poeſie iſt davon nicht möglich und die Moral wenigſtens zu gebrauchen, obſchon ſie eben nicht geeignet iſt, Menſchen von Mark und Kern zu bilden. Ebenſo gehören der Mittelmäßigkeit ſeine Oden und Lieder an, welche durchaus verwäſſert ſind, eine Religion des philiſterhaften Gewohnheitsmenſchen vortragen und ſich zwar der Form nach an die älteren Muſter anſchließen, aber den lehrhaften Ton nicht verlaſſen und ſich höchſtens zu einem betrachtenden Gebete aufſchwingen, ſo daß ſie die Stufe in der Geſchichte des Kirchenlieds bezeichnen, wo es ſeinem entſchiedenen Verfalle entgegen geht. Am beſten ſind noch ſeine Lieder, die von der göttlichen Vorſehung und dem Vertrauen darauf handeln, weil ihm dieſe wirklich aus dem Herzen kamen. Unleidlicher ſind ſeine Luſtſpiele, die man als Seitenſtücke zur Allegorie betrachten kann, worin nicht Menſchen, ſondern perſonifizirte Tugenden und Laſter auftreten, aus welchen der ſeichte Moraliſt überall ſpricht. Am beſten iſt hier noch ſeine Betſchweſter, wo wenigſtens die Charakterzeichnung etwas aus dem Leben gegriffen und der unter heuchleriſcher Frömmigkeit üppig hervorwuchernde Geiz gut dargeſtellt iſt, obſchon auch hier an Uebertriebenheit und Handlung reicher Ueberfluß iſt. An letzterem Fehler leidet in noch höherem Maaße ſein einziger Roman „Leben der ſchwediſchen Gräfin", wo von Reflexion und Moraliſiren keine Spur zu finden iſt, während die Handlung auf die abenteuerlichſte Weiſe vorübereilt, ſo daß auch hier nichts Anderes als Geſchichte, durchaus aber keine Poeſie erſcheint. Doch iſt das Buch in lebendigem Tone geſchrieben und die Handlung geht ſo raſch vorüber, wie man es damals nicht gewohnt war. Seine Briefe ſind der Ausfluß eines freundlichen und wohlwollenden Gemüths, ſchildern aber nichts

Anderes, als das kleinliche Alltagsleben eines deutschen Philisters, der von dem großartigen Treiben der Welt keine Ahnung hat. Seine moralischen Vorlesungen sind Moralpredigten über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse mit Beispielen aus dem Alltagsleben, zwar voll Gemüth, aber ohne rednerischen Schwung und gestützt auf die Philosophie des gemeinen Menschenverstandes, die nicht erhebt, sondern langweilt.

Christian Fürchtegott Gellert ist am 4. Juni 1715 zu Hainichen bei Freiberg geboren, wo sein Vater als Prediger in dürftigen Verhältnissen lebte. Dieser erzog ihn streng gottesfürchtig und der junge Gellert mußte schon in seinem elften Jahre sich durch Abschreiben einigen Verdienst verschaffen. Zwei Jahre später machte er als ersten poetischen Versuch ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater und kam 1729 auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er Gärtner und Rabener kennen lernte. Im Jahre 1734 studirte er in Leipzig Theologie, widmete sich aber nicht dem praktischen Seelsorgerberufe, weil er zu ängstlich war, eine schwache Brust und kurzes Gedächtniß hatte und ein erster Versuch, wobei er im Anfange der Predigt stecken blieb, ihn abschreckte. Er blieb daher ein Jahr lang zu Hause, wurde 1739 Hofmeister in der Nähe von Dresden und begleitete dann seinen Neffen auf die Universität Leipzig, wo er Unterricht gab, Sprachen lernte und mit den dortigen jungen poetischen Talenten bekannt wurde. Seine ersten Produkte lieferte er in die Schwabe'sche Zeitschrift, 1742, später in die Bremer Beiträge und erwarb sich bald ein nicht geringes Ansehen, besonders durch seine Fabeln und Erzählungen. Wegen seiner fortdauernden Kränklichkeit hielt er seit 1745 akademische Vorträge über die schönen Wissenschaften, Literaturgeschichte und Rhetorik und gewann durch seinen leicht verständlichen Vortrag bald ein großes Publikum. Von 1710 an erschienen seine Fabeln, welche ihn rasch beliebt machten. 1748 gab er seine Lust- und Schäferspiele heraus, ließ seinen Roman und eine Sammlung Briefe erscheinen und darauf folgten seine Lehrgedichte, geistlichen Oden und Lieder und eine Sammlung vermischter Schriften in Versen und Prosa. Erst im Jahre 1751, nachdem er schon lange in ganz Deutschland ein bedeutendes Ansehen erlangt hatte, wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie mit hundert Thalern Gehalt, wo die Hörsäle oft kaum die Zuhörer fassen konnten. Als seine Hypochondrie immer mehr zunahm, gab er die Dichtkunst auf und hielt Vorlesungen über die Moral, welche von allen Ständen besucht wurden. Von Bekannten und Unbekannten erhielt er oft ansehnliche Geschenke, General Kalckreuth schenkte ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten, damit Gellert alle Tage ausreiten könne, Graf Moritz von Brühl gab ihm seit 1762, ohne sich zu nennen, eine jährliche Pension von 150 Thalern, nach dem Tode des Geschichtschreibers Mascov erhielt er auch einen Gnadengehalt von 454 Thalern und auch sonst trug man dazu bei, ihm seine Sorgen zu erleichtern, wie ihm denn einmal im härtesten Winter ein Bauer einen vierspännigen Wagen voll gespaltenes Holz vor die Thüre führte, damit der arme Dichter, der ihm und seiner Familie am warmen Kamin so viel Freude mit seinen Fabeln gemacht habe, sich auch wärmen könne. Schon 1752 fing seine Gesundheit an zu wanken und vergebens gebrauchte er die Bäder von Karlsbad und Lauchstädt. Aber Gellert, den eine immer trübere Stimmung anwandelte, war unermüdlich in seiner amtlichen Thätigkeit, obwohl es sich selbst der Staat zu seiner Pflicht machte, ihm Schonung seines Lebens und Enthaltung aller anstrengenden Arbeiten in offiziellen Schreiben zu empfehlen. 1763 und 64 besuchte er ohne Erfolg Karlsbad und ging 1769 noch einmal in seine Vaterstadt. Im letzten Jahre wurde er bedenklich krank; er litt an einer Darmentzündung und obwohl sein Fürst ihm mit Estaffette den Ersten seiner Leibärzte zusandte, waren doch alle Bemühungen vergebens und starb er am 13. Dezember. Seine dramatischen Werk sind: Die Betschwester, die zärtlichen Schwestern, das Loos in der Lotterie, die kranke Frau, das Band, Sylvia, das Orakel, ein Singspiel. Seine geistlichen

Oden und Lieder erschienen zu Leipzig 1757; seine Lieder daselbst 1743; das Leben der schwedischen Gräfin 1746 und später noch öfters. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke kam in 10 Bänden 1784 heraus. Sein Briefwechsel mit Demoiselle Luzius in Dresden von 1760 bis 1769 wurde 1823 von Ebert mit seinen noch ungedruckten Aufsätzen herausgegeben. Sein Leben beschrieb Döring, Leipzig 1833, 2 Bände.

170. Nach Gellert wurden auch von Anderen Fabeln gedichtet, weil diese Gattung sehr beliebt war; aber man verließ die bisher eingehaltene Richtung nur wenig. Näher zu Gottsched und Triller stand Magnus Gottfried Lichtwer, dessen Fabeln viel mehr Eigenthümlichkeiten und lebendige Selbstständigkeit besitzen und sogar das Thierleben wahr auffassen, so daß einzelne Fabeln geradezu als Bruchstücke aus einem vortrefflichen Thierepos gelten könnten. Gerade diese schärfere Auffassung ist Lichtwer'n eigenthümlich und hierin war er am glücklichsten, wie z. B. seine „seltsamen Menschen" und der kleine Töffel" ganz vortrefflich sind; wogegen in der vielgerühmten Fabel von den Katzen und dem Hausherrn zwar die Darstellung ganz vorzüglich ist, die angehängte Moral aber die gemachte Wirkung wieder ganz aufhebt. Lichtwer's Fabeln wurden schon von Gottsched empfohlen, zur eigentlichen Berühmtheit gelangten sie aber bloß durch Ramler und Lessing, welche sich eigenmächtig erlaubten, ohne Willen und Wissen Lichtwer's 65 seiner Fabeln umzuarbeiten und als zweite verbesserte Ausgabe drucken zu lassen, was Lichtwer jedoch veranlaßte, selbst Verbesserungen daran vorzunehmen und sie noch mehr auszufeilen. Nach ihm dichteten noch Andere Fabeln, wie Burmann, Willamov, der dialogisirte Fabeln schrieb, Zachariä und andere Dichter, deren zum Theil noch später gedacht wird, da andere Dichtungsgattungen ihr Hauptfeld waren. Fast ausschließlich Fabeldichter war dagegen Gottlieb Conrad Pfeffel aus Kolmar, der neben Gellert am meisten in die Schulen eindrang, sehr beliebt wurde, aber mehr Florian nachahmte, als Lafontaine. Man erkennt daran einen Fortschritt hinsichtlich der sprachlichen Glätte, sie sind nicht so weitschweifend wie die Gellert'schen, aber matt, weichlich, nüchtern und trocken und eingemischte gemeine Kraftausdrücke und schlechte Witze schaden ihnen oft zu sehr. Er versuchte sich auch in anderen Gedichten und darunter sind sogar seine besseren Leistungen zu finden, wie z. B. sein Ibrahim, die Tabakspfeife u. A.

Magnus Gottfried Lichtwer, der Sohn eines vermöglichen sächsischen Beamten, ist am 30. Januar 1719 zu Wurzen geboren, bekam zu Hause eine gute Erziehung, studirte in Leipzig die Rechte, trieb ältere und neuere Sprachen und suchte sich besonders eine feine Weltbildung anzueignen, weßhalb er mit vornehmen Familien umging und ein vortrefflicher Tänzer, Fechter und Reiter wurde. Als er 1741 die Universität verließ und noch keine Stelle erlangen konnte, promovirte er zu Wittenberg in der Jurisprudenz und Philosophie und mußte dann wegen Erbschaftsprozessen mehrere Jahre in Quedlinburg und Halberstadt zubringen, wo seine Fabeln entstanden, die er 1748 anonym zu Leipzig erscheinen ließ. Als er abermals vergebens einen Staatsdienst gesucht, kaufte er sich ein Kanonikat im Halberstadter Kapitel, verheirathete sich 1749 und lebte sehr glücklich. Endlich gelang es ihm, auch Referent bei der preußischen Regierung in Halberstadt und später Rath zu werden. Im J. 1757 gab er seine Fabeln zu Berlin heraus, die dann Gottsched

empfahl, Mendelssohn aber scharf kritisirte. Weil Ramler an seinen Fabeln eigenmächtig änderte, entspann sich zwischen beiden eine Fehde, welche ihn selbst bekannter machte; doch Lichtwer hielt sich von allen Dichtern persönlich fern, vermied sogar Gleim, der doch in Halberstadt selbst wohnte, und lebte bloß seinen Berufsgeschäften. Er war eitel, sogar stolz, schätzte äußere Ehren sehr hoch und war sogar geizig. Seinen vielen Geschäften erlag seine Gesundheit nach und nach und als ihm sein Oberer, der Großkanzler Cramer, in Gegenwart des Kollegiums und der Subalternen einen Verweis wegen seiner Breite und Weitschweifigkeit gab, kränkte ihn dieß so sehr, daß er in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1783 starb. Ausgaben: Vier Bücher Aesopischer Fabeln, Leipzig 1748, 8°; verbessert Berlin 1758; verbessert und verändert das. 1762, 8°, und 1775, 8°. — Johann Gottlieb Willamov ist 1736 zu Mohrungen geboren, wurde später Professor in Petersburg und starb 1777. Seine 53 dialogischen Fabeln erschienen Berlin 1765, 8°, und 1790, 8°. — Gottlieb Konrad Pfeffel, der Sohn des Bürgermeisters und Stadtrichters in Kolmar, wurde am 28. Juni 1736 daselbst geboren, erhielt durch seine Mutter eine vortreffliche Erziehung, wurde von seinem Verwandten, dem Kirchenrath Sander in Köndringen, zur Universität ausgebildet und ging im sechszehnten Jahre nach Halle, um daselbst Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften und Jurisprudenz zu studiren, zog sich aber eine Augenkrankheit zu, bekam den schwarzen Staar und wurde fast ganz blind. Nun lebte er bald im Elsaß, bald in der Schweiz, erblindete vollständig, verheirathete sich 1759 und lebte von da an glücklich und zufrieden, vorzüglich mit Poesie beschäftigt. Seine praktischen Versuche in 3 Büchern, die 1761 zu Frankfurt erschienen und eine Auswahl seiner Gedichte enthielten, erwarben ihm bereits vielen Beifall, worauf er im nächsten Jahre eine Reihe kleiner dramatischer Versuche folgen ließ. Seine Bibliothek des Schönen und Guten war ein verunglücktes Unternehmen, und konnte sich nicht lange halten; dies verleidete ihm aber seine schriftstellerische Thätigkeit nicht. 1766 gab er wieder Gedichte heraus unter dem Titel: „Neue Beiträge zur deutschen Makulatur, erster und letzter Band," hierauf: Magasin historique pour l'esprit et le coeur, das in einigen höheren Lehrinstituten eingeführt wurde, übersetzte Büsching's Erdbeschreibung in's Französische und Fleury's Kirchengeschichte in's Deutsche und trieb besonders Kriegswissenschaft, welches sein Steckenpferd wurde. Später gründete Pfeffel eine Erziehungsanstalt unter dem Namen Académie militaire, worin durchschnittlich 40 Eleven für den Kriegsdienst gebildet wurden und auch Pfeffel einen Theil des Unterrichts besorgte. Von 1783 an gab er nach einander 3 Bände Fabeln heraus, welche ihm eigentlich erst seinen wahren Ruhm brachten, von Städten das Ehrenbürgerrecht und von Akademien ihre Diplome zuführten. Durch die Revolution hörte sein Institut auf und ging sein Vermögen größtentheils verloren, dessen ungeachtet feierte auch er die Revolution in zahlreichen Gedichten und schrieb in dieser Zeit seine poetischen Erzählungen. Napoleon erhob ihn zum Präsidenten des Unterrichtsausschusses für das Departement des Oberrheins, stellte ihn 1803 an die Spitze des protestantischen Consistoriums und gab ihm einen Jahresgehalt, den später auch seine Wittwe bis zu ihrem Tode fort bezog. Zuletzt wurde Pfeffel noch in den obersten Verwaltungsrath für das Kirchen- und Schulwesen nach Straßburg berufen, stand seinen Aemtern mit Treue und Eifer vor und starb am 1. Mai 1809. Seine Fabeln und Erzählungen sind nach seinem Tode mehrmals neu aufgelegt worden.

171. Ein Fabeldichter in der Manier des Burkhard Waldis war auch J. Friedrich Wilhelm Zachariä aus Frankenhausen, der aber hierin mehr Nachahmer war und weniger Glück machte als mit der sogenannten komischen Epopöe, welche dem poetischen Schöpfungsvermögen näher führte, indem sie bereits zur Darstellung ausgedehnterer Verhältnisse leitete, was freilich hier noch ziemlich geringfügig war. Zachariä wurde durch Pope's Lockenraub dazu

angeregt und beabsichtigte dabei einen kleinen Gegenstand im großen Stile des ernsten Epos zu behandeln und dies zu parodiren. Seine Erfindungsgabe ist jedoch sehr schwach und es herrscht in seinen Stücken weder Tiefe der Satire, noch freier Humor und Alles ist leer und geringfügig, obschon seine Zeit großen Gefallen daran fand. Am besten ist sein „Renommist", den er noch sehr jung herausgab und worin er wenigstens einen frisch der Gegenwart entnommenen Gegenstand lebendig darstellt. Er schildert nämlich darin die Rohheit der damaligen Studenten zu Jena, das unmäßige Biertrinken, ihre Prügeleien und Fechterscandale und stellt einen nicht übeln Gegensatz zwischen Rohheit und Mode, den Renommisten und Stutzer dar, ohne jedoch dem Stoffe eine ächt komische Seite abzugewinnen. Seine übrigen Stücke erregen durch ihre gesuchten Maschinerien und geringfügigen Motive nur Langeweile. Dahin gehören sein „Phaeton", wozu er statt des Alexandriners den Hexameter wählte, eine Parodie auf Ovid's Phaeton und die Fruchtbarkeit elender Dichterlinge, die ohne Talent große Epopöen schaffen wollen, ohne welche Absicht man das Ganze für eine Idylle halten könnte, indem darin ein Mädchen im Phaeton allein und selbst kutschiren will und für ihren Vorwitz im See abgekühlt wird. Sein „Murner in der Hölle", worin er von einem Lieblingskater erzählt, der getödtet ward und, weil er nicht begraben wurde, nicht in die Hölle kommen konnte, galt ihm selbst für seine beste Leistung, ist aber sehr unbedeutend. Im „Schnupftuch" entsteht aus einer Kleinigkeit gewaltiger Spektakel und Unglück, die „Lagosiade" besingt in hochtrabender Prosa, wie ein Jäger mit einer Keule einen Hasen erschlägt, und von ähnlicher Art sind seine „Verwandlungen". Sonst versuchte er sich noch in den langweiligsten beschreibenden Gedichten, worauf er durch die englische Literatur geführt wurde und wohin die Tageszeiten, die vier Stufen des weiblichen Alters und die Schöpfung der Hölle zu rechnen sind. Als Klopstock's Oden erschienen, ahmte er auch diesen nach, doch sind seine Oden und Lieder voll gesuchter Bilder und Ausdrücke und ohne Werth, wie überhaupt Zachariä überall nur Nachahmer war und kaum auf den Namen eines Dichters Anspruch hat. Sonst übersetzte er noch Milton's verlorenes Paradies in Hexametern, aber matt und sehr untreu. — Die komische Epopöe fand außer Zachariä noch zahlreiche Nachahmer in Schönaich, Dusch, Uz und Anderen, ihre Produkte sind aber kaum nennenswerth.

Justus Friedrich Wilhelm Zachariä ist am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen geboren, studirte von 1743 an zu Leipzig Jurisprudenz, widmete sich fast ausschließlich der Literatur und Dichtkunst, ging 1747 nach Göttingen, wurde 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, 1761 Professor der schönen Wissenschaften, erhielt die Aufsicht über die Buchdruckerei und Buchhandlung des Waisenhauses daselbst, gab mehrere Jahre hindurch öffentliche Blätter heraus und starb am 30. Januar 1777. Die Schöpfung der Hölle und die Unterwerfung gefallener Engel erschien 1760 zu Altenburg und zu Rostock 1767, sein unvollendetes Epos Cortes zu Braunschweig 1766, sein Renommist 1754 und später; die Verwandlungen und Lagostade 1757, Murner in der Hölle 1757 und 1767, wurde auch in's Lateinische, Französische und Englische übersetzt; im Jahre 1772 gab er zu Leipzig heraus:

Zwei schöne neue Mährlein als: a) von der schönen Melusine, einer Meerfey; b) von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollen, der lieben Jugend und dem ehrsamen Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset." Seine Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier erschienen zu Braunschweig 1771 und 1777. Seine beschreibenden Gedichte sind: Die vier Stufen des weiblichen Alters, Rostock 1771, 1757 und 1767; die Tageszeiten, 1755, 1757 und 1767; der Tempel des Friedens, 1756; Schilderung des arkadischen Thals, 1772; Tayti oder die glückliche Insel, 1777, und das Bruchstück von Pyrmont-Elysium 1776. Im Jahre 1774 erschienen seine scherzhaften epischen Poesieen, nebst seinen Liedern zu Braunschweig. Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Schriften in 9 Theilen kam daselbst 1763 bis 1765 heraus und enthält auch seine Hercynia, oder dichterische Beschreibung einer Harzreise, und Eschenburg fügte diesen noch 1781 seine hinterlassenen Schriften bei.

172. Nachdem die deutsche Literatur lange vergebens gerungen hatte, zu einem nationalen Ansehen zu gelangen, in Sprache und Geist größere Selbstständigkeit, tiefere Wahrheit der Empfindung und höhere Lebensauffassung zu erlangen und einzugreifen in die Entwicklung und Ausbildung der Nation, erschienen plötzlich Klopstock und Wieland, die, so verschieden sie auch im Leben und ihren Ansichten waren, doch die neue Zeit mit Erfolg anbahnten, indem sie selbstschöpferisch auftraten. Klopstock's Messias und Wieland's Agathon waren die Verkündiger unseres Dichterfrühlings, der nach zwanzigjährigem Ringen endlich seine herrlichste Blüthezeit erreichte und zur klassischen Periode führte, welcher jedoch beide Dichter noch keineswegs angehörten, obwohl ihre Wirksamkeit auch noch tief in diese Zeit hineinreichte. Denn obschon sie ernstlich bestrebt waren, die alten Standpunkte und Wege zu verlassen, obwohl sie die Wege dazu eröffneten und hinüberleiteten, so knüpfen sie ihre ganze Haltung, ihre Form, ihre Grundsätze und Ansichten noch an die vorbereitende Zeit und konnte der durch Lessing, Herder, Göthe und Schiller bewirkte mächtige Umschwung im ganzen Gebiete der Dichtung nur wenig oder gar nicht mehr auf sie einwirken. Auf der Stelle, wohin sie die Literaturgeschichte verweist, nehmen sie aber den ehrenvollsten und höchsten Rang ein und wird ihr Wirken und Schaffen von der spätesten Nachwelt anerkannt und bewundert werden, wenn auch ihre Werke nicht mehr gelesen werden und halb vergessen sind, denn auf den Werth der alle Zeiten beherrschenden und unvergänglichen Dichtung können sie nur geringen Anspruch machen. In Klopstock war die ideale Subjectivität vertreten, er schwang sich mit seinem reichen Gemüthe über das irdische Leben hinaus in die Unendlichkeit der Zukunft und des Jenseits, er strebte dahin, Alles zu entkörpern und zu Geist zu machen, und wollte die nationale Selbstständigkeit der deutschen Literatur dadurch begründen, daß er auf das deutsche Alterthum zurückging und dort seine nationalen Elemente und seine Begeisterung holte, während Wieland sich an die englische und französische Literatur anlehnte, dort seinen Stoff und seine Vorbilder suchte, die reale Subjectivität zu Grund legte, aus der Gegenwart schöpfte und im Diesseits, in der Wirklichkeit die Befriedigung suchte. Dies zeigen auch ihre Dichtungen in jeder Beziehung; Klopstock's

Poeſie iſt eine durchaus religiös-ethiſche, voll erhabenen Schwungs des Geiſtes, voll Wahrheit des reichſten Gemüths, ernſt und feierlich; die Muſe Wieland's folgt dagegen der Richtung von Anakreon und Horatius, ſie ſchwelgt im Glanze des wirklichen genußreichen und üppigen Lebens, lenkt den Blick aus der nebelhaften Ferne des Ideellen auf das Reich der heiteren Sinnlichkeit und ſichert der Erde ihre Rechte gegenüber den poetiſchen Ausſichten in das Jenſeits. Haben Beide daher auch nicht eingegriffen in den lebendigeren Strom des Umſchwungs, ſo waren ſie doch der Ausgangspunkt, von dem dieſer anhob, und wie Klopſtock dem deutſchen Ausdrucke eine höhere, würdigere, mit ernſter Gravität einherſchreitende Form gab, ſo rettete ihm Wieland die Gewandtheit, heitere Gefälligkeit und zierliche Leichtigkeit, ſo daß man nicht mit Unrecht zwiſchen ihnen und den altdeutſchen Dichtern Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg einen Vergleich ziehen kann, indem letztere dieſelbe Sendung erfüllten, wobei ſie jedoch in künſtleriſcher Hinſicht noch eine höhere Stellung einnahmen.

173. Friedrich Gottlieb Klopſtock, der Sohn eines Beamten in Quedlinburg, erhielt im väterlichen Hauſe durch eine ernſte und ſtrenge Erziehung eine ebenſo ernſte und tief ſittliche Richtung, war erfüllt von dem ſicheren Gefühle der menſchlichen Würde, erfüllt vom Muthe, die Welt kühn und ungebeugt zu durchwandeln, ganz auf Innerlichkeit gewieſen und von frühe an dem mächtigen Einwirken der Natur und der Religion hingegeben. Sein Geiſt war vertrauter mit den hohen Geſtalten der Bibel und des Alterthums, als mit der Gegenwart, er konnte deren Weben und Treiben nicht mit großartigem Blicke durchſchauen und durchdringen und verſtand es nicht, die Zuſtände und Intereſſen der Zeit richtig aufzufaſſen und zu würdigen, weshalb er auch ſein ganzes Leben hindurch mehr auf den engeren Kreis der Geſellſchaft beſchränkt blieb und inniger zu einzelnen Perſonen hingezogen wurde. Obwohl er das zarteſte und reichſte Gefühl beſaß und ein heiterer Naturſinn ihn belebte, ſo verſchaffte ihm doch ſein Zurückgezogenſein von der Welt einen ariſtokratiſchen Anſtrich, eine gezierte Vornehmheit und ſogar Einſeitigkeit und Beſchränktheit, welche blos ein näherer Verkehr mit der größeren Welt abſchleifen und aufheben kann und im Bewußtſein ſeines inneren Werthes ſtrebte er hinauf aus der Wirklichkeit in das Reich des Ideellen und nur Ahnbaren und bewirkte ſein fortwährender Verkehr mit den großartigen und heiligen Geſtalten des bibliſchen und heidniſchen Alterthums, daß er ſich ſelbſt als einen ſolchen Patriarchen, gleichſam als einen Vertreter der überirdiſchen Welt, als einen Vertreter der Religion, Sittlichkeit und Freiheit anſah und er ſich zuletzt erhaben über die anderen Menſchen glaubte. Dieſe überſinnliche Ueberſchwänglichkeit beherrſchte ſein ganzes Leben, verklärte die Liebe und Freundſchaft bei ihm in göttlichem Scheine und ließ ihn nur in der Vergangenheit und Zukunft leben. Selbſt ſein Patriotismus, von dem er ſo glühend erfüllt iſt, hielt ſich nicht an die

gegenwärtigen Zustände, die freilich auch nicht erhebend waren, sondern er schöpfte ihn aus der dunklen Ferne der Vergangenheit, aus einer nebelgrauen Zeit, die ihre Gestalten größer und gewaltiger erscheinen ließ. Es war ihm überhaupt nicht gegeben, die geheimnißvollen Geburtswehen der Zeit zu erkennen und das Ineinandergreifen der Ereignisse und Begebenheiten zu verstehen; darum ward er auch so plötzlich und mächtig begeistert, als die französische Revolution anbrach, und ward er ebenso plötzlich wieder abgekühlt, als sie die gehoffte und geträumte Freiheit nicht ohne Schmerzen, sondern unter dem Zucken der ganzen Menschheit bringen wollte.

Aus dieser Grundstimmung seines Charakters ging auch die Schwermuth hervor, die alle seine Gedichte beherrschte, die Elegie, welche vorzüglich der Liebe und Freundschaft gewidmet ist, zum Grundton seiner Poesie machte und ihn vielfach in einen süßlichen und empfindelnden Ton, in eine übertriebene Sentimentalität verfallen ließ, welche besonders in seinen Briefen widerlich hervortritt, denn da schwelgt Alles in der überreizten Stimmung, die ihn des Mondes Strahlen küssen machte und seine Briefe so leer und nichtig werden ließ, daß man heut zu Tage nicht begreifen kann, wie man sich damals so sehr daran ergötzen mochte. Eben diese Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit war denn auch Ursache, daß man in Klopstock's Gedichten so wenig Handlung findet, denn Menschen, die sich so viel mit Empfindungen und Versteigen in's Ideelle abgeben, besitzen nicht das nöthige Schrot und Korn, um handelnd aufzutreten oder kräftige Handlungen darzustellen. — Das Hauptmotiv bei seinem poetischen Wirken und im ganzen Leben war die Religion und wie er sich selig fühlte in dem Gedanken, durch seine Dichtung zur Verherrlichung der Religion beigetragen zu haben, so beseligte sie seine Liebe, so ließ sie ihn nie ganz unglücklich werden, als die erste Geliebte seine Neigung nicht erwiderte, so heiligte sie seine Ehe und gab ihm jenes Vertrauen und jene höhere Weihe, welche ihn trotz aller Schwermuth glücklich bis ans Ende sein ließ. Beide Eigenschaften, seine Sentimentalität und Religiosität, ließen aber ihn sich nicht nur von den übrigen Menschen geistig absondern, sondern auch sich überschätzen, die Dinge einseitig auffassen und ihn zuletzt der Mitwelt entfremden.

In seinen geistigen Arbeiten erhob er sich streng für die deutschen Elemente und wollte er die Dichtung nach Form und Inhalt zu einer nationalen gestalten; dabei war er bestrebt, die deutsche Sprache volksthümlicher und freier auszubilden, sie zu bereichern und ihr einen kräftigeren und edleren Ausdruck zu geben. Er erkannte es laut an, daß der eigentliche Gehalt der Dichtung im Geiste bestehe, und sprach es sogar theoretisch aus, daß der Geist ohne Leib kein Leben habe und sogar das Göttliche ohne Welt sich in's Nebelhafte verflüchtige. Aber in seinen Dichtungen folgte er dieser Wahrheit nicht; er besaß keinen wahren schaffenden Genius und verstand es nicht, die Idee mit der Wirklichkeit zur freien Darstellung des Schönen zu verbinden. Bei ihm ist Alles körperlose

Idee und schwebt hinüber in's Reich der Unendlichkeit, wo keine Form und daher auch keine Schönheit mehr zu suchen ist. Weil er es nicht verstand, die Welt mit ihren Interessen zu begreifen, ist alle seine Schilderung leben- und seelenlos und führt uns sein Messias in eine abstrakte Unendlichkeit, welcher der Geist selbst mit größter Anstrengung der Denkkraft nicht mehr folgen und nichts mehr darin klar erkennen kann, weil Alles im Halbdunkel verschwindet. Klopstock rang überall das Unaussprechbare auszusprechen, das Formlose zu erfassen, und wo die Worte eben nicht ausreichten, mußte ein erhabenes Verstummen eintreten. Dies bedingte auch seinen Stil, denn es herrscht bei ihm in der Sprache eine ängstliche Unruhe, ein Versteigen im Ausdruck und ein Haschen nach effektvollen Worten, Phrasen und Bildern, womit er darstellen wollte, was sein geistiges Auge nur dunkel ahnte, was eben auch seine Messiade langweilig macht. Nur wo sein eigenes Herz Gegenstand der Dichtung ist, wo er seine eigenen Gefühle vorträgt, klingt der ächte Ton wahrer Poesie an und wird er ein musikalischer Dichter, dessen Worte die Schmerzens- und Freudenlaute wiedertönen lassen. So großartig auch die Gegenstände seiner Dichtkunst sind, indem sie Religion und Vaterland betreffen, so wenig vermochte er es, sie den Forderungen der ächten Kunst anzupassen, denn die Religion versteigt sich in das Bereich wesenloser Gestalten, ohne sich jedoch der dogmatischen Beschränktheit zu entwinden und seine erzwungene Begeisterung für die Wallhalla und das halbthierische Leben unserer Urväter ist weder geeignet nationalen Sinn, noch Begeisterung hervorzurufen.

Vielleicht sein größtes Verdienst ist das, welches er um die Sprache erworben hat, indem er sie wieder auf ihren inneren Kern zurückführte, mit kühnem Griffe Worte und Wendungen aus der Volkssprache entnahm, aus den älteren Dichtungen Kraft und Stärke schöpfte und ihr so wieder eine jugendlichere Frische gab, so daß er eigentlich der Begründer einer neuen Epoche für unsere Sprachwissenschaft wurde, obschon auch bei ihm die Sprache oft zu unplastisch, schroff, verkünstelt und forcirt wurde. Besonders die Ausbildung der Prosa hat er gefördert und ihr größere Lebendigkeit und Farbenreichthum verliehen. Auch darin besteht sein Verdienst, daß er nicht nur von den Alten den großen Gedanken eines Epos und einer begeisterten Ode schöpfte und ihnen nationalen Inhalt gab, sondern auch ihre Versmaaße bei uns einführte und dadurch die Poesie von den handwerksmäßigen Reimspielereien und dem todten Formalismus befreite und es dem Gedanken möglich machte, die Form frei zu beherrschen, obgleich die antiken Versmaaße für unsere deutsche Sprache gerade nicht sonderlich geeignet sind. — Hierin liegen Klopstock's Vorzüge und Mängel, und daraus erklärt sich auch, wie er in der klassischen Periode, die er durchlebte, vereinsamt dastand und jetzt schon seit langer Zeit nur sein Namen mit Anerkennung und Verehrung genannt wird, seine Werke aber ungelesen in den Bibliotheken stehen bleiben.

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Sohn eines Commissionsraths, der später die Pachtung des Amts Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld übernahm, ist am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, erhielt eine gute Erziehung, wobei auch seine körperliche Ausbildung nicht vernachlässigt wurde, so daß er im Reiten, Jagen und Schlittschuhlaufen der Gewandteste in der ganzen Gegend war, kräftigte sich in der schönen Natur, kehrte im dreizehnten Lebensjahre nach Quedlinburg zurück, besuchte dort einige Jahre das Gymnasium und ging dann nach Schulpforte, wo er eifrig die alten Sprachen trieb und er schon mit dem Gedanken umging, der Homer der Deutschen zu werden. Es ist zu bedauern, daß er von dem Gedanken abkam, den er zuerst hatte, Heinrich den Städteerbauer zum Gegenstande eines Epos zu machen; sein frommer Sinn wandte sich bald wieder davon ab und strebte darnach, zum Inhalt des höchsten Gedichts auch das Höchste zu wählen, den Messias, der die Erlösung vollbrachte und die Menschheit mit der Gottheit vereinigte. Von diesem Gedanken erfüllt, bezog er 1757 die Universität Jena, um daselbst Theologie zu studiren. Aber bald genügte ihm diese nicht mehr und er entschloß sich nur der Poesie zu leben. Hier entwarf er nun die ersten Gesänge seines Messias und zwar in Prosa, weil ihm keine der bisher gebräuchlichen Versarten dazu würdig erschien. Da sein weich gestimmtes Herz in Jena eines Freundes entbehrte, ging er schon nach dem ersten Semester, auf Einladung seines Verwandten Schmidt aus Langensalza, nach Leipzig, gewann an Kühnert, Rothe und Olde gleichgestimmte Freunde, schloß sich an den Kreis der dortigen jungen Dichter an, veröffentlichte 1748 seine ersten lyrischen Gedichte und noch in demselben Jahre die drei ersten Gesänge seines Messias und zwar in Hexametern, wie man sie bisher in Deutschland noch nicht gelesen hatte. Das Aufsehen, welches das Gedicht erregte, war außerordentlich, der ganze bisherige Gottsched'sche Kreis erhob sich fast einstimmig dagegen und besonders die Theologen lästerten über das Werk, während die Einsichtsvolleren es als die Morgenröthe einer neuen Zeit begrüßten und den Dichter wie einen Heiligen verehrten. Als sich der Kreis der Leipziger Poeten zerstreute, fühlte sich Klopstock hier vereinsamt und er nahm daher gern das Anerbieten seines Verwandten Weiße in Langensalza an, die Erziehung seiner Kinder zu leiten, zumal hier auch die in seinen Oden so hoch gefeierte Fanny Schmidt lebte, der er all' sein Sehnen und Hoffen weihte. Er fand hier jedoch nicht Erwiederung seiner Neigung und dieß trug viel dazu bei, jene melancholisch-elegische Stimmung in ihm zu nähren, welche ihn in seinem ganzen Leben begleitete. Er nahm daher gerne die Einladung Bodmer's an, zu ihm nach Zürich zu kommen, wohin er 1750 ging, wo er eine begeisterte Aufnahme fand und neu erglühte für Freiheit und Vaterland. Doch fühlte er sich daselbst nicht ganz heimisch und auch Bodmer fand sich in dem Dichter mehrfach getäuscht. Deßhalb war es ihm erwünscht, daß er auf Veranlassung der Grafen Bernstorf und Moltke von König Friedrich V. von Dänemark die Einladung erhielt, mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen zu gehen, um die Messiade zu vollenden. Noch im Jahre 1751 folgte er diesem Rufe, besuchte auf der Reise seine Eltern in Quedlinburg, sah zu Braunschweig einige seiner Leipziger Freunde, von denen ihn Giseke auf die Hamburgerin Margaretha (Meta) Moller aufmerksam machte, die seine aufrichtigste Verehrerin sei, und besuchte dann dieselbe in Hamburg, wo alsbald die zärtlichste Neigung zwischen ihnen entstand und Klopstock fortan seine Geliebte unter dem Namen Cidli besang. In Kopenhagen fand er die ehrenvollste Aufnahme, wurde in die glänzendsten Zirkel des Hofs gezogen und ging mit dem Könige im nächsten Jahre nach Holstein, wo er seine Verlobte in Hamburg besuchte, mit der er sich zwei Jahre später, im Juni 1754, verband. Die glückliche Ehe dauerte jedoch nicht lange, denn Meta starb schon im November 1558. Die Freundschaft Bernstorf's und die Dichtkunst gaben ihm wieder Ruhe und Heiterkeit und 1771 ging er mit Bernstorf auf seine Güter, da er mit dem Titel Legationsrath einen lebenslänglichen Gehalt bekam, den er verzehren konnte, wo er wollte. Im Jahre 1775 berief ihn Markgraf Karl Friedrich von Baden nach Karls-

ruhe, wohin Klopstock ging und mit der größten Verehrung daselbst aufgenommen wurde, den Titel als Hofrath und einen lebenslänglichen Gehalt bekam. Da ihm der Aufenthalt in Karlsruhe nicht gefiel, gab ihm der Markgraf die Erlaubniß zu leben, wo er wolle, und Klopstock ging nun nach Hamburg, in dessen Nähe seine Meta begraben lag. Hier erreichte er die höchste Stufe seines Ruhms, er erhielt von allen Fremden, die nach Hamburg kamen, die Zeichen der höchsten Achtung und Verehrung und verlebte den Abend seines Lebens glücklich. Als die französische Revolution ausbrach, begrüßte er sie in begeisterten Oden, wofür ihm die französische Nation das Bürgerrecht ertheilte und das Nationalinstitut ihn zum Mitgliede aufnahm. Später jedoch, als die Gräuel der Revolution sich häuften und man ihm wegen seiner Begeisterung für dieselbe Vorwürfe gemacht hatte, schrieb er strenge Strafgesänge gegen dieselbe, denn sein leicht erregbarer Geist konnte den großartigen Gang der Weltgeschichte nicht begreifen. Schon auf seinem Krankenbette vermählte er sich 1791 mit Frau v. Winthem und lebte dann noch über eilf Jahre sanft und geräuschlos bis zum Frühjahre 1803, wo er am 14. März starb. Am 22. März fand sein Leichenbegängniß statt auf dem Friedhofe zu Ottensen, unter der Linde, wo seine Meta ruhte und er ihr die Grabschrift gesetzt hatte:

Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen,

wurde sein Sarg eingesenkt und nie ist das Leichenbegängniß eines deutschen Dichters so ehrenvoll gefeiert worden, als das Klopstock's. — Seine Messiade erschien in langen Zeiträumen; die ersten drei Gesänge erschienen im 4. Bande der Bremer Beiträge, dann die ersten fünf, Halle 1751; zehn Gesänge, Kopenhagen 1755 und Halle 1756; der eilfte bis fünfzehnte Gesang, Kopenhagen 1768 und Halle 1769; der sechszehnte bis zwanzigste Gesang, Halle 1773. Mit veränderter Rechtschreibung gab er das ganze Gedicht zu Altona 1780 heraus. Es wurde in's Lateinische, Englische, Französische, Italienische, Holländische und Schwedische übersetzt. Seine geistlichen Lieder erschienen zu Kopenhagen 1758 bis 1769 in zwei Theilen. Seine Oden und Lieder erschienen zuerst in den Bremer Beiträgen und Cramer's nordischem Aufseher und dann] als Oden und Elegien zu Hamburg 1771 und in seinen kleinen poetischen und prosaischen Schriften, Frankfurt 1771. Seine dramatischen Werke sind: der Tod Adam's, Kopenhagen und Leipzig 1757, 1758; Salomo, Magdeburg, 1764; David, Hamburg 1772; die Hermannsschlacht, ein Bardiet für die Schaubühne, 1769; Hermann und die Fürsten, ein Bardiet, 1784, und Hermann's Tod, ein Bardiet, 1787. Seine prosaischen Hauptwerke sind: die deutsche Gelehrten-Republik, Hamburg 1774 (nur der erste Band ist erschienen); Fragmente über Sprach- und Dichtkunst, 1779, und grammatische Gespräche, 1794. Neueste Ausgabe seiner Werke, Leipzig 1844, 10 Bände und 3 Supplementbände. — Auswahl aus Klopstock's nachgelassenem Briefwechsel, herausgeg. von Clodius, 2 Thle., Leipzig 1821. — Klopstock, er und über ihn, von Karl Fr. Cramer, 5 Thle., Leipzig und Altona 1774; zweite Ausgabe 1782—93. — Klopstock und seine Freunde, herausgeg. von Klamer Schmidt, Halberstadt 1810.

174. Das Hauptwerk Klopstock's ist seine Messiade, welcher er sein ganzes Leben gewidmet hat und wozu er die Idee schon von frühester Jugend an in sich trug, wozu ihn Milton's verlorenes Paradies vor Allem begeisterte. Er wollte darin die große That der Versöhnung darstellen, Gott und Vaterland verherrlichen und darin seine tiefsten Empfindungen und Gedanken, den höchsten Ausfluß seines Geistes niederlegen und darum ist die Messiade auch sein Hauptwerk, wovon seine übrigen Gedichte nur Variationen sind. Als Ganzes betrachtet ist die Messiade durchaus kein Werk von poetischer Schönheit, nur einzelne Theile desselben sind schön, nämlich solche Stellen, wo sein eigenes Herz mitspricht, wo es sich in Zorn oder Liebe, in Schmerz oder Freude ergießt. Aber diese ein-

zelnen Stellen verlieren sich in dem großen Ganzen und können nicht verhindern, daß die Messiade weder ein national klassisches Epos, noch überhaupt ein Epos ist. Schon der Gegenstand war nicht dazu geeignet oder bot doch unüberwindliche Schwierigkeiten, denn indem Klopstock es unternahm, den Hergang der erlösenden Thatsachen darzustellen, wie sie sich im Rathschlusse Gottes und seines Sohnes gestaltet haben, und nicht wie sie sich auf Erden sichtbar für die Menschen zeigten, gerieth er auf einen bedenklichen Pfad und wo er auf diesem Wege Handlungen Gottes darstellen sollte, wobei er sich doch innerhalb der christlichen kirchlichen Ueberlieferung halten wollte, wandelte er auf der schärfsten Kante zwischen dem Zulässigen und Verwerflichen, raubte ihm die Gefahr, in willkürliche Phantasmen zu gerathen, alle Ruhe und Sicherheit und konnte er es nicht einmal vermeiden, hier und da in die Zweigötterei zu verfallen. Es fehlt dem Gedichte vor Allem an Handlung, an Anschaulichkeit und wirklichem Leben; kühne Gleichnisse, immer wiederkehrende Bilder, forcirte Kraftausdrücke, das ewige Jauchzen und stille Beten der Engel und Seraphime und die vielen Thränen, die stromweise das Gedicht durchrinnen, können nicht für die Inhaltsleere entschädigen und am wenigsten das Verstummen des Dichters, wo er keinen Ausdruck für seinen Gedanken mehr finden kann, die Klarheit ersetzen, welche vor Allem die epische Poesie verlangt. Wie der Dichter es verschmähte, den Erlöser und sein Werk mit den Menschen und den damaligen historischen Verhältnissen zu verknüpfen und in den Himmel hinaufstieg, ohne sich zu erinnern, daß es noch eine Erde gebe, ebenso fehlt es ihm an ruhiger Entwicklung, an gleichmäßigem Fortschreiten der Handlung, an der erhabenen Unparteilichkeit und Klarheit, mit der Alles vor dem Auge vorüberziehen soll; überall drängt sich die Persönlichkeit des Dichters, das Sentimentale und Lyrische vor, da sich doch der Epiker nicht genug objektiv halten kann. Die Personen ziehen gleich wesenlosen Schatten an uns vorüber, sie offenbaren sich nicht durch Handlungen, sondern durch Reden, Singen, Beten, Verwünschungen, Fluchen und Ausrufungen, nirgends sind die Personen in schärferen Umrissen gezeichnet, nirgends zeigt sich Individualisirung, lebendiges Kolorit und Wahrheit, sondern ein Seraphim sieht dem anderen so ähnlich wie ihre Flügel, die satanischen Gestalten unterscheiden sich höchstens durch größere oder geringere Wuth, Alle sprechen dieselbe Sprache und diese ist so übertrieben dunkel, verworren und erzwungen, daß sie jede Harmonie trübt und jeden poetischen Genuß zerstört. Mag daher auch der religiöse Standpunkt bei Klopstock und Homer ein ähnlicher sein, so wäre es doch vermessen und ein vollständiges Verkennen der Poesie, wollte man beide Dichter mit einander vergleichen und die Messiade nur entfernt neben das griechische Meisterstück stellen. Auch hinter Dante und Milton, die sich gleichfalls an das religiöse Epos machten, ist Klopstock zurückgeblieben. Den Hexameter wandte Klopstock bei diesem Gedichte zuerst nach bestimmten metrischen Prinzipien an und es ist ein nicht geringes Verdienst von ihm, daß er es wenig-

stens versuchte, den hohen Rhythmus der Homerischen Verse nachzuahmen, wenn man auch weit davon entfernt ist, die Klopstock'schen Verse für gute Hexameter zu halten. Das Verdienst der Messiade besteht überhaupt mehr in der Anregung und dem mächtigen Umschwunge, den sie der deutschen Literatur gab, als in ihrem inneren Werthe, denn nie ging sie in's Volk über und selten wird man Jemanden finden, der sie ganz gelesen hat.

175. Während Klopstock sich durch seine Messiade unsterblich glaubte und von diesem seinem Ruhm etwas zu viel eingenommen war, verdiente er ihn mehr durch seine Lyrik, welche sein eigentlicher Beruf war, denn sie paßt besser zur Subjectivität und er konnte darin ganz seine Begeisterung und die Musik seines Herzens niederlegen. Selbst die Messiade ist nur eine Reihe lyrischer Einzelheiten. In seinen Oden kommt auch die Weltlichkeit zu ihrem Rechte und er feiert darin Freundschaft und Liebe, Wein und Genuß, Vaterland und Religion. Gerade seine Gedichte an Fanny und Meta, welche auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und aus bestimmten Lebensverhältnissen hervorgegangen sind, machen den größten Eindruck, wie auch seine Oden auf das Vaterland, worin er Hermann und Thusnelda, die großen Heinriche, Luther, König Friedrich und Kaiser Joseph feiert, voll der höchsten Begeisterung sind und doch auf dem festesten Boden ruhen. Einen gleich hohen Schwung nahmen auch seine Oden auf die Freiheit, aber hier nicht minder wie in der Messiade versteigt er sich zu oft in die einsame Höhe geistlicher Betrachtung, macht ihn sein Streben, das Unaussprechbare auszusprechen, verworren und dunkel und herrscht in den meisten Gesängen der David'sche Psalmenton. Am schwächsten sind seine Bardenlieder, die theils durch ihre politische Absichtlichkeit den Eindruck schwächen, theils durch das Hereinziehen der nordischen Mythologie einen gelehrten Anstrich erhielten und schwer verständlich sind. Ueberhaupt ist ihm der Versuch, die antiken Versmaaße in seinen Oden anzuwenden, nicht gelungen, weil der Genius der deutschen Sprache ein anderer ist, so daß man oft schwer das Metrum herausfinden würde, wenn es Klopstock nicht darüber geschrieben hätte, und selbst der Zusammhang oft nur mit Mühe zu finden ist. Den Reim, welchen er in den Oden verschmähte, wandte er in seinen geistlichen Liedern an, ohne dessen Meister zu werden. Zwar herrscht hier eine tiefe religiöse Gesinnung, aber im Allgemeinen sind diese Lieder nach Gellert'scher Art verwässert und breit getreten, so daß sie vielfach blos Umschreibungen von Bibelstellen sind und nur einige wenige, wo er von der Auferstehung und dem Märtyrerthume spricht, an den höheren Schwung der Oden erinnern. Sie dringen nicht zum Herzen und können höchstens eine dunkle Empfindung in der Seele erregen.

Aus seiner ganzen Anlage geht schon von vornherein hervor, daß Klopstock am wenigsten für das Drama begabt war, denn es verlangt eine Handlung, die genau motivirt in der Gegenwart sich vor uns abrollt, eine scharfe Individualisirung der Personen, eine diesem entsprechende Sprache und vor Allem ein

richtiges, tieferes Verständniß der Zeit und ihrer Geschichte. Klopstock hat sich auch in diesem Gebiete versucht, aber nur seine gänzliche Unfähigkeit darin dargelegt und es mag ihm wohl selbst eine dunkle Ahnung davon vorgeschwebt haben, da er in der Einleitung erklärte, seine Stücke seien nicht für die Bühne geschrieben. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so haben sie auch keinen Zweck und keine Ursache des Daseins. Wir haben von ihm drei alttestamentliche Stücke, der Tod Adam's, Salomo und David, die weder tragisches, noch überhaupt menschliches Interesse erregen können, über den langen Reden, Botschaften und Berathungen zu keinem Ziele kommen und langweilen. Seine sogenannten Bardieten oder vaterländischen Dramen, die offenbar in politischer Absicht geschrieben sind, sollten zwar mehr Interesse versprechen, aber er führt uns darin in eine nebelgraue Zeit, von der wir kaum etwas wissen, und Stoff und nordische Mythologie liegen uns so fern und sind nur durch Studien verständlich, so daß sie nimmermehr nationale Begeisterung erregen können. In der Hermannsschlacht ist nichts von einer Schlacht zu sehen, sondern wird nur davon erzählt, in Hermann und die Fürsten vergeht der größte Theil des Stücks mit einer langweiligen Berathung, ob man die Römer im Lager oder Wald überfallen solle, und nachdem in Hermann's Tod ebenfalls lang berathen und unterhandelt worden, wird die Handlung zuletzt so schauerlich, daß sie in's Lächerliche verfällt. Das Beste an diesen Stücken ist noch die Sprache der Prosa, die aber auch hier zu oft in Klopstock's Fehler ausartet.

Klopstock hat uns auch einige prosaische Schriften hinterlassen, welche sich auf die Theorie der Sprache und Dichtkunst beziehen und wenigstens damals nicht ohne Werth waren. Außer einer Abhandlung über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaaßes und kleineren Aufsätzen, schrieb er die deutsche Gelehrtenrepublik, eine halb wissenschaftliche Schrift, welche voller Sonderbarkeiten und Abgeschmacktheiten ist und worin er zwar auf Einheit in den Bestrebungen der deutschen Gelehrten dringt, aber eine kastenartige literarische Aristokratie herstellen will, die mit ihren Aldermännern, Zünften, Strafen und Belohnungen in's Lächerliche verfällt. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst und grammatischen Gespräche sind viel bessere Arbeiten und können jetzt noch mit Interesse gelesen werden, obwohl auch aus ihnen hervorgeht, daß er dem Fortschritt der Zeit nicht mehr folgen konnte. Hier ist die Sprache meistens gediegen und gebildet, obwohl auch hier seine allgemeinen Mängel nicht fehlen und der vornehme Ton, den er annimmt, sogar gesteigert ist.

176. Den Ton, welchen Klopstock angeschlagen, führten zahlreiche Andere fort, die alttestamentlichen Stoffe und Epopöen wurden Mode und Alles suchte, gleich ihm, sich in die seraphimische Höhe zu versteigen. Da die ersten Gesänge der Messiade erschienen, als der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern am heftigsten entbrannt war, so wurden sie kein geringes Gewicht für Letztere,

welche das Gedicht nicht ohne Recht als von ihnen zunächst angeregt betrachteten und darauf ihren vollständigen Sieg gründeten. Klopstock schloß sich sogleich auch näher an die Schweizer an, als man ihn angriff, und diese gaben sich die größte Mühe, das Gedicht zu erheben und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen; hatte doch Bodmer schon vor ihm den Plan zu einer Noachide gefaßt, die er nun ausführte und der er eine ganze Reihe anderer folgen ließ, denn hatte er die Messiade angeregt, so glaubte er in seiner Selbsttäuschung, solche Gedichte ebenso gut, wenn nicht noch besser, hervorbringen zu können. Leider bestärkten ihn seine jüngeren Freunde in dieser Täuschung und Bodmer machte sich in der Folge immer mehr durch seine Einbildung und eigensinnige Herrschsucht lächerlich, da er Klopstock, Gerstenberg, Gellert und selbst Lessing meistern wollte, abgeschmackte Dramen schrieb und in denselben Fehler fiel, der Gottsched gestürzt hatte. Dieser hatte nun Gelegenheit, sich zu rächen; aber so treffend er auch die Blößen seiner Gegner erkannte und die Gehaltlosigkeit der seraphischen Gestalten zu tadeln wußte, so machten doch er und seine Schildknappen sich noch mehr lächerlich, weil sie sich nicht in den rechten Gränzen zu halten wußten und verwarfen, was ein Gewinn für die Sprache und Literatur war. Gottsched ging sogar so weit, Klopstock und den Schweizern Dichter seine Schule entgegenzusetzen, und veranlaßte Naumann, den berüchtigten Nimrod zu schreiben, und den Freiherrn Christoph Otto von Schönaich, einen jungen preußischen Kürassier-Lieutenant, zu dem vermeintlichen Epos: Hermann oder das befreite Deutschland, in achtfüßigen Trochäen. Um diesem Glanz zu geben, verschaffte er sich dafür von Voltaire ein Empfehlungsschreiben und bewirkte, daß ihm der Landgraf von Hessen dafür eine Denkmünze verehrte. Aber es half leider nichts, denn sogar Gottsched's nächste Freunde schüttelten darüber die Köpfe und wenn es auch 1753, 1760 und sogar noch 1805 wieder aufgelegt wurde, so war und blieb dies Machwerk doch vergessen, ebenso wie Schönaich's „ganze Aesthetik in einer Nuß", eine ganz verfehlte Satire, die freilich die Ueberschwänglichkeiten Klopstock's gut schilderte, aber sonst zu voll des Lächerlichen war. Dies war die vollständigste Niederlage für den Leipziger Kunstrichter und es bedurfte keiner Wielandischen Dunciade mehr, die beabsichtigt war, um Gottsched vollends todt zu machen.

Ueber Bodmer vergl. 164. — Christian Nicolaus Naumann, 1719 zu Bautzen geboren, lebte nachher als Magister der Philosophie in Görlitz, und schrieb: Nimrod, ein Heldengedicht in 24 Büchern, Frankfurt 1752. — Christoph Otto Freiherr von Schönaich ist 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz geboren, wurde Lieutenant in einem preußischen Kürassierregiment, später sächsischer Hauptmann und Kanonikus in Altbrandenburg und starb als Senior des Geschlechtes von Schönaich-Carolath-Beuthen am 15. November 1807. Er schrieb: Hermann oder das befreite Deutschland, Leipzig 1751; Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen, Berlin 1757; Versuch in der tragischen Dichtkunst, bestehend aus vier Trauerspielen: Zayde, Marianne, Thusnelde und Zarine, Leipzig 1754; Montezuma, Königsberg 1763; Oden, Satiren und Nachahmungen, Leipzig 1761; die ganze Aesthetik in einer Nuß u. s. w., Leipzig 1754; die ganze Aesthetik in einer Nuß in ein Nüßchen

gebracht, 1755; ein Mischmasch von allerlei ernsthaften und lustigen Possen, 1756; der Sieg des Mischmasches, Troßberg 1755.

177. Vorzüglich durch Klopstock angeregt wurde Salomon Geßner aus Zürich, der als ein Landschaftsmaler sich auch auf die poetische Malerei warf und der sittlich didaktischen Zweckmäßigkeit anhing, auch von der Sentimentalität Klopstock's angezogen wurde. Da er ohnehin in einem ruhigen und friedlichen Lande wohnte, wo damals keine Thaten geschahen, so wandte er sich der Idylle zu, die nur Zustände und Stimmungen darstellt, nicht Thaten. Schon in seinem Tod Abel's ahmte er Klopstock nach, indem er darin auf das Rührende und Haltungslose ausging, noch mehr aber in den Idyllen, die auf wahre Poesie keinen Anspruch machen dürfen. Es sind dies leichte, oberflächlich angelegte Gemälde, Bildchen ohne Lebendigkeit, ohne wahre Naivetät und Entwickelung; Alles ist idealisirt, lebt ein hohles Scheinleben, die Hirten sind aber für solch' ideales Wesen wieder zu dürftige Geschöpfe, durch alle Idyllen geht ein fortwährendes Einerlei und selbst die Hirten, Fischer und Naturmenschen sind dies nicht in Wahrheit, sondern übertünchte Städter, die blos andere Kleider anzuziehen brauchen, um in die vornehmen Salons zu passen. Wäre er noch bei Klopstock stehen geblieben und hätte er wenigstens häusliche Zustände geschildert, so mochte er Besseres leisten, aber er nahm die französische Schäferpoesie zu Hülfe, färbte Alles modern und wählte dazu noch eine abgeschmackte poetische Prosa, welche sich wohl durch Gefälligkeit und Reinheit empfehlen mag, aber zu keiner Poesie paßt. Diese Sprache war es aber besonders, welche den Idyllen im Ausland einen großen Ruhm verschaffte, denn sie ist glatt und zum Erlernen der deutschen Sprache für Ausländer besonders geeignet. In Deutschland war der Ruhm der Geßner'schen Idyllen nur von kurzer Dauer, denn nicht nur lehnte sich Lessing dagegen auf, sondern Voß lieferte bessere und ansprechendere Idyllen, welche diese verdrängten. — Neben Geßner dichtete Jakob Friedrich Schmidt Idyllen aus der heidnischen Vorwelt, die einst viel verbreitet waren, aber noch früher vergessen wurden, als die Geßner'schen. Nachahmungen von Geßner gab Franz Xaver Bronner heraus, dessen Fischeridyllen wirklichen Naturzuständen entlehnt sind und ganz lustig und schwebend aussehen, aber doch zu wenig Kenntniß der Menschen und des Lebens verrathen, da sie der Verfasser in der Enge seiner Klosterzelle dichtete, was ihnen einen elegischen Ton verlieh. Seine Fischeridyllen, welche 1777 entstanden, gab Geßner 1787 empfehlend heraus und Bronner ließ diesen 1794 noch neue nachfolgen. Interessanter ist jedoch seine Selbstbiographie, die im Jahre 1795 erschien und einen reichen Beitrag zur Kenntniß der Religions- und Kulturverhältnisse in Süddeutschland während des siebenten und achten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts lieferten.

Salomon Geßner, der Sohn eines Buchhändlers, wurde im Jahre 1730 zu Zürich geboren und erhielt anfangs einen mangelhaften Unterricht, so daß er nur zu geringen Hoffnungen zu berechtigen schien; als er aber zu einem Landprediger gebracht

wurde, lernte er mit vollem Eifer Sprachen und andere Gegenstände, erwachten seine Anlagen und der Umgang mit der Familie des Geistlichen regte ihn selbst zu poetischen Produktionen an. Seine Gedichte gewannen an Haltung und Kraft, erhielten Beifall und im Umgang mit Zürichs Gelehrten läuterte sich sein Geschmack. Da sein Vater wünschte, daß er die Buchhandlung übernehme, so schickte er ihn 1749 nach Berlin, wo er aber einen solchen Widerwillen gegen diesen Beruf faßte, daß er seinen Principal verließ und, als ihn sein Vater zur Rückkehr zu demselben durch Vorenthalten von Geldunterstützungen zwingen wollte, sich durch Malen von Landschaften seinen Unterhalt zu verdienen suchte. Glücklicherweise fand er im Hofmaler Hempel einen Gönner, der ihn empfahl und ihn aufforderte, nach Holland zu gehen, um sich dort in der Landschaftsmalerei auszubilden. Hierdurch verständigten sich auch seine Eltern mit ihm, welche nun, in der Besorgniß, er möchte sich einem herumziehenden Künstlerleben hingeben, ihn aufforderten, in Berlin zu bleiben und sich dort in der Malerei auszubilden. Hier lernte er nun auch Ramler kennen, der ein so strenges Urtheil über seine poetischen Versuche fällte, daß sich Geßner entschloß, fortan nur in wohlgefügter, harmonischer Prosa zu schreiben. Von Berlin ging er nach Hamburg, lernte dort Hagedorn kennen und kehrte dann nach der Schweiz zurück, wo alsbald von ihm sein Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen (1751) und zwei Jahre später sein Gemälde Die Nacht erschien. Der Beifall, der ihm dafür zu Theil wurde, veranlaßte ihn hierauf, rasch seine übrigen Produkte folgen zu lassen und so erschienen 1751 sein größeres Gedicht Daphnis, 1756 Inkle und Yariko, sowie ein Band Idyllen. Später gab er den Tod Abel's heraus, 1772 erschien eine Gesammtausgabe seiner Gedichte in 4 Bänden, worunter der erste Schiffer so ziemlich das beste ist, und 1772 erschien ein zweites Bändchen Idyllen, sowie seine Briefe über die Landschaftsmalerei. Geßner verheirathete sich inzwischen, warf sich ganz auf die Malerei, machte darin glänzende Fortschritte, bekam für seine radirten Blätter hohe Preise bezahlt, wurde in den Rath aufgenommen und lebte zuletzt nur als Künstler, bis er am 2. März 1787 am Schlagflusse starb. Als Künstler hat sich Geßner große Verdienste erworben; seine Radirnadel ist leicht und kräftig, seine Prospekte wild und romantisch und besonders bewundert man seinen Baumschlag. Unter seine besten Arbeiten rechnet man 12 radirte Landschaften, die 1770 erschienen. Die besten Ausgaben seiner Werke erschienen zu Zürich 1777 bis 1778 in zwei Quartbänden, mit vielen Kupferstichen und Vignetten von seiner eigenen Hand; 1765 bis 1774 in 5 Bänden, 1818 in 3 Bänden und in neuerer Zeit wurde die Prachtausgabe wiederholt und eine Sammlung aller seiner Radirungen in zwei Foliobänden veranstaltet. Auf der Promenade an der Limmat errichtete ihm seine Vaterstadt ein Denkmal. — Jacob Friedrich Schmidt ist im Jahre 1730 zu Blasienzella geboren, studirte Theologie und starb 1796 als Diakonus zu Gotha. Von ihm erschienen: poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, Altona 1759, fünfzehn Idyllen in Versen und Prosa enthaltend; Idyllen nebst einem Anhange einiger Oden aus dem Französischen übersetzt, Jena 1761; kleine poetische Schriften, Altona 1766; Sammlung einiger Kirchenlieder, Gotha 1779; Gedichte, Leipzig 1786. — Franz Xaver Bronner ist am 23. December 1758 zu Höchstädt an der Donau geboren, wo sein Vater Knecht in einer Ziegelbrennerei war, wurde durch den Kantor des Orts für den Gesang ausgebildet, kam 1769 als Chorknabe in das Jesuitencollegium nach Dillingen, wurde nach beendigter Schulzeit Benediktinermönch zu Donauwörth mit dem Namen Bonifazius, widmete sich nun erst dem Studium der Physik, Mathematik, Philosophie, Musik und Poesie und dichtete im Kloster, wo er aus der engen Spalte seines Fensters nichts vor sich hatte, als das Fischerdorf Ried und floh 1784 aus seinem Kloster nach Basel und Zürich, wo er den Namen Johann Winfried annahm und als Notensetzer in einer Druckerei Beschäftigung erhielt. Salomo Geßner gab mit einer Empfehlung seine Fischeridyllen heraus und nahm sich seiner an. Später ließ er sich

bewegen, in ein anderes Kloſter nach Augsburg zurückzukehren, als man aber nicht hielt, was man ihm verſprochen, floh er zum zweiten Mal zu ſeinen Freunden in die Schweiz und erhielt dort eine Anſtellung an der Cantonsſchule zu Aarau. Während der franzöſiſchen Revolution ging er nach Frankreich, erhielt 1810 einen Ruf nach Kaſan in Rußland, kehrte aber 1817 zurück und lebt noch in Aarau. Seine Fiſchergedichte und Erzählungen erſchienen zu Zürich 1787 bis 1794 in 3 Bänden und wurden zum Theil in's Franzöſiſche überſetzt. Sein Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben, Zürich 1795 bis 1797, iſt ein wichtiger Beitrag zur Culturgeſchichte und wirft ein grelles Licht auf das damalige Leben und Treiben in den Klöſtern.

178. Auch für die lyriſche Poeſie wurde Klopſtock mächtig anregend und zahlreiche chriſtliche Dichter folgten ſeinem Beiſpiele, indem ſie die Bibel zur Quelle der Poeſie machten und ſich gewaltſam in eine Begeiſterung hinaufſchraubten, welche natürlich keine wahre Poeſie mehr erzeugte, ſondern kalt ließ. Dahin gehörte zuerſt Lavater, deſſen Schweizerlieder das Reinſte und Schönſte ſind, was er gemacht hat, obwohl ſie auf ängſtlicher Nachahmung von Gleim beruhen, deſſen chriſtliche Lieder aber keinen Werth haben, wie wir ſpäter ſehen werden, wo dieſes Mannes näher gedacht wird. Zu den treueſten Anhängern Klopſtock's gehörte J. A. Cramer, der Begründer des damaligen Kirchenlieds; auch er ſuchte ſich über das Gewöhnliche zu erheben, die alten Kirchenlieder zu verbeſſern und gab ſtatt der Einfalt und des inneren Werthes blos äußere Glätte. Gegenüber von Gellert erlangte er mehr Empfindung, Beweglichkeit und muſikaliſchen Gehalt, er ſteigerte die Religioſität Klopſtock's noch mehr und meinte, in religiöſen Dingen könne man nicht ohne Affekt bleiben, verfiel aber gerade dadurch in's Rhetoriſche. Ueberhaupt zeigt ſich bei allen neueren Kirchenliederdichtern, daß der alte Glauben nicht mehr in ihrem Innern in ſpiegelglatter Ruhe liegt, daß er von allen Seiten angefochten und beſtürmt wird und die Dichter ihn deshalb mit um ſo größerem Aufwand von Erregung, die aber nicht von ſelbſt aus dem Innern kommt, vertheidigen und ſichern wollen. Ein ſanftes Gemüth und wohlwollendes Herz verrathen die geiſtlichen Lieder von Chriſtian Friedrich Neander, der die Bibel ſehr gut dazu zu benützen verſtand und deshalb deutlich ward und auch beim Volke leicht Eingang bekam. Johann Adolf Schlegel wollte das geiſtliche Lied zu einem lehrhaften Gedichte machen, war aber durchaus nicht ſelbſtſtändig, lehnte ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter an und führte die breite Verſtändlichkeit ein, welche für die Poeſie nicht gerade günſtig iſt. Die neue Richtung der geiſtlichen Poeſie drang in Süddeutſchland weniger durch und da das Volk in Ländern wie Württemberg durchaus religiös war, ſo machten ſich auch nichtproduktive Köpfe an das Dichten von geiſtlichen und Kirchenliedern. So hatte der bekannte Publiciſt J. J. v. Moſer 250 Geſangbücher geſammelt und als er während ſeiner vieljährigen Verhaftung auf Hohentwiel jene Menge von geiſtlichen Liedern dichtete, ſo geſchah dies wohl mehr durch die von ihm durch Lektüre erworbene mechaniſche Fertigkeit, als aus Langeweile, die wohl auch daran

Theil haben mochte. Erst J. L. Huber und Eberhard von Gemmingen stehen unter dem Einflusse der neuen Zeitrichtung, folgen dem überschwänglichen Tone und athmen patriotischen, freimüthigen Sinn; nicht minder wurde F. Karl von Moser durch Klopstock angeregt, der darauf drang, die Menschenwürde zu höherer Achtung zu bringen, das Selbstgefühl der Natur zu wecken und zu stärken und so die Sache des Fortschritts mächtig förderte, wie wir es später näher bei ihm sehen werden. Sogar Wieland wurde in seiner Jugend von Klostock hingerissen, schwang sich zu dessen ätherischer Welt auf, schrieb seinen geprüften Abraham, Sympathien, Empfindungen eines Christen und drei Psalmen in Prosa, betrachtete darin die Welt ganz mit christlichen Augen und ließ sich sogar von seinem frommen Eifer verleiten, Uz und andere Dichter der geselligen Freuden förmlich zu denunciren. Glücklicherweise legte er später diese erzwungene Stimmung wieder ab und ging er selbst in das Lager der Grazien über, deren größter Verehrer und Anbeter er wurde.

Johann Andreas Cramer ist am 29. Januar 1723 als der Sohn eines armen Predigers zu Jöhstadt bei Annaberg geboren, besuchte seit 1742 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wozu er sich durch Privatunterricht und literarische Arbeiten die Mittel zu verdienen suchte, nahm Antheil an den Bremer Beiträgen, hielt seit 1747 Vorlesungen, wurde 1748 Prediger zu Kröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg und wurde 1754 auf Klopstock's Empfehlung Oberhofprediger und Consistorialrath zu Kopenhagen und 1765 Professor der Theologie. Als er nach Struensee's Fall viele Kränkungen zu erdulden hatte, ging er 1771 als Superintendent nach Lübeck, 1774 jedoch wieder nach Kiel als Prokanzler und erster Professor der Theologie, wo er 1784 Kanzler und Kurator der Universität wurde und am 12. Juni 1788 starb. Er war ein vortrefflicher Kanzelredner und schrieb viele Schriften. Von ihm erschien unter Anderem eine Uebersetzung von Bossuet's Weltgeschichte, 7 Bde., Leipzig 1757—63; die poetische Uebertragung der Psalmen, Leipzig 1762—64; eine Sammlung seiner Gedichte, 3 Bde., Leipzig 1782—83, welchen sein Sohn 1791 einen fünften Band beifügte. Auch hat er 1774 eine Biographie Gellert's verfaßt. — Christian Friedrich Neander ist 1723 zu Gränzhof in Kurland geboren, studirte Theologie und wurde 1775 Probst des Dobblenischen Kreises in Kurland, wo er starb. Seine geistlichen Lieder erschienen in 2 Theilen in Riga und Leipzig 1766 und 1772. — Johann Adolph Schlegel ist 1721 zu Meißen geboren, studirte Theologie zu Leipzig, wurde Consistorialrath in Hannover und dichtete Fabeln, Erzählungen und geistliche Gesänge; seine vermischten Gedichte erschienen 1787 zu Hannover, seine geistlichen Gesänge Leipzig 1766—72, in drei Sammlungen. — Johann Ludwig Huber aus Großheppach wurde 1723 geboren, studirte Anfangs Theologie, dann die Rechte und wurde Oberamtmann zu Nagold, später zu Lustnau, dann zu Tübingen und endlich 1762 Regierungsrath zu Stuttgart. Hier widersetzte er sich einigen Finanzoperationen Herzog Karls und wurde deswegen abgesetzt und auf den Asperg abgeführt. Vier Jahre brachte er hier zu, nur allein mit Dichtkunst sich beschäftigend und tröstend. Nach seiner endlichen Befreiung lebte er zu Tübingen und Stuttgart ohne Anstellung und starb in letzterer Stadt den 30. September 1800. Seine Oden und Lieder kamen in Tübingen schon 1761 heraus; sein Versuch, mit Gott zu reden, ebendaselbst 1787. Interessant ist auch die kleine Schrift von ihm: „Etwas aus meinem Lebenslauf", die 1798 erschien. — Eberhard Friedrich v. Gemmingen ist 1726 zu Heilbronn geboren, wurde Württembergischer Geheime-Raths-Präsident und starb als solcher 1802. Er zeichnete sich sowohl als Geschäftsmann wie als Dichter aus, liebte und übte Gerechtigkeit, war zwar streng gegen seine Untergebenen, aber auch von

entschlossener Rechtschaffenheit. Der schönste Zug seines Charakters war wohl der, daß er mit seinem akademischen Freunde, dem vorgenannten Huber, ungeachtet ihn der Herzog auf den Asperg gesetzt hatte, fortwährend und öffentlich die innigste Freundschaft unterhielt; auch war er fern von jeglichem Adelstolz und zeichnete sich sogar als Tonkünstler aus. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Schriften, Frankfurt 1753; poetische Blicke in's Landleben, Zürich 1762, und poetische und prosaische Stücke. Braunschweig 1769.

179. In Preußen hatte bis daher die Poesie keine Stätte gefunden und das Stockregiment Friedrich Wilhelm's I. war nicht geeignet, die Musen herbeizuziehen; sobald aber Friedrich II. die Interessen der Geistesfreiheit pflegte und förderte, während diese in Sachsen abnahm, und als Preußen als protestantische Schutzmacht auftrat, begann sich auch dort die Poesie und Literatur zu regen. Von Sachsen verbreitete sie sich zuerst hinüber nach Halle, sodann nach Halberstadt und später erst nach Berlin, wo Lessing durch seine Kritik den mächtigsten Umschwung in der Literatur hervorrief. Alle diese poetischen Versuche lehnten sich an Friedrich an und je weniger dieser von deutschen Schriftstellern wissen wollte, indem er bekanntlich unsere Literatur sehr geringschätzend ansah, um so mehr ließen sich diese Poeten durch seine Persönlichkeit und sein Wirken begeistern. — Schon in den dreißiger Jahren hatten zu Halle Lange und Pyra eine Richtung in der Poesie eingeschlagen, welche auf dem Grunde der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie und der Aesthetik von Baumgarten und Meier die Gottsched'sche Richtung verließ und zu den Schweizern hinneigte, und Pyra trat sogar unter die Satiriker, welche Gottsched lächerlich machten. Beide versuchten sich in reimlosen Gedichten und nahmen Anakreon zum Vorbild, der dieß auch für den darauffolgenden Kreis der Halberstädter blieb. Der durch Lessing's scharfe Angriffe bekannte Philolog Klotz gründete dann die Genossenschaft jener Dichter, die sich um Gleim schaarten und deren Produkte heiteren Lebensgenuß preisen und patriotische Tendenzen haben. Die Gedichte derselben haben es mit dem Alltagsleben und einfachen Herzensangelegenheiten zu thun, enthalten daher auch keine wahre poetische Begeisterung und erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Diese Dichter waren zu kleinstädtisch gesinnt, zu eingenommen für ihr alltägliches Thun und Treiben, ergingen sich in Tändelei und Geziertheit, kokettirten mit Freundschaft und Liebe, ihre gehaltlosen Episteln waren so voll von süßlichen Worten und Küssen, so weichlich und gemacht, daß man vergebens darin poetischen Gehalt sucht, oder doch das Bischen Poesie, das darin liegt, vom Redeschwall ganz verdeckt wird. Von Horatius, Anakreon und Petrarca, die sie doch zu ihren Vorbildern nahmen, zeigt sich darin nur eine geringe oder fast gar keine Spur.

Johann Peter Uz aus Ansbach verließ die anakreontische Form wieder, kehrte zum Reim zurück und bewegte sich in seinen Liebesliedchen ziemlich frei, ward sogar hier und da muthwillig und in seinen Weinliedern oft leicht; seine Gedichte sind jedoch immer gehaltvoll und correkt und man erkennt, daß er sich

an Horaz bildete. Neben dieser heiteren Poesie ging er auch auf dem Klopstock'schen Wege weiter und schrieb innige, ernste und erhabene Oden in antiken Versmaßen und edler, naturgemäßer Sprache; auch versuchte er sich in der poetischen Epistel und im Lehrgedichte. So breit er auch manchmal wurde, so blieb er doch lange Zeit hindurch einer der beliebtesten Dichter und hat sein Ansehen nicht unverdient erhalten. Weniger flüssig ist Johann Nikolaus Götz, dessen anakreontische Kleinigkeiten, catullische Scherze, Madrigale und Epigramme wenig geschickte Nachahmungen von Hagedorn sind, wie er überhaupt nur mühsam arbeitete und besonders in seinen Idyllen und Balladen große Fehlgriffe machte. Das Verdienst dieser Dichter und ihrer Nachfolger bestand überhaupt nur darin, daß sie dem Klopstock'schen Ernste gegenüber die gefällige Anmuth und Leichtigkeit der Sprache retteten; denn man machte es diesen Anakreontikern eben nicht leicht und denuncirte und verfolgte sie sogar von allen Seiten.

Samuel Gotthold Lange ist 1717 zu Halle geboren, studirte Theologie, wurde Pastor zu Laublingen und Inspektor der Kirchen und Schulen im Saalkreise und starb 1771. Er gab heraus: der Komet, mein letztes Gedicht, Halle 1769; drei satirische Oden, eine andere Satire gegen die Herrnhuter und Gedichte, die mit denen von Pyra zusammen gedruckt sind. — Jakob Immanuel Pyra ist 1715 zu Kottbus geboren und starb 1744 zu Berlin als Conrector des kölnischen Gymnasiums, wie man erzählt, zu Tod geärgert durch Schwabe's Satire „kritischer Almanach." Außer seinen Streitschriften schrieb er das episch-didaktische Gedicht „der Tempel der Dichtkunst" und nach seinem Tode erschienen seine und Lange's Gedichte unter dem Titel Thyrsis und Damon's freundschaftliche Lieder zu Zürich 1755. — Christian Adolf Klotz wurde 1738 zu Bischofswerda geboren, studirte 1758 zu Leipzig und dann zu Jena, wurde 1761 Magister in Wittenberg, 1762 außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, 1767 Professor der Philosophie und Beredtsamkeit in Halle, schrieb einige Satiren, gerieth mit Lessing in heftige Streitigkeiten, wurde von diesem literarisch vernichtet und starb 1771. — Johann Peter Uz wurde im Jahre 1720 zu Ansbach geboren, zeigte schon frühe Neigung zu Poesie und Malerei, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, studirte Jurisprudenz zu Halle, übersetzte mit Götz den Anakreon, kehrte 1743 nach Ansbach zurück, wurde Privatsekretär eines Justizraths, gab 1749 eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte heraus, ließ dann seinen Sieg des Liebesgottes und seine Theodicee folgen und wurde ein Lieblingsschriftsteller der Nation. Im Jahre 1769 wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts vom Burggrafenthum Nürnberg und Ansbach'scher Rath, 1790 Direktor des burggräflichen Rathskollegiums und Consistoriums in Ansbach, nach dem Anfalle dieses Landes an Preußen königlicher Justizrath und starb gleich darauf. Der Sieg des Liebesgottes erschien 1753, seine lyrischen Gedichte, Leipzig 1756, und eine von Weiße besorgte Gesammtausgabe seiner poetischen Werke in 2 Bänden, Leipzig 1768 bis 1772. Nach dem heftigen Angriffe, den Wieland gegen ihn machte, dichtete er nicht mehr. — Johann Nikolaus Götz wurde 1721 zu Worms geboren, studirte seit 1739 zu Halle Theologie, lernte dort Uz und Gleim kennen und wurde 1742 Hauslehrer beim Commandanten von Emden. 1744 kam er als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen zur Gräfin von Strahlenheim, begleitete sie nach Saarlouis, Metz und Straßburg und 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, wurde 1747 Feldprediger beim Regiment Royal allemand, dann Pfarrer zu Hornbach bei Zweibrücken, 1751 Oberpfarrer und Inspektor zu Meißenheim, 1761 Pfarrer und Consistorialassessor zu Winterburg im Sponheim'schen, 1766 daselbst Baden-Durlach'scher Superinten-

dent und ſtarb 1781. Seine Gedichte erſchienen zuerſt theilweiſe anonym, 1746 zu Karlsruhe, ſeiner Ueberſetzung des Anakreon angehängt, 1752 als Lieder eines Wormſers, er hielt aber ſeine Poeſie ſogar vor Frau und Kindern geheim und verordnete in ſeinem letzten Willen, daß ſein poetiſcher Nachlaß an Ramler übergeben werde, welcher ihn 1785 zu Mannheim in 3 Theilen unter dem Titel: vermiſchte Gedichte von Götz herausgab, ſich aber ſolche Aenderungen dabei erlaubte, daß er alle Eigenthümlichkeiten des Dichters dadurch verwiſchte.

180. Großentheils aus der Klopſtock'ſchen Schule hervorgegangen iſt Karl Wilhelm Ramler, der ebenfalls den ſpecifiſch preußiſchen Patriotismus zum Gegenſtand ſeiner Gedichte machte, aber in den meiſten derſelben leer und gehaltlos iſt. Da er ein feines Gehör für Rhythmus beſaß, ſo hielt er ſich ſchon früh für einen Dichter und als er die Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von Batteux deutſch bearbeitete und dafür Beiſpiele aus deutſchen Dichtern zuſammenſtellte, kam er auf die nicht unpraktiſche Idee, die einzelnen Gedichte theils umzuarbeiten, theils auszufeilen, und es iſt nicht zu verkennen, daß er oft altmodiſche Unebenheiten tilgte und mit ſeinem richtigen Gefühle manchen glücklichen Wurf that; aber er ließ ſich dadurch fortreißen, nicht nur bei Gedichten, die ihm eigens dafür vorgelegt wurden, Verbeſſerungen zu machen, ſondern auch eigenmächtig dieß zu thun, was ihm Feindſchaft von vielen Seiten zuzog, wie ihn denn auch ſein Einfall, Geßner's Idyllen in Verſe umzuarbeiten, um alles Vertrauen brachte. Beſonders in der Ode iſt er Klopſtock's Nachfolger, welche er zu einer ſtrengern und feſtern Form ausbildete. Leider glaubte er aber durch ſtrenge Nachahmung der Antike etwas erreicht und durch Einkleidung in Mythologie und Allegorie wahre Poeſie erzeugt zu haben und ſeine Kunſt erſtreckte ſich faſt nur darauf, ſeine langen Perioden in kunſtreich geformte Verſe umzugießen. Eigenthümlich iſt ihm das Muſikaliſche, welches er ſeinen Gedichten verlieh, wie er auch Kantaten, Operetten, Singſpiele und Gelegenheitsſtücke ſchrieb. Berühmt wurde Ramler ferner durch ſeine Ueberſetzung der Horaz'ſchen Oden, von denen die fünfzehn im Jahre 1769 übertragenen den Horaz'ſchen Geiſt richtig trafen. Ueberhaupt kann er als der Vater unſerer modernen Ueberſetzungskunſt gelten, indem alle Späteren hierin auf ſeinen Schultern ſtehen.

Karl Wilhelm Ramler iſt am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren, kam im elften Jahre in das Waiſenhaus nach Stettin, 1749 in jenes zu Halle, machte ſchon ſeit ſeinem zehnten Jahre Gedichte, beſuchte die Univerſität Halle, wo er mit Gleim und Uz bekannt wurde, ging dann nach Colberg zurück und begab ſich 1746 nach Berlin, wo er 1748 eine Lehrerſtelle am Cadetteninſtitut bekam. In ſeinem 23. Jahre trat er zum erſten Mal mit Gedichten auf, die ſeinen Namen trugen, machte dann Bekanntſchaft mit mehreren Dichtern und Gelehrten, wie Gleim, Kleiſt, Spalding und Sulzer, gab mit letzterem, 1750, eine gelehrte Zeitung unter dem Titel: kritiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit" heraus, ſchrieb 1754 die Cantate: der Tod Jeſu, welche vom Kapellmeiſter Graun componirt wurde, beſang Friedrich II. und wagte ſich dann an die Ueberſetzung von Horaz und Catull. Als er des Batteux Werk in's Deutſche bearbeitet hatte, legten ihm viele Dichter ihre Produkte zur Correctur vor und dadurch bekam er eine zu große Selbſteinbildung auf ſein

kritisches Talent, so daß er auch gegen den Willen der Verfasser Dichterwerke umarbeitete und sich viele Unannehmlichkeiten zuzog, sowie die Carricatur von Chodowiecky, die Kleist im Sarge liegend vorstellt und Ramler daneben, der ihn rasirt, mit der Unterschrift: lasset die Todten ungeschoren. Im Jahre 1758 gab er mit Krause zwei Hefte von Gesellschaftsliedern der besten deutschen Dichter heraus, wozu Berliner Musiker gefällige Melodien machten. In den letzten zehn Jahren seines Lebens war er Direktor des Berliner Nationaltheaters und verfaßte dafür das Vorspiel Cyrus und Kasandane, schrieb später über Mythologie und Allegorie, wurde in die Akademie der Künste aufgenommen und erhielt eine Pension von 200 Thalern. Er hielt in Berlin öffentliche Collegien und über die schönen Wissenschaften auf der Realschule, bekam 1786 von Friedrich Wilhelm II. eine Pension von 800 Thalern und legte 1790 seine Stelle am Cadetteninstitut nieder. Sechs Jahre später gab er auch die Direktion des Theaters auf. Ramler war nie verheirathet, dessen ungeachtet liebte er fröhliche Zirkel, war er nicht selten scherzhaft und witzig und er gehörte unter die ersten Mitglieder des 1748 gestifteten Montagsclubs. Bis in sein 73. Jahr blieb er gesund, dann aber schwanden seine Lebenskräfte dahin, und er starb an einer Auszehrung am 11. April 1796. Im Jahre 1766 erschien ohne sein Wissen eine Sammlung seiner Oden, weshalb er im nächsten Jahre selbst eine Ausgabe zu Berlin veranstaltete; die lyrischen Gedichte erschienen zu Berlin, 1772. Von Cantaten kamen heraus: geistliche Cantaten, 1760, 1768 und 1770; Ino, Ptolemäus und Berenyce, 1765; Pygmalion, 1768; Alexandersfest, 1770; Cephalis und Procris, ein Drama, 1778. Seine Bearbeitung des Batteux erschien 1758 in 4 Bänden. Ramler's poetische Werke wurden von Göckingk in 2 Bänden, 1800, zu Berlin herausgegeben und 1825 wieder neu aufgelegt.

181. Gegenüber dem Halberstädtischen Kreise schlug Christian Ewald v. Kleist einen ernstern, wehmüthigern Ton an und ohne in die Klopstock'sche Sentimentalität zu verfallen, zieht sich durch seine Gedichte wie durch sein Leben ein elegischer Ton, der jedoch zu krampfhaft ist, als daß er uns wahren ästhetischen Genuß verschaffen könnte. Er schrieb lyrische Gedichte, das längere Gedicht: Cissides und Paches, die schöne Idylle Irin und Aehnliches; seinen Ruhm verdankte er jedoch bloß seinem Frühlinge, welches Gedicht durch Haller's Alpen hervorgerufen wurde. Es mangelt demselben aber übersichtliche Klarheit und Einheit, Ruhe des Gemüths, freie Bewegung und schaffende Phantasie. Anziehend darin ist er bloß, wo er lyrisch dichtet und bei landschaftlichen Gemälden, weil dort die elegische Stimmung des Dichters offen hervortritt; aber es stört zu sehr die Unruhe, die Reflexion und der Mangel an Individualisirung. Letzteres zeigt er besonders, wo er in dem epischen Cissides und Paches und seinem durchaus verfehlten Drama Seneca Menschen und Handlungen darstellen will und darüber frostig und langweilig wird. Merkwürdig ist, daß er, der sich so wehmüthig nach Friede sehnte und den Krieg verwünschte, ruhm- und kampfbegierig den siebenjährigen Krieg mitmachte, wo er in der Schlacht bei Kunersdorf fiel. Wie sein Frühling einer der ersten Versuche war, um von der Stubenpoesie in's frische Leben hinauszutreten, so regte er auch später die Göttinger Dichter und in noch entfernterer Zeit Matthisson und Salis zur poetischen Landschaftsmalerei und Naturidylle an.

Christian Ewald v. Kleist ist am 3. Mai 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern geboren, wo sein Vater ein Gut besaß, kam im zehnten Jahre auf die Schule zu

Cron, im vierzehnten auf das Gymnasium zu Danzig und ging 1731 auf die Universität Königsberg, um Philosophie, Physik und Mathematik zu studiren. Als er nach Beendigung seiner Studien sich vergebens um eine Anstellung bewarb, ging er nach Kopenhagen zu seinen Oheimen, die Generale waren, und trat hier 1736 als Offizier ein, wobei er jedoch die Poesie nicht vernachlässigte. Zwei Jahre später ging er als Werbeoffizier nach Danzig, 1740 nach polnisch Preußen zu seiner verheiratheten Schwester und verliebte sich, fand auch Erwiderung seiner Neigung, sollte jedoch vor der Verbindung den Kriegsdienst verlassen. Als Friedrich II. zur Regierung kam, trat Kleist in preußische Dienste und lebte mit seinen neuen Waffenbrüdern lustig und vergnügt. Als er 1743 sich wegen beleidigender Aeußerungen über Frauenzimmer im Zweikampf eine Wunde zuzog und ihn Gleim besuchte, ermunterte ihn dieser zur Dichtung, obwohl er dazu keinen großen Beruf hatte. Später wurde ihm seine Geliebte untreu, in den Kriegen 1744 und 1745 sah er seinen Ehrgeiz nicht befriedigt und fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt. 1749 wurde er mit Ramler bekannt, der ihm seinen Frühling umänderte und leider auch die Poesie daraus verdrängt haben soll. Im Mai 1749 wurde er Stabskapitän, bekam 1751 eine Compagnie, ging 1752 auf Werbung in die Schweiz und gefiel sich dort sehr gut, weshalb er bei seiner Rückkehr nach Preußen, wo er krank wurde, in Melancholie verfiel. Im Jahre 1756 nahm er wieder am Kriege Antheil, zeichnete sich sogar aus, kam aber nicht zur gewünschten Beförderung. An den nachfolgenden Kriegen nahm er ebenfalls thätigen Antheil, wurde in der Schlacht von Kunersdorf verwundet, von den Kosaken geplündert und endlich, nachdem seine Wunden bereits durch Erkältung, Mißhandlung und Nässe in tödlichen Zustand übergegangen waren, nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er am 24. August 1759 starb. Sein Frühling erschien zuerst Berlin 1749; seine Gedichte 1756; seine sämmtlichen Werke in 2 Theilen 1760, 1761, 1765 und 1782. Sie wurden 1803 und neuerdings wieder 1840 von Wilhelm Körte in 2 Bänden herausgegeben.

182. Der siebenjährige Krieg und der Ruhm, den sich Friedrich II. erwarb, wirkte mächtig auf die Gemüther, erregte eine glühende Begeisterung und gab den Gedichten, welche diesen vaterländischen Stoff besangen, mehr Wärme und Poesie; aber leider fehlte von Oben herab Ermunterung und Anregung. Friedrich II. fertigte die deutsche Literatur schnöde ab und so erkaltete auch das warme Gefühl und die Leidenschaft. Es ist merkwürdig, wie Alles bewundernd und besingend sich an diesen König hindrängte, wie selbst ein Wiener Jesuit ihn lobpries und Frauen und Juden sogar dadurch erregt wurden. Ein ganzer Kreis jüdischer Literaten sammelte sich um Mendelssohn in Berlin, und Ephraim Kuh aus Breslau, ebenfalls ein Jude, dichtete Epigramme, anakreontische Tändeleien, Madrigale und andere kleine Spielereien, die besser sind als jene von Gleim und noch dazu in einem Mittelzustande zwischen Vernunft und Wahnsinn gedichtet wurden. Seine Epigramme athmen glühenden Zorn über die christliche Intoleranz und getäuschte Freundschaft und sprechen seine freie Religionsansicht und Verachtung des Geldes aus. Diese Aufregung hatte aber nichts Anderes zur Folge, als die hohle Bardendichtung, welche nichts Anderes ist als die alte Hofpoesie in neuem Gewande. Zu diesen Fürstendichtern gehörte Anna Louise Karsch, die weit mehr Interesse durch ihre Lebensgeschichte, als wegen ihrer Gedichte verdient. Als ein schlesisches Bauernmädchen, das die Rinder hütete, gaben die Lieder von Franke ihrer poetischen Anlage die erste

Veranlassung zur Dichtung, welche aber nichts als die gewöhnlichste Gelegenheitspoesie ist. Hierdurch kam sie nach Berlin, wurde der Merkwürdigkeit halber in die erste Gesellschaft gezogen und sogar als die deutsche Sappho begrüßt. Ihre ganze Dichterfähigkeit erstreckte sich nur auf Producirung einzelner poetischer Gedanken und mehrere davon sind wirklich recht gut zu nennen, wie das Lied an ihren verstorbenen Oheim, und jene wo sie anspruchlos auf ihre Vergangenheit zurückblickt. Wenn man aber die Menge ihrer sonstigen Gelegenheitspoesieen betrachtet, z. B. ihre Danksagungen an ihre Wohlthäter und an die Hofbauadministration, so hat gewiß die ganze deutsche Literatur nichts Gehaltloseres und von Poesie Entfernteres aufzuweisen.

Ephraim Kuh aus Breslau ist weniger durch seine Gedichte als Schicksale berühmt geworden; Leichtsinn und Gutmüthigkeit ließen ihn sein Vermögen verlieren; falsche Empfindlichkeit brachte ihn um seine Versorgung, mit dem Reste seines Vermögens durchreiste er in melancholisch-hypochondrischer Stimmung die Welt, wo Leibzölle seinen Menschenhaß reizten und steigerten; Armuth und zerrüttete Nerven, Unmäßigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung und die Plackereien orthodoxer Glaubensgenossen und christlicher Freunde trieben ihn endlich zum Wahnsinn und so war an eine Ausbildung seines poetischen Talents nicht zu denken. Seine hinterlassenen Gedichte gab Ramler 1792 heraus. — Anna Louise Karsch, geborne Dürbach, wurde am 1. December 1722 zu Hammer bei Schwiebus geboren, wo ihr Vater Pachter und Brauer war; ihr Onkel, ein Rentbeamter, nahm das Mädchen zu sich, um sie zu erziehen; als aber ihr Vater gestorben war und ihre Mutter hörte, daß der Onkel sie in gelehrteren Dingen unterrichtete, nahm diese die Tochter zurück und ließ sie die Kühe weiden. Das einsame Leben entwickelte ihre Anlage zur Poesie und sie machte hier ihre ersten Verse. Ihre Mutter zwang sie später zu einer Heirath mit einem rohen Menschen, von dem sie sich nach eilf Jahren scheiden ließ, worauf sie in einem Dörfchen ruhig lebte. Durch ihre Mutter gezwungen, mußte sie sich abermals mit einem lüderlichen Handwerker, Namens Karsch, verheirathen, der sein ganzes Vermögen verschwendete, so daß sie genöthigt wurde, ihn zu verlassen. Sie machte nun Verse, zog in der Gegend umher, deklamirte, dichtete und suchte sich damit ihren Unterhalt zu verdienen, bis sie endlich im Jahre 1761 der Baron v. Kottwitz aus Mitleid bei sich aufnahm. Nun wurde sie in Gesellschaften gezogen, wo sie durch Improvisiren ergötzte; Ramler und Sulzer unterstützten sie, Gleim pries sie als die deutsche Sappho; man empfahl ihre Gedichte, welche 1764 erschienen und ihr über 2000 Thlr. eintrugen, und mehrere Vornehme gaben ihr Gnadengehalte. Den König Friedrich II. sang sie vergebens an, er wollte nichts von ihr wissen, dagegen ließ ihr Friedrich Wilhelm II. ein einträgliches Haus erbauen, doch überlebte sie dieß nicht lange, denn sie starb am 12. Oktober 1791. Es erschienen von ihr: Der Sieg des Königs bei Torgau, Glogau 1760; Gesänge bei Gelegenheit der Feierlichkeiten Berlin's, 1763; auserlesene Gedichte, 1764; poetische Einfälle, 1764; neue Gedichte, 1772, Mitau und Leipzig. Das Beste ihrer Gedichte nebst einer Lebensbeschreibung gab ihre Tochter, Frau v. Klencke, 1792 und 1797 heraus.

183. Johann Gottlob Willamow aus Ostpreußen ist mit Ramler vielfach verwandt, obwohl er uns jetzt nur noch durch seine Fabeln bekannt ist, denn seine Oden, Dithyramben und Enkomien sind jetzt fast vergessen, obschon sie ihm einst hohes Ansehen verschafften und ihm sogar den Ruf eines deutschen Pindar zugesellten. Er besang nicht nur preußische, sondern auch russische Fürsten und Helden in Oden, worin er den Griechen nachahmte und denen er

einen erhabenen Schwung geben wollte, der freilich nur in übertriebener Sprache, nicht aber im Inhalte liegt. In dieſer Hinſicht ſind ſeine Dithyramben noch übertriebener, denn ſie beſtehen nur aus unnatürlichen Ausrufungen, aus Couliſſenfeuer, und es fehlt überhaupt ſeinen Gedichten der großartige Zug, die Sinnlichkeit und der Bilderreichthum eines Pindar. Seine Oden in dieſer hochtrabenden Manier betreffen oft ſogar nur niedrige Gegenſtände und es wird oft widerlich, wenn man ſolche zu leſen bekommt, wie: auf die Geneſung Ihrer kaiſerlichen Majeſtät von Einimpfung der Blattern. Beſſer geſtaltet ſich die Ode ſchon bei Michael Denis, einem Oeſterreicher, den wenigſtens Humanität und Vaterlandsliebe durchdrang und der die Bardengeſänge Klopſtock's nachahmte. Wie die nordiſchen Dichter, ſo ſuchte er hervorragende Perſonen aus Oeſterreich zu verherrlichen, beſang er Maria Thereſia und Joſeph und es wohnte ſeinen Bardengeſängen wenigſtens Gemüth und Empfindung bei. Nur hat Oſſian, den er in Hexametern überſetzte, zu viel Einfluß auf ihn geübt, den ſein Vorbild Horaz nicht zurückdrängen konnte, während letzterer bei ſeinem Schüler Maſtalier wieder die Oberhand gewann. — Man hätte erwartet, daß der ſiebenjährige Krieg auch zu epiſchen Dichtungen anrege, aber er währte zu kurz, die Intereſſen waren zu wenig erhebend, das Streben nach Lernen und Wiſſen zu vorwaltend und das Volk in einer zu weichlichen Stimmung, als daß die epiſche Dichtung gedeihen konnte. Die fürſtlichen Ehrengeſänge und Lobhudeleien nannte unſere Deutſchthümelei Bardengeſänge, wer aber von dieſen Poeten durch die Tagesereigniſſe angeregt wurde, wandte ſich nicht dieſen, ſondern dem deutſchen Alterthume zu. Unglücklicher Weiſe wurde im Jahre 1764 das Heldengedicht Fingal von Oſſian bekannt und die ganz in der Sentimentalität ſchwimmenden Gemüther griffen mit Vorliebe und Zuneigung zu dieſen Naturmalereien voll Wehmuth und Sehnſucht. Für die Bardendichter war Oſſian eine höchſt willkommene Erſcheinung, denn er bot ihnen gegenüber dem leichten Franzoſengeſchmacke Empfindung und Leidenſchaft und unterſtützte die Deutſchthümelei, welche ſogar ſo weit ging, daß die Poeten ſelbſt altdeutſche Namen wählten, die lächerlich genug erſchienen, wie z. B. Gleim der Bardenführer der Brennenheere genannt wurde. Den Kreis dieſer Barden eröffnete Karl Fiedrich Kretſchmann, der ſich Rhingulph nannte und fünf Lieder über die Varusſchlacht und die Klage dichtete, dem dann Klopſtock mit ſeinen drei Bardieten nachfolgte. Kretſchmann iſt nichts als ein Gelegenheitspoet, deſſen Sprache Käſtner nicht mit Unrecht raſende Proſa genannt hat, und ſeine ſchlechten Gedichte, Epigramme und Luſtſpiele können durch die hohlen Phraſen und gewaltigen Kraftworte ihre Armuth nicht verhüllen; deſſen ungeachtet war er einſt ſehr beliebt und berühmt und man ſagte von ihm, daß er allein neben Klopſtock und Denis den wahren Bardenton getroffen habe, obgleich es bis dahin noch nie einen Bardenton oder einen Barden gegeben hat. Denis und Gerſtenberg haben doch noch wenigſtens in der nordiſchen Skaldenpoeſie

wirkliche Vorbilder geſucht, aber in ihren eigenen Gedichten blieb davon weiter nichts übrig, als der muſikaliſche Rhythmus. Gerſtenberg's Skalde beſingt den Untergang der nordiſchen Götterwelt, aber er geht ganz in Muſik über, wie Gerſtenberg ja auch ſelbſt auf die Cantate gerieth, welche den Uebergang zur Oper bildete, die ſolche halb muſikaliſche Dichtung bei Seite ſchob. Berühmt und unzählige Male aufgeführt iſt ſeine Cantate Ariadne auf Naxos, voll ſchauerlicher Stellen, die immer geeignet waren, das Theater in ein Thränenmeer zu verſetzen. Gerſtenberg hat außerdem auch kleinere Gedichtchen geſchrieben, welche ganz in der Manier der Anakreontiker gehalten ſind, und berühmt war einſt auch ſeine ſchauerliche Tragödie Ugolino, die 1768 erſchien, zwar in Klopſtock'ſcher Sprache, aber voll Lohenſteiniſchem Schwulſt iſt und das Gräßlichſte genannt werden kann, was die Literatur in dieſem Fache bietet.

Johann Gottlob Willamow iſt 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, wurde ſpäter Profeſſor in Petersburg und ſtarb daſelbſt 1777. Er gab 1765 zu Berlin 53 dialogiſche Fabeln heraus, die 1790 neu aufgelegt wurden; im J. 1765 Dithyramben, welche 1766 neu aufgelegt wurden. Seine ſämmtlichen poetiſchen Werke erſchienen zu Leipzig 1779 in zwei Theilen. — Michael Denis, der Sohn eines Juriſten, iſt am 27. September 1729 zu Schärding geboren, kam auf das Jeſuitengymnaſium zu Paſſau, 1747 in den Jeſuitenorden, wurde 1759 Lehrer am Thereſianiſchen Kollegium zu Wien für die ſchönen Wiſſenſchaften, Literaturgeſchichte und Bücherkunde, bekam 1773 die Aufſicht über die Garell'ſche Bibliothek, wurde 1784 zweiter und 1791 erſter Cuſtos der Hofbibliothek und Hofrath und ſtarb am 29. Sept. 1800. Außer Schriften über Bücherkunde gab er heraus: Oſſian's und Sined's Lieder, 6 Bände, Wien 1784, und neu aufgelegt 1791. — Karl Maſtalier iſt 1731 zu Wien geboren, trat in den Jeſuitenorden, wurde Doctor der Philoſophie und Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und ſtarb in Wien. Seine Gedichte nebſt Oden aus dem Horaz erſchienen zu Wien 1774 und 1782. — Karl Friedrich Kretſchmann iſt 1738 zu Zittau geboren, wurde daſelbſt Gerichtsactuarius und ſchrieb: Sammlung komiſcher, lyriſcher und epigrammatiſcher Gedichte, Halle 1764; Epigramme, Leipzig 1779; ſcherzhafte Geſänge, 1771; der Geſang Rhingulph's des Barden, als Varus erſchlagen war, 1769; der Barde am Grabe des Major von Kleiſt, 1770; zu Gellert's Ehrengedächtniſſe, 1770; Klage Rhingulph's des Barden, 1771; die Jägerin, 1772, und Hymnen 1774. — Hans Wilhelm von Gerſtenberg, der Sohn eines Militärs, iſt am 3. Januar 1731 zu Tondern in Schleswig geboren, kam auf die Schule zu Altona, 1720 nach Jena, trat aber bald in däniſche Dienſte, machte den Feldzug nach Rußland mit, wo er Rittmeiſter wurde, nahm aber 1766 den Abſchied, trat 1768 in die deutſche Kanzlei, wo er 1775 däniſcher Geſchäftsträger in Lübeck wurde, 1785 die Mit-Directorſtelle des Zolljuſtizweſens zu Altona erhielt, 1819 ſich von dem Geſchäftsleben zurückzog und am 1. Nov. 1823 ſtarb. Seine erſte Arbeit war ein Trauerſpiel, Turnus, das er aber nicht herausgab, dann erſchienen, Leipzig 1759, ſeine Tändeleien; Altona 1759 ſeine proſaiſchen Gedichte; Kopenhagen 1766 ſeine Gedichte eines Skalden; 1767 ſeine Ariadne auf Naxos. Er gab mit J. Fr. Schmidt, Schleswig 1767 den Hypochondriſten in zwei Bänden heraus, der 1784 wieder aufgelegt wurde; 1766—70 Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur, Kopenhagen 1765 das Trauerſpiel „die Braut"; Hamburg 1768 den „Ugolino" und Hamburg 1785 das Melodrama: Minona oder die Angelſachſen. Eine Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften erſchien zu Altona 1815 in drei Bänden.

184. Den Mittelpunkt der damaligen Poeten bildete der ebenſo enthuſiaſtiſche, als uneigennützige J. W. L. Gleim zu Halberſtadt, der ſo ſehr für die Poeſie

eingenommen war, daß er junge Leute förmlich für die Poeſie warb und ſein ganzes Leben lang Propaganda dafür machte, wobei man freilich bedenken muß, wie gar geringfügig das war, was Gleim von einem Dichter verlangte. Es iſt wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Bereitwilligkeit und Aufopferung er junge Talente unterſtützte, wie viele Plane er faßte zu Geſellſchaften und Anſtalten, um der Poeſie mächtig unter die Arme zu greifen, wie er beſtrebt war, Poeten um ſich zu verſammeln, mit dieſen einen läppiſch-tändelnden verſificirten Briefwechſel voll Ergießungen von Freundſchaft und Liebe führte, in die weichlichſte Empfindſamkeit gerieth und die inneren häuslichen und Herzensangelegenheiten ohne Scheu der Oeffentlichkeit mittheilte, welche freilich an dieſem Alltagsgerede von Unbedeutendem ſich nicht abſonderlich ergötzte. Der Kreis um Gleim führte ein halb poetiſches Leben, es war ihm und beſonders Gleim ein wahres Bedürfniß, alle Gedanken und Einfälle in Verſe zu bringen, es wurden alle Arten kleiner Gedichte nachgeahmt und ſo entſtanden nun die unzähligen Verſe, welche wir aus dieſem Kreiſe erhalten haben. Die Gleim'ſche Poeſie iſt aber nichts als Nachahmung und zwar nicht etwa Nachahmung eines oder des andern großen Schriftſtellers, für den er nachhaltig begeiſtert war, ſondern er wurde alle Stunden für einen andern erregt, gab ſich ohne Wahl und Urtheil einem andern hin, den er dann über alle Maaßen pries, und machte dabei freilich oft bittere Erfahrungen. Gleim's Wirken iſt überhaupt wichtiger als ſeine Gedichte, nur war er eben auch darin zu eifrig, er drängte ſich mit ſeiner Freundſchaft ungeſtüm heran, wurde auf ſeine Freunde eiferſüchtig, vielen läſtig und überwarf ſich wieder mit manchen, denn er war überhaupt wie von leicht erregbarem, ſo auch von aufbrauſendem Temperamente. Gegen das Ende ſeines Lebens, wo er der Zeit nicht gewachſen war, ſie ihn nicht mehr beachtete und er über ſeine nichtige Poeſie manches ſcharfe Wort hören mußte, ſchwand ſeine alte Freundlichkeit nach und nach dahin, wurde er hypochondriſch und ein Miſanthrop und wähnte er, die Zeit ſei vorüber, wo noch ein heiterer, freudiger Ton in der Poeſie und der Geſellſchaft geherrſcht. Nie iſt ein Nichtdichter auf wohlfeilere Weiſe zum Namen eines bedeutenden Dichters gekommen, als Gleim, der in ſeinen ganz proſaiſchen, kleinlichen und häufig gedankenloſen Tändeleien bald Petrarca und Anakreon, bald die Minneſänger nachzuahmen ſuchte, ohne daß man darin auch nur die leiſeſte Spur ihres Geiſtes zu finden vermag. Er verſificirte den Philotas und den Tod Adam's, machte Romanzen wie die Bänkelſänger, und Schäfergedichte wie die ſteifſten Franzoſen, und verſtieg ſich ſogar zu Epopöen und Sinngedichten, wie er ſich überhaupt in faſt jeder Form verſuchte. In ſeinen Volksliedern iſt er noch am meiſten ſelbſtſtändig, obſchon er ſich in das Leben und die Gefühlsart des Volks nicht verſetzen konnte. Im Jahre 1744 veranlaßte ihn die Beſchäftigung ſeines Freundes Boyſen mit dem Koran zu dem Lehrgedichte Halladat, worin er ſich in erhabene Sphären verſtieg und orientaliſche Parabeln erzählte, ſo daß

Manche es als eine neue Offenbarung betrachten wollten, während es doch nichts ist, als Exklamationen und platte und formlose Schilderungen ohne Saft und Kraft und am wenigsten voll Poesie. Es ward vergessen, wie auch seine goldenen Sprüche des Pythagoras und wenn etwas seinen Namen erhalten wird, so sind es nur seine Kriegslieder aus den Feldzügen von 1746 und 1747, die ihr bischen Poesie der lebhaften Aufregung des Augenblicks für eine ungewöhnliche Sache verdanken, aber höchst redselig, voll biblischer Schilderungen, Ausrufungen und mythologischer Bilder sind, welches ihm alles Volksthümliche und sogar Gute wieder raubte. In seinem hohen Alter, 1790, dichtete er noch Marschlieder für die Preußen, aber es sind dies Alles nur mechanische Zwangsversuche, Gleim konnte sich nicht zum Dichter hinaufschrauben und die spätere Literaturgeschichte wird wohl seinem Wirken, aber nicht seinen Produkten mehr eine Stelle vergönnen.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim ist am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt geboren, kam bald auf die Stadtschule zu Wernigerode, wurde nach dem Tode seines Vaters von wohlthätigen Familien unterstützt und ging 1738 nach Halle, wo er anfangs in dürftigen Umständen lebte und 1740 wieder weg ging, um die Kinder des Obersten v. Schulz zu Potsdam zu unterrichten. Von diesem kam er als Secretär zum Prinzen Wilhelm, lernte die Berliner Gelehrten kennen und ging 1744 mit in den Krieg, wo der Prinz fiel. Hierauf wurde er im Jahre 1745 Secretär des alten Fürsten von Dessau, der ihm aber zu rauh war, so daß er ihn wieder verließ, nach Berlin ging und zwei Jahre später die Stelle eines Domsecretärs in Halberstadt erwarb. Hier lebte er nun ganz der Dichtung, verheirathete sich nie, machte Reisen nach Leipzig (1750) und Berlin (1751), wurde Mitglied der deutschen Gesellschaften zu Helmstädt, Göttingen und Königsberg, schrieb die Lieder eines preußischen Grenadiers (1757), das Trauerspiel Philotas 1759, ging 1761 wieder nach Berlin, ebenso 1785, wo er dem Könige vorgestellt wurde, erlangte die Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften, erkrankte 1790, predigte den Deutschen Einigkeit und Kampf des Vaterlands gegen die Franzosen, legte 1797 seine Stelle nieder, begann 1799 an Mangel der Sehkraft zu leiden, wurde dann ganz blind, diktirte von da an seine Gedichte und Briefe und starb am 18. Februar 1803 als einer der wohlwollendsten und edelsten Menschen. Seine erste Schrift war: Versuch in scherzhaften Liedern, Berlin 1744—1745, seine Kriegslieder erschienen 1778, sein Halladat oder das rothe Buch 1774 und er selbst besorgte 1775—1778 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Vollständiger ist jene in 7 Bänden, Halberstadt 1811 bis 1813, durch Wilhelm Körte, der auch sein Leben beschrieb, veranstaltet.

185. Diesem Kreise gehörte auch Johann Benjamin Michaelis aus Zittau an, der sich in seinen ersten Versuchen noch an Canitz und Gellert lehnte und schon durch seine Stimmung sich von Gleim und den übrigen Genossen unterschied. Er ist kräftiger, lebhafter und feuriger, seine Verse freier und schwunghafter und trotz seiner Kränklichkeit ist er doch wieder ein Freund von heiterer Laune. In einer Hinsicht ist er jedoch mit den Halberstädtern verwandt, daß er zuerst die poetische Epistel einführte, welche freilich bei ihm besser gediehen ist, als bei den übrigen; er besaß auch Talent für Satire, starb aber zu früh, um sich zum größeren Dichter auszubilden. — Ein geborener Halberstadter und gleichsam ein Schüler Gleim's war Klamer Eberhard Karl Schmidt,

der ſich wie ſein Lehrer an fremde Muſter anlehnte, Alles nachahmte und eine wahre Luſt am Verſemachen hatte. Das Gute an ihm war noch, daß er ſich nicht über die Gehaltloſigkeit ſeiner eigenen Produkte täuſchte und ſich und Andere ganz richtig zu beurtheilen verſtand. In ſeiner Jugend ſchrieb er heitere Liebeslieder nach verſchiedenen Muſtern, dann ſchwärmte er für die Bibel und für die Meſſiade, ſchrieb ſeine ſehr gezierten Geſänge für Chriſten, ſeine Elegien und Phantaſien in Petrarca's Manier, dann ſeine catull'ſchen Verſe und Epiſteln, die ihm am meiſten gelangen und worin er ein ſchönes Talent zeigte, ſeine dichteriſchen Freunde treffend zu charakteriſiren und eine heitere Lebensphiloſophie zu offenbaren und ſchrieb zuletzt ſogar proſaiſche Erzählungen, welche nicht den geringſten Anſpruch mehr auf Poeſie haben. Neben dieſen kann noch Friedrich Leopold Günther v. Göckingk eine Stelle finden, der zuerſt Sinngedichte ſchrieb und den friedlichen Charakter der Halberſtädter verließ, weil ihn das häusliche Leben gemächlich machte. In ſeinen ſatiriſchen Jugendverſuchen, welche ohne Werth ſind, ahmte er Rabener nach, ſeine Epigramme wurden ſchon beſſer und zum Theil ſogar ſcharf; ſehr gut iſt ein Theil ſeiner poetiſchen Epiſteln, worunter die an ſeinen Fritz, an Auguſte und an ſeinen Bedienten wirklich alles Lob verdienen, wobei dieſelben noch eine wahrhaft patriarchaliſche Geſinnung verrathen. Am beſten ſind ſeine Lieder zweier Liebenden, worin wahres, unverkünſteltes Gefühl herrſcht und die unter den meiſten Leiſtungen dieſer Zeit rühmlich hervorſtechen.

Johann Benjamin Michaelis iſt im Jahre 1747 zu Zittau geboren, lebte ohne Amt in Halberſtadt und ſtarb daſelbſt 1772. Seine einzelnen Gedichte erſchienen Leipzig 1769, ſeine Epiſteln 1771 und 1772, ſeine Fabeln, Lieder und Satiren Leipzig 1766, und ſeine poetiſchen Werke erſchienen 1770 zu Gießen. Er ſchrieb auch ſechs Operetten, die 1772 zuſammen gedruckt wurden. — Klamer Eberhard Karl Schmidt iſt 1746 zu Halberſtadt geboren, wurde daſelbſt Kammerſecretär und ſtarb erſt 1821. Seine oben einzeln erwähnten Schriften ſind von Schmidt und Lautſch in einer Geſammtausgabe ſeiner Werke vereinigt, welche in 3 Theilen, Stuttgart 1826 bis 1828 erſchienen. — Friedrich Leopold Günther v. Göckingk iſt am 13. Juli 1748 zu Halberſtadt geboren, wo ſein Vater Kriegs- und Domänenrath war, lebte viel auf dem Lande, kam auf das Pädagogium in Halle, wurde mit Bürger befreundet, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, wurde Referendär in Halberſtadt, wo er mit dem dortigen Dichterkreiſe bekannt wurde, und 1770 Secretär und Kanzleidirektor zu Ellrich in der Grafſchaft Hohenſtein; 1783 verheirathete er ſich, wurde 1788 königlicher Commiſſär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, wo er die Angelegenheiten zweier Prinzeſſinnen von Schweden und Preußen ordnete und dafür 1789 in den Adelſtand erhoben wurde, kam 1793 als Geheimer Finanzrath in das Generaldirektorium zu Berlin, wo er die Verwaltung der Provinz Poſen zu ordnen bekam und ähnliche Beſorgungen erhielt, und mußte die acht Kinder ſeines Schwagers übernehmen und auch die Vormundſchaft für die Töchter des Herzogs von Curland führen und deshalb bedeutende Reiſen machen. Im Jahre 1803 organiſirte er das ehemalige Bisthum Fulda für den Prinzen von Oranien, zog ſich ſpäter von allen Geſchäften zurück, hielt ſich zu Berlin und dann zu Wartenberg in Schleſien auf und ſtarb daſelbſt am 18. Februar 1828. Außer den ſchon genannten Schriften verfaßte er eine Biographie Ramler's und gab deſſen Werke heraus. Seine Gedichte erſchienen zu Frankfurt 1780 bis 1782 in 3 Bänden und in 4. Auflage

1818 bis 1821 in vier Theilen. Der erste Band seiner prosaischen Schriften war 1784 erschienen.

186. Mit Gleim innig befreundet und ausschließlich die süßliche und weiche Seite dieser Richtung verfolgend, war Johann Georg Jakobi, der auch im Leben einen durchaus frauenhaften Charakter besaß und in sanften Empfindungen zerfloß. Die Halberstädter priesen ihn als den besten Nachahmer von Petrarca und lobten ihn über alle Maaßen, denn Jakobi wandte in seinen ersten Gedichten das ganze zierliche, leichte Schnörkelwerk der Liebeständeleien und arkadischer Faullenzerpoesie an, wodurch diese Produkte durchaus gehalt- und werthlos wurden. Später verwarf er zwar diese leichten Arbeiten, aber er ließ sich von Yorick's empfindsamer Reise hinreißen und gerieth in eine empfindsame Stimmung, in welcher er den läppischen Briefwechsel führte, der an Abgeschmacktheit Alles übertrifft. Um auf die sittliche und ästhetische Bildung der Frauen zu wirken, gründete er 1774 bis 1776 das Taschenbuch Iris, worin ein widerlich süßlicher Ton herrscht, der sittenverderblich wurde; und als er 1784 nach Freiburg kam und die Revolution ausbrach, machte er Gelegenheitsgedichte über die geringfügigsten Gegenstände und verfertigte immer geist- und inhaltsleerere Gedichte; jedoch ist nicht zu verkennen, daß er wenigstens einige gute Lieder verfertigt hat, welche auf den Namen ächter Poesie Anspruch haben und sich auf die Nachwelt vererben werden, wie sein Lied von der Mutter, seine Litanei auf das Fest Allerseelen, sein Aschermittwochslied und die Lieder: „Sagt, wo sind die Veilchen hin," und „Die Morgensterne priesen in hohem Jubelton" zu rechnen sind.

Johann Georg Jakobi wurde am 2. September 1710 zu Düsseldorf geboren, studirte von 1758 an zu Göttingen und dann in Helmstädt Theologie, vollendete an ersterem Orte seine Studien, lernte Klotz kennen und wurde auf dessen Empfehlung als Professor der Philosophie und Beredtsamkeit nach Halle berufen, wo er sich schon ganz der Philologie und Kritik zuneigte, als er mit Gleim bekannt wurde, lebte sich dann ganz in dessen Richtung hinein und Gleim verschaffte ihm 1769 eine Präbende am Bonifaziusstifte zu Halberstadt, wo er seine Zeitschrift Iris herausgab und darin seine ersten süßlichen und empfindelnden Gedichte bekannt machte. Im Jahre 1784 wurde er Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst in Freiburg und wirkte dort mit glücklichem Erfolg als Lehrer, bis er am 4. Januar 1814 starb. Seine früher einzeln erschienen Schriften, die sehr zahlreich sind, vereinigte er in verschiedenen Sammlungen, Halberstadt 1770, 2 Thle., 2. Auflage 1773, wozu zwei Jahre später noch ein dritter Theil kam; Leipzig 1790, 3 Theile. Zürich 1807 bis 1813, 7 Bände. Seine „Iris" erschien 1774 bis 1776, sein „überflüssiges Taschenbuch" 1797 bis 1800 und von 1803 bis zu seinem Tode gab er wieder ein Taschenbuch „Iris" heraus.

187. Die Dichter des Halberstädtischen Kreises führten uns bereits von der strengen Richtung Klopstock's in eine gefälligere heitere Welt, welche am entschiedensten vertreten wurde durch Christoph Martin Wieland aus Schwaben, der Heimath des Minnegesangs. Er wandte sich aus der luftigen Welt der Ideen, die sich Klopstock geschaffen, wieder der Wirklichkeit des Lebens und der sittlichen Sinnlichkeit zu, statt der Engel führte er die Grazien in die

Dichtung ein, ſtatt der ascetiſch-dogmatiſchen Religioſität eine freie Lebensphiloſophie und bewahrte dadurch unſere Dichtkunſt vor der ſchwerfälligen Einſeitigkeit. Das Erſcheinen Wieland's war daher ſo nothwendig, wie jenes von Klopſtock, denn durch ihn bekam das größere Publikum wieder Geſchmack an der ſchönen Literatur, ſeine leichte und gefällige Sprache fand wieder in den Salons der höheren Stände Eingang und verdrängte dort die franzöſiſche Sprache, welche ſo lange die entſchiedenere Ausbildung und das Aufkommen unſerer Literatur verhindert hatte.

Im Anfange war auch Wieland ein Verehrer von Klopſtock und Haller; er ſtand im Dienſte der ſeraphiſchen Poeſie, ſtrengte ſeine Muſe an, um ſich über die Erde zu erheben in das Reich der Ideen und der Religion, und wußte ebenfalls nicht in Worten zu geben, was ſeine Empfindungen und ſeine Verzückungen erſtrebten. Die Dichtkunſt wollte er blos zur Dienerin des Göttlichen machen, verdammte ſie, wo ſie den Freuden der Welt diente und ging ſogar ſo weit, die Halberſtädter Anakreontiker anzuklagen und zu verfolgen. Sein beſſerer Genius bewahrte ihn glücklicherweiſe vor dieſer einſeitigen Richtung und faſt plötzlich verfiel er in das Gegentheil von dem, was er bis daher erhoben hatte, und dies ging bei ihm ganz einfach und natürlich zu. Unerfahren und unmündig, von ſanguiniſchem Temperament und ſinnlich-geiſtig von Charakter, voll Liebe zur Poeſie, war er Anfangs vom Beiſpiele Klopſtock's und durch Bodmer angeſteckt worden von deren falſcher Idealität und religiöſer Pietiſterei, und es bedurfte nur einer Reiſe ſeines Geiſtes, einer näheren Bekanntſchaft mit der Welt und ihren Freuden und des Eintritts in eine feinere Geſellſchaft, um bei ihm einen Umſchlag zu bewirken und ihn von der falſchen Richtung zu befreien. Die nähere Urſache war die Rückkehr in ſeine Heimath und der Umgang mit dem weltmänniſchen und fein gebildeten Grafen Stadion, mit La Roche und ſeiner erſten Geliebten Sophie von Gutermann, bei denen er franzöſiſche Bildung und Sitte und feinen Geſellſchaftston fand. Die Grundzüge ſeines ganzen Weſens waren Verſtand und Sinnlichkeit, welche verhinderten, daß ſich bei ihm eine entſchiedene Charakterfeſtigkeit und eine ſichere Ueberzeugung und Anſicht des Lebens bildete. Er ſchwankte nicht zwiſchen dem Gebiete des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, ſondern ließ eben die Welt gehen wie ſie wollte, nahm ſie wie ſie war, und hatte überhaupt mehr Talent als Genie, er beſaß nicht die großartige ſchöpferiſche Dichterkraft, die einen Gegenſtand mit entſchiedener Geſinnung und voller Hingebung erfaßt und nach beſtimmten Grundſätzen geſtaltet. Wieland war vielmehr ein gewandter Schriftſteller, von reicher Beleſenheit, griff mit großer Geſchicklichkeit in alle Gebiete des Wiſſens und verſtand es, daraus gefällige und unterhaltende Werke zu ſchaffen, welche anzogen, aber nicht den Stempel der Genialität an ihrer Stirne trugen. Selten leiteten ihn dabei höhere Zwecke, die Muſe trieb ihn nicht zum Schaffen, ſondern äußere Zwecke und am wenigſten nationale Geſinnung und Patriotismus. Gerade aus letzterer

Urſache vermochte er auch weniger Einfluß auf die Literatur auszuüben und ſich klaſſiſchen Werth und Unſterblichkeit zu erringen; ſelbſt ſeine Sprache brachte es zu keiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und wurde breit und farblos. Wollte man jedoch von dieſer ſeiner literariſchen Thätigkeit auf Wieland, wie er ſich im Privatleben ſelbſt zeigte, ſchließen, ſo würde man ſehr irren denn er war ein unendlich guter, rechtſchaffener Menſch, voll Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit und wenn er auch oft ſehr große Reizbarkeit zeigte, ſo war er doch immer gerne bereit, das Gute an ſeinen Gegnern anzuerkennen, und es wird ſelbſt ſein Familienleben gerühmt.

Chriſtoph Martin Wieland, der Sohn eines Pfarrers, iſt am 5. September 1733 zu Holzheim bei Biberach geboren, erhielt von ſeinem Vater, der ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und ſehr religiös war, eine ſorgfältige Erziehung, machte ſchon im eilften Jahre lateiniſche Gedichte und wurde im vierzehnten Jahre in die rühmlich bekannte Erziehungsanſtalt Kloſter-Bergen bei Magdeburg geſchickt, wo er alte Sprachen und Franzöſiſch lernte und bereits auf religiöſe Zweifel gerieth. Nachdem er in Erfurt verweilt hatte, um ſeine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen und ſich für die Univerſität vollends vorzubereiten, kehrte er im Sommer 1750 nach Biberach zurück, wo er in der Nähe ſeiner erſten Geliebten, Sophie von Gutermann, ſeiner Baſe, ein glückliches halbes Jahr verlebte und das Lehrgedicht die Natur der Dinge ſchrieb, welches von den Schweizern höchſt günſtig aufgenommen wurde. Er bezog hierauf die Univerſität Tübingen, um Jurisprudenz zu ſtudiren, trieb aber beſonders philoſophiſche und belletriſtiſche Studien und ſchrieb ſeine moraliſchen Briefe und den Antiovid. Die erſten fünf Geſänge ſeines ſpäter wieder vernichteten Gedichts „Arminius“ ſandte er hierauf an Bodmer und es ward Veranlaſſung, daß dieſer ihn zu ſich einlud, als Wieland nach beendigten Univerſitätsſtudien zu Hauſe nicht bald eine Anſtellung erwarten konnte. Von Bodmer wurde er höchſt freundlich aufgenommen, aber Wieland gab ſich auch ganz deſſen Richtung hin, beſorgte eine neue Ausgabe der Züricheriſchen Streitſchriften, ſchrieb eine lobhudleriſche Abhandlung über die Schönheit des Bodmer'ſchen Epos Noah, die Prüfung Abraham's, Hymnen und Pſalmen, auch ſtudirte er den Plato und Shaftesbury und daraus gingen ſeine platoniſchen Betrachtungen über den Menſchen, ſeine Timoclea und zum Theil auch ſeine Sympathieen, die Erinnerungen an eine Freundin, das Geſicht des Mirza und das Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen hervor. Wieland fühlte bald ſelbſt ſeine Abhängigkeit von Bodmer drückend, nahm daher eine Lehrerſtelle bei einem Verein vornehmer Züricher Familien an, ſtudirte die Literatur der Franzoſen, Italiener und Engländer, beſonders den Xenophon, Shaftesbury und Euripides, und kam in gebildete Geſellſchaft, wo namentlich der Umgang mit Frauen günſtig auf ihn wirkte. Durch den Schauſpieler Ackermann ward er veranlaßt, nach dem Engliſchen des H. Rowe das Trauerſpiel: Lady Johanna Gray, nach Richardſon's Grandiſon die Clementina von Poretta und nach Le Sage das Luſtſpiel Pandora zu ſchreiben, obſchon er kein Talent für das Drama beſaß. Von Zürich ging Wieland nach Bern, wo er anfangs eine Hauslehrerſtelle übernahm und dann philoſophiſche Vorleſungen hielt, daneben aber die ſchöne Epiſode der Xenophontiſchen Cyropädie „Araspes und Panthea“ ſchrieb, die fünf erſten Geſänge ſeines Epos „Cyrus“ dichtete und die erſte Idee zu ſeinem Agathon faßte. Im Jahre 1760 wurde er Kanzleiverweſer in Biberach, überſetzte neben ſeinen Berufsgeſchäften den Shakespeare, gewann im Umgange mit Graf Stadion und Hofrath La Roche feinere Bildung und Weltton, bekam Vorliebe für den franzöſiſchen Geſchmack und ſchrieb nun ſeine mehr frivolen und heiteren Schriften: „Nadine“, eine Erzählung in Priors Manier, 1762 die komiſchen Erzählungen 1763 bis 1764 und „Don Sylvio di Roſalva“ 1794. Um dieſe

Zeit erſchien auch ſein beſter Roman „Agathon“, dann ſein romantiſches Gedicht „Idris“, der neue Amadis, die Grazien, Aspaſia und Muſarion. Wieland verheirathete ſich hierauf mit der Tochter des Augsburger Kaufmanns Hildenbrand und erhielt 1763 einen Ruf als Regierungsrath und erſter Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Erfurt. Hier gefiel es ihm jedoch keineswegs, er beſchränkte ſich auf ſeinen Familienkreis und wurde deshalb mehrfach angefeindet. Aus dieſer Veranlaſſung ſchrieb er den verklagten Amor und den Nachlaß des Diogenes von Sinope, womit ſeine erotiſchen Produktionen aufhörten und er ſich mehr philoſophiſchen Tendenzen zuwandte. Gegen Rouſſeau ſchrieb er den kleinen Roman Korkor und Kikequetzel und dann verfaßte er ſeinen goldenen Spiegel oder die Könige von Scheſchian, worin er lehren wollte, wie ein guter Fürſt zu regieren habe. Dieſe Schrift bewog die Herzogin Anna Amalia von Weimar, Wieland im Jahre 1772 zum Erzieher ihrer Söhne zu berufen, mit dem Titel als Hofrath, einem Gehalte von 1000 Thalern und der Zuſicherung einer Penſion von 600 Thalern, wenn er die Erziehung vollendet habe. In Weimar fand er die wohlwollendſte freundlichſte Aufnahme, eine geiſtreiche Geſellſchaft und Muße, nicht nur die zwei Singſpiele „die Wahl des Herkules“ und „Alceſte“ zu ſchreiben, ſondern auch die Monatsſchrift „deutſcher Merkur“ herauszugeben, welche er von 1775 bis 1783 allein ſchrieb und von da an bis 1805 in Verbindung mit dem Hofrath Böttiger fortſetzte. Wieland hat hiefür eine große Thätigkeit entfaltet und mit dem eigenen Stoffe daraus ſechszehn Bände ſeiner ſämmtlichen Werke gefüllt. Hierdurch gerieth er auch in literariſche Streitigkeiten mit den bedeutendſten Dichtern und Göthe nahm aus ſeiner Alceſte Veranlaſſung, ihn in der kleinen Schrift „Götter, Helden und Wieland“ zu geißeln. Wieland wurde jedoch ſo wenig darüber aufgebracht, daß er die Schrift in ſeinem Merkur als ein Meiſterſtück der Perſiflage empfahl, und als bald darauf Göthe an den Weimar'ſchen Hof gezogen, wurden beide Dichter bald näher befreundet und die größten Heroen unſerer Literatur fanden ſich hier zuſammen. Das Wirken Wieland's erſtreckte ſich nun nach zwei Seiten hin. Auf der einen Seite ſuchte er die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes zu verbreiten und ſchrieb ſeine Abderiten, ſeine Bemerkungen über Rouſſeau, Nikolas Flamel, Paul Lucas und den Derwiſch von Bruſſa, moraliſche Probleme und das biographiſche Fragment: die Jugendgeſchichte Bonifaz Schleicher's; auf der andern Seite widmete er ſich mit Eifer der Poeſie und ſchrieb ſeine Erzählungen und Mährchen und 1780 ſeinen „Oberon“, ſein Hauptwerk, welches eine ungemeine Verbreitung erhielt. Von nun an wandte er ſich blos den Griechen und Römern zu, überſetzte den Horaz und Lucian, ſchrieb ſeine Dialoge im Elyſium, ſeine Göttergeſpräche, ſeine Geſpräche unter vier Augen und den Peregrinus Proteus. Den Abend ſeines Lebens verwandte er dazu, ſeine Werke noch einmal zu überarbeiten und 1794 erſchien die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke letzter Hand. Mit dem Ertrage davon kaufte er das Landgut Osmannſtedt im Ilmthale bei Weimar und zog 1798 dahin. Auch hier nahm er thätigen Antheil an den Bewegungen in der Literatur, zog ſich aber hiervon zurück, als die Kant'ſche und Fichte'ſche Philoſophie einen Umſchwung hervorrief und er nicht mehr leicht nachfolgen konnte. Wieland betrieb von nun an mehr das Studium des klaſſiſchen Alterthums, gab 1796—1800 das Attiſche Muſeum heraus, um die Schriften des Zeitalters von Perikles und Alexander näher bekannt zu machen, ſetzte es 1800 zuerſt allein und dann in Verbindung mit J. Hottinger und Jakobs bis 1809 als Neues attiſches Muſeum fort, beſchäftigte ſich vorzüglich mit ſeinen griechiſchen Lieblingsſchriftſtellern und ſchrieb die kleinen Romane „Krates und Hipparchia“ und „Menander und Glycerion“. Nach mehreren Verluſten in der Familie traf ihn ein neuer, härterer Schlag, indem im November 1801 ſeine Gattin ſtarb, mit der er 35 Jahre glücklich gelebt hatte, und da wirthſchaftliche Unfälle ihm ohnehin den Beſitz von Osmannſtedt verleidet hatten, ſo verkaufte er es, da ſich ihm Gelegenheit ohne Verluſt dazu bot, und kehrte wieder nach Weimar zurück. Um dieſe Zeit wurde er zum auswärtigen Mitgliede

des französischen Nationalinstitutes ernannt, während des Erfurter Monarchencongresses beehrte ihn Napoleon mit großer Aufmerksamkeit und er erhielt den Orden der Ehrenlegion und den russischen Annenorden, auch galt er beinahe als Mitglied der herzoglichen Familie und konnte noch einige glückliche Jahre erleben. Aber da starben seine Freunde Herder und Schiller nach einander, das Jahr 1806 führte Kriegsstürme in das Land, 1809 hatte er eine langwierige und gefährliche Krankheit zu bestehen und bald darauf hatte er das Unglück, beim Umwerfen seines Wagens das Schlüsselbein zu brechen. Doch kehrte Gesundheit und Heiterkeit wieder und er übersetzte noch von 1806 an die Briefe des Cicero. Er starb in hohem Alter am 20. Januar 1813 und wurde zu Osmannstedt neben seiner Gattin begraben, wo auf beider Grabmal ein schönes Monument mit der vom Dichter selbst gefertigten Inschrift steht:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Die neueste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien 1839 u. ff. in 37 Bänden. Ueber ihn schrieb Gruber: Chr. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber, 1815, 2 Thle.

188. Betrachten wir die Reihe der Wieland'schen Schriften, so finden wir ihn in seinem ersten Produkte, dem Lehrgedichte *über die Natur der Dinge* oder die vollkommenste Welt, als einen Nachahmer von Haller und Kleist, voll gelehrter Belesenheit, poetischer Malerei und Gemüthsleerheit. Etwas Eigenthümliches sucht man darin vergebens und nachdem der Dichter alle Ansichten über die Entstehung der Welt durchgegangen, kommt er auf die Bibel, bringt er die Lehre von der Wiederbringung der Dinge und trotz allem Versteigen in die höheren Bereiche, zeigt sich schon hier der Wieland'sche Charakter, indem er die Ansicht aufstellt, daß auch in der reinen Geisterwelt der Unterschied der Geschlechter stattfinde. Hatte er hier schon eine durchaus religiös-moralisirende Richtung eingeschlagen, so that er dies noch mehr in seinen *moralischen Briefen*, die er in gereimten Alexandrinern schrieb und worin er lehrte, daß Tugend und Weisheit allein glücklich macht; aber auch hier schlägt sein Grundcharakter wieder durch und erklärt er, daß trotz Weisheit und Tugend zum wahren Glück noch eine Freundin und Küssen nothwendig sei. Auf dasselbe Ziel steuert auch der *Antiovid* los, bei dem man es gar nicht vermuthen sollte, denn indem er darin gegen die Sinnlichkeit loszieht und die übersinnliche Liebe preist, schildert er die Venus Urania mit so üppigen und glühenden Farben, daß er gerade das Gegentheil von dem bewirkte, was er wollte, und statt zu geistigem, zu sinnlichem Genuß reizt. In seinem *Frühling*, in Hexametern, scheint es, als wolle er nun ein schönes Gemälde von der Wirklichkeit geben, aber anstatt den Frühling poetisch zu beschreiben, läßt er sich von der Klopstock'schen Manier fortreißen, erhebt er sich über die Erde und bedauert, daß es hier keinen Frühling mehr gebe und erst die Zukunft uns den wahren Frühling bringen müsse. Dieser seraphischen Richtung blieb Wieland jedoch nicht getreu, denn gleich darauf folgten seine *moralischen Erzählungen*, in denen auch unter dem Priesterrock seine Sinnlichkeit und Schalksnatur wieder hervorsieht. Er will darin platonische Ideen predigen und zeigen, wie dieselben ungefährdet

durch alle Verſuchungen führen, aber indem er die Scenen nach dem Orient mit ſeinen Sultanen, Serails und Harems verlegt, indem er ſeine Perſonen in die verführeriſchſten Lagen bringt, woraus ſie freilich ungefährdet hervorgehen, ſchildert er gerade dieſe Situationen ſo reizend, ſo lockend und ſo verführeriſch, daß man glauben muß, es ſei ihm vorzüglich um dieſe und nicht um die Schilderung von Tugenden zu thun geweſen. Als Wieland in die Schweiz zu Bodmer kam und dort ſeine theologiſche Zwitternatur erhielt, ſuchte er das Glück des Lebens in dem Chriſtenthum, aber auch ſeine chriſtlichen Empfindungen verläugneten nicht ſeine alte Natur und während er mit pietiſtiſchem Eifer die Menſchen bedauerte, welche nicht zu den geliebten ſympathetiſchen Seelen gehörten, konnte ſich ſeine himmliſche Ueberſchwänglichkeit nicht losmachen von der weltlichen Liebesmelancholie, denn bei ihm hatte eben die Welt nichts Anderes zu thun, als zu tändeln und zu lieben, und dieſer Grundſatz ſeines Lebens änderte ſich durch alle ſeine Bildungsepochen nur darnach, ob das Tändeln und Lieben nach platoniſcher, chriſtlicher oder epikuräiſcher Art zu geſchehen habe. In ſeinen Briefen von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde gerieth er auf das tollſte Zeug, welches ſich nicht einmal das Mährchen erlauben darf, denn er läßt da die Verſtorbenen von thieriſchen Pflanzen, ſchuppigen Vögeln, menſchlichen Fiſchen und perlenfarbigen Nymphen reden, erzählt von Weſen, die ſich einander ihre Gedanken zuriechen, weil ſie keinen andern Sinn haben, und das noch in einer ſo ſeufzenden Sprache, welche an den Lohenſteiniſchen Schwulſt gränzt. Seine Sympathien halten einen wahren Predigerton ein, wollen jede ächt menſchliche Empfindung abtödten, ziehen gegen den Teufel los, der nur in ſeiner Phantaſie beſteht, und verſteigen ſich ſogar ſo weit, daß er von einer Trauer ohne Schmerz ſpricht. In dieſer Stimmung war es kein Wunder, daß Wieland, der in Bodmer's Zimmer dichtete und ihn ſeine altteſtamentlichen Stücke fabriciren ſah, die Abgeſchmacktheit beging, ein Klopſtock'ſches Epos, die Prüfung Abraham's durch die ihm von Gott befohlene Opferung ſeines Sohnes, zu ſchreiben, worin der Zweck, nämlich Abraham's Gottvertrauen zu prüfen, dieſes barbariſche Mittel heiligen ſoll und jedes äſthetiſche Gefühl verletzt wird. Kam er dazu blos durch den Ueberreiz der Sinnlichkeit, die ſogar der Schmerz kitzeln ſoll, ſo war der Schritt nicht mehr weit zur Denuncirung der anakreontiſchen Dichter, die er in dem Vorworte zu ſeinen Pſalmen verſuchte. Letztere ſind eine Art Gebete oder Empfindungen eines Chriſten, worin die orthodoxe Exaltation auf die Spitze getrieben iſt. Noch gehören hierher ſein Geſicht des Mirza, worin er die Glückſeligkeit eine Verführerin nennt und die Begierde allein durch Tugend und Harmonie veredeln laſſen will. Wie weit jedoch eine ſolche Anſicht führt, zeigten ſeine platoniſchen Betrachtungen, worin er Menſchen ſchildert, die ſich von dem gemeinen Volke bis zur Seraphshöhe und vollſtändigen Unſchuld erhoben (und letztere preist, ihr Leben aber nur als ein bloſes Spiel der Empfin-

dungen darstellt, während er doch daneben wieder nicht verkennt, daß es noch höhere als diese seraphischen Tugenden auf der Erde gebe und zwar gerade deshalb, weil hier auch das Böse vorhanden ist. Hiermit hatte Wieland den Gipfelpunkt dieser Richtung erreicht und es konnte ihm, als er Bodmer verließ, nach Bern in andere Gesellschaft kam und den Plato mit dem Xenophon vertauschte, nicht entgehen, daß er bisher einen falschen Pfad gewandelt. Doch gerieth er wieder auf einen anderen Irrweg, indem er den Xenophontischen Roman von Cyrus zu einem Epos umgestalten wollte, wovon er fünf Gesänge schrieb, welche überall an Klopstock und Tasso erinnern. Im Hinblick auf Friedrich II. wollte er nämlich darin das Ideal eines Königs darstellen und auch der Liebe eine Episode widmen; als er aber sah, daß auch dieser Gedanke ein verfehlter war, ließ er das Gedicht unvollendet und arbeitete die Episode zu dem dialogisirten Romane Araspes und Panthea aus, welcher den Uebergang zur weltlichen Empfindsamkeit bezeichnet. Nach seinen Versuchen mit der seraphischen Welt wollte er wirkliche Thaten und das Leben schildern, gerieth er auf das Drama und schrieb er die Johanna Gray und Clementina von Porreta, aber wie er überhaupt nichts weniger als dramatisches Talent besaß und den Engländern Rowe und Richardson hier den Stoff stahl, um ihn in Gesprächform zu bringen, so waren darin auch alle seine Personen nichts als gute und fromme Menschen, welche Predigten über Religion, Tugend und Unsterblichkeit halten und den Erdenbewohnern nicht gleich sehen. In denselben Irrthum verfiel er wohl später noch einmal mit der Oper, aber die Kritik belehrte ihn bald und er ließ von nun an vom Drama ab, um eine neue Richtung zu verfolgen.

189. Mit der Rückkehr Wieland's nach Biberach und dem Eintritt in ein trockenes Amt begann die zweite Periode seiner literarischen Thätigkeit, indem ihn der Umgang mit fein gebildeten Personen und die Beschäftigung mit Shakespeare, den er übersetzte, zu ganz anderen Ansichten führte. Während er bei letzterem die reine Stimme der Natur und ächt menschliche Gefühle kennen lernte, alle Dinge in ihrer wahren Gestalt ihm entgegen traten und auch seine Freunde ihm zeigten, wie heiterer Lebensgenuß neben der Sittlichkeit, Religion neben Frömmelei und Moral neben Gefühlsabtödtung gar wohl bestehen könne und die ächte Tugend blos im Verkehr mit der wirklichen Welt zu suchen sei, so erfuhr er in seiner Heimath, wie Religion so leicht zum Deckmantel niedriger Leidenschaften gemacht werde, und studirte er den Shaftesbury, durch welchen er die Philosophie des gesunden Menschenverstandes lernte und unter die Zweifler gerieth. Aber der Zweifel war bei ihm nicht ganz ernst gemeint und er schwankte zwischen Vernunft und Gefühl und ließ beide vorwalten, wie es ihm gerade bequem war. Den Eintritt in diese neue Periode bezeichnet der Theages, worin zwar auch noch die Poesie die Tugend zum Zweck hat, worin aber schon wirkliche Gestalten auftreten, welche das Leben kennen, und wo die

platoniſche Liebe nicht mehr ſo ganz eifrig gegen den ſinnlichen Cupido vertheidigt wird. Dieſer tritt dagegen ſchon ganz offen hervor in der Nadine und den ſcherzhaften Erzählungen, welche geradezu in die ſinnliche Welt des Griechen- und Heidenthums führen, wobei freilich die Grazien halb franzöſiſch und halb griechiſch reden und die ſokratiſche Lehre das Gewand der neuen Zeit trägt. Bei denſelben war der Stoff auch noch geringfügig und Wieland konnte noch nicht recht die Wirklichkeit ergreifen, ſondern hüllte nur ſeine alten Seraphsgeſtalten in ein ſinnlicheres Gewand, worin man ſeine Anlage zur Mährchendichtung erkennt, die er jedoch erſt viel ſpäter ausbeutete. Hierauf ſchrieb er den Don Sylvio von Roſalva, die zweite Frucht ſeines Studiums des Lucian, worin er die Gewalt der ſchwärmeriſchen Einbildung zu ſchildern ſuchte, welche ihn bisher beherrſcht hatte. Er konnte aus dieſem Stoffe einen vortrefflichen ſatiriſchen Roman machen, wenn er darin ernſtlich die ſeraphiſche Epopöe gegeißelt hätte, aber dafür war er zu weich und gutmüthig; er wollte Niemanden wehe thun und da er deshalb nicht gegen den eigentlichen wunden Punkt, nicht gegen die ſeraphiſche Epopöe mit ihrer frömmelnden Sentimentalität zu Feld zog, ſondern gegen den Geſchmack an Feen-Mährchen und dergleichen ſchwärmeriſchen Verirrungen, die in Frankreich zu Hauſe, bei uns aber kaum gekannt waren, ſo focht er einen Windmühlenkampf. Wie er aber im Stoffe fehlgriff, ſo that er es auch in äſthetiſcher Hinſicht und Wieland gab ſich das Anſehen dabei, als ob ſelbſt die geringſte Kleinigkeit an dieſem Buche von Bedeutung und Wichtigkeit wäre, während doch keine ſchöpferiſche Originalität darin zu finden iſt und er zum Theil den Engländern den Stoff dazu entlehnte. Zwei Jahre ſpäter folgte ſein Roman Agathon, der in den Zeiten des Sokrates ſpielt, worin aber der Dichter in einer Allegorie ſeine eigene Lebensgeſchichte geben will. Bei dieſem Romane iſt die erſte Ausgabe von der letzten wohl zu unterſcheiden, denn als man anfing, aus ſeinen Schriften und beſonders auch aus dem Agathon Grund zu ſchöpfen, um an der Tugendhaftigkeit ſeiner eigenen Perſon zu zweifeln, lenkte er um und änderte er in vielen Stücken den Roman, bei dem die Form nicht viel bedeuten will. Zu Grund gelegt iſt der hiſtoriſche Agathon, deſſen Charakter er jedoch nach dem Tone des Euripides umgeſtaltet hat. Er wollte darin zeigen, was Tugend und Weisheit vermögen, und ſein ſchwärmeriſcher Agathon mit ſeiner beſchaulichen Philoſophie tritt in den Gegenſatz zu Hippias, der die neue Philoſophie vertritt, wo ſodann die Fragen zur Erörterung kommen, ob geiſtliche oder ſinnliche Liebe, Weisheit oder Klugheit beſſer ſeien; aber wenn auch den Worten nach die Selbſtſucht unterliegt, ſo ſiegt ſie doch in der That und zeigt ſich auch in dieſem Schwanken die ſinnliche Richtung Wieland's, welche er in ſpäterer Auflage vergebens zu verdecken und zu ändern ſuchte. Dieſes Schwanken zeigt ſich ſelbſt in der Durchführung der einzelnen Charaktere; weder Agathon noch die übrigen Perſonen ſind lebendige Individualitäten, ſondern unter der

griechiſchen Maske ächte Schüler der franzöſiſchen Aufklärerei ohne gleichartige Färbung und natürliche Friſche; und dazu tritt das, was erſt entwickelt werden ſoll, als etwas ſchon zum voraus Abgemachtes hervor. Deſſen ungeachtet enthält der Roman anziehende Einzelnheiten und erlangte das Verdienſt, daß er die Lebensphiloſophie der neuen Zeit allſeitig zur Anerkennung brachte, dem deutſchen Roman in den höheren Zirkeln Eingang verſchaffte und dadurch die bisher überwiegende Vorliebe für das Ausland verminderte. — Auf dieſen Roman folgte eine Reihe kleinerer Erzählungen in Proſa und Verſen, in welchen immer mehr eine geiſtige Buhlerei mit der Sinnlichkeit hervortrat und worin er alte und neue Formen und Coſtüme bunt mit einander vermengte. Dahin gehört ſein Idris, worin er die platoniſche und ſinnliche Liebe einander gegenüber ſtellen und die Liebe des Herzens als die rechte Mitte hervorheben wollte; aber dies Schwanken zwiſchen Tugend und Sünde ließ ihn zu keiner wahren poetiſchen Schöpfung gelangen und es herrſcht hier und in den anderen Erzählungen nur gemüthloſe Ironie und ſchlüpfrige Oberflächlichkeit. Dieſer Charakter zeigt ſich auch in den beiden Schriften, welche er bald auf den Agathon folgen ließ und die ſo ziemlich daſſelbe Thema behandeln. In Muſarion wollte er zeigen, daß eine weitere Moral und ein freieres Spiel mit der Macht der Sinnlichkeit weit eher vor ihr ſchütze, als moraliſche Schwärmerei, die zuletzt viel leichter ihrer Gewalt unterliege. Auch hier kommt es im ganzen Romane zu keiner That, aber er zeichnet ſich aus durch ſeine formelle Ausbildung, welche die antike Plaſtik zu erreichen ſuchte. Dies hat hier Wieland, ſo weit er es vermochte, am vollkommenſten gezeigt, obſchon dieſe Plaſtik eben auch nur dem Schein nach und nicht in der Wirklichkeit vorhanden iſt. Auch hier wollte Wieland ſich ſelbſt darſtellen. Seine Grazien ſind vorzüglich gegen Geßner gerichtet und hier wies er viel mehr als ſonſt auf das wahre griechiſche Schönheitsgefühl hin; aber die Grazien, wenn ſie auch nicht mehr ſo üppig ſind, wie er ſie ſonſt ſchildert, werden zu oft affektirt und kokett, fallen aus ihrer Rolle und zeigen ſich nur zu oft als koſtümirte Franzöſinnen, welche blos Unſchuld und Naivetät nachahmen und nicht angeboren beſitzen. Sein Diogenes, der 1770 erſchien, iſt eine ſeiner ſchlechteſten Arbeiten, und es erſcheint hier dieſer Cyniker als ein lüſterner Bettelmönch und moderner Süßling voll Abgeſchmacktheit, der ſich über den Tod ſeiner Geliebten Glycerion in Geßner'ſche Empfindeleien verliert. Noch ſchmutziger iſt ſein neuer Amadis (1771), deſſen Held aus Tugend und Wolluſt zuſammengeſetzt iſt, mit Koketten liebäugelt und ſündigt und dann ein häßliches, aber geiſtvolles Geſchöpf als ſein Ideal aufſtellt.

Mit dieſen Schriften war Wieland von einem Extrem in das andere gefallen und die Angriffe, welche er früher gegen die Dichter des heiteren Lebensgenuſſes gemacht hatte, rächten ſich nun bitter an ihm, ſo daß er ſich die zahlreichen Ausſtellungen, welche man ſogar an ſeinem Privatwandel machte, der doch untadelig war, ſehr zu Herzen nahm. Er vertheidigte ſich dagegen in den Unter-

redungen mit dem Pfarrer von ** und machte darauf aufmerksam, daß das Böse, welches seine Erzählungen vielleicht angerichtet, doch durch das Gute wieder aufgewogen sein könnte, daß ja auch Ariost und Boccaz ähnlich geschrieben, daß Aufklärung das beste Mittel zu wahrer Besserung sei und dem Reinen Alles rein erscheine, denn das Schönheitsgefühl werde bei der naiven Gesinnung nicht beeinträchtigt; und wirklich wollte Wieland mit der Grazie und Schönheit im Gebiete der Kunst das Leben verschönern und der Moral einen größeren Reiz geben, ja er hat sogar durch seine Dichtungen die Poesie von den Fesseln der Moral und Religion befreit und den Grundsatz angebahnt, daß die Dichtung nicht da sei, um zu ergötzen und zu nützen, sondern ihr Zweck darin bestehe, daß sie schön ist. Doch hatte Wieland selbst moralische Absichten zu Grund gelegt, war seine Grazie nicht ächt und seine Kunst nicht schön und damit fiel auch die Anwendung seines an und für sich richtigen Grundsatzes auf ihn selbst, der ohnehin keine ächte Menschenkenntniß besaß, sondern sie von Rousseau und Voltaire entlehnte, die hier keine Autorität sein können. Das Gute, welches er damit bezweckte, bestand hauptsächlich darin, daß er gegenüber von Klopstock der Wirklichkeit und Sinnlichkeit wieder zu ihrem Rechte verhalf und in die Dichtung die irdische Liebe wieder einführte, welche von da an ein Hauptelement derselben blieb, daß er der Dichter der Grazien und Anmuth war, wie Klopstock jener der Erhabenheit und Würde, und ohne die beiden Gegensätze, ohne die Vermählung des Idealismus und verständigen Realismus unsere Poesie nimmermehr jene Höhe erreicht hätte, die sie durch Göthe und Schiller erstieg.

190. Hatte sich Wieland in Biberach ganz in den weltmännischen Ton der Franzosen geworfen, so machte er auch deren Philosopie zum Gegenstande seiner Forschungen und Betrachtungen und besonders fiel ihm J. J. Rousseau auf, der den Satz aufgestellt hatte, daß der ursprüngliche Zustand des Menschen ein ungeselliger und thierischer gewesen sei. Wieland, der Gefallen daran hatte, die Menschen eher zu erniedrigen, was sich noch aus seiner ersten Periode herschrieb, stellte in seinem Aufsatze über Rousseau (1770) die Ansicht entgegen, daß der Mensch ursprünglich besser gewesen und erst nachher gesunken sei. Die vielfach angeregten Fragen über die beste Regierung und die Bestrebungen und Reformen des Kaisers Joseph II. führten Wieland auf den Gedanken, auch seine Ansicht in einem Werke darzulegen und eine Lösung dieses Problems zu versuchen. Es entstand daraus 1772 der goldene Spiegel, eine Art von summarischem Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Von poetischer Auffassung ist hier keine Spur, der philosophische Gehalt ebenfalls gering und Wieland zeigte wieder die alte Redseligkeit, breite Verständigkeit und ein Schwanken zwischen den extremsten Ansichten, welches die Wirkungen auf der einen Seite durch die Gegenwirkungen, die er auf der anderen

Seite machte, wieder zerstörte. Es werden hier die widersprechendsten Ansichten neben einander gestellt, gute und schlimme Beispiele, schwache und vortreffliche Fürsten, die Vortheile des Naturzustandes der Völker und die kultivirter Reiche geschildert und über Bonzen- und Pfaffenwesen, Unschuld und Verderbniß der Sitten und die Ursachen des menschlichen Denkens und Handelns gesprochen, ohne daß sich dies vor der Psychologie, Geschichte und dem Leben als stichhaltig bewährt. So gering die Wirkung dieses Buchs auf Deutschland war, so bedeutungsvoll wurde es für den Verfasser, der deshalb zum Prinzenerzieher in Weimar ernannt wurde und damit in das dritte Stadium seiner literarischen Thätigkeit trat, wobei er freilich keine Umwandlung seines ursprünglichen Standpunktes vornahm, sondern mehr einen Wechsel des Kostüms, weil er sah, daß die alte Tracht in der neuen Zeit nicht mehr mitgehen konnte. Merkwürdiger Weise versuchte er sich auch in dieser Uebergangszeit im Gebiete des Drama's und schrieb die Opern Alceste, die Wahl des Herkules und Rosamunde, welche abermals seinen Mangel an dramatischem Talente bewährten. In Weimar verließ er die bisher ihm so beliebten griechischen Stoffe und ging auf die des ritterlichen Mittelalters aus, die ihm mehr behagten, weil sie eine mehr erotische Seite hatten, als die einheimischen deutschen Stoffe, wofür Wieland überhaupt nie Sinn gehabt hat. Zugleich gründete er den deutschen Merkur, trieb die Schriftstellerei theilweise als Broderwerb und fabrizirte nach der Bibliothèque universelle des Romans eine ganze Reihe romantischer Erzählungen und Mährchen. Es fallen jedoch auch in diese Zeit seine Abderiten (1774), die zwar mehr versprechen als sie halten, aber immerhin, besonders im Anfange, zum Besten gehören, was er je geschrieben hat. Es ist eine größere komische Erzählung, worin er eine Narrheit, die in der alten wie in der neuen Welt vorkommt, zur Darstellung bringt, nämlich den Gegensatz der Spießbürgerei gegen die romantische Ritterwelt, die Thorheit, welche alles für Narrheit hält, was nicht auf ihrem eigenen, niedrigen Standpunkte erwachsen ist. Ihr ist der Philosoph ein Narr, weil sie nicht begreifen kann, warum man nachforsche, weshalb die Dinge sind, da sie doch einmal da sind; sie verwirft den Arzt, der auf eine einfache und natürliche Weise heilen will, und den Dichter versteht sie überall verkehrt. Zuletzt kommt es in der Stadt Abdera zu zwei heftig erbitterten Parteien wegen eines Esels Schatten, bis einer den klugen Einfall bekommt, man solle den Esel strafen, weil er durch seinen Schatten den Streit erregt habe, worauf der Esel zerrissen wird und der Zwiespalt zu Ende geht. In diesem Romane hat Wieland einmal ein individualisirtes Lebensbild gegeben, das freilich wieder seine langweiligen Parthien hat, aber zu allen Zeiten voll Wirkung sein wird, weil es immer Kleinstädterei gibt.

Unter seinen kleineren romantischen Erzählungen und Mährchen können mehrere selbstständigen poetischen Werth beanspruchen, wie z. B. die Schönheit seiner Erzählung Gandelin oder Liebe um Liebe (1776) allgemein aner-

kannt ist und diesem das Sommer- und Wintermährchen würdig zur Seite steht, worin mit vieler Gewandtheit eine Feengeschichte erzählt ist. In Geron dem Adeligen herrscht ernste Sittlichkeit und wohlthuende Einfachheit und Wieland zeigt dadurch selbst den großen Unterschied zwischen der wahren Romantik des Mittelalters und seiner eigenen. In ähnlicher Weise ist der Erzählungen die Wasserkufe, Pervonte und Vogelgesang zu gedenken. In diesem Gebiete ist Wieland am weitesten gekommen in seinem Oberon, den er selbst für sein Hauptwerk bestimmt zu haben scheint, da er mit sehr großem Fleiße daran arbeitete und dies Gedicht vielleicht allein unter allen seinen Schriften auf die Nachwelt übergehen wird. Der Oberon ist jedoch kein Original, sondern eine freie Umarbeitung des französischen Huon de Bordeaux, welche Wieland so selbstständig als möglich zu gestalten suchte; auch ist es durchaus kein Ritterepos, noch überhaupt ein Epos, sondern ein gelungenes Mährchen, in dessen weitem Zauberkreis der Dichter Altes und Neues, Morgenländisches und Abendländisches, Hohes und Niedriges in den buntesten Gestaltungen seiner Phantasie zusammenwirft, so daß das Ganze gleichsam aus Oberon's Wunderhorn selbst hervorgezaubert zu sein scheint. Der Inhalt dreht sich um Geringfügiges und die Motive zu den Handlungen und Ereignissen sind keineswegs von großer Bedeutung; ja sogar Huon und Rezia tragen mehr den Charakter von Personen aus dem 18. Jahrhundert, als aus dem Zeitalter Karls des Großen. Huon zieht sich den Zorn seines Kaisers zu und da dieser ihn verderben will, gibt er ihm den Auftrag, nach Bagdad zu ziehen, vom Kaiser einen Zahn und Haare zu verlangen, Dem, der ihm zur Rechten sitzt, den Kopf abzuschlagen und seine Tochter zur Gemahlin zu gewinnen, und Huon zieht nun aus, das Wagestück zu unternehmen. Zum Glück trifft er unterwegs einen treuen Diener seines Vaters, gewinnt die Gunst Oberon's und dessen Zauberhorn und vollführt mit dessen Hülfe seinen Auftrag, wodurch freilich jedes Heldenhafte verloren geht, weil in seinem Falle auch ein Kind die Sache bewerkstelligen konnte. Auf der Rückkehr findet Wieland wieder Gelegenheit seine alte Natur herauszukehren, indem den Liebenden der Liebesgenuß verboten ist, sie aber in eine solche Situation kommen, daß sie das Verbot übertreten, worauf sodann die Strafe folgt und die Liebenden auf eine einsame Insel und zuletzt als Sklaven nach Tunis kommen, wo wieder Harems-Geschichten geschildert werden können, der Knoten geschürzt wird und mit Oberon's Hülfe endlich Huon mit seiner Gemahlin nach Paris zurückkehrt, des Kaisers Gnade wieder erringt und den Lohn für Heldenthaten erhält, die Oberon verrichtet hat. Der Grundgedanke bei diesem Gedichte geht dahin, daß treue Liebe und festes Vertrauen allein geeignet sind, Freiheit und Schicksal im menschlichen Leben zu versöhnen, wie denn in dem Gedichte auch die Vorsehung zur Verherrlichung kommt. Abgesehen von der hier viel schöner gestalteten Sprache, besserem Reime und Rhythmus, enthält das Gedicht den Hauch wirklicher Poesie, steht

es in seiner Art bis zur Gegenwart noch unerreicht da und hat Göthe nicht ganz Unrecht, wenn er davon sagte: so lange Poesie Poesie bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.

191. Nach dem Oberon begann für die Entwicklung der Wieland'schen Poesie eine vierte Epoche, wozu ebenfalls die Anregung wieder von Außen kam. Er hatte sich nämlich nicht nur mehr mit der Uebersetzung des Lucian und Horaz beschäftigt, sondern auch der Kampf zwischen der orthodoxen Richtung und dem Rationalismus war durch die Wolfenbütteler Fragmente und Lessing in ein weiteres Stadium getreten, so daß auch Wieland daran Antheil nahm und ein Apostel der Toleranz wurde, wobei er jedoch auch mehr in Worte sich verlor und auf ein beiderseitiges Sichgehenlassen drang, als daß er eine bestimmte Ansicht und Richtung verfolgt hätte. Jene Toleranz hat er noch am entschiedensten für drei berühmte und berüchtigte Frauen des Alterthums in Anspruch genommen, indem er den Makel ihres Rufs vertheidigte, wie er sich überhaupt gern über Frauen ausließ und den pythagoräischen Frauen eine eigene Abhandlung widmete. In seinem Aufsatze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen predigt er Toleranz, weil man Niemanden zu einer historischen Glaubensform zwingen könne und nur an Gott und der Unsterblichkeit festzuhalten habe, wobei er sogar eine freie Ansicht über die Bibel äußerte, die nicht entscheidender Richter in Glaubenssachen sein solle, und die Veredlung der Menschen allein vom Rechte der freien Aeußerung abhängig machte. — Mit der Uebersetzung des Lucian begann er auch wieder ganz in dessen Richtung zu schreiben, psychologische Räthsel zu lösen und politische und religiöse Tagesfragen zu besprechen, woraus seine Halbromane entstanden. In den Göttergesprächen (1789) äußerte er seine doppelseitige Ansicht über das Christenthum, wobei Jupiter meint, der alte Aberglaube sei unschuldiger und wohlthätiger als der neue und die Priester harmloser, wogegen Christus darauf hinweist, wie seine Lehre zum Zweck habe, das ganze Menschengeschlecht zu einer guten und glücklichen Familie zu bilden, wozu aber Tausende von Jahren gehörten. Im Romane Peregrinus Proteus entwickelte er den Grundsatz, daß Gefühl und Einbildungskraft ohne Vernunft den Menschen irre führen und zum Gespötte machen, was er in der Geschichte des Gauklers Peregrinus nachzuweisen suchte, der in Olympia den freiwilligen Feuertod wählte. Im Hinblicke auf Lavater und ähnliche Schwärmer schildert Wieland den Peregrinus, bei dem die Täuschung in Fleisch und Blut übergeht und der zuletzt nicht einmal mit seinem freiwilligen Tode einen heilsamen Eindruck hinterläßt, wobei der Dichter Gelegenheit nimmt die Priesterherrschaft und die Schwärmerei des Christenthums zu geißeln. Da in diesem Roman das Wohlthätige des Christenthums nicht zur Darstellung kam, so widmete Wieland dieser Seite den Agathodämon, eine psychologische Ehrenrettung des Apollonius von Tyana, der die römische verdorbene Welt wieder emporheben wollte, auf die

Herrschaft von Natur und Vernunft drang, aber in seinem Unternehmen scheiterte und zuletzt bekennen mußte, was er gewollt, sei Schein, Stolz und Ueberhebung gewesen, während dasselbe Ziel mehr bewußtlos, ohne Kunst und Blendwerk von Christus erstrebt werde, welcher an seine göttliche Sendung *glaubte*, indeß Apollonius sich blos dafür den *Schein* gab. — Den Schluß von Wieland's poetischer Wirksamkeit bildet sein *Aristipp*, worin er das ganze Resultat seiner Studien des Alterthums, seiner Betrachtungen und Lebenserfahrungen niederlegte und es versuchte, die großartige Zeit eines Perikles mit ihren glänzendsten Zügen und ihren größten Thorheiten zu schildern, so daß mit vieler Anschaulichkeit und Phantasie Alles berührt und besprochen wird, was den gebildeten Menschen interessirt. Dabei hat Wieland im Bilde des Aristipp sich selbst zu zeichnen versucht. Aber wenn auch Göthe in seiner persiflirenden Schrift über Wieland ihm gezeigt hatte, wie er das innere Wesen des Alterthums nicht verstehe und es ganz modernisirt bei ihm erscheint, so hatte dies doch nichts bei ihm gefruchtet. Sokrates und Plato erscheinen ganz ihrer antiken Eigenthümlichkeit entkleidet, Alles ist mehr am Aeußerlichen haftend geblieben und Wieland nirgends in den Geist des Alterthums eingedrungen; auch schilderte er wohl die schwachen Seiten Plato's, aber seine edlere, großartigere Wirksamkeit ist ganz übergangen und dadurch blos ein Zerrbild des Philosophen geliefert. Der Verfasser hat darin fast noch mehr als sonst bewiesen, daß er weder Talent für die Kritik der Geschichtschreibung, noch für diese selbst besaß, noch auch es verstand, die Idee mit der Wirklichkeit zu versöhnen. —

Was Wieland später noch schrieb, war mehr philologischer Art; er übersetzte und suchte auf jede Weise das Verständniß des Alterthums zu erleichtern in seinem *attischen Museum*, das bis 1809 erschien. Nur noch einmal wagte er sich mit einer anderen Schrift hervor, mit der *Euthanasia* (1805), worin er über Leben und Tod philosophirte. Aber auch hier konnte er es zu keiner entschiedenen Ansicht bringen und er blieb bis zu seinem Tode der skeptische Weltmann, welcher sich um alle Fragen des Tages interessirte, über Alles seine Betrachtungen anstellte und es für das große Publikum zurecht legte, das nicht ernste und tiefe Reflexionen liebt, weil es dazu weder gebildet noch ausdauernd ist, sondern sich gern unterhält, eine oberflächliche Kenntniß sucht, die für die Gesellschaft ausreicht, und dabei auch gern etwas für seine Selbstliebe und Sinnlichkeit haben will. Dafür war nun Wieland der rechte Mann; sein bequemes Schaukeln zwischen dem Uebersinnlichen und Sinnlichen und den Extremen in der Kunst und Wissenschaft machte ihn zum Schriftsteller des Tages und so lange er lebte, war er vielgelesen und berühmt, bis die Mode wieder umschlug und andere Liebhabereien sich auf den Thron setzten, so daß nur *ein* Werk von ihm noch gern gelesen und unvergänglich ist, sein Oberon, weil hier allein wahre Poesie herrscht und Poesie alle Zeiten überdauert.

192. Nachdem wir betrachtet, wie die Poesie nach und nach die spätere Glanzperiode vorbereitete, ist es Zeit, auch die Prosa zu berücksichtigen und die Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst zu würdigen; denn von nun an haben beide einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Verbesserung und Bereicherung der Sprache, sondern auch auf die Dichtung selbst, auf welche Philosophie und Geschichte, Naturwissenschaften und andere Studien mehr als je zu wirken beginnen. Verlangt daher auch die deutsche Literaturgeschichte nicht eine strenge Geschichte der Wissenschaft, so muß sie doch das berücksichtigen, was sie an Ergebnissen für den Fortschritt in der allgemeinen Kultur und der Poesie darbot. Schon früher hatten Thomasius, Leibnitz und Wolf veranlaßt, daß Baumgarten über das Wesen der Poesie philosophirte und wenigstens die Anfänge einer Aesthetik aufstellte, die dann von Meier weiter ausgebildet wurde. Die früher nur zerstreut geäußerten Ansichten und die Resultate der bisherigen Kritik wurden auf philosophische Grundsätze gebaut und in ein System gebracht. Im Gebiete der Philosophie machte sich besonders jene Richtung geltend, welche nach allen Seiten hin Mäßigkeit und Billigkeit zu üben suchte und den gesunden Menschenverstand auf den Thron setzte, indem man sich noch nicht zur spekulativen Wissenschaft erhob. Für den Augenblick genügte es auch, hauptsächlich für Aufklärung zu wirken, denn erst mußte man seine gesunden Sinne zu gebrauchen verstehen, ehe man scharfsinnigere und tiefer eingehende Systeme begründen konnte. Die ganze Periode, welche vor uns liegt, besaß daher nichts als eine eklektische Aufklärungsphilosophie. Johann Joachim Spalding begann diese Richtung als einer der Ersten bereits im Jahre 1748 mit der Schrift über die Bestimmung des Menschen und den Standpunkt der englischen Philosophie hielt er noch ausgeprägter fest in seiner späteren Arbeit: Gedanken über den Werth der Gefühle, 1751. Er war eigentlich Theolog und dabei ein guter Redner, der überall auf Einfachheit und Sittlichkeit drang und besondere Verdienste um die praktische Philosophie und erfolgreiche Darstellung der Religionslehre hatte. Seine Wirksamkeit blieb jedoch hinter derjenigen zurück, welche Johann Georg Zimmermann auf die Nachwelt ausübte. Er hatte sich am Geiste französischer und englischer Schriftsteller gebildet, sich ganz der philosophischen Zeitrichtung hingegeben und die Resultate seines Nachdenkens klar, geistreich und oft satirisch in populären Schriften dem Volke mitgetheilt, wobei er sich nur zu oft von seiner immer mehr menschenfeindlich werdenden Mißstimmung, Hypochondrie und Kränklichkeit zu Launen und sogar zur Perfidie gegen die Freunde der Denkfreiheit hinreißen ließ. Seine Schrift vom Nationalstolz (1758) ist originell und lebendig und belebt den Vortrag durch Rückblicke auf die Geschichte und das Leben, welches er als berühmter Arzt genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sein Hauptwerk ist jedoch sein Buch über die Einsamkeit (1756—1784), das zwar nicht systematisch und nach einem wohlüberdachten Plane den Gegen-

stand verfolgt, sondern mehr fragmentarisch, wobei er bald im strengeren Tone und wissenschaftlich zu Werke geht, bald wieder seine Darstellung durch Bilder aus dem Leben und treffende Bemerkungen zu veranschaulichen sucht, weshalb dies Buch auch mit großem Enthusiasmus aufgenommen und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Aber nicht allein in diesem Gebiete, sondern auch über die Medizin verstand er mit philosophischem Geiste zu schreiben, wie seine Schrift von der Erfahrung in der Arzneikunst (1763) beweist, die von Pedanterie sich ganz frei gemacht hat. Weniger originell, aber gemüthreicher und wohlwollender sind die Schriften von Iselin aus Basel, welcher durch verschiedene Schriften für allseitige Aufklärung zu wirken suchte und sich namentlich über die Geschichte der Menschheit und der Gesetzgebung verbreitete, wobei er mit praktischem Blicke manche freisinnige Wahrheit vortrug, ohne in einen pedantischen Ton zu verfallen, indem er sich sogar schon Mühe gab, seinem Ausdrucke eine größere Abrundung zu verleihen. Entschiedener, schärfer und wissenschaftlicher erhob sich Reimarus in Hamburg gegen die orthodoxen Theologen und verkündete in seiner Schrift: die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion (1754) die Rechte der Vernunft gegenüber dem Symbolzwange. Seine berühmten Wolfenbütteler Fragmente zeugen von seinem Scharfsinne und Freimuthe, mit dem er es wagte, das Positive des Christenthums anzugreifen, und gaben später Veranlassung zu den heftigen Kämpfen, welche Lessing gegen seine Gegner siegreich durchfocht. Auch über strengere Disciplin schrieb er in seiner Vernunftlehre, welche es zuerst unternahm, den Gegenstand mit größerer Wissenschaftlichkeit zu behandeln. Letztere behielt Johann Heinrich Lambert überall bei, der sich nicht nur als Mathematiker, sondern auch als bedeutender Philosoph im Gebiete der Logik und Metaphysik auszeichnete, wofür er eigentlich zuerst die wissenschaftliche Sprache schuf. Freilich verfuhr er dabei oft mit zu viel Willkür und beeinträchtigte den Geist der Sprache, aber hätte man ihn besser zu verstehen gesucht, so hätten es gewiß seine Nachfolger nicht so schwer gehabt, zu allseitigem Verständniß zu gelangen. Durch ihn wurde die Wissenschaft der Philosophie strenger und klarer abgegränzt und er holte aus dem tiefsten Schachte des menschlichen Geistes das Material zu einem Gebäude der Philosophie, das erst die spätere Zeit aufführte, weil er von seinen Zeitgenossen zu wenig verstanden wurde. Seine hierher gehörigen Schriften sind: Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren (1764, 2 Bde.) und Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß (1771, 2 Bde.). Ein fast ebenso tiefer Denker war auch Tetens, dessen philosophische Versuche über die menschliche Natur damals bedeutendes Aufsehen erregten; fehlte diesem Buche auch Originalität, so war es doch klar und mit einer gewissen Eleganz geschrieben, auch ging er darin schon den Weg, welchen später Kant mit größerem Erfolge beschritt. Unbedeutender und weder so gründlich noch

geistreich war Feder von Göttingen, der durch seine Untersuchungen über den menschlichen Willen zu vielem Rufe kam, darin aber nichts anderes als eine geordnete Darstellung der englisch-französischen Gemeinphilosophie gab, die er populär darstellte, deren wahren Geist er aber nicht zu fassen vermochte. Ueberhaupt hielt er sich in den Gränzen des gesunden Menschenverstandes und war so selbstsüchtig, daß er nur seine eigene Philosophie für erfolgreich hielt und die Kantische verwarf, was ihm freilich nicht gelang. Durch ähnliche Opposition gegen Kant ist auch Garve bekannt, der eine Lebens- oder Popularphilosophie lehrte und eine gründliche zusammenhängende Erkenntniß der Dinge erstrebte, auch wohl einzelne feine Bemerkungen darüber machte, aber nie zu tieferen Untersuchungen und wichtigeren Entdeckungen kam. Er war der Erste, welcher Kant zu bekämpfen suchte, und selbst dieser nahm keinen Anstand, Garve als einen ächten Philosophen anzuerkennen. Wichtig waren hauptsächlich seine Abhandlungen, die er der Uebersetzung des Ciceronianischen Buchs von den Pflichten beigab. Nach Wolf'schen Grundsätzen unternahm Johann August Eberhard zu Halle in seiner neuen Apologie des Socrates eine Vertheidigung der gesunden Vernunft gegen die orthodoxe kirchliche Dogmatik und suchte überhaupt der Popularphilosophie immer größeren Eingang zu verschaffen, indem er zahlreiche, leicht verständliche Werke über verschiedene Gegenstände der Philosophie, eine allgemeine Geschichte derselben und eine Aesthetik schrieb und sich darin an das größere Publikum wandte. Mehr ein Philosoph der gebildeten Salons und der vornehmen Welt war Johann Jakob Engel, welcher keine tiefen Forschungen und neuen Entdeckungen machen wollte, sondern bestrebt war, in elegantem Ausdrucke und leicht verständlicher Sprache anschaulich und lebendig zu zeigen, wie die Verhältnisse des Lebens wie der Dinge in Bezug zur menschlichen Glückseligkeit stehen. Ganz diesem Charakter entsprechend ist sein einst viel gelesener Philosoph für die Welt geschrieben, worin schöne Worte den Mangel an kernhaftem Inhalt ersetzen sollen und er sich gegen alle Spekulation erklärt. Auf ähnliche Weise sucht sein Fürstenspiegel praktische Lehren aus seinen Beobachtungen und seiner Weltkenntniß zu geben und es sind darin einzelne ansprechende und nicht uninteressante Bemerkungen niedergelegt, aber Tiefe ist hier nicht zu finden, ebenso wenig wie in seinen Ideen zu einer Mimik, welche sich nur durch einzelne gediegene Bemerkungen über diese Kunst auszeichnen und daher auch jetzt noch für den Schauspieler nicht ohne Werth sind.

Johann Joachim Spalding ist im J. 1714 zu Triebsees in Pommern geboren, studirte zu Rostock und Greifswalde Theologie, schrieb schon frühe über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral, wurde 1745—47 Secretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin, 1749 Prediger zu Barsahn und 1757 in Barth, wo er mit vielem Erfolge als theologischer Volksschriftsteller auftrat. Im J. 1764 wurde er erster Pfarrer und Propst an der Nikolaikirche zu Berlin, später Oberconsistorialrath und wurde sehr beliebt; in Folge religiöser Bedrückungen legte er aber 1788 sein Amt nieder und lebte noch glücklich, bis er 1804 starb. Er war auch ein guter Prediger und gab verschiedene Predigten heraus. — Johann Georg Zimmermann ist im J. 1728 zu Brugg in der Schweiz-

geboren, studirte in Göttingen Medizin, promovirte daselbst und lebte einige Jahre als Stadtphysikus in Brugg, wo er sich durch verschiedene Schriften einen Namen erwarb, so daß er 1768 als Hofrath und königl. Leibarzt nach Hannover berufen wurde. Hier verbitterten ihm Neid und Parteisucht das Leben, Frau und Tochter starben bald, und wenn er auch einen hohen Ruhm als Arzt und Schriftsteller erwarb, so verfiel er doch in immer größere Hypochondrie, welche Streitigkeiten mit ausgezeichneten Gelehrten noch mehrten, bis er lebensatt und unglücklich im J. 1795 starb. Seine Schrift über die Einsamkeit erschien 1784 zu Leipzig in 4 Bänden, jene über den Nationalstolz zu Zürich 1789. — Isaak Iselin aus Basel ist 1728 geboren, suchte mit reiner Begeisterung in seinen Schriften für das Gesammtwohl der Menschheit zu wirken und starb am 15. Juni 1782. Es erschienen von ihm die Schriften: der Patriot (1758); über die Gesetzgebung (1758, 1760); die Träume eines Menschenfreundes (1759); über die Geschichte der Menschheit (1764, 1770, 1779, 2 Thle.), und von 1776 bis 1782 gab er die Ephemeriden der Menschheit heraus. — Hermann Samuel Reimarus, der Sohn eines Lehrers am Johanneum, ist im Jahr 1694 zu Hamburg geboren, studirte 1711 in Jena, promovirte in Wittenberg, wurde Adjunkt der dortigen philosophischen Fakultät, machte 1720 eine Reise nach Belgien und England, hielt dann in Wittenberg philosophische und philologische Vorlesungen, kam 1723 als Rector nach Wismar und 1727 als Professor der hebräischen Sprache und später auch der Mathematik an das Gymnasium in Hamburg, wo er im Jahre 1768 starb. Er gab hier den Dio Cassius vollends heraus und schrieb verschiedene Werke als Frucht seines tiefen und reifen Nachdenkens. Er schrieb: die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in 10 Abhandlungen auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754 (erlebte 6 Auflagen); Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere, 1762 (4. Aufl. 1798); die Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Die hier aufgestellten Regeln wandte er gegen das Positive des Christenthums an in einem Werke, das er nicht zur Veröffentlichung bestimmte, das aber Lessing als Wolfenbüttelsche Fragmente eines Ungenannten herausgab. — Johann Heinrich Lambert, der Sohn eines Schneiders, ist im J. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau geboren, sollte Schneider werden, lernte aber für sich daneben Mathematik, Philosophie und orientalische Sprachen. Weil er eine schöne Handschrift schrieb, ward er im fünfzehnten Lebensjahre Buchhalter in einem Eisenwerke, zwei Jahre später Secretär bei Iselin in Basel, dann Hofmeister beim Präsidenten von Salis in Chur, wo er acht Jahre blieb und dann seine Zöglinge 1756 nach Göttingen begleitete, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, hierauf 1757 nach Utrecht und 1758 durch Frankreich nach Turin und Chur ging. Im J. 1759 ging er nach Augsburg, schrieb sein Werk über die Photometrie, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und ging nach Erlangen, wo er 1761 Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues schrieb. Im J. 1763 ging er in's Veltlin, dann nach Leipzig und im Februar 1764 nach Berlin, wo er Oberbaurath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde und am 25. September 1777 starb. Er war ein großer Mathematiker und entdeckte auch die Theorie des Sprachrohrs. — Tetens ist 1737 geboren und 1807 gestorben. Er schrieb 1760: Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind; und 1777 philosophische Versuche über die menschliche Natur. — Johann Georg Heinrich Feder ist 1740 zu Schornweisach bei Bayreuth geboren, wurde 1765 Professor in Koburg und 1768 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, ging jedoch 1797 nach Hannover, wo er Mitdirektor des Gymnasiums, 1802 Hofbibliothekar und Justizrath wurde und 1821 starb. Er schrieb: Untersuchungen über den menschlichen Willen, 4 Bde., Lemgo 1779—93; Grundlinien zur Kenntniß des menschlichen Willens und der natürlichen Gesetze des Rechtsver-

haltens (Göttingen 1783; 3. Aufl. 1789) und eine Selbſtbiographie, die ſein Sohn 1825 herausgab. — Chriſtian Garve iſt am 7. Januar 1742 als der Sohn eines Färbers zu Breslau geboren, ſtudirte im einundzwanzigſten Jahre zu Frankfurt a. d. O. Philoſophie, dann Mathematik in Halle und zuletzt in Leipzig, von wo er 1767 nach Hauſe zurückkehrte. Im J. 1769 wurde er an Gellert's Stelle außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Leipzig, welches Amt er aber 1772 wegen Kränklichkeit wieder aufgab, worauf er nach Breslau ging. König Friedrich II. ließ ihn zu ſich kommen und forderte ihn auf, Cicero's Buch von den Pflichten zu überſetzen, was er 1779 in Charlottenburg begann. Er ſtarb am Geſichtskrebs am 1. Decbr. 1798. Seine hauptſächlichſten Schriften ſind: Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik, Leipzig 1788; über den Charakter der Bauern und ihr Verhältniß gegen den Gutsherrn und die Regierung (Breslau 1786 und 1796); Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben (5 Bde. 1792—98); Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, Charakters und der Regierung Friedrich's II. (Breslau 1798, 2 Bde.). Er überſetzte des Ariſtoteles Ethik und Politik und ſein Werk über Cicero's Pflichten erſchien zu Breslau in 4 Bänden und bis 1801 in 5 Auflagen. — Johann Auguſt Eberhard iſt am 31. Auguſt 1739 zu Halberſtadt geboren, ſtudirte 1756 in Halle Theologie, 1759 wurde er Hauslehrer beim Freih. v. der Horſt und dann Conrektor und zweiter Prediger an der Hoſpitalkirche in Halberſtadt, gab jedoch dieſe Stellen wieder auf, um mit ſeiner Zöglinge Familie nach Berlin zu gehen, wo er Prediger am Arbeitshauſe wurde und ſeine neue Apologie des Sokrates ſchrieb, die ihm viele Gegner verſchaffte. Im J. 1774 wurde er Prediger zu Charlottenburg, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl Friedrich's II. eingeſetzt werden, weil man ihm viele Schwierigkeiten machte. Später ward er Profeſſor der Philoſophie in Halle, dann Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, 1805 geheimer Rath, 1808 Doktor der Theologie und ſtarb am 6. Januar 1809. Er ſchrieb unter Anderem: Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens (Berlin 1776); Handbuch der Aeſthetik (Halle 1803—5, 4 Bde.) und Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik (6 Bände, Halle 1795—1802). — Johann Jakob Engel, der Sohn eines Pfarrers, iſt am 11. Sept. 1741 zu Parchim geboren, ging auf das Gymnaſium zu Roſtock, ſtudirte daſelbſt Theologie und trieb dann Philoſophie und Sprachen, weßhalb er 1765 nach Leipzig ging. Nachdem er mehrere Berufungen abgelehnt, ging er als Profeſſor an das Joachimsthal'ſche Gymnaſium nach Berlin, wurde Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Lehrer des Kronprinzen und Oberdirektor des Theaters, welche Stelle er aber 1794 niederlegte, worauf er nach Schwerin ging. Durch König Friedrich Wilhelm III. zur Rückkehr nach Berlin veranlaßt, lebte er wieder daſelbſt, zog ſich aber durch übermäßiges Arbeiten und eine Reiſe zu ſeiner Mutter eine Krankheit zu und ſtarb am 28. Juni 1802 zu Parchim. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: der Philoſoph für die Welt (Leipzig 1775—77, 2 Bde.); Fürſtenſpiegel (1798); Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten (1783); Lobrede auf Friedrich II. (1781); Ideen zu einer Mimik (2 Bde., 1785 und neuerdings von Th. Mundt 1845 herausgegeben); das Zeit- und Sittengemälde Lorenz Stark (1801); die Luſtſpiele: der dankbare Sohn (1770), und der Edelknabe (1774). Geſammtausgaben ſeiner Schriften erſchienen Berlin 1801—6 in 12 Bänden und wiederholt 1844 u. ff.

193. Die Fortſchritte der Philoſophie konnten auch auf die Theologie nicht ohne Einwirkung bleiben und zwar um ſo mehr, als der Pietismus, der Anfangs die Aufklärungsbeſtrebungen beſchützt hatte, nun ſelbſt an einer ausſchließlichen Richtung feſthielt und neben die dogmatiſche Orthodoxie trat. Gegen dieſe erhob ſich ſodann die Philoſophie und zwar lag die Gegenwirkung ſchon im Wolf'ſchen Syſtem, deſſen Conſequenzen immer mehr ausgebildet wurden.

Dieser neue deutsche Rationalismus ging hauptsächlich von Preußen aus, aber der Sieg wurde ihm nicht so leicht gemacht, denn in dem orthodoxen Sachsen erhob man sich sogleich dagegen und zwar auf eine allerdings richtig versuchte Weise, indem Christian August Crusius dem philosophischen Systeme ein anderes entgegenzusetzen unternahm, welches sowohl die Vernunft, als auch das orthodoxe theologische System befriedigen sollte. Mit vielem Scharfsinn gründete er auf die innere Nöthigung des Verstandes und mittelbar auf die Wahrhaftigkeit Gottes die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß und die sittliche Verbindlichkeit auf den freien Willen; aber sein System war reich an Mängeln, haltlos und der Erfolg bestand blos in einer Verfolgungssucht gegen alle freisinnigen Theologen und dem Hervorrufen eines Kampfes, den Lessing mit so schneidenden Waffen zu Ende führte. Bald wurde auch die orthodoxe Richtung durch große Theologen selbst abgewiesen, welche die Resultate der philosophischen Forschung in sich aufnahmen und auf die Theologie anwandten. In dieser Hinsicht wurde besonders Mosheim wichtig, der auch die deutsche Sprache wieder in die Theologie einführte und zwar den Supranaturalismus der Orthodoxen nicht bekämpfte, sondern sogar, so weit er haltbar war, vertheidigte, aber seine Stimme für unbefangene, besonnene Auffassung der theologischen Wissenschaft erhob, überall verständige Mäßigung eintreten ließ und durch sein von aller Pedanterie entferntes Wesen und religiöse Humanität treffliche Schüler um sich versammelte, welche in seinem Geiste weiter wirkten. Auch in der theologischen Moral entfernte er sich von den engen Schranken der Orthodoxie und bahnte er die Aufnahme rationalistischer Sätze und Ideen an. Endlich kann er als einer der Hauptbegründer unserer Kanzelberedtsamkeit angesehen werden, indem er in seinen heiligen Reden (1732) schon eine geschmackvollere Darstellung wählte und den Ausdruck seiner lichtvollen Entwicklung passend anzuschmiegen verstand. Neben ihm wirkte der vielfach verkannte Johann Christian Edelmann von Weißenfels, der gegen die orthodoxe Auffassung des Christenthums sich entschieden erhob,die Bibel für in späterer Zeit entstanden erklärte und sie wohl achtete, aber ihre ausschließliche Geltung verwarf. Er unterschied sich jedoch vielfach von den Rationalisten seiner Zeit, erhob sich mit herber Ironie und Schärfe gegen die Alles verketzernden Geistlichen, welche gereizte Stimmung noch durch zahlreiche Verfolgungen und Mißgeschicke gesteigert wurde, und konnte blos deshalb keine so große Wirksamkeit entfalten, weil er mit seiner Richtung allein in seiner Zeit stand und seine immerhin spekulative Theologie den Berliner eklektischen Rationalisten nicht zusagte. Ueberhaupt war sich die Aufklärung ihres Sieges viel mehr da bewußt, wo sie auf praktischem Gebiete wandelte, wie es der schon oben erwähnte Spalding bewies, der als ein ächter, edler Geistlicher überall darauf ausging, für die Aufklärung zu wirken, die Autorität der Vernunft neben dem Glauben verfocht und die sittlichen Principien vorzugsweise in der menschlichen Natur selbst suchte, wodurch er einen heftigen Streit

hervorrief. Seine Wirkſamkeit nach dieſer Seite ward aber noch größer dadurch, daß er nicht nur durch Schriften, ſondern auch durch Predigten dieſe Anſichten verbreitete und bis zu ſeinem Ende ſeinen Grundſätzen treu blieb. Wie dieſer in Preußen wirkte, ſo Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem in Hannover und Braunſchweig, denn er hatte ſich in England größere Weltkenntniß verſchafft und ſuchte beſonders den Glauben und die chriſtliche Moral mit der philoſophiſchen Denkfreiheit zu vermitteln, was er beſonders in ſeinen Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der chriſtlichen Religion (1768) verſuchte. Auch um die deutſche Sprache ſelbſt erwarb er ſich Verdienſte, indem er ſie nicht nur gegen Friedrich's II. unpatriotiſche und liebloſe Angriffe in ſeiner Schrift über deutſche Sprache und Literatur (1781) vertheidigte, ſondern in ſeinen Predigten nach größerer Zierlichkeit ſtrebte und nicht unweſentlich zur Vervollkommnung der Kanzelberedtſamkeit beitrug. Auch Zollikofer war ein ausgezeichneter Kanzelredner, der logiſche Gründlichkeit und Faßlichkeit mit einer ariſtokratiſchen Eleganz des Ausdrucks paarte und wenn er auch ſeinen Reden mehr eine moraliſch-praktiſche Richtung gab, doch auch darin die vernünftige Aufklärung zu fördern ſtrebte. In ſprachlicher Hinſicht ſteht er aber allen ſeinen Vorgängern voran und die einzelnen Reden zeigen ſelbſt, wie er auch in dieſer Hinſicht immer zum Beſſeren fortſchritt.

Auch auf dem Gebiete der Dogmatik und Hermeneutik beſchritt die Theologie jetzt neue Wege, welche ihr Erneſti und Morus eröffneten. Beide ſchrieben faſt nur lateiniſch und konnten daher auf die deutſche Sprache nicht einwirken, aber Johann Salomo Semler wirkte auch in deutſchen Schriften für eine freiſinnigere Bibelerklärung und ſtürzte eine Menge alter Vorurtheile um. Nicht nur zum richtigeren Verſtändniß der Bibel trug er ſehr viel bei, ſondern er erkämpfte auch für die Theologie das Recht der freien gelehrten Unterſuchung und erwies mit ſiegenden Gründen die Veränderlichkeit des Wiſſens von der Religion und den menſchlichen Urſprung vieler religiöſen Lehrſätze. Mehr dem alten Teſtamente wandte ſich Michaelis mit ſeiner Hermeneutik zu und verſtand es, dieſelbe durch ſeine Kenntniß der Geſchichte und Völker zu erweitern, ohne ſich jedoch auf das Gebiet der Dogmatik einzulaſſen, die Teller in ſeinem Lehrbuche des chriſtlichen Glaubens (1764) von den Ueberreſten des Scholaſticismus zu befreien und rein auf bibliſche Grundlagen zurückzuführen ſuchte. Hierdurch regte er natürlich alle Orthodoxen gegen ſich auf, welche ſogar den Staat dadurch gefährdet glaubten und die Polizei zu Hülfe riefen; aber die preußiſche Regierung brachte ſie zum Schweigen, indem ſie Teller von Helmſtädt in die oberſte Kirchenbehörde nach Berlin berief, wo er in größerem Maßſtabe den vernunftgemäßen Fortſchritt der religiöſen Bildung zu fördern beſtrebt war. Auch um die deutſche Sprache erwarb ſich Teller Verdienſte, da er mehrere ſprachwiſſenſchaftliche Arbeiten lieferte und aus der lutheriſchen Bibelüberſetzung die Sprache zu bereichern ſuchte.

Was für Geschichte und Staatswissenschaften in dieser Zeit geleistet wurde, ist weniger bedeutend und die meisten Männer, die in dieser Periode ihre Wirksamkeit begannen, finden erst in der nächsten ihre Stelle, wie Möser, Moser und Schlözer. Ueberhaupt haben wir im Gebiete der Politik und Staatswissenschaften nie dieselbe Höhe erreicht, wie in den übrigen Gebieten des Wissens, weil wir nie eine wahre Oeffentlichkeit besaßen und ein nationaler Gemeingeist sich nicht entwickeln konnte. Nur wo diese Fächer in das Bereich der eigentlichen Gelehrsamkeit übergingen, hatten wir Erfolge, besonders im Gebiete der Geschichte. Hierher gehören besonders Pütter's deutsche Reichsgeschichte und seine Lehrbücher, welche viele Gelehrsamkeit zeigen, aber dennoch nur zu den Compilationen gehörten. Ebenso war Johann Christoph Gatterer für die Geschichte und Geographie thätig, klärte manche Punkte der alten Geschichte auf und führte eine bessere Methode in die akademischen Vorträge ein. Aber er schrieb zu vielerlei, zu rasch und Manches hat er gar nicht vollendet.

Christian August Crusius ist 1712 zu Leuna bei Merseburg geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philosophie, wurde daselbst Professor der Theologie und starb am 18. Oktober 1755. In seinem Leben war er sehr rechtlich und fromm. Er schrieb: Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten (Leipzig 1745), und Logik, oder Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß (1747). — Johann Lorenz Mosheim, aus einem steiermärkischem Geschlecht entstammend, ist 1694 zu Lübeck geboren, studirte zu Kiel, wurde 1718 Magister, 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät, 1723 Professor der Theologie in Halberstadt und 1726 Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein, dann Generalinspektor der Schulen im Herzogthume Wolfenbüttel, 1747 Kanzler der Universität Göttingen und starb daselbst 1755. Er hat besonders der Kirchengeschichte die pragmatische Gestalt gegeben. Er schrieb: Institutiones historiae ecclesiasticae (Helmst. 1755 und 1764, deutsch in 9 Bänden Leipzig 1769—78); Institutiones historiae christianae majores (1763); De rebus christianorum ante Constantinum commentarii (1753); Sittenlehre der heiligen Schrift (9 Bde., 1753—83); Anweisung erbaulich zu predigen (2. Aufl. Erlangen 1771); heilige Reden (3 Bde., Hamb. 1732, 2. Aufl. 1765). — Johann Christian Edelmann ist zu Weißenfels geboren, starb 1767 und hat verschiedene Schriften hinterlassen. Vgl. deutsche Jahrbücher v. Ruge, 1843. — Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem ist am 22. November 1709 als der Sohn eines Geistlichen zu Osnabrück geboren, studirte 1724 zu Leipzig und dann zu Leyden Theologie, ging als Führer von zwei jungen Leuten nach Göttingen, machte eine Reise nach London bis 1740, wurde beim Herzog von Braunschweig Reiseprediger, 1742 Erzieher des Erbprinzen und bewog den Herzog zur Gründung des Karolinums. Später wurde er Propst von St. Crucis und Aegidii, 1749 Abt zu Marienthal, 1752 zu Riddagshausen, 1771 Vicepräsident des Consistoriums in Wolfenbüttel und starb am 2. Sept. 1789. Von ihm sind hervorzuheben: Sammlung einiger Predigten (2 Bde., Braunschweig 1788—89); Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (2 Bde., 6. Aufl. Braunschweig 1785). — Georg Joachim Zollikofer ist am 5. August 1730 zu St. Gallen geboren, besuchte das Gymnasium zu Frankfurt und Bremen und die Universität Utrecht, wurde 1754 Prediger zu Murten, 1758 Prediger der reformirten Gemeinde in Leipzig und starb hier am 25. Januar 1788. Er gab 1769—88 vier Sammlungen Predigten in sechs Bänden heraus und nach seinem Tode erschienen noch 9 Bände, die in 15. Bänden, Leipz. 1789—94, vereinigt wurden als Zollikofer's sämmtliche Predigten. Ein großes Verdienst erwarb er sich auch durch Herausgabe eines neuen Gesangbuchs (Leipz. 1766, 8. Aufl. 1786).

Ueber ihn: Garve, über den Charakter Zollikofer's, Leipz. 1788. — Johann Salomo Semler ist 1725 zu Saalfeld geboren und der Sohn eines Geistlichen, der später Pietist wurde und auch seinen Sohn zu einem Frömmler machte, worüber besonders der Herzog von Saalfeld eine große Freude hatte. Allein als er 1742 die Universität Halle bezog, machte er sich davon los und schloß sich besonders an Baumgarten an, dem er bei verschiedenen Arbeiten half. Im Jahre 1749 kam er nach Koburg, erhielt den Professortitel, redigirte im nächsten Jahre die dortige Zeitung, erhielt den Auftrag zur Abfassung einer Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Württemberg mit seinen Vasallen, wurde 1751 Professor der Geschichte und Poesie in Altdorf, erhielt im nächsten Jahre einen Ruf als Professor der Theologie nach Halle, wo er anfangs mit vielen Ränken zu kämpfen hatte, wurde 1757 Direktor des theologischen Seminars, das ihm jedoch 1779 wieder genommen wurde, gab sich später mit Mineralogie und chemischen Versuchen ab, zeigte sich 1788 sehr zweideutig, als er das preußische Religionsedikt in Schutz nahm, und starb 1791, nachdem er besonders zum richtigen Verständniß des neuen Testaments Vieles geschrieben und Bedeutendes geleistet hatte. — Johann David Michaelis, der Sohn eines Professors, wurde am 27. Februar 1717 zu Halle geboren, besuchte daselbst die Schulen, machte eine Reise nach England und Holland, fertigte den wissenschaftlichen Katalog der Universität zu Halle, wurde 1745 Professor der Philosophie in Göttingen, 1751 Sekretär der Societät der Wissenschaften, leitete 1753 bis 1770 die Göttinger gelehrten Anzeigen, verwaltete 1761 bis 63 die Bibliothek, von 1761 an auch das philologische Seminar, machte Vorarbeiten zu einer Reise nach Arabien, wurde Mitglied der Akademieen von London und Paris, kaiserlicher Rath, 1787 Geheimer Rath und starb am 22. August 1791. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: Einladung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes (Göttingen 1750 und 1787—88, 2 Bde.); Mosaisches Recht (6 Bände, Frankfurt 1770—77, in 5 Bänden 1776—80); Moral, herausgegeben von Stäudlin (3 Bände, Göttingen 1792 bis 1823), und seine Selbstbiographie. — Wilhelm Abraham Teller, der Sohn eines Theologen, ist am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren, besuchte daselbst die Schulen, wurde 1755 Katechet an der Peterskirche, 1762 Generalsuperintendent, Professor der Theologie und Hauptpastor in Helmstädt, dann Oberconsistorialrath, Propst und erster Pastor an der Petrikirche zu Berlin, wurde 1786 Mitglied der Akademie, hatte 1788 viel durch das Religionsedikt zu leiden, verband sich aber selbst mit den Orthodoxen und starb am 9. December 1804. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: Lehrbuch des christlichen Glaubens (1764); Wörterbuch des neuen Testaments (Breslau 1772, 6. Aufl. 1805); Religion der Vollkommeneren (1792); Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums insbesondere und Magazin für Prediger (10 Bände, 1792 bis 1801. — Johann Stephan Pütter wurde zu Iserlohn geboren, ging schon im dreizehnten Jahre auf die Universität Marburg, 1739 nach Halle, 1741 nach Jena, 1742 wieder nach Marburg, hielt 1744 daselbst Vorlesungen, machte eine Reise nach Wien, wurde 1746 außerordentlicher Professor der Rechte in Göttingen, 1757 Professor des Staatsrechts und Hofrath, ging 1764 mit der Braunschweigischen Wahlgesandtschaft nach Frankfurt, erhielt verschiedene Rufe, wurde Geheimer Justizrath, 1797 erster Professor der Rechte, ließ sich 1805 pensioniren und starb am 12. August 1807. Von seinen zahlreichen Schriften hat seine „Historische Entwicklung der Verfassung des deutschen Reichs" (3 Bde., Göttingen 1786, 3. Aufl. 1793) noch jetzt Werth. — Johann Christoph Gatterer ist am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg geboren, studirte zu Altdorf, wurde 1755 Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg, 1758 Professor der Geschichte in Göttingen, beherrschte das ganze Gebiet der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, klärte besonders die alte Geschichte auf und starb als Hofrath am 5. April 1799. Er hat über alle Fächer der Geschichte zahlreiche Bücher geschrieben, sowie ein historisches Journal herausgegeben, war

Mitglied der Societät der Wissenschaften und stiftete 1761 das historische Institut, dessen Direktor er seit 1767 war.

194. Die Reibungen, welche auf diesen Gebieten des Wissens entstanden, trugen viel dazu bei, eine Wiedergeburt unserer Nationalliteratur hervorzurufen; ein vollständiger Umschwung wäre aber wohl nicht eingetreten ohne Friedrich II., der die Aufklärung mächtig förderte, das Fürstenthum mit dem Volksthum zu vereinigen suchte und der Gründer einer wieder mehr volksthümlichen Politik war. Indem er die Sclaverei des Geistes brach, selbst wieder eine bedeutende Persönlichkeit war und der siebenjährige Krieg mit seinen rasch auf einander folgenden Ereignissen die Geister in Bewegung setzte und das nationale Gefühl anregte, hat er unserer Literatur unendlich genützt, obschon er selbst das Wesen derselben gänzlich verkannte und von der deutschen Poesie nichts erwartete, wozu freilich auch Canitz und Gellert keine Berechtigung geben konnten. Mag er daher auch im Einzelnen unnational gehandelt und mit despotischer Gewalt in die Gerechtigkeit eingegriffen haben, so ist es doch Wahrheit, daß ohne Friedrich II. kein Lessing möglich war und ohne diesen sich die deutsche Literatur nicht so rasch und kräftig aufgeschwungen hätte. Neben diesem wirkte auch Jean Jacques Rousseau bedeutend, indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Civilisation die Menschheit verdorben habe und das unmittelbare Naturleben ihr idealer Zustand sei, worauf die Gesetze und Institutionen zurückgehen müssen, wenn der Welt wieder aufgeholfen werden soll. Durch seine neue Heloise und den Emil, wovon besonders die erstere eine Lieblingslectüre des gebildeten Publikums wurde, durchdrangen diese Ideen bald alle Schichten der Gesellschaft und unterstützten die Bestrebungen der Aufklärer. Nicht minder wirkte aber auch der durch Wieland's Uebersetzung dem deutschen Volke bekannt gewordene Shakespeare, bei welchem die reine Stimme der Natur, ächt menschliche Gefühle und Gesinnungen, die Sinnlichkeit in ihrem unverfälschten Tone, die Vernunft in ihrer wahren Sprache redeten, die Sünde nicht in der Maske der Tugend und die Tugend nicht in dem Heuchlergewande der Demuth erschien, sondern sich jedes in seiner eigenen, wahren und ächten Gestalt zeigte. Besonders wurde der Einfluß Shakespeare's bedeutend, als Lessing darauf hinwies, worin der wahre Kern seiner Poesie bestand und womit er mit dem deutschen Geiste verwandt war, und als er zeigte, in welcher Hinsicht die deutsche Literatur diesen nachahmen könne und müsse.

Einen ebenso großen und vielleicht noch mächtigeren Einfluß auf unsere Literatur übte aber das uns in dieser Zeit gewordene tiefere Verständniß des antiken Lebens, besonders des griechischen Geistes und griechischer Kunst, und hier hat Winkelmann ein Verdienst sich erworben, das von unberechenbaren Folgen nicht nur für Deutschland, sondern für das ganze gebildete Europa wurde, denn hier zeigte sich die Versöhnung der Natur und des Geistes in überzeugender Wahrheit und in den herrlichsten Gestalten. In Armuth geboren und aufge-

wachsen, wurde die griechische Kunst seine Sehnsucht und sein Verlangen, ihr zu Liebe ertrug er alle Entbehrung, opferte er, was ihm das Schönste und Heiligste war, um zu dem Resultate seiner reichen antiquarischen Studien auch noch die künstlerische Anschauung zu gesellen, und fand endlich in Italien, was er suchte und erstrebte, obwohl auch seinem Blicke klar wurde, daß zu der Höhe des Alterthums unser Auge und unsere Zeit sich nicht mehr völlig erheben kann. Mit dem Geiste der platonischen Philosophie vertraut, drang er in die Tiefe der antiken Kunst ein und erklärte mit genialer Anschaulichkeit den Sinn und die Gestalt der alten Meisterwerke, wobei man ihm nicht verargen darf, daß er auch hier und da sich von seiner Begeisterung fortreißen ließ und auf Abwege gerieth. In seiner Kunstgeschichte, welche man eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten nennen könnte, zeigt er uns die Entwicklung der griechischen Kunstidee nach ihren verschiedenen Epochen und Stilformen, zeichnet er die einzelnen Werke nach ihrer wahren Physiognomie und läßt sie gleichsam wie aus des Künstlers Händen vor unseren Blicken sich wieder neu gestalten, wodurch wir auf einmal befreit wurden von unseren falschen Ansichten vom Alterthume und der trockenen Schulgelehrsamkeit, die über der Erklärung des Realen vom Geiste gar keine Notiz genommen hatte. Dazu schrieb Winkelmann seine Geschichte der Kunst in deutscher Sprache, voll Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit und schuf sich einen Stil, der wie ein Kunstwerk der Alten erscheint und worin jeder Gedanke in allen Theilen gebildet hervortritt und edel, einfach, erhaben und vollendet darsteht. Erst durch Winkelmann's Vorgang konnte Lessing neues Licht verbreiten und die reinen ästhetisch-idealen Principien auch auf die poetischen Produktionen anwenden, erst durch ihn Göthe zu seiner wahren poetischen Ausbildung gelangen.

Johann Joachim Winkelmann ist am 9. December 1717 als der Sohn eines armen Schuhmachers zu Stendal geboren, besuchte die Schule daselbst und zu Salzwedel, dann das kölnische Gymnasium zu Berlin und hierauf 1738 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit alten Sprachen vertauschte. Im Jahre 1741 war er in Osterburg Hauslehrer, lernte dann unter fortwährenden Nahrungssorgen zu Jena Italienisch und Englisch, sammelte bei Adeligen, Beamten und Pfarrern milde Beiträge ein, um in Hamburg die besten Ausgaben der alten Klassiker in der Fabricius'schen Bücherversteigerung erwerben zu können, und nahm 1743 die Conrektorstelle an der Schule zu Seehausen an. Die drückendsten Amtsgeschäfte und Sorgen konnten ihm seine Begeisterung für das Alterthum nicht nehmen und endlich nahm ihn der Graf von Bünau zu sich nach Nöthenitz bei Dresden, um ihm bei seinen geschichtlichen Arbeiten zu helfen. In Dresden hatte nun Winkelmann Gelegenheit, die reichen Kunstschätze zu betrachten und tüchtige Maler und Kunstkenner kennen zu lernen, so daß sich sein Wunsch, Italien selbst zu sehen, zu unauslöschlicher Sehnsucht steigerte. Allein es fehlten ihm dazu die Mittel und nach manchen Bedenklichkeiten entschloß er sich endlich im Jahre 1754, den Vorschlag des päpstlichen Nuntius Archinto anzunehmen, der ihm eine Stelle an der vatikanischen Bibliothek versprach, wenn er katholisch werden wolle. Nachdem er die Schrift: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke (1755) herausgegeben, ging er nach Rom, wo er durch die Bekanntschaft mit dem Kardinal Albani und dem

berühmten Maler Raphael Mengs die gewünschte Unterstützung bekam, die Kunstschätze des Alterthums aufsuchte und verstehen lernte und es ihm endlich gelang, den Geist der alten Kunst und ihrer Werke so klar in ihrer ursprünglichen Reinheit und Schönheit zu schauen wie kein Anderer. Er schrieb nun 1761 über die Baukunst der Alten, im nächsten Jahre über die herkulanischen Entdeckungen und wurde 1763 Oberaufseher über die Alterthümer in und um Rom, sowie Scrittore am Vatican. Hier arbeitete er nun sein Meisterwerk „die Geschichte der Kunst" aus, welches seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitete und Winkelmann beschloß von nun an für immer in Italien zu bleiben, nachdem er noch einmal seine Freunde und seine Heimath besucht. Zu diesem Ende begann er 1768 seine Reise nach Deutschland; doch schon in Tyrol änderte sich seine heitere Stimmung, die gothische Bauart und das düstere kalte Klima machte ihn schwermüthig und als er nach Regensburg kam, konnte er es in Deutschland nicht mehr aushalten und trat er die Rückreise über Wien an, wo er von Maria Theresia und dem Fürsten Kaunitz sehr wohlwollend aufgenommen wurde. Schon war er wieder in Triest und sah er wieder italienischen Himmel über sich, als er mit einem Fremden Namens Arcangeli bekannt wurde, der sich für einen Kunstfreund ausgab und Winkelmann, als dieser ihm seine Goldmünzen zeigen wollte, am 8. Juni 1768 ermordete. Winkelmann's Werke wurden zu Dresden 1808 bis 1820 in 8 Bänden von Fernow, Meyer und Schulze herausgegeben und später auch nebst den Kunstbeilagen von Eiselein zu Donauöschingen nachgedruckt.

195. Nachdem für die Literatur durchaus neue Richtungen und Grundsätze gewonnen waren, galt es, sie auch in das Leben einzuführen und durch die Kritik bei den einzelnen Werken geltend zu machen. Zu diesem Behufe wurden neue periodische Zeitschriften nothwendig, welche den alten Schlendrian verließen, einen ganz andern Ton anschlugen und die Kritik auf wissenschaftliche Grundsätze basirten. Auch hier ging der neue Journalismus von Berlin aus, wo schon Ramler die wissenschaftliche Kritik eröffnet hatte. Hier ist zuerst Christian Friedrich Nicolai wichtig, der freimüthig und gebildet als Buchhändler es verstand, seine literarischen Grundsätze zur Verbreitung zu bringen und sein ganzes Leben hindurch eifrig für Aufklärung bestrebt war und sich dadurch große Verdienste erwarb, wenn er sich auch später auf Abwege fortreißen ließ. Schon im Jahre 1755 hatte er in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland sich für die ästhetische Freiheit gegenüber von Gottsched und den Zürichern erklärt und dadurch die scharfsinnigen Denker Lessing und Mendelssohn zu Freunden erworben, da diese demselben Ziele zusteuerten. Anfangs gründete er im Jahre 1757 mit Mendelssohn und Weiße die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, woran auch Lessing öfters mit arbeitete; aber hierin herrschte noch zu sehr die Tendenz und Haltung der früheren Zeit, als daß Letzterer Großes davon hoffte, denn er war der Ueberzeugung, daß man dafür vollständig mit der Vergangenheit brechen müsse. Darum gaben Lessing, Nicolai, Mendelssohn und Abbt vom Jahre 1759 an die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus, welche es sich zur Hauptaufgabe machten, alles Veraltete, Mittelmäßige und Geistlose mit größter Entschiedenheit zu bekämpfen, ohne irgend welche persönliche Rücksicht zu nehmen. Hiermit begann die freie, selbstständige ästhetische Kritik, der Anfang des guten

Geschmacks und der Erfolg der Zeitschrift war ungeheuer. Diese Richtung konnte aber nur so lange eingehalten werden, bis der gesetzte Zweck erreicht war, und Lessing sah zu gut ein, daß der hier angeschlagene Ton nach dieser Zeit zur Ausschließlichkeit führe und dann schade. Deßhalb zog er sich im Jahre 1765 zurück und Nicolai gab von da an mit Mendelssohn die allgemeine deutsche Bibliothek heraus, welche den Gesichtskreis erweiterte, die gesammte Literatur umfaßte, aber das rationalistisch-pragmatische Princip zu ausschließlich festhielt und dadurch mit dem frischen jungen Leben der späteren genialen Zeit in Opposition gerieth und sich lächerlich machte. Dessen ungeachtet sind die Verdienste Nicolai's nicht zu verkennen, der die Sache der Aufklärung mächtig förderte und die subjective Freiheit des Geistes zum Grundartikel seines Glaubens machte. Er war der Mittelpunkt und Repräsentant der Aufklärung, welche von Berlin ausging; er verbreitete die französische abstrakte Verstandesphilosophie und sein Irrthum war bloß der, daß er noch daran festhielt, als die Zeit sie schon überholt hatte. Diese Zähigkeit, die ihn einem Lessing entfremdete, führte ihn freilich zur Einseitigkeit und Verfolgungssucht, aber er hat doch auch das Pfaffenthum und die Geistesverdunkelung mit Erfolg bekämpft, dem Aberglauben des Mysticismus gesteuert und dadurch seine Mission erfüllt. Seine literarischen Arbeiten konnten sich jedoch bei so nüchterner Anschauungsweise und allem Mangel an Poesie nicht zu irgend einer Wichtigkeit erheben, wenn sie auch damals viel von sich sprechen machten. Dahin gehört sein Volksliederalmanach, den er der Begeisterung Herder's für das Volkslied entgegensetzte; die Geschichte eines dicken Mannes, worin er den Eigendünkel der genialen Jugend geißelte und die gerade vorliegende Schul- und Erziehungsfrage besprach; das Leben und die Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen, welches Buch er der Kantischen Philosophie entgegensetzte; sein wirklich lächerlicher Anti-Werther und endlich sein Sebaldus Nothanker. Hierin hat er mit individueller Lebendigkeit und oft sogar gemüthlich das anmaßende Treiben der herrschsüchtigen Geistlichen und die weiche, zerfließende Sentimentalität geschildert, ohne dem Werke ästhetischen Werth geben zu können, und auch seine Reise durch Deutschland und die Schweiz deckt offen das Treiben des Pfaffenthums und die Umtriebe des Mysticismus auf, wodurch er nützlich wirkte, aber nur hat er darin oft zu grell gesehen, zu viel Schlimmes gesucht und sich überhaupt in zu Vieles gemischt, über zu viele Dinge abgesprochen, die außer seiner Sphäre lagen und wozu seine philisterhafte Verstandesansicht nicht ausreichte, so daß er, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil die starken Schläge verdiente, welche ihm seine Zeit, besonders aber Göthe und Schiller in den Xenien versetzten.

Christoph Friedrich Nicolai ist am 18. März 1733 zu Berlin geboren, lernte 1749 zu Frankfurt a. d. O. den Buchhandel, studirte aber Mathematik, Geschichte und Philosophie daneben und schrieb 1756 seine Briefe über den jetzigen Zustand der schönen

Wissenschaften (Berlin 1756), die ihn mit Lessing und Mendelssohn befreundeten. 1757—1759 gab er in vier Bänden die Bibliothek der schönen Wissenschaften heraus, 1759—65 im Verein mit seinen Freunden die Briefe, die neueste Literatur betreffend, 2 Bände, und 1765 die allgemeine deutsche Bibliothek, die er bis zum 107. Bande 1792 leitete. Anfangs war dieselbe von großer Wirksamkeit, als aber der Ton immer herber und schonungsloser wurde und viele Streitigkeiten ihr das Ansehen raubten, verlor sie an Gehalt und Gewicht und schadete nur Nicolai. Dieser war auch sonst als Schriftsteller thätig; er schrieb eine topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam (Berlin 1763, III. Auflage 1786, 3 Bde.); charakteristische Anekdoten von Friedrich II. (Berlin (1788—92, 6 Hefte); Freimüthige Anmerkungen oder des Ritters v. Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen (Berlin 1791—92, 2 Bde.); Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker (mit Kupfern von Chodowiecki, in 4 Auflagen, Berlin 1799); Geschichte eines dicken Mannes (Berlin 1794, 2 Bde., mit Kupfern von Meil); Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz (1781, 3. Aufl. 1788—89, 12 Bände). Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's, eines deutschen Philosophen (1798); Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr Volkslieder (1777 und 1778), worin er einige willkommene Lieder mittheilte, obschon er das Buch blos als Spott auf Herder's Volkslieder schrieb; Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer (1782); Bemerkungen über die Geschichte der falschen Haare und Perücken (1801). Seine Selbstbiographie ist von Löwe herausgegeben. Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß, herausgegeben von Göckingk, erschien Berlin 1820.

196. Neben Nicolai und zum Theil in gleicher Richtung wirkte der schon genannte Moses Mendelssohn, der sich seine höhere Bildung unter schwerem Druck der äußeren Verhältnisse selbst verschaffte und sowohl durch seinen Geist als seine Kenntnisse in der Mathematik, Philosophie und Literatur die Freundschaft Lessing's und Nicolai's gewann. In der mit Lessing gemeinschaftlich verfaßten Schrift „Pope ein Metaphysiker" bewies er die Nichtigkeit dieses angeblichen Dichtergenies und Philosophen und die Seichtigkeit der deutschen Schulsystematiker und verfocht auch später immer die Sache der Aufklärung und Denkfreiheit. Doch war er zu schüchtern, ohne Energie und Entschiedenheit, um so eingreifend zu wirken wie Lessing, und wenn er auch mit seinem Verstande das Richtige leicht und sicher herausfand, so fehlte ihm wieder der originelle Geist und das Verständniß der Idee, so daß er bei dem pragmatischen Rationalismus stehen blieb und sich eine Art eklektischer Philosophie bildete, wie er sie für seine Zwecke passend erachtete. Ueberhaupt konnte er es auch in seinen philosophischen Ansichten zu keiner Entscheidung bringen und es fehlte ihm sowohl an Schärfe der Dialektik, als auch an vernünftiger Idealität, so daß höchstens sein halb ironischer Vortrag und sein Zurückgehen auf praktische Lebensweisheit dazu Veranlassung gab, daß man ihn mit Sokrates verglich, der doch überall das Unendliche im Auge hatte, während Mendelssohn nur eine Dialektik des Endlichen besaß und nirgends mit wahrhafter Tiefe und Gründlichkeit untersuchte. Einen großen Theil seines Rufs verdankte er seinen Briefen über die Empfindungen, seinem Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele, und den Morgenstunden, worin er das Dasein Gottes beweisen

wollte. Diese Schriften werden auch heut zu Tage noch mehr gelobt als gekannt und die Kritik muß auch hier geltend machen, daß sich dabei der gesunde Menschenverstand an Fragen gemacht hat, die er nicht bewältigen konnte. Sein Jerusalem ist in ähnlichem Sinne geschrieben und bespricht die Emancipation der Juden, wobei auch treffende Bemerkungen über Staat, Menschenrechte und religiöse Autorität gemacht werden. Endlich ist seiner Schrift an die Freunde Lessing's zu gedenken, worin er seinen Freund gegen den Verdacht des Spinozismus vertheidigte, aber damit auch die Auflösung seines schwächlichen Körpers beschleunigte. Jedenfalls verdient Mendelssohn eine rühmliche Stelle in der Literatur und hat seine Nachfolger gelehrt, dunkle und schwere Spekulationen der Metaphysiker deutlich und verständlich der gebildeten Welt vorzutragen.

Mit Mendelssohn und Nicolai verbündet in den Bestrebungen zur Verbreitung der Aufklärung und ein Theilnehmer an den Berliner Zeitschriften war auch Thomas Abbt aus Ulm, der in seinen Schriften mehr populär als wissenschaftlich war und in dieser Hinsicht der früheren Zeit etwas näher stand. Er war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers und des gemeinen Mannes und seine hervorragendsten Schriften: vom Verdienste und vom Tode für's Vaterland sind lebendig und in eigenthümlicher Sprache geschrieben, wobei letztere Schrift noch dadurch bemerkenswerth ist, daß sie aus der Begeisterung des siebenjährigen Kriegs hervorging. Abbt war besonders auch gegen den Pastor Goeze aufgetreten, den später Lessing so erfolgreich bekämpfte. Hinsichtlich seiner Darstellung sucht er zu sehr die kräftige Kürze und Gedrungenheit eines Tacitus und Sallust nachzuahmen, um originell zu erscheinen, und wurde dadurch oft zu gezwungen. Uebrigens endete mit diesen Männern der Berliner Rationalismus noch nicht, sondern er setzte sich in der Berliner Monatsschrift von Biester und Gedicke noch lange fort und erhielt sich bis zu Ende des Jahrhunderts, bis die scharfsinnigeren deutschen Denker die französische Philosophie vollends aus dem Felde schlugen.

Moses Mendelssohn ist am 12. September 1729 zu Dessau von jüdischen Eltern geboren, wo sein Vater Lehrer und Zehngebotschreiber war, erhielt von diesem Unterricht in hebräischer Sprache und dem Talmud und studirte des Maimonides Werk, More Nebochum (Führer der Irrenden) so eifrig, daß er dadurch einen gekrümmten Rücken und eine schwache Gesundheit bekam. Dieses Buch weckte seine Denkkraft und als er 1742 nach Berlin ging, suchte er mit den besten Denkern seines Volks bekannt zu werden, wo ihn der verfolgte Mathematiker Israel Moses mit Euklid's Elementen bekannt machte und Andere ihn zum Studium alter und neuer Sprachen ermunterten. Er ward nun Hauslehrer bei einem reichen Seidenfabrikanten, dann Aufseher, Faktor und zuletzt Theilnehmer des Geschäfts. Er lernte 1754 Lessing kennen, schrieb seine Briefe über die Empfindungen, arbeitete an der allgemeinen deutschen Bibliothek, schrieb dann seine übrigen Schriften, meistens in dialogischer Form, und starb 1786. Seine Schriften wurden in mehrere Sprachen übersetzt und sind neuerdings zu Leipzig 1843—45 in 7 Bänden und 1838 zu Wien in 1 Band erschienen. — Thomas Abbt ist im Jahre 1738 zu Ulm geboren, ging nach Beendigung seiner Studien in andere Länder, wurde zu Bückeburg schaumburg-lippe'scher Hofrath und starb daselbst im Jahre 1766. Er hat nicht nur die

erwähnten Schriften, sondern auch einige Satiren geschrieben und eine Sammlung seiner vermischten Werke, sechs Theile umfassend, erschien nach seinem Tode, 1771—81 zu Berlin.

197. Bevor wir auf Lessing selbst übergehen, müssen wir noch das Drama vor ihm betrachten, weil dies die einzige Dichtungsart war, in welcher unsere neuere Dichtung ihr Ziel erreichen konnte und wodurch vorzüglich Lessing den großartigen Umschwung herbeiführte. Zu Gottsched's Zeiten lag die dramatische Dichtung im größten Verfalle und eine Besserung derselben ließ sich weder von den Höfen noch auch von den Schauspielern selbst erwarten. Darum ist Gottsched's Verdienst kein geringes, daß er mit Hülfe der französischen Stücke die deutsche Bühne wieder zu Ansehen zu bringen suchte, den Hanswurst von der Bühne verbannte und die Oper bestritt, welche ohnehin nach und nach einging. Hierbei war ihm die Schauspielerin Neuber, welche 1780 nach Leipzig kam, von großem Nutzen, da sie nicht nur einen besseren Begriff von Versen und tragischem Spiele besaß, sondern es auch verstand, tüchtige Schauspieler auszuwählen, so daß ihre Truppe als die erste Deutschlands galt und ihr Beispiel überall leicht Nachahmung fand. Sie führte zuerst französische Stücke auf, Gottsched sorgte für zahlreiche Uebersetzungen derselben, schrieb seinen Cato, ermunterte Freunde und Schüler zu Originalproduktionen und brachte so die Bühne wieder auf einen anständigen Weg, so daß sie bei den Gebildeten wieder Eingang fand und zu Ansehen kam. Durch das längere Verbleiben dieser Truppe in Leipzig konnte dabei auch auf die Ausbildung des Geschmacks bei dem Publikum gewirkt werden und da hier kein Hof seinen Einfluß geltend machen konnte, so entging man der Gefahr, daß durch höhere Einwirkung die Bühne wieder auf Abwege geführt wurde. Bis zum Jahre 1750 lieferte Leipzig allein Alles, was für die Bühne Bedeutung hatte, und gerade in dieser Dichtungsart blieb Gottsched's Ansehen am längsten in Geltung, wobei freilich Alles, was vor Lessing geschrieben wurde, keinen großen Fortschritt beurkundete. Zuerst wirkten für das Drama die Gebrüder Schlegel, von denen der jüngere, Johann Heinrich Schlegel, zwar nur englische Stücke übersetzte, aber dadurch auf den englischen Geschmack hinüberleitete und statt des langweiligen Alexandriners den fünffüßigen Jambus einführte, den später auch Lessing gebrauchte und der fortan zum Vortheile des Drama's allgemein in Aufnahme kam und blieb. Der ältere Bruder Johann Elias Schlegel war dagegen sehr produktiv und wurde in seiner schon auf der Schule begonnenen dramatischen Schriftstellerei von Gottsched sehr aufgemuntert. Sein erstes Stück war Dido und daneben entstanden seine Trojanerinnen und Orestes und Pylades, auch schrieb er schon 1742 seinen epischen Versuch, Heinrich der Löwe. Das Glück begünstigte ihn, er gewann in Kopenhagen Holberg für sich und hier schrieb er dann auch Stücke mit vaterländischem Inhalt, wie seinen Hermann und Kanut; diese sind viel besser als die Gottsched'schen und folgerichtig angelegt, aber bei aller Vaterlandsliebe ist darin wenig Deutsches und Eigenthüm-

liches zu finden und ſie leiden nur zu oft an Mangel der Handlung und Ueberfluß der Rede, ſo daß ihnen eigentlicher poetiſcher Werth nicht zugeſtanden werden kann. Obſchon ſeine Luſtſpiele lebhafter ſind, ſo leiden auch dieſe nur zu oft an Langweiligkeit, was freilich auch daher kommen mag, daß er das, was er in der erſten Begeiſterung ſchrieb, nachher wieder mit zu viel Fleiß und Anſtrengung umarbeitete. Zu der Leipziger Schule gehörte auch Karl Franz Romanus, welcher Komödien ſchrieb und darunter die beliebte Farce Krispin der Vater. Allein auch dieſer iſt zu wenig ſelbſtſtändig und hat das Meiſte bei ſeinen Stücken entlehnt. In Folge einer Preisaufgabe, welche Nicolai ſtellte, thaten ſich zwei junge Talente im Schauſpiele hervor, nämlich: Joachim Wilhelm Freiherr v. Brawe, der ſchon früher den Brutus, ein heroiſches Trauerſpiel in fünffüßigen Jamben voll Kraft und Kühnheit ſchrieb, und Joh. Friedrich Freiherr v. Cronegk. Der Erſtere lieferte ſeinen Freigeiſt, ein bürgerliches Trauerſpiel in Proſa, welches ſchon einen Fortſchritt bezeichnete und ſelbſt von Leſſing des Druckes für würdig gehalten wurde, Cronegk aber ſeinen Codrus, der noch ganz zu den Nachahmungen der Franzoſen gerechnet werden kann, obgleich er lange als ein unübertreffliches Originalſtück galt. Hätte Cronegk länger gelebt, ſo würde er wohl noch Beſſeres geleiſtet haben, aber er ſtarb ſchon in ſeinem 27. Jahre. Außer dieſem ſchrieb er noch zwei unvollkommene jugendliche Verſuche, die Luſtſpiele: der Mißvergnügte und der Mißtrauiſche, ſowie das größere Gedicht: Einſamkeiten, in fünf Geſängen.

Johann Heinrich Schlegel iſt 1724 zu Meißen geboren, ſtudirte 1741 zu Leipzig Jurisprudenz, beſchäftigte ſich beſonders mit der ſchönen Literatur, wurde Secretär der däniſchen Kanzlei in Kopenhagen und ſtarb daſelbſt 1780 als Profeſſor der Geſchichte, königlicher Hiſtoriograph und Juſtizrath. Er überſetzte mehrere Schauſpiele von Thomſon und anderen engliſchen Dramatikern und ſchrieb eine Geſchichte der däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Stamme, Kopenhagen und Leipzig 1777, 2 Bde. in Fol. — Johann Elias Schlegel iſt am 28. Januar 1718 zu Meißen geboren, machte ſchon in ſeinem zwölften Jahre Verſe, beſuchte die Schule zu Schulpforte, las mit Eifer den Sophokles und Euripides und verfertigte ſchon hier ſein Trauerſpiel: Die Trojanerinnen. Als er 1739 zu Leipzig Jurisprudenz ſtudirte, wurde er mit Gottſched und den dortigen jungen Dichtern bekannt und wurde von Erſterem in ſeinen dramatiſchen Arbeiten ermuntert, ſo daß er auch ſeine Stücke in Leipzig aufführen ließ. 1743 kam er als Privatſecretär nach Kopenhagen, wo er 1745—46 die Wochenſchrift „Der Fremde" herausgab und däniſche Geſchichte, Sprache und Verhältniſſe darin beſprach, erhielt 1748 die Stelle als außerordentlicher Profeſſor an der Ritterakademie zu Soroe, hatte aber mit Nahrungsſorgen zu kämpfen und ſtarb ſchon 1749. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu Kopenhagen und Leipzig 1761—1770 in fünf Bänden. Seine einzelnen Stücke ſind: Die Tragödien: Hermann, Dido, Kanut, die Trojanerinnen, des Sophokles Elektra und Oreſt und Pylades; und die Luſtſpiele: der geſchäftige Müßiggänger, der Geheimnißvolle, die ſtumme Schönheit, die lange Weile und Triumph der guten Frau. — Karl Franz Romanus iſt 1731 zu Leipzig geboren, wurde wirklicher geheimer Kriegsrath in Dresden und ſtarb 1787. Seine Komödien erſchienen 1767 zu Dresden und ſpäter ſchrieb er noch die Luſtſpiele: der Verläumder und der Unſchlüſſige, welche daſelbſt 1778 erſchienen. — Joachim Wilhelm Freiherr v. Brawe wurde 1738 zu Weißenfels geboren, beſuchte Schulpforte

und dann die Universität Leipzig, bewarb sich 1756 um den von Nicolai ausgesetzten Preis mit seinem Freigeist, schrieb, ehe noch das Urtheil darüber gefällt wurde, den Brutus und starb 1758 an den Blattern. Lessing gab 1768 zu Berlin seine beiden Stücke heraus. — Johann Friedrich Freiherr v. Cronegk ist am 2. September 1731 als der Sohn des Generalfeldmarschall-Lieutenants des fränkischen Kreises geboren, studirte 1749 in Halle und im nächsten Jahre in Leipzig, wurde mit Gellert, Rabener, Kästner und Weiße bekannt und schrieb eine Satire auf Schönaich's poetische Krönung, sowie eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die Gottschedianer. 1752 wurde er in seiner Heimath Hof- und Justizrath, machte eine Reise nach Italien und Frankreich, schrieb seinen Codrus und starb am 31. Dezember 1758. Seine hinterlassenen Schriften wurden zu Leipzig und Ansbach 1760 in 2 Bänden von Uz herausgegeben und erlebten im Jahre 1771 die dritte Auflage.

198. Von bedeutenderem Einflusse auf die Bühne als die Vorhergehenden war Christian Felix Weiße, auf den schon Lessing einwirkte und der zwar noch im Ganzen den Gottsched'schen Stil festhielt, aber dennoch zum englischen Geschmack hinüberleitete. Er versuchte sich zuerst in Lustspielen, wo seine Matrone von Ephesus und sein Leichtgläubiger die ersten Stücke waren, und schrieb 1752 das nach einem alten englischen Stücke verfaßte Lustspiel: die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los, welches lange allgemein beliebt war und wovon wenigstens ein Lied sich noch bis jetzt im Volke erhalten hat. Dieses Stück wurde auch Veranlassung an Gottsched's völliger Vernichtung, denn dieser war nicht damit zufrieden, dies Lustspiel in seinem neuen Büchersaal auf alle mögliche Weise herunterzusetzen, sondern er bestürmte auch den Intendanten der Hofvergnügungen in Dresden, die Aufführung desselben zu verbieten und zwar in einem schlecht französisch geschriebenen Briefe, der nachher verbreitet wurde und Gottsched zur Anstellung einer Klage veranlaßte, welche Händel Rost in seinem Vorspiel auf die Bühne brachte, wodurch Gottsched's Ansehen der letzte Todesstoß gegeben wurde. Später schrieb Weiße den lustigen Schuster und die Poeten nach der Mode, worin er die Anhänger Klopstock's lächerlich machte. Diese Stücke führten eine geläufigere, biegsamere und für das Lustspiel passendere Sprache auf dem Theater ein und machten überhaupt auf die mittleren Kreise der Gesellschaft nicht unbedeutende Wirkung; aber wie Weiße vom Alexandriner nicht lassen konnte, weil ihm dabei sogar die Schauspieler opponirten, so vermochte er es auch nicht sich ganz vom französischen Geschmacke frei zu machen. In der Absicht, zum englischen Geschmack überzugehen, schrieb Weiße die Trauerspiele Eduard III. und Richard III., welche jedoch ganz die phrasenhafte und gespreizte Manier der französischen Stücke noch beibehielten und das grellste und letzte Beispiel dieser Verirrungen darstellten, welche von der Bühne zu verbannen Lessing's Hauptbestreben war. Später schrieb er das bürgerliche Trauerspiel Romeo und Julia, wofür er nicht Shakespeare, sondern die Novelle im Bandello benützte, leider aber zu seinem Nachtheil; ferner den Jean Calas voll Rührungen, Ausrufungen und lästiger Uebertreibungen. Zwischen diese Stücke fielen aber noch zahlreiche andere, die damals häufig

gegeben wurden, wie Muſtapha und Zeangir, Roſemunde, Kriſpus, die Befreiung von Theben und Atreus und Thyeſt; verſchiedene Luſtſpiele, die Operetten: Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande, der Dorfbalbier, die Jagd, der Erntekranz, die Jubelhochzeit und der Krieg, und die ernſthaften Schauſpiele Armuth und Tugend, Johann Hennuyer und Albert I. Namentlich mit ſeinen Operetten hat Weiße den Geſchmack wieder ſehr verdorben. Uebrigens hat er, da er ungemein leicht und ſchnell arbeitete, auch noch in der Lyrik ſich verſucht und ſcherzhafte Lieder, Amazonenlieder, Kinder- und Ammenlieder geſchrieben, alle in der trockenen verſtandesmäßigen Weiſe eines Gottſched's und ſeiner Zeit, die fern von aller Poeſie und ſo breit und dürr ſind, daß man ſich wundern müßte, wie ſie damals ſo beliebt und ſogar berühmt wurden und jetzt noch gekannt ſind, wenn man nicht wüßte, daß die große Maſſe überhaupt mehr Vergnügen an ſolchen ordinären Produkten hat, als an wahren Gedichten, welche den Geiſt mehr in Anſpruch nehmen. Auch einen Kinderfreund ſchrieb Weiße, wie er ſich überhaupt mit Kinderſchriftſtellerei viel abgab und hier hat er ſich ebenfalls einiges Verdienſt erworben, wenn auch ſein Kinderfreund noch ganz in die ſchulmeiſterlich pedantiſche Zierlichkeit der Leipziger Magiſter gekleidet iſt.

Chriſtian Felix Weiße wurde 1726 zu Annaberg geboren, wo ſein Vater Rector der Stadtſchule war, beſuchte das Gymnaſium zu Altenburg, ſtudirte 1745 zu Leipzig Philologie, wurde mit Klopſtock, Cramer und Leſſing bekannt, erhielt 1750 eine Hofmeiſterſtelle beim Grafen von Geiersberg, mit dem er noch einige Jahre daſelbſt blieb, arbeitete viel für das Theater und für Journale, gab 1758 ſeine ſcherzhaften Lieder heraus und ging 1760 mit ſeinem Zöglinge nach Paris. Im nächſten Jahre kehrte er nach Leipzig zurück, beſchäftigte ſich mit der Herausgabe der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, ließ ſeine Amazonenlieder drucken, welche großen Beifall erhielten, wurde 1762 Kreisſteuereinnehmer und ſtarb 1791 in Leipzig. In den letzten Jahren gab er ſich viel mit Kinderſchriftſtellerei ab und ſein Kinderfreund wurde in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet. Seine Trauerſpiele ſammelte er 1776 in vier Theilen, wozu bei der neuen Ausgabe von 1783 noch ein fünfter Theil kam. Seine Luſtſpiele erſchienen in letzterem Jahre in drei Bänden; ſeine komiſchen Opern 1768—71 in drei Bänden; ſeine übrigen Arbeiten ſind einzeln gedruckt.

199. Nachdem auf ſolche Weiſe immer mehr das Bedürfniß nach einer vollſtändigen Umgeſtaltung unſerer Literatur ſich gezeigt hatte und auch angebahnt war, ohne daß Jemand den rechten Weg zu finden wußte, da erſchien Gottfried Ephräim Leſſing, der mit ſeinem ſcharfen Verſtande die Mängel durchſchaute und kühn und rückſichtslos das Alte über den Haufen warf und der deutſchen Muſe den Weg vorzeichnete, den ſie nehmen mußte, wenn ſie gedeihen und zur Blüthe kommen wollte; und in dieſer Hinſicht ſteht er ſo einzig und unerreichbar da, wie kein Anderer, und was Luther für die kirchliche Reformation geleiſtet hat, das hat Leſſing für die nationalliterariſche Reformation gethan. Ausgerüſtet mit großer Lebhaftigkeit des Geiſtes und eben ſo großer Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt, kam er gerade zu der Zeit nach Leipzig, wo

die literariſche Regſamkeit in ihrem höchſten Stadium begriffen war und allſeitige Oppoſition gegen die veraltete Richtung gemacht wurde, und es war ihm von großer Wichtigkeit, daß er daſelbſt mit dem Neuber'ſchen Theater in nähere Berührung kam, weil gerade vom Drama aus die neue Umgeſtaltung beginnen ſollte. Hier machte er ſich mit vielen Wiſſenſchaften bekannt, lernte alle Richtungen und alle Beſtrebungen kennen und erwarb ſich dadurch jenen tieferen Blick und die ſchärfere Einſicht in alle Gebiete des Wiſſens, die ihm in ſeinen ſpäteren Kämpfen jene gefürchtete Ueberlegenheit verſchaffte. Auch ſpäter war Leſſing's Geiſt immer raſtlos: wo das literariſche Leben am friſcheſten blühte, da zog er hin, wo neue Fragen ſich ſtellten, machte er ſich an die Löſung, nichts blieb von ihm unbeachtet und durch ſein ganzes Leben ging der einzige Grundſatz, die Wahrheit ihrer ſelbſt wegen zu ſuchen, wo ſie nur zu finden war. Er erkannte zuerſt, daß es hauptſächlich darauf ankomme, die alte Verworrenheit zu beendigen und neue Grundſätze aufzuſtellen, und wie er die Zeit verſtand, ſo ſuchte er ihr auch zu genügen und zwar weniger durch eigene Produktionen, als durch die Schärfe ſeines philoſophiſch-kritiſchen Geiſtes, womit er den Schutt aus dem Wege räumte und neue Ströme des Lebens eröffnete. Was Klopſtock und Wieland gefühlt und gewollt, aber nicht erreicht, das unternahm Leſſing und es gelang ihm. Für die deutſche Literatur war die äſthetiſche Selbſtſtändigkeit der Prinzipien und eine nationale Subſtanz nothwendig, um wieder aufzublühen, und Leſſing hat ihr dieſes verſchafft; er hat nicht einzelne Verhältniſſe, ſondern dieſe in ihrer großen Geſammtheit erfaßt, einen entſchiedenen Standpunkt eingenommen und von dieſem aus das Wahre vom Falſchen geſchieden und ſtrenge Gerechtigkeit, welche nicht mit allen Parteien liebäugelt, ſondern rückſichtslos verdammt oder vertheidigt, in die Kritik eingeführt. Damit gab er der alten anmaßenden Schulweisheit, der herrſchſüchtigen Orthodoxie und der literariſchen Mittelmäßigkeit den Todesſtoß, und ſelbſt in die Sprache führte er einen neuen Geiſt der Klarheit und Gründlichkeit, der Kraft und Energie ein; denn er ſtrebte darnach, daß der Gedanke ſich auch in der Form beſtimmt ausdrücke, und er ſchrieb immer ſo voll Leben und Bewegung, voll Tiefe und Eindringlichkeit, voll Farbe und Wärme, daß er auch hierin das Bild ſeiner Perſönlichkeit ausdrückte und für die geſammte Zukunft ein ſchwer zu übertreffendes Vorbild lieferte.

Leſſing machte ſich nicht ein beſonderes Fach zu ſeinem Wirkungskreiſe, ſondern er verbreitete ſich über eine ganze Reihe von Wiſſenſchaften mit Gründlichkeit, Tiefe und einer gewiſſen Genialität des Verſtandes, die ihn hoch über die nüchterne Verſtandesphiloſophie der Franzoſen erhob. Als die Grundlage jeder wahren Geiſtesbildung ſah er jene Humanität an, welche ſich im griechiſchen Alterthume ſo ſehr ausprägte, und ſo ſcharf entſchieden und rückſichtslos, ja ſo hart er manchmal in ſeinen Schriften auftrat, ſo machte ſich doch überall wieder der Zug rein menſchlicher Theilnahme geltend. Er war auch eine durch

und durch deutſche Natur und mochte er auch Fremdes aus der alten oder neuen Zeit in unſere Literatur einführen, ſo machte er es ſogleich zum vollen Eigenthume der deutſchen Nation. Leſſing ſuchte in ſeinem ganzen Leben nichts als Wahrheit; er drang darauf, ſie überall herauszufinden und ſiegreich zu begründen, denn eine mit ſeichten Gründen behauptete Wahrheit hielt er für ſchlimmer als offenbaren Irrthum. Zu einer beſtimmten abgeſchloſſenen Philoſophie mochte er ſich nicht halten, denn er ſtrebte nicht nach einzelnen Wahrheiten, ſondern nach der unendlichen Wahrheit, die ſich nirgends abſchließt, und er kannte in der Philoſophie nur das Suchen und Streben nach Wahrheit. Die freie ſubjektive Ueberzeugung galt ihm als das Höchſte und darum ſtellte er ſich auch auf die Spitze des Proteſtantismus und nahm die deutſche Literatur von ihm an bis zur Gegenwart mit Entſchiedenheit den Charakter der proteſtantiſchen an. Mit ſolcher Vielſeitigkeit des Wiſſens, ſolchem reinen Streben nach Wahrheit und der kritiſchen Schärfe ſeines Geiſtes konnte es auch Leſſing allein gelingen, ſeine Miſſion vollſtändig durchzuführen. Leſſing wollte nicht ſelbſt ſchaffen, ohne einen feſten und ſicheren Grund vor ſich zu haben. Er ſuchte und fand, wo das Schöne zu finden war, er zeigte Jedem, wo ſie auf dem rechten Wege und wo auf dem falſchen waren; er ging mit den Berlinern und mit Weiße, ſo lang ſie auf dem rechten Wege waren, und er verließ ſie, als er nichts mehr von ihnen hoffen konnte. Wer nicht im Dienſte der Wahrheit und Geiſtesfreiheit ſtand, dem trat er als Feind mit Spott und Ernſt entgegen; er ließ Niemanden ſich überheben und Alles nur in ſeiner Bedeutung gelten. Ueberhaupt war Leſſing nicht nur der ſchärfſte und entſchiedenſte und der gerechteſte Kritiker im Gebiete der Wiſſenſchaften, ſondern auch der größte Kunſtrichter, den Deutſchland je gehabt hat, deſſen Urtheile durch die Zeit vollſtändig beſtätigt ſind. Der Standpunkt, von dem er ausging, war jener des genial-literariſchen Naturrechts, aber wie er überall ein weiſes Maaß eingehalten wiſſen wollte und nur in dieſem das wahre Schöne erkannte, ſo war er auch nicht zufrieden mit den Uebertriebenheiten und Ausartungen, womit die Kraftgenialität ſpäter aller Kunſtregeln ſpotten wollte, und ihm vorzüglich iſt es zu verdanken, daß jene ſich überhebenden Geiſter wieder zu weiſer Mäßigung zurückkehrten und eine ſchönere Harmonie des Geiſtes erſtrebten. Darin endlich liegt Leſſing's größtes Verdienſt und das bezeugt ſein richtiges Verſtehen der Zeit und ihrer Bedürfniſſe am meiſten, daß er ſeine Kritik zunächſt auf das Drama richtete und von da aus in die übrigen Theile der Dichtkunſt eingriff, denn im Drama herrſchte der franzöſiſche Geſchmack am überwiegendſten vor, hier konnte er zunächſt auf den großen Dichtergenius Shakeſpeare verweiſen und im Drama finden auch Epik und Lyrik ihre gegenſeitige Vermittlung.

Gottfried Ephraim Leſſing, der Sohn eines Predigers, iſt am 22. Januar 1729 zu Camenz in der Lauſitz geboren, erhielt den erſten Unterricht bei ſeinem orthodox geſinnten Vater, dann von einem Hauslehrer und in der Schule zu Königsbrück, beſuchte

vom 12ten bis zum 18ten Jahre die Fürſtenſchule zu Meißen und bezog 1746 die Univerſität Leipzig. Anfangs konnte er ſich für kein beſtimmtes Fach erklären, er hörte bald dieſe bald jene Collegien, und außer Erneſti und Käſtner ſpottete er aller Lehrer, die ihm nicht genügten. Dagegen ſchloß er ſich an Weiße, die Gebrüder Schlegel, Zachariä und Mylius an, betrieb gymnaſtiſche Uebungen, Tanzen, Fechten, Reiten und Voltigiren und machte Gedichte. Beſonders hatte er viele Neigung für das Theater, trat mit den Schauſpielern in näheren Umgang, verſäumte keine Vorſtellungen und Proben und begann nun ſelbſt Luſtſpiele zu dichten. Das ſchon in Meißen angefangene Luſtſpiel „der junge Gelehrte", ſodann „Damon" und „die alte Jungfrau" erſchienen nun und wurden auch mit Beifall von der Neuber'ſchen Geſellſchaft aufgeführt. Damit waren jedoch ſeine Eltern nicht zufrieden und ſie riefen ihn in die Heimath zurück, wo jedoch Leſſing nicht aufhörte, anakreontiſche Lieder zu dichten. Bald kehrte er wieder nach Leipzig zurück und da ihm die Veränderungen in der Neuber'ſchen Geſellſchaft nicht mehr behagten, begab er ſich nach Berlin, wo er mit ſeinem Freunde Mylius die Zeitſchrift „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters" herausgab und ſeine Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" erſcheinen ließ. Wiederholte Vorſtellungen ſeines Vaters bewogen ihn, in Wittenberg Magiſter zu werden, wofür er ſeine geiſtvolle Würdigung von Klopſtock's Meſſiade ſchrieb, auch überſetzte er des Spaniers Huarte Schrift über die Prüfung der Köpfe und wurde 1751 von der Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften in Halle zum Ehrenmitgliede aufgenommen. Zwei Jahre ſpäter verließ er jedoch Wittenberg wieder und ging nach Berlin, wo er die Redaktion des wiſſenſchaftlichen Theils der Voſſiſchen Zeitung übernahm und mit Mendelsſohn und Nicolai bekannt wurde, auf einige Zeit ging er aber nach Potsdam, wo er ſeine Miß Sara Sampſon ſchrieb, die mit großem Beifall auf Deutſchlands Bühnen gegeben wurde, ſo daß Leſſing, um der Bühne wieder näher zu ſein, nach Leipzig zog. Hier verabredete er mit dem reichen Kaufmann Winkler eine große Reiſe, die aber durch den Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs verhindert wurde und Leſſing in einen ärgerlichen Prozeß verwickelte. Dagegen verlebte er mit dem zufällig in Dienſtgeſchäften anweſenden Kleiſt und Weiße angenehme Tage und 1757 begann er mit Mendelsſohn und Nicolai die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. Hier entſtand ſeine Emilie Galotti, die er anfangs Virginia genannt hatte, und als Kleiſt und Weiße ſich wieder entfernten, ging er nach Berlin zurück, wo er die Literaturbriefe herausgab und 1760 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften wurde. Das ruhige Leben daſelbſt gefiel ihm jedoch nicht und bald darauf ging er als Sekretär zum General Tauenzien nach Breslau, wo er ſich in den Zirkeln des höhern Militärs herumtrieb, ein eifriger Spieler wurde und der Wiſſenſchaft und Kunſt ganz abtrünnig zu ſein ſchien. Aber mitten unter dieſen Zerſtreuungen betrieb er theologiſche Unterſuchungen, machte er den Plan zu ſeiner Minna von Barnhelm und ſammelte er Materialien zu ſeinem Laokoon, welche Werke erſchienen, als er 1765 nach Berlin zurückkehrte. Daſelbſt gefiel ihm jedoch das ruhige Leben nicht und er ging 1767 als Dramaturg an das Hamburgiſche Theater. Hier ſchrieb er nun ſeine Dramaturgie und, um vom Theater nicht abhängig zu ſein, ward er Theilnehmer eines buchhändleriſchen Geſchäftes, verlor jedoch nach zwei Jahren ſein weniges Vermögen dabei. In der nämlichen Zeit gerieth er auch mit dem Geheimen-Rath Klotz in Halle in einen literariſchen Streit, der Leſſing's antiquariſche Briefe veranlaßte und die literariſche Vernichtung von Klotz herbeiführte. Dieſe Verhältniſſe hatten ihm ſein Leben in Hamburg verleidet und er hatte ſchon den Plan gefaßt, eine Reiſe nach Italien zu machen und fortan nur den Wiſſenſchaften zu leben, als er 1769 auf Ebert's Empfehlungen eine vortheilhafte Anſtellung an der reichen Bibliothek zu Wolfenbüttel erhielt. Hier bekam er den Titel als Hofrath, er verheirathete ſich und begann eine reiche literariſche Thätigkeit. Er ſchrieb: Ernſt und Falk oder Geſpräche für Freimaurer, eine Abhandlung über ein aufgefundenes Manuſcript des Berengarius, arbeitete ſeine

kleinen Schriften um und ließ ſeine Beiträge zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, ſowie die kleinere Schrift über das Alter der Oelmalerei erſcheinen. Anhaltendes Studiren untergrub jedoch ſeine Geſundheit und er verfiel in Hypochondrie, auch konnten einige Reiſen nach Hamburg und Berlin dieſe nicht wieder befeſtigen. Als er von Wien vortheilhafte Anträge bekam, um eine Akademie zu errichten, ging er dahin, lehnte jedoch alle Anerbietungen ab und zog es vor, vom Frühjahr bis zum Decbr. 1755 den Prinzen Leopold von Braunſchweig nach Italien zu begleiten. Auch nach Mannheim wollte man ihn 1777 unter glänzenden Verſprechungen ziehen und Leſſing reiste dahin, brach jedoch die Unterhandlungen ab, weil er bei manchen Großen die gewünſchten Geſinnungen nicht fand. Zu derſelben Zeit gab er die Wolfenbüttler Fragmente heraus, welche das Poſitive des Chriſtenthums angriffen und Leſſing eine Menge Anfeindungen und Verketzerungen zuzogen. Obwohl er ſeine Gegner ſiegreich zurückſchlug, ſo verfiel doch ſeine joviale Laune, zumal auch ſeine Gemahlin ſtarb, und Leſſing's Geſundheit nahm immer mehr ab. Am Schluſſe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit lieferte er noch die zwei herrlichen Werke „Nathan der Weiſe" und die „Erziehung des Menſchengeſchlechts", reich an großartigen, freiſinnigen Ideen, und ſtarb, nachdem ihn kurz vorher Engbrüſtigkeit befallen, am Abende des 15. Februars 1781 im 53ſten Lebensjahre. Von ſeinen ſämmtlichen Werken ſind mehrere Geſammtausgaben erſchienen, 1771 u. 1796, 30 Bde; die beſte Berlin 1838 in 13 Bänden, um welche ſich Lachmann ein beſonderes literarhiſtoriſches Verdienſt erworben hat und in Einem Bande 1811. Ueber ſein Leben ſchrieb ſein Bruder, K. G. Leſſing, Berlin 1793 bis 1795, 3 Theile, und vollſtändiger Danzel, Leipzig 1850. —

200. Betrachten wir Leſſing's literariſche Thätigkeit, ſo beſchränkte ſich dieſelbe im Anfange blos auf Verſuche in der Kritik und Produktion. Er ſchrieb eine Würdigung der Meſſiade Klopſtock's, worin er mit richtigem Blicke das Gelungene und Verfehlte hervorhob, er vertheidigte in ſeinen Rettungen Todte gegen die Anklagen Lebendiger und verſuchte ihr Wirken und ihre Leiſtungen in ein richtiges Licht zu ſetzen, er gab ſeine Gedichte heraus, ſchrieb ſelbſt Luſtſpiele und verfaßte ſeine Beiträge zur Hiſtorie des Theaters, um hier die Mängel aufzudecken und zu zeigen, wie das Beſſere zu gewinnen ſei. Aber Leſſing verſtand zu gut die Kritik auch auf ſich anzuwenden und verkannte keineswegs, daß er kein Dichtergenie habe und er das, was in ſeinen dramatiſchen Verſuchen Gutes ſei, blos der Kritik verdanke. Ueberhaupt waren ſeine poetiſchen Verſuche mehr praktiſche Belege für ſeine kritiſchen Grundſätze, und es zeigte ſich dies auch ſchon darin, daß er nicht nur Epigramme und Fabeln ſchrieb, ſondern auch eigene Theorien über dieſe Dichtungsarten. Seine literariſche Richtung bezeichnete zuerſt die mit Mendelsſohn herausgegebene Schrift: Pope, ein Metaphyſiker, worin bereits ſeine ganze reformatoriſche Wirkſamkeit angedeutet iſt. Seine Miß Sara Sampſon eröffnete thatſächlich den Kampf mit der franzöſiſchen Schule, ſowie das bürgerliche Trauerſpiel und das rührende Drama. In dem Stücke herrſcht zuerſt wieder eine friſche Luft, die Menſchen handeln und reden menſchlich und man ſieht wahre Empfindungen, natürliche Gefühle und Leidenſchaften. Jedoch iſt es nicht originell in der Erfindung, nicht ebenmäßig durchgeführt und es fehlt noch wahre tragiſche Haltung und lebendige Individualiſirung; auch erſcheint im Dialog zu viel redſeliges, weinerliches Pathos, wie überhaupt manche Perſonen den ſentimentaliſirenden Produkten

der ſpäteren Zeit, beſonders von Schiller und Göthe, verwandt ſind. Wichtig wurde das Stück beſonders dadurch, daß es thatſächlich zum erſten Mal zeigte, welchen Weg das Drama künftig einzuſchlagen habe. Seine literariſche Thätigkeit entfaltete hierauf Leſſing in den Literaturbriefen, worin er mit ſeinen Berliner Freunden nur ſo lange Hand in Hand ging, als er ihren rationaliſtiſchen Standpunkt ſich angemeſſen hielt und billigte; als er aber fühlte, daß er einen höheren und kühneren Flug nehmen müſſe und fortan nur allein wandeln könne, machte er ſich dadurch von ihnen frei, daß er nach Breslau ging, wo während ſeiner ſcheinbaren Unthätigkeit die großartigſten Gedanken reiften und er die Grundlage zu ſeinen ſpäteren Werken gewann. In ſeinem Laokoon oder über die Gränzen der Poeſie und Malerei ſetzte er die Unterſuchung da fort, wohin ſie Winkelmann geführt hatte, und ſuchte für alle äſthetiſchen Geiſteswerke das wahre Grundgeſetz zu gewinnen. Nachdem er nämlich die Winkelmann'ſche Anſicht beſtritten, daß edle Einfalt und ſtille Größe das Prinzip der griechiſchen Produktion ſei, ſtellte er als Grundſatz alles künſtleriſchen Schaffens die Schönheit ihrer ſelbſt wegen, das Ideal der Darſtellung auf, auf welcher Grundlage die ganze neuere Aeſthetik beruht; klar und einſichtsvoll wies er nach, wie jede Kunſt ihr eigenthümliches Gebiet habe, innerhalb deſſen ſie ſich halten müſſe, und er ſchied beſonders Poeſie und Malerei von einander, welche von den Schweizern mit einander vermengt worden waren. Namentlich zeigte er, daß die Poeſie es mit ſucceſſiven Handlungen unter dem Prinzip der Zeit zu thun habe, die Malerei aber die Gegenwart in einem einzigen Momente in der Form des Nebeneinander unter dem Geſetze der Raumbegränzung darſtelle, weshalb er die malende Dichtung verwarf. Das Buch ſelbſt iſt ein Kunſtwerk und Leſſing läßt uns, wie abſichtslos, von der Kunſt in die Poeſie hinüber gleiten, ſo daß ſich ſeine Reſultate wie von ſelbſt vor uns aufbauen. Gleichſam einen Beleg für ſeine entwickelten Anſichten bildet ſeine Minna von Barnhelm, welche ſich beſonders durch raſch vorandringende Bewegung und einen nationalen Hintergrund empfiehlt, den der ſiebenjährige Krieg bildet. Zugleich zeigt es uns die Täuſchung des patriotiſchen Edelmuths, welche die Kämpfer dieſer erhebenden Zeit erlebten, und wie auch nach mancherlei Mißverſtändniſſen doch die feindlichen Stämme ſich wieder in Liebe mit einander einigen. Doch hat auch dieſes Stück noch erhebliche Mängel; die beiden Hauptperſonen überbieten ſich zu ſehr in edler Großmuth und die Handlung zeigt zu viele Abſichtlichkeit, auch iſt es nicht ein eigentliches Luſtſpiel, denn die eingeſtreuten Witze und einige komiſche Situationen können es nicht ganz dazu machen. Deſſen ungeachtet wirkte das Stück viel anregender als Miß Sara Sampſon oder ſein Philotas, wo ebenfalls die Selbſtverläugnung etwas zu weit getrieben iſt und das einen antiken Gegenſtand darſtellt. — Nach dieſer Arbeit ſuchte Leſſing ſeine Anſichten in der Hamburgiſchen Dramaturgie an einzelnen Stücken nachzuweiſen und dabei den franzöſiſchen Geſchmack vollends von der Bühne zu

verbannen. Zu dieſem Zwecke unterwarf er die Hauptſtücke von Voltaire und Corneille einer ſcharfen äſthetiſchen Kritik, wies die Unwahrheit der Empfindungen und Charaktere darin nach, erhob dagegen die Vorzüge Shakeſpeare's und wies auf die antike Tragödie und ihre Grundlagen, mit denen die Franzoſen eine Verwandtſchaft erheuchelt hatten, wobei er überall das nationale Drama nicht aus dem Auge ließ, obſchon er ſelbſt zuletzt ein Nationaltheater kaum mehr hoffte. Das Buch zeigt ebenfalls eine meiſterhafte Behandlung des Stils, eine Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, daß auch Darſtellung wie Inhalt noch für ferne Zeiten ein Muſter bleiben. Um wieder für ſeine Kritik ein Beiſpiel zu geben, folgte nun Leſſing's Emilia Galotti, das beſonders den theatraliſchen Zweck und die Kunſt der Darſtellung im Auge hatte und darum auch weniger für das Leſen, als für die Aufführung beſtimmt war. Das Stück ſteht durchaus in der Wirklichkeit, beruht auf ächt menſchlichen Verhältniſſen, iſt reich an bedeutenden Situationen und die ganze Handlung ächt dramatiſch. Urſprünglich legte Leſſing die Geſchichte der Virginia zu Grund, verſetzte aber dann die Begebenheit in die neuere Zeit und gab der Handlung eine ethiſche Grundlage. Hierdurch iſt dieſelbe freilich nicht vollkommen für uns gerechtfertigt, mancher Charakter iſt ſogar etwas übertrieben und manches Motiv geſucht; dies Alles verſchwindet aber vor der genialen Durchführung des Ganzen und Einzelnheiten, wie der Prinz mit den Neigungen und Launen ſeines Standes, wie er ſich im Bewußtſein, Alles thun zu dürfen, fortreißen läßt und zu ſchwach iſt, eine ſchlimme That zu verhindern, Marinelli, der Großvater aller theatraliſchen Hofſchurken, und einige andere Perſonen werden bei einer geſchickten Aufführung immer von bedeutender Wirkung ſein, welche das Stück jederzeit macht. — Nach dieſem verfocht Leſſing ſeinen Laokoon und ſeine Anſichten über das Alterthum mit ſiegreichem und ſeinen Gegner völlig vernichtenden Scharfſinn gegen Klotz in Halle in den antiquariſchen Briefen, welche eine Menge des Trefflichſten enthalten. Dieſelbe Polemik führte er in der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet, und Leſſing hat durch dieſe entſchiedenen, rückſichtsloſen Angriffe der deutſchen Literatur unendlich genützt, obſchon alle Gelehrten ſeiner Zeit entſetzt davor zurückbebten. Als Vertheidiger der Geiſtesfreiheit und Vernunft begann er von Wolfenbüttel aus ebenſo entſchieden großartige Fragen der Philoſophie und Religion zu prüfen und zu erörtern und nachzuweiſen, wo die wunden Punkte liegen und wie wenig man bisher gethan habe, um ſie zu heilen und zu ſchützen. Dieſe Thätigkeit eröffnete er mit der Herausgabe der Schrift über die Transſubſtantiation des Berengar, welche dieſer gegen Lanfrank geſchrieben hatte, und vier Jahre ſpäter veröffentlichte er die Fragmente des Wolfenbüttel'ſchen Unbekannten, welche die heftigſte Aufregung in ganz Deutſchland hervorriefen und alle Zionswächter gegen ihn in Waffen brachten. Nachdem nämlich ſchon früher eine rationaliſtiſche Richtung gegen die orthodox-dogmatiſchen Theologen begonnen hatte, verſuchte es

der oben erwähnte Reimarus in dieſen Fragmenten die eigentlichen Grundlagen des Chriſtenthums anzugreifen und zwar aus dem Geſichtspunkte der Engländer Toland und Shubb, welche ſich zu einem deiſtiſchen Antichriſtenthum bekannten. Leſſing wollte dadurch blos der Einſeitigkeit der Dogmatiker den Fehdehandſchuh hinwerfen und ſie zu gründlicherer Behandlung und größerer Berückſichtigung des Rationalismus bewegen und zeigte in einzelnen polemiſchen Anmerkungen zu dieſer Schrift ſelbſt, wie man dabei gründlich zu Werk zu gehen habe. An die Spitze der in Folge deſſen gegen ihn aufgetretenen Theologen ſtellte ſich der Hamburger Paſtor und Senior Göze, welcher ſich ſchon durch andere Streitigkeiten mit Spalding und Semler berüchtigt gemacht hatte und fortwährend gegen den Rationalismus zu Feld zog. An dieſen nun von allen ſeinen Gegnern machte ſich Leſſing allein und richtete gegen ihn ſo ſtarke, entſchiedene und einſchneidende Manifeſte, daß derſelbe um alles Anſehen kam und fortan nur die Zielſcheibe des Witzes und Spottes wurde. Leſſing bewies aber darin auch eine ſolche Gelehrſamkeit, Schärfe des Geiſtes und zeigte eine ſo reine Liebe für Wahrheit, daß dieſe Schriften nur an den glühendſten Streitſchriften von Luther und Hutten ihres Gleichen finden. Leſſing legte darin klar auseinander, worin er mit und worin er nicht mit Reimarus übereinſtimme, er will ein Chriſtenthum dem Geiſte nach, denn es ſei vorher geweſen, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, und ihre Schriften ſeien nur aus ihrer inneren Wahrheit zu erklären. Dabei unterſchied er zwiſchen der chriſtlichen Religion und der Religion Chriſti und ſtellte über die Bibel die Religion der Humanität, weil Vernunftwahrheiten keiner Beweiſe der Geſchichte bedürfen. Dieſe Anſichten führte er noch weiter aus in ſeiner Schrift *über die Erziehung des Menſchengeſchlechts*, worin er ein neues Evangelium erwartet, das auf der uneigennützigen Liebe zur Tugend beruhe und das Menſchengeſchlecht dahin führe, daß es das Gute thue, weil es gut iſt und nicht weil Belohnungen darauf geſetzt ſind. Wie der alte Bund dem neuen weichen mußte, ſo werde ein anderer wieder an deſſen Stelle treten und Moſes und Chriſtus ſeien blos über ihre Generation erhabene rein menſchliche Individuen, welche die Religion keineswegs abſchließen, ſondern blos weiter führen wollten. Dieſe Schrift iſt das ſchönſte Teſtament, welches Leſſing der Nachwelt hinterlaſſen hat und W. Körte hat vergebens verſucht, ſie dem Oekonomen Albrecht Thaer zuzuſchreiben. Von derſelben Liebe und Begeiſterung für die Wahrheit beſeelt iſt Leſſing's zu gleicher Zeit erſchienenes Drama *Nathan der Weiſe*, welcher das klarſte Bild von dem gibt, was er erſtrebt hatte, und worin Leſſing unter dem Bilde des Nathan ſein eigenes Bild vor uns erſcheinen läßt. Das Stück hat eine theologiſch-polemiſche Tendenz und verkündet das Evangelium der Toleranz und den Grundſatz, daß die wahre Religion blos darin beſtehe, in der Menſchenliebe Gott zu lieben, daß die wahre Religion eine Religion der Liebe und Duldung ſelbſt ſei. Die Parabel von den Ringen bildet den Kern

des Stücks und bezeichnet die Tendenz der Dichtung; das Chriſtenthum ſolle ſich nicht für das Eine Kind des Hauſes halten, denn das Erſte ſei der Menſch; die Menſchenliebe dürfe ſich aber nicht blos in der Ehrfurcht gegen Gott äußern, ſondern im Thun, denn andächtig ſchwärmen iſt viel leichter als gut handeln. Den Stoff zum Stücke entlehnte Leſſing dem Boccaz, er hat ihn aber durchaus ſelbſtſtändig bearbeitet. Dem Stücke fehlt es an dramatiſcher Lebendigkeit, reicher Handlung und ſcharf durchgeführter Charakteriſtik. Dagegen ſind einige Perſonen ſehr glücklich behandelt, indem Nathan die jüdiſche Nationalität vertritt, im Tempelherrn die Romantik der Religion, der Liebe und des Ritterthums anſchaulich wird und Saladin in freier Männlichkeit beide zu vereinigen ſucht, wobei Nathan als Symbol der höheren religiöſen Liebe und Duldung erſcheint, weil auch Chriſtenthum und Mohamedanismus vom Judenthume als der gemeinſchaftlichen Mutter ausgehen. Dieſem gegenüber zeigt Daja den Aberglauben der Schwärmerei, der Tempelherr die dogmatiſche Strenge, der Patriarch die Sophiſtik des Pfaffenthums, dem kein Mittel zu ſeinen Zwecken zu ſchlecht iſt und der da meint, ein Bubenſtück vor Menſchen ſei nicht auch ein Bubenſtück vor Gott, und Saladin das edle Bewußtſein eines Herrſchers, dem es um Wahrheit zu thun iſt und der achtet auf die Stimme des Volks. Neben dieſem hat das Stück auch einen großartigen Hintergrund in dem Myſtiſch-Ritterlichen des Tempelherrnordens, in den Kreuzzügen und der phantaſievollen Welt des Orients. — Damit ſchloß Leſſing ſein Leben und Wirken ab und eröffnete er die große Bahn, auf welcher die deutſche Dichtung ihrer ſchönſten Blüthe entgegenſchritt und welche ſie nimmer ſo erfolgreich durchmeſſen hätte, wäre nicht Leſſing geweſen, einer der ſcharfſinnigſten Denker nicht nur ſeines Jahrhunderts, ſondern mehr denn eines vollen Jahrtauſends.

201. Die reformatoriſche Wirkſamkeit Leſſing's war nicht nur von Einfluß auf Poeſie und Kunſt, ſondern auch auf das weite Gebiet der Wiſſenſchaften, indem ſie ein tieferes Eindringen in das Weſen derſelben und eine klarere Darſtellung veranlaßte. Zunächſt zeigte ſich dies in Beziehung auf Staat und Schule, weil hierfür ſchon Rouſſeau neue Ideen in das Publikum gebracht hatte. Schon Johann Jakob Moſer hatte die wiſſenſchaftliche Publiciſtik mit ſeinen Werken über das deutſche Staatsrecht eröffnet, noch mehr aber ſuchten ſein Sohn und Juſtus Möſer das Prinzip der Menſchenwürde und das freie menſchliche Recht zum Bewußtſein der Nation zu bringen. Karl Friedrich von Moſer erhob ſich mit kühnem Eifer und männlichem Muthe gegen die Selbſtſucht und Anmaßung der Büraukratie und die Despotie der Kabinete, weil vorzüglich dadurch die politiſche Freiheit beeinträchtigt werde; und er berief ſich auf die Grundſätze des Chriſtenthums, als er die Fürſten aufforderte, eine würdige Regierung zu führen. Beſonders drang er auf Oeffentlichkeit, weil nur dadurch ſich die Nation von ihrer politiſchen Unmündigkeit befreien könne. Dieſe ſeine Grundſätze legte er zuerſt in ſeinen Schriften „der Herr und der

Diener" und „vom deutſchen Nationalgeiſte" im Allgemeinen nieder und wies in ſeinem patriotiſchen Archiv dieſelben in einzelnen Fällen nach. Was die Form ſeiner Schriften betrifft, ſo iſt ſie noch ſo ziemlich die des alten Kanzleiſtils und zu ſehr vom Stoffe beherrſcht. Neben ihm und ſogar noch höher ſteht Juſtus Möſer aus Osnabrück, der von unten aus zu reformiren ſuchte, wie Moſer von oben herab. Bei allen ſeinen politiſchen Betrachtungen ſchwebt ihm immer der Menſch und die Humanität vor Augen und er zeigt in ſeinen Schriften eine durchaus volksthümliche, patriotiſche Geſinnung und einen feſt entſchiedenen Charakter. Ueberall ging er von den lokalen Zuſtänden aus, ließ in denſelben die größeren Verhältniſſe des Vaterlandes ſich abſpiegeln und zeigt hier deſſen Schäden und wie ſie zu heilen ſeien. Dabei ſtellte er ſich gleichſam als Vermittler über die Parteien und erkannte das bürgerliche Element als dasjenige an, auf welches der Staat ſich allein ſtützen müſſe, wenn er gedeihen wolle. Er erkannte ſchon damals die Wichtigkeit der Geſchwornengerichte, die Verderblichkeit ſtehender Heere und glaubte, daß kein wahrer Patriot am Hofe leben oder blos im Staatsdienſte eine Ehre ſuchen könne. Seine Schriften ſind auch ausgezeichnet durch Sprache und Stil und es geht durch alle ein Zug des reinſten Wohlwollens und des edelſten Gemüths. Seine wichtigſte Schrift ſind ſeine patriotiſchen Phantaſieen, worin er eine Reihe kleiner Aufſätze ſammelte, welche ökonomiſche, bürgerliche und ſociale Verhältniſſe beſprechen. Es ſind jedoch keine Phantaſieen, ſondern überall die reinſte Wirklichkeit und in Allem, was der Verfaſſer darin vorbringt, zeigt er ſich als ein ächter Freund des Volkes, deſſen Verhältniſſe er genau kennt und dem er zeigt, wie es ſeine Zuſtände verbeſſern könne. Dieſe Schrift iſt auch ſo ziemlich die einzige dieſer Art, welche bis auf den heutigen Tag noch gerne geleſen wird. Eben ſo wichtig und gediegen iſt ſeine Osnabrück'ſche Geſchichte, welche auf einem gründlichen Quellenſtudium beruht, voll der ſcharfſinnigſten und eindringendſten Bemerkungen iſt und als ein Muſter dienen kann, wie man vaterländiſche Geſchichten bearbeiten ſoll, ſo daß ſich dieſe Spezialgeſchichte ſogar allgemeines Anſehen erwarb. Auch an den großen Bewegungen in der Literatur blieb er nicht unbetheiligt und dies veranlaßte ihn, gegen Gottſched's Verbannung des Hanswurſts von der Bühne aufzutreten und eben ſo die Verunglimpfungen, welche Friedrich II. gegen unſere Literatur richtete, mit gebührendem Ernſte zurückzuweiſen. — Weniger mittelbar als die Vorgenannten zeigen ſich politiſche Zwecke in den Schriften von Helferich Peter Sturz, der nur in ſeinen kleineren Abhandlungen politiſche Gegenſtände behandelte, obſchon er auch ſonſt hin und wieder einen Blick auf dieſes Gebiet warf. In ſeinen Reiſebriefen legte er treffende Bemerkungen über den öffentlichen Zuſtand Englands nieder; bekannter und auch wichtiger iſt aber ſeine Lebensbeſchreibung des däniſchen Miniſters von Bernſtorf in leichtem und gewandtem Stil, der jedoch etwas geſuchter erſcheint, als der Möſer'ſche iſt. Auch im Gebiete der

Dichtkunst, besonders der dramatischen, versuchte er sich, konnte aber keine Erfolge erringen, weil er noch ganz in der Gottsched'schen Richtung befangen war.

Johann Jakob Moser ist am 18. Januar 1701 zu Stuttgart geboren, studirte Jurisprudenz 1717 zu Tübingen, wurde 1720 Professor daselbst und bald darauf Regierungsrath, ging im nächsten Jahre nach Wien; wo man ihn angestellt hätte, wenn er hätte katholisch werden wollen, hielt sich abwechselnd in Württemberg und Wien auf und da die württembergische Regierung von seinem dortigen Aufenthalt nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so berief sie ihn 1726 als wirklichen Regierungsrath nach Stuttgart und im nächsten Jahre wurde er ordentlicher Professor in Tübingen, wo er jedoch von seinen Collegen viele Anfeindungen erlitt, bis er seine Stelle niederlegte. 1733 berief ihn der neue Herzog Karl Alexander wieder als Regierungsrath nach Stuttgart, aber Moser ging 1736 nach Frankfurt a. d. O., als Professor, Geheimer-Rath und Direktor der Universität. Wegen verschiedener Verdrießlichkeiten legte er 1739 sein Amt nieder und ging nach Ebersdorf, wurde aber auch von hier vertrieben und ging 1747 als Geheimer-Rath und Kanzleidirektor nach Hamburg. Hier blieb er nur bis 1749, worauf er in Hanau eine Staats- und Kanzleiakademie für junge Leute errichtete und selbst leitete, bis er 1751 als Landschaftsconsulent nach Stuttgart berufen wurde. Als er hier die Rechte der Landschaft gegenüber der Regierung energisch vertheidigte und die Landschaft entschieden auftrat, ließ ihn der Herzog plötzlich 1759 verhaften und auf die Festung Hohentwiel bringen, wo er fünf Jahre lang unverhört in harter Gefangenschaft gehalten wurde, bis er 1764 auf Befehl des Reichshofraths und auf Verwendung des Königs von Preußen wieder frei wurde und der Herzog ihn nicht nur für schuldlos erkannte, sondern auch als Landschaftsconsulent wieder einsetzte. Aber Moser nahm seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, gab sich ganz einer frömmelnden Richtung hin und starb am 30. September 1785. Moser kann der eigentliche Begründer des deutschen Staatsrechts genannt werden und hat so Vieles geschrieben, daß seine Schriften, wenn man sie sammeln wollte, über 500 Bände ausmachten, denn die Zahl seiner Werke ist 404, worunter die wichtigsten sein deutsches Staatsrecht, neues deutsches Staatsrecht und neues deutsches Staatsarchiv; auch gab er in 4 Bänden seine eigene Lebensbeschreibung heraus. Von pietistischem Standpunkte ist über ihn geschrieben: Züge aus dem Leben J. J. Moser's, von K. Fr. Ledderhose, Heidelberg 1843. Bemerkenswerth von Moser ist auch, daß er 250 Gesangbücher sammelte und sich ein Register über fast 50,000 geistliche Lieder anlegte. — Karl Friedrich v. Moser ist 1723 zu Stuttgart geboren, erbte von seinem Vater seinen Fleiß und seine Freimüthigkeit, war mehrere Jahre Reichshofrath in Wien und dann Geheimer-Rath und Minister in Hessen-Darmstadt, wurde später mit einer Pension von 3000 fl. entlassen und starb 1798 zu Ludwigsburg. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts (12 Bände, Frankfurt 1751—65) Sammlung von Reichshofrathsgutachten (6 Bde., Frankfurt 1752—54), Sammlung der neuesten und wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen (9 Bde., Ebersdorf 1752—64), Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei (1755), der Herr und der Diener (1759), Reliquien (1767), Patriotisches Archiv (12 Bde., Frankfurt und Leipzig 1784—90), Neues patriotisches Archiv (2 Bde., Mannheim 1792) und Geschichte der Waldenser (Zürich 1798). — Justus Möser ist am 4. Dezember 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirektor und Consistorialpräsident war, studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft und wurde in seiner Vaterstadt Advokat und bald darauf Syndikus der Ritterschaft. Während des siebenjährigen Kriegs leistete er dem Lande viele Dienste, machte eine Reise in dessen Interessen nach London, war zwanzig Jahre hindurch der erste Rathgeber in allen Angelegenheiten des Osnabrück'schen Landes, wurde

1762 Juſtitiar beim Kriminalgericht in Osnabrück, legte 1768 dieſe Stelle nieder, wurde Geheimer Referendär bei der Regierung, 1783 Geheimer Juſtizrath und ſtarb am 7. Jan. 1794. Seine Osnabrück'ſche Geſchichte erſchien 1768 in 2 Bänden und erlebte 1780 und 1820 neue Auflagen; ſie reicht nur bis 1792 und einen dritten Theil nebſt Urkunden gab man 1824 aus ſeinem Nachlaſſe heraus. Aus den Intelligenzblättern von 1766 bis 82 ſammelte er ſeine Aufſätze unter dem Titel: Patriotiſche Phantaſien, 1774 in 4 Bänden, welche noch öfters aufgelegt wurden. Harlequin oder Vertheidigung des grotesk Komiſchen, erſchien Hamburg 1761. Seine vermiſchten Schriften gab Nicolai 1797—98 in 2 Bänden zu Berlin heraus. Reliquien von Juſtus Möſer ließ Abeken zu Berlin 1837 erſcheinen; auch beſorgte derſelbe 1843 eine neue Ausgabe von Möſer's Werken in 10 Bänden. — Helferich Peter Sturz iſt am 16. Februar 1736 zu Darmſtadt geboren, ſtudirte 1754—57 zu Göttingen Jurisprudenz, dann zu Jena und Gießen, wurde 1759 Secretär beim Baron von Widmann, kaiſerl. Geſandten in München, ging 1760, da er hier als Proteſtant keine Ausſichten hatte, als Secretär zum Kanzler von Eyben in Glückſtadt, für den er nach Wien und Wetzlar reiste, und ward von dieſem 1762 dem däniſchen Miniſter Bernſtorf empfohlen, der ihn zuerſt als Privatſekretär annahm und dann als Secretär im auswärtigen Departement anſtellte. Hier ward er auch mit Klopſtock bekannt, eignete ſich einen feinen Hofton an, wurde 1768 däniſcher Legationsrath, begleitete den König Chriſtian III. auf ſeiner Reiſe nach Frankreich und England, welche ihn zu ſeinen Briefen eines Reiſenden veranlaßten, gewann ſich überall Freunde und wurde 1770 im Generalpoſtdirektorium angeſtellt. Nach Struenſee's Fall 1772 wurde auch Sturz verhaftet und erſt nach vier Monaten freigelaſſen und penſionirt, worauf er in Glückſtadt und Altona lebte, 1775 herzogl. oldenburgiſcher Etatsrath wurde und zufrieden leben konnte, wenn er nicht ewiges Heimweh nach dem Hofleben gehabt hätte. Er ſtarb im Jahre 1779 zu Bremen, wohin er kurz vorher gereist war. Die erwähnten Briefe erſchienen 1777 im deutſchen Muſeum, ſeine „Erinnerungen aus Bernſtorf's Leben" 1777. Eine Sammlung ſeiner Schriften erſchien zu Leipzig 1786 in 2 Bänden.

202. Nicht minder erfolgreich war die Einwirkung der neuen Ideen auf den Volksunterricht und beſonders auf die Methode deſſelben, wo wieder Rouſſeau mit ſeinem Emil die Hauptanregung gab. Und gerade hier war auch ein bedeutender Umſchwung nothwendig, weil beim Mangel jeder nationalen Geſinnung und eines politiſchen Lebens nur ein beſſerer Volksunterricht den Boden zu ebnen vermochte, auf welchem die Literatur tiefer in's Volk eindrang und bei ihm dafür Empfänglichkeit und Theilnahme erweckte. Dieſem ſtanden die geiſtliche Bevormundung und der gelehrte Pedantismus der Schulen bisher entgegen und hier war viel mehr ein vollſtändiges Brechen mit der Vergangenheit nöthig, als bei den gelehrten Studien, wo man ſchon auf dem Standpunkte der Menſchlichkeit ſtand, oder doch ſtrebte, ächt menſchliche Zwecke im Auge zu haben. Hier begegnen uns zwei Männer, welche nach oben und nach unten eine Reform des Schulweſens erzielten, nämlich Baſedow und Heyne, die, in ihrem Charakter unähnlich, auch in der Art ihres Wirkens weit auseinander ſtanden, obſchon ihr Ziel daſſelbe war. Heyne hatte weit weniger mit Schwierigkeiten zu kämpfen und nicht der großen Schaar übertrieben orthodoxer Geiſtlichen entgegenzutreten, darum war er auch viel gemäßigter, beſonnen und überall für guten Ton und Anſtand gegen Jedermann beſorgt und griff er

überall mehr nach dem gerade Brauchbaren und Nützlichen, als Basedow, der ungestüm und heftig voranschritt, in die Philosophie und Theologie kühn hinüber griff und seine weitgehenden Plane durchzusetzen suchte, ohne sich vor heftigen Kämpfen zu scheuen. Basedow wollte im Großen die Schulen umgestalten und die freie Verstandesherrschaft auch hier siegreich an die Stelle der kirchlichen Vormundschaft setzen, wobei er das Nützliche und die allgemeinen Lebenszwecke vorzüglich im Auge hatte, und wenn er auch von Selbstsucht befangen und ohne rechten moralischen Halt war und das, was er wollte, nicht selbst bethätigen konnte, so führten Andere doch aus, was er gewollt, aber in der Weise, wie es die Zeit verlangte und für die Menschheit gut war. Basedow selbst ist ein merkwürdiges Beispiel, wie die Zeit einen Mann von untergeordnetem Werthe oft zu den wichtigsten Zwecken verwendet, während das wahre Talent und die eigentlichen Förderer und Pfleger dieser Ideen in den Hintergrund treten müssen. Basedow ging aus der Schule Klopstock's und Gellert's hervor und hielt sich Anfangs in deren Richtung, weshalb ihn auch Gellert empfahl, als er seine praktische Philosophie schrieb. Aber es lag schon ein anderer Kern in ihm, der ihn zum Feind jeden Schulzwangs und der Pedanterie machte, und er war von vorn herein ein nach allen Seiten hin sich richtender Kopf, immer unruhig und unstät, bald angenehm und heiter in Gesellschaft, bald wieder griesgrämig, mürrisch und ein wahrer Haustyrann, der die Charlatanerie handwerksmäßig trieb und unverschämt genug war, seinen blöden Augen die Schuld zuzuwenden, als man ihm nachwies, daß er sich immer selbst ausschreibe und aus einem Stoffe für ein dünnes Büchlein ganze Reihen von Bänden ausspinne. Dies Alles zeigte sich aber im Anfange noch wenig, als er seine praktische Moral für alle Stände schrieb, wogegen die orthodoxen Professoren zu Soroe so eiferten, daß Basedow nach Altona versetzt wurde. Hier faßte er nun den Gedanken, die Behandlung der Philosophie auf den Universitäten zu reformiren durch seine Philalethie (1764) und theoretisches System der gesunden Vernunft, das im nächsten Jahre erschien. Diesen Zweck erreichte zwar Basedow nicht und es gelang erst zwei Jahre später Feder in Göttingen; aber nun wandte sich Basedow auf gänzliche Reform des häuslichen Lebens und des Verhältnisses von Eltern, Kindern und Lehrern und zwar mit um so größerem Erfolg, als man ihn sehr verketzerte. Er schrieb nämlich eine Menge Schriften über Religion und Religionsunterricht, welche an Zionswächtern wie Pastor Göze, Winkler u. A. die heftigsten Gegner fanden und Basedow berühmt machten, denn die Magistrate zu Hamburg und Bremen verboten seine Schriften und verfolgten sogar seine Freunde. Basedow war jedoch unermüdlich, schrieb 1765, wie man nach Rousseau's Art Verstand und Gemüth durch den Unterricht in der Religion wecken und bereichern könne, und verfaßte 1767 schon ein Werk über Verbesserung des Schul- und Unterrichtswesens, wozu im nächsten Jahre sein Manifest erschien, welches ihm Anfragen aus allen Ländern

zuführte und ihn zur Herausgabe ſeiner Unterhaltungen mit Menſchenfreunden bewog, die er ſpäter als vierteljährige Nachrichten vom Elementarwerk fortſetzte. Alles ward über dieſe Sache in Begeiſterung verſetzt, berühmte Männer wie Iſelin und Lavater empfahlen ſie und ſo kamen nach und nach 15,000 Thlr. Beiſteuern zu dem Werke zuſammen. Baſedow machte nun eine Probe des Werks bekannt, wornach er Sprachen und Realien, Grammatik und Geſchichte ſpielend lehren und zugleich allen Religionsparteien Moral und Religion einprägen wollte. Im Jahre 1770 erſchien endlich ein Theil des eigentlichen Werkes, nämlich das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker und drei Stücke des Elementarbuchs für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde in geſitteten Ständen, mit 53 Kupfertafeln. Er nahm Wolke als Gehülfe für Mathematik, Naturkunde und Technologie an und dieſer machte mit Baſedow's Töchterchen die berühmte Prüfung dieſer Methode. Baſedow ſelbſt bekam nun vom Fürſten von Deſſau die Einladung, das Inſtitut bei ihm zu errichten, einen Gehalt von 1000 Thlr., behielt ſeinen däniſchen Gehalt von 800 Thlr. bei und bald war in ganz Deutſchland von nichts Anderem die Rede, als von Baſedow's Philanthropium, von dem man das Heil der Welt erwartete. Ehe jedoch dies eröffnet ward, machte der Graf Ulyſſes von Salis zu Marſchlins in Graubündten den Plan, ihm zuvorzukommen, errichtete ſelbſt als Geldſpekulation eine ſolche Anſtalt und berief den berüchtigten Bahrdt als deſſen Leiter, der dann ſehr großen Lärm machte, aber bald wieder wegging, worauf das Inſtitut ſpurlos verſchwand. Endlich am 27. Decbr. 1774 eröffnete Baſedow ſeine Anſtalt, wenn auch ohne Zöglinge, und erſt im folgenden Jahre fanden ſich 9 Penſioniſten und 6 Famulanten ein, aber Baſedow lag krank, lehrte nicht ſelbſt und erließ wieder eine Aufforderung um 10,000 Dukaten, die er bis 1776 haben müſſe, wenn die Anſtalt beſtehen ſolle. Dies Geld ging zwar nicht ein, aber nun nahmen ſich doch Iſelin, Simon und Schweighäuſer der Sache an, gaben ihr durch ihr Anſehen Gewicht, ſtifteten einen förmlichen Schul- und Erziehungsbund, Baſedow überließ die Leitung des Oekonomiſchen an Campe und ſo kam die Sache in Gang, ſo daß im Mai 1776 eine öffentliche Prüfung ſtattfinden konnte, die marktſchreieriſch geprieſen ward und ſogar aus Frankreich Zöglinge herbeizog. Im December dieſes Jahres zog ſich Baſedow ganz von der Leitung zurück und behielt blos den Religionsunterricht, aber im nächſten Jahre ging Campe weg, Baſedow trat auf's Neue an die Spitze und ſo zerfiel die Anſtalt, bis 1778 Salzmann ſeine Stelle übernahm, der die Schule noch fünf Jahre fortführte. Ward damit auch der Zweck Baſedow's nicht erreicht, ſo ward es doch der höhere, daß nun überall die neuen Ideen geläutert durch beſonnenere Männer in das Unterrichtsweſen eindrangen und ein Mann, deſſen Streitſucht, fortwährende Trunkenheit und ganzer Aufzug ihn zum Gegentheil eines Erziehers machten, durch ſeine unbegränzte Kühnheit das erreichte, was die Vortrefflichſten nicht vermochten.

Lag dieſen Unternehmungen auch mehr Gewinnſucht zu Grund, ſo hatten ſie doch nachhaltende Wirkungen hinterlaſſen und begann von da an eine neue Erziehungsliteratur. Die Inſtitute von Campe in Hamburg und Salzmann in Schnepfenthal lenkten auf eine vernünftigere Weiſe ein und erhielten Beſtand, aus jener von Peſtalozzi ſollte ſogar eine ganz neue Erziehungs- und Unterrichtsmethode hervorgehen und tüchtige Männer, wie J. G. Schloſſer, ſchrieben in praktiſchem Sinne für's Volk, wie des Letzteren Sittenlehre für das Landvolk und Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud von einem viel beſſeren Geiſte Beweis lieferten, wogegen Campe's Erzählungen von Robinſon und der Entdeckung Amerika's, ſowie K. Fr. Becker's Erzählungen aus der alten Welt noch auf einem niederen Standpunkte blieben, obſchon ſie ſich viel länger erhielten und zum Theil jetzt noch viel geleſen ſind.

Johann Bernhard Baſedow, der Sohn eines Perückenmachers, iſt am 4. Sept. 1723 zu Hamburg geboren, beſuchte das dortige Johanneum, ſtudirte in Leipzig Philoſophie und Theologie, wurde Hauslehrer im Holſteiniſchen, 1753 Lehrer der Moral und ſchönen Wiſſenſchaften an der Ritterakademie zu Soroe, 1761 Lehrer am Gymnaſium zu Altona, ward durch Rouſſeau's Emil für Umgeſtaltung des Erziehungsweſens begeiſtert, fing das Werk mit großem Eifer an und 1774 begann ſein Elementarwerk mit Kupfern von Chr. Chodowiecky zu erſcheinen und zwar deutſch, franzöſiſch und lateiniſch. Seit 1771 in Deſſau, eröffnete er das Philanthropium 1774, ging aber 1778 nach vielen Händeln fort, wechſelte öfters ſeinen Wohnort und ſtarb am 25. Juli 1790 zu Magdeburg. Seine Lebensbeſchreibung von Meyer erſchien zu Hamburg 1791—92 in 2 Bänden. — Karl Friedr. Bahrdt iſt 1741 zu Biſchofswerda geboren, ſtudirte zu Schulpforte und Leipzig, hatte ſeltene Fähigkeiten, aber zu große Unruhe und Flüchtigkeit, wurde 1762 Katechet in Leipzig und außerordentlicher Profeſſor der Theologie und bibliſchen Kritik, mußte aber 1768 wegen einer jugendlichen Ausſchweifung Leipzig verlaſſen, ward Profeſſor der Philoſophie und hebräiſchen Alterthümer in Erfurt, erwarb 1769 zu Erlangen die theologiſche Doktorwürde und ſchrieb ſeinen Verſuch eines Syſtems der bibliſchen Dogmatik, worin er heterodoxe Sätze aufſtellte, welche die Univerſität Wittenberg als ketzeriſch verurtheilte und die ihm viele Unannehmlichkeiten zuzogen. Er ging daher 1771 nach Gießen, hielt theologiſche Vorleſungen, bekam aber wieder Händel und ward 1775 nach Marſchlins berufen, um das Philanthropium dort zu leiten. Aber ſchon 1776 kam er als Generalſuperintendent nach Dürkheim im Fürſtenthum Leiningen-Dachsburg, wo er zu Heidesheim im nächſten Jahre eine Erziehungsanſtalt errichtete, die durch ſchlechte Verwaltung wieder einging. Auf Anklagen von Mainz aus ward er vom Reichshofrath für unfähig erklärt, ein theologiſches Amt zu verwalten und Etwas im Druck herauszugeben, aber Preußen ſchützte ihn; er ging 1779 nach Halle und gab dort ſein Glaubensbekenntniß heraus, hielt Vorleſungen über Philoſophie, Rhetorik und Sprache, ſchrieb noch Manches, gerieth in neue Händel und bezog vor den Thoren der Stadt einen Weinberg, wo er eine Wirthſchaft hielt. Wegen neuer Schriften erhielt er ein Jahr lang Feſtungshaft in Magdeburg, ſchrieb dort ſeine Lebensgeſchichte und lebte dann in Halle, wo er 1792 ſtarb. — Joachim Heinrich Campe iſt 1746 zu Dornhan im Braunſchweigiſchen geboren, beſuchte die Schule in Holzminden, ſtudirte Theologie zu Helmſtädt und Halle, ward 1773 Feldprediger in Potsdam, ging an das Philanthropium zu Deſſau, privatiſirte von 1783 an zu Trittow bei Hamburg, ward 1787 braunſchweigiſcher Schulrath und Eigenthümer der Buchhandlung des braunſchweigiſchen Waiſenhauſes, 1805 Dechant des Stifts St. Cyriaci, 1809 Doktor der Theologie, gab ſich viel mit lexikaliſchen Arbeiten ab und ſtarb am 22. Oktober 1818.

Seine sämmtlichen Kinderschriften erschienen in 37 Bänden in 4 Auflagen zu Braunschweig, 1829—32, sein Wörterbuch der deutschen Sprache, 5 Bände, 1807—11, 4°. — Christian Gotthelf Salzmann ist 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren, wo sein Vater Prediger war, studirte 1761—64 in Jena, wurde 1768 Pfarrer in Rohrborn und 1772 Diakonus und Dom-Pastor in Erfurt, gab sich mit Kinderschriftstellerei ab, kam 1781 nach Dessau, schrieb seinen Roman Karl von Karlsberg (1783—88, 6 Bde.), gründete 1784 zu Schnepfenthal ein eigenes Erziehungsinstitut, wozu ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. gab, verband 1788 eine Buchdruckerei und Buchhandlung damit, erhielt viele Zöglinge, sah aber durch die Kriege Napoleon's deren Zahl sich wieder vermindern, ward kränklich und starb am 31. Oktober 1811. Die Anstalt besteht aber noch und viele vornehme Kinder waren ihr schon anvertraut. — Johann Heinrich Pestalozzi ist am 12. Jan. 1746 zu Zürich geboren, wo sein Vater Arzt war, studirte Oekonomie zu Kirchberg, kaufte sich das Gütchen Neuhof bei Bern, nahm 1775 Bettelkinder in sein Haus, um sie zu erziehen, hatte bald 50 solcher Knaben um sich, setzte aber dabei sein Vermögen zu und gerieth in Armuth. Aber nichts machte ihn irre, er schrieb den Volksroman Lienhard und Gertrud (Basel 1781—89, 4 Bde., und öfters), als Ergänzung Christoph und Else (Zürich 1782) und einiges Andere, sowie Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts (1797), wurde 1798 Vorstand eines Erziehungshauses für arme Kinder in Stanz, ging, als diese Anstalt nach einem Jahre wieder aufhörte, als Schulmeister nach Burgdorf, mischte sich auch in die politischen Händel seines Landes als strenger Demokrat, ging 1802 als Vertreter des Volks nach Paris, setzte eine neu begonnene Erziehungsanstalt 1801 in München-Buchsee mit Fellenberg fort, die er alsbald nach Yverdun verlegte, seine Methode fand allgemeinen Anklang, überall her sandte man Lehrer, um sie bei ihm zu studiren, und mit reichem Erfolge gekrönt starb er am 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 15 Bänden, Stuttgart 1819—20, und sollen wieder aufgelegt werden. Sein Leben beschrieb er selbst in: Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten (Leipzig 1826) und viele Schriften sind in neuester Zeit über ihn geschrieben worden. — Johann Georg Schlosser ist 1739 zu Frankfurt geboren, studirte in Gießen und Altdorf Jurisprudenz, promovirte, trat als Beamter in Mömpelgard und dann in Karlsruhe ein, wurde Hofrath und Amtmann in Emmendingen, dann Geheimer Hofrath, kam 1787 nach Karlsruhe, ward 1790 wirklicher Geheimer-Rath und Direktor des Hofgerichts, nahm aber 1794 seine Entlassung, weil ein Gesetz, das er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte, ging 1796 nach Eutin, ward 1798 in Frankfurt zum Syndikus gewählt und starb 1799. Er war Göthe's Schwager und ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher. Seine kleinen Schriften erschienen zu Basel 1787—94 in 6 Theilen.

203. Wie hier in der Sphäre des niederen Unterrichts eine vollständige Umgestaltung vor sich ging, so leitete Christian Gottlob Heyne eine solche im Gebiete der höheren wissenschaftlichen Bildung ein, obgleich diese durchaus nicht so durchgreifend war. Als er nach Göttingen kam, wo er, wie er selbst gestand, erst die Kunst lernte, die er lehren sollte, fand er einen besseren Geist schon angebahnt und er selbst war eine solche Persönlichkeit, die ganz besonders zu allmäligem Reformiren geeignet war. Er gewann bald ein großes Auditorium und suchte nun auf eine geschmackvollere Weise auf den Geist und den realen Gehalt des Alterthums aufmerksam zu machen, indem er dem literar-ästhetischen Gesichtspunkte den Vorrang vor dem blos grammatischen einräumte.

Mochte er dabei freilich auch nicht wenige Blößen zeigen, so hatte er doch mächtigen Einfluß auf die humanistische Schulbildung, indem aus seinem philosophischen Seminare Männer hervorgingen, die auch die von ihm vernachlässigten Richtungen kultivirten, die Ergebnisse der neuen Zeit in sich aufnahmen und von höherem Standpunkte das Alterthum ansahen, so daß dessen Strahlen bald reiner in unsere Zeit herüberdrangen und eine Vermählung des deutschen Geistes mit dem griechischen anbahnten. Ja ohne Heyne's Anregung wäre vielleicht nicht einmal der nachmalige Göttinger Dichterbund entstanden, dessen Mitglieder gerade durch ihre klassische Bildung und ihr tieferes Auffassen des Geistes des Alterthums sich von dem bisherigen Geiste losmachten und die Schwalben eines neuen Dichterfrühlings wurden. Doch war Heyne nicht der Mann, der diese Zeit richtig zu würdigen und mit ihr fortzugehen verstand, sonst hätte er noch weit mehr gewirkt. Aber er erwarb sich auch außer seiner Lehrerthätigkeit ein Verdienst dadurch, daß er die Göttinger gelehrten Anzeigen leitete, darin gegen 8000 Anzeigen machte, gleichsam ein Hochwächter unserer Literatur wurde und bewirkte, daß darin alle gediegeneren Schriften der Franzosen und Engländer zur Kenntniß Deutschlands gebracht wurden, das sich so ganz der fremden Literatur bemächtigte, während die genannten Länder, die, so lange unsere Gelehrten lateinisch schrieben, alle unsere wissenschaftlichen Arbeiten kannten und daraus unendlich viel schöpften, jetzt, wo man bei uns nur deutsch schrieb, unsere Werke und Leistungen nicht mehr benützen konnten und daher auch im Gebiete der reinen Wissenschaft, der Philosophie vorzüglich, weit hinter uns zurückblieben und von da an sogar nichts Bedeutendes mehr darin zu leisten vermochten, wogegen wir nun das Wissen der gesammten Erde in uns aufnahmen und den Fortschritt zu unserer Weltliteratur und unserer welthistorischen Stellung im Gebiete der Wissenschaft und Kunst anbahnten, weil nur wir das ächte Verständniß des griechischen Geistes besitzen und nur wir keinen neuen Gedanken, keine neue Leistung irgend eines anderen Volks der Erde unverstanden und unbenützt vorübergehen ließen.

Christian Gottlob Heyne ist am 25. Sept. 1729 zu Chemnitz geboren, als der Sohn eines armen Leinewebers, kam 1741 auf das dortige Lyceum, erwarb sich durch angestrengten Fleiß tüchtige Kenntnisse in den alten Sprachen und ging unter kümmerlichen Verhältnissen 1748 nach Leipzig, wo er später durch eine lateinische Elegie, die er auf Bestellung machte, 1753 Copist mit 100 Thlr. Gehalt in der Bibliothek des Grafen von Brühl wurde und nun aus Noth mehrere Uebersetzungen machte und den Tibull und Epiktet herausgab, die ihm im Ausland Ansehen verschafften. Allein der siebenjährige Krieg raubte ihm den Gehalt und erst 1759 kam er auf Rabener's Empfehlung zu dem Grafen von Schönburg als Hofmeister, den er nach Wittenberg begleitete, von wo ihn aber der Krieg wieder nach Jena und Dresden vertrieb. Das Bombardement 1760 beraubte ihn hier aller seiner Habe und er schrieb nun den lateinischen Text zum dritten Tausend der Lippert'schen Daktyliothek. Auf Ruhnken's Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf als Professor der Beredtsamkeit in Göttingen, allein man mußte erst lange Nachforschungen durch die sächsische Regierung veranlassen, bis man Heyne's Aufenthalt erfuhr

und dieſer ging nun nach Göttingen, wo er 1764 erſter Bibliothekar wurde und durch ſeine Vorträge an der Univerſität und im philoſophiſchen Seminar eine bedeutende Wirkſamkeit entfaltete. Er gab nun eine Anzahl Programme, den Virgil, Pindar, Apollodor und Homer heraus, wirkte ungemein auf die jungen Philologen, die er in den Geiſt des Alterthums einführte, und gab überhaupt der Philologie ein ganz anderes Anſehen. Bei der franzöſiſchen Beſitznahme Hannovers trug er viel dazu bei, daß Göttingen von Einquartirung verſchont blieb, er wurde in die ſtändiſche Commiſſion gewählt, gab ſich alle Mühe, daß bei Errichtung des Königreichs Weſtphalen die Univerſität erhalten blieb und ſtarb am 14. Juli 1812 am Schlagfluß. Sein Leben beſchrieb Heeren, ſein Schwiegerſohn (Göttingen 1813, 2 Bde.). —

C. Dritte Periode.

1760 bis Göthe's Tod.

204. Leſſing's kühner Geiſt hatte den neuen Weg gefunden, hatte vorgezeichnet, welche Richtung auf dem Grunde des entſchiedenen Selbſtbewußtſeins eingeſchlagen werden müſſe und mit welcher weiſen, durch die feinen Regeln eines höheren Kunſtſinns geleiteten Mäßigung dies zu geſchehen habe, wenn ſein hohes Ziel erreicht werden ſolle; aber eine ſolche Mäßigung von drangvollen Köpfen zu erwarten nach ſo langem Drucke der Pedanterie und des Schulzwangs, wäre zu viel geweſen und bald zeigte ſich, wohin das neu erwachte ſtolze Selbſtgefühl des Genies die jungen Talente fortriß. Die Bewegung wallte immer mehr auf, aus dem leichten Wellenſchlag wurde ein Wogen und Branden der Geiſter und an die Stelle der Reformation trat der Umſturz und die Revolution, welche ſich kühn vermaß, in wildem Gebaren allen Regeln, aller Mäßigung zu ſpotten und in ihrem Trotzgefühl die Schranken niederzuwerfen, innerhalb welcher allein wahre Kunſt, wahre Poeſie und wahres Gedeihen für Wiſſenſchaft und Dichtung, für Leben und Staat möglich iſt. Dieſe Zeit, welche man füglich die revolutionäre nennen könnte, die aber von einem Drama Klinger's den Namen Sturm- und Drangperiode oder auch kraftgenialiſche Epoche bekam, währte etwa von 1770 bis zu Göthe's Reiſe nach Italien, wo ſodann der Sturm ſich legte und in eine reinere Harmonie überging, welche die wahre klaſſiſche Zeit unſerer Literatur erzeugte, ſo daß ſich auch in dieſer Epoche im Anfange daſſelbe Ringen und Streben wie früher zeigte, nach einem hohen Ziel zu gelangen, und dann, als die Aufregung abgeklärt war, das erſtrebte Ziel gefunden und erreicht wurde. Dieſe Kraftgenies wollten an die Stelle der Regeln die Originalität ſetzen, welche keine Schranken des Geiſtes mehr anerkannte, ſondern ihren eigenen Gang und ihr eigenes Thun und Treiben zum Geſetze machte. Man ſtrebte geradezu nach der Natur und Shakeſpeare war der Prophet, dem ſie nacheiferten, weil er am meiſten aus der Naturwahrheit ſeine großartigen Dichtungen erſchuf. Aber eines Theils ahmte man mehr ſeine Ausſchweifungen nach und ſtellte man neben Shakeſpeare Oſſian und Young,

von denen der Erstere die dunkle Melancholie und der Andere trübsinnige Nachtgedanken, Zerrissenheit und finsteren Mißmuth unseren Dichtern mittheilte, so daß über Alle eine hypochondrische Laune kam und sie aus der dadurch angeregten Selbstschätzung in immer größer werdende Selbstüberschätzung geriethen, welche da meinte, die Welt müsse sich nach ihren Eigenheiten richten und diese sich nicht nach ihr. Dazu kam Homer, den sie als den Vater aller Naturdichter verehrten, und selbst die Psalmen priesen sie als reine Urstimmen des poetischen Weltgeistes.

Diese neue Richtung ging zunächst aus von Königsberg durch Hamann und Herder, aber sie drang mit Riesenschritten durch alle Gauen unseres Vaterlandes, vom fernen Osten nach Straßburg und der Schweiz und in Wien selbst fand sie sich repräsentirt durch Kaiser Joseph II., der mit gleicher Leidenschaftlichkeit suchte, die Aufklärung in seinem Lande zu verbreiten, sein persönliches Wollen und Meinen geltend zu machen und weder historische Rechte achtete, noch auch auf die Stimme des Volks hörte, das für solche stürmische Umgestaltungen noch nicht reif war. Darum griff die neue Geistesrichtung auch nicht tief ein und konnte sie in Wien, wo die geistige Bildung so niedrig stand, keine Erfolge von Bedeutung hervorrufen. Nur Joseph von Sonnenfels strebte darnach, die neuen Zeitideen einzuführen und zwar nicht nur im Theater, sondern auch im peinlichen Rechte, in der Polizei und dem Finanzwesen, und mit großem Freimuthe und menschenfreundlicher Gesinnung trat er den Fanatikern entgegen und kämpfte er für die weit ausgreifenden Reformen seines Kaisers; aber wie dieser hatte auch er keine Erfolge, denn sie standen nicht auf praktischem Boden, und in der dürren Erde Wiens konnte nur das Gemeine und Gewöhnliche wuchern und der Geist sich nimmermehr aus seinen Fesseln losringen. — Ein anderer Punkt, wo die neue Richtung Wurzeln schlug, war Darmstadt, wo sich nicht nur die Landgräfin Karoline für die deutsche Literatur sehr interessirte, sondern auch Merck ganz der drangvollen Generation zugehörte, ohne jedoch deren Ausartungen zu billigen, indem er überall auf Mäßigung drang und warnte, wo die stürmischen Geister auf Abwege geriethen. Er selbst hat dadurch nicht wenig auf seine Zeit eingewirkt und namentlich auf Göthe, den er zu rechter Zeit auf die richtige Bahn führte; aber er hat sich auch schriftstellerisch bethätigt in Prosa und Versen, die so originell derb und mit solcher Kühnheit geschrieben sind, daß man bisher noch Bedenken trug, sie herauszugeben, und blos einige unbedeutende Stücke, denen dieser Geist fehlt, zur Oeffentlichkeit kamen. — Wichtig wurde für diese Zeit auch Frankfurt nicht nur dadurch, daß daselbst Göthe lebte, sondern auch weil sein Schwager J. G. Schlosser seine Frankfurter Gelehrten Anzeigen zum allgemeinen Organ des Genialitätstriebs machte und dieser hier seinen Mittelpunkt fand. Tüchtige Kräfte arbeiteten daran und sie waren hauptsächlich gegen die Anmaßungen der Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit gerichtet und wiesen die Zudringlichkeit anderer oberflächlichen

Journale zurück. Doch dauerte die vortheilhafte Richtung dieſer Blätter nur zwei Jahre lang und als ſich der Verein der Mitarbeitenden trennte, entſprach der Ton nicht mehr recht der Würde der Sache, ſo daß die an ihre Stelle tretende Encyklopädie und ſpäter das deutſche Muſeum wohl ein Sprechſaal für Männer der entgegengeſetzteſten Richtung wurde, aber die alte Bedeutung und das Anſehen verlor. — Einer der wichtigſten Punkte war jedoch Weimar, wo ſchon früher die deutſche Muſe eine ſchützende Stätte gefunden hatte und nun die Herzogin Amalie von Braunſchweig den Geſchmack an der Poeſie dahin übertrug. Beſonders ihr Sohn Karl Auguſt begünſtigte alle aufſtrebenden Genialitäten, nahm ſie gaſtfreundlich bei ſich auf und es zeigte ſich hier in der Folge ſogar eine ſolche Genialität des Hoflebens und ein ſo wildes Leben und Treiben, ein ſo titanenartiges Gebaren, daß ſelbſt Herder den Kopf darüber ſchüttelte und Böttiger es eine wahre Zigeunerwirthſchaft nannte, denn die von innerem Drange der Begeiſterung erfüllten Köpfe mußten austoben, bis das erſte Flackerfeuer entfloh und das reine Feuer des wahren Genies beſeligende Wärme und heiteres Licht verbreitete. — Endlich griff dieſe neue Zeit auch in Stuttgart um ſich und zwar um ſo mehr, als der Herzog Karl die aufbrauſende Jugend in immer engeren Schranken zu halten gedachte, während dieſe um ſo mehr von der Zeitrichtung ergriffen wurde und das Joch von ſich abzuſchütteln ſtrebte. Dieſer Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen alles Geſetz der Literatur und des Staats, der dort unter der Jugend herrſchte, zeigt ſich überall in Schiller's erſten lyriſchen Dichtungen, wie in ſeinen Räubern, im Fiesco und Kabale und Liebe. Hier regte ſich vor Allen Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, deſſen Leben ſchon die ganze kraftgenialiſche Epoche charakteriſirt. Er beſaß eine glühende Einbildungskraft und ein lebendiges Gefühl und ſeine muſikaliſche Bildung verſetzte ihn ſo ſehr in die volle Unmittelbarkeit der ſubjectiven Empfindungen, daß er ſich bald ruhe- und raſtlos fortreißen ließ von ſeinem Drange, unſicher in ſeinen Ueberzeugungen bald der kühnſten Freigeiſterei folgte, bald von überſchwänglicher Sentimentalität ſich hinreißen ließ, kein Maaß in Urtheilen und im Handeln mehr kannte und er in eine Reihe von Unglück ſtürzte, daß er ſelbſt nach ſeiner zehnjährigen Gefangenſchaft auf dem Aſperg nicht zur Ruhe kam. Er iſt ganz ein Sohn dieſer kraftgenialen Zeit und eifert daher gegen die Franzoſen und die weiberhafte Weichlichkeit, wogegen er ſich enthuſiaſtiſch für die Engländer zeigt. Seine Fürſtengruft und ſein ewiger Jude, ſowie ſein Vatermörder drücken den vollen Ton ſeines Dranges aus, der ihn bei ſeinen Zeitgenoſſen ſo beliebt machte, daß noch jetzt ſeine Lieder vom Volke geſungen werden. Seine Gedichte ſind in einem derberen Pathos als die Klopſtock'ſchen geſchrieben und ſuchen dieſen nachzuringen; aber ſeine Empfindung iſt maßlos und leidenſchaftlich, ſeine Phantaſie regellos und es fehlt ihm überall an Form und Reinheit der Darſtellung, obſchon einzelne Gedichte, wie ſein Lied: „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark," faſt auf Claſſicität Anſpruch haben. Seine

geistlichen Lieder, die er nach der Entlassung aus der Gefangenschaft schrieb, sind phrasenhaft und ohne dichterischen Werth, seine Vaterlandschronik zu zahm und nur seine Lebensgeschichte wird auch in späteren Zeiten noch immer mit großem Interesse gelesen werden. Neben ihm stand sein Landsmann Wilhelm Ludwig Weckherlin, der mit großer Kühnheit und Aufwendung aller seiner Talente für Preßfreiheit und Aufklärung stritt, dabei ebenfalls über alles Maaß hinausging und sich vielfach Gefängnißstrafe und andere Nachtheile zuzog, so daß er eigentlich keine bedeutenden Erfolge erreichte.

Der Originalitätsdrang, welchen wir hier in den verschiedenen Theilen Deutschlands zu Tag treten sahen, äußerte sich nicht überall gleich, sondern bald war es ein gewaltiges Aufstürmen der männlichen, überkräftigen Leidenschaft, welche der Welt und Wirklichkeit übermüthigen Trotz bot, wie es sich in Klinger zeigte, bald war es eine sentimentalische Ueberreizung, wo die Mißstimmung und der Unmuth über die vorliegenden Verhältnisse das Gefühl verweichlichten und eine melancholische Sehnsucht nach dem Unendlichen und Unerreichbaren hervorriefen, wie Miller und Hölty, und bald begegnete sich dies männliche und weibliche Pathos in einzelnen Persönlichkeiten und ging in die mannichfaltigsten Schattirungen über, wie wir sie in dieser Zeit noch antreffen werden.

Joseph von Sonnenfels war der Sohn jüdischer Eltern, ist im Jahre 1733 zu Berlin geboren, zog mit seinem Vater nach Mähren, ließ sich taufen, wurde im 16ten Jahre Soldat, studirte nach Ablauf seiner Dienstzeit Rechtswissenschaft in Wien, wurde seinem Vater, als Uebersetzer des Hebräischen, bei der niederösterreichischen Regierung beigegeben, arbeitete bei einem Justizbeamten, trat als Schriftsteller auf, wurde Rechnungsführer bei der ehemaligen Arcieren-Garde, 1763 Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität und bewirkte durch eine seiner Schriften die Abschaffung der Folter in Oesterreich. Ungeachtet seine Feinde ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen suchten, so ernannte ihn doch die Kaiserin zum kaiserlichen Rath, 1779 zum wirklichen Hofrath bei der böhmischen und österreichischen geheimen Hofkanzlei, zum Beisitzer der Studienhofkommission und erhob ihn 1797 in den Reichsfreiherrenstand. Er starb erst am 26. April 1817. Seine gesammelten Schriften erschienen zu Wien 1783 bis 1787 in 10 Bänden. — Johann Heinrich Merck ist 1741 zu Darmstadt geboren, wurde daselbst Kriegsrath, trat mit den Berühmtheiten seiner Zeit in Verbindung, war mit der Botanik und Mineralogie sehr vertraut, half das Fossilienkabinet in Darmstadt begründen, verfiel später in eine hypochondrische Erbitterung und trübe Stimmung und endete sein Leben selbst im Jahre 1791. Unter dem Namen Johann Heinrich Reinhold der Jüngere gab er heraus: Rhapsodien, Darmstadt 1773, 8°. Seinen Briefwechsel gab Dr. Wagner, Darmstadt 1835—38, 2 Bde., heraus. Vgl. Heinrich Merck, Ein Denkmal. Von Ad. Stahr, 1840. — Christian Friedrich Daniel Schubart ist 1735 zu Obersontheim geboren, zeigte erst nach und nach seine Fähigkeiten, kam 1753 auf das Gymnasium in Nördlingen, wo er schon Volkslieder dichtete, 1756 nach Nürnberg und 1758 nach Jena, wo er ein zügelloses Leben führte und die Theologie mit der Musik vertauschte. Er ward nun Hauslehrer, dann Schullehrer und Organist in Geißlingen, verheirathete sich 1764 und wurde 1768 Musikdirektor in Ludwigsburg, wo er einigen Offizieren Vorlesungen über Aesthetik hielt, aber sehr ausschweifend wurde, so daß seine Frau mit den Kindern nach Hause zurückkehrte und er selbst eine Zeit lang in's Gefängniß kam. Darüber machte er ein satirisches Lied auf einen der Höflinge, wurde abgesetzt und des Landes verwiesen

und ging ohne alle Mittel nach Heilbronn, wo er Musikunterricht gab, dann nach Heidelberg, Mannheim und zum Grafen Schmettau. Hierauf wandte er sich nach München und wollte schon, um sein Glück zu machen, katholisch werden, als er abermals von da fort mußte und nach Augsburg ging, wo er Zeitungsschreiber wurde und seine deutsche Chronik 1774—78) reißenden Abgang fand. Er gab auch Unterricht in Musik und Wissenschaften, mußte aber auch bald wieder Augsburg verlassen und ging nach Ulm, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigte. Der Herzog von Württemberg suchte ihn längst in seine Gewalt zu bekommen und es wurde nun der boshafte Streich eingeleitet und ausgeführt, daß der Beamte von Blaubeuren ihn auf den 22. Januar 1777 zu sich zum Essen einlud und gefangen nahm, worauf Schubart zehn Jahre lang ohne Verhör auf dem Hohenasperg gefangen saß und erst 1787 auf Fürbitte der Karschin entlassen wurde. Er erhielt nun die Anstellung als Dichter der herzogl. württembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart, setzte seine deutsche Chronik fort, schrieb seine Lebensbeschreibung und starb im Jahre 1791. Seine sämmtlichen Gedichte erschienen Frankfurt 1787, 2 Bde; 2. Ausgabe 1824, 3 Bde.; Ideen zur Aesthetik der Tonkunst und Vermischte Schriften, Zürich 1812, 2 Thle. Seine gesammelten Schriften und Schicksale erschienen neuerdings 1839 in 8 Bdn. und Dr. Strauß machte im Morgenblatt, Juli 1847, Mittheilungen aus seinen Briefen. — Wilhelm Ludwig Weckherlin ist der Sohn eines Pfarrers und 1739 zu Bothnang geboren, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, studirte in Tübingen die Rechte, ging dann als Hofmeister nach Straßburg und Paris, lernte hier die französischen Schriftsteller kennen und ging dann nach Wien, wo ihm seine witzigen aber muthwilligen Denkwürdigkeiten von Wien (1777) Haß und Landesverweisung zuzogen. Nach einigem Verweilen in Regensburg ging er nach Augsburg, wo er in viele Gesellschaft kam, aber wegen einer Schmähschrift verwiesen wurde, weshalb er sich durch das Buch: Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland (1778) zu rächen suchte. Er schrieb sodann die politische Zeitschrift „Das Felleisen" zu Nördlingen, lebte zu Baldringen bei dieser Stadt und gab 1779—83 in 12 Bänden die Chronologen heraus, die mit Witz, Satire und Freimüthigkeit geschrieben sind. Als Fortsetzungen davon erschienen 1782—87 das graue Ungeheuer in 12 Bänden, 1788—90 die Hyperboreischen Briefe und 1791—92 die Paragraphen, in 3 Bändchen, die aber an Geist und Beifall abnahmen. Wegen einer Schmähschrift auf die Stadt Nördlingen, 1788, wurde er auf dem Schlosse Hochhaus vier Jahre lang in Haft gehalten, wobei er jedoch seine schriftstellerischen Arbeiten fortsetzen konnte und gut behandelt wurde. Im Jahre 1792, als Anspach preußisch wurde, ging er dahin, gab die Anspach'schen Blätter heraus, wurde aus Verdruß krank und starb am 24. November 1792. Ueber ihn erschien: Weckherlin's Geist, von Weber, Stuttgart 1823. — Ueber das Leben und Treiben in Weimar vergl.: Böttiger, Schilderungen der literarischen Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838, und Wachsmuth, Weimar's Musenhof, Berlin 1844; doch sind hier zu viele Klatschereien mitgetheilt.

205. Die Sturm- und Drangperiode begann ihren Anlauf im fernen Osten, zu Königsberg, durch Hamann und Herder, welche, als Feinde des Berliner Rationalismus, eine Verschmelzung des christlichen und antiken Geistes erstrebten, das Evangelium der Natur und genialer Originalität predigten und so die sturmvolle Uebergangszeit eröffneten, welche später auch in Königsberg durch Kant's Kritik der reinen Vernunft zum Abschlusse gebracht wurde. Aber was vorzüglich Herder durch seine vielseitige Wirksamkeit und Gelehrsamkeit bewirkte, das geht noch mehr auf Johann Georg Hamann zurück, welcher eigentlich der Vater dieser Richtung genannt werden kann. Von Natur rastlos und unstät, in allen Gestalten sich zeigend, voll der tiefsten Widersprüche, ohne Halt

und festen Willen, warf er sich auf alle Zweige des Wissens, suchte er Glauben und Vernunft, Natur und Kunst, den alten und neuen Geist mit einander zu vermählen und hoffte er blos daraus ein Besserwerden und einen mächtigeren Fortschritt für Wissenschaft und Poesie. Ihm schwebte vor Allen zuerst vor, daß die Poesie zurückkehren müsse zur Einfalt des kindlichen Glaubens, daß sie das erste Bedürfniß des menschlichen Geistes gewesen und daher auch in den ältesten Zeiten die ächteste und wahrste Poesie zu finden ist, daß man zurückkehren müsse zu dieser Einfachheit der Natur und der Kindlichkeit, wenn man wieder große Dichtungen erzeugen wolle, und vor Allem, daß das Große in der Welt aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse und alles Vereinzelte verwerflich sei. Dieses Princip, wornach der geniale Drang das Recht besitzt, nach sich die Welt zu bilden und seine volle Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, welches auch der Grundgedanke der ganzen Zeit wurde, war bei Hamann nicht das Resultat einer langsamen und klaren Forschung, sondern volle Ueberzeugung und unmittelbare zweifellose Anschauung. Indem Hamann aber Alles erfassen und das Höchste gewinnen wollte, ohne sich doch einen klaren Begriff von seinem Ziele zu machen und es energisch zu erstreben, konnte er es nicht erreichen, kannte er nirgends Freiheit, Maaß und Form und erschien er selbst denen, die ihn näher kannten, als ein Geheimniß, das schwer zu ergründen war; denn neben seiner geistigen Haltungslosigkeit verstieg er sich in religiös-frommer Einbildung dahin, daß er sich selbst für den vornehmsten der Sünder hielt, der von Gott zu seinen Diensten auserlesen sei, und wollte er am Seelenheile seiner Freunde mitarbeiten. Ueberhaupt verdarb er sich zu Allem die Lust und den Geschmack, verzagte er in dem Widerspruche von Täuschungen und war er doch wieder voll Sinnlichkeit, die den übersinnlichen Geist auf allen Schritten hemmte. Sein Gemüth, voll hypochondrischer Unruhe und Gährung, konnte nicht einmal Freundschaft würdigen: gegen diejenigen, welche ihn in Verlegenheiten und Noth emporgehalten und unterstützt, benahm er sich mit einer an Unverschämtheit gränzenden Wegwerfung, Niemand konnte vor seiner Verbissenheit ungefährdet bestehen, kaum Herder verschonte er mit seiner bitteren Galle und nur mit dem ihm geistesverwandten Jacobi stand er freundschaftlich bis an sein Ende; auch war dieser sein Charakter und seine üble Laune Ursache, daß er nicht einmal ein öffentliches Amt mehr verwalten konnte. Diesem entsprechend sind seine Schriften voll gesuchter sibyllinischer Sprüche, voll unverständlicher Anspielungen, deren Sinn er selbst bald nicht mehr wußte, voll kecker Zusammenstellungen des Gemeinen und Hohen, des Großen und Kleinen, voll Sprünge und unklarer Ausdrücke, aphoristisch und bald wie eine Reihe unverbundener Perlen, wie ein Himmel mit tausend Sternen, bald wieder unleserlich und unverständlich, daß man vergebens aus seiner bildlichen und symbolischen Darstellung den Sinn zu erfassen sucht. Sein Humor entbehrt durchaus der ästhetischen Feinheit der Gestaltung und kann nimmermehr Anspruch auf ächten und wahrhaften

Humor machen. Auch was den Inhalt seiner Schriften betrifft, so hat er es nie zu bestimmten Resultaten gebracht, sondern trat er blos angreifend oder verneinend darin auf. Zunächst wandte er sich gegen den ungründlichen Rationalismus der Berliner und die schuldogmatische Orthodoxie und berief sich dagegen auf das reine Bibelthum und den Glauben, der ihm über Alles ging. In seiner Verbissenheit erklärte er alle Satzungen der Vernunft für Lügen, die Philosophie für Kinderspielerei und griff er die großen Denker Spinoza, Mendelssohn und Kant wie Mörder an, während er sich mit dem frömmelnden Jacobi und Stilling befreundete. Seine pietistische Selbstgefälligkeit bewirkte, daß er Alles, was er that, für gottgefällig hielt und den wahren Menschen allein im Christen suchte; was jedoch dies für Christen seien, zeigt sich klar darin, daß er sich in den Kreis der frömmelnden Fürstin von Gallitzin zu Münster zurückzog, wo er auch sein Leben beschloß. So reich an Irrthümern, so wenig befriedigend auch sein Leben und seine Schriften waren, so hat doch Hamann eine bedeutende Wirksamkeit auf unsere Literatur ausgeübt, indem er die Originalität der Natur an die Stelle der Schulweisheit setzte, vom Genie mehr erwartete als von den Kunstregeln, und die Poesie als die Ursprache des Menschengeschlechts erklärte, die wir am reinsten und einfachsten in den Büchern Mosis, in Homer und allen Dichtungen aus der Kindeszeit der Völker suchen sollen. Selbst gewirkt hat er nur wenig auf unmittelbare Weise, aber sein inniges Verwachsensein der Ansichten mit dem Charakter, seine innige Verschmelzung des christlichen Glaubens mit dem Urtheile über Welt und Poesie regte seine Zeit und die späteren Geister noch lange mächtig auf und hat auf die romantische Schule noch einen bedeutenden Einfluß geübt.

Johann Georg Hamann, der Sohn eines bemittelten Barbiers, wurde am 27. August 1730 zu Königsberg geboren, studirte seit 1746 Theologie, bald aber vorzüglich Philologie und Poesie, wurde 1752 Hauslehrer bei der Baronin v. Budberg in Kurland, wo er nach einem halben Jahre wegen Mißverständnissen austrat, begab sich zu einigen Freunden bei Riga, wurde 1753 Hofmeister beim General v. Witten, kam 1755 wieder nach Riga zu einer Kaufmannsfamilie, wo er Staats- und Handlungswissenschaft studirte, kehrte dann in das Budberg'sche Haus und 1756 nach Königsberg zurück, von wo er in Angelegenheiten eines Handlungshauses eine Reise nach Berlin, Lübeck, Holland und England machte, sich in London ein Jahr lang verweilte und, aus Mißmuth über den ungünstigen Erfolg seiner Geschäfte, sich Zerstreuungen und Ausschweifungen überließ, woraus ihn das Lesen der Bibel wieder zog, ging 1758 nach Riga, im nächsten Jahre aber nach Königsberg zurück, wo er sich mit der alten und orientalischen Literatur abgab und eine Reise nach Kurland und Livland machte. Später trat er als Schreiber bis 1764 bei der Kriegs- und Domänenkammer in Dienst, wurde aber kränklich, machte eine Reise durch Deutschland, das Elsaß und die Schweiz, ging 1765 als Hofmeister nach Mitau, reiste nach Warschau, wurde 1767 in Königsberg bei der Provinzialaccise und Zolldirektion und 1777 als Packhofverwalter angestellt, konnte aber wegen Kränklichkeit diese Beschäftigungen nicht gut fortführen, ward 1784 durch wohlwollende Unterstützung eines ihm damals Unbekannten in eine sorgenfreie Lage gebracht, nahm 1787 seinen Abschied, machte eine Reise durch Deutschland und lebte bei seinem Wohlthäter und bei Jacobi abwechselnd zu Münster und Düssel-

dorf, bis er an ersterem Orte am 21. Juni 1788 starb. Hamann nannte sich auch auf einigen Schriften Magus aus Norden. Seine Schriften hat Friedrich Roth zu Berlin 1821 bis 25 in 7 Bänden herausgegeben, wozu 1842 ein achter Band mit Nachträgen von G. A. Wiener kam. Fragmente aus seinen Schriften veröffentlichte Cramer unter dem Titel sibyllinische Blätter des Magus aus Norden mit seinem Portrait, Leipzig 1819.

206. Was Hamann blos angeregt, wozu er die Ideen gegeben, das suchte Johann Gottfried Herder in's Leben einzuführen und zu einem üppigen Baume emporschießen zu lassen. Er war der Vermittler zwischen der Kritik und der schöpferischen Originalität, er setzte die Geister in Bewegung, öffnete neue Gebiete und streute neue lebenskräftige Ideen aus, aber mit ihnen fortzugehen bis zur dichterischen Gestaltung, der Bewegung bis zu ihren Consequenzen zu folgen vermochte er nicht und konnte sich daher auch nicht recht mit den großartigen Leistungen eines Göthe und Schiller befreunden und für die Philosophie Kant's empfänglich zeigen. Diese seine Stellung zwischen Hamann und Lessing und Schiller und Göthe, seine reiche Thätigkeit in so vielen Gebieten des Wissens und der Kunst und die Vorliebe für Poesie, wo er sie nur fand, war Ursache, daß er genug enthusiastische Verehrer fand, die ihn in den Himmel erhoben, während wieder Andere ihm jede Poesie absprachen und erst die neuere Poesie hat es vermocht, ihm seine wichtige Stellung in der deutschen Nationalliteratur zu sichern und seine Bestrebungen auf den Werth zurückzuführen, den ihnen keine Zeit rauben kann. In Ostpreußen geboren, erbte er von seinem Vater den kalten Ernst, von der Mutter die milde Gemüthsstimmung, und die Verschmelzung dieser Eigenschaften zieht durch sein ganzes Leben hindurch und zeigt sich in seiner bald liebevollen Sanftmuth, bald leicht erregbaren Empfindlichkeit, seiner launenhaften Melancholie und seiner humanen Begeisterung, in seiner bald eitlen Abgeschlossenheit, bald liebenswürdigem Umgange. Er schwankte zwischen Verstand und Phantasie und die Nüchternheit des Gedankens verhinderte ihn, ein wahrer Dichter zu werden, wofür ihn doch wieder die Natur bestimmt zu haben schien. Aufgewachsen unter drückenden Verhältnissen und despotischem Schulzwange und voll Liebe zum Lernen und Arbeiten, ward er frühe abgewendet von der Lebensfreudigkeit der Jugend, drängte er, sich ein reiches Wissen zu verschaffen und konnte er nicht zur Ruhe und zur Reife gelangen, als er ein öffentliches Lehramt in Riga verwaltete. Erst eine Reise nach Paris und die Bekanntschaft mit Göthe zu Straßburg trieb ihn zu schöpferischer Thätigkeit; sein geistliches Amt zu Bückeburg und der Umgang mit einer feinen Hofgesellschaft gab ihm die nöthige Lebensgewandtheit und ließ ihn seinen Feuereifer mäßigen, und zuletzt kam er in Weimar in eine Wirksamkeit, wo er mit bedeutendem Erfolg thätig sein konnte; aber seine ewige Unruhe, sein Eifer und das Streben, einem Ziele näher zu kommen, das ihn sein Schwanken nicht erreichen ließ, machten ihn unzufrieden mit seiner Stellung und seinem Leben, das er doch wieder ungern verließ, indem er sich noch im letzten Augenblicke nach idealischer Erhebung sehnte. In der ersten Hälfte seines Lebens, wo er

unzufrieden mit seiner Lage war und ein schweres Augenleiden ihn quälte, zeigte er einen Hang zur Melancholie und Trübsinnigkeit, weil ihm einerseits Eitelkeit anklebte und er andererseits wieder seine Mangelhaftigkeit fühlte und dieser Mißton, wenn ihn auch Freundschaft und Liebe zeitweise erheiterten, zog hinüber in die zweite Hälfte seines Daseins, wo er sich zwar ernstlich bemühte, Eitelkeit, Launenhaftigkeit und sein reizbares Wesen abzulegen, aber es niemals ganz erreichte, so daß selbst Göthe von ihm sagte, man sei nie zu ihm gekommen, ohne sich seiner sanften Milde zu erfreuen, aber auch nie von ihm weggegangen, ohne verletzt zu sein. Namentlich in Weimar, wo seine Stellung als erster Geistlicher des Landes von ihm verlangte, daß er sich von dem genialen Treiben seiner Kunstgenossen entfernt halte und die Würde seines Amtes bewahre, gerieth er oft in argen Mißmuth, der Anderen lästig wurde und der ihm selbst die Freuden des Lebens verdüsterte, weil er glaubte, seine Lebensstellung habe ihn seiner Bestimmung, ein Dichter zu sein, entzogen. Doch konnte Alles dies nicht verhindern, seinem Lebenszwecke, der Beförderung der Humanität, unausgesetzt nachzustreben und zum Kerne des Christenthums das Gebot zu machen, sich der Menschheit immer und überall anzunehmen. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit zeigte sich nicht minder ein Durchkreuzen von Verstand und Phantasie, von Empfindung und Philosophie und dies verhinderte, daß er zu einer sicheren Haltung und zu entschiedener Ueberzeugung gelangte, denn wo er Dichter sein sollte, machte sich der Philosoph und Gelehrte geltend, wo er als Gelehrter auftrat, drängte sich der Dichter ein und raubte ihm die wahren Erfolge. Die poetische Begeisterung verdankte er Hamann, mit dem er gern aus der Gegenwart in die Zukunft sich flüchtete, mit dem er die Ansprüche der Natur mit den Forderungen der Kultur zu einigen suchte; seine freisinnige Richtung, seine Achtung der Vernunftgesetze und seine kritisch-polemische Richtung empfing er dagegen von Lessing, dessen Mission er durchzuführen suchte, obwohl er sich keineswegs dessen Schärfe des Verstandes und dessen Klarheit und Entschiedenheit anzueignen vermochte. Lessing unterschied überall Poesie und Wissenschaft, aber Herder ging nur darauf aus, überall die Poesie aufzuspüren, entbehrte deshalb der schönen Form und neben unplastische Dunkelheit stellt sich bei ihm prosaische Nüchternheit, so daß selbst seine Dichtungen keine wahren Dichtungen sind und nur in einer geringen Anzahl von Produkten auf Unvergänglichkeit Anspruch haben, welche sich sogar Lessing für seine Gedichte in höherem Grade versprechen darf. Von diesem erbte er übrigens auch seine Liebe für das Vaterland, seinen Unwillen darüber, daß die Deutschen zu keiner nationalen Gesinnung kommen können und seine Vorliebe für die altdeutsche Dichtung, welche er wieder seiner Zeit eifrig in's Gedächtniß zurückrief.

Johann Gottfried Herder ist am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Kantor war, der die Lektüre seines Sohnes auf die Bibel und das Gesangbuch beschränkte, um ihm die Lust am Studiren zu nehmen.

Allein Herder las heimlich alle Bücher, die er bekommen konnte, und als der Prediger Treſcho den 16jährigen Jüngling in ſein Haus als Famulus und Schreiber nahm und ſeine Anlagen bemerkte, gab er ihm Unterricht im Griechiſchen und Lateiniſchen. Endlich lernte ihn hier der aus dem ſiebenjährigen Kriege zurückkehrende Wundarzt Schwarzerloh kennen und nahm ihn 1762 nach Königsberg mit, um ihn Chirurgie und ſpäter in Petersburg Medicin ſtudiren zu laſſen. Allein bei der erſten Sektion, der er beiwohnte, fiel er in Ohnmacht und entſchloß ſich auf Anrathen ſeines Schulgenoſſen Emmerich, Theologie zu ſtudiren, obwohl er aller Mittel entblößt war. Allein Emmerich verſchaffte ihm einige Stunden, mehrere Freunde in Mohrungen und der Buchhändler Kanter, dem er ſchon von Hauſe die Ode „an Cyrus“ zugeſendet hatte, unterſtützten ihn und 1763 erhielt er nicht nur ein Stipendium, ſondern auch eine Lehrerſtelle am Friedrichscollegium, wodurch ſeine nächſte Zukunft geſichert war. Er hörte Vorleſungen aus verſchiedenen Fächern, auch bei Kant, und Hamann erweckte in ihm die größte Zuneigung. Im Jahre 1764 wurde er auf des Letzteren Empfehlung als Collaborator an der Domſchule zu Riga angeſtellt und 1767 zugleich Prediger, auch erhielt er in dieſem Jahre das Inſpektorat der Petriſchule in Petersburg angetragen, allein ſein Drang, die Welt zu ſehen, veranlaßte ihn 1769 ſeine Stelle niederzulegen und zu Schiff nach Frankreich zu gehen. In Paris bekam er den Antrag, den Prinzen von Holſtein zu Eutin als Begleiter und Reiſeprediger drei Jahre lang nach Frankreich, Italien und anderen Ländern zu begleiten, unter Zuſicherung einer ſpäteren anderweitigen Anſtellung, und Herder ging nach Kiel, nachdem er unterwegs einen Schiffbruch erlebt hatte. Im Jahre 1770 wurde die Reiſe angetreten, in Darmſtadt lernte er ſeine ſpätere Gattin kennen und dann ſollte er über den Winter mit dem Prinzen in Straßburg bleiben, wo er ſich von einer Thränenfiſtel heilen ließ. Hier lernte er Göthe und Jung-Stilling kennen und nahm ſeine Entlaſſung, weil ihm der Oberhofmeiſter des Prinzen feindſelig entgegentrat, und da er ſich ſchon durch ſeine Fragmente über die neuere deutſche Literatur und kritiſchen Wälder literariſch bekannt gemacht hatte, ſo bekam er nun den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath nach Bückeburg, wohin er 1771 ging, nachdem er ſeine Braut in Darmſtadt geheirathet hatte. Anfangs gefiel es ihm in Bückeburg nicht, aber bald ſchloß er ſich der gräflichen Familie freundlich an und machte von hier aus auch zu Pyrmont die Bekanntſchaft mit Gleim. Allein der Wirkungskreis war ihm hier zu klein und als er einen Ruf als Hofprediger in Eutin und Profeſſor in Gießen abgelehnt hatte, entſchloß er ſich ſchon, als vierter Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger nach Göttingen zu gehen; doch ſollte er hier noch zuvor ein Colloquium zur Darlegung ſeiner doktoralen theologiſchen Kenntniſſe und ſeiner Rechtgläubigkeit beſtehen. Daher war es ihm erwünſcht, daß ihm am Tage, wo er ſich darüber entſcheiden ſollte, Göthe den Antrag machte, als Generalſuperintendent, Oberconſiſtorialrath und Hofprediger nach Weimar zu kommen, wohin er auch im Oktober 1776 ging, nachdem ſeine wirkliche Berufung durch niedrige Verläumdung ſo lange verzögert worden war. Obgleich er auch in Weimar viele Kämpfe gegen niedrige Angriffe zu beſtehen hatte, ſo erhielt er hier doch ein erfolgreiches Wirken; er verbeſſerte das Gymnaſium, errichtete 1787 das Schullehrerſeminarium, beſorgte 1795 ein neues Geſangbuch und 1798 einen neuen Katechismus und ſuchte überall zweckmäßigere und beſſere Lehrbücher einzuführen. Oefters litt er an Krankheit, beſuchte deshalb die Bäder zu Aachen, Karlsbad und Eger, auch machte er 1788 eine Reiſe nach Italien, welche wohl zu ſeiner Kränklichkeit viel beigetragen haben mochte. Nachdem er einen abermaligen Ruf nach Göttingen ausgeſchlagen, wurde er 1793 Vicepräſident des Oberconſiſtoriums, 1801 wirklicher Präſident und erhielt bald darauf vom Kurfürſt von Bayern als Geſchenk den Adelſtand, um den er durch den Grafen Görtz hatte nachſuchen laſſen, weil ſonſt einer ſeiner Söhne ein Gut in Bayern wieder hätte abtreten müſſen, und ſtarb am 18. Dezember 1803, nachdem er im Sommer zuvor eine Reiſe nach Eger und Dresden gemacht hatte. Im Jahre 1819 wurde ihm in der Weimar'ſchen Stadt-

Kirche zu St. Peter und Paul, wo er begraben iſt, eine eiſerne Gedächtnißtafel errichtet. Seine ſämmtlichen Schriften erſchienen in 45 Bänden, Stuttgart 1806 bis 1820 und in einer Taſchenausgabe von 60 Bänden 1827 u. ff. Eine Auswahl in Einem Bande erſchien 1844. Ueber ſein Leben ſchrieb ſeine Wittwe, Marie Karoline geb. Flachsland, Erinnerungen aus Herder's Leben, herausgegeben von J. G. Müller, Stuttgart 1820, 2 Bde., und Döring: Herder's Leben, Weimar 1823.

207. Herder war einer unſerer fruchtbarſten Schriftſteller, der ſich auf faſt allen Gebieten der Wiſſenſchaft verſuchte und hier auch mit größerem Erfolge gewirkt hat, als in der Dichtkunſt, wozu er nicht die nöthige ſchöpferiſche Kraft beſaß. Er wandte ſeine Thätigkeit dem klaſſiſchen und einheimiſchen Alterthume, dem Morgen- und Abendlande, den Engländern und Franzoſen, Italienern und Spaniern zu und arbeitete für Literaturgeſchichte und Aeſthetik, für Philoſophie und Theologie mit gleichem Eifer, überall die neuen Principien geltend machend und neue Wege eröffnend, ſo daß er mit ſeinem Geiſte alle Völker umſpannte und den Anfang zu unſerer welthiſtoriſchen Literatur machte. In ſeinen Schriften offenbart ſich überall das Hinüberſpringen ſeines Geiſtes vom nüchternen Verſtande in das poetiſche Reich der Phantaſie, welches am meiſten ſeinen Dichtungen geſchadet hat, die weder Klarheit noch Harmonie, weder leichte Beweglichkeit noch melodiſchen Klang beſitzen. Während er wie Klopſtock einen vollen gewaltigen Anflug nehmen will, zieht ihn die nüchterne Reflexion wieder darnieder und am ſchwächſten ſind ſeine dramatiſchen Verſuche, wie er überhaupt das Drama mit der Allegorie verwechſelte. Seine beſten Erzeugniſſe im Gebiete der Poeſie ſind ſeine *Nachdichtungen* und *Ueberſetzungen* der Volksgeſänge, worin er eine große Gewandtheit und Fähigkeit zeigte, ſich ganz an fremde Gedanken und Empfindungen anzuſchmiegen und ſie faſt als eigene Produktion wieder zu geben. Ihnen nähern ſich die *Legenden*, die nur zu lehrhaft geworden ſind. Seine eigenen ſelbſtſtändigen Dichtungen ſind dagegen mit wenigen Ausnahmen ſchwach und häufig trocken und nüchtern; mit dem wenigſten Glück verſuchte er ſich in ſeinen *chriſtlichen Hymnen* und *Kirchenliedern*, welche den Volkston des alten Kirchenlieds gänzlich verfehlen und vollkommen künſtlich ſind, auch das Streben nach Effekt zu offen auf der Stirne tragen. Größeren Erfolg hatte er mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die er mit den *Fragmenten zur deutſchen Literatur* 1767 eröffnete. Sie zeigen ſchon ſeine ganze Richtung, jene flüchtige Unterſuchung und Charakteriſtik, die ihm durch ſein ganzes Leben blieb, rhetoriſche Breite und prophetiſche Sprache und ein Hin- und Herſchwanken zwiſchen den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Zielen. Nur herrſcht hier noch eine jugendlichere Friſche und ein Vorwiegen des genialen Drangs ſeiner Zeit. Zwar lehnt er ſich dabei an die Literaturbriefe Leſſing's an, aber er richtete ſich nicht mehr gegen Einzelnes, ſondern blieb auf einem allgemeinen Standpunkte ſtehen, knüpfte das Neue an das Alte und ſuchte mehr durch Vergleichung zu zeigen, wo das Gute

liege und wo eine Umgestaltung zum Bessern nothwendig sei. Obschon diese Schrift noch das Gepräge der Unreifheit an sich trägt, so erregte sie doch seiner Zeit großes Aufsehen und es bewirkten nicht nur die Geistesblitze, mit denen er einzelne Gebiete des Wissens beleuchtete, sondern auch der richtige Takt und die Anschaulichkeit, womit er die neueren Schriftwerke mit den älteren verglich, sein Bekämpfen des französischen Geschmacks und sein Eifer, womit er auf eine nationale Literatur drang, daß diese Fragmente die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und andere Köpfe zu gleichen Bestrebungen ermunterten. Der Inhalt dieser Fragmente erstreckt sich auf Sprache und Dichtkunst; sie umfassen drei Abtheilungen, nämlich über die Sprache, die griechische und römische Literatur und als vierte Sammlung kann seine spätere Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts gelten. Lob und Tadel sind verständig gemischt und sein Urtheil über die Schriftsteller seiner Zeit im Ganzen richtig, obschon er z. B. nur leise die Mängel eines Klopstock andeutete, da die Zeit noch zu sehr in dessen Bewunderung befangen war. Besonders fiel der leichte, feine und edle Ton seiner Sprache darin auf, obschon seine abspringende, mehr unterhaltende als belehrende Manier keineswegs neben die ernste, zusammenhängende und logische Beweisführung Lessing's treten darf. In seinen darauf folgenden kritischen Wäldern besprach er besondere Gegenstände und trat er vorzüglich gegen Klotz auf, wobei er freilich weder die Verstandesschärfe noch die Klarheit und Gelehrsamkeit eines Lessing zeigte und mehr die Streitsache in die Boudoirs brachte, als daß er ein schwer wiegendes Gewicht in die Waagschale warf. Von großer Wichtigkeit für Herder war die Herausgabe seiner Blätter für deutsche Art und Kunst (1773), woran auch Göthe und J. Möser Theil nahmen und worin Herder viel offener und nachdrücklicher das Princip der Naturunmittelbarkeit und genialen Originalität vertrat. Hier hat er besonders auf Shakespeare aufmerksam gemacht und uns zuerst sein wahres Verständniß eröffnet, zugleich aber auch auf Ossian mit Begeisterung hingewiesen, so daß die junge drangvolle Welt ganz für diese Dichter begeistert wurde und im ersten Sturm der leidenschaftlichen Hitze selbst die Auswüchse dieser Dichter hochpries und nachahmte. Hier war selbst Herder noch zu begeistert für Shakespeare und Ossian und erst später hat er in neuen Aufsätzen sein Lob und seine Empfehlung auf das richtige Maaß zurückgebracht. Endlich fallen in die Zeit dieser Wirksamkeit die Stimmen der Völker (1778), womit er auf die Volksdichtung und deren poetische Berechtigung aufmerksam machte und seine große Befähigung, sich in den Geist des Fremden ganz hineinzuleben und Fremdes wie sein Eigenthum wieder zu geben, darthat. Der Erfolg dieser Schrift war um so bedeutender, als Herder dadurch mit dem Volksleben wieder eine Versöhnung anknüpfte, man das geistige Leben des Volks wieder achtete und dadurch der falschen Aufklärerei einen Riegel vorschob; auch hat dadurch das Verständniß aller Poesie und aller Geschichte der Poesie unendlich gewon-

nen und keine der seitherigen ähnlichen Leistungen Anderer hat die Herder'sche noch übertroffen.

208. Auch in der Theologie hat Herder nicht wenig Licht verbreitet, indem er sich in die Mitte zwischen die strenge Orthodoxie und den nüchternen Rationalismus stellte, über Religion zu streiten warnte und das wahre Christenthum mehr in der thätigen Menschenliebe, als in dem todten Buchstaben der Lehre suchte. Ihm war Religion ohne Vernunft, Lehrsatz ohne Ueberzeugung ganz werthlos und sein Standpunkt war die heilige Schrift, deren altes Testament ihm fast ganz als Poesie erschien. Wie sehr er überhaupt die trockene, gelehrte Erklärungsweise des alten Testaments durch Michaelis u. A. verschmähte, geht aus seiner Schrift: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774) hervor, wo er bei Mosis nichts als Poesie sucht, Alles vom Standpunkte des Dichters erklären will und blos dadurch das Erhabene, Heilige und Göttliche in der Bibel zu finden und zu erkennen für möglich hält. Diese Schrift hat jedoch weniger Werth für die Exegese des alten Testaments, wie er es hoffte, als für das richtigere Verständniß der orientalischen Weltanschauung und des Geistes orientalischer Poesie, die ohne den Standpunkt der kindlichen Auffassung nicht richtig gewürdigt werden kann. Was die Sprache und Form betrifft, so leidet auch dieses Buch an der hin- und herspringenden Manier, welche den Geist nicht zur Ruhe kommen läßt und mehr augenblicklichen Effekt, als nachhaltende Wirkung macht. Seine späteren Schriften, welche in dieses Gebiet gehören, haben den Zweck, auf wahre Humanität und auf Versöhnung der Philosophie mit der christlichen Religion hinzuwirken, wodurch sich Herder auf einen unsichern Standpunkt stellte, der Veranlassung gab, daß man einerseits seine Rechtgläubigkeit bemäckelte und andererseits seine philosophische Berechtigung bestritt, wie dies der Erfolg aller Halbheit ist, die einen Mittelweg wandern und Niemanden wehe thun will. Denselben Anstoß nahm man auch an seinen Erläuterungen zum neuen Testamente aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle, sowie an den Briefen zweier Brüder Jesu. Was er mit den Nationalliedern der Völker begonnen hatte, das versuchte Herder auch am Salomon'schen Hohen Liede 1748, das er als Lied der Liebe oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlandes zwar mit orientalischem Schwung und glühender Phantasie in eine schöne Dichtung umschuf, woran aber am wenigsten Theologen Gefallen haben können, die selbst nicht einmal an seiner Uebersetzung der Offenbarung Johannes, die doch einen ganz orientalischen Charakter hat, Behagen fanden. Herder wirkte mit allen diesen Schriften nur auf die höheren Stände, denen solche Anschauungsweise gefiel und die weder Zeit noch Ernst dazu besaßen, tiefer in das Wesen der Sache einzudringen. Für diese Klassen erschienen nun 1780 auch Herder's Briefe über das Studium der Theologie, worin er den jungen Theologen zu zeigen sucht, wie sie die Mitte zwischen den gelehrten Fer-

schern und den seichten Aufklärern inne halten könnten; aber von Dogmatik oder Moral, was man hier doch vorzüglich suchen sollte, ist bei weitem weniger die Rede, als von Poesie und wie man Geist und Geschmack zu bilden habe. So wenig übrigens auch das Buch als Anleitung zur Theologie zu empfehlen sein möchte, so hatte es doch das Verdienst, daß es gegenüber der nüchternen Zeitrichtung, die überall nach äußeren praktischen Zwecken strebte, Poesie auch unter den Geistlichen nährte und erhielt, so daß das Buch nicht geringe Verbreitung erlangte. Bald darauf erschien seine Schrift über den Geist der hebräischen Poesie, worin er ebenfalls Religion und Poesie verbindet und mit übertriebener Begeisterung die poetische Bedeutsamkeit der Hebräer darzulegen sucht. Er lehrt darin, wie die Hirtensagen im ersten Buche Moses zu entwickeln sind und das Wesen eines Urvolks genauer zu erkennen, zeigt dann, wie man die hebräischen Dichter lesen und ihre Bilder verstehen soll, begeht aber den Fehler, das, was allen orientalischen Völkern gemeinsam ist, den Hebräern allein zuzuschreiben und so zu übertreiben, wie überhaupt sein Buch ganz vom historischen Boden weggleitet und in's Gebiet der Schwärmerei hinüberführt, welche weder für die Dichtung noch für die Wissenschaft ein günstiger Boden ist. In seinen christlichen Reden predigt er mit vieler Wärme die Menschenliebe und herrscht ein ethisch-praktischer Geist überall vor, wogegen seine theologischen Schriften seine schon erwähnten Ansichten an speciellen Gegenständen, wie an der Auferstehung Christi und an der Unsterblichkeit, darlegen sollen. Der Inhalt ist jedoch zu speciell der Theologie angehörig, als daß er hier näher erörtert werden könnte, und es ist überhaupt von allen seinen theologischen Schriften gleichmäßig zu bemerken, daß sie weniger diese Wissenschaft förderten, als die Humanität, die das Ziel von Herder's ganzer Thätigkeit war.

209. Dieses Ziel ist am deutlichsten ausgedrückt in seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784), die nicht vollendet ist und die Resultate seines ganzen Strebens zusammenfaßt. Er wagte sich damit zu gleicher Zeit auf das Gebiet der Geschichte und Philosophie, ohne für eines derselben die nöthige Befähigung zu haben, denn für die Geschichte fehlte ihm die Ruhe, um bei den Thatsachen zu verweilen und sie gründlich zu erforschen und aufzufassen. Die Phantasie tritt einer ruhigen Prüfung überall hindernd in den Weg und er wähnt, ein genialer Blick und Divination könne gründliche Erwägung ersetzen; für die Philosophie mangelte ihm aber die dialektische Schärfe und überwog bei ihm die Empfindung zu sehr. Herder machte sich in diesem Buche zur Aufgabe, das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen und er schweifte daher von der Geschichte in die Natur hinüber, um von ihr zur Menschheit emporzusteigen und die Entwicklung der Humanität zu zeigen. Sein großer Fehler war dabei, daß er, blos auf Inspiration vertrauend, aus flüchtig gelesenen Büchern mit der Zuversichtlichkeit eines Sehers über die dunkelsten und schwierigsten Punkte der Astronomie,

Physik, Geologie und Ethnographie abspricht, mit großer Bestimmtheit eine Fortentwicklung der Geschöpfe lehrt, ohne irgendwie Naturkenner zu sein, und aus der äußeren Bildung des Menschen auf seine Anlage zur Humanität und Religion schließt und so zu dem Resultate kommt, daß der Mensch ein Mittelglied zweier Welten sei. Im Ganzen kann daher diese Schrift als eine durchaus verfehlte betrachtet werden, obschon sie zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte und auch jetzt noch von Vielen als eine Fundgrube genialer Lichtblicke betrachtet wird. Das einzig Verdienstliche daran ist, daß er damit einen rühmlichen Versuch machte zu einer Wissenschaft, die noch heute ihre Ausführung erwartet, und daß er zuerst praktisch den Grundsatz aufstellte und durchführte, die einzelnen Völker und Zeiten nicht nach einem vorweg angenommenen Maßstabe und Standpunkte zu beurtheilen, sondern jedes Volk und jede Zeit nach ihren besonderen Verhältnissen zu würdigen und in ihrem eigenthümlichen Lichte erscheinen zu lassen; ebenso daß damit die Geschichte aus ihrem alten Standpunkte einer Erzählung von einzelnen Thatsachen und Ereignissen heraustrat und lernte, jedem Volke und jeder Zeit die ihnen gebührende Stelle in der Entwicklung der Menschheit anzuweisen und überhaupt die ganze Weltgeschichte zu einer Geschichte der Menschheit zu machen. — Nach diesem Buche begab sich Herder noch öfters auf das Feld der Philosophie, wie in seinem Gespräche über Spinoza (1787), worin er diesen Philosophen gegen die Beschuldigung des Atheismus vertheidigte. Später schrieb er auch gegen Kant in mehreren Schriften und erlaubte sich dabei Hohn und Spott gegen dessen transscendentale Spekulation und ästhetische Theorie; aber weder war er seinem Gegner gewachsen, noch konnte er die neue Zeitrichtung richtig verstehen und würdigen und es spricht hier aus allen Seiten seine immer größer werdende Gereiztheit und Mißlaune, weil die Zeit und die großen Geister, wie Göthe, Schiller und Kant, ihn überholten und er nicht mehr nachfolgen konnte. Dies zeigte sich besonders auch in der Art und Weise, wie er nicht nur die Gegenwart ignorirte und hämische Vergleichungen darüber anstellte, sondern auch für das Veraltete und Abgelebte mehr Sympathien zeigte, wenn es auch mittelmäßig und unbedeutend war. Leider spricht sich dieser Mißmuth und diese Duldung der Mittelmäßigkeit auch in seinen Briefen zur Förderung der Humanität (1793) aus, obschon er hier wieder auf seinen alten Zweck zurückkommt, eine Versöhnung der Humanität und des reinen Christenthums anzubahnen. — Wir übergehen seine Adrastea, seine verschiedenen kleineren Schriften und Schulreden und erwähnen nur noch des Cid (1801), weil diese Schrift fast noch am meisten in der Gegenwart gelesen wird. Eine eigene Schöpfung ist dies Gedicht jedoch nicht, er hat blos damit einen glücklichen Griff in die reiche altspanische Lieder- und Romanzenwelt gethan und die zerstreuten Gesänge mit sinniger Kunst zu einem epischen Kranze zusammengeflochten, so daß es als ein Ganzes erscheint und den Geist der spanischen Nationalität und der Ritterlichkeit des Mittelalters in einem

ſchönen Bilde vorführt. Die Einförmigkeit der Originalromanzen verhinderte, daß das Gedicht in allen ſeinen Theilen dieſelbe poetiſche Friſche zeigt, aber Herder hat dafür gethan, was er vermochte, und ſelbſt treuere Ueberſetzer der neueren Zeit haben es nicht vermocht, die Herder'ſche Arbeit zu erreichen, geſchweige denn zu übertreffen.

Hat nach Allem dieſem Herder auch als Dichter keine große Wirkſamkeit geübt und darf er ſogar nicht einmal auf den Kranz eines eigentlichen Dichters Anſpruch machen, ſo bleibt doch immerhin ſeine Stellung in der Literaturgeſchichte wichtig und bedeutungsvoll, denn er hat überallhin reichen Saamen und neue Ideen ausgeſtreut, die Sturm- und Drangperiode nahm vorzüglich von ihm ihren Ausgang und ſelbſt die neue Romantik hat in Herder einen mächtigen Förderer gefunden. Doch ſeine Anregung und Wirkſamkeit reicht noch weiter, bis auf unſere Tage, denn er vorzüglich hat uns die reiche poetiſche Welt des Orients aufgeſchloſſen, woraus Göthe ſpäter ſchöpfte und noch jetzt Rückert ſeine koſtbarſten Perlen holt; er hat uns zuerſt das richtige Verſtändniß Shakeſpeare's eröffnet, er hat auf den Reichthum der mittelalterlichen Poeſie aufmerkſam gemacht, welche unſere großen Meiſter Grimm, Lachmann, Wackernagel und Gervinus in ihrem vollen Glanze wieder hervortreten ließen, und durch ihn vorzüglich ward gezeigt, wie man die Schriftwerke aller Zeiten und Völker beurtheilen und literar-hiſtoriſch zu würdigen habe, und Herder's Andenken wird daher nimmer verlöſchen, ſein Wirken nie der liebevollſten Anerkennung entbehren, wenn auch längſt ſeine Werke vergeſſen ſein werden.

210. Nachdem durch Herder die Anregung nicht nur gegeben, ſondern auch die neue Zeit eröffnet war, erhoben ſich ſogleich die jungen Talente, um die Bewegung fortzuführen und ſelbſtſchöpferiſch aufzutreten. Hier zeigte ſich dann ſogleich ein bemerkenswerther Unterſchied zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, indem neben einander beide Theile gleichmäßig Antheil nahmen an der literariſchen Reformation, die Norddeutſchen aber mehr die Lyrik und die Süddeutſchen vorzüglich die Dramatik ausbildeten, was man kaum erwartet hätte, da ja die Minnepoeſie hauptſächlich in Süddeutſchland zu Hauſe war. Nicht minder bemerkenswerth iſt es, daß nun die Lyrik gerade da ihre Stätte aufſchlug, wo ſie ſich noch nie geregt hatte, und daß zum Mittelpunkte eines Dichterkreiſes Göttingen wurde, wo man bisher alle idealiſtiſchen Beſtrebungen für Thorheiten erklärte. Nur das noch junge und friſche Leben dieſer Univerſität, der Umſtand, daß dort auch neuere Literatur, beſonders die engliſche, gepflegt wurde, und Heyne's mehr äſthetiſche Behandlung der klaſſiſchen Philologie laſſen ſich als Grund dafür angeben, daß ſich hier eine Anzahl aufſtrebender Talente zuſammenfand, welche ſich zu einem förmlichen Dichterbunde vereinigen mußten, um ſich gegen die Ungunſt der Verhältniſſe zu ſichern und in produktiver Thätigkeit zu erhalten. Von allen Profeſſoren war keiner den Muſen geneigt als Haller, der jedoch keineswegs poetiſches Genie beſaß, und Abra-

ham Gotthelf Käſtner, der ſchon zu alt und zu ſehr Mathematiker war, um den Enthuſiasmus der jungen Leute zu theilen. Er war noch in der Gottſched'ſchen Glätte und Kaltheit befangen, ſeine philoſophiſchen Abhandlungen ſtanden noch auf dem Wolf'ſchen Standpunkte und ſeine Epigramme lagen auf einem ganz anderen Gebiete als das war, welches jetzt kultivirt werden ſollte. Sie ſind immer auf die Wirklichkeit gerichtet, treffen ſcharf und ſicher und züchtigen die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menſchen ohne alle Rückſicht der Verhältniſſe; allein ſie ſind zu kalt und abgemeſſen, als daß ſie belebend wirken könnten und richten ſich ſelbſt gegen den Genialitätsdrang, ſo daß ſie keine Wirkung auf die junge Dichterſchule zu machen vermochten. Käſtner war jedoch der Einzige, der ihr nicht hemmend entgegentrat, ſondern ſie ſogar beſchützte, wie er auch in ihren Muſenalmanach von ſeinen Epigrammen gab, die akademiſchen Studien Bürger's erleichterte, dieſen mit Boie in Verbindung brachte und ſelbſt einzelne Mitglieder des Vereins in die deutſche Geſellſchaft aufnahm.

Die erſte Veranlaſſung wurde Boie, welcher im Jahre 1770 den Göttinger Muſenalmanach herausgab und nach und nach die verſchiedenen poetiſchen Talente an ſich zog, welche ſich in Göttingen zuſammen fanden oder mit dieſen in Verbindung ſtanden; aber die eigentliche Seele des Vereins war Voß, an den ſich noch Bürger, Hölty, Miller, Cramer, Hahn, die Brüder Stolberg, Claudius, Leiſewitz, Gerſtenberg und einige Entferntere anſchloſſen, wie ja auch Göthe zu dem Almanach Gedichte beiſteuerte. Dieſe Dichter waren noch zu jung und überſchwänglich, um die Wirklichkeit zu begreifen und zu erfaſſen, ſondern der jugendliche Drang trieb ſie, Alles von der idealen Seite zu ergreifen, ſich ſelbſt eine poetiſche Welt zu bilden und in ſubjektiver Ueberſchwänglichkeit zu ſchweben. Von Klopſtock ergriffen ſie Religion und Vaterland, Freundſchaft und Tugend als ihre Aufgaben, welche ſie mit oft übertriebener Begeiſterung befangen. Darum war ihnen das Franzoſenthum, das Laſter und die Sklaverei verhaßt, wandten ſie ihren Ingrimm gegen Wieland und ſeine Richtung und erhoben ſie dagegen das Vaterland, deutſches Leben und deutſchen Geiſt. Ihre Poeſie war eine durchaus lyriſche, aber ſie ſchied ſich gleich im Anfange in doppelter Richtung; die Einen dichteten in wilder ſchwärmeriſcher Begeiſterung und freudeberauſchter Entzückung von Vaterland und Freiheit, die Anderen mit ſentimentaler Schwärmerei und krankhafter Empfindſamkeit, voll Liebe für das idylliſche Naturleben, voll unbefriedigter Sehnſucht und im Tone wehmüthiger Trauer. Unter Berufung auf Klopſtock, den ſie faſt abgöttiſch verehrten, erhoben ſie ſich gegen Alle, die nicht an ihr Loſungswort, die Natur und Deutſchthum, glaubten, ſie verehrten Kleiſt und Geßner, weil ſie der Natur ihre Stimme liehen, und prieſen Göthe, der im Götz verwandte Saiten anſchlug, ja mit Herder erhoben ſie auch Oſſian und achteten ihn Anfangs ſogar höher als einen Homer. Dieſer forcirte Enthuſiasmus konnte den Leiſtungen der jungen Dichter auf die Länge der Zeit nur ſchädlich werden, denn er führte ſie zu erzwungener Erha-

benheit, Geziertheit und Affektation, so daß die rechte poetische Ausgleichung fehlte, und der Beweis davon war in der Folge am besten dadurch geleistet, daß der Verein sich bald wieder auflöste und die länger lebenden Dichter von ihrem Kothurne wieder zur nüchterneren Wirklichkeit zurückkehrten. — Was das Historische dieses Göttinger Dichterbunds betrifft, so schloß man ihn mit derselben überschwänglichen Begeisterung am Abende des 12. Sept. 1772, man gelobte sich ewige Freundschaft, beschloß eine jährliche Stiftungsfeier zu halten und Religion, Tugend, Empfindung und reinen und unschuldigen Witz zu geloben, vor Allem aber Klopstock zu verehren, den besonders Friedrich v. Stolberg bis zur Carrikatur nachahmte. Beim Rheinwein, in Festkleidern und unter Jubel ward in Hahn's Stube die Feier vollendet, Wieland in seinem Idris zertreten und im Bildniß verbrannt und Toaste auf Klopstock und Hermann den Cherusker ausgebracht. Wichtiger war die Bestimmung, daß man die selbstverfaßten Gedichte bei diesen sonnabendlichen Zusammenkünften kritisch besprach und dadurch das Urtheil übte und schärfte. Dieser auf Freundschaft und gleichmäßiges Streben gegründete Verein konnte aber nicht lange bestehen, weil schon 1773 die Stolberge und 1775 die anderen Mitglieder die Universität verließen, um in's praktische Leben einzutreten, selbst der Musenalmanach sich in zwei schied und nach und nach nun auch sogar die Freundschaft der Einzelnen erkaltete. Nur Voß erhielt die Erinnerung daran am längsten und zuletzt ist der Verein ganz spurlos verschwunden, weil die Richtungen seiner Glieder zu sehr auseinander gingen. Doch ohne bedeutende Wirksamkeit war der Göttinger Dichterbund nicht; er erzeugte nicht nur einzelne köstliche Perlen unserer Lyrik, sondern wandte sich auch der idyllischen und anderen Dichtungsarten wieder zu, bearbeitete die Romanze und Ballade und befreundete das deutsche Lied wieder dem Volke; auch warf er sich mit Vorliebe auf Uebersetzungsversuche und nachdem Bürger und Stolberg begonnen hatten, den Homer und andere Gedichte des klassischen Alterthums zu übertragen, hat dies Voß zu höherer Vollkommenheit gebracht und durch seine zahlreichen Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter unserer Nation in weiteren Kreisen das Verständniß des klassischen Alterthums erschlossen.

Abraham Gotthelf Käſtner ist im Jahre 1719 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war, erhielt durch diesen seine wissenschaftliche Bildung, ohne je eine Schule zu besuchen, begann im 12. Lebensjahre das Studium der Philosophie, Physik und Mathematik, daneben auch der Rechte, verließ 1737 die Universität, disputirte 1739 und begann Vorlesungen über Mathematik, Philosophie, Logik und Jurisprudenz zu halten, wurde 1746 außerordentlicher Professor, 1756 Professor der Naturlehre und Geometrie zu Göttingen, 1765 Hofrath und wirkte hier als einer der ausgezeichnetsten Lehrer und großer Mathematiker, bis er am 20. Juni 1800 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften über strenge Disciplinen ist seine Geschichte der Mathematik, 1795, hervorzuheben. Seine Vorlesungen in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen erschienen in 2 Sammlungen, Altenburg 1768 und 1773; Neueste, großentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, Gießen 1781; Vermischte Schriften, Altenburg 1755—72, 2. Aufl. 1773—83; Gesammelte

schönwissenschaftliche Werke 1841. Viele seiner Epigramme, und zwar die schärfsten, sind ungedruckt. — Ueber den Göttinger Dichterbund vergl. die gleichnamige Schrift von R. E. Prutz, Leipzig 1841. Die Idee zum Almanach entlehnte Boie von dem 1765 zuerst in Paris erschienen Almanac des Muses. Der erste Jahrgang des deutschen Almanachs erschien für das Jahr 1770 zu Göttingen unter Boie's Leitung; 1776 übernahm ihn Voß zu Hamburg, während Göckingk den Göttinger fortsetzte, aber 1778 sich mit Voß vereinigte, bis 1787 zwischen beiden Redakteuren Streitigkeiten entstanden und Göckingk zurücktrat. Den Göttinger Almanach führte 1779 bis 1794 Bürger fort und nachher K. v. Reinhard, bis er 1804 einging. Der Vossische hatte jedoch schon mit dem Jahrgange 1800 geendigt.

211. Der Aelteste dieses Dichterbundes, der Begründer und anfängliche Mittelpunkt war Heinrich Christian Boie, der zwar selbst kein schöpferisches Talent besaß, aber es desto besser verstand, andere Talente anzuregen und zu dichterischer Produktion zu ermuntern, denn ehrenhaft, besonnen und voll Liebe für Poesie, besaß er eine vielseitige Bildung, war er bewandert in der einheimischen und fremden Literatur, von ausgebildetem Geschmack und fähig sich mit den verschiedenartigsten Geistern zu vertragen, die er dann auch um so leichter vereinigte. Sein Weggang von Göttingen, um sich einem praktischen Lebensberufe zu widmen, trug viel dazu bei, den Dichterbund aufzulösen, mit dessen Mitgliedern er auch später noch in Verbindung stand, namentlich mit Voß, der sein Schwager war. Seine eigenen Dichtungen haben eine gefällige Form und zeugen von vielem Gemüthe, besitzen aber nicht die Kraft und den Schwung der übrigen Leistungen des Vereins und sind daher so ziemlich verschollen. Einen reicheren Dichterruhm hat sich dagegen Gottfried August Bürger erworben, der blos mit diesem Dichtervereine in mittelbarer Verbindung stand und alle anderen weit überragte. Er besaß ein großes und reiches Dichtertalent und hätte sich auf eine bedeutende Höhe schwingen können, hätte nicht seine Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit und ungünstige äußere Verhältnisse ihn darniedergedrückt und seinen Dichtergenius an harmonischer Entfaltung verhindert. Bei feurigem sinnlichem Temperamente erhielt er nicht nur eine falsche Erziehung, sondern fand er auch später keine leitende Hand, die ihn von den Verirrungen der Jugend zurückhielt und zu mäßigen verstand. Zu früh kam er auf die Universität und in den Strudel des akademischen Lebens, unregelmäßig betrieb er seine Studien und wenn er sich auch eine tüchtige Kenntniß der alten Literatur erwarb und in Göttingen auf den Weg des Besseren einlenken wollte, so gerieth er doch auch bald hier wieder in ökonomische Verlegenheiten und sittliche Verirrungen und die Göttinger Aristokratie behandelte den Dichter ohnehin fast als Geächteten. Durch Boie ward er nicht nur in die Literatur eingeführt, indem ihm dieser den Musenalmanach öffnete, sondern durch dessen Vermittlung erhielt er auch eine Stelle als Justizamtmann und ward er mit seinem Großvater versöhnt. Aber neue ökonomische Verwicklungen drohten ihm auch hier; wie er seiner Braut am Altare die Hand reichte, entbrannte er in glühender Liebe zu deren Schwester; zehn Jahre lang ward er von dieser Leidenschaft durchtobt und als er im eilften Jahre, nach dem Tode

seiner Frau, seiner Geliebten die Hand reichte, starb auch sie nach einigen Monaten. Eine mißlungene Pachtspekulation brachte ihn um sein Besitzthum, eine neue Verbindung mit einem Mädchen aus Schwaben, das sich ihm in einem Gedichte selbst antrug, ward für ihn nur eine Quelle neuen Jammers und als er, von dieser geschieden, endlich durch eine Professur in Göttingen und durch Unterstützung der hannoverschen Regierung noch einige ruhige Tage erhoffen konnte, suchte ihm Schiller durch eine freilich wahre, aber lieblose Recension auch seinen Dichterlorbeer zu rauben und an Geist und Körper gebrochen, starb er frühzeitig im 46sten Jahre. Ein solches Leben und solche Schicksale mußten auch die reichste Dichterkraft vernichten und Bürger ist in dieser Hinsicht mit Günther nahe verwandt. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch große Lebendigkeit und glänzende Farbenpracht, welche nur zu leicht bestechen, aber sie sind alle in seinem Innern nicht zur Reife gediehen, flüchtig entworfen und ausgeführt und nirgends kam er zu einer reinen Stimmung, sondern überall unter dem Schönsten und Höchsten zeigt sich der Stachel der Bitterkeit, der Ironie und des Schmerzes, an Hohes streift das Gemeine, an den Ernst leichtsinniger Witz und an die Wahrheit der Natur Künstlichkeit. Wenn Bürger auf den Ruhm eines Volksdichters Anspruch macht, so kann ihm mit Recht entgegengehalten werden, daß er zwar eine gute Anlage dazu besaß, daß er sogar wie kein anderer Dichter seiner Zeit das Volksmäßige traf und in diesem Gebiete auch sein Bestes leistete, aber zu dem Volke hinunterstieg, anstatt es zu sich heraufzuziehen, wie er überhaupt den reinen Ton der Dichtung nicht festhielt, sondern in Derbheit und die gemeine Rohheit der Wirthshaussprache nur zu häufig verfiel. An der Spitze seiner Dichtungen steht unstreitig Lenore und wenn er auch hier, wie bei den meisten seiner Balladen und Romanzen, fremde, besonders englische Quellen zu Grund legte, so ward doch dieses Gedicht bis heute noch nicht an Wohlklang und Wohllaut übertroffen und steht es an Volksmäßigkeit des Ausdrucks nur den Göthe'schen Gedichten nach. Doch selbst in diesem Gedichte strebt er zu sehr nach Effekt und verfällt er in unnütze, rhetorische Malerei. Neben die Lenore können das Lied vom braven Manne, Robert, das Lied von Treue und der Kaiser und der Abt treten; auch mag es wenige Gedichte geben, welche mit seinen Sonetten zu vergleichen sind, unter denen das „an das Herz" sein bestes sein mag. Dagegen ist eine nicht geringe Anzahl seiner Gedichte nicht nur schwach, sondern sogar unnatürlich, trivial und widrig. Neben solchen Ausartungen und Mißgriffen ist jedenfalls nicht zu verkennen, daß er zuerst wieder den frischen Naturton anschlug, daß er eine solche Leichtigkeit der Darstellung, eine solche Gefügigkeit und Geschmeidigkeit der Erzählung, einen solchen Wohllaut der Sprache und Fluß der Verse besaß, wie wir es selbst bei den größten Meistern unserer Literatur nicht wieder finden, ja in einigen Gedichten hat er es zu wahrer lyrischer Meisterschaft gebracht. Auch an Uebersetzungen hat sich Bürger versucht und eine solche von

der Ilias Homer's in Jamben und Hexametern begonnen, wodurch er den Weg zu den ſpäteren Arbeiten bahnte und in manchem Einzelnen Vortreffliches leiſtete.

Heinrich Chriſtian Boie iſt am 19. Juli 1744 zu Meldorp im Holſteiniſchen geboren, ſtudirte in Göttingen, gab dort den Muſenalmanach heraus, wurde 1775 Stabsſecretär zu Hannover, 1781 däniſcher wirklicher Juſtizrath und Landvogt der Landſchaft Süddithmarſchen zu Meldorp, ſpäter Etatsrath und ſtarb am 3. März 1806. Von 1776 gab er mit Dohm gemeinſchaftlich und 1778 bis 1791 allein das deutſche Muſeum heraus. Seine Jugendgedichte erſchienen 1770 zu Bremen, ſeine ſpäteren hat er aber nicht geſammelt. — Gottfried Auguſt Bürger iſt am 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberſtadt geboren, wo ſein Vater Prediger war, hatte keine große Luſt zum Lernen und zog lieber in einſamen Gegenden des nahen Gehölzes umher, beſuchte 1760 das Lyceum zu Aſchersleben, wo ſein Großvater lebte, zeigte frühe ſein poetiſches Talent, machte Epigramme und Spottgedichte und reizte dadurch ſeine Mitſchüler ſo ſehr gegen ſich auf, daß man ihn 1762 nach Halle thun mußte. Hier wurde er mit Göckingk bekannt, bildete ſich raſch aus und konnte ſchon 1764 das Studium der Theologie beginnen. Allein er betrieb lieber das Studium der alten und neuen Dichter, ward vom Geheimen-Rath Klotz darin beſtärkt, bei dem aber ſein ſittlicher Charakter nicht gewann, und da er immer lockerer lebte, ſo rief ihn, weil ſein Vater geſtorben war, ſein Großvater zurück. Dieſer erlaubte ihm endlich 1768 in Göttingen Jurisprudenz zu ſtudiren und im erſten Semeſter war auch Bürger fleißig, aber bald verfiel er wieder in ein lockeres Leben, ſein Großvater entzog ihm ſeine Unterſtützung und Bürger gerieth in Schulden. Endlich raffte er ſich auf Boie's Zuſpruch wieder auf, ſtudirte eifrig, dichtete ſeine beſten Produkte und erhielt 1772 die Stelle als Juſtizbeamter zu Altengleichen, worauf ſich auch ſein Großvater mit ihm verſöhnte, ſeine Schulden bezahlte und die Kautionsſumme erlegte. Dieſe ging jedoch durch einen ſchlechten Freund verloren und damit bekam Bürger ſeine ganze Vermögenslage wieder zerrüttet. Im Jahre 1774 heirathete er die älteſte Tochter des hannover'ſchen Beamten Leonhard zu Niedeck und hatte dabei nicht aus Liebe gewählt, ſondern blos eine tüchtige Hausfrau geſucht; aber da verliebte er ſich in deren vierzehnjährige Schweſter, heirathete dennoch die ältere und ward nun vom Wahnſinn des heftigſten Liebesbrandes, der getheilt ward, zehn Jahre lang verzehrt. Leider ward dies Liebesverhältniß öffentlich bekannt, man feindete Bürger von allen Seiten an, er ſuchte 1780 durch Pachtung eines Guts in Appenroda ſeinen mißlichen Vermögensverhältniſſen wieder aufzuhelfen und gerieth nur um ſo tiefer in Zerrüttung, ja man klagte ihn ſogar an, ſein Richteramt untreu und nachläſſig verwaltet zu haben, weshalb er es gekränkt 1784 niederlegte. Als endlich ſeine Gemahlin geſtorben war, zog er nach Göttingen, erhielt durch Vorleſungen und den Muſenalmanach ein hinreichendes Einkommen und verband ſich dann mit ſeiner heißgeliebten Molly; aber ſchon nach zehn Monaten ſtarb ihm dieſelbe, kurz nach ihrer erſten Entbindung von einer Tochter. Tiefgebeugt nahm er alle Kraft zuſammen, um ſich wieder aufzuraffen, er ſtudirte die Kantiſche Philoſophie, erhielt 1787 von der Univerſität Göttingen die philoſophiſche Doktorwürde, 1789 die Stelle als außerordentlicher Profeſſor, obſchon noch ohne Gehalt, und ſehnte ſich ſchon darnach, ſeine drei bei Verwandten untergebrachten Kinder wieder zu ſich zu nehmen, als ihm, veranlaßt durch den Eindruck ſeiner Gedichte, Marie Chriſtine Eliſabethe Hahn aus Stuttgart (geb. 19. November 1769) in einem Gedichte ihre Liebe und Hand anbot und Bürger nach kurzen Unterhandlungen 1790 dieſelbe heirathete. Doch dieſe Ehe fiel höchſt unglücklich aus, nach zwei Jahren mußte ſie wieder getrennt werden und von nun an wankte Bürger immer mehr dem Grabe zu, beſonders da auch Schiller im Jahre 1791 über ſeine Dichtungen ein hartes Urtheil fällte. Zuletzt litt er ſogar äußeren Mangel und ein Geſchenk der Regierung konnte kaum den Hunger von ſeinem Krankenbette verbannen. Er ſtarb am 8. Juni 1794 zu Göttingen. Ein

einfaches Denkmal ward ihm 1799 im Ullrich'schen Garten gesetzt. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1778; 1790—91 gab er das Journal Lyceum oder Akademie der schönen Redekünste heraus (Berlin), 1787 Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen (Göttingen). Seine sämmtlichen Schriften gab Reinhard (Göttingen 1796—98, 4 Bände) heraus, der auch (1825—26, Berlin) seine Vorlesungen in Göttingen als Lehrbuch der Aesthetik und Lehrbuch des deutschen Stils drucken ließ. Neue Ausgaben von Bürger's sämmtlichen Werken erschienen 1829 in 6 Bänden, 1835 in einem Bande und 1844 in 4 Bänden. Die Quellen seiner Gedichte wies nach: Valentin Schmidt, Balladen und Romanzen der Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, Berlin 1827. Ueber sein Leben vergl. H. Döring: Leben Bürger's, Berlin 1825, und Dr. Althoff, Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürger's.

212. Mehr noch als Boie wurde Johann Heinrich Voß der Mittelpunkt dieses Dichtervereins und er allein hat auch dessen Streben mit größerer Entschiedenheit erfaßt und durchgeführt. Gerade sein festes, energisches Vorschreiten, seine derbe Natur und die Vielseitigkeit seines Wirkens hat aber bei Voß mehr als bei anderen Dichtern bewirkt, daß das Urtheil über ihn hin- und herschwankt und ihn die Einen als klassisch bezeichnen, während ihn Andere wieder für aller dichterischen Anlagen entbehrend und einen seltsamen literarischen Pedanten erklären. Auch Voß ist auf dem Lande geboren, in ländlichen Kreisen erwachsen und aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen; aber sein kräftiger, energischer und fast trotziger Geist und sein fester, des Ziels sich sicher bewußter Willen ließ ihn alle Schwierigkeiten überwinden und eine feste und gesicherte Stellung im Leben, in der Wissenschaft und Poesie erringen. Das Bewußtsein, nur sich allein Alles zu verdanken, die Sicherheit seines Strebens und ernsten Ziels und die Erprobtheit seiner geistigen Kräfte machten ihn aber auch im Leben kühn und sicher einherschreitend und Voß trat stolz und trotzig auch den Mächtigsten gegenüber und fürchtete keinen Kampf, wo es galt, die Wahrheit zu verfechten und für Vernunftfreiheit einzutreten. Indem er in diesem sicheren Gefühle dichtete und sich an Alles wagen zu dürfen glaubte, stellte sich sein Ich immer zu sehr in den Vordergrund, ließ ihn Alles von seinem Standpunkte und seinen Lebensverhältnissen aus beurtheilen und er vermochte es daher nicht, in objektiver Unmittelbarkeit Menschen und Natur nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen treu zu schildern und darzustellen. Ueberall drängte sich der Verstand vor, wo er in Begeisterung überging, verfiel er in enthusiastische Verstiegenheit und als er diese ablegte, gerieth er in die Richtung der Berliner Rationalisten, nur daß er schärfer sah und urtheilte und er mehr Lessing nachzuahmen suchte. Doch von diesem unterschied er sich wirklich dadurch, daß Voß sich innerhalb seiner Privatwelt hielt, Alles nach einer Richtung hintrieb und selbst seine Religionsfreiheit, die er erstrebte, nur auf dem lutherischen Boden stand, während sie Lessing für alle aufrichtige Ueberzeugung erkämpfen wollte. Was beide gemein hatten, war ihr Streben nach Vernunftfreiheit und praktischer Religiosität und das klare Bewußtsein dessen,

was ſie wollten, und das ernſtliche Streben, es auch zu erlangen. Voſſen's Dichtungen ſind das Abbild ſeiner Perſönlichkeit unter verſchiedenen Reflexen der Beleuchtung; ſie ſind meiſtens zu ſehr mit Abſicht geſchaffen, zu verſtandesmäßig und zu ſehr an die proſaiſche Natur hinſtreifend, als daß ſie als reiche phantaſievolle Bilder ſich uns darſtellen könnten. Sein ganzes Weſen war zu derb, ſeine Hand zu ſchwer, um ein wahres poetiſches Gebilde von zartem Duft und Weichheit und üppiger Fülle ſchöner Formen zu geſtalten, und ſelbſt ſeine gerühmteſten Gedichte kleben zu ſehr an der dürren Wirklichkeit, die anſchaulich zu ſchildern zwar recht wohlthätig ſein mag, aber jedenfalls keine ſchwungreichen poetiſchen Produkte erzeugen kann. Nur in wenigen Gedichten hat er es vermocht, ſich wirklich tiefer in gewiſſe Zuſtände hineinzuleben und dann kunſtreiche und edle Gedichte zu ſchaffen.

Voß hat ſich in vielen Arten der lyriſchen Dichtung verſucht und alle Klänge des Lieds angeſchlagen, bald im Tone des Minnegeſangs, bald des religiöſen Lieds, bald im Dienſte der Freiheit, bald in jenem des häuslichen Stilllebens; aber wie er ſelbſt auf dem Lande und in ſeinem Leben erwachſen iſt, ſo war auch die Idylle das Feld, worin ſich ſeine Muſe am erfolgreichſten bewegte. Doch Voß war zu derb und von zu herber Natur, als daß alle dieſe Bilder der gemüthlichen Friedlichkeit aus ſeinem Innern ſich von ſelbſt hervordrängten; auch in der Idylle herrſcht bei ihm zu viele Abſichtlichkeit und bewußte Natürlichkeit, man erblickt zu ſehr die kunſtfertige Hand, welche Alles anordnet und ſchafft, er geht mehr als nöthig und ſogar als räthlich in die kleinliche Beſchreibung und Ausmalerei ein und er vermag es nicht, die Alltäglichkeit zu adeln und ihr den duftenden Schleier der Poeſie umzulegen. Hieran leidet ſeine beſte Idylle Luiſe, welche ſonſt ſo manches ſchöne Bild deutſcher Sitte und Art liefert, Sprache und Rhythmus bereichert und eine der vorzüglichſten Leiſtungen auf dieſem Gebiete iſt, obſchon ſie hinter Göthe's Hermann und Dorothea zurückbleiben muß. Auch ſeine übrigen Idyllen enthalten gegen Geßner eine friſchere und kräftigere Naturanſchauung, gehen aber zu ſehr auf Naturdetail ein und erinnern zu viel an die Proſa des Alltagslebens, um nicht vielfach die Poeſie zu ſtören. Ueberhaupt iſt ihr Voſſen's Regelfeſtigkeit, Lehrhaftigkeit, Handwerksmäßigkeit und ſeine Richtung auf das Nützliche ſehr oft ſchädlich und die Schilderung der Behaglichkeit ohne höhere, belebende Idee wird zuletzt langweilig. Seine übrigen Gedichte haben keinen großen Werth, denn ſeine nüchterne Verſtändigkeit ließ ihn den wahren Volkston nicht treffen und nur einzelne Produkte, wie z. B.: des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernſtem Schlag, machen eine Ausnahme. Doch ſelbſt ohne ſeinen Gedichten einen hohen Werth zuzuerkennen, iſt ihm einzuräumen, daß er auf die mittleren Klaſſen des Volks günſtig eingewirkt hat. Größere Verdienſte erwarb er ſich dagegen um unſere Sprache und Sprachkunſt; er bereicherte erſtere mit neuen Wendungen und Zuſammenſetzungen, mit Worten aus dem niederdeutſchen Dialekte und ging

nur dabei zu mechaniſch zu Werk; ſodann vermehrte er nicht nur die rhythmiſchen Formen, ſondern ſtellte die Grundſätze unſerer Proſodik und Metrik feſt, vollendete in ſeiner deutſchen Zeitmeſſung, was Opitz und Ramler begonnen, und hat uns die wahre Kunſt der Ueberſetzung unter treuer Wiedergebung ſelbſt der Formen und des Rhythmus gelehrt. Seine Ueberſetzung des Homer hat uns nicht nur ein tieferes Verſtändniß dieſes Dichters eröffnet, ſondern auch die Schönheiten des klaſſiſchen Alterthums dem großen Publikum vorgeführt und ſelbſt bedeutend auf den ganzen Ton unſerer Nationalliteratur eingewirkt, wie ja auch Schiller faſt nur aus der Voß'ſchen Ueberſetzung ſich mit Homer und den alten Dichtern bekannt gemacht hat. Jedoch ſeine Perſönkeit, der Mangel ſchmiegſamer Gefügigkeit und das oft Handwerksmäßige ſeiner Ueberſetzungskunſt ließ ihn nicht überall den zarten und heiteren Geiſt und die Grazie der alten Dichter mit der ihnen inne wohnenden plaſtiſchen Gefälligkeit und Harmonie wiedergeben. Aber auch ſo verdankt ihm allein die deutſche Nation die Kunſt der ächten Ueberſetzungsweiſe und ſelbſt die Philologie den äſthetiſchen Standpunkt, welchen er in dieſelbe einführte. Am beſten unter ſeinen Ueberſetzungen ſind die ältere der Odyſſee und die von Virgil, am ſchwächſten ſein Horaz und die mit ſeinen Söhnen durchgeführte Uebertragung von Shakeſpeare. Auch in anderen Gebieten, namentlich in dem der alten Mythologie, hat Voß vieles Licht verbreitet und im Kampfe gegen die Anhänger der Finſterniß und gegen das Junkerthum und Pfaffenthum hat er ſich als einen ächten Kämpfer für Licht und Recht bewährt. Aber ſo recht er auch in vielen Punkten gehabt haben mag, ſo wenig können wir die liebloſen Angriffe billigen, welche er gegen ſeinen ehemaligen, ſpäter in tiefen Irrthum verſunkenen Freund Friedrich Leopold von Stolberg machte, und noch weniger die Derbheit und Gemeinheit, mit denen er in ſeiner Antiſymbolik gegen Creuzer auftrat, der nicht aus Liebe zum Obſcurantismus, ſondern aus tiefer, wiſſenſchaftlicher Ueberzeugung und auf dem Grund der reichſten gelehrten Studien ſeine Anſichten über die Mythologie des Alterthums geſchöpft hat, deren tief poetiſche Deutung dem nüchternen, verſtandesmäßigen Voß nicht gefallen wollte.

Johann Heinrich Voß iſt am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgiſchen geboren und der Sohn eines Pachters, beſuchte 1766 die Schule in Neubrandenburg, gab Unterricht, um ſich ſelbſt zu erhalten und ſeinen arm gewordenen Vater zu unterſtützen, ſtudirte eifrig die alten Sprachen, machte nicht nur ſelbſt Gedichte, ſondern ſuchte auch mit den deutſchen Dichtern näher vertraut zu werden und nahm dann eine Hauslehrerſtelle in Ankershagen an, um mit ſeinem Gehalte ſich die Mittel zu bereiten, die Univerſität Halle zu beſuchen, ward durch den wackern Landprediger Brückner in ſeinen poetiſchen Verſuchen ermuntert, kam dadurch mit Boie in Göttingen in Verbindung und dieſer lud ihn 1772 ein, nach Göttingen zu kommen, wo er ihm Lehrſtunden und einen zweijährigen Freitiſch verſchaffte. Hier lernte Voß nicht nur die anweſenden jungen Dichter kennen, ſondern ſtudirte auch Theologie, trat in das philologiſche Seminar und verſchaffte ſich ein tieferes Verſtändniß des Alterthums, deſſen vorzüglichſte Dichtungswerke er zu übertragen begann. Schon hier gerieth er mit Heyne in Zwieſpalt, der noch größer

wurde, als ihn derselbe 1774, wo Voß im Frühjahre eine Reise zu Klopstock und nach Flensburg machte, aus der Liste der Seminaristen strich. Er verweilte noch ein Jahr in Göttingen, sich ganz der Poesie und dem Studium der klassischen Literatur widmend und ging im Frühjahre 1775 nach Wandsbeck, um den Göttinger Musenalmanach dort herauszugeben und seine Gesundheit wieder zu kräftigen. Er heirathete 1777 Boie's Schwester, übersetzte Homer's Odyssee und wurde 1778 Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln. Wegen seiner Rechtschreibung in der verdeutschten Odyssee und einigen Aufsätzen über dieses Gedicht gerieth er alsbald mit Heyne und Lichtenberg in heftige Streitigkeiten; als aber nach vielen Schwierigkeiten die Odyssee vollständig erschien (1781), erlangte sie rasch ungemeinen Beifall. Anhaltende Marschfieber veranlaßten ihn 1782 als Rektor der Schule nach Eutin zu gehen und hier setzte er nicht nur seine leidenschaftliche Fehde mit Heyne fort, sondern übertrug auch die arabischen Erzählungen Tausend und Eine Nacht (1780—84) aus dem Französischen, vollendete die Uebersetzung der philosophischen Werke des Shaftesbury, übertrug Virgil's Landbau (1789) und gab 1785 den ersten Band seiner Gedichte heraus. 1791 erschien sein Aufsatz über den Ton und die Auslegung von Virgil's ländlichem Gedichte, zwei Jahre später seine Uebertragung der Ilias und die neue der Odyssee, 1794 seine mythologischen Briefe und im nächsten Jahre sein idyllisches Epos Luise. Vorher hatte er eine heftige Krankheit zu überstehen und machte dann eine Erholungsreise zu Gleim nach Halberstadt und im Juni nach Weimar, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Im Jahre 1797 erschien die Uebertragung von Virgil's Eklogen, 1798 und 99 Ovid's Verwandlungen, im nächsten Jahre der ganze Virgil, ein Band Idyllen und 1802 seine sämmtlichen Gedichte in 6 Bänden, mit der Abhandlung über die deutsche Sprachmessung. Seiner Gesundheit wegen ging er 1802 mit einem ansehnlichen Jahrgehalte des Herzogs zu Eutin nach Jena und lebte hier bis zum Sommer 1805 in heiterer Abgeschiedenheit, mit literarischen Arbeiten beschäftigt; auch gab er hier im Mai 1803 seine sehr gründliche, aber auch sehr heftige Recension der Heyne'schen Ausgabe von Homer. Von hier folgte er einem Rufe an die Universität Heidelberg, wo er in häuslichem Glücke und unermüdlicher Thätigkeit noch zwanzig Jahre lang wirkte. Er verdeutschte daselbst 1806 den Horaz und Hesiod, 1808 die Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus, 1810 den Tibull, 1821 den Aristophanes, 1824 den Aratus und unternahm sogar seit 1819 eine Uebersetzung des Shakespeare. Außer anderen Arbeiten führte er einen wissenschaftlichen Streit mit Friedrich August Wolf, trat er feindselig gegen Stolberg auf, was ihm der dabei begangenen Lieblosigkeiten wegen vielfach verdacht wurde, und schrieb gegen Creuzer die Antisymbolik (1823—1826, 2 Bde.), voll der heftigsten Angriffe und Schmähungen. Nachdem er vier Jahre zuvor seinen hoffnungsreichen ältesten Sohn verloren, starb Voß am 30. März 1826 als einer der entschiedensten Kämpfer für Licht und Freiheit. Eine neue Ausgabe seiner Gedichte ließ er in 4 Bänden 1825 zu Königsberg erscheinen, die neueste Sammlung seiner poetischen Werke kam 1835 zu Leipzig heraus; seine kleinen Schriften sind unter dem Titel „kritische Blätter nebst geographischen Abhandlungen" (Stuttgart 1829, 2 Bde.) vereinigt; Briefe von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Beilagen ließ sein Sohn Abraham (Halberstadt 1820—33, 3 Bde.) erscheinen, und über sein Leben gab Paulus: Lebens- und Todeskunden von J. H. Voß (Heidelberg 1826); seine Büste hat Zwerger in Frankfurt nach einer Todtenmaske am ähnlichsten modellirt.

213. Die Brüder Friedrich Leopold und Christian Grafen zu Stolberg gehören ebenfalls in diesen Kreis und trugen noch entschiedener als die Vorhergehenden das Gepräge kraftgenialischen Dranges an sich. Durch Klopstock wurden beide zur poetischen Produktion begeistert, aber in allen Gedichten wie im Leben konnten sie den gräflichen Ahnenstolz nicht verläugnen

und da ſich ihr ariſtokratiſcher Uebermuth zu dieſem Drange geſellte, ſo erklärt es ſich leicht, daß ſie nicht nur in ihren Dichtungen in überreizte Verſtiegenheit geriethen, ſondern auch mit ihren Freunden nicht lange zu harmoniren vermochten und ſie raſch wieder von ſich abſtießen. Sie verſuchten ſich in der Lyrik und Ueberſetzung aus dem griechiſchen Alterthum, vereinigten in ſich alle Elemente der Klopſtock'ſchen Bardenerhabenheit und unterſchieden ſich von den übrigen Mitgliedern des Dichterbundes auch dadurch, daß ſie ſich, obwohl mit keinem Erfolg, auch im Drama verſuchten. Von beiden Brüdern war unſtreitig Friedrich mit größerem Dichtertalente begabt, er trieb ſeine Schwungkraft höher und ward nicht mit Unrecht eine Carrikatur Klopſtock's genannt, denn er übertrieb deſſen Begeiſterung bis zur höchſten Steigerung, ohne ihr einen wirklichen ausreichenden Gehalt zu geben. Er war ein halb trunkener Dichter, der in der Empfindung ſchwelgte, ohne zum tiefen Nachdenken zu gelangen, zu lebendig, um ſichere Ruhe zu gewinnen, zu weich, um einen höheren Anflug zu nehmen, und beſaß überhaupt nicht die nöthige Durchbildung, ſo daß er überall von einem Extrem in das andere verfiel, vom Freiheitsſchwärmer zum größten Gegner der franzöſiſchen Revolution wurde und zuletzt, als das Alter ſeine Hitze gekühlt hatte, über die Zeit jammerte, welche die gräflichen Vorrechte beſchnitt. Daraus erklärt ſich auch, wie er in ſeiner erſten Zeit ſich mit voller Begeiſterung dem klaſſiſchen Alterthume hingab und es hoch über das Chriſtenthum ſtellte, ſpäter aber von Schwärmern zum Papſtthume hinübergeleitet wurde und als deſſen Don Quixotiſcher Ritter auftrat, ja daß er anfangs das Hofleben verſpottete und ſich endlich mit ſo vielem Wohlgefallen in demſelben wiegte. Seine literariſchen Leiſtungen ſind ſeinem Charakter entſprechend; in drangvoller Verſtiegenheit wollte er das Ungreifbare, Unendliche erfaſſen und ſuchte er die Leerheit der Gedanken durch ein hohles Phraſenpathos zu verhüllen; überall begegnet uns falſche und erzwungene Begeiſterung und ſelbſt in den beſten Produkten fehlt die nöthige Mäßigung, namentlich in ſeinen Vaterlands- und Freiheitsliedern und lyriſchen Gedichten, die, ſo volksthümlich ſie ſein wollen, keine natürliche Bewegung beſitzen. Seine Balladen würden mehr anſprechen, wenn er nicht zu ſehr nach dem Großartigen und Gewaltigen ſtrebte, und ſelbſt ſeine Hymnen, die in den Naturanſchauungen voll Wärme und Wahrheit ſind, leiden an abſichtlicher Ueberhebung und Verſtiegenheit, an erzwungener Rhetorik und Unbeſtimmtheit des Ausdrucks. Nur das hat er vor Klopſtock voraus, daß er mehr zum wahren deutſchen Alterthume zurückkehrte. Seine antiken Dramen mit Chören ſind nicht nur dadurch gänzlich verfehlt, daß ihnen Gehalt, Charakteriſtik und tragiſche Sprache abgeht, ſondern Stolberg auch kein richtiges Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums beſaß, ſeine Jamben arten zu ſehr in das Pasquill aus und ermangeln der Poeſie. Was er ſpäter ſchrieb, beurkundet nur den Abfall von der freien Richtung und ein Verdüſtern ſeines Geiſtes, weshalb er auch den ihm verwandten Oſſian überſetzte, bei dem Phantaſie und

Gefühl nebelhaft verschwimmt. Sein Roman „die Insel“ hat schon eine reaktionäre politische Tendenz; seine „Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien“ enthält zwar einzelne gelungene Schilderungen, stößt aber ab durch die aristokratische Anmaßung, womit er über Dinge urtheilte, die er nicht verstand, und seine Uebertragungen aus dem Griechischen sind wenig treue und unsichere Versuche eines Dilettanten. Sein „Leben Alfred's des Großen“ hat dagegen einzelne Parthien, welche gut gelungen sind, aber auch hier geht er zu absichtlich auf imponirende Einfalt aus, mischen sich zu sehr seine einseitigen Anschauungen und Ansichten ein und verräth er weder Takt noch Fähigkeit, den Gegenstand objektiv zu erfassen und ein wahrer Historiker zu sein; letzteres zeigt am klarsten seine Geschichte der Religion Jesu Christi, worin er mit frommer Redseligkeit in zahlreichen Bänden Bedeutendes und Unbedeutendes, Wahrheit und Erdichtung, Glauben und Aberglauben mit einander vereinigt, die volle Oberflächlichkeit seines Wissens zeigt und keine Geschichte, sondern ein Erbauungsbuch lieferte, das für die Wissenschaft werthlos ist, obschon auch hier wieder einzelne Lichtpunkte erscheinen. — Sein Bruder Christian steht ihm an poetischer Begabung weit nach, dagegen sind seine Dichtungen anmuthiger, zarter und lieblicher. Auch er versuchte sich in Elegien, Liedern und Balladen, als Uebersetzer und schrieb sogar die Tragödien Belsazer und Otanes mit demselben unglücklichen Erfolge; später verließ er die Poesie, wandte sich dem praktischen Leben zu und hat nicht einmal seine Gedichte selbstständig herausgegeben.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ist am 7. November 1750 zu Bramstedt im Holsteinischen geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, ging 1769 auf die Universität Göttingen, wurde 1774 dänischer Kammerjunker, 1777 Lübeckischer Chargé d'Affaires in Kopenhagen, vermählte sich 1782 mit Agnes von Witzleben, welche jedoch schon 1788 starb, wurde 1789 dänischer Gesandter in Berlin, verheirathete sich im nächsten Jahre mit der Gräfin Sophie von Redern, wurde 1791 Präsident der Regierung zu Eutin und Domherr zu Lübeck, 1797 Ritter des russischen St. Annen- und Alexander-Newsky-Ordens, ließ sich aber durch seine Schwärmerei 1800 bewegen, seine Aemter niederzulegen, sich in den Kreis der Fürstin Gallizin zu Münster zu begeben und katholisch zu werden, welchen Schritt aber seine älteste Tochter nicht theilte. Dadurch verfeindete er sich mit allen seinen Freunden und ward er auch von der Poesie ganz abgezogen, wovon er nur während der Befreiungskriege eine kurze Ausnahme machte. Er gab sich von da an nur mit ascetischer Schriftstellerei ab; die zahlreichen Anfeindungen, die ihn trafen, verkümmerten sein Leben und Voßen's Schrift: „wie ward Stolberg ein Unfreier“, die sein ganzes Leben aufdeckte und den schärfsten und bittersten Tadel gegen ihn ergoß, bereitete ihm am 5. Dezember 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück den Tod. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften mit denen seines Bruders, in 20 Bänden, erschien zu Hamburg 1820 u. ff. Ueber den Kreis der Fürstin Gallitzin vergl. die Aufsätze von Levin Schücking, im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie 1840, und von A. v. Sternberg im Morgenblatt, Juni 1846. — Christian Graf zu Stolberg, der ältere beider Brüder, ist am 15. Okt. 1748 zu Hamburg geboren, studirte 1769—74 in Göttingen, wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein, verheirathete sich mit der Gräfin Louise von Reventlau, verwaltete sein Amt bis 1800 und lebte dann auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde in Schleswig, wo er am 18. Januar 1821 starb. Seine Gedichte stehen in der Sammlung seines Bruders.

214. Reiner als die Vorhergehenden vertrat die Richtung des Göttinger Dichterbundes Ludwig Heinrich Christoph Hölty, der sich der idyllischen und landschaftlichen Lyrik vorzugsweise zuwandte und wie er schon von früher Jugend an sanfte Stimmungen liebte und gern in der Dämmerung des Abends und unter den Gräbern der Todten wandelte und wie sich körperliches Siechthum zu seiner melancholischen Sentimentalität gesellte, so ist auch er mehr ein Dichter zarter Gefühle, süßer Träume und wehmüthiger Ahnungen und alle seine Produkte tragen den Charakter einer rasch aufgeschossenen, aber auch ebenso rasch verwelkenden Jugendlichkeit. Sein Talent bewegt sich in einer engen Sphäre und zwar vorzüglich im Gebiete der Natur und Ländlichkeit und kein Dichter Deutschlands hat die Sehnsucht nach ungetrübtem Naturgenuß, nach einem in ländlicher Stille, ganz der Empfindung geweihten Leben und keiner die Todesahnung und Todessehnsucht so wahr und ergreifend ausgesprochen, wie Hölty. Seine Gedichte haben weder hohen Flug, noch ein glänzendes Gewand, aber sie sind innig, wahr und natürlich und spiegeln überall den reinen und liebenswürdigen Charakter des Dichters ab. Wo er jedoch aus dieser Sphäre heraustrat, einen höheren Anflug nehmen und freudige Lebenslust schildern wollte, sind seine Versuche verfehlt und verfällt er in Phrasenhaftigkeit und erzwungenen Humor. Am berühmtesten sind seine Gedichte: die Traumbilder, der alte Landmann an seinen Sohn und einige andere; seine Romanzen und Balladen sind schwache Versuche. Eine große Bedeutung hat Hölty für unsere Literatur nie gewonnen, auch sind seine Gedichte zu einförmig, eintönig und ohne tiefen poetischen Gehalt; doch werden manche Blüthen derselben immer auf liebevolle Aufnahme rechnen dürfen und übertreffen die meisten früheren lyrischen Versuche. — Vielfach verwandt mit Hölty ist Johann Martin Miller, der nur mit seiner Naturſympathie Religion und Liebe noch verband und die sentimentale Schwärmerei auf die Spitze trieb. Bei ihm war geniale Rührung das Princip seiner ganzen Dichtung, die von Klopstock angeregt wurde, sich in ewigem Zärtlichthun, im Spielen mit den Gefühlen ergeht, mit Abendschein, Vögeln, Mond und Blumen, mit Trauer und Schmerz, Liebe und Freundschaft kost und zum Theil wohl viele Innerlichkeit zeigt, im Ganzen aber zu viel Pathos und Empfindsamkeit und zu wenig Wahrheit der Gefühle besitzt; deshalb sind auch seine Gedichte mit wenigen Ausnahmen vergessen, obschon seine zwei Siegwartslieder sich lange erhielten, nämlich: „Alles schläft, nur silbern schallet Marianen's Stimme noch“ und: „Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurig's Lied,“ worin das liebessieche Hinwelken so wahr ausgedrückt ist, daß man daraus allein den Charakter jener sentimentalen Zeit am besten erkennen kann. Bei solcher empfindelnden Richtung war es kein Wunder, daß das Erscheinen von Göthe's Werther (1774) den schon vorher vom Genialitätsdrang des Herzens ergriffenen Miller veranlaßte, zwei Jahre später diese Richtung noch weiter auszubeuten und noch höher zu steigern.

Miller's Siegwart, eine Klostergeschichte, sollte die Wirkung der Rührung noch vergrößern und die Einbildung noch mächtiger reizen, als es bei Göthe der Fall war, wo wenigstens die Sache noch wahr und genial dargestellt ist und auch mehr Poesie zeigt; aber die Klopstock'sche Leerheit und seine weichliche Empfindelei trieb bei ihm die Ueberspannung und Schwärmerei auf die höchste Spitze, so daß seine Charaktere wie gestaltlose Schatten über den Friedhof ziehen und Alles farblos erscheint. Im Gegensatze zu Göthe wollte Miller eine tugendhafte Liebe beschreiben, die daher auch nicht mit einem Selbstmorde, sondern mit dem Verschmachtungstode Siegwart's auf dem Grabe Marianen's endigt. In dem Buche herrscht viele Redseligkeit und es ist lebendig, frisch und gut geschrieben, einige idyllische Zustände und Lokalverhältnisse gemüthlich und wahr geschildert, aber im Ganzen ist es langweilig, glatt und alltäglich, ja sogar oft verschroben und unnatürlich; es machte aber ungemeines Aufsehen in ganz Deutschland und war eines der beliebtesten Bücher, wofür alle Stände schwärmten, weil es der Mode und Zeitrichtung entsprach und den Ton anschlug, in welchem die saft- und kraftlosen Menschen, welche durch Thränen ihre müßige Thatenlosigkeit und durch Einbildung die Handlung zu ersetzen suchten, so gerne schwelgten. Von ästhetischem Gesichtspunkte hat das Werk keinen Werth, aber für die Literaturgeschichte ist es auch ohne die Wirkung, welche es machte, dadurch wichtig, weil es gegenüber der männlichen Leidenschaft die weibliche Gemüthsrichtung darlegt und zeigt, bis zu welcher Höhe sich die damalige empfindelnde Zeit verstiegen hatte. Uebrigens schrieb Miller in demselben Tone noch mehrere andere Romane, wie die Geschichte Karl's von Burgheim und Emilien's von Rosenau, und zahlreiche andere Romanenschreiber füllten die Welt mit ähnlichen Produkten, aber alle sind noch langweiliger und verdienen nicht einmal einer Erwähnung.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, der Sohn eines Predigers, ist am 21. December 1748 zu Marienſee bei Hannover geboren, erhielt eine gute Erziehung, suchte sich frühe viele Kenntnisse zu erwerben und beraubte sich dadurch sogar des Schlafs; auch zeigte er schon in der ersten Jugend einen großen Hang zum Schauerlichen, er wandelte oft auf den Gräbern des nahen Friedhofs in der Nacht umher und vernachlässigte darüber auch sein Aeußeres. Im sechszehnten Jahre besuchte er das Lyceum zu Celle und 1768 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Nach drei Jahren suchte er durch ein Stipendium und einen Freitisch sich die Mittel zu längerem Verweilen auf der Universität zu verschaffen, er bekam eine Stelle am philologischen Seminar und suchte sich das Fehlende durch Privatunterricht zu verdienen. Im Herbste 1774 ging er nach Leipzig mit einem Freunde, brachte aber von dieser Reise einen hartnäckigen Husten und Seitenstechen mit, bekam das Blutspeien und als sich sein Leiden verschlimmerte, ging er im Frühjahre 1775 nach Marienſee zu seiner Stiefmutter, wo sich seine Gesundheit besserte, so daß er im Herbste sich nach Hannover begab, um seine vollständige Heilung zu erlangen; allein es war vergebens, im nächsten Frühjahre verschlimmerte sich sein Zustand und er starb schon am 1. September 1776 zu Hannover. Hölty's Gedichte erschienen zuerst in Almanachen, 1782 sammelte sie Geisler zu Halle, 1783 veranstaltete Voß und F. v. Stolberg eine bessere Ausgabe zu Hamburg, wozu Voß eine Lebensbeschreibung gab, und diese

ward 1795 neu aufgelegt. 1804 machte Voß eine neue Ausgabe, die beſſer geordnet iſt und Zuſätze zur Biographie erhielt, und nach dieſer ſind die Ausgaben zu Wien 1803 und Königsberg 1833 gedruckt. Hölty überſetzte auch die engliſche Wochenſchrift: der Kenner von Town, Leipzig 1775; Hurds moraliſche und politiſche Dialoge, 1775, 2 Bde., und den erſten Band von Shaftesbury's philoſophiſchen Werken, 1776, aus dem Engliſchen. — Johann Martin Miller iſt am 3. Dezember 1750 zu Ulm geboren, wo ſein Vater Prediger und Profeſſor am Gymnaſium war, ſtudirte 1770 in Göttingen Theologie, ward 1775 Vicar der oberen Gymnaſialklaſſe in Ulm, 1780 Pfarrer zu Jungingen, 1781 Profeſſor am Ulmer Gymnaſium, 1787 Prediger am Münſter, 1797 Profeſſor der katechetiſchen Theologie, 1804 Conſiſtorialrath, 1809 Stadt- und Diſtriktsdekan und erſter Frühprediger, 1810 Prediger am Münſter, Dekan und geiſtlicher Rath und ſtarb am 21. Juni 1814. Seine Romane ſind: Briefwechſel dreyer akademiſcher Freunde, Ulm 1776—1777, 2 Sammlungen, 2. Aufl. 1778—79; Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, Leipzig 1776, 2 Thle. 2. Aufl. 1777, 3 Thle., iſt auch in's Polniſche und Franzöſiſche überſetzt; Beytrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit, Leipzig 1776 und oft nachgedruckt; Geſchichte Karl von Burgheim's und Emilien's von Roſenau, in Briefen, Leipzig 1778—79, 4 Thle., oft nachgedruckt, und Karl und Karoline, eine Geſchichte, im 1. Band der Beobachtungen zur Aufklärung des Verſtandes und zur Beſſerung des Herzens, Ulm 1779, und beſonders Wien 1783. Seine Gedichte erſchienen zu Ulm, 1783, ſeine Predigten zu Leipzig 1776—84, 3 Bde. Mehrere ſeiner Lieder gingen in's Volk über, wie: „Das ganze Dorf verſammelt ſich", „Es leben die Alten", „Traurig ſehen wir uns an" u. ſ. w. Ueber ſein Leben: Zeitgenoſſen, erſte Reihe, Nr. 13.

215. Die übrigen Genoſſen des Dichterbundes können auf keine große Beachtung Anſpruch machen, denn ihre Leiſtungen ſind von geringem Umfang und unbedeutend. Dahin gehört noch Fr. Hahn aus Zweibrücken, der im Drange perſönlichen Mißmuths ebenfalls in geniale Verzückungen gerieth, auch ganz die deutſchthümelnde Richtung Klopſtock's bewahrte, aber ohne Bedeutenderes zu leiſten ſchon frühe ſtarb. Neben ihn gehört Karl Friedrich Cramer, dem Vorhergehenden an Uebertriebenheit, Ueberſpanntheit und Originalitätsſucht ähnlich und voll lyriſcher Unordnung, übermäßigen Selbſtgefühls und Dünkels. Davon zeugte beſonders ſein Werk über Klopſtock, worin er dieſem mit abgöttiſcher Verehrung ein Denkmal ſetzen wollte, aber ſich ſelbſt damit lächerlich machte und Jenen, weil er das Werk neben ſich entſtehen ſah und es zuließ, ſich in ein ſchiefes Licht brachte. J. Brückner aus dem Mecklenburgiſchen war dagegen ein Feind dieſer Ueberhebung, wie des Bardenthums überhaupt, wandte ſich der gemüthlichen und beſcheidenen Idylle zu und ſtellte beſonders gut die häusliche Seite der ländlichen Geſellſchaft dar. Auch im Drama verſuchte er ſich, aber für einen Mann von ſo weicher Gemüthsart war dies eine zu große Aufgabe, da ſie ohnehin keine Sentimentalität und Trivialheit liebt. Obgleich nicht Mitglied des Bundes, iſt doch Matthias Claudius theils durch freundſchaftliche Beziehungen, theils durch gleiche poetiſche Grundſätze mit den Mitgliedern deſſelben nahe verwandt, hat aber nur Weniges geſchrieben, was in dieſes Gebiet gehört. Auch Claudius fühlte ſich beſonders in der ländlichen Stille behaglich, nächſt der Religion iſt ihm Naturliebe das Höchſte und er nimmt überhaupt die Natur als einen Spiegel des Uebernatür-

lichen, wo Alles auf ein unbegreifliches Jenseits deute. Er war durchaus Christ und zwar auf dem festen biblischen Standpunkte, begeistert für Tugend, Freiheit und Vaterland und fällt ganz in den Ton, den Klopstock anschlug und die Barden fortsetzten. Ueber Allem steht ihm aber die Religion, worin er die kindliche Naivetät zu behaupten suchte, die aber in spielende Weisen und unduldsame Mystik überging, so daß er das Evangelium Johannes allen anderen vorzog, Hamann verehrte, mit Herder in poetisirenden Bibelenthusiasmus verfiel und zuletzt sogar Lavater's Wundergläubigkeit theilte. Seine frühere Freisinnigkeit schwand dadurch nach und nach dahin und zuletzt neigte er sich der ärgsten reaktionären Politik zu, welche von einem Vernunftregimente nichts wissen, das alte Patriarchenthum zurückführen und die Monarchie als eine unbedingt göttliche Institution ausgeben will, so daß die Völker auf ihre Herren unbedingtes Vertrauen setzen sollen. Ja, sein Eifer trieb ihn so weit, sogar die Censur zu empfehlen, so daß selbst seine nächsten Freunde sich von ihm lossagten und Voß seine Verirrung für noch krasser als die Stolbergische erklärte. Seine Gedichte streben nach Volksmäßigkeit und in dieser Hinsicht übertrifft er sogar Bürger, obschon auch Gesuchtheit, Manier und erzwungene Naivetät häufig die wahre Natürlichkeit ersetzen müssen, die Darstellung zu alltäglich und nachlässig ist und er manchmal Gegenstände wählt, an denen jede Poesie verloren geht, wie an seinem Liede für Schwindsüchtige. Im Allgemeinen sind seine Gedichte zu sehr hausgebackene Waare, er sucht das Dämmerungsartige und Schwermüthige, hat eine Freude an der Trauer und er paßte überhaupt mehr zum christlichen Glaubensboten, als zum fröhlichen Dichter, und wenn man sein Rheinweinlied entgegenhalten will, welches eines der schönsten und herrlichsten Trinklieder ist, das je gedichtet wurde, so genügt einfach die Erwähnung, daß dies nicht von Claudius, sondern vom Karlsruher Kirchenrathe Sander herrührt. Uebrigens sind manche seiner Lieder in's Volk übergegangen und freundliche Blüthen, deren Zahl jedoch sehr klein ist. Auch als Volksschriftsteller hat sich Claudius sonst noch versucht und in volksmäßiger, freilich oft auch zu trivialer Sprache für Verbreitung seiner religiösen Ansichten gewirkt.

Friedrich Hahn aus Zweibrücken starb sehr jung im Jahre 1779 und seine Gedichte sind 1786 in einer Sammlung erschienen. — Karl Friedrich Cramer, der Sohn des Universitätskanzlers zu Kiel (§. 178), ist am 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, studirte zu Göttingen, wurde 1775 Professor in Kiel, wandte sich mit leidenschaftlicher Begeisterung der französischen Revolution zu, wurde 1794 deshalb entlassen, ging nach Paris, gründete 1796 dort eine Buchhandlung und Buchdruckerei, verlor dabei sein Vermögen, mußte selbst Paris einige Zeit lang verlassen und starb bald nach seiner Rückkehr 1807. Mehrere bändereiche Werke schrieb er über Klopstock, worunter auch Briefe von Tellow an Elisen (Hamburg 1777), übersetzte aus dem Englischen und Französischen, später auch aus dem Deutschen in's Französische, theilte aus seinem Tagebuche interessante Bruchstücke über die Revolution mit und schrieb Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs (Amsterdam 1807, 2 Bde.). In Paris war sein Haus der Mittelpunkt ausgezeichneter Persönlichkeiten, mit denen er in näherer Berührung stand. —

F. Th. J. Brückner ist 1746 im Mecklenburgischen geboren, wurde Pastor in Groß-Vielen und starb im Jahre 1805. Er hat Idyllen und auch Schauspiele gedichtet, ohne jedoch damit großen Erfolg zu ernten. — Matthias Claudius, der sich auch Asmus oder Wandsbecker Bote nannte, ist am 15. August 1743 zu Reinfeld in Holstein geboren, studirte in Jena, privatisirte dann in Wandsbeck, hierauf in Hamburg, wurde 1776 Oberlandcommissär in Darmstadt, ging aber im nächsten Jahre wieder nach Wandsbeck zurück, wurde 1778 Revisor bei der Schleswig-Holstein'schen Bank zu Altona, wobei er in Wandsbeck wohnen konnte, und starb an Entkräftung am 21. Januar 1815 zu Hamburg. Er gab seine Schriften einzeln in dem von ihm redigirten Wandsbecker Boten und in anderen Blättern heraus und sammelte dieselben unter dem Titel Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten (Hamburg 1775 bis 1812, 8 Bde., neue Ausgabe, 1819, 4 Bde. und 7. Aufl. 1844).

216. Weniger durch seine Leistungen als durch die, wenn auch nur zeitweise, persönliche Annäherung gehört auch Johann Anton Leisewitz in diesen Kreis, denn er bewegte sich nicht auf dem Gebiete der Lyrik, sondern nur mit einem einzigen Produkte auf dem des Drama's, nachdem Lessing dafür den Weg gebahnt hatte. Er könnte besser mit den süddeutschen Dichtern verbunden werden, wie er auch mit einem derselben concurrirte, wenn er sich nicht sonst durchaus von ihnen unterscheiden würde. Als nämlich Schröder in Hamburg einen Preis für das beste Trauerspiel setzte, das einen Brudermord zu behandeln habe, bewarben sich Klinger mit seinen Zwillingen und Leisewitz mit Julius von Tarent darum und Ersterer gewann den Preis, weil er mehr dem genialen Drange der Zeit entsprach, als Leisewitz, der sich näher an Lessing hielt. Das Stück hat sich bis in die neueste Zeit einer nicht geringen Gunst erfreut und es ist wirklich auch der Plan wohl durchdacht, die Charakteristik im Ganzen gut durchgeführt und es macht selbst tragischen Effekt; es leidet aber am Mangel fortschreitender Handlung, die Gefühle und Leidenschaften sind zu sehr analytisch zerlegt, es herrscht zu viel Beschreibung darin und selbst die Art und Weise, wie der Vater mit kalter Ueberlegung den Sohn mordet, macht keinen rechten tragischen Effekt. Außerdem finden sich darin zu viele Anklänge an Shakespeare und tritt zu viele grübelnde Ueberlegung hervor. Dem Stücke liegt ein Stoff aus der italienischen Geschichte zu Grund und es ist nicht zu verkennen, daß es jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt anzeigt und bei gelungener Aufführung großen Effekt macht. Auch hat Lessing es bei seinem Erscheinen sogar für ein Werk Göthe's gehalten. Es ist Schade, daß Leisewitz sich durch die Bevorzugung Klinger's davon abhalten ließ, sich weiter im dramatischen Fache zu versuchen, denn jedenfalls hatte er Anlagen, noch Besseres zu leisten, da er das Stück schon in seinem 23. Jahre schrieb. Außer diesem veröffentlichte er nur noch eine Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter und zwei kleine Dialogen: die Pfändung und der Besuch um Mitternacht. Er hat auch lange an einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gearbeitet, die aber unvollendet und ungedruckt blieb.

Johann Anton Leisewitz ist am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, studirte in Göttingen die Rechte, wurde 1779 Landschaftssekretär zu Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1801 geheimer Justizrath und Referent im geheimen Conseil und 1805 Präsident des Obersanitätscollegiums, als welcher er am 10. September 1806 starb. Noch vor seinem Tode hatte er von seinen Hinterbliebenen und seinen Freunden das feierliche Versprechen abgenommen, seine sämmtlichen Papiere zu verbrennen, was auch geschah. Ihm verdankt die Stadt Braunschweig eine durchgreifende Verbesserung des Armenwesens. Sein Julius von Tarent erschien 1776 zu Leipzig und wurde auch in's Französische und Dänische übersetzt. Später hat man das Stück mit seinen übrigen Schriften (Wien 1816) zusammen gedruckt.

217. Wie sich in Norddeutschland die Jünger der neuen Zeit in Göttingen zusammenfanden, so in Süddeutschland in Straßburg, wo 1770 Göthe, Herder, Lenz, Wagner u. A. zusammentrafen, in ihnen der gleiche Genialitätsdrang sich äußerte und dann die Einzelnen in unruhiger Hast dahin und dorthin abgingen, bis die Einen ein Raub ihres Ungestüms wurden und die Anderen zur Mäßigung zurückkehrten, ihr Geist sich läuterte und sie dann die glänzende Höhe des Ruhms erstiegen. Hier trat dieser Drang heftiger und gewaltiger auf und zwar um so mehr, als man nicht der Lyrik, sondern dem Drama sich hingab. Die unmittelbare originelle Ansicht der Natur pries man über Alles, Jeder glaubte in sich selbst genug Stoff und Gehalt zu haben, um Großes zu leisten, mit titanischem Trotz verwarf man jede Regel und jegliches Maaß und man kannte keine Vermittelung mehr zwischen dem Guten und Bösen, sondern nur Wahnsinn und Verzweiflung, nur dithyrambische Sprache und wildes Gebärden ohne Maaß und Verhältniß. Göthe war noch der Einzige, der auch im ärgsten Sturm noch Maaß und Ordnung zu halten suchte und die Wahrheit nicht verläugnete; schon viel mehr ließ sich Schiller fortreißen und die Freiheit des Bewußtseins verloren gehen und beide Dichter übten überhaupt mit ihren ersten Produkten einen ungemeinen Einfluß auf die ganze Sturm- und Drangepoche; da sie aber ihre eigentliche poetische Wirksamkeit erst später entfalteten, als der stürmische Himmel des poetischen Horizonts sich wieder zur Ruhe und Heiterkeit verklärt hatte und wir ihr Leben und Wirken gern im Zusammenhang behandeln möchten, so müssen wir zuerst der Uebrigen gedenken, welche nicht zu dieser Höhe mehr gelangten, sondern noch im Sturme dieser Zeit ihr Dichtertalent begruben.

Zuerst tritt uns hier der Straßburger Leopold Wagner entgegen, welcher wohl Talent, aber keine Bildung besaß und zu seinem Trauerspiele die Kindsmörderin die Idee von Göthe stahl. Der Stoff war darin ursprünglich gut, aber Wagner behandelte ihn so regellos und wild und wiegte sich so sehr im Gräßlichen und Rohen, daß das Stück ein Produkt der entsetzlichsten Gemeinheit und Rohheit wurde. Ein anderes Stück, die Reue nach der That, entbehrt ebenfalls jeglicher Feinheit und ist oft zu roh, gab aber Schiller in mancher Hinsicht den Stoff zu seinem Drama Kabale und Liebe. In der Farce Pro-

metheus, Deukalion und seine Recensenten ist treffende Satire und mancher humoristische Zug enthalten, was Wagner freilich Göthe verdankte, den er darin gegen Nicolai zu vertheidigen suchte; aber auch hier waltet zu viel sein unheimlicher Dämon vor und das Stück verdient seine Vergessenheit. Ein noch wilderes, ungestümeres und sich selbst verzehrendes Talent besaß J. M. Reinhold Lenz aus Livland, den sein genialer Drang zu den tollsten und albernsten Streichen hinriß, der, von Selbstqual und Eigendünkel gequält, vermeinte, Alles thun und treiben zu dürfen, darüber von Genialität in Kindheit verfiel, alle seine Strebsamkeit und Launenhaftigkeit in Dramen vereinigte, gegen Maaß und Herkommen stürmte und zuletzt, als er überall die Welt seinem Drange entgegen sah, als er keinen inneren Halt mehr erringen konnte und neidisch über Göthe und eifersüchtig über dessen damalige Geliebte Friederike Brion ward, in Wahnsinn verfiel, noch einige Jahre in diesem Zustande verlebte und dann im fernen Osten, zu Moskau, starb. Seine Schriften sind wild und nachlässig, wie er selbst, besonders seine dramatischen Schriften, worin er mit zügelloser Hand Alles wild durch einander wirft, alle Kunstanforderungen zurückweist und Poesie mit dem Gemeinsten zusammenbringt. In seinen prosaischen Erzählungen, wie der Landprediger (1777), zeigte er noch das Talent, die Dinge treu aufzufassen, aber wild und grell ward er in den dramatischen Versuchen, wo im Engländer (1777) Freigeisterei und Wollust dichten, im neuen Mendoza (1774) das Verderben der Gesellschaft geschildert und die Geschwisterehe in mildem Lichte gezeigt werden soll, im Stücke: die Freunde machen den Philosophen (1776) noch etwas weniger Verzerrung herrscht, im Soldaten (1776), der einen wirklich tragischen Ausgang hat, gezeigt wird, daß dem Staate Mädchen als Menschenopfer dargebracht werden sollen, um die großen Heere und deren Ehelosigkeit zu ermöglichen, und endlich im Hofmeister (1774) schlüpfrige Scenen und großmüthige Züge und Reflexion über das Hofmeisteramt neben einander gestellt sind, das dadurch so verzerrt ist, wie die anderen Stücke, welche übrigens doch einige kräftige, aus dem Leben gegriffene Züge, warme Zeichnung und anschauliche Wahrheit enthalten, so daß sie zu ihrer Zeit, wo man nur träge deklamatorische Stücke voll langweiliger Moral und Etikette hatte, gefielen und Manchen noch jetzt gut und genial vorkommen, obschon Lenz auf keinen weiteren Werth Anspruch hat, denn als ein vorübergehendes Meteor einige Augenblicke den Horizont der Literatur erleuchtet zu haben, ohne eine weitere Spur zurückzulassen. — Neben diese Dichter mag noch der ihnen verwandte Ludwig Philipp Hahn treten, der sich gleichfalls in solchen bizarren Dramen versuchte und zwar nicht ohne Talent war, aber sich durch seinen Genialitätsdrang über alles Maaß und alle Gränzen der wahren Poesie hinausreißen ließ, so daß seine Produkte zur Karrikatur wurden. Auch für ihn war Göthe's Götz Anregung und Vorbild, wie für so zahlreiche Andere, und am besten beurkunden dies seine Trauerspiele Graf

Karl von Adelsberg, 1776, Robert von Hohenecken, 1778, und der Aufruhr zu Piſa, 1776, die alle zu den Ritterdramen gehören und das Uebermaaß möglichſt übertreiben. Der Stoff zu dem letzteren iſt derſelbe, wie in Gerſtenberg's Ugolino und Dante's göttlicher Komödie entnommen, auch ebenſo ſchauerlich und grauenvoll, ja noch ärger behandelt, indem er da aufhört, wo Gerſtenberg beginnt. Was die übrigen Dichter von trotzigen, nichtswürdigen und ſchändlichen Charakteren zeichneten, das iſt bei Hahn in ein einziges Bild vereinigt, Ugolino iſt ein Zerrbild voll trotziger Härte und Ruggieri ein ſolcher Böſewicht, wie ſie das Leben unmöglich hervorbringen kann. Ueberhaupt dürfte es ſchwer werden, dieſes Stück an Uebertriebenheit und Gräßlichkeit zu übertreffen.

Heinrich Leopold Wagner iſt im J. 1747 zu Straßburg geboren, wurde ſpäter Doktor der Rechte und ſtarb 1779 zu Frankfurt. Weil er Göthe den Stoff zur Kindsmörderin ſtahl, bereitete ihm dieſer eine traurige Unſterblichkeit, indem er ihn im Fauſt als Famulus Wagner auftreten ließ. Seine Dramen erſchienen: Die Reue nach der That, Frankfurt 1775, und die Kindsmörderin oder Humbrecht Evchen, Leipzig 1776 und Frankf. 1779; umgearbeitet von E. G. Leſſing, Berlin 1777. — Jakob Michael Reinhold Lenz iſt 1750 zu Seßwiegen in Livland geboren, ſtudirte ſeit 1769 zu Königsberg, kam als Begleiter eines jungen Edelmanns nach Straßburg und in die Rheingegenden, gefiel ſich ſchon damals in Extremen, wie er z. B. die ſechs Landplagen beſang, verliebte ſich in Friederike Brion zu Seſenheim, ward über Göthe eiferſüchtig, verfiel 1778 in Wahnſinn, lebte als privatiſirender Gelehrter an verſchiedenen Orten, auch zu Weimar, wo er die tollſten Streiche und Albernheiten beging, und ſtarb 1792 zu Moskau. Ueber ſein Verhältniß zu Friederike Brion vgl.: Aug. Stöber, der Dichter Lenz und Friederike von Seſenheim, Baſel 1843, worin einige ſeiner Gedichte mitgetheilt ſind. Seine Werke gab L. Tieck 1828 zu Berlin in 3 Theilen heraus und ſein im ſechszehnten Lebensjahre geſchriebenes Feſtſpiel: „der verwundete Bräutigam" ließ Dr. Blum in Dorpat 1841 zu Berlin drucken. — Ludwig Philipp Hahn iſt 1746 zu Tripſtadt in der Rheinpfalz geboren, wurde Kammerſekretär und Rechnungsreviſor zu Zweibrücken und ſtarb 1787. Seine Stücke erſchienen zu Ulm und Leipzig.

218. Den Charakter der Sturm- und Drangperiode, die ohnehin von einem ſeiner Stücke den Namen erhielt, vertritt am entſchiedenſten Friedrich Maximilian Klinger, der, unter niedrigen Verhältniſſen geboren, ſich über dieſelben emporarbeitete, durch ſeinen feſten und entſchiedenen Charakter, ſeine Willenskraft und Energie und das Bewußtſein reiner und edler Geſinnung in ſtolzer Unabhängigkeit und trotzig das Leben durchſchritt, Alles ſich ſelbſt verdankte, ſich zum Herrn und Meiſter ſeines Geſchicks machte und ſo zu den höchſten Ehrenſtellen, zum Adel, ruſſiſchen Generallieutenant, Kurator der Univerſität Dorpat und Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiſerin Katharina ſich emporſchwang und ſo den Gipfel der erreichbaren irdiſchen Ehrenſtellen erſtieg. Von äußerem imponirendem Weſen und ebenſo eiſernem Charakter und im Kampfe mit dem Leben, deſſen Süßigkeiten und freudige, heitere Seite er nicht kennen lernte, bis er zuletzt ſich in den feinſten Geſellſchaften der oberſten Schichte bewegte, ſchritt er von einem Extrem zum andern, lernte er blos

Armuth und den Glanz des Glücks kennen und sah er nicht die mittleren, friedlicheren Stufen der Gesellschaft, wo allein die Lyrik des Herzens ihre wahre Stätte aufschlagen kann und die ächte, reine Menschlichkeit zu finden ist. Darum fehlt allen seinen Produkten die Innerlichkeit, tragen sie das Gepräge abstrakter Verstandesstrenge und eiserner Thatkraft und mangeln ihnen die mittleren Töne und der poetische Zauber, der die Welt in verklärtem Lichte zeigt und die Extreme in sanfter Harmonie auflöst. In seiner ersten dramatischen Epoche, wo der geniale Drang der Jugend ihn fortriß, zürnte er grollend mit der Ordnung und dem Herkommen, sah er blos Unheil und Jammer im menschlichen Leben und seine Personen erschienen kolossal, gewaltig und titanenartig, aber ohne frisches Leben, mehr wie kalte, mit dem Meisel geschaffene Gestalten ohne psychologische Entwicklung und Motivirung und ohne Wechselwirkung mit der Wirklichkeit und äußeren Welt, der sie spröd, kalt und verachtungsvoll gegenübertreten. In seiner zweiten Epoche, wo sein feuriges Blut kälter wurde und fast erstarrte, zog er sich in Einsamkeit und Beschränktheit zurück und schrieb er seine Romane und sonstigen Werke, die deutlich zeigen, daß er an dem, was seine Jugendschwärmerei gehofft, an der Freiheit und dem Leben verzweifelte, aber dennoch seine Grundsätze nicht verrieth und selbst seine Bewunderung des Kaisers Alexander und des russischen Despotismus die edle Gesinnung nicht zu ändern vermochte, die ihn früher begeisterte, wo er Rousseau verehrte, den er in einem besonderen Buche zu verherrlichen suchte. Seine späteren Produkte zeigen mehr, wie ihn die Härte des Lebens zur Verachtung der Welt und ihrer Bewohner geführt hatte, wie er Alles im düsteren Dunkel erblickte und nur Großes und Gewaltiges kannte, nur schändliche Böſewichter und Auswürfe der Menschheit auf der einen, nur Tugendhelden und kolossale Musterbilder auf der anderen Seite sah. Erscheinen aber auch hier der Mensch und sein Schicksal unversöhnt, fehlt auch seinen Produktionen die höhere Weihe reinerer Kunst, so erweckt doch die Biederkeit seiner Gesinnung und die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft Interesse und macht dies dieselben zu Werken, die man nicht ohne innere Theilnahme lesen kann. — Dieser Charakter findet sich auch in allen Schriften Klinger's auf die mannichfaltigste Weise ausgeprägt und hinderte ihn, im Drama mit Erfolg zu wirken, weil man hier eine klar und bestimmt fortschreitende Handlung, Charaktere, welche das ächt Menschliche an sich tragen, Innerlichkeit, welche die äußere That vermittelt, Fluß der Rede und sachliches Interesse verlangt, das Klinger nicht geben konnte. Seine kolossalen, gewaltig auftretenden Personen erscheinen wie nicht auf diese Erde gehörig, die Leidenschaft und Tugend geht auf Stelzen einher, selbst die Sprache ist gesucht, kalt, starr und pomphaft und der Dichter strebt nur nach Effekt, den nicht die Handlung, sondern das Große, Gräßliche und Maaßlose erzwingen soll. Mögen daher auch Stellen voll des edlen und gebildeten Pathos und sogar voll Lebenswahrheit erscheinen, als Ganzes sind sie verfehlt und drücken durch ihre Titanenhaftigkeit,

der durchaus das Sentimentale und Weichliche fehlt, ganz den Charakter der Sturm- und Drangperiode aus, wie dieser selbst sein Drama Sturm und Drang, worin ein schottischer Familienzwist den Stoff bildet, den Namen gab. Sein erstes Produkt, die Zwillinge (1775), welches er in fünf Tagen schrieb und das gegen Leisewitz den Preis gewann, ist ein völlig unheimliches Gemälde wahnsinniger Gewalt, worin Leidenschaft Verzerrung, Kraft Rohheit und Kummer Verzweiflung wird, so daß sich die extremsten Gegensätze wild zusammendrängen. Rasch folgten auf dieses Stück im nächsten Jahre fünf andere von gleicher Anlage und Ausführung, das leidende Weib, die hohe Frau, Otto, die neue Arria und Simsone Grisaldo, Nachahmungen von Shakespeare und Göthe, voll Ungeheuer in Laster und Tugend, welche zum Theil wieder auf Schiller und andere Dichter einwirkten. Eine solche rasche Erzeugung mußte jedoch auch das heftigste Feuer des Dichters erkalten und seine vulkanische Lava erstarren lassen und man sieht schon in den nachfolgenden Produkten, wie seine Wildheit sich etwas mildert, der Ton erlahmt und an die Stelle der Handlung Reflexion tritt. Noch im Stilpo (1789) war Shakespeare sein Vorbild, aber wie schon hier mildere Charaktere sich zeigen, so enthalten die Spieler bereits eine natürliche Zeichnung und größere Menschenkenntniß. Dies Stück wirkte noch auf Schiller, bald aber übte dieser auf Klinger einen nicht unbedeutenden Einfluß, so daß seine Stücke wenigstens regelmäßiger wurden, wenn sie auch nicht viel dadurch gewannen, denn gerade diese bessere Form ließ die Mängel desto offener hervortreten. Dies zeigte sich zuerst im Günstling (1785), weniger aber in der Elfride (1782), wo zwar gut dargestellt ist, wie der sich seiner eigenen Kraft bewußte Mensch leichtsinnig mit Laster und Tugend spielt, aber alle Charaktere zu schwach erscheinen und er an der besseren Menschheit verzweifelt. Voll didaktischer und reflektirender Breite sind seine nachfolgenden Stücke: Aristodemos, Roderico und Damokles und nur in der Medea in Korinth tritt Klinger's kolossaler Drang wieder mit der alten Kraft und Gewalt hervor, nur daß die dämonische Wildheit einer bitteren Kälte gewichen ist. — Als Klinger Deutschland verlassen und sich 1780 in russische Dienste begeben hatte, wo er in eine glänzende Stellung kam, zog er sich in der Mitte üppiger Verschwendung, großer Verbrechen und niedriger Hofkabalen auf sich selbst in kalte Abgeschlossenheit zurück, und da er ringsum nur Unmenschliches und Gräßliches, wie die Ermordung des Kaisers Paul unter empörenden Umständen sah, so wurde seine Weltansicht immer düsterer und dunkler und zeigte sich Klinger's Kraftüberspannung in einer andern Farbe; seine Darstellung wurde kalt, sein Drang ging in eisernen Trotz über. In seinen Romanen, die er nun schrieb, suchte er das Menschenleben darzustellen, wie es ihm erschien, entweder durch die Kraft der Tugend zu einem Himmel umgewandelt oder durch die dämonische Gewalt der Bosheit zur Hölle gestaltet. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist Faust's Leben, Thaten und Höllen-

fahrt, welcher Stoff von diesen himmelstürmenden Originalgenies so vielfach und gern behandelt wurde, da die Idee des Schicksals in unserem germanisch-christlichen Sinne sich am tiefsten darin ausgeprägt hat. Aber wie gerade dieser Stoff am meisten geeignet ist, den wahren Dichterberuf zu erproben, so zeigte hier Klinger am deutlichsten, wie wenig er dazu geschaffen war, das Innere der menschlichen Natur zu erfassen und das Leben und die Geschichte wahr darzustellen. Das Ganze ist ein Bild des Schrecklichen und Schauerlichen ohne psychologische Entwicklung, ohne richtige Motivirung und Charakteristik. Scene ist an Scene los angereiht, mit Hülfe des Teufels will Faust die Welt verbessern, ohne daß Beide dafür gewachsen sind; hochtrabende Reden sollen den Mangel an innerem Gehalt ersetzen, zu dem Haschen nach Effekt gesellt sich Niederes und Gemeines, selbst der Teufel verfällt in die Rolle eines christlichen Predigers, Alles ist äußerlich, nicht aus der Tiefe der Seele geschöpft und so großartige Scenen auch darin vorkommen, einen so geringen Eindruck macht das Ganze, zumal gegenüber von Göthe's herrlichem Meisterwerke, ja sogar gegenüber jener Bearbeitung, wie sie unsere alte Volksbühne gab. Seine übrigen Romane tragen dasselbe Gepräge. Dahin gehören Raphael de Aquilas, die Geschichte Giafar's des Barmeciden, wo orientalische Weltanschauung die Hoffnung auf ein reineres Dasein und eine bessere Welt erweckt, die Reisen vor der Sündfluth, worin er sich über die Machtanmaßung der Fürsten, wie über die Schwäche der Völker mit scharfem Sarkasmus ausspricht, der Faust der Morgenländer, der dem vorhergehenden Romane gegenüber milde Ruhe, Versöhnung und Friede des Herzens zeigt, Sahir, der ihm Gelegenheit gibt, über Kultur, Civilisation und ihre Folgen sich zu verbreiten, die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit, das Rousseau verherrlichen will und den weiten Gegensatz zwischen der idealen Welt und der Wirklichkeit darlegen soll, und der Weltmann und der Dichter, worin er diese Extreme auszugleichen sucht, ohne freilich dies wirklich zu vermögen. Endlich legte er die Resultate seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens in seinen Betrachtungen und Gedanken nieder, worin er zwar milder und gemäßigter sich zeigt, aber seine aphoristische ungestüme Sprache und Gedankenfolge noch immer an das alte Ungestüm erinnert und darlegt, daß auch bis in sein hohes Alter der Vulkan wohl erstarrt und ruhig, aber nicht ausgebrannt war.

Friedrich Maximilian v. Klinger ist im Jahre 1753 zu Frankfurt geboren, besuchte dort das Gymnasium, später die Universität Gießen, wandte sich früh dem dramatischen Fache zu, war 1776 acht Monate lang Theaterdichter bei der Seyler'schen Gesellschaft, trat während des bayerischen Erbfolgekriegs als Unterlieutenant in das Walder'sche Freikorps bei der österreichischen Armee, lebte nach dem Frieden bei seinen Freunden, machte einige Reisen, verweilte einige Zeit in Weimar und ging mit Empfehlung des Württembergischen Hofs 1780 nach Petersburg. Hier wurde er vom Großfürsten Paul als Offizier in den Flottenbataillons und als Vorleser angestellt, begleitete denselben 1781 auf seinen Reisen durch Polen, Oesterreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die

Niederlande und Deutschland, trat 1783 als Offizier in ein Infanterieregiment, kam 1784 als solcher zum adeligen Cadettenkorps und stieg unter der Regierung Katharina's, deren natürliche Tochter er geheirathet haben soll, bis zum Obersten empor. Im Jahre 1796 machte ihn Kaiser Paul zum Generalmajor und 1799 zum Direktor des Cadettenkorps, wo er sich unter den mißlichsten Verhältnissen und allen Hofintriguen, selbst bei seiner männlichen Geradheit und Offenheit, das Vertrauen des Kaisers zu erhalten vermochte. Nach dessen Ermordung, welcher er fern stand, wurde er vom Kaiser Alexander mit der Aufsicht über die Universität Dorpat und verschiedene Erziehungsinstitute beauftragt; 1803 erhielt er den Annen-Orden erster Klasse und die lebenslängliche Rente eines kurländischen Kronguts. 1805 den militärischen Georgenorden für 25jährige Dienste, 1806 den Wladimir-Orden zweiter Klasse, wurde 1811 Generallieutenant, nahm 1820 seinen Abschied und starb im Jahre 1831. Seine Werke erschienen zuerst einzeln, dann veranstaltete er im Jahre 1794 und wiederholt Königsberg 1809—16 eine Ausgabe sämmtlicher Werke, worin er aber nur eine Auswahl aufnahm und Mehreres wegließ. Im Jahre 1811 wurde letztere in 12 Bänden wiederholt.

219. Durch innerliche Verwandtschaft steht der Maler Friedrich Müller mit der Sturm- und Drangperiode in Verbindung, denn auch bei ihm findet man Originalitätssucht, derbe Natürlichkeit und regellose Willkür. Ursprünglich zum Maler bestimmt, studirte er von 1776 an in Rom die Werke von Michel Angelo, ließ sich aber von diesem, den er nicht richtig zu verstehen vermochte, zur Manier und zum Karrikiren verleiten und konnte als Künstler und Kupferstecher, was er war, es zu keiner Meisterschaft bringen. Dagegen warf er sich mit Ungestüm auf die Dichtung, worin er mit mehr Talent wirkte und größeres Aufsehen erregte. Außer Liedern und Romanzen schrieb er Idyllen und dramatische Versuche und es gelang ihm auch Einzelnes, aber auch er litt an dem Fehler der Uebertreibung, er konnte sich nicht an Form und Maaß binden und selbst wo er mit frischer Farbe die Natur zeichnete, mischte sich wieder geschmacklose Derbheit ein, welche den Eindruck störte. Gegen die frühere Nüchternheit und farblose Dürre sticht er jedoch bedeutend ab, zumal durch seine Fülle und Lieblichkeit, die er einzelnen seiner Produkte zu geben wußte. In seinen Idyllen, deren er biblische, griechische und deutsche verfaßte, herrschte zuerst wieder Natürlichkeit, manche Bilder sind kräftig ausgeführt und in dieser Hinsicht können sie entschieden neben die Vossischen treten. Sein Adam's erstes Erwachen erinnert noch sehr an Geßner, aber Bacchidion und Milon ist eine der besten und geschmackvollsten Leistungen in diesem Gebiete; die deutschen Idyllen haben einen ächt vaterländischen Gehalt, wenn sie auch manchmal derb und rauh werden, und die pfälzer Idyllen, die Schaafschur und das Nußkernen, übertreffen sogar Voß. Auch auf das Gebiet der ritterlich-romantischen Idylle hat er sich nicht ohne Talent in seinem Ulrich von Coßheim gewagt. Seine Poesie wird jedoch am besten charakterisirt durch seine dramatischen Leistungen, unter denen man ebenfalls einem Faust begegnet. Sein Faust's Leben, das jedoch unvollendet ist, hat mehr dramatisches Leben und größere Frische und Flüssigkeit als das Klinger'sche Werk,

aber es ist im Ton ungleicher, enthält eine Reihe gemeiner Auftritte, der Humor wird oft lächerlich und Faust selbst, der den Muth besitzen soll, gegen Schicksal und Welt sich aufrecht zu erhalten und Alles niederzutreten, fällt aus dieser Rolle, wird burschikos und sogar weinerlich. Höher steht dagegen seine Niobe, welche eine edlere Haltung und gelungenere Charakterzeichnung darbietet, aber auch Züge übertriebener Leidenschaft und forcirter Sprache enthält. Sein bestes Werk ist unstreitig die Genovefa, worin er seine bisherigen Fehler großentheils vermeidet, frische Anschaulichkeit und selbst edle Begeisterung zeigt, so daß dies Stück nicht nur von der romantischen Schule, sondern auch von der Gegenwart noch immer in Ehren gehalten wird, obschon es zu sehr an Göthe's Götz erinnert und psychologische Schärfe und innere Erhebung vermissen läßt.

Friedrich Müller, bekannt unter dem Namen Maler Müller, ist 1746 zu Kreuznach geboren, zeigte frühe ein nicht unbedeutendes Künstlertalent, wurde vom Herzog von Zweibrücken als Hofmaler angestellt, erhielt mit mehreren Sammlungen radirter Blätter allgemeinen Beifall, kam nach Mannheim, wo er sich einige Jahre aufhielt, und ging 1776 nach Rom, um die Werke Michel Angelo's zu studiren. Aber es genügte ihm nicht, den großartigen Stil dieses Meisters nachzuahmen, sondern er wollte ihn noch überbieten und verfiel dadurch in Unnatur und Uebertreibung, so daß seine Arbeiten wenig Beifall mehr fanden. Er erhielt vom Könige von Bayern später den Titel als bayerischer Hofmaler, wandte sich aber mehr der Dichtung zu und erwarb sich dadurch größeren Ruhm. In hohem Alter noch das Feuer der Jugend bewahrend, starb er am 23. April 1825. Nachdem er seine Schriften hatte einzeln erscheinen lassen, sammelte er sie Heidelberg 1805 in 3 Bänden, wovon 1825 eine neue Auflage veranstaltet wurde.

220. Neben die Reihe dieser ungestümen Dichter tritt Johann Heinrich Jung, dessen milder Ernst ihn vom titanenhaften Emporstreben zurückhielt, der sich aber in sentimentalem Gemüthsenthusiasmus gegen abgelebte Autoritäten und gegen die Macht todter Schranken erhob. Aus einer pietistischen Familie und Gegend hervorgegangen, mußte er, dessen ganzes Leben auf dem Gemüthe beruhte, sich derselben Richtung hingeben und mit unverwüstlichem Glauben an Gott und eine unmittelbar von ihm kommende Hülfe vermochte er es, sich vom Schneiderhandwerk zum Schulmeister und Hauslehrer und dann zum Arzte emporzuschwingen, wo er in der Augenheilkunde einen bedeutenden Namen erlangte, später als Staatsökonom an mehreren Orten zu wirken und zuletzt sich das Vertrauen und die Freundschaft des edlen Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu erwerben. Dieser unerschütterliche Glaube, das Vertrauen auf unmittelbare Hülfe von Oben unter allen Umständen und eine strenge Bibelfestigkeit wurden die Grundlage nicht nur seines Lebens, sondern auch seiner Werke. Obschon er durch vielfache mißliche Verhältnisse oft in dieser Ueberzeugung wankend wurde, so kehrte er doch immer wieder darauf zurück, stärkte sich an den Schriften der deutschen Theosophen von Jakob Böhme bis auf die neuere Zeit und bekämpfte in mehreren Schriften die Aufklärungsversuche in der Theologie und die neueren revolutionären Tendenzen in der Politik. Gegen das Ende seines Lebens verirrte sich sein Geist so weit, daß er das Er-

ſcheinen eines tauſendjährigen Reichs und ſogar an Geiſtererſcheinungen glaubte, worüber er eine eigene Theorie ſchrieb. Deſſen ungeachtet trat er nie mit zelotiſchem Eifer und geiſtlichem Dünkel gegen die Rechte der Vernunft und Andersdenkende auf und wie er ſeine gemüthsvollen Jugendanſchauungen bis an ſein Ende bewahrte und das ganze Leben wie ein Nachtwandler durchſchritt, ſo erſcheint ſeine Perſönlichkeit im Gewande einer Idylle des frommen Gemüths und kann man ihm, der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menſchen immer zum köſtlichſten Geleite hatte, ſelbſt ſeine menſchliche Schwäche nicht hoch anrechnen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man auch gegen ſeine Schriften, ſo ſchwach auch ſein Talent iſt, Rückſicht haben. Sie ſind nicht nur von ſehr ungleichem Werthe, ſondern auch weniger bedeutſam durch die Kunſt und die Art der Behandlung, als durch ſeine eigenthümliche Weiſe, wie er Alles auffaßte und darſtellte. Am wichtigſten iſt ſeine eigene Lebensbeſchreibung, welche er unter dem Titel: Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft (1777) veröffentlichte. Es iſt dies ein in ſeiner Art einziges Naturprodukt, worin die Einfachheit der Darſtellung und die Wahrheit und Tiefe der chriſtlichen Erfahrung auf eine Weiſe enthalten iſt, wie ſie kein anderes Buch mehr darbietet. Beſonders anziehend iſt jene Parthie, worin er den alten Eberhard ſchildert, ſowie die beiden nächſtfolgenden Theile, welche die Reinigungsgeſchichte ſeines inneren Lebens erzählen. Das Buch gibt überhaupt ein treues, lebendiges Seelenbild ab und man vergißt dabei gern, daß es oft zu ſpeziell malt und die Sprache noch ziemlich ungebildet iſt. Uebrigens gilt dies blos von den drei erſten Theilen, da ſchon im vierten das Intereſſe abnimmt, obſchon auch hier einzelne Schilderungen, wie die vom Tode ſeiner erſten Gemahlin, mit ergreifender Wahrheit gemacht ſind. Der fünfte Theil (1778) iſt unbedeutend und die Darſtellung verliert darin ihre Friſche und Natürlichkeit. Leider hat ſich der Verfaſſer durch den Beifall, welchen dieſes Buch erhielt, zu noch anderen Produktionen verleiten laſſen, welche zu ſehr praktiſche Zwecke verrathen und handwerksmäßig gearbeitet ſind. Es werden darin meiſtens einzelne Jugendgeſchichten weiter ausgemalt und überall liegen pietiſtiſche Zwecke zu Grund. Dahin gehören die Geſchichte des Herrn v. Morgenthau (1779), Florentin v. Fahlendorn (1781—83), Theodore v. Linden und Theobald oder die Schwärmer (1784), in welch' letzterem Buche er die Irrwege beleuchtet, auf welche abergläubige Verblendung und religiöſe Ueberſpannung führen kann. Hatte er hier ſchon ſeine romantiſch-reaktionäre Richtung deutlich ausgeſprochen, ſo verſtieg ſich ſein ſpäteres Werk, das Heimweh (1794), in das Jenſeits und ſuchte er durch einen chriſtlichen Glaubensorden dem Illuminatismus entgegen zu wirken. Daß er ſelbſt gegen Ende ſeines Lebens ganz in myſtiſcher Dämmerung ſchwebte, bezeugen ſeine letzten Werke: Scenen aus dem Geiſterreiche, 1803, Theorie der Geiſterkunde, 1808, und Apologie der Theorie

der Geisterkunde, 1809, worüber die Literaturgeschichte nichts zu sagen nöthig hat.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, ist zu Im Grund im Fürstenthum Nassau-Siegen an der Grenze Westphalens im Jahre 1740 von armen Eltern geboren, wollte anfangs Kohlenbrenner werden, lernte dann das Schneiderhandwerk und suchte später als Schullehrer unterzukommen. Da es ihm jedoch mißglückte, so wurde er wieder Schneider, brachte es aber durch sein zutrauliches Wesen dahin, daß er eine Stelle als Hauslehrer bekam, wo er sich einiges Geld ersparte und dann Medizin zu Straßburg studirte. Er ließ sich in der Folge in Elberfeld als Arzt nieder, zeichnete sich besonders als Operateur des Staars aus, schrieb verschiedene kameralistische Werke, wurde 1778 Professor an der Kameralschule zu Lautern, für Landwirthschaft, Fabrik- und Handelskunde, kam mit der Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg, ging 1787 in gleicher Eigenschaft nach Marburg, wurde 1804 als Professor der Staatswissenschaften wieder nach Heidelberg berufen, gab sich aber alsbald mit Geisterkunde ab, lebte als Geheimer-Rath ohne Anstellung in Karlsruhe und starb daselbst am 2. April 1817. Außer den oben erwähnten Schriften erschienen von ihm: der Volkslehrer, der christliche Menschenfreund, Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben, der graue Mann, das Schatzkästlein, Erzählungen und Verklärung. Zu seiner besprochenen Lebensgeschichte kam 1789 noch H. Stilling's häusliches Leben; das Ganze gab er dann Berlin 1806 in 5 Bänden wieder heraus und diesem fügte später sein Enkel Wilhelm Schwarz einen 6. Band unter dem Titel: H. Stilling's Alter bei. Eine gute Charakteristik Jung's befindet sich in Göthe's: Aus meinem Leben, 2. Band.

221. Nach einer anderen Richtung riß die Genialitätssucht Wilhelm Heinse fort, der mit obigen Rheinländern in vielfache Berührung kam, aber auf dem sinnlichen Wege Wieland's vorschritt und in maßloser Leidenschaftlichkeit eine Apotheose der Sinnlichkeit versuchte, woran er sein mit feuriger Phantasie und geistreicher Auffassungsgabe ausgerüstetes Talent vergeudete. Auf ihn wirkten die ungünstigen Verhältnisse der Jugend nicht niederdrückend und beugend, sondern sie trieben ihn nur zu noch größerer Ausgelassenheit und ganz in den Taumel eines der Sinnlichkeit hingegebenen Lebens. Schon in seiner Jugend gab er sich seiner Neigung hin, in den Wäldern herumzuschweifen und sich in wollüstige Träumereien zu versenken, bis er im siebenzehnten Jahre der Verführung in die Hände fiel und so sein Charakter in seiner weichlichen Stimmung befestigt ward. In Erfurt bei Wieland wohl aufgenommen und dann von Gleim gefördert und von Jakobi in Düsseldorf ermuntert, regten die Kunstschätze der letzteren Stadt ihn noch mehr auf und warfen ihn noch tiefer in die Arme der Sinnenlust, die den Drang in ihm erregte, nach Italien zu gehen, um dort unter südlichem Himmel die größeren Kunstwerke kennen zu lernen. Er führte dies aus und ward zur Uebertragung von Tasso und Ariost ermuntert, aber in den Kunstwerken fand er nicht das Wahre und Schöne heraus, das sich in den Gränzen der Form und Sitte hält, sondern sie boten ihm mehr Nahrung für die Gluth seiner üppigen Phantasie, die auch nicht erkaltete am Rheinufer, als er zu Mainz churfürstlicher Bibliothekar wurde, wo er dann seine Hauptwerke schrieb. Darin entwickelte er seine Lehre, welche

einem solchen Leben und Charakter ganz entspricht. Ohne Wollust erscheint ihm das Leben als der Tod; die Ehre ist ihm der lebendige Tod, Alles in der Natur sei glücklicher als der Mensch, der die Vernunft zu einem quälenden Zuchtmeister habe; über Vorurtheile sich wegsetzen sey genial, das Glück des Lebens sucht er in Abwechslung, diese so viel als möglich nach allen Arten zu genießen, sei Seligkeit, und alle Liebe beruhe nur auf der Kindererzeugung, welche ihm des Menschen Bestimmung ist. Diese Grundsätze herrschen bald mehr, bald weniger offen in seinen Schriften vor, die sich über alle Sitten wegsetzen, wie in seinem Laidion (1774), oder die eleusinischen Geheimnisse, worin die berühmte und berüchtigte Laïs von Elysium aus ihre Erlebnisse beschreibt und in sinneblendender Darstellung das Hetärenleben malt, und in den Erzählungen für junge Damen (1775), die etwas verhüllter die nämlichen Ansichten enthalten, wozu sich in seiner deutschen Bearbeitung des Petronius noch eine halbe Anpreisung der Knabenliebe gesellte. Am offenbarsten predigt er jedoch die vollständigste Emancipation des Fleisches in den beiden Hauptwerken Ardinghello oder die glückseligen Inseln (1787), und Hildegard von Hohenthal (1795), welche ganz im Drange der Begier geschrieben sind und wohl ein Genie beurkunden, aber ein solches, das sich in der gemeinsten Sinnlichkeit verirrte. Der erstere Roman enthält rhapsodische Briefe von wilden Phrasen und Naturlauten, formlos und unbestimmt. Die Personen sind die Vertreter der angeführten Grundsätze, ihre Gluth stürzt sie nicht in den Abgrund, sondern führt sie zu paradiesischem Glück, das jedoch im Korsarenleben auf einer Insel besteht. Daneben hat Heinse über Kunst vielerlei Ideen eingestreut, die Wahres und Falsches mischen, aber zu seiner Zeit sehr hoch gehalten wurden, obschon zu viel Uebertriebenheit und Launenhaftigkeit darunter erscheint. Die gute Seite des Buchs, wie auch des anderen Romans, besteht in der mit dem glühendsten Schmelz ausgeführten Schilderung, welche bei manchen Einzelnheiten, besonders bei den Lokalitäten und Denkmälern Roms, wahr, lebendig und anschaulich wird, die aber das ewige Gefasel der Phantasie und mancherlei andere Fehler, außer den erwähnten des Stoffes selbst, nicht vergessen machen können. Wie der Ardinghello ein Kunstroman sein sollte, so ist Hildegard mehr ein musikalischer Roman, der sich stellt, als trage er etwas Schaam, alle diese Grundsätze laut werden zu lassen, wo aber doch Alles ebenso deutlich durchblickt, Sprache und Stil künstlich und verschroben ist und zu viel Didaktik erscheint. Merkwürdig ist jedoch immerhin, daß Heinse bei seinem Auftreten selbst von den größten Geistern freundlich begrüßt wurde und man ihn ein ächtes, dem ungekünstelten Genusse geweihtes Kind der Natur nannte, während sein einziges Verdienst blos darin besteht, die sinnlichen Lebensverhältnisse treffend aufzufassen und die Poesie des Sinnlichen, gegenüber den Moralpoesien und Romanpredigten, aufrecht erhalten zu haben. Außer dem Erwähnten schrieb Heinse noch Briefe, worin er sich viel über Kunst ausließ

und nicht nur manches Interessante über die Düsseldorfer Gallerie sagte, sondern auch treffende Züge zu seiner eigenen Charakteristik enthalten sind. In seiner früheren Zeit schrieb er auch Sinngedichte (1771), welche schon vom Cynismus angesteckt waren, sowie die Erzählung die Kirschen (1773), worin er den Franzosen Dorat nachahmte. Zu Heinse wäre noch eine ganze Gesellschaft solcher lüsterner Poeten zu finden, die zum Theil auch seine Freunde und Genossen waren; aber Einer genügt gegen die Talentlosen, um zu zeigen, wohin die Wielandische Richtung in dieser drangreichen Zeit führte, so daß dieser selbst vor dem Gesindel erschrack, das seinen Schweif zu bilden sich erlaubte. Nur Einiger sei noch gedacht, die jedoch auf andere Weise Wieland's üppige Schreibart und den leichten Ton seiner Erzählungen nach Petersburg und Wien verpflanzten, wo man immer weiche, verschwimmende Seelen, die in Sinnlichkeit ermatten, mehr liebte, als starke Geister. Dahin gehört L. H. v. Nicolay aus Strasburg, der zuerst Briefe und Elegien schrieb und zwar für stille, harmlose Gemüther, dann aber zu rein darstellenden Gedichten überging und eine ganze Reihe von Episoden aus dem Ariost und Bojardo, wie Richard und Melisse, Galvine, Alcinens Insel, Reinhold und Angelica verfaßte, jedoch voll wohlmeinender und bescheidener Gesinnung. Uebrigens schrieb er auch in Gellert's Manier Fabeln und Erzählungen, die meistens Schwänke sind. Neben ihm machte sich Joh. Bapt. Alxinger aus Wien auf dieselbe Bahn und vereinigte nur noch mit der gutmüthigen, auf Tugend ausgehenden Richtung eine größere Weltbildung und breitere Sinnlichkeit. Er war übrigens ohne viele Gaben, hielt sich ganz an die Mittelmäßigkeiten seiner Zeit und ahmte ohne alle Poesie, ohne sich nur über das Alltägliche zu erheben, den Oberon in seinem Doolin von Mainz (1787) und Bliomberis (1791) nach, worauf noch kleinere Geister auch noch Unerheblicheres fabrizirten, um den guten Wienern genug hausgebackene Waare zur müheloſen Unterhaltung vorsetzen zu können. Uebrigens hatten die Sachsen in A. G. Meißner auch noch einen Vertreter dieser ledernen Erzählungsmanier, der den Ritterroman noch mehr verwässerte und in der Manier von Decamerone Skizzen schrieb, die das Pikante und Schlüpferige benützten, um Leser zu gewinnen, was Meißner auch wirklich erreichte, ohne um die Literatur sich ein Verdienst zu erwerben.

Johann Jacob Wilhelm Heinse ist am 16. Februar 1749 zu Langwiesen bei Ilmenau geboren, bildete sich in der Welt zu einem durchaus der Sinnlichkeit ergebenen Menschen, studirte zu Jena die Rechtswissenschaft, ging nach Erfurt, wo ihm Wieland seine poetische Richtung gab, ward dann von Gleim unterstützt und ermuntert, schrieb 1771 seine Sinngedichte (Halberstadt), dann Begebenheiten des Eucolp, aus dem Satiricon des Petron übersetzt (2 Bde., Schwabach 1773); Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse (Leipzig 1774), machte sich jedoch bei Wieland dadurch fremd, ging nach Düsseldorf (1776), um an Jacobi's Iris mit zu arbeiten, reizte an der dortigen Gallerie seinen Kunstsinn auf und lebte von 1780 an drei Jahre lang in Italien, im Vollgenuß aller Freuden dieses südlichen Himmels. Hier übersetzte er in Prosa Tasso's befreites Jerusalem (4 Bde., Mannheim 1781) und Ariost's Orlando (Hannover 1782, 4 Bde.), wurde nach seiner

Rückkehr Vorleſer des Churfürſten Friedrich Karl Joſeph von Mainz und 1787 deſſen Privatbibliothekar und ſpäter churfürſtlicher Bibliothekar, wo er dann ſeinen Ardinghello (2 Bde., Leipzig 1782; 2. Aufl. 1794) und Hildegard von Hohenthal (2 Bde., Berlin 1793—96; 2. Aufl., 3 Bde. 1804), ſowie ſeine Briefe aus Italien unter dem Titel: Anaſtaſia und das Schachſpiel (2 Bde., Frankfurt 1803) ſchrieb und am 22. Juni 1803 ſtarb. Die ſpäter unter ſeinem Namen geſchriebenen muſikaliſchen Dialoge ſind nicht von ihm. Seine Werke gab Heinrich Laube 1838 in 10 Bänden neu heraus; vergl. auch: Briefe zwiſchen Gleim, Wilh. Heinſe und J. v. Müller, herausgegeben von W. Körte, 1806. — Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay iſt am 20. December 1737 zu Strasburg geboren, ſtudirte daſelbſt, war einige Zeit hindurch franzöſiſcher Geſandtſchafts-ſecretär, dann Profeſſor der Logik in Strasburg und wurde 1769 als Erzieher des Groß-fürſten Paul nach Petersburg berufen, deſſen Kabinetsſecretär und Bibliothekar er im nächſten Jahre wurde. Als dieſer zum Thron kam, ernannte er Nicolay 1796 zum Staatsrath, 1798 zum Direktor der Akademie der Wiſſenſchaften und nachdem er dieſe Stelle niedergelegt, zum Geheimen-Rath und Mitglied des Kabinets. Als Kaiſer Paul ermordet worden, zog er ſich auf ſein Gut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück und ſtarb hier am 18. November 1820. Eine Sammlung ſeiner Schriften erſchien als: Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften (8 Bde., Berlin und Stettin 1792—1810), woran Ramler Manches verbeſſerte; ſeine theatraliſchen Werke zu Königsberg 1811 in 2 Bänden. Vergl. über ihn: Gerſchau, aus dem Leben des Freiherrn L. v. Nicolay; Hamburg 1834. — Johann Baptiſt v. Alxinger iſt 1755 zu Wien geboren, bekam durch den Numismatiker Eckhel Liebe für das klaſſiſche Alterthum, wurde Hofadvokat, gab ſich aber, da er reich war, mehr mit Poeſie ab, ließ 1780 zu Halle, 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurt eine Sammlung Gedichte erſcheinen, die er durch die neuere (Wien 1794) nicht überbieten konnte; ſchrieb 1787 den Doolin von Mainz und 1791 Bliomberis, zuletzt eine verſificirte Ueberſetzung von Florian's Numa Pompilius, war drei Jahre lang Secretär des Wiener Hoftheaters und ſtarb am Nervenfieber 1797. Sein Doolin erlebte 1797 und Bliomberis 1802 eine neue Auflage zu Leipzig und ſeine ſämmtlichen Schriften erſchienen zu Wien 1812 in 10 Bänden. — Auguſt Gottlieb Meißner iſt am 4. November 1753 zu Bautzen geboren, ſtudirte 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechtswiſſenſchaft, wurde Kanzliſt beim geheimen Conſiſtorium, dann Archivregiſtrator in Dresden, machte eine Reiſe durch einen Theil der öſterreichiſchen und deutſchen Staaten, wurde 1785 Profeſſor der Aeſthetik und klaſſiſchen Literatur zu Prag, 1805 Conſiſtorialrath und Direktor der höheren Lehranſtalten zu Fulda und ſtarb hier am 20. Februar 1807. Durch Engel ward er zu dramatiſchen Produktionen veranlaßt und ſchrieb zuerſt Operetten nach dem Franzöſiſchen, für die Seyler'ſche Geſellſchaft, und ſpäter auch Selbſtſtändiges, wovon ſein Johann von Schwaben (Leipzig 1780) das Beſte iſt. Er gab 1783—85 mit Kanzler die Vierteljahrsſchrift: Für ältere Literatur und neuere Literatur und 1793—95 die Monatſchrift Apollo heraus. Von ſeinen hiſtoriſchen Romanen ſind am bekannteſten: Skizzen (14 Sammlungen, Leipzig 1778—96), Alcibiades (4 Bde., 1781—88), Bianca Capello (2 Bde., 1785) und Epaminondas (Prag 1798—1801, 2 Bde.); ſonſt ſind bemerkens-werth: Leben des Julius Cäſar (2 Bde., Berlin 1799—1800); Bruchſtücke zur Biographie J. G. Naumann's (2 Bde., Prag 1803—1808). Seine ſämmtlichen Werke, von Kuffner herausgegeben, erſchienen in 36 Bänden zu Wien 1813—14. —

222. Es war leicht zu erwarten, daß das Streben nach nationaler Wieder-geburt, das wir in der poetiſchen Literatur beobachteten, auch nach und nach die Wiſſenſchaft ſelbſt ergreifen werde, wenn auch hier langſamer und weniger heftig, und ſchon gleichzeitig mit den erwähnten Dichtern äußerte ſich dies bei einigen Gebieten des Wiſſens, die mehr die allgemein menſchlichen Beziehungen

betrafen, um später auch in die strengeren Disciplinen einzudringen und dort rasch nach einander die durchgreifendsten und bedeutsamsten Erfolge zu erzielen, wie wir es später sehen werden. Bevor wir auf Göthe und Schiller übergehen, müssen wir noch Einiger derselben gedenken, die näher mit der Sturm- und Drangperiode verwandt sind und hier eher eine Stelle verdienen, als später, wo die Dichtung den Schaum des genialen Aufsprudelns wieder abgestoßen hat und ihre sturmbewegten Wellen zu heiterer, spiegelklarer Ruhe zurückgekehrt sind. — Als der eigentliche Vertreter der kraftgenialischen Religionsromantik erscheint Johann Kaspar Lavater aus Zürich, der von dem Grundsatze ausging, die Ueberzeugung eines Jeden sei sein Gott, und an die Stelle des Christenthums einen leiblichen persönlichen Christus setzte, der meinte, die Gottheit habe sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare Weise geoffenbart, und der Ansicht war, Gott lasse das wirklich geschehen, wofür mit festem Glauben gebetet werde. Es schien ihm überhaupt ganz unmöglich, sich einen wahrhaften Menschen zu denken, der nicht zugleich Christ sei, und in dieser Ueberzeugung hielt er jeden Nichtchristen für einen Gotteslängner, so daß er sich durch diese Schwärmerei sogar zu der unverschämten Anforderung an Mendelssohn verleiten ließ, entweder Bonnet's Beweise für's Christenthum zu widerlegen, oder selbst Christ zu werden. Diese Richtung veranlaßte ihn zum absurdesten Wunderglauben und dazu, sich selbst den Betrügereien eines Pater Gaßner und Cagliostro, sowie den durch den Mesmerismus erzeugten Täuschungen gläubig hinzugeben, obschon er sich dadurch nicht wenig lächerlich machte, von seinen Gegnern des Kryptokatholicismus beschuldigt wurde und als der Mittelpunkt des Obscurantismus galt, wogegen ihm selbst die entschiedensten Protestationen nichts halfen. Da er ein höchst einnehmendes Aeußere und selbst ein patriarchalisches Ansehen hatte, so machte er sich überall, besonders bei den Frauen, sehr beliebt und er erwarb sogar für seinen köhlerhaften Aberglauben nicht wenige Anhänger, obgleich die Eitelkeit häufig genug bei ihm hindurchschaute. Wer jedoch verständig war, erkannte von vorn herein den Gehalt dieses Irrlichts und nicht leicht hat Jemand mehr bitteren Spott und Satire auf sich gezogen, als Lavater, der, obschon er es wirklich mit der Menschheit außerordentlich gut meinte und in diesem Bestreben sogar den Tod fand, einen Aerger an der Aufklärung seiner Zeit hatte, nach und nach alle seine Freunde von sich abfallen sah und zuletzt nur die Zielscheibe des Witzes wurde. Wer seinen ganzen Bildungsgang kannte, fand dies Alles an ihm sehr begreiflich. Ohne gediegene wissenschaftliche Bildung, ohne Kenntniß des Alterthums, wovon er blos einige Kunde aus neueren Büchern schöpfte, ohne Befähigung und Empfänglichkeit für die Philosophie war er schwankend durch sein ganzes Leben, besaß er zuviel geistige Unsicherheit, um das Falsche vom Wahren zu unterscheiden, mengte er Alles durcheinander, verfiel er von Demuth in Stolz und Anmaßung und konnte er Ursache und Wirkung nicht in richtiges Verhältniß setzen. Dabei war

er von rechtlicher Geſinnung, zartem Gefühl und verſtand er es, mit raſchem Blick die äußerlichen Verhältniſſe anderer Perſonen ſchnell aufzufaſſen, konnte jedoch nirgends mit Gründlichkeit und Ausdauer verfahren und gab ſich bald dieſem bald jenem hin, ohne bei einem Gegenſtande mit Eifer zu verweilen und tiefer in ihn einzudringen. Beſonders bemerkenswerth iſt endlich bei ihm die Aufdringlichkeit, mit der er überall zu wirken ſuchte, weil er ſelbſt von ſeiner Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit überzeugt war, wie er auch mit wirklich anerkennungswerthem Muthe in ſeinen letzten Jahren an das ſchweizeriſche Direktorium, an das franzöſiſche Direktorium und ſelbſt an das Volk Briefe ſchrieb, um ſie von ihrer Tyrannei und Blutgier zu bekehren, vor welcher Lächerlichkeit ſich gewiß jeder beſonnene Mann gehütet hätte.

Lavater hat eine ſehr vielſeitige literariſche Thätigkeit gezeigt, der Literaturgeſchichte kann es aber nur darum zu thun ſein, das Hauptſächlichſte davon hervorzuheben. Dahin gehört vor allem Anderen ſeine Phyſiognomik, welche 1775 unter dem Titel phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe in vier prachtvollen Quartbänden, mit ſchönen Vignetten und Kupferſtichen von Menſchen und Thiergeſichtern erſchienen, nachdem er drei Jahre zuvor ſich über den Begriff der Wiſſenſchaftlichkeit und den Nutzen der Phyſiognomik ausgeſprochen hatte. Das Buch ward von dem berühmten Arzte Zimmermann empfohlen und trat mit der Anmaßung auf, in allen Gebieten des Wiſſens eine vollſtändige Umgeſtaltung und Revolution zu veranlaſſen und das Heil der ganzen Menſchheit zu bewirken, ſo daß wirklich in allen Ländern eine Menge Gläubiger das neue Werk anſtaunte und da vermeinte, aus Auge, Mund und Naſe die geheimſten Bezüge der Seele zu enträthſeln. Lavater meinte wirklich, bei Beſetzung der Staatsämter ſollte man vorzüglich die Naſe unterſuchen, worin die Seele ſich am treffendſten abſpiegle, ſo daß der witzige Lichtenberg unbarmherzig über ihn herfiel und ſich über die Naſen der Schriftſteller luſtig machte, an denen Lavater mehr finde, als an allen ihren Schriften. Da Lavater in dieſem Buche die Bilder und Phyſiognomien vieler berühmter und unberühmter Leute erklärt hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Anpreiſung ihres Genies ſie zum Glauben an die neue Wiſſenſchaft hinriß, aber bald zog ſich Lavater durch verſchiedene Myſtificationen allgemeinen Spott zu, und auch die Kritik erhob ſich gegen ihn mit einer ſo bitteren Schärfe, wie nicht leicht gegen einen Anderen, und deckte ſeine ganze Charlatanerie unbarmherzig auf. Beſonders Lichtenberg zeigte in ſeinem Aufſatze wider die Phyſiognomik, wie ungründlich und von welchen gefährlichen Folgen das Buch ſei, und wies darauf hin, daß, wenn die Phyſiognomik das werde, was Lavater von ihr erwarte, man die Kinder aufhängen müſſe, ehe ſie ihre den Galgen verdienenden Verbrechen begangen hätten, die ihnen zum Voraus an der Naſe angeſchrieben ſeien. Lichtenberg verkannte jedoch keineswegs, welche Wahrheit dem Ganzen zu Grunde liege, nur zeigte er die dünkel-

haſte Anmaßung, mit welcher Lavater bei dem Unternehmen zu Werke gegangen, denn dieſer wollte die ganze Seele, die ſich doch eben nur als Ganzes begreifen läßt, aus einzelnen körperlichen Organen erkennen. Uebrigens enthält das Werk dennoch manche treffliche Bemerkungen und glückliche Vergleichungen, ſo daß es trotz aller Mangelhaftigkeit, Faſelei, Flüchtigkeit und affektirtem Pathos zu einer der bemerkenswertheſten Erſcheinungen dieſer übertreibenden Zeit geworden iſt. Uebrigens hat das unglückliche Schickſal dieſes Buches bisher Andere abgehalten, das phyſiognomiſche Problem auf gründlicherem Wege der Löſung entgegen zu führen. Daſſelbe Schwanken zwiſchen Wahrem und Falſchem, zwiſchen Erhabenem und Gemeinem und dieſelbe Nachläſſigkeit des Stils und der Sprache haben auch die übrigen in das religiöſe Gebiet gehörenden Schriften Lavater's, wie ſeine Predigten, welche in Redſeligkeit ausarten und Begeiſterung neben kraftloſer Nüchternheit darbieten. Seine Ausſichten in die Ewigkeit (1768) ſtreifen geradezu zwiſchen Wahnwitz und Vernunft und erſtreben die ſchwunghafte Erhabenheit eines Klopſtock, wobei Phraſen an die Stelle wahrer Empfindung treten. Lavater's geheimes Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt kann als warnendes Beiſpiel dafür dienen, wie ein Mann, der ſich in ſeiner Ueberſpannung für ſo wichtig hält, daß er auch ſein unbedeutendſtes Thun und Denken aufſchreibt, nach und nach zur größten Kleinigkeitskrämerei und anmaßendſten Selbſtüberhebung geführt wird und zeigt, welche niedrigen Mittel Lavater anwandte, um ſich auf ſeiner erträumten Höhe vor ſich und Anderen zu erhalten. Zollikofer, der dieſe Schrift ohne Lavater's Wiſſen herausgab, hat dem Autor dadurch einen ſchlechten Dienſt geleiſtet. Einen phantaſtiſchen Traum, voll Uebertreibung und abenteuerlicher Einbildungen, kann man füglich ſein Buch Pontius Pilatus (1782) nennen, worin er Pilatus als den Richter des Weltrichters darſtellt, der den erhabenſten der göttlichen Ausſprüche zu vollziehen habe. Die Nachahmung von Klopſtock's Meſſias verführte Lavater zu der durch ſeine ſalbungsreiche Andächtelei, ſeine Breite und Geſchmackloſigkeit zu einem widrigen Produkte gemachten poetiſchen Paraphraſe Jeſus Meſſias, dem ſich ſein epiſches Gedicht in Jamben Joſeph von Arimathia (1794) und das eben ſo verunglückte Drama Abraham und Iſaak eben ſo würdig anreihen. Das Einzige, wofür er noch einige Begabung zeigte, war die Lyrik; aber auch hier erſcheint er nur als Nachahmer Klopſtock's, von dem der Chriſtus-Enthuſiasmus auf ihn überging. Seine geiſtlichen Lieder treffen nur ſelten den ächten Ton und ſind zu breit, moraliſirend und von dünkelhafter Schwärmerei, wogegen die Schweizerlieder bei allem Wortgepränge und den ſich einmiſchenden moraliſirenden Lehren durch ihre Erinnerungen an die vaterländiſche Geſchichte und die lokalen Beziehungen wenigſtens in Lavater's Heimath länger Anklang fanden und zum Theil das Loos der Vergeſſenheit nicht erlangten, die ſeinen übrigen Schriften ohne Ausnahme geworden iſt.

Johann Kaſpar Lavater iſt im Jahre 1741 zu Zürich als der Sohn eines Arztes geboren, verträumte mehr ſeine Jugend, als daß er eifrig lernte, ſtudirte Theologie und zeichnete ſchon 1762 ſich durch Unerſchrockenheit aus, mit der er den Landvogt Grebel wegen Ungerechtigkeiten anklagte und trotz deſſen hoher Verbindungen damit durchdrang. Im Jahre 1763 machte er eine Reiſe nach Leipzig und Berlin zu Spalding und Barth und lebte dann von 1764 an in Zürich, wo er ſich 1766 verheirathete, im nächſten Jahre ſeine Schweizerlieder und dann ſeine Ausſichten in die Ewigkeit erſcheinen ließ und 1769 Diakonus an der Waiſenhauskirche wurde. Seit 1769 trieb er Phyſiognomik, lernte 1774 in Ems Göthe und A. kennen und wurde durch ſeine Phyſiognomik raſch berühmt, gerieth aber dadurch in heftige Streitigkeiten und es ſcheint, als ſei er in ſeinen ſpäteren Jahren von dieſer Idee vielfach zurückgekommen. Dagegen verſtieg er ſich in immer größere religiöſe Schwärmerei, gab ſich dem Wunderglauben hin und wußte ſich einen ſolchen Heiligenſchein zu verleihen, daß man ihn von allen Seiten in Gewiſſensangelegenheiten zu Rath zog und er, als er 1786 nach Bremen reiste, wohin er berufen war, aber aus Liebe zur Vaterſtadt nicht ging, überall mit großer Verehrung aufgenommen wurde. Im Jahre 1778 wurde er zu Zürich Diakonus an der Predigerkirche und bald nachher Pfarrer. Sein großer Ruhm wurde ihm aber vielfach verbittert, weil er ſich zu ſehr von Eitelkeit hinreißen ließ, die er 1795, als er auf Einladung des Miniſters Bernſtorff nach Kopenhagen ging, in ſeinem Tagebuche ſo auffallend an den Tag legte, daß man ihn überall lächerlich machte. Bis in ſein Alter war er ſchreibſelig, er ſuchte aber dabei überall für das Wohl der Menſchen zu wirken, wurde im Mai 1796, während einer ſchmerzhaften Krankheit, auf den Argwohn einer verrätheriſchen Verbindung mit Rußland und Oeſterreich nach Baſel transportirt, trat dagegen in einer energiſchen Verantwortung auf und als er gerade in ſeinem menſchenfreundlichen Eifer am 26. Sept. 1799, wo Maſſena Zürich einnahm, die umſchwärmenden Soldaten zu erquicken ſuchte, ſchoß ihn ein Grenadier durch die Seite, ſo daß er ſchwer verwundet wurde. Unter unſäglichen Schmerzen verlebte er das Jahr 1800, ſein Rücken wurde ganz wund und gekrümmt und mit größter Ergebenheit ertrug er Alles, bis er am 2. Januar 1801 ſtarb. Eine Auswahl ſeiner Schriften gab J. K. Orelli zu Zürich, 1844, in 8 Bänden, 2. Ausg., heraus. Ueber ihn vergl. Georg Geßner, Biographie Lavater's (1802, 3 Bde.); Lavater, von Herbſt (in Bibliothek chriſtlicher Denker II., 1832) und Hegner, Beiträge zu näherer Kenntniß Lavater's (1836).

223. Neben Lavater ſteht unmittelbar Friedrich Heinrich Jacobi, der Vertreter der philoſophiſchen Drangromantik, der, wie dieſer, keine feſte Ueberzeugung gewann und zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum, zwiſchen Wiſſen und Glauben hin und her ſchwankte und ebenſo eine vielſeitige literariſche Thätigkeit entfaltete, denn er ging darauf aus, Philoſophie und Theologie mit einander in harmoniſchen Einklang zu bringen und den Glauben mit dem Wiſſen zu vermählen. Von dieſem Standpunkte konnte er ſich nie los machen, obwohl er Theil nahm an allen Umgeſtaltungen, welche die Philoſophie erlitt, und dieſe ſelbſt nicht wenig förderte. Von vermöglichen Eltern geboren und zum Kaufmannsſtande beſtimmt, ward er in Genf mit der damaligen Salonsbildung vertraut, machte aber keine wiſſenſchaftlichen Studien und erlernte Alles durch ſich ſelbſt, nachdem er dem Kaufmannsſtande entſagt hatte. Er war ſchon von Kindheit an ein Schwärmer, Phantaſt und Myſtiker, der nicht Herr über ſein Gemüth wurde und, von ſeiner Familie mit Stolz betrachtet, in eine Selbſtbefangenheit und vornehme Eitelkeit verfiel, die ihm alle

Freunde und Bekannte rasch wieder entfremdete. Diese eitle Täuschung, daß er ein Dichter und Philosoph sei, ließ ihn zu keiner rechten gediegenen Durchbildung gelangen, so daß er von Anfang bis zu Ende nirgends festen Fuß faßte, weder religiöse Befriedigung, noch eine rechte Philosophie erlangte, mit den widersprechendsten Ansichten sich abgab und sich im frömmelnden Kreise der Fürstin Gallitzin mit Gefallen bewegte, während er als eifriger Protestant sich heftig über Stolberg's Uebertritt erzürnte. Daher konnte er sich aus dem Drange seiner Zeit nie loswinden und trug auch seine Philosophie ganz deren Charakter. Als Prinzip der Wissenschaft galt ihm der Atheismus, neben welcher wieder der Glaube einhergeht und er von einer unmittelbaren inneren Eingebung und einer endgültigen Anschauung des Göttlichen spricht. Ueberhaupt erkannte er blos zwei Philosophien an, die platonische und die von Spinoza, von denen er die erstere zu der seinigen machte, ohne jedoch bei seinem Phantasiren Platon's Consequenz zu besitzen. Zuletzt kam er darauf, daß er blos das Christenthum als die wahre und einzige Philosophie anerkannte. Trotz dieser einseitigen Richtung war seine Unsicherheit Ursache, daß er sich an viele seiner größeren Zeitgenossen gerne anschloß und diese alle bei ihm der freundlichsten Aufnahme gewärtig waren, denn obschon er gegen die Berliner Rationalisten ankämpfte, so liebte er doch nicht die extremen Vertheidiger des orthodoxen Christenthums und drang er auf allgemeine Aufklärung, welche allein die Welt besser machen könne und den Grundsatz lehren müsse, der Mensch solle sich selber Gesetz sein ohne Rücksicht auf Belohnung oder Bestrafung. Bemerkenswerth ist auch, wie er dessen ungeachtet die von der französischen Revolution erstrebte Vernunftregierung verwarf, willkürlich-despotische Gewalt und blinden Gehorsam im Staat verlangte und doch dabei wieder meinte, die alten Verfassungen könnten nicht mehr bestehen und neue Grundsätze müßten an deren Stelle treten, wodurch sich schlagend zeigt, wie Jacobi überall hin- und herschwankte und all' sein Denken und Streben kein sicheres Ziel erreichte. Seine Schriften sind meistens philosophischen Inhalts, zeigen aber nur, wie wenig er selbst für die Schriftstellerei befähigt war, denn sie enthalten meist nur geistreiche Gedankenspiele in fragmentarischer Kürze, wobei wohl manche anziehende und treffende Bemerkung gemacht wird, aber Alles so locker an einander gereiht und Poesie mit Philosophie vermischt wird, daß sie weder den wissenschaftlichen Denker, noch das ästhetische Gefühl zu befriedigen vermögen. In denselben herrscht überall das Prinzip der individuellen Unmittelbarkeit, welches er nie verließ. Ganz der kraftgenialischen Zeit angehörend sind seine Romane: Allwill's Briefsammlungen und Woldemar, welche man zum Theil Gegenstücke von Göthe's Werther nennen kann, obwohl die Ausführung dies nicht ganz erreichte, denn bei Jacobi erscheint Alles gemacht und künstlich, kalt und klügelnd, so daß wohl Einzelnes daraus gefallen kann, das Ganze aber nur wenig Behagen erregt und noch weniger durch Darstellung überzeugt, obschon

Jacobi dies dabei erſtrebte, denn Alles iſt zu haſtig durchgeführt, ſein Denken und Fühlen voll Halbheit und die Romane erſcheinen wie mühſam zuſammengeſetzt und entbehren der Handlung und einer friſchen lebendigen Sprache. Dieſelbe Darſtellungsweiſe findet man auch in ſeinen philoſophiſchen Schriften, worin ſich weder wiſſenſchaftliche Energie, noch entſchiedene Ueberzeugung zeigt und zuletzt Alles wieder in Zweifel ſich auflöst. Da er alle menſchliche Erkenntniß von der Offenbarung und dem Glauben ausgehen läßt, ſo wird die Philoſophie bei ihm zu einer bloßen Gefühlsſache und es dreht ſich bei ihm Alles um den Widerſtreit dieſer Glaubenstheorie und der wiſſenſchaftlichen Philoſophie, bei welcher er nichts als Atheismus wittert, während ihm bei Schelling die ſittliche Freiheit in Gefahr iſt. Sein Wirken für die Philoſophie war überhaupt mehr ein kritiſches, indem er bei allen ſich aufdrängenden philoſophiſchen Syſtemen die Lücken und Inconſequenzen derſelben aufzudecken ſuchte und dadurch ſelbſt das philoſophiſche Forſchen nicht wenig förderte, denn er hatte das Gute an ſich, religiöſe und wiſſenſchaftliche Freiheit zu achten, die Größe ſeiner philoſophiſchen Gegner willig anzuerkennen, und bei aller Unwiſſenſchaftlichkeit und ſeiner Gefühlsromantik war es ihm Ernſt mit der Wahrheit, die zu ſuchen ſein unausgeſetztes Beſtreben war, obſchon ſie zu finden Niemand weniger als er die Befähigung beſaß.

Friedrich Heinrich Jacobi iſt am 25. Januar 1743 zu Düſſeldorf geboren, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war und der jüngere Bruder des erwähnten Dichters (186), zeigte frühe religiöſen Tiefſinn, kam im 16ten Jahre nach Frankfurt in die Lehre, verweilte drei Jahre zu Genf, machte ſich dort mit der franzöſiſchen Literatur bekannt, betrieb dann die Handlung und verheirathete ſich. Später zum Mitgliede der Hofkammer ernannt, gab er auch, als er ein bedeutendes Vermögen ererbte, ſein Amt nicht auf, wurde mit Wieland, Göthe und anderen Dichtern bekannt und kam 1779 als Geheimer Rath nach München, wo er jedoch bald in Ungnade fiel, weil er ſich über die Schädlichkeit des bayeriſchen Mauthweſens offen ausſprach. In Folge der franzöſiſchen Revolutionsbewegung lebte er von 1794 bis 1804 in Wandsbeck, Hamburg und Eutin, wo er dann an die Akademie der Wiſſenſchaften nach München berufen und 1807 deren Präſident wurde. Als er ſein 70ſtes Lebensjahr erreichte, legte er dieſe Stelle nieder und ſtarb am 10. März 1819, nachdem er noch zuvor wegen ſeiner Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (1811) mit Schelling einen erbitterten Streit geführt hatte. Außer den erwähnten ſind ſeine Hauptſchriften: Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelsſohn (Breslau 1785 und 89), ſein Werk wider Mendelsſohn's Beſchuldigungen, betreffend dieſe Briefe (Leipzig 1786); David Hume, über den Glauben oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787) und Sendſchreiben an Fichte (Hamburg 1799); eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien 1812 bis 20 in 6 Bänden zu Leipzig, ſeinen Briefwechſel gab daſelbſt F. R. Roth 1825 bis 27 in 2 Bänden heraus, ſeinen Briefwechſel mit Göthe Max Jacobi 1846. Vergl. auch Kuhn's Schrift: Jacobi und die Philoſophie ſeiner Zeit, und F. Deyck's: Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders zu Göthe; Frankfurt 1848.

224. Die im Gebiete der Dichtung und Wiſſenſchaft bewirkte Aufregung und Umgeſtaltung konnte nicht verfehlen, die Blicke auch auf das Staatsleben ſelbſt zu wenden, zumal die nordamerikaniſche Erhebung die Gemüther überall

beſchäftigte und der ſtaatliche Zuſtand Deutſchlands zu manchen Vergleichungen und Betrachtungen Veranlaſſung gab. Schon Friedrich II. und Kaiſer Joſeph achteten das öffentliche Urtheil, ſie gaben der Preſſe einen freieren Raum und die Staatswiſſenſchaft rückte allmälig aus dem beſtaubten Bücherzimmer hinaus in's friſche Leben, um ſich auch da umzuſehen und zu prüfen, wie die Praxis ſich zu den ſeit langer Zeit aufgeſtellten Theorien verhalte. Schon die Berliner Monatsſchrift und das vaterländiſche Archiv von K. v. Moſer wagten ſich an die Beſprechung öffentlicher Zuſtände mit vielem Freimuthe, zumal damals Deutſchland in eine Menge kleiner Ländchen getheilt war, von denen die einen Friedrich's und Joſeph's Beiſpiel nachzuahmen ſuchten, während die anderen aus Eiferſucht eine freiere Rede erlaubten. Doch geſchah dies Alles noch mehr vom Standpunkte der Schule und Theorie, und die politiſche Journaliſtik wurde erſt durch Schlözer in Göttingen begründet, der mit ſeiner proſaiſchen Derbheit kühn gegen die despotiſche Willkür und den Beamtendruck in den einzelnen Ländern auftrat und nicht blos allgemeine Anſichten und Behauptungen aufſtellte, ſondern ſie auch mit den Dokumenten in der Hand begründete, ſo daß vor ihm die ganze Schaar der kleinen Despoten erſchrocken zuſammenfuhr und Schlözer eine gefürchtete Macht wurde. Nachdem er früher in ruſſiſchen Dienſten geſtanden, kam Schlözer 1769 nach Göttingen, wo er Geſchichte und Staatswiſſenſchaften lehrte. Er war ein Mann von ſchlichtem, klarem Verſtand, der weder für das Alterthum noch die neue Dichtung Sinn hatte und dem blos die rohe Größe der Hunderttauſende zählenden Mongolenhorden und der Ruſſen, deren Geſchichte er bearbeitete, zu imponiren vermochte. Zum eigentlichen Geſchichtſchreiber beſaß er kein Talent, denn er vertiefte ſich mehr in der gelehrten Forſchung und Kritik, huldigte dem Abſolutismus zu viel und opferte ſogar oft aus Eitelkeit und Ehrſucht ſeine beſſere Ueberzeugung. Aber er war ein Mann von ernſtem und eiſernem Charakter, der, jeder höheren Begeiſterung fremd, im vollen Bewußtſein deſſen, was er wollte, mit ſchwerem Schritte und ſtarrer Conſequenz ſeinem Ziele zuſchritt und den Muth beſaß, das Gewollte auch durchzuſetzen. Er wußte wohl, daß er an der öffentlichen Meinung einen mächtigen Verbündeten habe, und ſuchte ſich daher ein öffentliches Organ zu ſchaffen, worin er die verſchiedenen Verhältniſſe des Staatslebens zur Sprache brachte und zwar ſo ungeſcheut und mit ſo freiſinniger Rückſichtsloſigkeit, daß dies um ſo mehr von ſeinem kühnen Muthe zeugte, als ſich damals die deutſchen Regierungen noch nicht ſcheuten, die empfindlichſte Rache zu nehmen. Im Jahre 1775 begann ſein Briefwechſel als fliegende Blätter, den er ſpäter als Neuer Briefwechſel zu einem regelmäßigen Journale umgeſtaltete, um damit vorerſt den Boden zu prüfen, auf dem er wandeln wollte. Mit dem Jahre 1782 erſchienen dann ſeine Staatsanzeigen, die als ein national-politiſches Ereigniß betrachtet werden dürfen und bald ſo furchtbar wurden, daß alle Regierungen, welche ſich von Ehrgefühl leiten ließen, ſich vor Schlözer's Aus-

ſprüchen ſcheuten und ſelbſt die Kaiſerin Maria Thereſia bei einer wichtigen Angelegenheit ihren Staatsrath fragte: Was wird Schlözer dazu ſagen? In dieſem Journale legte Schlözer alle Gewaltthaten und Mißbräuche in den einzelnen Ländern bloß und griff er das Pfaffenthum und die Willkürherrſchaft der kleinen Regierungen mit Ernſt und Nachdruck an, ſo daß dieſe genöthigt waren, eine beſſere Regierung einzuführen, der Rechtswillkür und Gewaltherrſchaft zu ſteuern und die Volksſtimme mehr denn früher zu beachten. Beſonders kämpfte er auch für Oeffentlichkeit beim Criminalverfahren, wie er überhaupt in ihr die mächtigſte Stütze für eine gute Regierung ſuchte und die Vortheile der Preßfreiheit laut anpries; auch war Schlözer einer der Erſten, der ſich zu Gunſten der franzöſiſchen Revolution ausſprach und die gemäßigten Forderungen derſelben zu den ſeinigen machte, obſchon auch er die Gräuel dieſer gewaltigen Umwälzung verabſcheute. Schlözer fand für ſein Blatt in Deutſchland raſch die nöthige Unterſtützung, obſchon es im Anfange noch mit großer Gefahr verbunden war, wie denn der Züricher Pfarrer Waſer, weil er ihm ein Aktenſtück über die Züricher Finanzverwaltung mittheilte, hingerichtet wurde, aber geſchützt durch die hannöveriſch-engliſche Regierung gegen alle Klagen und Anfeindungen der kleinen Fürſten, ſetzte Schlözer das Blatt fort bis zum Jahre 1793, wo jedes Organ der deutſchen Volksfreiheit vor dem Toben der Feudalität verſtummen mußte; aber nicht wegen politiſcher Aufſätze hörte das Journal auf, ſondern wegen einer perſönlichen Angelegenheit ſeines Herausgebers, wobei ſich derſelbe der übermäßigen Heftigkeit ſeines leidenſchaftlichen Charakters ganz überlaſſen hatte. Uebrigens gingen aus ſeiner Schule viele Männer hervor, die ſeine Anſichten über ganz Deutſchland verbreiteten und fortſetzten, was er ſelbſt ſo erfolgreich begonnen hatte. Was ſeine ſonſtigen Schriften betrifft, welche ſich vorzüglich der nordiſchen Geſchichte zuwenden und wozu auch eine Weltgeſchicht gehört, ſo haben dieſe für die deutſche Literatur kein Intereſſe, da ſie ſich über die bisherigen Leiſtungen in Rückſicht auf Sprache und Darſtellung durchaus nicht erheben.

August Ludwig v. Schlözer iſt im Jahre 1737 zu Jartſtedt im Württembergiſchen geboren, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte von 1751 an zu Wittenberg Theologie, beſonders aber orientaliſche Sprachen, ging 1754 nach Göttingen, lebte dann drei und ein halbes Jahr lang zu Stockholm und Upſala, wo er 1758 ſeinen Verſuch einer Handelsgeſchichte in ſchwediſcher Sprache herausgab, und kehrte 1759 nach Göttingen zurück. Hier verlegte er ſich auf die Medizin, um eine Reiſe in den Orient machen zu können, bekam aber bald darauf vom ruſſiſchen Reichshiſtoriographen Müller in Petersburg den Antrag, zu ihm als Hauslehrer und literariſcher Gehülfe zu kommen, der ihm zugleich Hoffnung auf eine Anſtellung an der Akademie machte. Schlözer ging 1761 dahin, da er aber eifrig das Studium der altruſſiſchen Jahrbücher begann, ſo ward Müller auf ihn eiferſüchtig und trennte ſich von ihm, als Schlözer 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Raſumovsky'ſchen Erziehungsanſtalt wurde. Als er 1764 einen Ruf nach Göttingen erhielt, bewirkte Müller, daß er in Rußland bleiben mußte und nach manchen Verhandlungen 1765 Profeſſor der ruſſiſchen Geſchichte wurde, wobei er ſich jedoch einen zweimonatlichen

Urlaub nach Deutschland bedung. Im Jahre 1767 ging er abermals mit Urlaub nach Göttingen und wurde hier ordentlicher Professor der Politik. Hier schrieb er 1772 seine allgemeine nordische Geschichte und übersetzte den Nestor bis zum Jahre 980 (1802—9). Später schrieb er seine Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange, 1792, und einige andere Arbeiten, auch gab er dann seine politische Zeitschrift heraus, auf welche er alle Kraft und Zeit verwandte. Im Jahre 1804 wurde er von Kaiser Alexander in den Adelstand erhoben, erhielt den Wladimir-Orden vierter Klasse und starb als geheimer Justizrath 1809.

225. Die Fortschritte im Gebiete der Geschichtschreibung machten sich bis daher nur wenig geltend und die ersten Historiker von Bedeutung können erst nach Göthe und Schiller ihre Stellen finden, weil diese Beiden mächtig auf sie eingewirkt haben. Nur Christian Wilhelm v. Dohm steht ganz in dieser Zeit, mag man die Darstellung, Richtung oder den ganzen Geist seines Werks betrachten. Dohm suchte von frühe an die Tüchtigkeit der alten Bildung und die Fähigkeit eines brauchbaren Geschäftsmannes zu verbinden, besuchte das Philanthropium zu Dessau, bekämpfte das physiokratische System der Staatswirthschaftslehre, kam nach Kassel an die höhere Lehranstalt und begann dann in Berlin die diplomatische Laufbahn; auch hatte er das encyklopädische Journal und mit Boie das Deutsche Museum herausgegeben und war ganz durchdrungen von den Ideen der Zeit, deren Forderungen er zu genügen suchte. Seine „Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge der Geschichte von 1778—1786“ erschienen zwar erst viel später, gehören aber noch hierher und behandeln die Geschichte nicht aus Büchern, sondern schöpfen sie aus unmittelbarer Erfahrung und gehen mit der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft Hand in Hand. Sie bilden eine Staatsgeschichte von Preußen, Oesterreich, Deutschland und Rußland bis auf Friedrich's II. Tod, die Erzählung ist natürlich, der Stil einfach und durchaus ohne Sophistik, und Dohm geht überall vom Standpunkte eines freisinnigen deutschen Staats- und Geschäftsmannes aus, der die Begebenheiten klar darlegen will und weder Philosophie affektirt, noch Genialität zu zeigen bestrebt ist. Sein Werk ist auch so ziemlich das einzige, das ein deutscher Staatsmann über öffentliche Angelegenheiten aus Liebe zur Wahrheit schrieb, indem fast alle späteren Memoirenschreiber und Verfasser ähnlicher Werke Parteien dienten; Dohm dagegen ist wohl ein Bewunderer von Friedrich II., aber weder vergöttert er ihn, noch billigt er blindlings, was derselbe that, sondern strebte durch sein ganzes Leben und auch in diesem Buche die Geistesfreiheit zu fördern und für eine freiere bürgerliche Verfassung zu kämpfen. Außer diesem Buche, das er in den letzten Jahren seines Lebens noch überarbeitete und vollendete, ohne es bis 1806 zu führen, wie er es sich vornahm, schrieb er noch eine Geschichte des bayerischen Erbfolgestreits (1779), über die bürgerliche Verbesserung der Juden (1783) und über den deutschen Fürstenbund (1789); aber diese Schriften haben zu specielle Absichten und sind nicht aus dem Standpunkte eines unbefangenen Beobachters geschrieben. —

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Außer Dohm könnten noch Johannes v. Müller und Spittler hier genannt werden; ihre Hauptschriften erschienen jedoch viel später und namentlich Ersterer trägt viel mehr das Gepräge der neuen Romantik an sich, als den Charakter der Sturm- und Drangperiode, obschon auch diese zu seiner schwankenden und in die Extreme verfallenden Richtung nicht wenig beitrug und veranlaßte, daß sein Gefühl allen Eindrücken offen stand, er es mit allen Parteien halten konnte und als Spiel seiner Gesinnungslosigkeit und Eitelkeit ein Talent vergeudete, das ihn auf die Höhe der Kunst und zur Meisterschaft der Geschichtschreibung emporzuheben bestimmt gewesen zu sein schien.

Christian Wilhelm von Dohm ist am 11. December 1751 zu Lemgo geboren und der Sohn eines protestantischen Predigers, studirte von 1764 an zu Leipzig Rechtswissenschaft, wurde 1773 Lehrer der Söhne des preußischen Prinzen Ferdinand, gab nach 6 Monaten diese Stelle wieder auf und ging 1774 nach Göttingen, von wo er zwei Jahre später als Professor für Statistik und Finanzwissenschaft an das Karolinum nach Kassel berufen wurde. Im Jahre 1777 wurde ihm die Stelle als Erzieher des zweiten Sohns des Kronprinzen von Preußen angetragen und er ging zwar nach Berlin und wurde dem Könige vorgestellt, lehnte aber den Antrag ab und bat um Anstellung im auswärtigen oder Finanzdepartement. In Ersterem wurde er auch 1779 auf Empfehlung des Ministers von Herzberg mit dem Charakter als Kriegsrath, Geheimsecretär und Archivar angestellt und arbeitete in den deutschen Reichssachen, besonders in der Angelegenheit des bayerischen Erbfolgekriegs. Im Jahre 1783 wurde er Geheimer-Rath, 1786 kleve'scher Direktorialgesandter im westphälischen Kreise und bevollmächtigter Minister am kölnischen Hofe, auch in den Adelstand erhoben. Im Jahre 1792 mußte Dohm aus Köln flüchten, 1796 und 97 war er Direktor des nach Hildesheim berufenen Convents der niedersächsischen und westphälischen Reichsstände, wurde von Friedrich Wilhelm III. zum Gesandten beim Friedenscongresse in Rastadt ernannt, wo er den Bericht über die Ermordung der französischen Gesandten verfaßte, half 1801 den Lüneviller Frieden in's Werk setzen, wurde Präsident der für die Provinz Erfurt-Eichsfeld-Nordhausen und Mühlhausen zu Heiligenstadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer, blieb 1806 auf diesem Posten, als die Franzosen das Land besetzten, ging im December nach Warschau, um dessen Loos zu mildern, kam 1807 mit dieser Provinz an Westphalen, ging mit einer Deputation der Landstände und Verwaltungsbehörde nach Paris, kam im December in den Staatsrath und wurde im Februar des nächsten Jahres Gesandter in Dresden, wo er einen Handelsvertrag abschloß. Im April 1809 nahm er wegen einer Brustentzündung seine Entlassung, lebte von da an auf seinem Gute Pustleben in der Grafschaft Hohenstein, widmete sich bloß dem Studium der Geschichte und starb am 29. Mai 1820. Seine Denkwürdigkeiten erschienen in 5 Bdn., Lemgo 1814—19. Vergl. Gronau, Biographie Dohm's, Lemgo 1824.

226. Was seit Gottsched sich vorbereitete, was Lessing anstrebte und woran die meisten Dichter der Sturm- und Drangperiode scheiterten, das sollte jetzt durch Göthe und Schiller zur Erfüllung kommen, die ebenfalls von diesem Genialitätsdrang ergriffen wurden, aber aus dem Sturme zurückkehrten zu heiterer Ruhe und jener Klarheit, worin allein ächte und wahre Dichtung gedeihen kann. Wir stehen mit ihnen am Eingange einer Zeit, deren großartige Fortentwicklung noch kaum zu ahnen ist, am Eingange der Zeit, wo das ganze geistige Leben unseres Volks sich in diesen zwei Dichtergenies sammelte, um mit desto größerer Wärme und erhebenderer Kraft wieder das ganze Volk zu durch-

dringen, und am Beginne der Weltliteratur, die blos von Deutschland ausgehen und auf deutschem Grunde beruhen kann, weil kein anderes Volk auf Erden seine Befähigung besitzt, alles Schöne, Edle und Erhabene, wo es immer zu finden ist, das Reich der großartigsten Ideen und jenes der Wirklichkeit und des Lebens so liebend zu umfassen und in sich aufzunehmen, mit seinem vollen Geiste zu durchdringen und es als eigenstes Eigenthum wieder zu geben, so daß auf dem hellen und klaren Spiegel des deutschen Geistes, auf der reinen Folie seiner zartesten und kraftvollsten Dichtungen jedes andere Volk auf Erden die Anklänge seines eigenen Lebens und Geistes in bald leiseren, bald stärkeren Nüancen wieder erkennt und die ganze Summe dessen, was der menschliche Geist aus dem tiefsten Borne seines ureigensten Wesens geschöpft hat, in der deutschen Dichtung zur schönsten und reinsten Gestaltung kam. Um Göthe und Schiller vereinigen sich die großartigsten Leistungen unserer Poesie und Wissenschaft, und wie seit Tausenden von Jahren, seit Homer, kein Stern am ganzen Horizonte der Welt mehr aufgegangen ist, wie diese beiden neben einander leuchten, so hat auch kein Dichtergenius eine solche reiche und Alles umfassende Einwirkung auf das Bewußtsein nicht nur seiner Mitzeit, sondern auch auf eine so große und reiche Zukunft der eigenen Heimath und des Auslandes geübt, als Göthe und Schiller, deren Wirksamkeit lange nach ihrem Hinscheiden immer voller und glänzender hervortritt und immer mehr in ihrer Schönheit und Erhabenheit erkannt wird. Beide Dichter haben die zwei erhabensten Seiten der Dichtung vertreten, beide, jeder in seiner Art, zur Vollendung gebracht, woran sich die Dichtung seit mehr denn einem Jahrtausende versuchte, und daß wir dies erreichten, daß dem deutschen Geiste es möglich wurde, zu solcher Höhe sich aufzuschwingen, ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß auch im deutschen Volke dereinst jener zweite Homer erstehen wird, der diese Gegensätze, diese aus einander liegenden Richtungen unter einem noch höheren Gesichtspunkte vereinigen, das Reich des Idealen und Realen in schönster Harmonie vermählen und so die deutsche Kultur und die deutsche Dichtung auf ihren Höhepunkt führen und zum Mittelpunkte der Weltkultur machen wird. Denn wie die Griechen in ihrer ewig strahlenden Jugend zu Anfang einen Homer hatten, der die ganze Summe ihres Lebens in sich abspiegelte und von dem dann die Strahlen nach einzelnen Richtungen wieder ausliefen, so haben im deutschen Volke sich die Strahlen der gesammten irdischen Bildung nach und nach zusammengefunden, sind sie immer heller und leuchtender hervorgetreten, haben sie sich in diesen zwei Dichtern zusammengefunden und werden sie zuletzt in einem noch glänzenderen und in nie gesehener Pracht strahlenden Sterne sich vereinigen, der die Welt mit seinem reinen Lichte heller und schöner beleuchten und auf's Neue seine Strahlen nach allen Richtungen, über alle Völker aussenden wird.

227. Als älter und wegen früherer Wirksamkeit tritt uns zuerst Wolfgang v. Göthe entgegen, dessen Tod uns jedoch noch zu nahe liegt, als daß

nicht die Stimmen der Parteien sich noch zu schwankend über ihn bewegten, dessen Würdigung daher um so schwieriger ist, als seine Wirksamkeit sich noch täglich mehr entfaltet und immer neue Seiten seines großartigen Geistes erkannt und gewürdigt werden. Schiller steht diesem Gewirre der Meinungen viel entfernter, weil sein Reich des Idealen weniger Bezüge auf das Leben und die verschiedenen Richtungen der Wissenschaft hatte, aber Göthe bildet den Mittelpunkt unserer gesammten neueren Literatur, deren Entwicklung in seinem Leben und seinen Schriften überall sich abspiegelt. Er war der Genius, nach dem die Zeit so lange gesucht, der Meister, der die Resultate der früheren Zeit auf sich einwirken ließ und ebenso mächtig ergriffen ward von der dämonischen Gewalt der Sturm- und Drangperiode, der aber mit titanischer Kraft diese Mächte besiegte und hoch über das Wogen der stürmischen Fluthen sich erhob zu jener Sicherheit und Klarheit, mit welcher er die Vergangenheit und Gegenwart überschaute und überall Quellen und Mittel schöpfte zu seinen großartigen und erhabenen dichterischen Gestaltungen. Keine Regung des deutschen Geistes blieb ihm fremd, die Leistungen des klassischen Alterthums wie des deutschen Mittelalters, die der Kunst und Literatur wie der strengen Wissenschaft zogen an ihm vorüber und gaben seinem ächt deutschen Geiste den befruchtenden Saamen, der bei ihm in den vielseitigsten und schönsten Blüthen aufging und doch überall des deutschen Wesens voll war. In jedem seiner Werke trat er auf als ein Anderer, überall hat er neue Gesichtspunkte und neue Aussichten eröffnet, aber überall erscheint er dennoch wieder als Er selbst im reinen Glanze der Menschlichkeit, welche die sittliche Freiheit auf den Thron setzen will und es sich zum Ziele macht, den Menschen das Herrliche eines wahren und edlen Daseins zum Gefühle zu bringen. Wie er schöpferisch vielseitig auftrat und die reichste Produktivität entfaltete, so hat er auch die deutsche Sprache unendlich bereichert, ihr Ernst, Sinnigkeit und Anmuth verliehen und sie auf eine höhere Stufe erhoben und seine Erfolge sind eingedrungen in alle Poren unseres Lebens, haben selbst die Literatur anderer Nationen neu befruchtet und eine Weltliteratur möglich gemacht, weil er ungeachtet seines durch und durch deutschen Wesens dennoch dasselbe zu einem so hohen Standpunkte erhob, daß er mit seinem Geiste alle Völker der Erde umspannte und die Weltkultur von da fortführte, wohin sie die französische Revolution gebracht hatte. Göthe hat nicht nur den Reichthum seiner angeborenen Gaben vor uns entfaltet, sondern unablässig war er bemüht, zu lernen und zu erwerben und die reine Selbstheit kunstgemäß auszubilden, wodurch es ihm auch möglich wurde, eine solche Persönlichkeit zu gewinnen, worin Physisches und Geistiges zum schönsten Gleichgewichte kam und womit er so überwältigend auf Jeden wirkte, der ihm nahe trat. Dahin zu kommen ward ihm aber nicht leicht, es kostete ihn einen schweren Kampf, die Leidenschaft seiner Jugend zu überwältigen und sie durch das Maaß der Kunst in die Form des Schönen zu bringen, ja selbst in der glänzenden Umgebung des Hofes und unter

den großartigsten Kunstschöpfungen der alten und neuen Welt kämpfte er den Kampf der Entsagung, den er in seinem Faust und in Wilhelm Meister's Lehrjahren uns veranschaulichte, und nur diese Entsagung, nur seine eigene Selbstbeschränkung hat es ihm möglich gemacht, jene erhabene Stufe einzunehmen, zu der er sich emporschwang.

Bei Göthe war Geist und Herz, Sinn und Verstand in glücklichem Verhältniß und daraus entsprang die Gemüthsidealität und die schöne Subjectivität, welche wir an ihm bewundern und die doch zugleich wieder objectiv war, denn er war der Ansicht, daß der Mensch nur sich selbst kennt, insofern er die Welt kennt, indem er sie nur in sich und sich in ihr gewahr wird, und suchte die Idee in der Wirklichkeit selbst zu erfassen und anzuschauen und zu bewirken, daß sie Existenz gewinne. Ohne daß Natur und Idee mit einander verbunden sind, hielt er keine Kunst für möglich und er theilte den realistischen Idealismus, welcher dahin strebt, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu verleihen. Sein Genie war zugleich ein plastisches und bei keinem andern Dichter war die Ruhe des griechischen Geistes und die tiefe Bewegung der nordischen Romantik so innig mit einander verbunden, als bei ihm. Von Jugend auf war er bemüht, Alles wie es ist in sich aufzunehmen und es sich ganz zu eigen zu machen, dabei aber auch die Dinge nur zu sehen, wie sie sind, und nicht eine vorausgefaßte Meinung dazu mitzubringen, so daß die Erscheinung der Ereignisse gleichsam aus seinem eigenen Innern hervorbrach. Zu dieser Bildsamkeit trat sodann sein Bestreben, das Nothwendige der Natur zu suchen und in der Allheit ihrer Erscheinungsarten den Erklärungsgrund für das Individuum zu finden. Wie er mit ruhig beobachtendem Blick von der einfachsten Organisation emporstieg zur verwickeltsten des Menschen und ihn so genetisch aufbaute, so wandte er sich auch immer den Naturstudien zu, war ihm ein ächtes Kunstwerk auch ein Werk der Natur, hatte er Natur und Kunst stets vor Augen und schritt er bei all' seiner Regsamkeit nicht eher weiter empor, als bis er die Stufe ausgelebt hatte, auf welcher er gerade stand. Da die Natur wahr ist, so bestand auch ihm die Weisheit nur in der Wahrheit und entfernte er sich unter allen Dichtern am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge, die er treu wieder zu geben suchte; auch haßte er nichts mehr als die frömmelnde Heuchelei und wollte er nur wahr sein und gut und böse wie die Natur. Aus allen seinen Werken spricht ebenso wahr und offen seine Menschenliebe, seine Freundschaft, die er allem Guten schenkte, und seine Uneigennützigkeit; fern von Intriguensucht und voll größter Reinheit des Herzens, fühlte er sich selbst nur durch Theilnehmung glücklich, war er durchaus zuverlässig und ließ er sich selbst nicht durch Undank abhalten, die Menschen zu lieben und Jeden gelten und das sein zu lassen, was er sein wollte. Selbst eine etwas weibliche Richtung tritt bei ihm hervor, zog ihn zum Umgange und näherer Verbindung mit Frauen hin und bewirkte, daß er sich dem Andrange der Zeitrichtung und ihrer Ereignisse nur ungern zuwendete und es

vorzog, ruhig und ungestört seine reine Persönlichkeit auszubilden und alle äußere Einwirkung darauf abzuweisen. Von einem so Alles umfassenden Geiste war es nicht anders zu erwarten, als daß er sich nicht innerhalb der engen Schranken des Dogma's hielt, sondern die Religion des freien Geistes bekannte, dem es als Seligkeit galt, Gott überall anzuerkennen, wo und wie er sich offenbare. Wenn er auch überall mit protestantischer Freiheit das Christenthum und seinen wesenhaften Inhalt zu schätzen wußte, so beruhte doch seine religiöse Weltanschauung vorzüglich auf Natur- und Menschenliebe, denn er sah Gott in der Natur und diese in Gott und nannte sich daher auch gern einen Naturfrommen. Die ewige Liebe galt ihm als der große Mittelpunkt seines Glaubens und mit dieser Liebe umfaßte er alle Menschen, mochten sie ein Bekenntniß haben, welches sie wollten. Er haßte es, daß man das Christenthum in so enge Schranken bannte, suchte in allen Religionen die reine Religion anzuschauen und zog eine christlich-religiöse Gesinnung dem historisch-positiven Christenthume vor, das ihm nur als ein Fortschritt in der Weltentwicklung galt und selbst der Weiterentwicklung nicht nur fähig sei, sondern auch sie erlangen müsse. Dies führte ihn zu einer pantheistischen Weltansicht, welche Gott im ganzen All überall walten sieht. Seine Ethik beruhte auf der thätigen Menschenliebe, wodurch sich der Mensch allein von allen übrigen Wesen unterscheide, und er drang vorzüglich auf Anerkennung und Gesinnung, auf Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit gegen Jedermann, so daß er auch gegen seine Gegner stets gerecht war, ja in seinem vorrückenden Alter eine noch größere Milde zeigte und eine Schonung bewies, die in der Duldung des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen zuletzt sogar zu weit ging. Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung ist ihm wesentliche Bedingung zur ächten Geistesfreiheit und zwar verlangt er nicht nur eine sittliche Selbstbeherrschung, sondern auch eine künstlerische, weil der Meister sich erst in der Beschränkung zeigt und nur das Gesetz uns Freiheit geben kann. Denken und Thun war ihm durch sein ganzes Leben die Summe aller Weisheit und er fühlte sich nur glücklich in der Thätigkeit, haßte Alles, was ihn blos belehrte, ohne zur Beschäftigung anzuspornen, und befreundete sich daher auch nicht gern mit dem Theorisiren. Sein Thun ging jedoch nicht blos nach Außen allein, sondern die äußere Thätigkeit war ihm das Mittel, sein inneres Selbst auszubilden und zu festigen, so daß er sagen konnte, kein Tag vergehe ihm, ohne irgend einen Vortheil zu bringen. Dies bestimmte ihn weniger nach Außen hin zu wirken, als mit sich selbst eins zu werden, den inneren Zwiespalt zu überwinden und mit Ernst und Mühe sich jene reine Gemüthsruhe zu verschaffen, die allein zur höchsten Kultur führt.

Dieser unabläßige Trieb zur Thätigkeit bewahrte ihn davor, im Reiche des Idealen zu schwelgen und sich im Unendlichen zu verlieren; sein ganzes Streben war auf das Diesseits und die Gegenwart gerichtet, im Besonderen suchte er das Allgemeine anzuschauen und das Unendliche im Endlichen zu erkennen. Daher

wagte er ſich nicht gern auf das Feld der Philoſophie und Spekulation, weil hier ſein gegenſtändlicher Sinn keine Befriedigung fand, ſondern ihm Alles beſſer ſeine richtige Intuition vorführte, als die Philoſophie es vorzudemonſtriren vermochte. An der Philoſophie erkannte er keinen praktiſchen Nutzen und hielt es für wichtiger, das Erforſchliche zu erforſchen, als das wiſſen zu wollen, was nicht wißbar iſt. Deſſen ungeachtet betheiligte er ſich auch an der Philoſophie, ſo weit es für ihn zuträglich war, und beſonders konnte er die Idee nicht miſſen. Aber im eigentlichen Sinne des Worts zu philoſophiren vermochte er nicht und wenn auch in allen ſeinen Werken die gehaltvollſten Ideen und philoſophiſchen Anſchauungen uns entgegentreten, die mit den reinſten Reſultaten der ſpekulirenden Vernunft übereinſtimmen, ſo kam er doch dazu blos mit unbewußter Naivetät und gleichſam als ob die Meinungen ihm vor Augen ſtänden. Seine Gedankenrichtung auf das Einzelne und Gegenwärtige und ſein Streben nach dem Praktiſchen und Faßlichen ließ ihn auch des tieferen Verſtändniſſes der Geſchichte entbehren, denn um den Geiſt derſelben zu würdigen und darzuſtellen, iſt ein philoſophiſcher, tief eindringender Blick nöthig, der den großartigen Zuſammenhang der Weltbegebenheiten zu erfaſſen vermag, während Göthe ſich nur gern da bewegte und da das Richtige traf, wo ſich Alles zu perſönlicher Anſchaulichkeit individualiſirte. Er liebte es zu ſehr, ſeiner inneren Behaglichkeit und ſeiner perſönlichen Harmonie ungeſtört zu leben, als daß er ſich mit dem wogenden Treiben der Geſchichte befreunden konnte; an der amerikaniſchen Revolution nahm er nur geringen Antheil, die franzöſiſche Umwälzung war ſogar ſeinem ganzen Weſen widerlich und wo er ſich mit ſeinen Dichtungen auf dieſes Gebiet wagte, wie im Groß-Kophta, den Aufgeregten und dem Bürgergeneral, ſind dieſe vollkommen verfehlt. — Göthe war überhaupt ein Mann, der den idealiſchen Menſchen in ſeiner Perſon zu realiſiren ſuchte, ſeine Aufgabe in der Freiheit und Schönheit der Bildung und Sitte erkannte und ſich als inneres Ganzes zu behaupten ſtrebte, ſo daß er in ſeiner Weiſe ein vollkommener Charakter und in jedem Schritte ſeines Lebens ein vollſtändiger Mann war.

In allen ſeinen Schriften gab er ſich immer nur als ein Ganzes und wie er ſich darin ſelbſt darſtellte, ſo in ſich ſelbſt wieder die Welt. Seine Poeſien enthalten nur, was er ſelbſt erlebte, haben immer irgend einen Bezug auf einen gewiſſen Zuſtand ſeines Gemüths oder Geiſtes und verkünden die innere Heiterkeit und das äußere Behagen, welches Göthe auch im Leben ſo eigen war. Während die Menſchen unruhevoll nach einem harmoniſchen Daſein ſtreben, ſchwebt der Dichter über Alles dieſes wie eine wandelnde Sonne hin, und er fühlt wohl Freud und Leid des Schickſals und ſtimmt ſeine Harfe darnach, aber die Töne der Luſt und Wehmuth verſchwimmen bei ihm blos in leiſen Accorden, welche den Sturm ahnen laſſen, der geherrſcht, aber zur heiteren Ruhe zurückgekehrt ſind und die Mißtöne auflöſen in erhabenerer, ſchönerer Har-

monie; denn der Dichter ist zugleich Lehrer, Wahrsager und Freund der Götter und der Menschen. In allen seinen Produkten herrscht das reinste Ebenmaaß und der schönste Wechsel zwischen Ernst und Heiterkeit, genialer Originalität und sinniger Beschränkung, so daß er, wie kein Anderer, die heitere Einfachheit der Griechen mit dem Zauber der neueren Romantik verband und Werke schuf, welche das sinnliche Anschauen befriedigen und doch zugleich den Geist in seine höchsten Sphären erheben. Alle Gestalten erscheinen bei ihm ähnlich und doch gleicht keine der andern; sie tragen alle den Stempel der Geistesherrschaft an sich und er malt nicht die nackte Leidenschaft, sondern vielmehr die Seele selbst. Wo er dichtet, da will er auch nur Dichter sein und seine Schöpfungen nur als Gedichte angesehen wissen, an die man weder einen religiösen noch einen moralischen Maaßstab legen dürfe, ohne ihren ganzen Zauber zu vernichten; er fragt dabei nichts nach der Meinung der Menschen, sondern singt, wie ihm die Töne aus dem Innern hervorquellen, und hält den inneren Gehalt der Dichtung für den Anfang und das Ende aller Kunst. Weil aber Göthe nichts dichtete, wozu ihn nicht ein innerer Drang trieb, so findet man bei ihm auch keine politischen Gedichte, da er dafür keinen Sinn hatte und ohnehin das Treiben der politischen Parteien nur seine innere Ruhe und seine Behaglichkeit zu stören drohte. Seine Bestimmung war ja auch nicht der Kampf und das Schwert; sondern den Frieden und die Geheimnisse des Herzens darzustellen, das Schicksal des Gemüths vorzuführen und auszusprechen, was den Menschen erfreut und betrübt, das war ihm Beruf und Weihe. Dies zeigt sich nirgends treffender, als darin, daß Lyrik und Epik die Dichtungsarten waren, worin er sich gern und mit Erfolg bewegte, während er für das Drama weniger geeignet war und in allen seinen dramatischen Werken das Lyrische und Epische sich vorzugsweise aufdrängt. Sein Drang, das Gemüth zur reinsten und vollkommensten Gegenwart herauszubilden, konnte blos in der epischen Gelassenheit und Sichtbarkeit Befriedigung finden, während das Drama größere Unruhe und ein hastigeres Drängen und Treiben nach dem Ziele verlangt und die Leidenschaft in ihrer sprudelnden Thätigkeit darstellen soll. Auch war der Zielpunkt seiner Dichtung nur die Wahrheit, die er genetisch zu entwickeln suchte und wodurch er sich immer nur an das einfach Schöne hielt und nicht gern in's Erhabene überging, weil dies zu leicht über die Wahrheit sich erhebt und nicht erlaubt, Alles in reinster, klarster Entfaltung wie von selbst vor seinem Blicke entstehen zu lassen. Endlich war eine hohe Eigenschaft seines Dichtergenies, daß er die Sprache meisterhaft zu behandeln verstand, daß sie den Gedanken gleichsam abspiegelt und in musikalischem Rhythmus vorüberrauscht und seine Werke auch in der Form und Darstellung Meisterwerke sind; Göthe hat unsere Sprache erst auf ihre klassische Höhe geführt und durch ihn haben wir erst ihre ganze plastische Bildsamkeit, ihre Fülle und ihren Reichthum in schönster Glorie vor uns treten sehen.

Dieſer geſammte Charakter ſeines Weſens und ſeiner Dichtung hob Göthe auf die hohe Stufe, auf welcher er uns in voller Majeſtät entgegentritt, denn nie hat ein Dichter mit ſeinen Dichtungen ſo ſehr in der Zeit und doch zugleich über ihr geſtanden, wie er. Was die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, die wichtigſten in der ganzen Geſchichte der Menſchheit, erſtrebten, der ganze Prozeß, den dieſe Zeit durchmachte, und das Streben, das Recht der Humanität auf den Thron zu ſetzen, bildet den Gehalt von Göthe's Dichtung und indem er dieſen Kampf durchmachte, gelangte er auch zum Ziele und feierte er allein den reinſten Triumph der Kunſt. Daß unſer Geſchlecht höher ſteigt, geſchieht nicht ohne Göthe's Zuthun. Er vermochte dies nur dadurch, daß er im Endlichen das Unendliche ſuchte, die Wirklichkeit mitlebte und es verſtand, die Erfahrung in Poeſie umzuwandeln und die Gelegenheit in die Idee zu erheben. Wenn er die Eindrücke der Welt und Wirklichkeit empfangen und in ſich aufgenommen, ließ er ſie in einſamer Zurückgezogenheit lange im Stillen bei ſich wirken, bis die Idee bei ihm ausgetragen war und er ſie von innen nach außen bilden konnte, und dies iſt das Geheimniß ſeines künſtleriſchen Schaffens, das Geheimniß ſeiner Größe. — Durch dieſes vielſeitige Anſchließen an die Wirklichkeit entſtand auch die Mannichfaltigkeit ſeiner Werke, worin ſeine Perſönlichkeit zwar überall den Angelpunkt bildet und alſo ein allgemeines Grundthema herrſcht, aber auch die Mannichfaltigkeit des menſchlichen Lebens ſich abſpiegelt, dem das unerſchöpfliche Thema der Menſchheit ſelbſt zu Grunde liegt. Bei dieſer Richtung auf das allgemeine Menſchliche, bei dieſer Bildſamkeit ſeines Geiſtes, der alle Eindrücke auf ſich einwirken ließ, woher ſie auch kommen mochten, und bei dieſer Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher er alles Große anerkannte, welchem Volke es auch angehörte, wäre es Thorheit und menſchliche Schwachheit, wollte man von Göthe verlangen, einen blinden Patriotismus zu einer Zeit zu zeigen, wo es am wenigſten eine deutſche Nation gab; Göthe hat vielmehr einen höheren und reineren Patriotismus gezeigt, indem er die geiſtige Entwicklung unſeres Volkes weiter und mächtiger erhob, als alle unſere Patrioten ſeit tauſend Jahren, indem er uns lehrte, was deutſches Weſen und deutſches Leben ſei, indem alle ſeine Dichtungen und Werke von dem deutſcheſten Geiſte durchdrungen ſind und er die deutſche Literatur über die aller anderen Völker erhob und ſie zum Beherrſcher derſelben machte. Göthe kann überhaupt nicht beurtheilt werden von dem Standpunkte Eines Volks oder Einer Zeit, ſondern hoch fluthet ſein Geiſt über alle Völker und Zeiten hinweg und kann erſt dann wahrhaft gewürdigt werden, wenn nach Jahrhunderten der blendende Glanz dieſes Sterns aus ruhigerer Entfernung angeſchaut wird und die volle Größe ſeines die ganze Weltkultur beherrſchenden Wirkens vor Augen liegt.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt am Main geboren, wo ſein Vater als kaiſerlicher Rath in glücklichen Verhältniſſen lebte und am

Hirschgraben ein Haus bewohnte, dessen Alterthümlichkeit schon frühe auf den Sohn großen Eindruck machte. Durch Bilder aus Italien erwachte in demselben bald eine nicht geringe Liebe für dieses Land und dessen Kunst, und auch sonst fand er in seinem väterlichen Hause manche Anregung, seinen Kunstsinn auszubilden, und Gelegenheit mit den vorzüglichsten Dichtungen der Deutschen und Italiener bekannt zu werden. Ein Puppenspiel machte bedeutenden Eindruck auf ihn und lenkte ihn auf das Drama, die alterthümliche Bauart seiner Vaterstadt war ganz geeignet, ihn zur Weltanschauung und zum poetischen Genie aufzuziehen und sein Vater verstand es, den Sohn so in die Wissenschaften einzuführen, daß die Pedanterie der damaligen Lehrmeister dessen Ausbildung nichts schaden konnte. Die Privatstunden förderten indeß nicht sehr, weil ihn sein poetisches Talent zu sehr von ernsten Studien ablenkte und er lieber Romane, Gedichte und historische Bücher las. Diesen Trieb lenkte man jedoch zum Guten, indem man ihn auf Homer und Virgil wies. Um diese Zeit befielen ihn die Blattern und veränderten seine ganze Gesichtsbildung. Der siebenjährige Krieg zog den achtjährigen Göthe sehr an und während seine ganze Familie österreichisch gesinnt war, war der junge Göthe begeistert für den siegreichen König, der seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach und nach lernte er auch die neueren deutschen Dichter kennen, machte sich selbst mit Klopstock bekannt und der Graf Thorane, der bei seinen Eltern einquartirt wurde und ein großer Kunstfreund war, bot ihm Gelegenheit, mit den besseren Kunstleistungen sich zu befreunden und auch das französische Theater kennen zu lernen. Seine Leidenschaft für's Theater wuchs täglich mehr und er unternahm es sogar, in französischer Sprache selbst ein Theaterstück zu verfertigen, welches er dem Grafen zur Beurtheilung vorlegte, der dann den jungen Autor mit den nothwendigen Eigenschaften des Drama's bekannt machte. Göthe lernte nun auch zeichnen, worin er nicht unbedeutende Fortschritte machte, Mathematik und Englisch, ja sogar Hebräisch, weil er sich mit dem Oriente und dessen glühender Pracht näher bekannt machen wollte. Er suchte in Folge dessen die Geschichte Joseph's in Prosa episch zu behandeln und machte auch Auszüge aus den Predigten, die er in der Kirche gehört; sobald jedoch sein Vater wollte, daß er dies ernstlich thue, ließ er wieder davon ab, weil er schon frühe in seiner Bildung nicht gestört werden wollte. Indessen mußte er sich auch nach und nach auf das Studium der Rechtswissenschaft vorbereiten, und sein Vater vernachlässigte auch die körperliche Ausbildung nicht, ließ ihn die Werkstätten der verschiedenen Handwerker besuchen, wo er oft selbst Hand anlegte, und Fechten und Reiten lernen. Vieles verdankte er auch den ausgezeichneten Männern, die sich in seinem väterlichen Hause zusammenfanden. Im Jahre 1764 machte die Krönung des Kaisers Joseph II. großen Eindruck auf den 15jährigen Göthe, der um diese Zeit auch zum ersten Male die volle Gluth der Liebe fühlte und zwar zu Gretchen, der Tochter eines französischen Schauspielers. Als die Eltern, um das Verhältniß zu lösen, veranlaßten, daß das Mädchen die Stadt verließ, verfiel Göthe in eine Krankheit und sein körperlicher Zustand besserte sich nur sehr langsam. Nach seiner Wiedergenesung suchte er gern die Einsamkeit der Wälder und gab er sich wieder dem Zeichnen hin, bis er nach und nach seine Ruhe wieder gewann und sein Vater bestimmte, daß er im Herbst 1765 die Universität Leipzig beziehe. Hier begann er Anfangs mit Ernst und Fleiß das Studium der Rechtswissenschaft, aufgemuntert durch verschiedene Professoren, an die er empfohlen war; aber bald ließ er davon ab, wandte sich anderen Gegenständen zu, trieb daneben Poesie und Naturgeschichte und schwankte eine Zeitlang hin und her, bis er endlich durch den Umgang mit seinem Landsmann Schlosser das verlorene Selbstvertrauen wieder gewann und mit Eifer sich der Poesie hingab. Viel trug dazu auch eine neue Liebe zu einem Leipziger Mädchen bei, das er aber durch seine ungegründeten Eifersüchteleien wieder sich entfremdete, während seine Leidenschaft heftiger wurde. Aus diesem Verhältnisse entstanden 1769 sein ältestes dramatisches Werk: die Laune des Verliebten, und der Plan zu mehreren anderen, worunter jedoch blos das Stück: die Mitschuldigen vollendet

wurde. Göthe gab sich nun dem poetischen Drange mehr hin, machte Satiren und Spottgedichte auf die Professoren, anstatt ihre Collegien zu hören, betrieb Kunststudien, besuchte die Dresdener Galerie und versuchte sich sogar in der Kupferstecherkunst, wobei er durch das Einathmen schädlicher Dünste krank wurde und einen Blutsturz bekam. Mit wankender Gesundheit kehrte er 1768 nach Frankfurt zurück und als er einigermaßen wieder hergestellt war, versuchte er sich in der Chemie und im Kupferstechen, ging seine Gedichte durch, wovon er den größten Theil verbrannte, und bereitete sich zur Reise nach Straßburg vor, wo er seine Studien vollenden sollte. Großartig war die Wirkung, welche diese alterthümliche Stadt mit ihrem Münster auf ihn machte, und er fand nicht nur eine angenehme Gesellschaft, sondern machte auch Fortschritte in der Jurisprudenz, lernte Jung (Stilling) und andere aufstrebende Talente kennen und traf hier zufällig auf Herder, dem Göthe's Offenheit gefiel und der ihn nun mit den neueren Bestrebungen der deutschen Literatur bekannt machte und einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte. Auch hier knüpfte Göthe mit Friederike Brion, der ältesten Tochter des Pfarrers zu Sesenheim, ein inniges Liebesverhältniß an und er verlebte hier die glücklichsten Stunden jener Zeit; auch stand er mit ihr nach seiner Abwesenheit von Straßburg noch lange in Briefwechsel. Inzwischen machte er sich mit der englischen Literatur bekannt, faßte die Idee zu seinem Drama: Götz von Berlichingen, und promovirte im August 1771, worauf er bereichert an Ideen über Mannheim nach Hause zurückkehrte. In Frankfurt traf er einen Kreis aufstrebender junger Männer, an die er sich gerne anschloß, er wurde mit Merck in Darmstadt bekannt, fand Zerstreung und Anregung und gab sich mit neuer Liebe der Dichtung hin, neben welcher er sich mit vaterländischen Kunstalterthümern und biblischen Studien abgab. Es reifte hier auch der Plan nicht nur zu Götz, sondern auch zu Faust, er ließ seine erste Schrift drucken und gewann durch Zerstreuung, Schlittschuhlaufen und andere Bewegung wieder seine vollständige Gesundheit, was er um so mehr nöthig hatte, als ihn die Trennung von Friederike tief schmerzte. Aber um so mehr vertiefte er sich nun in die Dichtung, manches schöne Gedicht entstand in jener Zeit, die er in Almanachen und Zeitschriften mittheilte, und wegen seines Götz machte er sich auch an das Studium der mittleren Zeit der deutschen Geschichte. Er ging nun nach Wetzlar, um am Reichskammergerichte sich in der juristischen Praxis zu üben, fand dort eine lustige Gesellschaft, trat durch Gotter's Vermittlung mit den Göttinger Dichtern in Verbindung und nahm Antheil an den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen, welche Schlosser herausgab, der bald darauf sein Schwager wurde. Im Jahre 1773 machte er eine Reise zu Frau v. La-Roche nach Koblenz, wo er vergnügte Tage verlebte, und ging dann wieder nach Wetzlar zurück, jedoch weniger um Jurisprudenz zu treiben, als seinen Götz fertig zu schreiben, den er in sechs Wochen vollendete. Nicht damit zufrieden, arbeitete er ihn jedoch vollständig wieder um und wollte immer noch mehr daran ausfeilen, bis Merck ihn zur Herausgabe trieb. Aber es wollte sich kein Verleger finden und Götz konnte erst dann erscheinen, als Göthe das Papier gekauft und Merck für die Druckkosten gesorgt hatte. Das Stück machte große Sensation, besonders durch den Stoff, und es wurde schon im nächsten Jahre zu Leipzig nachgedruckt, aber dessen ungeachtet war Göthe in Verlegenheit, wie er das Papier bezahlen solle. Doch kamen ihm nun von allen Seiten Verlagsanerbietungen zu und ein Buchhändler bat sich von ihm sogar ein ganzes Dutzend solcher Stücke aus. Auch war Göthe nicht ganz abgeneigt, noch Mehreres der Art zu schreiben, aber in seiner sentimentalen Stimmung, zu welcher er in seiner einsamen Leere in Wetzlar und durch die englische Literatur gekommen war, reifte indeß die Idee zu Werther's Leiden, womit er sich von seiner Gemüthsstimmung wieder befreite. Dieser Roman trug ihm nicht nur ein Honorar ein, womit er seine Schulden bezahlen konnte, sondern machte auch eine ungeheuere Wirkung, weil er so ganz in die rechte Zeit fiel. Werther's Leiden machte Göthe eigentlich erst bekannt und er gewann nun nach allen Seiten hin Freunde, die ihn zu weiterer Produktivität anregten und vollends von

seiner schwärmerischen Stimmung befreiten. Mit Lavater und Basedow reiste er den Rhein hinunter nach Köln, dichtete seine herrliche Ballade: der König von Thule, und der untreue Knabe, lernte in Düsseldorf Heinse und die herrliche Gallerie kennen und machte den Plan zu einem dramatischen Gedichte: Mahomet, das aber wie so manches andere nicht ausgeführt wurde. Er schrieb nun sein Trauerspiel: Clavigo, seine Satire auf Wieland: Götter, Helden und Wieland und wurde dadurch dem Erbprinzen von Weimar bekannt, der den Aristophanes seines Erziehers persönlich kennen zu lernen suchte. Der Erbprinz ließ ihn sich vorstellen und der Eindruck, den Göthe auf den jungen Fürsten machte, war so dauernd, daß ihn dieser, als er die Regierung angetreten, sogleich zu sich nach Weimar berief, wo Göthe am 1. Nov. 1775 eintraf. Hier war die Stätte, wo die deutsche Poesie zum ersten Mal Schutz finden sollte; es lebte daselbst ein ganzer Kreis von Freunden der Dichtung und wie Göthe von Allen freundlich und herzlich empfangen wurde, so fühlte er sich auch in dem neuen Kreise wohl, wo er im Jahre 1776 den Charakter als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Consilium erhielt. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, seine Dichtung fortzusetzen, es erschienen von ihm das Singspiel: Erwin und Elmire, die Stella, welches Schauspiel er später in ein Trauerspiel umwandelte, und das Singspiel: Claudine von Villabella. Im Winter 1776 machte er eine Reise nach dem Harze, dann veranlaßte er den Fürsten zur Errichtung eines Liebhabertheaters, worin auch Göthe auftrat, schrieb dafür das Drama: die Geschwister, und die Operette: die Fischerin, lernte das Technische des Theaters näher kennen und trug viel zu den Vergnügungen des Hofs bei. Göthe veranlaßte den Herzog, den Bergbau in Ilmenau wieder zu beginnen, wo er sich öfters aufhielt, wurde 1779 wirklicher Geheimer Rath, machte mit dem Herzoge eine Reise nach der Schweiz, wohin er schon 1773 mit Stolberg gegangen, aber aus Heimweh wieder zurückgekehrt war, widmete sich nach seiner Zurückkunft fast ausschließlich den Staatsgeschäften und wurde im Juni 1782 Kammerpräsident und in den Adelstand erhoben, um den Anforderungen der Hofetikette entsprechen zu können. Dessen ungeachtet war Göthe immer poetisch thätig und schrieb manche Gedichte, auch gab er 1787 in acht Bänden seine sämmtlichen Schriften heraus. Aber er fühlte, daß in dem Hofkreise und in dieser Wirksamkeit sein poetisches Talent gefährdet sei, und riß sich daher im August 1786 von da los, nahm seine Schriften, worunter viele angefangene Arbeiten, mit, begab sich nach Karlsbad und trat von da aus seine Reise nach Italien an, die der Wendepunkt seines Lebens wurde. Am 28. Sept. kam er nach Venedig, ging um die Mitte Oktober über Bologna nach Rom, wo er am 1. Novbr. ankam, und in Italien, unter dem Einflusse des südlichen Himmels, im Umgange mit trefflichen Meistern und im Anschauen der großen Werke des Alterthums und der neueren Kunst ward es ihm klar in seinem Innern und schwang er sich empor zur höchsten Stufe der Meisterschaft. Die Iphigenie, welche er in Prosa geschrieben hatte, arbeitete er in Verse um und gab ihr die größte Vollendung, schrieb den Tasso und entwarf Pläne für noch andere Werke, die nach einander in ihm reiften. Er ging auch nach Neapel und Palermo und kehrte im Juni 1787 von da nach Deutschland zurück, wo er sich mit neuem Eifer an die Dichtung machte. Gleich nach seiner Rückkehr traf er in Rudolstadt auf Schiller, aber beide konnten sich nicht mit einander befreunden, sondern fühlten sich eher abgestoßen, weil ihre Richtungen zu sehr aus einander lagen; ja nicht einmal das milde Zureden Dalberg's konnte Göthe vermögen, sich Schiller zu nähern. Doch war er ihm, trotz seiner Abneigung, 1789 zu einer Anstellung als Professor der Geschichte in Jena behülflich. Da traf sich der Zufall, daß nach einer Sitzung der mineralogischen Gesellschaft, der Schiller und Göthe beiwohnten, beide zufällig zu gleicher Zeit aus dem Saale traten und sich unter ihnen über das Vorgetragene ein Gespräch anknüpfte, das sie fortsetzten, bis sie zu Schiller's Wohnung kamen und das Gespräch Göthe hineinlockte. Ihre Ansichten gingen auch bei dieser Gelegenheit auseinander, aber der erste Schritt war gethan, Schiller besaß ohnehin eine große Anziehungskraft, und seine Gemahlin, welche Göthe seit

langer Zeit kannte, trug auch das Ihrige zu dauerndem Verständnisse bei, so daß sie in immer nähere Berührung kamen und beide auf einander für ihre ganze künftige Zeit nicht wenig einwirkten. Göthe's nächste Schriften war der inzwischen vollendete Tasso und das Fragment Faust, 1790 machte er abermals eine Reise nach Italien, von welcher er die venetianischen Epigramme mitbrachte, und kehrte mit der Herzogin Amalie nach Weimar zurück. Hier wurde nun im nächsten Jahre ein Hoftheater errichtet und Göthe lieferte für dasselbe die Lustspiele: der Großkophta und die Bürgerlichen und begann das unvollendete Stück: die Aufgeregten; aber bald führten ihn die Kriegsstürme von da weg und 1792 begleitete er den Herzog auf seinem Feldzug in die Champagne und wohnte im nächsten Jahre der Belagerung von Mainz bei. Inzwischen besuchte er auch Jacobi zu Pempelfort, er schrieb seine Metamorphose der Pflanzen, dann seine Beiträge zur Optik, besuchte im November 1792 die Fürstin Gallitzin in Münster, dann in Heidelberg seinen Schwager Schlosser, bekam das Anerbieten einer Frankfurter Rathsherrnstelle und wurde bei seiner Rückkehr nach Weimar mit einem ihm von seinem fürstlichen Freunde bestimmten, erneuerten und wohl eingerichteten Hause erfreut. Er warf sich nun mit erneuertem Eifer auf die schriftstellerische Thätigkeit, bildete den Reinecke Fuchs nach und schrieb den Roman Wilhelm Meister's Lehrjahre; auch entstanden aus Wetteifer mit Schiller verschiedene Balladen, sowie zahlreiche andere Gedichte. In Schiller's Horen lieferte er den Benvenuto Cellini und für dessen Musenalmanach für 1797 bearbeiteten Beide eine Reihe von Epigrammen unter dem Titel Xenien, worin sie alle mittelmäßigen Dichter und Schriftsteller scharf geißelten, so daß sie sich nach allen Seiten hin zahlreiche und erbitterte Feinde machten. Im Jahre 1798 entwickelte er in den Propyläen seine Kunstansichten, dichtete das idyllische Epos Hermann und Dorothea und knüpfte mit Schiller den freundschaftlichsten Verkehr an, der noch inniger wurde, als Schiller nach Weimar zog. 1802 schrieb er das Vorspiel: Was wir bringen, die natürliche Tochter, die Uebersetzung von Diderot's Werk: Rameau's Neffe, und die Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert. Der um diese Zeit erfolgte Tod Schiller's schmerzte ihn tief und bald darauf traten auch mit dem Kriege Napoleon's gegen Preußen die unglückseligsten Verhältnisse für Deutschland ein. Der Krieg hatte seine Hauptstätte im Weimar'schen und selbst in dieser Stadt wurde geplündert. Doch hatten die feindlichen Befehlshaber Göthe's Wohnung unter den Schutz einer besonderen Wache gestellt. Mitten unter diesem Wirrwarr, wo alle Bande gelöst waren, bewog ihn die Achtung für das sittliche Gesetz der Ehe, seiner vieljährigen Freundin, der Schwester des Bibliothekar Vulpius, seine Hand zu reichen und dadurch das Schicksal seines Sohnes festzustellen. — Als der Frieden wieder hergestellt war, setzte Göthe seine Arbeiten wieder fort und es erschienen nun seine Ideen über organische Bildung und das Werk zur Farbenlehre, worin er Newton's System zu bekämpfen suchte. Daneben beschäftigte ihn der Roman: die Wahlverwandtschaften und 1811 begann er die Darstellung seines Lebens unter dem Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, von denen 3 Bände bis 1775 reichen, denen dann die Beschreibung seiner italienischen Reise 1786—87 und des Feldzugs 1792 und 1793 folgte. Veranlaßt durch die Befreiungskriege schrieb er 1813 des Epimenides Erwachen, ein Festspiel, und machte eine Badereise nach Töplitz und 1814 nach Frankfurt, wo man ihm zu Ehren den Tasso gab. Im Jahre 1816 ließ er das periodische Werk Kunst und Alterthum erscheinen, von dem bis 1828 fünf Bände von je drei Heften herauskamen, die verschiedene Reiseberichte, Recensionen und kleinere Aufsätze enthalten, und neben diesem gab er 1817—25 sechs Hefte über Morphologie oder Naturwissenschaft überhaupt heraus. Nachdem er seit 1810 nichts rein Poetisches mehr geschrieben, erschienen 1819 sein Westöstlicher Divan und bald darauf Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden. Nach und nach war ihm die dramatische Poesie fremd geworden und zu Anfang des Jahres 1817 legte er auch die Direktion des Weimar'schen Hoftheaters nieder, weil man den Hund des Aubry gab, worin ein dressirter Hund auf-

trat, und besuchte Jena, wo er oft verweilte. Göthe beschäftigte sich um diese Zeit auch viel mit fremder Literatur und dies brachte ihn mit Alexander Manzoni und Lord Byron in Verbindung, der ihm zwei seiner Trauerspiele zueignete. Zu Anfang des Jahres 1823 verfiel Göthe in eine lebensgefährliche Krankheit und seine Wiedergenesung ward Veranlassung, seinen Geburtstag nicht nur in Weimar und Jena, sondern auch anderwärts festlich zu begehen. Die Freude steigerte sich jedoch, als er im Jahre 1825 sein Jubelfest feierte, da er gerade vor 50 Jahren nach Weimar gekommen war. Sein fürstlicher Freund ließ nicht nur eine Denkmünze auf den Dichter prägen, sondern es erwarteten diesen auch die größten Ehrenbezeugungen, die Stadt Weimar ernannte seinen Sohn zum Bürger der Stadt, die philosophischen und medicinischen Fakultäten von Jena verliehen ihm ihre Doktordiplome und Alles drängte sich, dem großen Dichter seine Freude zu bezeugen. Er hatte schon früher Auszeichnungen erhalten, 1807 das Großkreuz des russischen St. Annenordens, 1808 das Offizierkreuz der französischen Ehrenlegion, 1815 das Kommandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens, 1816 das Großkreuz des Weimar'schen Weißen Falkenordens und das Prädikat als erster Weimarischer Staatsminister und an seinem Geburtstage 1828 reiste der König von Bayern nach Weimar, um Göthe zu besuchen und ihm das Großkreuz des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone eigenhändig zu übergeben. Göthe war diese ganze Zeit aber nicht nur poetisch thätig, sondern wo und wie er konnte, wirkte er auch für das Land. Im Jahre 1825 erschien von ihm eine neue Ausgabe des Werther mit einem einleitenden Gedichte, er übersetzte verschiedene Lieder aus fremden Sprachen und veröffentlichte das Zwischenspiel Helena aus Faust. Bald darauf begann er eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 40 Bänden, die seit 1827 erschien; und als 1828 der Großherzog Karl August starb, zog sich Göthe ganz von den Staatsgeschäften zurück, lebte abwechselnd in Jena, Weimar und Dornburg, betrieb seine naturhistorischen Studien und literarischen Arbeiten und vollendete noch seinen Faust und den 4. Theil von Wahrheit und Dichtung, so daß ihn mitten in seiner Thätigkeit am 22. März 1832 im 83sten Lebensjahre ruhig und sanft der Tod traf. Ein Denkmal wurde ihm in seiner Vaterstadt Frankfurt nach Schwanthaler's Modell errichtet. Seine Werke erschienen zuerst 1827 u. ff. in 40 Bänden, 1836 in 2 Quartbänden, 1840 in 40 Bänden und gegenwärtig in einer reich ausgestatteten, aber leider incorrecten Ausgabe von 30 Oktavbänden seit 1850. Eduard Boas hat zwölf Nachträge geliefert. Seine Briefe mit verschiedenen Dichtern und Gelehrten sind nach und nach in reicher Anzahl herausgegeben worden und es ist überhaupt noch Manches der Art zu erwarten. Nicht leicht ist über einen Dichter so viel geschrieben worden als über Göthe und die hierher gehörige Literatur würde eine kleine Bibliothek füllen. Außer verschiedenen kleineren Schriften, die einzelne Verhältnisse des Dichters besprechen, hat Heinrich Döring 1828 eine Biographie geliefert, welcher sich seither zahlreiche andere Schriften anreihten, die jedoch das Ziel noch lange nicht erreichen, z. B. Göthe's Leben von Viehoff, und ihrer großen Zahl wegen hier nicht aufgeführt werden können. Ebenso rankt sich an einzelne seiner Schriften, besonders den Faust, eine Menge von Würdigungen und erklärenden Versuchen, welche noch einer besseren Sichtung bedürfen.

228. Nachdem wir im Allgemeinen die Charakterzüge von Göthe und seinen Schriften zu zeichnen versucht, können wir um so leichter seine einzelnen Werke betrachten, wobei wir uns jedoch abermals an seine Lebensgeschichte anlehnen müssen, deren allgemeine Umrisse in obiger biographischer Skizze bereits niedergelegt sind, denn Leben und Schriften stehen bei Göthe in so innigem Zusammenhange, wie nicht leicht bei einem anderen Dichter. Schon auf seiner ersten Stufe der Lebensentwicklung begegnet uns eine Liebe zu Gret-

chen in Frankfurt und die Angelegenheiten des Herzens spielten bei ihm stets die wichtigste Rolle, denn er dichtete liebend und liebte dichtend durch sein ganzes Leben, und die Liebe entwürdigte nicht sein sittliches Denken, sondern läuterte und steigerte sich zu stets schönerer Gemüthsinnigkeit. Diese erste Liebe, der man freilich noch eine andere voraussetzen will, wirkte nicht gering auf sein poetisches Talent und neben Liebesgedichten waren seine ersten Versuche Erzählungen, Mährchen und Gelegenheitsgedichte. Auch im dramatischen Fache versuchte sich Göthe und er schrieb sogar ein biblisch-episches Gedicht, Joseph, in Prosa, aber von all' seinen ersten Produkten ist blos die Ode: „die Höllenfahrt Christi" erhalten. In Leipzig ward er mit den Leistungen der deutschen Literatur besser vertraut und der Umgang mit älteren Männern, sowie das feinere Kunsturtheil, das er hier gewann, brachte ihn zur Ueberzeugung, daß er mit seiner bisherigen Stimmung und Richtung durchaus brechen müsse, um seinem Ziele entgegen zu kommen, und dies veranlaßte ihn auch, seine Jugendarbeiten zu verbrennen. Die Liebe zu einem Aennchen in Leipzig, welche ihm wohl zu dem Bilde des schönen Klärchen gesessen haben mag, regte ihn zu neuen poetischen Gestaltungen auf, denn da er sich das Verhältniß selbst störte und er dann in seiner Leidenschaft sogar auf seine Gesundheit einstürmte, half ihm das poetische Talent wieder zur Heilung und daraus entstand das dramatische Gedicht: die Laune des Verliebten. Der Zustand einer zufriedenen Liebe bildete darin den Gegensatz zu seiner eigenen Mißlaune und obgleich das Stück noch ganz im französischen Geschmacke geschrieben ist, so zeigte sich auch hier schon sein Talent, die gegenwärtige Wirklichkeit poetisch darzustellen. Ebenfalls in Leipzig entstand sein Drama: die Mitschuldigen, worin man schon den Einfluß von Lessing erkennt, das aber nicht von Bedeutung ist, weil noch französische Verständigkeit und Nüchternheit zu sehr darin obwalten, der poetische Humor nicht gelungen ist und der Verfasser in sittlicher Hinsicht eine zu große Toleranz zeigt, indem hier die Sünder sogar in die Faust lachen, weil sie ihre schlechten Streiche ungestraft verüben konnten. Die Grundlage zu dem Stücke bildet die Verdorbenheit der Gesellschaft, die wohl von Moral, Gesetz und Religion spricht, aber die Gebote derselben nicht hält. Auch lyrische Gedichte entstanden hier, welche die innersten Selbsterfahrungen des Dichters aussprechen und bereits den klassischen Geist zeigen, der überhaupt Göthe's Lyrik adelt. — Der Kreis, in den Göthe nach seiner Rückkehr von Leipzig kam, und einige Männer, die er in dieser Universitätsstadt selbst traf, wie Behrisch und Oeser, wirkten mächtig auf sein poetisches Talent und wie von Ersterem sein satirischer Humor seine Ausbildung empfing, so leitete ihn der Andere und das Studium der Kunst, besonders auch des Lessing'schen Laokoon, auf die klassische Dichtung der Alten und trieb Göthe zu dem Streben, das zu erreichen, was bisher Anderen mißglückt war, nämlich die Vermählung der Kunst mit der Poesie. Eine Krankheit bewirkte, daß sich Göthe fromm-seligen und sentimentalen Stimmun-

gen hingab, welche die Milde seines Sinnes noch erhöhten und ihn selbst zu alchymistisch-kabbalistischen Studien veranlaßten. Aus diesen entstand die erste Idee zu seinem Faust und aus dem Umgange mit dem Fräulein v. Klettenberg, die sich ebenfalls der sentimentalen Gottseligkeit hingab, entsprangen später die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meister. Eine neue Umwandlung des Dichters erfolgte zu Straßburg, wo er seine literarische Unsicherheit und den französischen Geschmack vollends aufgab, Rousseau und Diderot mächtig auf ihn einwirkten und er durch Herder mit den neuen ästhetischen Principien bekannt wurde, die fortan die Dichtung beherrschen sollten. Von Herder ward ihm der Geist der Volksdichtung erschlossen; er führte Göthe auf die ewig lebendige Quelle der Poesie, das Volkslied, und auf Hamann und die englische Literatur, welche begeisternd auf ihn einwirkte und seinen Geist mächtig hob, da er Shakespeare nun näher kennen lernte. Durch Herder wurden überhaupt seine früheren Ansichten umgewandelt und die alten Bauwerke, besonders der Münster, wirkten so gewaltig auf ihn, daß er nicht nur seinen Aufsatz über Erwin von Steinbach schrieb, sondern auch die Idee zu Götz von Berlichingen und zu Faust sehr dadurch gefördert wurde. Außer dem Umgange mit gleichstrebenden jungen Männern hat die Liebe zu Friederike in Sesenheim seine Seele schönem und innigem Selbstleben zugewendet und aus diesem Verhältnisse entsprangen nicht nur die schönsten Lieder, wie der Abschied, an die Erwählte, Jägers Abendlied und Willkomm und Abschied, sondern auch das Bild seiner Geliebten spiegelte sich bis in die spätere Zeit ab in den anmuthigsten und zartesten weiblichen Gestalten seiner Werke. In Straßburg faßte er auch den Plan zu einem größeren Drama, Cäsar, wovon aber blos einige Bruchstücke ausgeführt wurden. Zu Frankfurt und in den verschiedenen Orten, wo er in raschem Wechsel sich nun aufhielt und eine leidenschaftliche Liebe zu Lili sein Herz und Gemüth tief ergriff, reifte Göthe's Geist nach und nach seiner Vollendung entgegen und suchte er sich frei zu machen von dem, was noch Krankhaftes und Mangelhaftes ihm anklebte. Nach und nach beschwichtigte sich der innere Sturm und die Bekanntschaft mit Merck war es vorzüglich, die ihn während dieser Uebergangsperiode oft mit sicherer Hand leitete und von falschen Wegen abhielt. Bemerkenswerth aus dieser Zeit ist seine Beurtheilung von Wood's Versuch über das Original-Genie des Homer. Mächtiger jedoch wirkte auf ihn die erwähnte Liebe zu Lili, von der er selbst sagte, daß sie die Erste und die Letzte war, die er tief und wahrhaft liebte, und dieses Verhältniß wurde auch die Quelle der lieblichsten und schönsten Lieder, die Göthe je gedichtet und wohin vor Allem die Lieder: Herz, mein Herz, was wird das geben, Angedenken du verklung'ner Freuden und an Belinden gehörten. In dieser Zeit schrieb er die ältesten Scenen des Faust, den Prometheus, die Fragmente des ewigen Juden, die satirisch-humoristischen Schriften gegen Basedow, Bahrdt und Wie-

land (Götter, Helden und Wieland), die Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella, Stella und Clavigo, vor Allen aber Götz von Berlichingen und Werther's Leiden, welche nur das ausdrücken, was er selbst innerlich und äußerlich durchlebt hatte und die der Welt verkündeten, welchen Geist sie an Göthe zu erwarten habe. Wie ein Blitzschlag traf Götz von Berlichingen den rechten Moment, indem darin mit voller Wahrheit ein Bild aus einer Zeit geschildert wird, die der seines Erscheinens vielfach verwandt war und ebenso der Abgelebtheit der alten Zeit das unruhige Treiben einer neuen entgegensetzte. Der volle Trotz, den der neue Drang den Ueberlieferungen der alten starren Pedanterie gegenüberstellte, und die Begeisterung für das neue Naturprincip ist in diesem Drama vollständig ausgedrückt, und wenn man es auch ein schönes Ungeheuer nennen darf, so warf es doch plötzlich den französischen Geschmack über den Haufen und war es von großartigstem Erfolg. Die Quelle dazu war die Selbstbiographie von Götz, die Anschauung des Mittelalters im Straßburger Münster und die Geschichtsstudien am Reichskammergerichte; aber er vermochte es nicht, dem Gedichte einen größeren historischen Gehalt zu geben, sondern er concentrirte das Interesse der Sache auf der Person und die Geschichte mußte ihm blos Züge und Farbe geben, um in Götz ein wohlgetroffenes Idealporträt zu bilden. Da die Handlung zu sehr aus dem Boden des Gefühls erwächst, so haben hier die Charaktere mehr eine passive Haltung bekommen und hat das Weibliche dem Stücke sehr geschadet; denn Göthe's männliche Hauptcharaktere ermangeln der positiven Entschiedenheit und tief eingreifenden Energie, wogegen die weiblichen Gestalten durch alle Grade der Stände und Bildung in reichster Mannichfaltigkeit, in den eigenthümlichsten Farben und in den feinsten und zartesten Zügen uns vorgeführt werden. Auch im Götz ist Adelheid zu einem wahren Kunstwerk geworden und neben sie tritt Elisabeth als das treueste Bild einer deutschen Ehefrau, die gegenüber dem weltlich-leidenschaftlichen Sinne der Adelheid und dem gesetzlosen Treiben ihrer Zeit um so wohlthätiger wirkt. In Marie, der fromm-duldenden Jungfrau, spiegelt sich das Bild von Göthe's Friederike ab, und in Weislingen hat er seinen liebewechselnden Sinn und seine reumüthige Zerknirschung geschildert. Im Allgemeinen schwebte Göthe dabei das Vorbild Shakespeare's vor Augen, aber er hielt sich weder an die Einheit des Orts und der Zeit, noch an die der Handlung, Alles ist zu sehr auf den Helden berechnet, die übrigen Personen sind nur oberflächlich mit ihm in Verbindung gesetzt und der großartige Hintergrund, nämlich die Reformation und die sich daran knüpfende politische Bewegung, ist nur schwach angedeutet und der Bruder Martin erscheint wohl weniger aus diesem Grunde, sondern um das Lob des alten Ritters zum Voraus zu verkünden; auch ist die Gesetzlosigkeit im deutschen Reich wohl durch einzelne Züge geschildert, aber ihr eigentlicher Grund nirgends zur Darstellung gelangt. Eine historische Tragödie ist überhaupt das Stück

nicht, da viele Scenen und Züge darin nur aus dem Zeitintereſſe, nicht aber aus dem großen Inhalte ſelbſt herausgearbeitet ſind, wohin auch das Liebesverhältniß zwiſchen Marie und Weislingen gehört. Auch verfehlt ſich das Stück mehrfach gegen die Geſchichte, wie denn Götz nicht im Bauernkriege, ſondern dreißig Jahre ſpäter ſtarb; der Tod des Götz gewährt keine volle Befriedigung und die Rolle und Geſchichte der Adelheid hat einen zu modernen Anſtrich, was Göthe auch ſelbſt fühlte, indem er dies ſo viel als möglich zu vermindern ſuchte. Ungeachtet dieſer Ausſtellung zeigt ſich aber doch im ganzen Drama ſchon das volle Talent des Dichters, der Geſinnung und Zuſtände vergangener Jahrhunderte mit ſo richtigem und ſicherem Takte mitten in das moderne Leben hineinſtellte, daß es ein Volksdrama wurde, wie wir kein zweites beſitzen, denn er wollte nichts aus der alten Zeit machen und keine Ideen hineintragen, ſondern ließ die Vergangenheit ſich ſelbſt ausſprechen und vor uns in Handlungen vorüberziehen. Durch das ganze Stück geht ächt deutſcher Sinn, das Gemälde wird mit dramatiſcher Energie vor uns aufgerollt, die Handlung ſtrebt raſch vorwärts, Sprache und Ausdruck ſind geſund und kernhaft und die Wirklichkeit tritt in ſchlagender Wahrheit vor unſere Augen. Es war deshalb kein Wunder, daß dies Gedicht voll vaterländiſchen Gehalts dem franzöſirenden Friedrich II. von Preußen nicht gefiel und es dagegen auf das deutſche Volk eine um ſo ſchlagendere Wirkung machte. Dieſe Wirkung ging jedoch mehr aus dem Stoffe hervor, der ſogleich in die Mode kam und nicht nur Göthe den Antrag zu noch einem Dutzend ſolcher Stücke zuzog, ſondern auch eine ganze Reihe von Ritterſchauſpielen hervorrief, die um ſo ſchlechter wurden, je weniger deren Verfaſſer vom Göthe'ſchen Geiſte einſogen.

Das zweite, von noch größerem Erfolge begleitete Hauptwerk aus dieſer Zeit iſt Werther's Leiden, das im Jahre 1774 erſchien und die allgemeine Krankheit jener Zeit ſchildert, wobei man freilich von vorn herein geltend machen muß, daß eine wahre Dichtung nicht die Krankheit, ſondern die Geſundheit eines nationalen Lebens zur Grundlage haben ſoll. Dieſe Krankheit beſtand in einer völligen Herabſtimmung aller ſittlichen, oft auch aller phyſiſchen Kraft des Menſchen, in einer ſchmerzlichen Paſſivität, die ſich von Gefühlen, Stimmungen, Launen und Anwandlungen aller Art hin- und herwiegen ließ und in dieſen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth deſſelben ſuchte, in einer Weichheit, die ſtets von Thränen überquoll und ſich durch die geringſte Berührung mit der wirklichen Welt bis in's Innerſte verletzt und bis auf den Tod verwundet fühlte, in einer Empfindlichkeit, die vor den Menſchen und den menſchlichen Verhältniſſen zurückfloh, weil ſie die innere Welt, die ſüßen Gefühle, Ideale und Träume grauſam zerſtörten, und ſich dafür mit krampfhafter Innigkeit, mit brennender, verzehrender Leidenſchaftlichkeit an die unbelebte Natur und an die Thierwelt anſchloß, als an die einzigen wahren

Freunde, die das geheime Weh verſtänden, achteten und deshalb auch ungeſtört ließen; dieſe Krankheit beſtand endlich in einer Todesſehnſucht und Verzweiflung am Leben, die gleich eintrat, wenn der Conflikt des reizbaren Gefühls und der träumeriſchen Ideale mit der Wirklichkeit des proſaiſchen Lebens hervortrat. Dieſe Krankheit, welche durch das Streben aus der Kulturwelt heraus nach dem Sinnlich-natürlichen unvermeidlich hervorging, herrſchte ſeit den ſechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allgemein in Deutſchland und zwar nicht nur bis zur franzöſiſchen Revolution, ſondern ſogar noch herab bis zu den Befreiungskriegen und verſchlang eine Menge der beſten und edelſten Kräfte. Dieſer Stimmung lieh Göthe's Werther das Wort und die Wirkung war um ſo ſchlagender, als Göthe darin nicht nur die Stimmung der Außenwelt ſchilderte, ſondern was er mit empfunden und an ſich ſelbſt erlebt hatte. Er theilte die Schwäche der Zeit bis zu dem Grade, daß er ſelbſt den Selbſtmord verſuchte und ſeine Dichterkraft allein ihn den Ausweg wählen ließ, durch eine dichteriſche Ausführung deſſen, was er empfunden, ſich von dieſer Stimmung wieder frei zu machen. Es fehlte ihm nur an einer Begebenheit, an die er dieſe Elemente anranken ſollte, und dieſe bot ſich ihm in Jeruſalem's Tod, der ſich ſelbſt entleibte wegen einer unglücklichen Neigung zur Gattin eines Freundes; auch Göthe befand ſich in einer ſolchen Stellung zu einer jungen Frau in Frankfurt, und ſo kann man von dem Romane ſagen, Göthe habe ſich darin ſelbſt dargeſtellt. Daher ſind auch die Gemüthszuſtände Werther's mit ſo vollendeter Wahrheit geſchildert, daher entſtand die ſo lebendige Darſtellung des für ſich Lebenden und in ſich Verſunkenen, daher dieſe köſtliche Zeichnung des innigen, aber ſchmerzhaften Naturgefühls des pſychiſch Kranken, der bis zum Zerfließen geſteigerten Weichheit, der dunklen Schwermuth, der geiſtigen Ohnmacht, der Selbſtquälerei mit gemachten Empfindungen, des Schwankens zwiſchen Entſagen und ſchwächlicher Hingebung an das kranke Gefühl, ſowie der endlichen Verzweiflung und des Todes durch eigene Hand; daher aber auch, weil Göthe dieſe Zuſtände bereits überwunden hatte, die poetiſche Ferne, in die ſie gerückt ſind, ſo daß Göthe nicht mehr die ſentimentalen Stimmungen und Gefühle in ihrer Wildheit, nicht mehr die Zuſtände ſelbſt, ſondern die Poeſie derſelben ſchildert und blos der ſelige Schatten dieſer empfindſamen Helden an uns vorüberzieht. Das Ganze iſt mit großer Conſequenz durchgeführt und die Kataſtrophe allmälig ſo vorbereitet, daß ſie als ein unvermeidliches Reſultat erſcheint. Mit vielem Glück iſt zu dieſer Darſtellung die Briefform gewählt und ſelbſt die Sprache ſchmiegt ſich mit ungemeiner Treue dem Gang der Empfindungen an, ſo daß dieſer Roman, ſo wenig man an dem ſchwachen Werther Gefallen haben kann, als ein bedeutendes Kunſtdenkmal erſcheint und zeigt, wie das Genie die Wirklichkeit beherrſchen und die Freiheit des Geiſtes in der Wahrheit der Natur hervortreten kann. — Werther und Götz gehören zwar zu den früheſten und noch mangelhafteſten Geſtaltungen von Göthe's Schöpferkraft,

ſie ſind aber für ihn um ſo wichtiger, weil dieſelben Bilder, denen wir hier begegnen, auch in allen übrigen Produkten Göthe's wieder anklingen und nur in anderen Nuancirungen und Variationen auftreten. Der Erfolg von Werther's Leiden war ein ungemeiner, aber leider nahm man an ihm nicht ein formelles und objektives, ſondern ein rein ſtoffliches und leidenſchaftlich ſubjektives Intereſſe und hielt die Dichtung für eine Rechtfertigung der Sentimentalität und des Selbſtmords, ſo daß durch dieſes Buch geradezu dieſe Krankheit noch mehr verbreitet wurde, das Wertherfieber durch ganz Deutſchland mit reißender Schnelle um ſich griff, Lotte und Werther in Bild und Schrift bis nach China wanderten und man eifrig nach den hiſtoriſchen Bezügen dieſes Buchs forſchte. Es war daher kein Wunder, daß nicht nur der Zionswächter und Paſtor Göze in Hamburg einen theologiſch-moraliſtiſchen Kreuzzug gegen Göthe begann, ſondern auch das ganze deutſche Philiſterthum ſich wider ihn erhob und auch Nicolai in Berlin, weil er die Genialität nicht ertragen konnte, ſein lächerliches Buch, Freuden des jungen Werther's, dagegen erſcheinen ließ. Uebrigens iſt nicht zu verkennen, was ſchon Leſſing an dem Werke gerügt hatte, daß Werther's Selbſtmord eine unaufgelöste Diſſonanz bleibt und Göthe an dem Wertherfieber nicht ohne Schuld iſt, weil er die Heilung zwar an ſich und formell vollbrachte, aber nicht an dem Objekte auch materiell vollzog.

229. Die Elemente, aus welchen Werther zuſammengeſetzt iſt, finden ſich auch in Clavigo, der zu derſelben Zeit entſtand und in acht Tagen geſchrieben wurde. Das Stück beruht auf einer wahren Anekdote aus Beaumarchais' Memoiren und iſt eine poetiſche Produktion, die man aber nicht als Tragödie betrachten darf, da es ihr nicht nur an bedeutender Handlung, tragiſchen Perſönlichkeiten und tragiſchem Effekte fehlt, ſondern auch die ſentimentale Reue und überhaupt der Schluß widerwärtig erſcheint. Clavigo ſelbſt iſt durchaus ein Schwächling und geſteht ſelbſt, daß er ein ſo Elender ſei, daß er nicht verdiene das Tageslicht zu ſehen. Dagegen iſt es als Charakterſtück gut durchgeführt, denn die Verbindung von Talent und Charakterſchwäche in Clavigo, von Verſtand und Charakterſtärke in Carlos und von weiblicher Hingebung und Gemüth in Marie, die Veranſchaulichung der Anſicht, daß jeder ſein Schickſal in ſich ſelbſt trage, und die durchaus bühnengerechte Sprache, Handlung und Haltung machen es bei der Aufführung zu einem höchſt wirkſamen Stücke. In demſelben hat Göthe in Carlos ſeinen Freund Merck, in Clavigo ſich ſelbſt und ſeine Schwäche im Liebesverhältniſſe zu Friederike und letztere wieder in Marie dargeſtellt. — Die ſentimental-egoiſtiſche Moral ſpricht noch lauter im Schauſpiele Stella, das Göthe ſpäter in eine Tragödie umwandelte. Auch hier ſind mehrere Situationen ſehr anziehend, die Gefühle und Leidenſchaften wahr und der Dialog friſch und lebendig, aber der Held Fernando iſt faſt noch ein größerer Schwächling als Clavigo, der zwiſchen zwei überſpannten Frauenſeelen hin- und herſchwankt, und während dieſe in übertriebener Großmuth und Auf-

opferung wetteifern, weiß Fernando ſich nicht einmal in ſeiner Schwachheit zu einer derſelben anders zu entſcheiden, als daß er ſich erſchießt. Die moraliſche Schwäche iſt hier zu ſehr als tragiſches Motiv hervorgehoben und Stella zeigt ſich neben dem Schwächling zu ſtark, als daß er ihres Beſitzes werth geweſen wäre. Auch hier ſchildert Göthe wieder ſich in Fernando und die zwei Heldinnen repräſentiren die zwei Straßburger Tanzmeiſters-Töchter, in welche Göthe zu gleicher Zeit verliebt war, ohne ſich für eine derſelben entſcheiden zu können. — Viel ſchwächer als dieſe beiden Stücke ſind die Geſchwiſter, worin die ſentimentale Richtung im häuslichen Stillleben erſcheint, Werther zu einem Philiſter wird und Lotte als eine Haushälterin auftritt; das Stück erſchien zwei Jahre ſpäter als die vorhergehenden und hat keine Wirkung gemacht. Mit einem eben ſo unbedeutenden, 1777 erſchienenen Stücke, Triumph der Empfindſamkeit, ſchloß Göthe dieſe Periode ab.

Neben dieſen dramatiſchen Verſuchen entfaltete Göthe auch im Gefühle des nationalen Umſchwungs die ihm angeborene kecke Humoriſtik, mit welcher er gegen alles Mittelmäßige und Schlechte in Wiſſenſchaft, Religion und Dichtung zu Felde zog, eine Richtung, die ein Element ſeines Charakters war und bis zum Abende ſeines Lebens immer wieder hervortrat. Vorzüglich drei Dichtungen zeigen, wie ſehr ſich ſein freier Geiſt gegen den bisherigen Glaubenszwang auflehnte und die Selbſtſtändigkeit des vernunftfreien Menſchen empor zu heben ſuchte. Dies offenbart ſich am entſchiedenſten in dem Monologe ſeines Prometheus, welcher das Streben ausdrückt, eben dieſe Selbſtſtändigkeit der Menſchheit, gegenüber dem Zwange des priviligirten Herkommens, zu behaupten. Was Fauſt für die neue Zeit war, das vertritt hier Prometheus im Alterthume. In der Pandora zeigt er dagegen, wie auf dem Wege des Fortſchritts zur ächten Humanität die Verſöhnung des Menſchen mit den Göttern angebahnt werden kann. — Aus dem nicht zu Stande gekommenen Gedichte vom ewigen Juden (Ahasverus) erhielt ſich aus dieſer Zeit noch ein Fragment, worin im Tone Hans Sachſen's Chriſtus bei ſeiner Wiederkunft mit Leidweſen erfahren muß, wie durch fanatiſche Pfaffen und heuchleriſche Frömmler ſein Evangelium der Liebe zu einem Evangelium des Haſſes und des Fanatismus wurde, ſo daß er in die Gefahr kommt, von den Phariſäern des Chriſtenthums auf's Neue gekreuzigt zu werden. Auch Mahomet's Geſang iſt ein Bruchſtück einer unvollendeten Tragödie, worin die Stiftung einer neuern noch höheren Religion in reinerem Lichte gegenüber dem Götzendienſte dargeſtellt werden ſollte, wie der noch vorhandene vollſtändige Plan zeigt. War Göthe hier auf ernſtem Wege gegen veraltetes Herkommen aufgetreten zu Gunſten der neuen Richtung, ſo tritt ein kernhafter, treffender und derber Humor in einigen anderen Produkten hervor. Dahin gehört das Faſtnachtsſpiel Pater Brey, das ſich gegen beſtimmte Perſonen richtet und zwar vorzüglich gegen Leuchſenring, der voll unnatürlicher Sentimentalität als Apoſtel derſelben ſich

in Frauenkreiſen bewegte und ſogar damit umging, einen eigenen Orden der Empfindſamkeit zu ſtiften. Dieſer iſt unter dem Bilde des Pater Brey dargeſtellt und verſchiedene Verhältniſſe und Perſonen aus dem Darmſtädter Kreiſe bilden den Rahmen zu dieſem Frescogemälde voll der friſcheſten, lebhafteſten Farben. — Ein Gegenſtück dazu iſt Satyros oder der vergötterte Waldteufel, welches das afterſentimentale Treiben geißelt und ſich hauptſächlich gegen Baſedow kehrt und gegen ähnliche aftergenialiſche Vagabunden, welche Rouſſeau's Naturlehre zu ihren Privatzwecken zu benützen ſuchten und ſich in alle Familien eindrängten. Sein Jahrmarkt zu Plundersweilern iſt eine köſtliche Satire auf die franzöſiſche tragiſche Poeſie und faßt die Beſchränktheit der eingebildeten Kleinſtädterei mit bunten Farben in ein vortreffliches Lebensbild zuſammen. Gegen Wieland's deutſchen Merkur, worin die Mittelmäßigkeit ſich häuslich niederließ, und deſſen Alceſte, die das Alterthum ganz verkehrt auffaßte, iſt ſeine Farce Götter, Helden und Wieland gerichtet, die 1774 erſchien und denſelben glücklich perſiflirt, während er gegen Dr. Bahrdt und ſeinen dünkelhaften, ſeichten Rationalismus ſeinen Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes ſchrieb und in Hanswurſt's Hochzeit die derb-kräftige Originalität gegenüber den unnatürlichen pädagogiſchen Verſuchen und der Armſeligkeit des Tages vertheidigt wird. Alle dieſe Produkte können zwar keineswegs zu den reineren Geſtalten Göthe's gerechnet werden und die Natur tritt darin oft zu derb auf, aber als kleine Frescobilder haben ſie für uns um ſo mehr Intereſſe, als ſie den Weg zeigten, wie man zu einem ächt nationalen Luſtſpiele hätte gelangen können. —

Außer dieſen Leiſtungen fallen auch noch die Entwürfe von Erwin und Elmire, von Claudine von Villabella und Egmont in dieſe Zeit, ſowie zahlreiche Lieder voll zarter Innigkeit und kühner Begeiſterung, wozu außer den ſchon genannten die Gedichte: An ein goldenes Herz, Neue Liebe neues Leben, Friſche Nahrung neues Blut und der Wanderer gehören, das ſchon andeutete, welche geiſtige Umwandlung in Italien in ihm vor ſich gehen werde.

Mit ſeinem Eintritte in das Hofleben zu Weimar gerieth Göthe's poetiſches Talent mit der Wirklichkeit in mannichfaltigen Konflikt, indem er ſeine Zeit mit Anordnungen von Hoffeſtlichkeiten und Vergnügungen vielfach vergeudete; aber er benützte die Verhältniſſe, um ſich durch das Leben zu bilden, und zog ſich um ſo tiefer in ſein Inneres zurück, während die Anſprüche des ceremoniellen Lebens die Ueberſchwänglichkeit ſeiner jugendlichen Gefühle und Phantaſieen milderten und ſie auf die Schranken der Sitte zurückführten. Daneben wirkte auch der Umgang mit den trefflichen Männern des Weimar'ſchen Kreiſes wohlthätig und anregend auf ihn ein, die Liebe zu der hochgebildeten und geiſtvollen Frau v. Stein und der Verkehr mit anderen edlen Frauen erſchienen ihm in dem ſturmbewegten Treiben wie milde Sonnenblicke und während er im

Geſchäftsleben neben manchen Unannehmlichkeiten dennoch ſich mit der Wirklichkeit, dem Volke und deſſen Bedürfniſſen näher bekannt machte und der Dichtung ganz abgeſagt zu haben ſchien, ſproßten nach und nach die erſten Ideen zu ſeinen köſtlichſten Werken und es bedurfte blos der milden Einwirkung des ſüdlichen Himmels, um dieſe Knoſpen zu den herrlichſten Blüthen aufbrechen zu laſſen. In dieſer Zeit entſtanden neben den Entwürfen zu den erwähnten größeren Produktionen und unbedeutenderen Gelegenheitsdichtungen verſchiedene lyriſche Gedichte, welche ganz die Friſche ſeines Geiſtes zeigen. Hans Sachs (1776) ſchildert in einem gemüthlichen Gemälde deſſen poetiſche Sendung mit ſolcher Wahrheit und Treue, daß uns darin dieſer vielverkannte Dichter in ſeiner vollen Reinheit und ebenſo ſein Jahrhundert vor Augen tritt; die Seefahrt drückt den Sieg des menſchlichen Muthes über die Elemente der Natur aus in einem effektreichen Bilde, und die Harzreiſe im Winter veranſchaulicht den Kontraſt des menſchlichen Schickſals, die Bilder der Natur und ihre Beziehungen zum Göttlichen. Ferner gehören hierher die Gedichte an den Mond, meine Göttin, das Göttliche, der Becher, die Cicade und Andere, ſowie die Operetten: Lila und Jery und Bätely, welche vielfach mit den vorgenannten Singſpielen verwandt ſind und einige liebliche Gedichte enthalten. Das Singſpiel die Fiſcherin wird noch mehr lyriſch und in der Oper: Scherz, Liſt und Rache (1785) herrſcht der Geſang durchaus vor; als Opernverſuche ſind jedoch dieſe Stücke verunglückt, ebenſo wie das ſchon oben erwähnte Phantaſieſtück: Triumph der Empfindſamkeit, dem ächter Humor fehlt und das ungeachtet treffender Einzelnheiten dennoch ermüdet. Von wirklichem Humor getragen iſt dagegen das Luſtſpiel: die Vögel, worin er gegen die ſchlechten Schriftſteller und deren geiſtloſe Beurtheiler und Leſer zu Feld zieht und den Ariſtophenes nachzuahmen ſuchte. Anderes was noch in dieſe Zeit fällt, blieb unvollendet, wie die Geheimniſſe, worin er wahre menſchliche Religion darſtellen wollte, Elpenor, wovon nur zwei Akte vollendet wurden, und einiges Unbedeutendere. Bemerkenswerth ſind noch die Briefe aus der Schweiz, welche mit Wahrheit und Friſche geſchrieben ſind und manche treffende Bemerkungen enthalten. Auch darf nicht übergangen werden, daß ſich in dieſer Zeit Göthe damit beſchäftigte, die Materialien zu einer Geſchichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu ſammeln. Man erkennt daraus, auf wie vielfache Weiſe ſich Göthe beſchäftigte, wie er aber nirgends zu einer größeren Kunſtleiſtung gelangen konnte, denn auch die Entwürfe zu Iphigenie und Taſſo machte er nur in proſaiſcher Form und vermochte nicht dieſelbe unter den einengenden und ſeinen Geiſt drückenden Verhältniſſen reif werden und hervortreten zu laſſen. Darum riß er ſich aus dieſen Kreiſen los, um eine Reiſe nach Italien anzutreten und unter der warmen Sonne des ſüdlichen Himmels mit neu belebter dichteriſcher Kraft die ſchönſten poetiſchen Geſtaltungen hervorzuzaubern.

230. In Italien erhoffte er Frieden und Beruhigung durch die Kunst und so sehr sehnte er sich dahin, daß er lange vorher nichts mehr sehen, keinen alten Autor mehr anschauen konnte, da es ihm das Bild Italiens erneute und dies ihn trüb stimmte. Am 3. Septbr. 1786 ging er nach Karlsbad, die italienische Reise geheim haltend, um keinen Reisegefährten zu bekommen, und erst von da weiter; wie er aber in dies Land kam, da fühlte er auch in sich selbst wieder eine warme Sonne aufgehen, seine Seele schwelgte im Genusse, nichts blieb ihm gleichgültig und Kunst und Natur riefen bei ihm ein ganz neues Leben hervor. An die Stelle seiner titanischen Ideen traten nun die reinen Gestalten des Menschlichen und Schönen, er fühlte sich übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und zur Dichtung geboren, und als er zurückkehrte nach Weimar (Juni 1788), war er ein ganz anderer Mann, dem die sittliche Schönheit zum anderen Evangelium ward, der nun brach mit den alten Freunden und nur noch Einen Freund in Schiller finden konnte, der ihm ebenbürtig war. Auch seine Werke trugen jetzt den Stempel der Weihe. An die Stelle naturalistischer Genialität trat die vollendete Darstellung und die klassische Form und rasch folgten seine Meisterwerke auf einander, welche den Geist des Alterthums in die Gegenwart versetzten, die Naivetät der antiken Kunst mit der nordischen Romantik verbanden und auch die sprachliche Darstellung vollendet zeigten.

Auf seiner italienischen Reise hatte er Egmont, Iphigenie, Faust und Wilhelm Meister mitgenommen, besonders Tasso wandte er die größte Aufmerksamkeit zu, dieser begleitete ihn auf allen Wegen und nebenbei auch die Metamorphose der Pflanzen, die er 1790 schrieb und worin er Wissenschaft und Poesie glücklich vereinigte. Sein erstes Werk und die erste Frucht der Reise war Iphigenie (1787), worin zuerst der Dichter die Versöhnung der freien Idee und der reinen Schönheit der Form feierte, die aber auch die größte Anstrengung kostete. Schon 1779 hatte er dies Drama in Prosa geschrieben; in Italien und zwar schon am Gardasee begann er aber die Umarbeitung in Jamben und vollendete sie bis Rom. Inhalt ist die Fabel von Iphigenie, die, dem Opfertode zu Aulis durch Diana entrückt, von dieser nach Taurien gebracht wurde, um als ihre Priesterin zu leben, bis ihr wegen des Muttermords von den Furien geplagter Bruder Orestes mit seinem Freunde Pylades dahin kam, um der Diana Bild zu rauben und dadurch zu genesen, und er nun die Schwester findet und, des Orakels Sinn erkennend, diese heimführt und genest. Hier ist die Befreiung des Menschen von der Gewalt der äußerlichen Schicksalsmacht in heilig-ernster Weise und mit großer Kunstvollendung dargestellt worden. Die tiefe majestätische Ruhe, die über alle Gestalten des Drama's auch bei der mächtigsten inneren Unruhe gebreitet ist, die großartige Einfachheit in Handlung und Sprache und die lichte Durchsichtigkeit des Ganzen ist durchaus im vollen Sinne des Alterthums lebendig reproducirt, während der Geist der Innigkeit, der leise Hauch des Friedens ächt deutsch sind. Wie die Liebe unseres Lebens

Mittelpunkt ist, so sammeln sich auch hier alle warmen Strahlen in Iphigenien's schöner Frauengestalt, um von ihr aus wieder alles Andere zu erwärmen, den Scythenkönig Thoas zu rühren, des Bruders Schicksal zu lösen, Iphigenie zur Heimath zu führen und um Alle die Bande des Vertrauens und der Treue zu schlingen. Bis in's Einzelne ist das Stück meisterhaft durchgeführt, kein Zug verfehlt und der Dichter stellte die titanenhafte Verworrenheit und Unthat der Heroenwelt in den dämmernden Hintergrund, um das edle sittliche Walten um so reiner hervortreten zu lassen. Handlung ist nur wenig vorhanden und das Stück enthält mehr die Darstellung der Gesinnungen, die zur Handlung gemacht sind, und die Handlung beruht hauptsächlich auf der Begegnung von Iphigenien's sittlicher Gemüthsschönheit mit der Kraft eines rohen Barbarengeistes, der durch den Adel von Iphigenien's Persönlichkeit zur Milde gestimmt und durch das offene Bekenntniß der Wahrheit der Priesterin bestimmt wird, dieselbe mit ihren Freunden ziehen zu lassen. Auch den Orestes heilt kein Opfer und keine Gottheit, sondern blos Iphigenien's mildes Wort voll Liebe. Diese, voll Adel der Gesinnung und der Sitte, voll weiblicher Bescheidenheit, Demuth und kindlichem Vertrauen, ist ein Spiegel der Wahrheit und Güte und fühlt sich auch in der Ferne und im Gefühle der Verlassenheit und Sehnsucht nach der Heimath doch fern von Leidenschaft und Verzweiflung, und von ihr aus geht die Versöhnung allein, da die Göttin und die Wahrheit durch ihren Mund redet. Dies Alles macht das Stück zu einem Meisterwerke, das in allen seinen Einzelnheiten große Schönheiten bietet; aber das Stück wird nie in Blut und Leben der Nation übergehen, da es ihr zu fern steht und es sich zu einer Höhe erhebt, der nur Wenige folgen können.

Zu gleicher Zeit reifte auch Egmont, welche Tragödie schon 1775 begonnen, aber erst in Rom vollendet wurde und 1788 gleich nach der Iphigenie erschien. Dies Drama bezeichnet den Uebergang Göthe's vom alten Freiheitsdrange zum Maaße rhythmischer Bewegung und leidet daher an Ungleichartigkeit, an Abschluß und Vollendung. Das musikalische Element dringt dabei ziemlich stark ein, ohne dabei störend zu erscheinen, indem es die lyrische Stimmung und die Phantasieen Egmont's hebt, wie ja auch dessen romantische Idealität sein tragisches Interesse höchst steigert. Das Stück ist als eine Tragödie eines idealen Gemüths zu betrachten, das in die Mitte einer weltgeschichtlichen entscheidenden Zeit gestellt, den Widerstreit des Idealen mit der Wirklichkeit darstellt und in der einseitigen Entwicklung seiner Idealität sich selbst sein Schicksal bereitet. Egmont ist Ritter, kampffertiger Held, treuer Vasall und Freund der Liebe und Freiheit; sein Lebenselement ist die Phantasie, in ihr schwelgt er und überläßt er sich ganz den Genüssen der Gegenwart, den Sturm nicht bemerkend, der über seinem Haupte heranzieht und den er selbst durch seine unbesonnene Phantastik herbeiführt, bis ihn mitten unter seinen Träumereien die Hand des Schicksals trifft. Dieses Phantasieleben, dem wir auf

allen Seiten ſeines Charakters begegnen, erſcheint am ſchönſten in Egmont's Verhältniß zu Klärchen, welches ſeinen Charakter und ſeine Stellung am hellſten beleuchtet, wie auch die dahin gehörenden Scenen die älteſten ſind und eigene Erlebniſſe des Dichters darſtellen. Schiller hat dieſes Verhältniß als eine Epiſode betrachtet, welche das Ganze beeinträchtige, aber es gehört weſentlich zur Grundlage des Stücks, und ſelbſt der verklärende Traum am Ende deſſelben dient nur dazu, noch einmal das Licht ſeiner Phantaſie in vollſtem Glanze erſcheinen zu laſſen, und es gibt einen tragiſchen Effekt, daß unmittelbar auf dieſen ſchönſten Traum ſeines Lebens die Nacht des Todes folgt. Klärchen erſcheint auch Schiller als unnachahmlich ſchön gezeichnet und nur durch Liebe veredelt, die durch das Phantaſtiſche ganz eigenthümlich gefärbt iſt, denn die Schwärmerei überwiegt das Sinnliche, Klärchen liebt in Egmont nicht blos den Mann, ſondern das Herrliche, was in ihm iſt, und daß er ſie die Seinige genannt, iſt ihr das Höchſte. So erſcheint ſie in jeder Beziehung als das ſchönſte Gegenbild zu Egmont ſelbſt und ſo innig mit ihm verſchlungen, daß ſie ihn nicht überleben konnte. Als geſchichtliches Drama iſt das Stück nicht zu betrachten, wie denn auch Egmont in der Geſchichte größer erſcheint als hier, aber Göthe wollte die Geſchichte auch nur benützen, um die perſönliche Tragik in ein volleres Licht zu ſtellen. Mitten in der Zeit der größten politiſchen Aufregung, wo ſich ſchon die Großen empört haben und die Bürger im Begriffe ſtehen zu folgen, wo der ſtrenge Alba mit eiſerner Ruthe in's Land kommt und Ströme Blutes fließen läßt, glaubt Egmont an Fürſtenwort und Fürſtengunſt, freut er ſich im Bewußtſein der Unſchuld des Lebens, hört er nicht auf die Warnungen ſeiner Freunde, vertheidigt er ſogar gegenüber von Alba, als dieſer längſt ſeinen Untergang beſchloſſen, mit treuherziger Offenheit die Sache der Freiheit und ſo trifft ihn, den leichtſinnig Vertrauenden, das vernichtende Schickſal. Hierdurch entſteht der tragiſche Effekt, aber gegenüber von Alba erſcheint doch Egmont zu ſchwach und unbedeutend, ungeachtet ſeines hohen Anſehens und Freimuths, um der Träger des Tragiſchen zu ſein. Beſſer iſt die Gegenüberſtellung von Egmont und Wilhelm von Oranien, da letzterer mit kluger Berechnung und ſchweigſam die Handlungen Alba's beobachtet und erſt in dem Augenblicke auftritt, wo die Gefahr in ihrer wirklichen Größe erſcheint. Das Stück iſt übrigens mit Götz in der Hinſicht verwandt, daß auch hier eine welthiſtoriſche Kriſis vorgeführt wird, obgleich ſie in Egmont mehr zurücktritt; auch zeigt ſich darin, wie Göthe immer nur die Tragödie des Gemüths liebte, nicht die der That, indem Egmont weniger durch die Gewalt der äußeren Verhältniſſe, als durch ſich ſelbſt untergeht und nicht im Kampfe unterliegt, ſondern in leichtſinniger Sorgloſigkeit ſeine Vernichtung erwartet und erhält.

Das dritte Stück, wozu er ebenfalls die Idee ſchon früher empfangen, das aber erſt in Italien reifte, iſt Taſſo, der 1790 erſchien und worin er mehr als in ein anderes Stück ſeine eigenen Erlebniſſe und Schickſale verwebte und den

ſchmerzlichen Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die zu einer unwiderruflichen Verbannung gezwungen wird, hinein legte. Auch hier iſt, wie in den früheren Stücken, das Subjekt in ſeinem perſönlich idealen Freiheitsdrange dargeſtellt, jedoch in ganz anderem Tone und in durchaus verſchiedener Geſtaltung, denn hier wird die geniale Perſönlichkeit des Dichters der objektiven Wirklichkeit gegenüber zur Geltung gebracht. Taſſo will ſich damit für ein einzig auserwähltes Weſen halten, an Alles wagen und frei im Denken und Dichten ſein, weil ihn die Welt im Handeln ſchon genugſam einſchränke. In dieſer Hinſicht iſt Taſſo mit Fauſt verwandt, nur hält er an ſeinem Idealismus feſt und verneint ſich daher zuletzt in der Reſignation ſelbſt. Es ſpiegelt ſich in dem Gedichte der Gegenſatz zwiſchen Hofleben und Dichtung, genialer Freiheit und objektiver Beſchränkung, was Göthe in ſeinem eigenen Leben oft genug erfahren mußte, nur iſt dieſe perſönliche Beziehung des Dichters auf das Glücklichſte zur Allgemeinheit der Idee erhoben. Dem Stücke iſt die Anekdote von einer Liebesintrigue Taſſo's mit einer Prinzeſſin von Ferrara zu Grund gelegt, aber ſie ſollte auch nur ſtoffliche Grundlage ſein, um die Handlung in ihrem Entwicklungsgang zu ſtützen und in einem Geſichtspunkte möglichſt zu concentriren. Das Stück will nicht eine bedeutende Begebenheit, ſondern mehr das Seelenleben Taſſo's zur Entwicklung bringen und alle Momente ſind ſo gewählt, daß ſie die innere Perſönlichkeit Taſſo's in ihrer tragiſchen Bedeutung hervorheben. Alle übrigen Perſonen ſind ſo charakteriſirt und gruppirt, daß ſie den Charakter Taſſo's und in ihm die ideale Abſtraktion der poetiſchen Subjektivität in ſchönſtem Lichte erſcheinen laſſen und in Antonio der Gegenſatz der ſtaatsmänniſchen Welterfahrung und praktiſchen Wirkſamkeit hervortritt, und dieſer Kampf der beiden Lebensprinzipien iſt ſo wahr und einfach durchgeführt, daß er die volle Meiſterſchaft Göthe's in reinſtem Lichte darthut und Alles ganz natürlich und ohne unerwartete Ereigniſſe allein aus dem Widerſpruche und dem Gegenübertreten beider Perſönlichkeiten hervorgeht. Taſſo, ein Dichter voll gemüthlicher Tiefe und Empfänglichkeit für das Schwärmeriſche und Romantiſche, welche durch ſeine Reiſen noch geſteigert wurde, zugleich ohne Feſtigkeit und von reizbarem Charakter, findet als den Mittelpunkt ſeiner Dichtung die Liebe, um welche ſich Heldenthum und Religion bewegen, die er aber mehr zum Träger ſeiner eigenen Gemüthszuſtände und perſönlicher Sympathien zu machen ſuchte; aber er kann nicht Herr werden über ſeinen Gegenſtand und ſich nicht auf die Höhe der Zeit erheben, ſondern in Allem ſpiegelt ſich ſeine Perſönlichkeit ab, das Talent iſt vom Temperamente getragen und ſein Epos vereinigt gleichſam nur ſeine lyriſchen Gedichte zu einem größeren Ganzen. Dieſem gegenüber tritt nun Antonio und in Beider Begegnung ſind die ſchönſten Scenen vorgeführt. Er trifft gerade in dem Momente mit Taſſo zuſammen, wo dieſer auf dem Zenith ſeines Glückes ſteht, und greift ihm mit kaltem Griffe in ſeine Seligkeit hinein, während die Prinzeſſin ihre Leidenſchaft

zum jungen Dichter in ſtiller Tiefe verbirgt und die Forderung der Sitte mit der Macht der Liebe auszugleichen ſucht. Beſonders ſchön dargeſtellt iſt die Art, wie die Prinzeſſin ihre eigene Leidenſchaft gegenüber dem feurigen Enthuſiasmus Taſſo's beherrſcht und dieſer dann ſein innerſtes Weſen offenbart, denn in ihr iſt die Liebe nur vergeiſtigt. Ueberhaupt ſind alle Perſonen und Geſtalten mit größter Kunſt gezeichnet und ihr Antheil an der Entwicklung des Stücks motivirt, die Sprache ſelbſt ächt klaſſiſch und ſelbſt der Schluß muß vollkommen befriedigen, denn der Dichter wollte den idealen Schwärmer in der Erkenntniß ſeines ſchönen Irrthums ſein Schickſal ſelbſt finden laſſen und zeigen, wie die Verſöhnung der Idee mit der Welt durch den höchſten Schmerz der Idee ſelbſt errungen wird; gerade darin liegt der tragiſche Effekt, weil die harte Entſagung am Schluſſe gegenübertritt dem ſtrahlenden Glanze der Liebe und des Dichterruhms, die am Anfange Taſſo's Seligkeit begründete. Auch hier iſt wieder eine Tragödie des Gemüths geliefert, das ſich ſein Schickſal ſelbſt bereitet, und daneben hat Göthe in ſinniger Weiſe auch dem den Dichtern ſo freundlichen Hofe zu Weimar ein ſchönes Denkmal geſetzt, ohne zum Schmeichler zu werden, indem der Vergleich zwiſchen Ferrara und Weimar nahe liegt. Wegen der vorherrſchenden Innerlichkeit der Handlung iſt das Stück übrigens nur wenig zur dramatiſchen Darſtellung geeignet und erfordert es tüchtige Schauſpieler und ein durchaus gebildetes Publikum von gutem Geſchmacke, um bei der Aufführung Erfolg zu erlangen.

231. Neben dieſen Stücken beſchäftigte ſich Göthe auch mit dem Fauſt, von dem 1790 ein Fragment erſchien; er ward aber erſt kurz vor ſeinem Tode vollendet und findet daher auch nur als Ganzes ſeine wahre Beurtheilung. Andere kleinere Werke reihten ſich an ſeine größeren Arbeiten an und dahin gehören zuerſt jene dramatiſchen Produkte, die aus dem Verhältniſſe Göthe's zur franzöſiſchen Revolution entſprangen. Göthe beſaß der Menge gegenüber eine zu ariſtokratiſche Haltung, als daß er ſich mit dieſer Bewegung hätte befreunden können, zumal ſie ihn auch in ſeinem Beſtreben, ſich nach allen Seiten auszubilden, ſtörte. Aus jener Stimmung gingen nun der Bürgergeneral, die Aufgeregten und die Unterhaltungen der Ausgewanderten hervor; ja ſogar der Großkophta und Reineke Fuchs entſtanden unter ſolchem Einfluſſe. Letzterer iſt eine hochdeutſche metriſche Umbildung des altdeutſchen Werks, das ſchon Gottſched in Proſa erneuert hatte, und diente Göthe zum Theil auch dazu, ſich im Verfertigen von Hexametern zu üben. Beſonders zog ihn darin an, daß Alles heiter zugeht und er ohne Störung ſeines guten Humors darin die ſchrecklichen Uebel der Geſellſchaft beleuchten konnte, wie denn das Buch die Heuchelei der Pfaffen und die diplomatiſche Lüge ſehr anſchaulich vorführt, obſchon es faſt das Gefühl verletzt, ſolchen Jammer des Vaterlands mit ſo jovialer Laune zu ſchildern. Das Schauſpiel der Großkophta, welches urſprünglich eine Oper werden ſollte, entſtand wenigſtens mittelbar durch die Bewegung jener

Zeit, indem er darin den berüchtigten Cagliostro und seine Geisterseherei gegenüber der Versunkenheit des Stadt-, Hof- und Staatslebens schildern wollte, wie man überhaupt damals das mystische Unwesen öfters zum Gegenstande poetischer Produktionen machte. Kein Stück Göthe's ist übrigens so verfehlt, wie dieses, indem es den Gegenstand weder von der ernsten noch von der komischen Seite richtig erfaßt und daher als höchst mittelmäßig erscheint. Im Bürgergenerale (1793) wollte er die Schlagworte Freiheit und Gleichheit, welche die französische Revolution im Munde führte, auf humoristische Weise parodiren, aber der Humor ist matt, Göthe verstand es nicht, den Geist und Charakter der Revolution aufzufassen und richtig darzustellen, und das Stück zeigt nur, wie wenig Göthe geeignet war, die Geschichte in einem größeren Gesammtüberblicke zu erfassen. In den Aufgeregten (1793) ist weder die Handlung noch Charaktere und Gesinnungen voll Leben und Bewegung, auch die Sprache vielfach matt und gezwungen und überall tritt Göthe's aristokratisches Grundelement hervor, obgleich er hier versuchte, der Demokratie zum Rechte zu verhelfen. Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (1795 erschienen) gingen ebenfalls aus Zeitverhältnissen hervor, fangen mit einer Spukgeschichte an, enden mit einem deutungsvollen Mährchen und sind trotz der geringen Bedeutung der Erfindung mit vieler Kunst hinsichtlich der Entwicklung und Darstellung geschrieben. Uebrigens eröffnete er damit die deutsche Novelle, welche in neuerer Zeit so vielfach bearbeitet wurde. — Neben diesen Arbeiten beschäftigten noch viele andere den Dichter, wie die römischen Elegien und venetianischen Epigramme, die Reise der Söhne Megaprazons, Wilhelm Meister, die optischen Beiträge und die Farbenlehre, und für Göthe selbst bereitete sich eine neue wichtige Epoche vor, indem er nach anfänglicher Abneigung mit Schiller bekannt wurde, beide sich innig an einander anschlossen und aus ihrem literarischen Verkehr dann die reichsten Blüthen entsproßten. Am 13. Juni 1794 wandte sich Schiller zuerst schriftlich an Göthe, indem er ihn einlud, an seinen Horen Theil zu nehmen, und von da an besitzen wir den Briefwechsel zwischen beiden Dichtern bis zum 24. April 1805, welcher beider Persönlichkeit in schönstem Lichte erscheinen läßt und zeigt, wie sie einander gegenseitig förderten, Einer auf den Anderen Einfluß übte und durch gegenseitigen Ideenaustausch ihr Genie zur Vollkommenheit sich ausbildete. Die gemeinsame Thätigkeit entfaltete sich zunächst in Schiller's Horen, wozu Göthe einige Beiträge, wie die genannten Unterhaltungen der Ausgewanderten, einen Theil der römischen Elegien und die Episteln lieferte, die aber den gewünschten Anklang nicht fanden, obgleich Schiller hier schon die Abhandlungen bekannt machte, welche den Umschwung der wissenschaftlichen Kritik bewirkten. In den Musenalmanach Schiller's, der 1796 erschien, gaben Beide gehaltreiche Beiträge und im zweiten Jahrgange kamen sogar die gemeinschaftlich unternommenen Xenien.

Göthe's römiſche Elegien wurden gleich nach ſeiner Rückkehr aus Italien und noch unter dem vollen Eindrucke, den jenes Land auf ihn gemacht hatte, geſchrieben und bewähren das reiche Talent, anſchauend die Welt zu erfaſſen und in anſchaulicher Wahrheit wieder neu zu geſtalten, denn hier herrſcht eigenſtes Leben und freieſte Kunſt. Sie beziehen ſich auf das Glück einer geheimen Liebe und laſſen uns zugleich in das Reich des Gemüths wie der Kunſt mit Einem Blicke ſchauen. Was das Alterthum für die Elegie geleiſtet, iſt hier glücklich und in noch veredelterer Weiſe vereinigt und der ungezwungene Contraſt zwiſchen der Luſt der Gegenwart und der großartigen Vergangenheit, die mit Ernſt aus den Ruinen Roms blickt, geben den Elegien ein beſonderes Intereſſe, während auch Sprache und Rhythmus angemeſſen ſind und kleine Mängel leicht überſehen werden. — Wunderlieblich iſt die etwas ſpäter geſchriebene Idylle Alexis und Dora (1796), das in höchſter Einfalt die reichſte Empfindung enthält, von unausſprechlicher Rührung durchdrungen iſt und die äußere Geſchäftigkeit der Welt mit der Innerlichkeit des Gemüths zu dem zarteſten Gemälde verwebt, ſo daß ſelbſt Schiller davon ſagte, die Idylle enthalte Sachen, die noch gar nicht von einem Sterblichen ausgeſprochen worden ſeien. — An die Elegien reihen ſich die venetianiſchen Epigramme an, die bei einer ſpäteren Reiſe geſchrieben wurden und den Gegenſatz zwiſchen der alten Kunſt und Herrlichkeit der Natur und der neueren Verödung und der Seelenloſigkeit unter einer heuchleriſchen Pfaffenherrſchaft überall auftauchen laſſen, ohne gerade in die ernſte Satire zu verfallen oder ſich ausſchließlich dieſen Betrachtungen hinzugeben. Im nächſten Jahre kam noch der neue Pauſias hinzu, der ebenſo klar und in freundlicher Empfindung hingehaucht iſt wie die Elegien, aber eine mehr idylliſche Stimmung enthält.

Als lyriſcher Dichter ſpricht Göthe in größter Reinheit, Klarheit und bunteſtem Wechſel das Süßeſte und Heiligſte aus, was des Menſchen Herz in ſich birgt, voll der reinſten Geſinnungen, und es kann nichts Innigeres, Anſchaulicheres und Muſikaliſcheres geben, als ſeine Lieder: Nähe des Geliebten, Frühzeitiger Frühling, Schäfers Klagelied, Ueber Thal und Fluß getragen, Mich ergreift ich weiß nicht wie, u. A. Ueberhaupt zeigte ſich Göthe darin als ein ächter Volksdichter und zwar nicht weil er volksthümlich ſein wollte, ſondern weil er menſchlich-wahr und deutſch-inniglich die innerſten Geiſtesregungen des deutſchen Volks ſo klangvoll und klar ausgeſprochen hat. Mit den zauberhafteſten Farben hat er das geheimnißvolle Weben und Treiben in der Menſchenbruſt geſchildert in ſeinen Balladen, die oft den Ton des reinſten und duftigſten Lieds anſchlagen, wobei er in einigen derſelben es ſogar verſtand, fern liegende Stoffe durch die gemeinſam-menſchliche Auffaſſung in die Gegenwart verſtändlich hereinzurücken. Gerade dieſe Balladen verdanken am meiſten ihre Entſtehung dem Zuſammenwirken mit Schiller. Bei Göthe's Balladen tritt die Begebenheit nur ſo leiſe auf, um mit muſikaliſcher

Innigkeit die Stimmung der Seele zu tragen; sie sind belebt durch den wundervollsten Farbenton der Phantasie, ein zauberhafter Hauch des Geheimnißvollen durchzieht sie und alle Stimmungen vom Schalkhaften bis zum schauerlichsten Ernste klingen darin an. Ein heimlich zauberhaftes Grauen durchzieht den Erlkönig, dessen Stoff ebenso originell als eigenthümlich behandelt ist; in Gott und Bajadere ist die irdische Liebe verklärt durch ideale Hingebung und Innigkeit, voll Wahrheit und Naivetät drückt sich das Weh und das Sehnen des Herzens in Junggesell und Mühlbach aus, im Fischer offenbart sich die geheimnißvolle Verbindung zwischen Einbildungskraft und Herz, und der Sänger preist den Werth der Dichtergabe und das Glück ihrer Freiheit. Meisterhaft ist Alterthum und Romantik mit einander verwebt und der Ton getroffen, worin Liebe und Grauen in einander übergehen und Leben und Tod sich umarmen, in der Braut von Korinth, welche einen solchen Reichthum der Phantasie, eine solche Klarheit der Darstellung und eine solche Fülle und klassische Vollendung der Sprache zeigt, wie kaum ein anderes Gedicht, und vergebens den Tadel der Zionswächter erfährt, weil zuletzt das Heidnische siegt, denn der wahre Dichter kennt kein Dogma, sondern sucht das Allgemein-Menschliche, die reine Idee und die freie Form, wo er sie trifft.

Die gemeinsame Thätigkeit Schiller's und Göthe's ist nirgends mehr zusammengeflossen, als in den Xenien, die von unvergleichlicher Wirkung waren, indem sie mit unbeugsamer Rücksichtslosigkeit und einer Schärfe, wie sie bis dahin gar nicht gekannt war, gegen alle Mittelmäßigkeiten zu Feld zogen, Freund und Feind nicht schonten und die gesammte literarische Kritik durchaus umänderten. Anfangs wollten Schiller und Göthe blos auf unschuldige Weise die Satire gegen einige Mittelmäßigkeiten loslassen, bald aber wurde ihr Ton immer herber und schärfer und so wurde zuletzt auch sogar manches Gute von ihrer Galle übergossen, so daß selbst eine Anzahl derselben nicht einmal mehr von poetischem Geiste beseelt ist. Besonders die Angegriffenen schrieen laut auf über den Ton, der hier angeschlagen wurde, aber so sehr sie sich auch wehrten und so giftig sie antworteten, so sind ihre Entgegnungen doch vergessen und hat die Nachwelt den Ausspruch gerechtfertigt, welchen die Xenien fällten, ein Ausspruch, der ohnehin höchst nothwendig war, so wenig auch die Poesie durch die Xenien gewann, denn auf poetische Vollendung dürfen sie kaum Anspruch machen. Die Xenien sind übrigens ein gemeinschaftliches Eigenthum Göthe's und Schiller's geblieben und es ist nicht möglich, sie nach ihren Verfassern zu scheiden.

232. Nach diesen kleineren und leichteren Versuchen wandten sich beide Dichter wieder größeren Werken zu und wie sich Schiller an seine vorzüglichsten Tragödien machte, so begab sich Göthe mehr auf das epische Gebiet, vollendete den Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea und versuchte eine Achilleis und sogar ein großes Naturgedicht, was er aber nicht zu Stande brachte. Da-

neben arbeitete er am Fauſt fort, überſetzte er den Benvenuto Cellini und Anderes, beſchäftigte ſich mit der Farbenlehre, ſchrieb die Propyläen und einige andere Aufſätze über Kunſt und wandte beſonders auch ſeine Sorgfalt dem Weimarer Theater zu, das er leitete und zur Pflanzſchule der vorzüglichſten Künſtler machte. Am wichtigſten aus dieſer Periode ſind jedoch Wilhelm Meiſter und Hermann und Dorothea, welche ſich durch epiſche Klarheit und plaſtiſche Darſtellung auszeichnen und ſociale Erſcheinungen und Zuſtände ſchildern. Wilhelm Meiſter (1777 begonnen und 1796 vollendet) führt uns die Geſchichte des humanen Fortſchritts jener Zeit und zugleich den eigenen Entwicklungsgang Göthe's vor, deſſen italieniſche Reiſe ebenfalls den wohlthätigſten Einfluß darauf übte, litt aber durch die Langſamkeit, mit welcher er geſchrieben wurde, und durch den Wechſel der Verhältniſſe, Stimmungen und Erlebniſſe, die inzwiſchen am Dichter vorüberzogen, ſo daß er gleichſam zu einem Tagebuch Göthe's ſich geſtaltete. Das Urtheil über dieſen Roman war ein ſehr verſchiedenartiges, weil man einen zweiten Werther erwartete und dann Alles hineindeutete, ohne das Buch zu nehmen, wie es ſich ſelbſt gab, wobei freilich nicht zu verkennen iſt, daß zu viele Standpunkte darin neben einander geſtellt und das ohnehin locker verbundene Ganze nicht entſchieden genug von einer Grundidee durchdrungen iſt; denn er iſt nicht aus einer Zeitidee entſprungen, ſondern die Frucht einer langſam und ſtill fortreifenden Perſönlichkeit und Zeit und hat gerade durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts eine ebenſo vielſeitige Wirkung gemacht. Göthe kam es hier darauf an, das Recht des freien Menſchen in der Geſellſchaft durch die Bildung zu beſtimmen, in dieſer den Unterſchied der Stände verſchwinden zu laſſen und in der ſelbſtſtändigen Wahl des Berufs ſeine ſociale Stellung zu behaupten. Dazu waren aber gerade ſo verſchiedenartige Wechſelwirkungen der Intereſſen und Standpunkte nöthig und Göthe wollte auch dem Leſer das Reſultat nicht ſo leicht und mühelos vor Augen legen, ſondern es ihn ſelbſt ſuchen laſſen. Das Geheimniß des Menſchendaſeins ſollte ſich ſelbſt erklären und Göthe gab nur die Wege dazu an, auf welchen der Lauf des Lebens führt; er betritt und beſpricht Alles, was dem Menſchen von Intereſſe iſt, führt den Leſer durch alle Stufen der Geſellſchaft und Bildung, und um die allgemeine Menſchenbildung aus der Selbſtſtändigkeit des Einzelnen hervorgehen zu laſſen, muß auch der Irrthum und Widerſpruch ſein Recht behaupten dürfen, weil nur ſo der Menſch lernt Menſch zu ſein und er die Meiſterſchaft gewinnen kann. Die Idee des ganzen Werks iſt an die Perſönlichkeit Wilhelm's gebunden, von dem auch die Handlung abhängig iſt; er erſcheint daher nicht ſchon als ein fertiger Menſch, ſondern als ein bildſamer und allen Eindrücken ſich hingebender, als ein Lehrling, der erſt ſtufenweiſe zur Einſicht in die höhere Bedeutung des Lebens geführt wird, um den Alles kreiſt, ohne ſeinetwegen da zu ſein. Anfänglich ſchwebt er mehr in ſentimental-idealer Träumerei, nach und nach lernt er aber die Menſchen und ihr

Treiben näher kennen und wird dadurch dem Fortschritt entgegen geführt, wobei er auch durch den Umgang mit Frauen und die Liebe gebildet wird. Dadurch ermangelt der Roman der Einheit der Handlung, besonders im Detail, und manche Einzelheit ist zu absichtlich eingeschoben; dagegen besitzt er Einheit des Zwecks und der Mittel und spiegelt den Lauf der menschlichen Dinge treu ab. Wie das menschliche Leben in scheinbarem Wirrwarr hinfließt, so erscheint auch der Roman als unbegränzt, aber es wirkt auch hier die griechische Harmonie wieder als begränzende Form. Das Wahre ist schön und das Schöne sprechende Wahrheit geworden. Nur die schöne Seele mit ihren Bekenntnissen, welche gegenüber dem Weltleben Religion und Frömmigkeit vertreten soll, will nicht recht zum Ganzen passen. Dagegen ist die viel mißverstandene Mignon der romantische Klang und die Stimme der Unendlichkeit, die herübertönt aus der unbekannten Höhe in die Irrwege des irdischen Lebens, und in der Fremde, als welche ihr die harte Welt erscheint, die ewige Heimath sucht, so daß sie den Gegensatz der Idee zur Wirklichkeit melodisch-tragisch darstellt, wie auch ihre Verbindung mit dem Harfner geheimnißvoll hereinspielt. Die ganze Anlage des Romans ist leicht, ungezwungen und lebendig und es ist überhaupt darin ein Gesammtbild aller Strebungen und Richtungen zu Ende des vorigen Jahrhunderts vor uns entfaltet; bezeichnend ist auch, daß er mit verschiedenen Mißheirathen schließt, welche die Ausgleichung der Standesunterschiede durch die Bildung veranschaulichen sollen. An diese Lehrjahre schlossen sich später noch Wanderjahre an, die wohl in einem poetisch-idealen Zusammenhange zu dem besprochenen Roman stehen, aber keineswegs zum Abschlusse erfordert wurden. Dieser auch durch Sprache und Stil ausgezeichnete Roman, der ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur dahinfließt, wirkt und dasteht und bis auf das Kleinste die schöne Klarheit und Gleichheit des Gemüths, woraus Alles geflossen ist, offenbart, hat auch auf unsere Literatur sehr befruchtend gewirkt und zahlreiche Kunstromane bis auf die neuere Zeit hervorgerufen.

Unmittelbar auf Wilhelm Meister folgte Hermann und Dorothea, welches Gedicht ebenfalls eine sociale Frage zum Kerne hat und Ehe und Familie mit bürgerlich-ökonomischer Thätigkeit als die Grundlagen zu einer besseren und glücklicheren Zukunft erscheinen läßt. Es wurde mit ungemeiner Leichtigkeit und innerem Behagen in kurzer Zeit geschrieben und Göthe wurde dazu durch den Vorgang von Voßen's Louise angeregt. Es ist eine poetische Idylle, in der auf die unbefangenste Weise das bürgerliche Leben mit den Interessen der Weltgeschichte in Verbindung gesetzt ist. Gegenüber dem Sturm der Geschichte und Ereignisse sollte es dem Volke zeigen, wie in der Stille der Bürgertugend und des Gemüths der reichste Schatz des rein Menschlichen liege, und es ist hier der Plan so sicher und konsequent und die Handlung so einfach, Alles so anschaulich und mit lebendigen Farben gemalt, jegliches dem andern so richtig und unparteiisch gegenübergestellt und namentlich so wunderbar ver-

anſchaulicht, wie die drohenden Stürme auf das behagliche Glück des bürgerlichen Stilllebens einwirken. Die Charaktere ſind ſcharf und treu ausgeprägt und es zeigt ſich auf eine höchſt lebendige Weiſe Geſinnung und äußere Geſtalt, ideales Denken und ſinnliches Erſcheinen in ſchönſter Einheit; auch ſind alle Perſonen durchaus deutſch und doch wieder die reinſten Träger des wahrhaft Menſchlichen. Der Vater und Apotheker vertreten die reale Seite, Richter und Pfarrer ſtellen das ideale Gegenbild dar und dazwiſchen ſtehen die Mutter und Dorothea als Muſter gemüthsreicher Empfindung und verſtändiger Tüchtigkeit. Auch hier iſt übrigens Dorothea hervorragender als Hermann, ja ſogar etwas zu männlich, wie überhaupt Göthe in der Schilderung und Hervorhebung kräftiger männlicher Perſönlichkeiten nicht ſehr glücklich war. Seine ſittliche Haltung und zeitgemäße Bedeutung erlangte das Gedicht vorzüglich dadurch, daß Bürger und Bürgertugend als die Träger der künftigen Bildung und des ſtaatlichen Lebens dargeſtellt ſind. Dem Inhalte entſprechend iſt Stil, Sprache und Rhythmus einfach und edel gehalten und das Ganze zu einem der lieblichſten Bilder geworden, welche die deutſche Poeſie geſchaffen hat.

Das Drama *die natürliche Tochter* (1803), welches der Tendenz nach vorhergehendem Gedichte verwandt iſt, ſchöpfte den Stoff aus den Memoiren der Prinzeſſin von Bourbon-Conti und war auf drei Theile berechnet, wurde aber nicht vollendet, obwohl Göthe es ſelbſt zu einem ſeiner Lieblingsſtücke machte. Es ſollte eine Darſtellung der die franzöſiſche Revolution bewegenden Ideen werden und Alles enthalten, was er über dieſelbe gedacht hatte, geht aber zu ſehr in vollſtändig epiſche Breite über, ermangelt des entſchiedenen Fortſchritts der Handlung, ſcharfer Charakteriſirung und dialogiſcher Bewegung und gibt mehr eine Schilderung als dramatiſche Handlung. Es iſt eine poetiſche Einleitung zur Revolution und deutet die große Umwälzung an, wo der feſte Boden wankt und Thürme ſchwanken, und unter dem dunklen Schatten der eintretenden gewaltigen Kataſtrophe wird ein unſchuldiges Kind als Spielwerk vornehmer Launen umhergetrieben und der geſetzloſen Willkür aufgeopfert, das ſeinen ächt weiblichen Beruf nicht erkennen will, ſich den Dingen nicht fügen mag und ſo ſelbſt des Glückes verluſtig wird, das ihm im Unglücke entgegen gekommen war. Die Sprache iſt hier zu großer Vollendung gebracht und die Trägerin der ſchönſten Gedanken und herrlichſten Wahrheiten. Die Charaktere ſind aber zu ſehr verflüchtigt und es zeigt ſich in dieſem Stücke, daß Schiller zwar mittelbar, aber durchaus nicht unmittelbar glücklich auf Göthe's Dichtung einwirkte.

233. Mit Schiller's Tod, mit dem verhängnißvollen Unglücke, das über Deutſchland hereinbrach, mit dem Hinſcheiden der Herzogin Amalie, welche der Mittelpunkt des ſchönen Lebens in Weimar war, und mit dem Weggange der berühmteſten Jenaer Profeſſoren fühlte ſich Göthe immer mehr vereinſamt, ſeine poetiſche Produktivität verminderte ſich und er zog ſich tiefer in die pro-

falsche Ruhe und Beschäftigung zurück. An dessen Stelle trat das mehr betrachtende Verweilen auf den Gegenständen und dem Leben und er gab sich mehr allegorisirenden Abstraktionen hin. Diesen Wendepunkt bezeichnet der Schluß des ersten Theils von Faust, worauf seine Farbenlehre, der Aufsatz über Winkelmann, seine Theilnahme an der Jenaer Literaturzeitung und die Redaktion seiner sämmtlichen Werke ihn beschäftigte; auch entstanden um diese Zeit die meisten seiner Erzählungen und kleinen Novellen, welche seine Betheiligung an der neuen Romantik und die spätere mehr beschauliche Produktivität bezeichnen. Hierher gehören außer dem schon erwähnten Festspiele Pandora vorzüglich die Wahlverwandtschaften, welche anfänglich nur zu einer kleinen Erzählung angelegt waren, dann aber einen größeren Roman abgaben. Er entstand großentheils in Karlsbad und hat am meisten unter seinen Werken mißliebige Urtheile hervorgerufen, indem man ihm Mangel an sittlichem Ernste, an Energie und Lebendigkeit vorwarf, wie denn auch wirklich dieser Roman eine psychische Krankheit der modernen Welt schildert, welche nicht einmal davon genesen will, so daß das Buch keine Lektüre für Leute bildet, die nicht auf den Standpunkt rein ästhetischer Auffassung treten können. Das Buch wollte das Sittliche nicht lehren, sondern dies sollte handelnd auftreten und die Menschen spinnen darin in unvorsichtigem Selbstvertrauen die Fäden ihres Unglücks selbst, bis sie im Netze des Untergangs gefangen sind. Auch hier wird gezeigt, daß Ehe und Familie die Grundlagen eines wahren glücklichen Zustands der Gesellschaft sind, jedoch nur dann, wenn die Liebe oder die wahlverwandtschaftliche Gegenneigung zu Grunde liegt. Wo die Ehe dieser Gegenneigung entbehrt oder diese Wahlverwandtschaft sich zum Nachtheile der sittlichen Berechtigung der Ehe geltend machen will, da erscheint die rächende Hand des Schicksals. In diesem Romane widerstreben nun zuerst die Hauptpersonen eigensinnig den Rechten der wahlverwandtschaftlichen Natürlichkeit und als sie sich zu spät und gegen das Gebot der sittlichen Freiheit ihnen übergeben, verlieren sie die Festigkeit des Lebens, sie werden von egoistischer Eigenliebe fortgerissen und blos in ihrem Untergange rächt sich die Sittlichkeit. Dies Alles ist noch mit der vollen Kraft der Poesie angelegt und durchgeführt, die Charaktere klar ausgeprägt und das tragische Element auf Eduard und Ottilie zusammengeflossen, da sie sich mehr der Leidenschaft als verständiger Entsagung hingeben. Lieblich wunderbar ist die Gestalt Ottilien's gezeichnet und ein reines Ideal weiblicher Persönlichkeit; ihr gegenüber vertritt Luciane die Lust am Augenblicke und dem Genusse und zwischen beiden steht das verständige Bild der Charlotte. Eduard ist wieder ein männlicher Charakter, der Göthe weniger gelang, als die weiblichen, voll sentimentaler Schwäche, dagegen Mittler fast ein Abbild Göthe's. Ueberhaupt ist der Roman ein noch unerreichtes Muster der neueren Novelle und wenn man Etwas tadeln will, so ist dies das Hereinziehen der verschiedenen magnetischen und anderen

Wunderdinge und der darin vorkommende Phantaſie-Ehebruch, der jedoch zum Wendepunkt der Geſchichte wird.

Nach den Wahlverwandtſchaften hörte Göthe mit der Produktion größerer poetiſcher Werke auf und begann er eine mehr betrachtende und rückblickende Thätigkeit. Im Jahre 1809 fing er an, in Wahrheit und Dichtung ſeine eigene Lebensbeſchreibung zu liefern und es erſchienen davon bis zum Jahre 1813 drei Bände, worauf er die italieniſche Reiſe und ſeine Annalen vornahm, dann wieder zu Dichtung und Wahrheit zurückkehrte, die Campagne in Frankreich beſchrieb und 1824 den Briefwechſel mit Schiller ordnete. Dazwiſchen ſchloß er die Farbenlehre ab, gab er die Schriften über Naturwiſſenſchaft und Morphologie und die Zeitſchrift Kunſt und Alterthum heraus; ſein Alter zeigte ſich aber auch darin, daß er gegen Mittelmäßiges zu nachſichtig wurde und dadurch dieſem, was er früher verbannte, wieder zum Eingange verhalf. Seine kleineren Poeſien aus dieſer Zeit athmen noch am meiſten den alten Ton, doch nicht mehr ſo voll und reich, wie die Elegie aus Marienbad, 1823, wobei jedoch ſchon an die Stelle poetiſcher Phantaſie Allegorie und Reflexion trat. Die zahmen Xenien, welche ſeit 1821 erſchienen, ſind nur matte Abbilder der früheren Xenien, ohne Poeſie und treffende Laune, obwohl ſie für die damaligen literariſchen Zuſtände nicht ohne Intereſſe ſind. Viel eigenthümlicher iſt ſein Weſtöſtlicher Divan, worin zwar auch Manches enthalten iſt, was uns wunderlich erſcheint, aber auch manche ächte Probe wahrer Lyrik glänzt, wie z. B. die Lieder: Ach, um deine feuchten Schwingen, Was bedeutet die Bewegung, Iſt es möglich, Stern der Sterne. Göthe ließ ſich zu dieſen Gedichten durch die Hammer'ſche Ueberſetzung des Hafis führen, Manches iſt aber ſo dunkel gehalten und von orientaliſchen Beziehungen und Allegorien angefüllt, daß die Gedichte ſelbſt mit dem Commentar nicht leicht verſtändlich wurden. Göthe flüchtete ſich in dieſe phantaſievolle öſtliche Welt um ſo lieber, als er ſich aus der tief bewegten wirklichen Welt gern in die ideelle zurückzog; auch erſchien das Buch 1819 um ſo wirkſamer, als auch das deutſche Volk damals nach den ſchwärmeriſchen Träumen der Befreiungskriege ſich getäuſcht fand und, der Entſagung ſich hingebend, gern im Gaukelſpiele orientaliſcher Phantaſiebilder ſein eigenes Weh zu vergeſſen ſuchte. Der weſtöſtliche Divan wurde übrigens Veranlaſſung, daß Rückert, Platen und andere Dichter die ſchönſten Blüthen ihrer Dichtung aus dem Morgenlande holten.

Schon ſeit 1807 beſchäftigte ſich Göthe mit einer Fortſetzung von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren und von 1821 bis 1829 erſchienen dann die Wanderjahre oder die Entſagenden, die jedoch keineswegs für das erſte Buch mehr nothwendig waren und ſich auch nach und nach in ſeichtem Bette proſaiſcher Breite verliefen. Das Buch iſt aus verſchiedenen novelliſtiſchen Einzelnheiten zuſammengeſetzt und als Poeſie höchſt mangelhaft, ja vielfach geſucht und gemacht; jedoch finden ſich auch hier manche treffliche Einzelnheiten, Göthe

theilt eine Reihe der schönsten Wahrheiten mit und versteht es auch hier, dem Werke eine vollendete Haltung und Klarheit zu geben. In dieser Hinsicht ist das Werk immerhin eine nicht unwillkommene Erscheinung, zumal um den weiteren Entwicklungsgang des Dichters zu erkennen.

Seine kleineren Schriften und Aufsätze, welche Kunst, Literatur und Natur betreffen, besitzen alle die an Göthe gewohnte Klarheit und ruhige Auffassung und es ragt darunter die Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert hervor, worin Göthe seine eigene Ansicht von der Kunst darlegte, die Beschreibung des römischen Carnevals und des St. Rochus-Festes in Bingen. Besonders bemerkenswerth sind seine Schriften über Theile der Naturwissenschaft, der er sich immer mit Liebe widmete und worin er wirklich auch einige nicht unbedeutende Entdeckungen machte, wie er z. B. in der Osteologie das Schädelgebilde zuerst als entschiedene Fortsetzung der Gebilde der Rückenwirbelsäule erklärte, das Gesetz der Pflanzenmetamorphose durchführte und eine neue Theorie der Farbenlehre aufstellte. Der letzteren besonders widmete er lange Zeit reiche Studien und viele Versuche, und er selbst that sich viel darauf zu gut. Er wollte darin die Newton'sche Lehre umstürzen und die seinige an deren Stelle setzen, aber das Buch machte nicht die erwartete Wirkung, der Dichter schadete zu sehr dem Naturforscher, nur die Philosophie nahm sich hin und wieder seiner Lehre an, die strenge Wissenschaft dagegen fand seine Darstellung mangelhaft und unzulässig und versuchte nicht einmal eine rechte Widerlegung des Buchs. Mag es sich aber auch keiner nachhaltenden Wirkung zu erfreuen haben, so ist doch die lichtvolle und anschauliche Darstellung des Werks nicht zu verkennen.

234. Das Hauptwerk Göthe's, wozu er die Idee schon in seiner ersten Jugend empfing, das ihn durch sein ganzes Leben begleitete, in Deutschland und in Italien ihn beschäftigte und aus den Fragmenten sich endlich zu einem Ganzen ausbildete, ist der Faust, der Mittelpunkt von Göthe's ganzem poetischem Wirken und Schaffen. Die ältesten Scenen wurden 1773 und 1774 gedichtet, im Jahre 1788 wurde der Plan zur weiteren Ausübung gefaßt, in Italien in der Villa Borgheſe die Scene in der Hexenküche geschrieben und das Stück 1790 als Fragment herausgegeben. In den neunziger Jahren machte Göthe mehrere Umänderungen und Einschaltungen und 1808 war der erste Theil beendigt. Das ursprüngliche Fragment reichte nur bis zur Scene im Dom und hierzu wurde dann nicht nur das Ende von der Walpurgisnacht an gedichtet, sondern auch die erste Unterredung und der Vertrag mit Mephistopheles und die Scene der Erschlagung Valentin's eingefügt und dem Ganzen in noch späterer Zeit ein Prolog vorgesetzt. Den zweiten Theil beabsichtigte Göthe wohl schon bald nach dem ersten, aber ausgeführt wurde er erst 1827 bis 1831. Die Episode von der Helena entstand jedoch schon früher und er brachte sie mit Faust in Verbindung, um dadurch das klassische Alterthum mit der modernen

Romantik allegorisch zu versöhnen. Neben der höheren Idee bildet das Gedicht ein Gesammtgemälde vom Leben und Dichten Göthe's selbst, an dessen Subjectivität sich Alles knüpft, das sich in der Welt und an ihr formt und bis zur endlichen Ueberwindung der Leidenschaft verschiedene Umwandlungen durchmacht, ohne doch den Grundton zu verlieren. Im ersten Theile strebt der Dichter empor und kämpft zwischen Himmel und Hölle, im zweiten aber sinkt er von der Dichterhöhe herab, sieht er das himmelstürmende Leben welken und versöhnt er sich wieder mit dem Himmel. Die Grundidee des Werks, das durch die langsame Gestaltung einer streng konsequenten Handlung entbehrt, ist der Kampf der Idee gegen die Schranken der Wirklichkeit und des Lebens, der aber eine allgemein menschliche Bedeutung hat und in Faust das Schicksal der Menschheit selbst repräsentirt, die den Geist mit den Sinnen ausgleichen und das Unendlich-Endliche erstreben soll. Im Gefühl seiner idealen Freiheit, mitten in den Schranken des endlichen Daseins will der Mensch seinen Schmerz dadurch überwinden, daß er diese Schranken zu brechen sucht; Faust soll das Problem der Versöhnung des Wissens mit dem Leben lösen und dies macht das Stück auch zu einem ächt deutschen, zu einem Drama der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wo auch die Wissenschaft sich von den Fesseln veralteter Formen loszumachen suchte. Der erste Theil enthält nun dieses titanenhafte Bestreben, gewaltsam diesen Kampf durchzuführen, und spiegelt das Streben jener Zeit klar und treu ab; der zweite Theil steht an poetischer Genialität weit hinter dem ersten zurück und das was früher die thätige Natur thun sollte, das will hier der Verstand durch Vorsatz und Charakter erreichen. Der Unterschied zwischen Jugend und Alter ist nirgends treffender ausgedrückt und gegenübergestellt, als in den zwei Theilen dieses Gedichts.

Die Grundlage zum Faust ist die Volkssage vom Dr. Faust, welche in dieser ursprünglich historischen Person andere Sagen versammelte und schon frühe verschiedene Auffassungen erlebte, wie sich denn das alte Puppenspiel von dem Volksbuche schon durch das humoristische Element unterscheidet. Die Grundlage der Sage besteht in der Vermessenheit des Individuums, im Uebermuthe des Strebens nach Wissen und der Eitelkeit sich gegen die Gebote der Sittlichkeit und Wirklichkeit zu erheben und der Welt Hohn zu sprechen. Da dies auch ein Hinwegsetzen über den Glauben und die religiöse Tradition bedingt, so führt der Abfall von Gott zu einer Hingebung an das Princip des Bösen und entsteht der Vertrag mit dem Teufel, der mit Hülfe der Magie zu Stande kommt. Diese Sage spiegelt den Geist der Zeit ab, in welcher sie entstand; denn im 16. Jahrhunderte begann die Epoche, wo der Geist sich von den starren Formen der Vergangenheit loszumachen suchte, in der Religion den Glaubenszwang, in der Wissenschaft die Leerheit der Scholastik und im Staate den Druck der Feudalherrschaft abschütteln wollte und die Reformation das Urrecht der Freiheit des vernünftigen Subjects verkündete. Die Zeit der zweiten Hälfte des

vorigen Jahrhunderts war der genannten in vielfacher Hinsicht ähnlich und darum findet man auch, daß fast alle Dichter der Sturm- und Drangperiode sich an der Faustsage versuchten, obschon keinem es gelang, sie so bedeutsam, als Göthe, darzustellen, weil nur Göthe auf der Höhe seiner Zeit stand. Göthe hat den kirchlich-orthodoxen Standpunkt verlassen und dafür den psychologisch-ethischen festgehalten, wodurch auch der Vertrag mit dem Teufel nicht mehr als Grundverbrechen erscheint, sondern nur die Spitze der Selbstüberhebung des durch genialen Drang fortgerissenen und an allem Guten und Edlen verzweifelnden Subjects ist. Der Pakt mit dem Bösen besiegelt nur die innere Vollendung des Verbrechens, er ist nicht das Verbrechen selbst; er ist mehr eine in der Selbstvermessenheit verwegene Wette, bei der Faust seine eigene Person einsetzt. Bei Göthe ist auch der Teufel nicht mehr die barocke Gestalt des Mittelalters, sondern mehr ein feiner Verführer, den sein mythisches Wesen um so interessanter macht; auch spielt das ganze Drama auf rein menschlichem Boden und erscheint wieder der Grundsatz durchgeführt, daß des Menschen Natur sein Schicksal sei.

Der volle Glanz des Stückes tritt uns im ersten Theile entgegen, der sich nicht binden läßt durch die Schranken der dramatischen Kunst, sondern vom Himmel niedersteigt zur Hölle, von der Wissenschaft uns begleitet zur Stätte magischer Gaukeleien und aus dem Reiche der reinsten Ideen hinunterführt zu sinnlicher Lust und Genuß, denn es soll ja der Kampf dargestellt werden zwischen dem geistigen Drang nach dem Unendlichen und den Schranken, womit uns überall die Wirklichkeit umstrickt, und Faust läßt seinen persönlichen Drang walten und stürmt von einer Lage und einem Kontraste zum andern. Die Macht des Bösen, die im gemeinverständigen Realismus beruht, tritt gegen das Gute auf, das in der Idee zu Hause ist, und um diesen Kampf zu veranschaulichen, treten Wahrheit und Lüge, Erhabenheit und spottende Ironie, Enthusiasmus und nüchterne Prosa neben einander auf, es werden Sage und Mythe dazu verwendet und dies Alles deutet wieder auf den bunten Wechsel der Welt, der Teufel oder Mephistopheles ist das Böse in Beziehung auf den Menschen, er ist die im Menschen selbst entstehende Verneinung des Guten und ist daher nur die andere Seite und der sichtbare Doppelgänger von Faust's innerlicher Gemüthsstrebung. Er zeigt überall die kalte, abstrakte Verständigkeit und daß er sich in seiner einseitig realistischen Weise blos mit dem wüsten Naturelemente in Verkehr setzt, ist Consequenz seiner Richtung. Dagegen verläugnet Faust nirgends seine ideale Erhebung, ja selbst da nicht, wo mitten im Taumel seiner idealistischen Anschauungen sein Genosse mit bitterer Ironie ihm die gemeine sinnliche Erfahrung entgegenhält und ihm den Zauber zerstört. Schon im Prolog werden Faust und Mephistopheles richtig angekündigt, der Eine als von durchaus idealer Grundrichtung, der Andere als der Geist, der immer verneint und nichts mit seinem Spotte verschont. Faust bahnt sich gleich im

Anfange den Weg seines Schicksals, indem er am Wissen verzweifelt und den höchsten Genuß nicht mehr im Fortschritte des Denkens, sondern in unmittelbarem Anschauen sucht und dabei den Kreis des Menschen überschreitet. Die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft führt ihn dem Bösen zu, er stürzt von Genuß zu Genuß, immer verschmachtend vor Begierde, will Alles selbst genießen und überhebt sich so sehr, bis er sich für gottähnlich hält. Von Anfang an bis zum Ende bleibt Faust mit dem Bösen im Kampf, denn er will die Nothwendigkeit der Schranken unserer Endlichkeit nicht anerkennen; dies führt ihn in's Verderben, aber dennoch nicht zur ewigen Verdammniß, welche der Schluß des ersten Theils nicht annehmen läßt, denn es bleibt auch beim Verschwinden Faust's mit Mephistopheles noch die Möglichkeit und sogar Wahrscheinlichkeit, daß Faust's höhere Kraft noch den Teufel überwindet. Neben ihm ist Gretchen's Charakter mit unübertrefflicher Kunst und Wahrheit gezeichnet, das Symbol der höheren, sich ganz hingebenden Liebe in ihrer vollen Reinheit, die daher auch gerettet wird. Auch Wagner, der in der Sage als Johann oder Christoph vorkommt und hier so genannt ist, um an dem Straßburger Wagner (217) Vergeltung zu üben, ist treffend dargestellt und vertritt so ganz die philisterhafte, rein verstandesmäßige Ansicht von der Wissenschaft, der daher von Mephistopheles verhöhnt wird. In letzterem selbst begegnet man vielen Zügen, die Göthe seinem Freunde Merck entlehnte, der auch Göthe's anfängliche Ueberhebung und stürmische Hast mäßigte, indem er ihm den Spiegel der Wirklichkeit und die Schranken des Lebens entgegenhielt.

Das eigentliche Gedicht und die poetische Wirkung desselben liegt vorzugsweise im ersten Theile, der auch als Fragment wie ein vollständiges Bauwerk erscheint und dem man zwar das Unvollendetsein ansieht, das aber gerade seine Hauptwirkung darin hat, daß es das Ziel nur ahnen läßt. Freilich war eine Fortsetzung und Vollendung nicht nur möglich, sondern lag auch schon in der Grundidee des Stücks, aber dann mußte der zweite Theil ein ganz anderer werden, als wie er vorliegt, der mehr im äußeren Zusammenhange mit dem ersten steht. Im zweiten Theile verläßt Faust seine eigentliche Sphäre ganz und ist in eine oberflächliche Aeußerlichkeit versetzt, die man nicht erwartete. Statt Faust's Wirksamkeit in angemessener Energie zur Anschauung zu bringen, wird Faust von einem genialen Kämpfer der Idee und einem Himmelstürmer zu einem gewöhnlichen Philister, der seine Thätigkeit in alltäglichen Unternehmungen vergeudet. Auch der Teufel wird im zweiten Theile alt und besitzt nicht mehr seine verneinende Genialität und teuflische Ironie, ist nicht einmal mehr schalkhaft, kann nur noch mit Mühe seine alte Rolle fortführen, schwatzt wie eine alte Frau-Base und läßt sich zuletzt in seiner Lüsternheit und verliebten Stimmung um Faust's Seele bringen. Besonders das Ende entspricht nicht mehr dem ursprünglichen Standpunkte, indem Göthe darin durchführen will, daß der Mensch nicht blos durch eigene Kraft selig werde, sondern durch die

hinzukommende göttliche Gnade. Einen großen Abstand gegen den ersten Theil bildet im zweiten die übertriebene Allegoriensucht und Geheimnißspielerei, indem Göthe die Begriffe personificirt, Ameisen, Greifen und andere Thiere als Symbole gebraucht werden, hinter denen doch nur unbedeutende Gedanken versteckt sind, unter antiken Namen moderne Verhältnisse vorgeführt, im Euphorion Lord Byron repräsentirt und in der Vermählung Faust's mit Helena die Versöhnung des klassischen Alterthums mit der Romantik dargestellt wird; ja sogar seine eigenen Beziehungen zu Menschen und zur Wissenschaft hat Göthe unter verschiedenen Masken aufgeführt und es gehört die Kenntniß der unbedeutendsten Anekdoten dazu, um diese Geheimnißkrämerei zu enträthseln, so daß darüber jeder Hauch von Poesie verloren geht. Selbst die Sprache hat nicht mehr die poetische Belebung, sondern fließt matter und weniger lebendig vorüber und leidet unter der Abgestorbenheit des Inhalts. Doch sind bei Allem diesem einzelne Schönheiten nicht zu verkennen, bei denen die alte Dichterkraft Göthe's sich wieder erhob, und namentlich entfalten einige lyrische Theile den vollen Zauber seiner früheren Poesie; auch ist das hohe Streben des Dichters nicht zu verkennen, womit er suchte, dieses großartige Werk zum Abschluß zu bringen und unserer Literatur damit Ehre zu machen.

Die deutsche Poesie hat keine Dichtung aufzuweisen, die an Großartigkeit diesem psychologischen Drama an die Seite treten könnte. Es sind hier Charaktere und Scenen in den schönsten Kontrast gestellt, Alles zieht leicht und mühelos an uns vorüber und wenn auch keine konsequente Handlung sich vor uns entfalten konnte, so ist doch nichts vorhanden, was nicht der Grundidee zur Folie diente. Besonders die Darstellung durch Wort und Rhythmus ist gelungen, auch hier herrscht die bunteste und innigste Abwechslung und was die Welt Großes und Erhabenes enthält, was in den innersten Tiefen der Menschenbrust lebt und webt, ist hier versammelt, um ein Gemälde zu schaffen, das nicht blos Göthe's und Faust's, sondern das das Schicksal der ganzen Menschheit mit wunderbaren Farben und einer meisterhaften Hand schildert, wie Deutschland außer dieser keine mehr erhalten hat. Faust bildet den Gipfel von Göthe's Poesie, wie er das Ende seiner Thätigkeit war, und mit vollem Rechte konnte er sagen, daß er nach Beendigung des Faust sein ferneres Leben nur als reines Geschenk ansehen könne und es ganz einerlei sei, ob und was er noch etwa weiter thue, denn der Faust ist das Werk, das Göthe's Ruhm auch nach Aeonen nicht untergehen lassen wird. —

Ueber Göthe's Faust ist eine Menge Schriften erschienen, worunter die neueste von Düntzer (1850) ist. Eine Uebersicht dieser Literatur lieferte Vischer in den Hallischen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst 1839, Nro. 9, und Kritische Gänge, II. Theil, S. 49.

235. Neben Göthe tritt als Genosse seines Ruhms, als Freund, als Wetteiferer auf demselben Gebiete und als gleich großer Meister Friedrich von Schiller, der, wenn Göthe der Dichter der reifen Männlichkeit und der Wirklichkeit ist, der

Begeiſterung der Jugend und Frauen genießt und im Reiche der Ideen ſchwelgt. Beide Dichter ſind ſich ſo vielfach verwandt durch die Hoheit ihres Geiſtes und ihres Strebens, beide ſind ſich ſo vielfach ähnlich, und dennoch iſt jeder wieder ein anderer und zieht eine große und gewaltige Scheidewand zwiſchen ihren Dichtungen hin. — Nicht leicht iſt über den Ruhm eines Dichters mehr geſtritten worden, als über den Schiller's; man hat ihn als den höchſten Meiſter und größten Genius der deutſchen Dichtung erklärt und hat ihn herabgezogen in den Staub, ſeinen Lorbeer entblättert und ſeine Poeſie eine hohle genannt; und wenn auch nach und nach die öffentliche Stimmung mehr abgeklärt wurde und eine ruhigere Kritik ſeinen Ruhm würdig prüfte, ſo wirkten doch noch bis in die Gegenwart politiſche Sympathieen für und gegen ihn und laſſen auch heute noch die Lotosblume ſeines Ruhms hin- und herſchaukeln auf der wellenbewegten Oberfläche unſerer Literatur. Und doch hat Göthe das wahrſte Wort über ſich und Schiller ausgeſprochen, wenn er da meinte, man ſolle doch lieber nicht ſtreiten, wer von ihnen größer ſei, ſondern ſich freuen, daß zwei ſolche Kerle vorhanden ſeien; und doch iſt Schiller derjenige, der ſo ganz das Symbol des deutſchen Weſens, das Symbol der Beſtimmung und des Schickſals unſerer Nation iſt, und in dem das deutſche Volk das Ideal ſeiner Geſinnungen und Ueberzeugungen erblickt. — Wie Göthe, ſo ging auch Schiller auf das rein Menſchliche aus, aber er ſuchte es nicht in der Natur, ſondern im Elemente der ſubjektiven Freiheit und wollte die phyſiſche Nothwendigkeit zur moraliſchen erheben und das Werk der Nothwendigkeit in das der freien Wahl verwandeln. Er blickte von der Höhe ſeiner idealen Subjektivität auf die Natur und Wirklichkeit herab und eilte der Natur ſelbſtthätig entgegen, ſo daß er ihr Bild mehr aus eigener Kraft ſchuf, als daß er es aus der Natur ſelbſt ſchöpfte. Wie bei ihm der Gedanke das Erſte war, ſo veranſchaulichte er auch den Begriff blos im Bilde und ward das Perſönlich-Symboliſche zum Grundtone aller ſeiner Dichtungen. Das Menſchliche ſchaute Schiller in der Form der Menſchheit und wie er das Individuum zur Gattung ſteigerte, ſo drang er in der Dichtung vorzüglich auf Idealiſirung, indem er das Individuum zur reinſten und vortrefflichſten Menſchheit läuterte. Da der Gedanke hierbei immer an die Spitze trat, ſo beherrſchte ihn zu ſehr die Philoſophie, waltete die Reflexion vor und ſchuf er die Gedichte mehr durch Nachdenken, als daß ſie freiwillig und unbewußt aus ſeinem Innern hervorkamen, wie er überhaupt alle ſeine Dichtungen nur mühevoll hervorbrachte. Darum liebte er auch das Theoretiſiren und drängte ſich die Kritik überall vor. Dies entſprang großentheils aus ſeinem Leben, wo er mit allen Schranken von Anfang an zu kämpfen hatte, dann die Verhältniſſe und Kränklichkeit ihn drückten und er blos durch eigene Energie und durch die freie Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes ſich darüber hinaus ſchwang.

Die Poeſie war ihm das Streben, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, er hielt das Ideal-Schöne blos durch Freiheit und

Selbstständigkeit des Geistes für möglich und brauchte Natur und Geschichte mehr als Werkzeuge des freien Willens, der ihm überall als das Wesentliche erschien. Hierdurch entstand der in den meisten seiner Gedichte sich offenbarende Charakter des Gedrückten und mühesam Errungenen, während bei Göthe Alles so leicht, unbefangen und frisch hinfließt, voll Heiterkeit und Naivetät, welchen Unterschied Niemand tiefer fühlte, als Schiller selbst, dessen Dichtungen überall das Gepräge des rhetorischen Pathos an sich tragen. — Seine ideale Freiheitsliebe ließ ihn sich rasch an die Kantische Philosophie anschließen, die auch das Prinzip der sittlichen Freiheit des Subjekts an die Spitze stellt. Schiller wurde so der Verkündiger der Menschenwürde und ethischen Weltanschauung und Kunst wie Poesie tragen in sich den erhabenen Zweck, die Menschheit zur sittlichen Freiheit heranzubilden; die Schönheit selbst ist ihm der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Zur Aufgabe der Kunst machte er die persönlich freie Gesinnung, worin Vernunftgesetz und sinnliche Nothwendigkeit versöhnt erscheinen. Diese Idealität der Gesinnung und streng ethische Richtung, die sich hoch hebt über das Gemeine, machten Schiller zum Lieblinge des In- und Auslandes, wo nur immer Freunde des Guten und Schönen gefunden werden; sie schufen aber auch Schiller zu einem kosmopolitischen Dichter, der das Nationale an und für sich blos für eine zu durchbrechende Schranke hielt, und hiermit steht Schiller ganz auf der Höhe der Zeitrichtung, die einen ähnlichen kosmopolitischen Charakter hatte. Mitten in den politischen Wirrnissen, unter welchen er auftrat, zeigte er der Welt nicht, wie und was sie ist, sondern was sie sein sollte, und seine Dichtung führte ihr in großartigen Bildern die Menschenwürde, den begeisterten Kampf für alles Große und Erhabene und das zerstörende Treiben niedriger Leidenschaft und schwacher Selbstsucht vor Augen. Sogar in der Geschichte suchte er weniger die thatsächliche Wahrheit, sondern das Mittel zu idealer Erbauung und zur Begeisterung für Freiheit und alles Edle; aber nicht vom Parteistandpunkte ging er aus, sondern er wollte das Menschliche in der Menschheit und bei ihm redete die Menschheit die Sprache des Menschen. Schiller wurde dadurch ein Tendenzdichter und die Folge davon war, daß er fast zu viel in pathetische Reflexion sich verlor.

Diese Grundrichtung Schiller's bedingte, daß er weniger ein lyrischer und epischer, als ein dramatischer Dichter wurde und auch im Drama sich vorzüglich der Tragödie zuwandte. Es fehlte ihm zur Lyrik zu sehr die natürliche Unbefangenheit und die einfache Sprache des Gefühls, wogegen sich zu viele Betrachtung einmengte und seine leidenschaftliche Erregung in Deklamation ausartete, und für die Epik ermangelte er der Kunst, die Handlung in ihrer objektiven Breite und umständlichen Vielseitigkeit ruhig zu entwickeln, denn er gerieth entweder in die dramatische Bewegung, oder in rhetorische Breite, wie dies seine Balladen vielfach bewähren. Für die Tragödie war dagegen Schiller wie von Natur geschaffen, weil auch bei ihm der freie Wille gegen die Noth-

wendigkeit rang, sein subjektiver moralischer Freiheitstrieb die Natur bekämpfte und er die Bestimmung der Tragödie darin fand, durch Veranschaulichung dieses Kampfs ein erhabenes Mitleid zu erwecken. Dabei sollte die Tragödie immer auf die Zeit einwirken und die Menschheit erheben, indem sie durch solche starke Charaktere und Kraftäußerung aus ihrer Schlaffheit und Muthlosigkeit wieder emporgerichtet und durch erhabene Rührung selbst wieder zur Thatkraft begeistert werde. Bei aller Anlage zur Tragödie ermangelte doch Schiller zu sehr der Kunst, die Natur und Wirklichkeit objektiv treu darzustellen, seine Subjektivität waltete überall vor und dies hinderte ihn auch, die Charaktere psychologisch auszubilden und Alles feiner zu motiviren, was besonders seine Frauencharaktere beeinträchtigte. Schiller verstand es mehr die dramatische Idee kräftig darzustellen und dadurch einen höheren Effekt zu machen, wogegen Göthe's Gestalten plastisch anschaulicher dastehen und sich auch individuell reiner und schärfer abgränzen.

Wie Schiller selbst meinte, die Schönheit sei nur für ein glückliches Geschlecht, während man ein unglückliches erhaben rühren müsse, so war er überhaupt mehr ein Dichter des Erhabenen, aus Unbefriedigtsein mit der Gegenwart trieb es ihn immer der Zukunft zu, aus dem Diesseits in das Jenseits hinüber und er konnte es zu keiner geistigen Harmonie bringen, weil es ihm nie gelang, die Wirklichkeit mit dem Reiche der abstrakten Ideen zu versöhnen; denn die Welt, die er in seinem Innern trug, war eine ganz andere, als die wirkliche. Bei solcher Richtung vertrat er vorzüglich das Gesetz der sittlichen Freiheit, denn nur der moralisch gebildete Mensch galt ihm für ganz frei und der Mensch soll bei ihm nur nach der Idee der Menschlichkeit streben und sie zu erreichen suchen. Selten hat ein Dichter solchen Adel der Gesinnung mit dem Streben nach der Schönheit der Seele so sehr in sich vereinigt als Schiller, der sich hoch über alles Gemeine hob, aber dadurch auch selbst als ein tragischer Charakter erschien, da ein solcher Charakter auf dieser Erde mit ihrer Beschränktheit und ihren Mängeln keine wahre Befriedigung zu finden vermag.

Auch bei Schiller hat man sich verleiten lassen, vom Standpunkte der Religion ihn beurtheilen zu wollen, und wie die Einen ihn verdammten, weil er ihr Christenthum nicht theilte, haben die Anderen aus seinen Schriften alle Stellen ängstlich zusammen gesucht, um ihn für das Christenthum zu retten. Aber wie die Würdigung eines Dichters vom Standpunkte der Religion unzulässig ist, so liegt das Gebiet des Dichters auch auf einer ganz anderen Seite, denn der Dichter ist selbst mit dem Göttlichen verwandt und sucht das Göttliche und allgemein Menschliche, wo und wie er es findet. Wie die Lotosblume im See hin- und herschaukelt und dennoch in ihrem tiefen Grunde festwurzelt, so erscheint auch Schiller wie Göthe in der Dichtung nicht als Christ, sondern sie schweifen bald hinüber zum heidnischen Alterthum, bald in den Orient und bald erheben sie sich in die ahnungsvolle Zukunft, wo vor der Religion alle

Religionen vergehen; aber wie kein Mensch sich losreißen kann von seiner Zeit, wie Jeder festwurzelt in seiner Nation und der allgemeinen Kultur der Mitwelt, so wurzeln auch beide wieder im Christenthume, so ist auch dieses der Grund, auf den ihre innerste Lebensanschauung bald mehr bald weniger wieder zurückführt. Die Grundlage des Christenthums, die sittliche Liebe, zieht auch durch Schiller's ganze Dichtung, aber er erhob sie zu einem höheren Standpunkte, als welchen unsere Dogmatiker annehmen, und seine ganze Weltanschauung war eine philosophisch-ästhetische. Schiller hat sich jedoch weiter vom Christenthume entfernt als Göthe und in den Gedichten „der Künstler" und „die Götter Griechenlands" sich am schroffsten dem Christenthume gegenüber gestellt, wie er auch die Bibel nur da für wahr erklärte, wo sie naiv ist, und er zu ihr, wie zu allen historischen Büchern, den Unglauben mitbrachte, der erst prüft, bevor er anerkennt. Schiller meinte, die gesunde und schöne Natur brauche, um sich zu stützen und zu halten, keiner Moral, keiner Gottheit und keiner Unsterblichkeit, der Dichter solle die Idee des Göttlichen aussprechen, unter welcher Form er wolle, die Natur sei ein unendlich getheilter Gott und die Liebe der einzig wahre Ausdruck der All-Einheit und der Widerschein des Göttlichen in der Welt; diesen Geist des All's zu erfassen und darzustellen und an eine körperliche Form zu binden, vermöge aber blos die Kunst des Idealen. Schiller war auch nicht Atheist, sondern sprach aus, daß hoch über der Zeit und im Raume ein Gott lebe, den man aber nicht außer sich suchen dürfe, sondern welcher der eigene Geist des Subjekts in seiner Selbstbelebung und Selbstanschauung sei. Mit dieser religiösen Ansicht sind bei ihm Poesie und Philosophie eng verbunden, ja die Philosophie erscheint ihm als die innigste Vereinigung von Poesie und Religion, seine Philosophie endigt mit dem naturalisirten Idealismus und Schiller hat bei weitem mehr für dieselbe geleistet, als Göthe, denn durch Schiller bekam die Aesthetik erst ihre wissenschaftliche Fortbildung, wobei er von Kant ausging, aber dessen Ansichten erweiterte. Das sinnlich Natürliche sollte mit der Vernunft durch die Freiheit vermittelt werden und die Einheit des Subjekts und Objekts sich in der Kunst verwirklichen. Aber das Streben, selbst dahin zu gelangen, konnte nicht sein Ziel erreichen; er vermochte es nicht, sich von der Subjektivität loszuringen und konnte blos in Gedanken sich hinüberschwingen zur Natur und Wirklichkeit, anstatt sie persönlich zu betreten und sich selbst in die Natur hineinzuleben.

Für die Geschichte hatte Schiller keine viel größere Begabung als Göthe, obwohl er sich ihr anhaltend hingab, denn seine Subjektivität drängte sich überall vor und erlaubte ihm nicht, die Dinge und Verhältnisse anzuschauen und aufzufassen nach ihrem ureigenen Wesen, sondern wie er es seinen Zwecken und Wünschen entsprechend fand. Er ließ den Geist der Geschichte nicht unbewußt und unmittelbar auf sich einwirken, sondern trug sein Ideal in dieselbe hinein und suchte die Geschichte blos zum Spiegel derselben zu machen, denn er

wollte in der Geſchichte nicht eine getreue Darſtellung des Geſchehenen geben, ſondern mit ihr einen moraliſchen Effekt bewirken und durch ſeine Darſtellung die Gegenwart zur Tugend und Seelengröße begeiſtern, was freilich im wahren Sinne des Worts nur dann geſchehen kann, wenn die objektive Wahrheit der Geſchichte dies thut. Bei allen ſeinen hiſtoriſchen Studien war es Schiller hauptſächlich nur um die Stoffe für ſeine Poeſie zu thun, darum fehlt es bei ſeinen hiſtoriſchen Werken auch an hinreichender Vertrautheit mit den Quellen und ruhiger Sichtung und Prüfung der Thatſache. Er verſtand es nicht hinabzuſteigen in die Tiefe, wo die treibenden und bildenden Mächte die Welthandlung bewirken; aber ſo wenig ſeine hiſtoriſchen Schriften auch befriedigen und eine ſo ſchlechte Quelle ſie für den Forſcher und Hiſtoriker ſind, um ſo eifriger wurden und werden ſie geleſen, weil er damit ſittliche Erhebung bezweckte und die Menſchen ſich immer mehr erfreuen, Großes und Erhabenes erzählt zu leſen, als was die nackte Wahrheit ihres trügeriſchen Glanzes beraubt und in die richtige aber ſchwache Beleuchtung geſtellt hat. Selbſt die Sprache iſt nicht ganz geeignet für die Geſchichte, welche wohl große Lebendigkeit verlangt, aber eine Lebendigkeit der geſchichtlichen Handlung und nicht das Pathos der Tragödie, deſſen Schiller's hiſtoriſche Werke überall zu voll ſind. Schiller bewegte ſich allzu gerne auf dem Gebiete der Charakterſchilderungen, welche den Glanzpunkt ſeiner Geſchichtſchreibung bilden; aber auch hier herrſcht zu ſehr das Streben nach poetiſchem Effekt und die Charaktere treten nicht in ihrer Größe von ſelbſt und ohne fremdes Zuthun hervor, ſondern z. B. die ganze Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs erſcheint nur dazu angelegt und geſchrieben zu ſein, um Guſtav Adolf und Wallenſtein zu verherrlichen.

Am klarſten geht aus ſeinen ſämmtlichen Produktionen Schiller's politiſche Ueberzeugung hervor, die er nie in ſeinem Leben verleugnete. Von früher Jugend an gegen despotiſchen Druck ringend, erhob er ſich unausgeſetzt für die Menſchenrechte, die Freiheit und politiſche Unabhängigkeit und man könnte ihn ſogar einen politiſchen Dichter nennen, da dieſer Freiheitsdrang nicht nur alle ſeine Dichtungen belebt, ſondern die meiſten ſeiner Produkte geradezu darauf angelegt ſind, die Begeiſterung für Freiheit zu nähren und das Streben darnach zu fördern. Aber Schiller war kein politiſcher Tendenzdichter, auch nicht der Dichter eines ſpezifiſch deutſchen Patriotismus, ſondern er wollte die politiſche Freiheit, damit die geſammte Menſchheit voranſchreite und der Staat ſchien ihm nur vorhanden, um die allgemeine Menſchenbildung und das Recht der Vernunft zu ſichern und zu fördern; auch glaubte er, daß nur das Schöne im Staate die Herrſchaft führen ſolle, weil man nur durch die Schönheit zur ſittlichen Freiheit gelangen könne. Das Ideal eines ſolchen Staats ſuchte Schiller in Don Karlos aufzuſtellen. Von dieſer rein menſchlichen Seite betrachtete Schiller auch die franzöſiſche Revolution; wenn man aber glaubt, daß ſich deshalb in dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe faſt gar keine

Besprechung derselben findet, so möchte wohl eher anzunehmen sein, daß der Weimar'sche Staatsminister Göthe diese Stellen unterdrückt hat. — Uebrigens betrachtete Schiller Alles gern von dem allgemein menschlichen Standpunkte und darum wollte er auch dem Geiste nach keinem Volke und keiner Zeit besonders angehören. War übrigens Schiller auch nicht ein Dichter, der den Ton des deutschen Patriotismus anschlug, erhob er sich auch von einem deutschen zu einem kosmopolitischen Dichter, so hat er doch mächtig eingewirkt auf das deutsche Volk, es mehr denn ein Anderer politisch gehoben und wird er immer der Dichter sein, dem alle Freunde der Freiheit und des Menschenwohls ewig ihre Liebe und Zuneigung nicht versagen werden.

Friedrich Schiller ist am 11. November 1759 zu Marbach im Württembergischen geboren. Sein Vater, Johann Kaspar Schiller, hatte früher als Chirurg in einem bayerischen Regiment gedient und sich nachher zu Marbach niedergelassen, trat in Württembergische Dienste als Fähnrich und Adjutant, wurde nach einigen Jahren Hauptmann und als Werboffizier nach Lorch gesendet, wo sein sechsjähriger Sohn den ersten regelmäßigen Unterricht beim Pfarrer Moser empfing. Im Jahre 1768 wurde sein Vater nach Ludwigsburg versetzt und der junge Schiller besuchte dort die lateinische Schule mit vielem Erfolg, obschon ihm der Schulzwang nicht gefiel. Hier zeigte er sich gegen seine Lehrer zurückhaltend und linkisch, gegen seine Schulkameraden aber wußte er sich ein gewisses Ansehen zu bewahren, auch zog ihn hier das Theater schon sehr an und soll sogar auf seine Spiele bereits eingewirkt haben. Im eilften Jahre änderte sich sein Charakter plötzlich, er zog sich von den jugendlichen Zeitvertreiben zurück, wurde unmuthig über sein Gebundensein an die Schule, schweifte gern in der Gegend umher, machte Verse und begann sogar schon den Plan zu einem Trauerspiele zu entwerfen. Noch in seinem vierzehnten Jahre war sein religiöser Sinn vorwiegend und glaubte er sich zu dem geistlichen Stande bestimmt, dem ihn auch seine Eltern zu widmen gedachten; allein plötzlich sollte eine äußere Veranlassung diese Lebensbestimmung ändern. Herzog Karl von Württemberg gründete nämlich auf der Solitude eine militärische Pflanzschule, die hauptsächlich für die Söhne von Militärpersonen dienen sollte, und da Schiller's Vater inzwischen Garteninspektor auf diesem Landsitze und später Major wurde, so wünschte der Herzog, daß er seinen Sohn auf diese Schule thue, wobei er jedoch eine andere Bestimmung wählen mußte, weil daselbst keine Theologen gebildet wurden. Nachdem der Vater seines Sohnes Neigung vergebens entgegengehalten, ließ ihm der Herzog die Wahl unter den dortigen Studien und versprach ihm sogar später eine Stelle, so daß Schiller nicht mehr ausweichen konnte und sein vierzehnjähriger Sohn im Jahre 1773 als Student der Rechte in die Akademie eintrat. Der Zustand dieser Anstalt konnte einen Geist wie den von Schiller nur schwer drücken, denn nach militärischem Kommando und im Paradeschritte mußten die jungen Leute aufstehen, zum Frühstück, in die Hörsäle, zur Mahlzeit und zu Bette gehen, alles stand unter dem Gesetze der Subordination und alle Bücher außer den Schulbüchern waren verboten. Für Schiller war dieser Zustand höchst peinlich, aber der Drang nach Poesie ließ ihn dieses Verbot übertreten und er wußte sich Klopstock's Gedichte und Göthe's Götz zu verschaffen, die ihn mächtig anregten. Weil eine Einrichtung der Akademie von jedem Zöglinge verlangte, daß er jedes Jahr einmal einen Aufsatz über seinen eigenen Charakter machte, so ergriff Schiller diese Gelegenheit, darzuthun, daß er für einen Juristen nicht passe und es bewirkte dies wenigstens so viel, daß man ihm erlaubte, Medizin zu studiren. Dies war für Schiller schon geeigneter und er wurde dadurch veranlaßt, mit der Natur näher vertraut zu werden; aber die Neigung zur Dichtung wurde dadurch nur vermehrt, zumal

ihm um dieſe Zeit Wieland's Ueberſetzung von Shakeſpeare in die Hände fiel, die er mit größter Begeiſterung verſchlang. Glücklicherweiſe fand er auf der Akademie noch einige ähnlichgeſinnte Studiengenoſſen, mit denen er eine Art geiſtiger Brüderſchaft ſchloß und ausmachte, daß Jeder von ihnen Etwas ſchreiben ſolle. Schiller ſelbſt wählte ein Trauerſpiel: Der Student von Naſſau, gab aber den Stoff wieder auf und begann das Stück: Cosmus von Medici, wovon er ſpäter einige Scenen in die Räuber aufnahm. Im ſechszehnten Jahre veröffentlichte er einige Gedichte im Schwäbiſchen Magazin, die aber ganz in Klopſtock'ſcher Manier verfertigt ſind und beim Herausgeber dieſer Zeitſchrift, Balthaſar Haug, Gefallen fanden, ſo daß er ſich von Schiller's Talent ſchon Bedeutendes verſprach. So groß der Druck der Verhältniſſe war, ſo hielt doch Schiller ſeine Studien aus und beſchäftigte ſich daneben mit Geſchichte und Philoſophie, auch ſchrieb er eine lateiniſche Abhandlung über Philoſophie der Phyſiologie, die jedoch nicht gedruckt wurde. Im Jahre 1780 hatte er ſein Studium beendigt und die Probeſchrift: Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen geſchrieben und dabei ſelbſt ein Bruchſtück aus dem fünften Akte ſeiner damals fertig gewordenen Räuber als pſychologiſchen Beleg angeführt; in demſelben Jahre wurde er auch als Regimentsarzt angeſtellt. Je größer der Zwang auf der Akademie war, um ſo freier fühlte ſich jetzt Schiller und gab ſich der Poeſie ganz hin; auch ſoll ihn ſein Stubengenoſſe, der junge Offizier Kapff, ſogar zu einem ziemlich lockeren Lebenswandel verleitet haben; doch rettete ihn davor die Liebe zur Wittwe eines Hauptmanns, die in demſelben Hauſe wohnte und wahrſcheinlich auch die in ſeinen Gedichten genannte Laura iſt. Ueber deren Charakter ſind die Biographen ſtreitig; Einer, der ſie gekannt hatte, ſchildert ſie als eine gute Frau, die etwas Anziehendes und Pikantes beſaß, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſein, ungedruckte Nachrichten ſchildern ſie aber als eine häßliche, magere und ſittenloſe Frau. So heftig jedoch dieſe Liebesgluth geweſen war und ſo leidenſchaftlich er ſich in ſeinem Gedichte „Reſignation" ſpäter über ſein Zurücktreten ausſprach, ſo war ſie doch nicht tief gegründet und ging wieder vorüber. Schiller hatte inzwiſchen ſeine Räuber vollendet, aber erſt nachdem er die Akademie verlaſſen, ſuchte er einen Verleger für das Stück und als er keinen fand, gab er es auf eigene Koſten heraus. Der Erfolg war höchſt bedeutend, obſchon neben der begeiſtertſten Aufnahme auch die heftigſten Tadler erſchienen und es als die Ausgeburt eines regelloſen, wildſtürmenden Geiſtes erklärten, von dem ſie ſogar kaum mehr Mäßigung erhofften. Schon im Jahre 1781 bekam Schiller vom Buchhändler Schwan in Mannheim und bald darauf vom dortigen Direktor des Theaters, Freiherrn von Dalberg, die Aufforderung, das Stück für die Bühne umzuarbeiten. Schiller ließ ſich ſehr gern dazu herbei, änderte, wo man ihn nur irgend eines Beſſern überzeugen konnte, und endlich, am 13. Januar 1782, wurde das Stück zum erſten Mal auf dem Mannheimer Nationaltheater gegeben und zwar durch die größten Schauſpieler, die Deutſchland ſeit langer Zeit beſeſſen hatte, ſo daß Fremde aus weiter Umgegend zur Aufführung herbeiſtrömten und der Erfolg auf dem Theater noch viel größer war, als ihn das gedruckte Stück gemacht hatte. Schiller ging ſelbſt heimlich nach Mannheim und ſah aus einem verſteckten Winkel des vollgedrängten Hauſes der Aufführung zu, mit dem Bewußtſein, daß das Drama das poetiſche Gebiet ſei, welches ihm reiche Erfolge bieten könne. Als beim Herzoge, der ohnehin auf das Stück ſehr ſchlecht zu ſprechen war, die Graubündtner ſich durch den Garteninſpektor Walther zu Ludwigsburg wegen einer Stelle in den Räubern beklagten, ſo ließ dieſer Schiller kommen und befahl ihm, in Zukunft das Dichten zu laſſen und bei der Medizin zu bleiben; wenn er aber durchaus ſchreiben müſſe, ſo ſolle er ihm wenigſtens ſeine Erzeugniſſe vor dem Drucke zur Durchſicht geben. Zu derſelben Zeit hatte Schiller auch mit einigen ſeiner Freunde im Januar 1782, unter dem Titel Anthologie und mit dem Druckorte Tobolsk, eine Schrift herausgegeben und darin viele kleinere, beſonders lyriſche Gedichte mitgetheilt, welche den Charakter eines noch unreifen, wilden Talents

an sich trugen. Schiller frug jedoch nach dem Befehle des Herzogs nicht viel, sondern entwarf schon neue Pläne zu Fiesco und Don Carlos und ging sogar im Mai 1783 wieder heimlich nach Mannheim, wofür er diesmal mit vierzehntägigem Arrest bestraft wurde. Dieser despotische Druck, die Furcht, vielleicht auch das Schicksal Schubart's theilen zu müssen, und der Drang nach dem Auslande, wo sein Ruhm blühte, während er in Schwaben keinen Beifall fand und selbst seine Eltern keine Freude an seinem Dichten hatten, machte ihm das Leben in Stuttgart verhaßt und es wurde ihm daselbst immer unerträglicher und ekelhafter. Darum beschloß er aus seinem Vaterlande zu entfliehen. Ein junger enthusiastischer Musiker und Freund von Schiller, Andreas Streicher, welcher nach Hamburg reisen sollte, um sich dort weiter auszubilden, brütete mit ihm über die Zukunft, entwarf den Plan zur Flucht und Schiller arbeitete rastlos an der Vollendung des Fiesco, um ihn zur Aufführung reif zu machen. Schiller theilte diesen Plan seinem Vater nicht mit, nur die Schwester wurde in's Vertrauen gezogen. Es waren nämlich durch den Besuch des Großfürsten Paul von Rußland in Stuttgart viele Festlichkeiten veranstaltet und am 17. September sollte, während derselben, die Flucht ausgeführt werden. Mit wenigen Habseligkeiten und 23 Gulden zogen sie in der Nacht auf einem Wagen durch das dunkle Eßlinger Thor und erreichten wohlbehalten Mannheim. Dalberg war gerade in Stuttgart und der Regisseur Meier empfing ihn zwar freundlich, erschrack aber, als er die Art und Weise der Flucht vernahm, und drang in Schiller, sogleich an seinen Herzog zu schreiben und ihn möglichst wieder zu versöhnen. Schiller, der dies schon selbst beabsichtigte, schrieb männlich und ehrerbietig, stellte dem Fürsten vor, wie es ihm unmöglich wäre, von seinem Einkommen als Arzt zu leben, daß er deshalb literarische Arbeiten machen müsse und bat, ihm den Schritt zu verzeihen und ihm zu erlauben, jährlich eine kurze Zeit mit Urlaub in's Ausland zu gehen. Den Brief sandte er an den Chef seines Regiments, General Augé, mit der Bitte, ihn zu überreichen und für ihn zu sprechen. Obwohl Schiller nicht Soldat war und somit auch als Deserteur nicht reclamirt werden konnte, so hielt er es doch für rathsam, sich verborgen zu halten, bis eine Antwort vom General Augé kam, die jedoch nur kurz den Befehl enthielt, Schiller solle zurückkehren, da der Herzog bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wäre. Damit konnte sich jedoch Schiller nicht zufrieden finden und als er auf eine neue Vorstellung dieselbe kurze Antwort erhielt, beschloß er, seine Heimath aufzugeben und sein Glück in der Weite zu suchen. Schiller's Fiesco machte die Schauspieler neugierig, aber als er den Ausgezeichneteren derselben das Stück vorlas, blieben sie kalt, erschien kein Wort des Beifalls und entfernten sich die meisten vor Beendigung des Lesens; ja der Regisseur konnte nicht glauben, daß das Stück vom Verfasser der Räuber sei, und meinte, Schiller habe an seinem ersten Stück alle seine Kraft erschöpft. Dies wirkte niederschlagend für den jungen, ohne Hoffnung in die Welt hinausgestoßenen Dichter; glücklicher Weise war aber an diesem Mißfallen blos der Umstand schuld, daß er das Stück selbst vorlas, denn sein schwäbischer Dialekt und die hochtrabende eintönige Weise seines Deklamirens hatte die Zuhörer abgeschreckt und das Stück widerlich erscheinen lassen. Als der Regisseur es zu Hause selbst durchgelesen hatte und Streicher am andern Morgen ängstlich auf seinen Ausspruch harrte, fiel das Urtheil ganz anders aus, denn nun erklärte der Regisseur das Drama für ein Meisterstück und für noch bühnengerechter als die Räuber. Doch einige Abänderungen waren noch nothwendig und Schiller selbst hielt es für gerathen, einige Zeit lang von Mannheim fortzugehen und eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt zu machen. Fast ohne Mittel begab er sich mit Streicher auf den Weg und bat von Frankfurt aus Dalberg um einen Vorschuß, um seine Schulden in Stuttgart zu bezahlen und die Aenderungen mit Muße vornehmen zu können; allein seine Hoffnung ward getäuscht, weil zuvor das Stück vollendet sein mußte. Schiller ertrug auch diesen Schlag des Schicksals ruhig, obschon beide Freunde nur noch einige Groschen besaßen, und glücklicherweise bekam Streicher von seiner Mutter 30 Gulden geschickt, womit

ſie zurückkehrten und ihren Wohnſitz zu Oggersheim in der Rheinpfalz, eine Stunde von Mannheim, aufſchlugen, damit Schiller in Ruhe und Sicherheit den Fiesco vollenden könnte. Statt deſſen beſchäftigte ihn jedoch mehr ein neuangefangenes Stück „Kabale und Liebe", deſſen Stoff ihm mehr zuſagte, ſo daß erſt neuer Geldmangel ihn dem andern Stücke zuwendete, das zu Anfang November fertig wurde. Aber Dalberg verlangte neue Umänderungen und gab daher auch noch kein Geld her, ſo daß Schiller nichts Anderes übrig blieb, als entweder für beide neue Theaterſtücke einen Verleger zu ſuchen oder eine Einladung der Frau von Wolzogen nach Bauerbach bei Meiningen anzunehmen, deren Söhne er in Stuttgart kennen gelernt hatte. Mit einem Vorſchuſſe des Buchhändlers Schwan bezahlte Schiller die Schuld zu Oggersheim und kam im December 1782 in Bauerbach an, wo die Familie zwar abweſend, aber für ſeine Ankunft Alles vorbereitet war. In der Einſamkeit des Winters beendete Schiller hier ſeine beiden Stücke und ſandte ſie an Schwan ab; aber nun verfiel er in Trübſinn, der ſich bei dem Gedanken ſteigerte, dies ſtille Aſyl wieder verlaſſen zu müſſen, ſobald ihn der Herzog von Württemberg erfahre. Er dachte ſchon daran, die Poeſie aufzugeben und wieder Arzt zu werden, als die ankommende Familie v. Wolzogen ihn wieder erheiterte. Die Tochter Charlotte ward bald Gegenſtand ſeiner Verehrung, theilte aber nicht die Zuneigung, obſchon ſie Schiller wohlwollte; dieſer fühlte ſich jedoch bald freier, als der Herzog von Württemberg ſeinen Weggang ignorirte und Herr von Dalberg nun offen einen Antrag an Schiller ſtellte, als Theaterdichter nach Mannheim zu kommen, wo er am 27. Juli 1783 eintraf. Noch hatte er am Fiesco Aenderungen vorzunehmen, aber das Stück gefiel in Mannheim weniger als anderwärts, wogegen Kabale und Liebe die glänzendſte Aufnahme erhielt. Schiller's Exiſtenz erſchien nun geſichert, er wurde Mitglied der deutſch-literariſchen Geſellſchaft in Mannheim und ging an die Ausarbeitung des Don Karlos, während ſeine pekuniären Verhältniſſe beſſer wurden, ſein Wirth ihm das Geld vorſchoß, um die Stuttgarter Schulden zu bezahlen, und er die Rheiniſche Thalia begann, worin er von ſeinen Gedichten mittheilte und die ihm überall Freunde erwarb. Er bewarb ſich nun um die Hand Charlotten's von Wolzogen und ſuchte, als ſeine Hoffnungen hier keinen Erfolg fanden, dafür Erſatz bei Margarethe Schwan, der Tochter des Mannheimer Buchhändlers. Auch noch eine andere Liebe hatte ihn indeſſen vorübergehend beſchäftigt. Inzwiſchen wurde er herzoglich Weimar'ſcher Rath, als er in Darmſtadt dieſem Fürſten vorgeſtellt worden war; er gerieth ſeiner Kritiken wegen mit den Schauſpielern in Zwiſtigkeiten und nach längerer Berathung mit ſeinen Freunden beſchloß er, nach Leipzig zu gehen und ſich der Jurisprudenz zu widmen. Er kam hier während der Meſſe an und erregte vieles Aufſehen, arbeitete an der Thalia fort, worin er ein Stück von Don Karlos und ſein Lied an die Freude mittheilte, und beſchloß zur Medizin zurückzukehren, auch bewarb er ſich um Margarethe Schwan, erhielt jedoch hier eine abſchlägliche Antwort, worauf er das Verhältniß abbrach. Schiller ging gegen Ende des Sommers nach Dresden, wo ihn der Appellationsrath Körner bei ſich aufnahm und ihm ein Sommerhaus in einem Garten an der Elbe einräumte. Schiller vollendete hier den Don Karlos, machte den Entwurf zum Drama: Der Menſchenfeind, das er nie vollendete, und den Plan zum Roman: Der Geiſterſeher, ſowie die philoſophiſchen Briefe. Zu gleicher Zeit begann er (1788) die Herausgabe der Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten, aber auch eine Liebe zu der Tochter eines ehemaligen ſächſiſchen Offiziers, die keineswegs ſeiner würdig war und aus der Liebe mehr ein Gewerbe machte. Glücklicher Weiſe riß er ſich auch hier wieder los und folgte er im Juli 1787 einer Einladung der Frau von Kalb, die er ſchon in Mannheim kennen gelernt hatte, nach Weimar. In Weimar fand Schiller eine freundliche Aufnahme, beſonders bei Wieland, der ihm ſehr wohl wollte, und in dieſen höheren Kreiſen nahm er bald einen feineren Weltton an, der auch auf ſeine Schriften wohlthätig einwirkte. Da ſeine älteſte Schweſter inzwiſchen den Hofrath Reinwald in Meiningen geheirathet

hatte, so machte er im Oktober einen Ausflug dahin und besuchte die Familie von Wolzogen, bei der er seinen Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen fand. Mit diesem trat er die Rückreise zu Pferd an und verweilte er auf dem Gute der Frau v. Lengefeld, einer Verwandten Wolzogen's, die zwei Töchter hatte, deren jüngere erst 21jährige Namens Charlotte kurz vorher, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, der Liebe zu einem jungen Offizier entsagen mußte. Schiller fühlte sich in diesem Kreise sehr befreundet und wie Wilhelm v. Wolzogen noch immer eine Jugendliebe, die sogar getheilt wurde, zu der inzwischen verheiratheten älteren Tochter der Frau v. Lengefeld hegte, so fühlte sich Schiller zu der jüngeren hingezogen, obschon die beiderseitige Annäherung nur langsam stattfand, weil Beide noch zu sehr durch die Entsagung früherer Wünsche litten. Da Charlotte v. Lengefeld im Winter nach Weimar kam, so hatte Schiller Gelegenheit, sie mehrmals zu treffen und sie mit Lektüre zu versorgen; auch übernahm sie es, für ihn zu Rudolstadt eine Sommerwohnung zu suchen, und dies gab Veranlassung zu einem Briefwechsel. Im Mai 1788 nahm Schiller seinen Aufenthalt zu Volkstätt bei Rudolstadt, wo er seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, den Geisterseher, die Briefe über Don Karlos und den ersten Theil des Gedichts: Der Künstler schrieb, fast täglich mit der Familie von Lengefeld verkehrte und in deren Haus zum ersten Mal Göthe traf, die sich aber Beide von einander abgestoßen fühlten und sich fern hielten; doch fühlte Schiller schon damals, daß eine Annäherung wohl noch zu hoffen sei. Schiller suchte sich mit den griechischen Dichtern zu befreunden und aus diesen Studien entsprang sein Gedicht die Götter Griechenlands, sowie die größere Vollkommenheit des Gedichts die Künstler, welches besonders Charlotten von Lengefeld sehr gefiel und sie dem Dichter immer mehr annäherte. Inzwischen betrübte ihn der Tod von Frau von Wolzogen, die seine zweite Mutter geworden war, und im November begab er sich nach Weimar zurück, wo er den Geisterseher vollendete, Uebersetzungen aus Euripides machte und eine Haupterholung im Briefwechsel mit Charlotte von Lengefeld fand. Obwohl ihm Göthe durchaus fern stand und gar kein persönlicher Verkehr zwischen Beiden stattfand, so bewirkte dieser dennoch die Berufung Schiller's als Professor nach Jena, obschon noch ohne Gehalt. Schiller besaß dafür die nothwendigen Vorstudien nicht, aber sein Ruf als Dichter und seine glänzende Darstellung zogen eine Menge Zuhörer in seine Collegien, der Umgang mit den ausgezeichnetsten Professoren, die sich damals in Jena zusammenfanden, wirkte besonders belebend auf ihn und er sah auch seine Liebe nach und nach mit Erfolg gekrönt, indem ihm Charlotte von Lengefeld bei ihrem Aufenthalte zu Lauchstätt ihre Hand versprach, obwohl noch ohne der Mutter Wissen. Die Ferien verlebte er in der Nähe von Rudolstadt und diesmal mit der Ueberzeugung erwiderter Liebe und gesicherter Hoffnung. Nachdem er vom Herzoge von Weimar die Zusicherung eines Gehalts von 200 Thalern als außerordentlicher Professor erhalten hatte, bewarb sich Schiller bei Frau von Lengefeld offen um ihre Tochter und obschon diese anfangs Standesvorurtheile hatte, so unterstützten doch Frau v. Stein und Herr v. Dalberg, der Coadjutor des Churfürsten von Mainz, seine Bewerbung so nachdrücklich, daß dieselbe ihre Einwilligung nicht mehr versagen konnte und Schiller, nachdem er kurz vorher vom Herzoge von Meiningen den Titel als Hofrath erhalten hatte, am 20. Februar 1790 sich vermählte. Hiermit begann eine neue Epoche in Schiller's Leben und Dichten, denn es kehrten Ruhe und Frieden in sein Herz zurück und Schiller trug sich mit großen Hoffnungen. Leider erlag seine schwache Gesundheit bald seiner angestrengten Arbeit und er wurde krank, so daß sogar seine eigene Subsistenz dadurch sehr gefährdet wurde. In dieser traurigen Lage machten ihm aber am 27. November 1791 der Prinz von Holstein-Augustenburg und der Graf Schimmelmann das edle Anerbieten, ihm auf drei Jahre ein Geschenk von 1000 Thalern zu machen, damit sich Schiller der ihm so nöthigen Ruhe überlassen und nur mit Muße arbeiten könne. Dies hatte den wohlthätigsten Einfluß auf Schiller, der nun zu produziren weniger genöthigt war und, um seine geistige Ausbildung zu fördern, sich ganz

dem Studium der Kant'schen Philosophie hingab. Im Juni 1792 besuchte Schiller mit seiner Gemahlin seinen Freund Körner in Dresden, traf dann nach seiner Rückkehr seine Mutter und jüngste Schwester und machte im August 1793 eine Reise über Heidelberg in seine Heimath. Von Heilbronn aus, wo er seine Eltern und Geschwister fand, schrieb er an den Herzog von Württemberg, der ihm mittheilen ließ, er könne ungehindert in sein Land zurückkehren, ging nach Ludwigsburg, wo er den medizinischen Beistand seines Jugendfreundes des Leibarztes von Hoven in Anspruch nahm und seine Gemahlin den ältesten Sohn Karl gebar. In Tübingen wurde er mit dem Buchhändler Cotta bekannt, der ihn einlud, die literarische Zeitschrift „Horen" herauszugeben und die allgemeine Zeitung zu redigiren, wozu derselbe damals den Plan gefaßt hatte; auf Letzteres konnte jedoch Schiller nicht eingehen. Im Mai 1794 kehrte Schiller nach Jena zurück, jedoch kränklich und abgemagert, schloß sich hier innig an Humboldt und dessen Familie an und gab die Horen als monatliche Zeitschrift heraus, wodurch er auch mit Göthe bekannt wurde, die nach und nach den innigsten Verkehr mit einander pflegten. Die Horen brachten die schönsten seiner lyrischen Gedichte, er kam oft nach Weimar, wo er bei Göthe wohnte und mit diesem gab er 1797 in seinem Musenalmanach die Xenien heraus, die so großes Aufsehen erregten. Schiller wandte sich überhaupt wieder mehr der Produktion zu, begann seinen Wallenstein zu bearbeiten, kaufte sich einen Garten, wo er sich ein Sommerhaus mit einem Zimmer baute und darin seine schönsten Gedichte schrieb. Im Mai 1797 bezog er dasselbe, aber er strengte sich dabei unendlich an und gebrauchte als Reizmittel nicht mehr allein starken Kaffee und Chokolade, sondern sogar Rheinweine und Champagner, was seiner Gesundheit sehr schädlich war. Nach Humboldt's Weggang im Sommer 1797 warf sich Schiller noch mehr auf die Poesie, es entstanden seine schönsten Balladen, und Wallenstein rückte immer mehr der Vollendung entgegen, so daß schon im Januar 1799 der zweite Theil und im April der dritte Theil zu Weimar aufgeführt werden konnte. Auf den Rath seiner Aerzte zog Schiller selbst in diesem Jahre nach Weimar, erhielt vom Herzoge eine jährliche Pension von 800 Thalern und das Versprechen, dieselbe zu verdoppeln, wenn Krankheit seine literarische Thätigkeit beeinträchtigen sollte, und Schiller schrieb hier in rascher Folge die Tragödie Maria Stuart (1800), das Lied von der Glocke und im nächsten Jahre die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina, die zum Theil in Dresden entstand, wo er im Herbste seinen Freund Körner besuchte. Als er auf der Rückkehr in Leipzig der Aufführung der Jungfrau von Orleans beiwohnte, empfing ihn der größte Beifallssturm des Publikums und das Stück wurde auch zu Berlin zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses mit nie gesehener Pracht aufgeführt. In Weimar leitete er mit Göthe das Theater, das fast der einzige öffentliche Vergnügungsort war, den er besuchte; er ging viel mit Schauspielern um und lud dieselben oft, nach der ersten oder nach einer gelungenen späteren Aufführung eines seiner Stücke, auf das Stadthaus zum Abendbrode ein; auch pflegte er gewöhnlich nach dem Theater in aufgeregter Stimmung noch lange zu arbeiten. Um dieselbe Zeit kaufte sich Schiller ein kleines Haus in Weimar, aber an demselben Tage, wo er es bezog, starb seine Mutter; doch fühlte er sich glücklich im Kreise seiner Familie, seine Freunde Göthe und Humboldt übten den lebhaftesten Einfluß auf ihn, die herzogliche Familie suchte ihn in ihren Kreis zu ziehen und im Jahre 1802 veranlaßte der Herzog, daß ihm der Kaiser den Reichsadel verlieh, was sich Schiller um seiner Frau und Kinder und der Hofetikette wegen auch gefallen ließ. Seine letzte Arbeit waren Wilhelm Tell, die Uebersetzung von Racine's Phaedra, der Plan zum Trauerspiele Demetrius und einige kleinere Gedichte. Im Frühjahre 1804 besuchte Schiller Berlin, wo ihn die größten Ehrenbezeugungen erwarteten, im Juli kam er nach Jena, wo seine Frau die jüngste Tochter gebar und eine Unterleibsentzündung seine eigene Gesundheit erschütterte, und dann ging er damit um, ein Drama zu schreiben, worin er alle Uebel und Mißbräuche der neueren Civilisation schildern und die Pariser Polizei zum Gegenstande

machen wollte. Schon früher hatte Schiller vom französischen Nationalconvent das Bürgerdiplom, von Roland unterzeichnet, erhalten, das aber wegen unrichtig geschriebenem Namen erst lange nachher in seine Hände kam. Am 29. April 1805 wurde Schiller von seiner letzten Krankheit befallen, nachdem er eben einen Besuch Göthe's erhalten und dann in das Theater gegangen war. Als Göthe am nächsten Morgen zu ihm kam, lag Schiller schon, doch blieb sein Geist ruhig und klar, bis er am 6. Mai zu phantasiren begann. Am Abende des 8ten wünschte er noch einmal die Sonne zu sehen und am nächsten Tage, als die Seinigen sein Bett umstanden, fuhr es plötzlich wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, der Kopf sank zurück und der große Geist war entschwunden. Göthe'n, der gerade selbst von einer gefährlichen Krankheit erstanden war, durfte man die Nachricht nur langsam und schonend beibringen. Schiller's Leichnam wurde geöffnet und es zeigte sich eine solche Zerstörung der Lunge, daß ein längeres Leben unmöglich gewesen wäre. Er wurde in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai von zwölf jungen Leuten höheren Standes zu Grabe getragen, noch einmal trat der Mond aus dem vom Winde zerrissenen Wolkenschleier hervor und übergoß den Sarg mit seinem Lichte und dann ward er der Erde übergeben. Auf dem Jakobskirchhofe zu Weimar ruhte zuerst seine Leiche, sodann im Landschaftskassengewölbe bis 1826 und ward dann auf dem neuen Kirchhofe neben der herzoglichen Gruft beigesetzt, sein Schädel aber am 16. September auf der Bibliothek zu Weimar im Postamente der kolossalen Marmorbüste von Dannecker niedergelegt. Schiller's Bild wurde von Dannecker am treuesten in einer kolossalen Büste gegeben. Ein Denkmal von Gußeisen, wozu Thorwaldsen das Modell lieferte, Stieglmayer aber das Standbild goß, wurde ihm zu Stuttgart 1839 und ein kleineres zu Marbach gesetzt, das treueste Abbild seines Geistes gab er aber selbst in seinen Werken, die in mehr als 250,000 Exemplaren durch ganz Deutschland und bis in die fernsten Gegenden verbreitet sind. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Stuttgart 1818 in 12 Bänden, dann in schöneren Ausgaben in 8° 1844, in 10 Bdn., in 12° 1838 in 12 Bdn., die seither mehrmals neu aufgelegt wurden, und 1830 in einem Bande. Auch seine Briefe wurden in verschiedenen Sammlungen mitgetheilt und von Boas die nicht in den sämmtlichen Werken abgedruckten Schriften und Gedichte gesammelt. Eine gehaltlose Erklärung seiner Gedichte gab Viehoff heraus. Ueber Schiller's Leben erschienen zahlreiche Werke, nämlich, außer der Nachricht Körner's vor der Gesammtausgabe, die Schriften über Schiller von H. Döring, Hinrichs, Hoffmeister, G. Schwab, R. Binder, Karoline von Wolzogen, Viehoff, Karl Grün, Schwenck, vom Schotten Thomas Carlyle (1825 von Göthe übersetzt) und vom Engländer Bulwer (deutsch 1848) u. A. Schiller hinterließ vier Kinder, von denen der eine Sohn Ernst als Appellationsgerichtsrath zu Koblenz starb, ohne Söhne zu hinterlassen, der andere, Karl, wurde württembergischer Oberförster und vor einigen Jahren in den Freiherrenstand erhoben und dessen Sohn schwang sich vor Kurzem zum österreichischen Major empor. — Schiller's Wittwe, welche gegen das Ende ihres Lebens erblindete und das reinste Abbild ächter Weiblichkeit war, starb im J. 1826 zu Bonn.

236. Schiller's ganze Geistesrichtung wurde bedingt durch seine persönlichen Verhältnisse und den Entwicklungsgang, den er von frühester Jugend an nahm. Nicht lernte er die Welt und ihr buntes Treiben kennen, sondern nachdem er durch seine Mutter schon eine fromme Gemüthlichkeit erlangt hatte, traten ihm überall die Schranken eines einförmigen und in sich abgeschlossenen Lebens entgegen und die 400 jungen Leute auf der militärischen Pflanzschule konnten ihm nur als ein einziger Mensch erscheinen, während seine Geistesnahrung und die Lektüre der Bibel, sowie Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte ihn schon frühe in das Reich des Idealen hinüberschweifen ließen und er dann Studien betreiben mußte, für die er keine Vorliebe hatte. Mit Ernst ergriff er

zwar die Medizin, aber je ſtrenger der militäriſche Druck war, um ſo mächtiger wurde ſein Unmuth und um ſo gewaltiger wurde er aufgeregt durch Klopſtock, Shakeſpeare und die Werke aus der Sturm- und Drangperiode. Hierdurch ward er für das Drama begeiſtert und ſein erſter Verſuch war das Drama Kosmus von Medicis, worin er Shakeſpeare nachzuahmen ſuchte. Auch Göthe's Werther und Miller's Siegwart wirkten ſtark auf ſeine Einbildungskraft und Schiller verſuchte ſich ſogar ſchon im 16. Jahre an einem bibliſchen Epos Moſes, worin er Klopſtock ſclaviſch nachahmte. Aber Alles dies, wie auch das Drama der Student von Naſſau wurde wieder vernichtet und Schiller's Drang nach Freiheit und idealer Erhebung, der durch die Bekanntſchaft mit Schubart noch geſteigert wurde, trieb ihn zu einigen leidenſchaftlichen lyriſchen Gedichten, wie der Eroberer und dem Drama die Räuber, in welcher als noch der erſten, gleichſam Sturmperiode angehörigen Zeit ſich die Stücke Fiesco, Kabale und Liebe und Don Karlos nach einander anreihten. Daneben entſtanden auch lyriſche Gedichte, ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande und Aehnliches, bis ſeine Verheirathung die erſte Epoche bei ihm abſchloß und in reinerer Glorie ſein Dichtergenius hervortrat. — In allen hierher gehörigen Dichtungen zeigt ſich auch Schiller als einen Sohn der Sturm- und Drangperiode und zwar um ſo heftiger, als der äußere Druck bei ihm ſtärker war. Von ſeinem frommen religiöſen Glauben hatte er ſich zum Zweifel gewendet und immer mehr mit dem Chriſtenthume gebrochen, denn Rouſſeau begeiſterte ihn und wandelte ihn um in einen Bürger des Univerſums. Aus der engen Beſchränkung der Karlsſchule ſtürzte Schiller plötzlich in die Freuden des Lebens und Sinnengenuß, die Natur wirkte gewaltig auf ihn ein, das Rollen des Donners zog ihn mehr an als der heitere Himmel und immer mächtiger regte ſich in ihm der Trotz gegen das Aeußere und das Streben, die Wirklichkeit ſeinem freien Willen und der Subjektivität zu unterwerfen, ſo daß alle ſeine Jugendprodukte ſich krankhaft gegen die Verhältniſſe des Lebens auflehnen und voll gewaltſamer Rohheit und titanenhaftem Drange den Unmuth und die Anſtrengung ſeines Geiſtes in allen Zügen offenbaren. Seine erſten Leiſtungen enthalten daher neben vielem Genialen zu viele Rohheiten, ungeſtüme Ausbrüche, Geſchmackloſigkeiten und triviale Phraſen, ſo daß ſich hier Alles vereinigte, was die heftigſten Geiſter ſeiner Zeit an Heftigkeit und gewaltigem Trotz offenbarten. Zwar zeigt ſich auch an den lyriſchen Gedichten dieſer Periode ein Fortſchritt, aber alle ſind noch voll leidenſchaftlicher Spannung und wollen die Welt von ſich aus überwältigen und umwandeln und es zeigte ſich nirgends ſchlagender als hier, daß Schiller zu einem wahren lyriſchen Dichter nicht geboren ſei, denn Reflexion und redneriſche Breite drängen ſich überall hervor. Doch iſt von ſeinem Gedichte: Schilderung des menſchlichen Daſeins bis zu den Künſtlern und Göttern Griechenlands ein bedeutender Fortſchritt zu bemerken, der ſich um ſo greller zeigt, wenn man auch die nicht

in die Gesammtausgabe aufgenommenen Gedichte berücksichtigt. Liebeslieder gelangen ihm am wenigsten, weil die reine Sprache des Herzens durch das Hervortreten des Gedankens zu sehr litt, wie seine Lieder an Laura nichts als gespannte Leidenschaftlichkeit ausdrücken, die über sich Betrachtungen anstellt. Seine Entzückung an Laura zeigt dies am schlagendsten. Das stärkste Bild seiner forcirten Phantasie, die hin- und herspringt und sich in Gedankenschwärmerei verliert, ist sein Lied an die Freude, welches Schiller später selbst verwarf. Ein ähnliches Beispiel ist die Resignation, welches Gedicht auch in seiner späteren Ueberarbeitung noch immer die traurige Zerrissenheit eines Subjekts zeigt, das sich in trostlosen Betrachtungen verliert. Von höherer Kunstbildung und schon errungener Mäßigung zeugen dagegen schon die Künstler und die Götter Griechenlands, auf welche Schiller's Studium des Alterthums bereits wohlthätig einwirkte. Die Ausführung ist auch hier mangelhaft, rhetorische Phrasen können nicht den Mangel unmittelbarer Anschaulichkeit ersetzen und besonders sind die Künstler oft zu breit; dagegen ist die ideale Auffassung mehr gelungen, denn Schiller bestrebt sich darin auf dem Wege der Kunst und Poesie Kultur und politische Freiheit zu vermitteln, und die Götter Griechenlands feiern den Sieg der Kunst über die Religion und deuten in elegischem Tone an, wie das Christenthum und die Philosophie der neueren Zeit diesen Sieg wieder beeinträchtige.

Denselben Charakter und Fortschritt beweisen auch Schiller's dramatische Werke aus dieser Zeit, welche durchgängig das Thema der Freiheit nach verschiedenen Seiten hin behandeln. Die Räuber trotzen gegen Alles, was das persönliche Individuum in der Ordnung der Gesellschaft einschränken will; Fiesco erhebt sich gegen den geschichtlichen Staat, Kabale und Liebe gegen die Ungleichheit der Stände und die Standesvorurtheile und Don Karlos dringt auf einen durchaus freien Staat und ein kosmopolitisches Menschenthum; aber diesen freiheitsstürmerischen Drang theilen die Stücke auf verschiedene Weise, indem die drei ersten mehr umstürzen wollen und gegen bestehende Verhältnisse gerichtet sind, Don Karlos aber den freien Staat der Menschheit aufzubauen sucht. In ästhetischer Hinsicht sind diese Stücke am meisten mit den Klinger'schen verwandt, sonst zeigt sich aber hier, wie bei den Göthe'schen, daß auch Schiller in den bevorzugten Charakteren sich selbst dargestellt hat, wie in Karl Moor, Verrina, Ferdinand und Posa, auch könnte man sagen, daß die gemeinschaftlichen Bezüge dieser Stücke zusammen eine großartige Tragödie bilden. Den Räubern liegt zum Theil eine wahre Geschichte zu Grund, wo auch der verstoßene Sohn seinen Vater gerettet hat, und in diesem Stücke sind schon alle Eigenthümlichkeiten Schiller's ausgeprägt. Das Stück entstand unter dem militärischen Zwang auf der Karlsschule, unter dem Einflusse der revolutionären Bewegungen und durch die Lektüre von Plutarch, Rousseau, Shakespeare, Klopstock und Göthe; Schiller wollte darin seinen vollen Groll über die Macht

der einengenden Verhältniſſe niederlegen und nicht mit Unrecht nennt man es den Angſtruf eines Gefangenen nach Freiheit, denn es will die Rechte der perſönlichen Freiheit und den Naturzuſtand geltend machen gegenüber den Schranken der hiſtoriſchen Wirklichkeit und dem ungerechten Zuſtande der Geſellſchaftsverhältniſſe. Der poetiſche Werth beruht mehr in der Auffaſſung, als in der Ausführung. Der Räuber ſetzt ſein Ich der ganzen Welt entgegen und empört ſich gegen alle menſchliche Ordnung; die Gefahr dabei nöthigt ihn, ſeine perſönliche Kraft zu wagen und ſein Leben einzuſetzen, und das Abenteuerliche, welches daraus entſteht, mildert den Abſcheu, der durch ein ſo wildes, verbrecheriſches Treiben hervorgerufen wird. Indem Schiller ſolche koloſſale Perſonen zu ſchildern unternimmt, ehe er noch Menſchen geſehen, kann er dies blos durch knabenhafte Ueberſpannung erreichen und entbehren alle Geſtalten der Wirklichkeit des Lebens, pſychologiſcher Motivirung und ſchwanken von einem Extrem zum andern, denn Schiller kannte damals nur den Schulzwang und ausgelaſſene Freiheit, nur Trotz und Unbändigkeit. In Karl iſt das ganze ſturmvolle Drängen Schiller's vereinigt, aber deſſen Erhabenheit beruht weniger auf der That eines feſten Charakters, als auf großſprecheriſchen Reden, ſo daß ſeine hochtrabenden Phraſen oft nur zu ſehr im Lichte des Lächerlichen erſcheinen. Sein Bruder Franz erſcheint wie ein theoretiſcher Böſewicht, bei dem die Schlechtigkeit nicht einmal recht begründet iſt, und ſelbſt Amalie zeigt eine unnatürliche Ueberſpannung voll ſentimentaler Worte und ohne Innerlichkeit. Die Handlung ſchreitet ziemlich raſch vorwärts, aber der Schluß verräth zu ſehr moraliſche Abſichtlichkeit und macht dadurch keine wahrhaft erhebende Wirkung. Uebrigens fehlt es dem Stücke nicht an einzelnen gelungenen Scenen, welche nicht über dem Bereiche ſeiner Anſchauung lagen, und die Wirkung, welche es machte, war höchſt bedeutend und half das franzöſiſche Drama vollends von der Bühne vertreiben. Es darf jedoch nicht übergangen werden, daß Schiller darin einige Charaktere in Shakeſpeare's Stücken nachzuahmen ſuchte.

Fiesco erſchien drei Jahre ſpäter und kann in mancher Hinſicht für bedeutender als die Räuber erklärt werden, da ſich nicht nur hier das Talent Schiller's für das Hiſtoriſche bewährte, ſondern auch der tragiſche Ernſt offener hervortritt. Gegenüber der naturrechtlichen Anarchie oder der Todtſchlagsmoral der Räuber ſtrebt dies Stück zur Veranſchaulichung der freien Staatsordnung, aber in dramatiſch-poetiſcher Hinſicht ſteht es den Räubern nach, denn die Idee iſt nicht conſequent durchgeführt, ſtatt der rein tragiſchen Entwicklung tritt die Intrigue auf und der Schluß entſpricht nicht den Erwartungen. Die forcirte Leidenſchaftlichkeit und zugleich die Uebertriebenheit der Sprache iſt hier noch ſtärker als bei den Räubern und wie die Tendenz zu ſehr durchblickt, ſo ſind Handlung wie Perſonen zu ſehr geſchraubt. Fiesco iſt zu maßlos, ohne Conſequenz, voll geſinnungsloſer Gemeinheit, wogegen Verrina allzu geſucht die republikaniſche Größe des Brutus darſtellen ſoll und in ein rhetoriſirendes

Pathos verfällt, obschon diese Person schon bestimmter gehalten ist. Die übrigen Charaktere enthalten bereits die Grundzüge der späteren Gestalten in Schiller's Dichtungen und wie in diesen, so sind auch hier die Frauen dem Dichter am wenigsten gelungen, weil ihnen die Innerlichkeit und die ächte Weiblichkeit fehlt, sie zu unbestimmt verfließen und dabei immer die forcirte Schauspielerin zu sehr vortritt; ebenso sind dieselben mehr in das Stück eingeschoben, als daß ihre Nothwendigkeit dafür schlagend hervorgeht. Endlich ist selbst die Empörung Fiesco's nicht genug durch äußere Umstände bedingt, sondern mehr ein Unternehmen seines persönlichen Gelüstes, wodurch die Tragödie einen großartigen Hintergrund einbüßte, was um so mehr vermißt wird, als das Stück offenbar durch die nordamerikanische Revolution und die revolutionären Bewegungen in Frankreich hervorgerufen wurde und gleichsam ein Vorläufer der französischen Revolution selbst wurde. Schiller wollte damit die reine Idee des Republikanismus veranschaulichen und hat dies in seiner zweiten Umänderung des Stücks noch mehr bewiesen, wo Fiesco auf die Herrschaft Verzicht leistet; aber die Darstellung ist dem Dichter nicht gelungen, weil er in der Ausführung inconsequent verfuhr. Uebrigens leidet das Stück auch im Einzelnen noch an bedeutenden Fehlern, das Verhältniß zwischen Bertha und Bourgognino ist eine unnöthige Episode, Verrina macht Bertha zu wichtig, ohne daß dafür ein genügender Grund hervorgehoben wird; eben so unnöthig ist die großmüthige Verzeihung, welche Fiesco dem verrätherischen Mohren gewährt, es erscheinen zu viele Erinnerungen an Shakespeare und Lessing und besonders widerlich wird der Schluß, wo der großrednerische Republikaner Verrina seinen Freund hinterlistig mordet und seine That noch mit höhnenden Worten begleitet. Schiller hat die Mängel des Stücks in einer späteren Umarbeitung für die Bühne zwar zu beseitigen gesucht, aber die ursprünglichen Mängel konnte er nicht entfernen.

Das dritte Stück, Kabale und Liebe, ist ebenfalls durch seine oppositionelle Tendenz mit den vorhergehenden verwandt und es entstand die Idee dazu noch unter dem Druck der Stuttgarter Verhältnisse und wurde weiter ausgebildet in der Zeit seiner trostlosen Verlassenheit, während der Frankfurter Reise; vollendet wurde es jedoch zu Oggersheim und Bauerbach und nahm dadurch die Eindrücke verschiedener Stimmungen und Lagen in sich auf, wie namentlich sein Verhältniß zu Charlotte von Wolzogen Schiller veranlaßte, den Standesunterschied vorzugsweise darin zu betonen. Das Stück will das Recht des Menschen gegenüber den herkömmlichen veralteten Rangunterschieden und der unsittlichen Spekulation mit der Liebe hervorheben und gehört durch Inhalt und Gestaltung dem bürgerlichen Drama an, womit er sich an Lessing's Emilie Galotti anschloß und Hof-, Stände- und Beamtenintriguen zu tragischen Motiven machte. Das Recht der menschlichen Empfindung und der urrechtlichen Gleichheit wird durch Ferdinand, den Sohn des Präsidenten, vertreten und der

tragiſche Effekt dadurch hervorgebracht, daß die Einſeitigkeit des ſubjektiven Strebens nach beiden Seiten hin ſich ſelbſt rächt. An poetiſcher Bedeutung ſteht dieſe Tragödie den früheren nach, denn ſchon die Auffaſſung iſt zu gewöhnlich, es fehlt die nöthige natürliche Wahrheit und die durch den Vater und Sohn vertretene Bosheit und großmüthige Edelſinnigkeit ſind zu übertrieben und entbehren jeglicher Vermittlung. Das im Muſikus Miller dargeſtellte ſchlichte Bürgerthum zeigt ſich zwar gegenüber dem Adelſtolze friſch, aber zu derb und geſucht; Emilie Milford, welche als großartige Britin erſcheinen ſoll, erinnert nicht nur an die Orſini in Emilie Galotti, ſondern iſt auch ein durchaus verfehlter Charakter, Ferdinand's Geliebte, Louiſe, iſt nicht das natürliche Bürgermädchen, ſondern hat ſich durch Romanlektüre zur Sentimentalität und über ihren Stand emporgeſchraubt und die Art und Weiſe, wie ſie durch ihre unverſtändige, faſt dumme Zurückhaltung das Unglück hervorruft, ſchadet durchaus der tragiſchen Bedeutung der Kataſtrophe, die zu ſehr im Mißverhältniſſe zu dem kläglichen Mißverſtändniſſe ſteht. Ueberhaupt iſt das ganze Stück nicht nur in jeder Hinſicht verfehlt, ſondern auch vielfach eine Carrikatur und leidet an gänzlicher Armuth an Poeſie. Dies fühlte Schiller ebenfalls genug und er dachte ſogar an eine vollſtändige Umarbeitung, aber ſein reifer gewordener Geiſt mochte ſeine Kraft nicht mehr an dieſen Stoff vergeuden und ſo blieb das Stück in der alten Geſtalt, um als Zeichen der Zeit und ſeines emporſtrebenden Geiſtes ein immerhin wichtiges Denkmal zu bleiben.

Das vierte Stück, welches eine Lieblingsarbeit Schiller's wurde und worauf ebenfalls der Umgang mit gebildeten Freunden und der Frau Charlotte von Kalb einen bedeutenden Einfluß übte, iſt Don Karlos, der aber gerade durch die Länge der Zeit, welche darüber verfloß, zuletzt in einer ganz anderen Stimmung und in ganz anderer Richtung vollendet wurde, als er angefangen war, denn während Anfangs Don Karlos der Träger der Tragik war und vom Dichter begünſtigt wurde, trat er im Verlaufe des Stücks immer mehr zurück und Poſa an ſeine Stelle. Urſprünglich war es des Dichters Abſicht, ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe und eine Schilderung der durch den Despotismus Philipps II. von Spanien in ſeinem eigenen Hauſe angerichteten Zerrüttung zu liefern, ſpäter aber erkaltete ſeine Vorliebe für Don Karlos und hielt er den Poſa dem Despotismus gegenüber als einen Vertreter der Völkerfreiheit, des Weltbürgerthums und der Republik, wobei Poſa ſeinen Freund Karlos und dann den König Philipp ſelbſt zum Vollführer ſeines politiſchen Plans machen will und vom Letzteren geradezu die Wiederherſtellung der Menſchenrechte und die Ausführung ſeiner idealen Regierungsform verlangt. Das Stück verräth ſchon eine größere Kunſt- und Geiſtesbildung, die Sprache tritt maßvoller hervor, iſt durch das Versmaaß beſchränkt und man fühlt hier ſchon den Einfluß von Schiller's Beſchäftigung mit dem Alterthume. Aber es fehlt eine durchgreifende Einheit und ein feſter Zuſammenhang der einzelnen Theile,

die zu mühsam an einander geknüpft erscheinen. Hierdurch konnte keines der Elemente zu wahrhaft tragischer Wirkung kommen und die Katastrophe trifft beide, wobei noch der Tod Posa's überflüssig ist und weder für die Sache, noch als Aufopferungstod für seinen Freund nothwendig erscheint. Schiller legte den Plan zu weitläufig an, so daß das Stück übermäßig breit wurde und darüber die gerade fortschreitende Entwicklung der Handlung litt; auch sind zu viele Nebenparthien, Reden und Schilderungen angebracht, welche von der Hauptsache ableiten, und überhaupt ist die Anlage durch das zu große Intriguenspiel bis zu epigrammatischer Spitzfindigkeit verwickelt. Da der Dichter Alles zu sehr auf die Höhe der Allgemeinheit stellte, so verloren die einzelnen Personen den Boden der Wirklichkeit und ihres Standpunktes in der Nation und ihrer Zeit und die mangelnde Wahrheit konnte durch schöne Idealität nicht ersetzt werden. Schon König Philipp entspricht nicht der Wahrheit und man sieht nicht, wie dieser Despot so plötzlich an den Freiheitsideen Posa's so innigen Antheil nimmt und sich zu ihm hingezogen fühlt; besser dargestellt ist die Königin, die freilich auch nicht immer ihrer Rolle treu bleibt; die Prinzessin Eboli läßt sich zur groben Intrigue und Undelikatesse zu weit hinführen und selbst der Großinquisitor vergißt manchmal seinen Stand. Posa ist ein so idealisirter Charakter, daß bei ihm das Geschlecht das Individuum vollständig verdrängt; wo er spricht, erscheint er mehr als ein deklamirender Professor des philosophischen Staatsrechts und wo er handelt, ist er verkehrt und Don Karlos ist in der Liebe und Freundschaft mehr Abenteurer, seine Liebeskrankheit macht ihn zu jedem kräftigen Entschluß unfähig und darum kann auch sein Schicksal nicht die rechte Theilnahme und tragische Wirkung erregen. Ueberhaupt ist das ganze Stück so sehr der Wirklichkeit entrückt und die Personen unnatürlich in die Höhe geschraubt, daß es ästhetisch nicht befriedigen kann, obwohl man auch hier die sittliche Erhabenheit der Gefühle und Gedanken anerkennen muß und viele gut gelungene und sogar ergreifende Scenen zu finden sind.

Schiller versuchte sich während dieser Zeit auch im Epischen, obwohl er dazu kein Talent besaß, und er fühlte dies auch selbst, indem weder sein Moses zu Stande kam, noch die später projektirten Gedichte über Friedrich II. und Gustav Adolf zur Ausführung gelangten; damit hing wohl auch zusammen, daß er für Virgil viele Vorliebe bekam und einzelne Parthien desselben in deutsche Verse übertrug, die zwar dem Geiste des Urbildes nicht entsprechen, aber doch bemerkenswerth sind als Versuche, die Dichter des klassischen Alterthums dem allgemeinen Publikum näher zu bringen. Neben dieser Thätigkeit versuchte sich Schiller auch in der prosaischen Erzählung und zwar schrieb er zuerst einige wahre Geschichten nieder, die sich jedoch blos durch ihre Stilisirung auszeichneten und sonst keine Beachtung beanspruchen; dahin gehören *der Spaziergang unter den Linden, eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, der Verbrecher aus verlorener Ehre* und

Spiel des Schicksals, von denen das zweitletzte eine Art Novelle ist, die jedoch blos ein psychologisches Beispiel darstellen soll. In den Jahren 1787 und 1788 schrieb er den Roman der Geisterseher, den er jedoch nicht vollendete. Da damals der Aberglauben und die geheimen Orden ihr Spiel trieben und Cagliostro mit seinen Betrügereien sich diese wundergläubige Stimmung zu Nutzen machte, so beabsichtigte Schiller sich dieser Erscheinung poetisch zu bemächtigen und begann den Roman, der aber da abbricht, wo das Interesse auf den höchsten Punkt gesteigert ist, theils weil Schiller inzwischen in eine andere Stimmung kam, theils weil das Publikum größeres Interesse am Stoff, als an der Ausführung nahm, wie dies eine fremde Fortsetzung bewies. Vielleicht sah Schiller auch ein, daß er alle poetischen Momente schon zu sehr erschöpft habe. Der Roman ist also als solcher verfehlt, denn er geht zu sehr in's Dramatische über, die psychologische Motivirung schreitet zu rasch vorwärts und der Leser kommt nicht recht zu einer anschaulichen Uebersicht des Gegenstandes; dagegen ist vom poetischen Standpunkte der Plan kunstvoll angelegt, das ganze mystische Treiben und die feinen Intriguen anschaulich vorgeführt und besonders geschickt gezeigt, wie die Künste des Betrugs und die Ränke der proselytensüchtigen Propaganda den an und für sich guten, aber im Denken und Wollen nicht genug selbstständigen Prinzen nach und nach in ihre Gewalt zu ziehen vermögen. — Noch gehört in diese Periode, oder gleichsam als Uebergang von dieser in die nächste Zeit, seine Geschichte des Abfalls der Niederlande.

237. Die zweite Epoche in Schiller's Leben und Dichtung, welche mit seiner Anstellung in Jena 1789 begann, umfaßt nur sechs Jahre, weil Schiller überhaupt ungemein fleißig arbeitete und nun mit größerer Raschheit produzirte. Obwohl noch mit Nahrungssorgen ringend, fand sich doch Schiller in Jena in einer angenehmeren Umgebung, sein Geist gelangte zu größerer Ruhe und obschon er schon 1791 mehr kranke als gesunde Tage zu verleben begann, so war doch seine sittliche Willensstärke so mächtig, daß er mit Hülfe künstlicher Erregungsmittel sich in fortwährender Thätigkeit erhielt. Die Kant'sche Philosophie zog ihn mächtig an, mit größtem Eifer studirte er sich in die Kant'sche Kritik der Urtheilskraft ein und die Philosophie führte ihn vorzüglich zum wahren Selbstverständniß. Diese philosophische Periode, die nun Schiller durchmachte, war für seinen Geist gleichsam eine Reinigungszeit, indem er aus Zweifeln wieder zu innerer Befriedigung gelangte und die Philosophie in ihm den Mann und Dichter vollendete. Viel trug dazu auch der Umgang mit vortrefflichen Männern bei und vorzüglich war es Wilhelm v. Humboldt, der ihn mit dem Geiste des Alterthums näher vertraut zu machen suchte; doch war es gut für Schiller, daß letzterer wieder wegging, weil er ihn zu sehr von poetischem Schaffen zurückgehalten hätte; auch fürchtete Schiller damals sogar, daß ihn sein akademisches Lehramt der Dichtung entfremde. Auch die französische

Revolution wirkte begeisternd auf ihn, obschon auch er sich durch deren unsittliche Gräuel verblenden ließ, und es ist merkwürdig, wie er zehn Jahre zuvor das Auftreten Napoleons als Herr von halb Europa voraus verkündigte; doch war dieser nicht sein Held. Bemerkenswerth ist auch, daß, wie sein Fiesco und Don Karlos die Vorboten der französischen Revolution waren, Schiller in seinem Wallenstein einen ähnlichen Verkündiger von Napoleon gegeben hat und sein Wilhelm Tell der Befreiung Deutschlands vom französischen Joche ebenfalls vorausging. Uebrigens zeugt es von Schiller's edler Gesinnung, daß er die Absicht hatte, während des Prozesses von Ludwig XVI. zu Gunsten dieses unglücklichen Fürsten eine eigene Denkschrift an den französischen Convent zu richten.

Während dieser Zeit beschäftigte sich Schiller vielfach mit der Theorie der Aesthetik und legte die Resultate seines Nachdenkens in den Abhandlungen über *die ästhetische Erziehung des Menschen* und *die naive und sentimentalische Dichtung* nieder, wodurch er die Kant'schen Grundideen über das Schöne und die Kunst weiter ausführte und die Vermittlung des Subjekts mit dem Objekte in der Kunst versuchte. In denselben Kreis gehören einige Aufsätze in der neuen Thalia über *den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen*, über *die tragische Kunst* und über *das Erhabene*. Sein Aufsatz über Anmuth und Würde verbreitet sich über das Verhältniß der sittlichen Macht und der Sinnlichkeit und suchte in der Vermittlung beider das Musterbild der Menschheit aufzustellen. Suchte er auch hier schon sich vom Idealismus Kant's zu entfernen, so konnte er doch die reine Natur noch nicht ganz betreten, obschon er ihr in den Abhandlungen über die ästhetische Erziehung und das Naive und Sentimentalische näher kam. Die erstere zeigt noch zu sehr sein Ringen nach philosophischer Genauigkeit und abgemessener Eleganz, wogegen die andere schon frischer und lebendiger vorwärts schreitet, weil er darin auf dem Boden der Literatargeschichte wandelt; mit glücklichem Griffe zeigte er hier, wo das Hellenische und Romantische zusammentreffen und sich wieder von einander entfernen, wie auch hier dieser Boden es war, auf dem die gemeinsame Thätigkeit Schiller's und Göthe's sich berührte. Auch *die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* fällt in diese Zeit und entsprang aus den Vorarbeiten zu Wallenstein, wie jene des *Abfalls der Niederlande* aus den Studien für Don Karlos. Zu eigentlicher Geschichte hatte Schiller schon deswegen kein Talent, weil sein Ich sich überall vordrängte, er die Thatsachen zu oberflächlich behandelte und seine Kunst mehr in der Schilderung lag, als in der wahrheitsgetreuen Auffassung und Würdigung der Begebenheiten. Die einzelnen Charaktere und Situationen sind es vorzüglich, welche Schiller mit Vorliebe ausmalt und alles Andere um dieselben gruppirt. Doch ist die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs schon viel höher und freier gehalten, als das andere Werk, und die Darstellung zeugt von großartigerer Weltauffassung und reiferer Anordnung. Die Geschichte hat dadurch

nichts gewonnen, als daß etwa Schiller eine freiere geſchichtliche Auffaſſung vermittelte. Seine kleineren hiſtoriſchen Aufſätze, ſowie ſeine Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? ſind in hiſtoriſcher Hinſicht zwar mangelhaft, enthalten aber dennoch lebendige Schilderungen und gute Gedanken.

Von dem Augenblicke an, wo Schiller in näheren Verkehr mit Göthe trat und dann auch nach Weimar überſiedelte, datirt ſich die dritte und letzte Epoche, wo er ſich nach und nach von der Philoſophie zurückzog und eine neue ſchaffende Thätigkeit begann. Beide Dichter trugen gegenſeitig zu ihrer Läuterung bei, indem jeder dem andern etwas geben und empfangen konnte, was ihnen fehlte, und beide einander anſpornten und ihre Arbeiten gegenſeitig beſprachen; auch ſuchte Schiller nun den materiellen Forderungen der Zeit und Welt mehr zu entſprechen, was am meiſten ſein Wallenſtein zeigte, an dem er mit großem Fleiß arbeitete. Der erſte Mittelpunkt des gemeinſchaftlichen Verkehrs waren die Horen, welche nicht nur Schiller's philoſophiſch-äſthetiſche Abhandlungen veröffentlichten, ſondern auch manche treffliche Produkte enthielten, aber dennoch den gewünſchten Erfolg nicht erzielten. Dieſe neue Epoche begann Schiller vorzüglich mit lyriſchen Gedichten, welche vom philoſophiſchen und poetiſchen Elemente durchdrungen ſind. Den Uebergang bezeichnen die Gedichte: Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang, der Genius oder Natur und Schule und die Ideale. Eine Geſanglyrik findet man hier zwar nicht, aber als didaktiſche Lyrik und Gedankenpoeſieen verdienen dieſe Gedichte immer den Preis, obſchon auch hier rhetoriſche Breite zu ſehr vorwaltet und der Glanz der Darſtellung die Wahrheit und Tiefe der Empfindung erſetzen ſoll. In den meiſten der Gedichte, zumal in dem erſt genannten, ſpricht Schiller die Ausgleichung zwiſchen Ideal und Wirklichkeit aus und die Freiheit erhebt ſich ſchon zur Freiheit der Gedanken, die Idee und das Ewige verſöhnt uns mit dem Irdiſchen. Wie die Einheit des Denkens und Empfindens und die Harmonie des eigenen Selbſt zu dieſer Befriedigung führe, ſpricht das Gedicht der Genius aus und ebenſo die Würde der Frauen, welche auf die Harmonie des menſchlich freien Weſens hindeutet und poetiſch wieder gibt, was die Abhandlung über Anmuth und Würde in Proſa ſagte. Die Ideale zeigen jedoch, daß der Dichter ſelbſt zu der hohen Befriedigung, welche die vorhergehenden Gedichte ausſprachen, nie ganz gelangen konnte. Vielleicht ſein beſtes lyriſches Gedicht iſt der Spaziergang und die beſchreibende Poeſie hat nicht wohl etwas Vollendeteres geleiſtet, als hier gegeben iſt, wo ſich ein fortgehendes geordnetes Gemälde aller Scenen der Welt und Menſchheit vor uns abrollt und die Natur ſo idealiſch gezeichnet iſt. Seine übrigen lyriſchen Gedichte ſtreben alle mehr oder weniger nach demſelben vollkommenen Ausdruck der Harmonie der menſchlichen Natur in der Form des Schönen und ſie bezeugen nur ſein unermüdliches und unſtillbares Streben,

alles Sterbliche von ſich abzuſtreifen und ſich hinauf zu ſchwingen, wo lauter Licht und Freiheit und keine Schranken mehr zu ſchauen ſind. In der ſpäteren Zeit gelang zwar Schiller mancher reinere Ton der Lyrik, doch konnte er ſich von vorwiegender Reflexion nicht trennen und miſchte ſich überall verbitternd die Sehnſucht ein, ein Ziel zu erreichen, das über des Menſchen Sphäre liegt. Zu ſeinen beſſeren Gedichten dieſer Art gehören noch das Lied von der Glocke, das Geheimniß, die Gunſt des Augenblicks, an die Freunde, der Jüngling am Bache, des Mädchens Klage, die Erwartung, der Pilgrim, an Emma, die Sehnſucht und ähnliche, die nur daran leiden, daß ſie zu ideal gehalten ſind. Durch ſeine ganze Anlage iſt auch bedingt, daß Göthe in ſeinen epigrammatiſchen Diſtichen eine Reihe der ſchönſten Gedanken in ein poetiſches Gewand kleidete, obwohl beſonders in ſeinen Xenien die Satire oft wilder und ſchärfer wurde, als es das äſthetiſche Gefühl wünſchen läßt. Schon bei Göthe iſt angeführt, daß die Xenien ein ſchwer trennbares Geſammteigenthum beider Dichter iſt. Auch in der Ballade hat Schiller Ausgezeichnetes geleiſtet und ſchon in der erſten Periode entſtanden: Graf Eberhard der Greiner und die Kindsmörderin, welche noch das Gepräge der ungezügelten Wildheit an ſich tragen und ſogar in's Triviale und Widerwärtige verfallen. Seine ſpäteren Balladen entſprangen aus der gemeinſamen Thätigkeit mit Göthe, indem ſie ſich nicht nur über die Wahl der Stoffe, ſondern auch über deren Bearbeitung beſprachen und gleichſam mit einander wetteiferten; aber während Göthe's Balladen und Romanzen durchaus lyriſch gefärbt ſind und Alles objectiv hervortritt, ſind die Schiller'ſchen zu reflektirend, rhetoriſch und voll Pathos, auch alle zu weit ausgedehnt. Dies ſchadet vorzüglich dem Kampf mit dem Drachen, welche Ballade dadurch an Anſchaulichkeit und Leichtigkeit verliert; viel einfacher und lyriſcher gehalten iſt der Ritter Toggenburg, wo nur die Sentimentalität ſich zu hoch verſteigt; auch die Kraniche des Ibykus treffen den ächten Ton der Ballade viel beſſer, wogegen der Gang nach dem Eiſenhammer und die Bürgſchaft bei aller dramatiſchen Lebendigkeit und Anſchaulichkeit doch wenig Poeſie beſitzen. Viel mehr zeichnen ſich die Gedichte dieſer Art aus, welche Schiller nach dem Wallenſtein lieferte, und Hero und Leander iſt ein herrliches Schickſalslied von der Unendlichkeit der wahren Herzensliebe; ebenſo vortrefflich iſt der Alpenjäger und der Graf von Habsburg, wo beſonders in letzterem die anſchauliche Darſtellung faſt gar nicht mehr durch reflektirende Breite geſtört wird. Der Schluß und die Krone von Schiller's didaktiſcher Lyrik iſt das Lied von der Glocke, welches faſt ſämmtliche Motive der Schiller'ſchen Gedankenlyrik zuſammenfaßt und wie ein Epos das ganze Leben mit allen menſchlichen Empfindungen vor uns entfaltet. Machte nicht die Art und Weiſe, wie Schiller durch den Glockengießer die Allegorie erklären läßt, das Gedicht zu eintönig, ſo würde es durch die Kunſt der Be-

schreibung sich noch mehr auszeichnen; aber Schiller hatte sich zu wenig in den Stoff hineingelebt, als daß die Handlung in lebendiger Thätigkeit anschaulich würde. Nach dem Wallenstein endigte so ziemlich Schiller's Lyrik und wenn auch seine hierher gehörigen Gedichte nicht zu der Höhe der Göthe'schen gelangten, so werden sie doch immer dem deutschen Volke lieb und werth bleiben und zeichnen sich durch einen so reinen Adel der Gesinnung aus, wie er sich kaum bei einem anderen Dichter wieder offenbart.

238. Die Palme des Dichterruhms war Schiller vorzüglich auf dem Gebiete des Drama's bestimmt und bis heute ist er Deutschlands größter dramatischer Dichter geblieben, dessen Werke nie von der Bühne verschwinden werden und uns immer den größten Genuß bereiten, denn für die Tragödie war er geboren. Nach seinen ersten unvollkommenen Versuchen war Schiller zweifelhaft, ob er sich mehr der Oper als dem Drama zuwenden solle, bis das Studium der Alten und Humboldt's Zuspruch ihn wieder seinem eigenthümlichen Elemente zuführte und dann Schiller in rascher Folge seine bedeutenderen dramatischen Werke schrieb. Vortheilhaft war es für ihn und fast von unberechenbaren Folgen, daß er im December 1799 nach Weimar übersiedelte, wo die Bühne durch Göthe's Bemühungen sich zu einem hohen Standpunkte emporgeschwungen hatte und Schiller das Technische näher kennen lernte, so daß er schon von vornherein seine Stücke darnach anlegen konnte und nicht mehr nöthig hatte, sie erst später für die Bühne zuzustutzen, wodurch fast jedes dramatische Werk leidet. Auch waren die vortrefflichen Schauspieler der Weimarer Bühne ganz geeignet, Schiller zu zeigen, was das Theater zu leisten vermöge und wie hoch der Dichter seine Anforderungen spannen dürfe. Schiller's Balladen können gleichsam als Vorstudien zu seinen dramatischen Arbeiten betrachtet werden, die er mit Wallenstein wieder aufnahm. Bei diesem Drama zeigte sich Göthe's Einwirkung am meisten und vortheilhaftesten und schon 1790 bei Gelegenheit seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs hatte er die Idee dazu gefaßt und dieselbe blos aufgeschoben, bis er sie 1796 wieder aufzunehmen beschloß und zwar vorzüglich deshalb, weil ihn der Stoff zur größten Objectivität und schärfsten Bestimmtheit nöthigte. Nicht leicht kostete ihn ein anderes Stück ein solches Aufbieten seiner ganzen Willenskraft, als dieses Drama, das er in fast ununterbrochener Kränklichkeit schuf, woraus sich manche sehr sentimentale Stellen erklären, und das einen so reichen Stoff vor ihm ausbreitete, daß er zu groß für ein einziges Stück wurde und von ihm daher in drei Theile zerlegt wurde. Er suchte darin vom Allgemeinen möglichst in's Individuelle überzugehen und sich von seiner subjectiven Idealität in die realistische Bestimmtheit mit Gewalt hinüber zu begeben, weshalb er mit größter Aengstlichkeit das Quellenstudium betrieb und sogar sorgfältig das österreichische Militär beobachtete, kabbalistische und astrologische Studien machte und selbst die Schriften eines Abraham a Santa Clara las. So wurde das Gedicht ein Werk seiner

Willenskraft im Sieg der Poesie über die Wissenschaft und über seine eigene Natur und Schiller entschloß sich auch, statt der Prosa Verse zu wählen, wobei ihm überall Göthe berathend zur Seite stand, obschon er thatsächlich nie eingriff. Diese Art der Erzeugung bedingte, daß im ganzen Laufe des Stücks überall es sich offenbart, wie beim Dichter die Idee der tragischen Erhabenheit mit der realen Wahrheit ringt und er es nicht vermochte, die griechische Schicksalsordnung mit seinen Ansichten von persönlichem Streben und Wollen in Harmonie zu bringen. Dadurch erreichte er aber auch nicht seine Absicht, daß das Schicksal aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindungen erhalten bleibe, und ebenso wenig wollte sich das historische Detail der Idee recht unterordnen. Manches, wie z. B. die ganze astrologische Scene, erscheint ganz unnöthig zur Entwickelung des Gangs und hat keine rechte psychologische Bedeutung, auch ist überhaupt des Nebenwerks zu viel, als daß es immer die Handlung fördern und der Katastrophe rasch entgegenführen könnte; besonders leidet das mittlere Stück oder die Piccolomini an solcher Breite und begründet doch nicht den Schluß, der dadurch nur wenig motivirt erscheint. Auch hier hat Schiller wieder seiner Neigung zu lieb die Episode von Max und Thekla eingeschoben, welche die Entwicklung der Handlung nur stört, anstatt dieselbe fördert, obschon sie zart und edel gedacht ist und Thekla bei allen schwärmerischen Seelen Gefallen erregt. Beide Personen entbehren zu sehr des Irdischen und erinnern an ähnliche Gestalten in den übrigen Schiller'schen Dramen, die überall wiederkehren, ohne daß man einsieht, wie sie hinein kommen. Vorzüglich fehlt es dem Stücke an richtiger Individualisirung, die von einem bestimmten persönlichen Prinzipe ausgeht, und anstatt die Person Wallenstein's von der Gestalt, wie sie uns die Geschichte darbietet, zu tragischer Würde emporzuheben, hat er ihn nicht einmal mit Sympathie und Liebe behandelt und erscheint derselbe durchaus schwankend, bald scharf berechnend, bald unvorsichtig, bald im vollen Selbstgefühl seiner Größe und bald rathlos und kleinlich, so daß er eher selbst seinem Untergange sich übergibt, als im gewaltigen Kampfe dem Schicksale unterliegt. Mag daher auch Wallenstein viele gelungene Züge darbieten und schöne Worte reden, so ist er doch kein entschiedener kraftvoller Charakter und kein tragischer Held im wahren Sinne. Neben ihm erscheint der Charakter des Octavio Piccolomini und der Gräfin Terzky am besten durchgeführt und von wirklich dramatischer Bedeutung. Ist aber auch das Stück in Bezug auf die tragische Haltung weniger gelungen, so hat doch Schiller darin ein ächtes Nationalwerk geliefert, das vor uns auf dem bedeutsamen welthistorischen Hintergrunde des dreißigjährigen Kriegs einen großartigen Moment erscheinen läßt und zeigt, wie nach dem Rathschlusse des Weltgerichts der Verrath immer wieder durch Verrath gerächt werde. Dabei offenbart sich des Dichters milde Gesinnung und ächte Menschlichkeit, womit er die Schuld wieder mindert, indem er einen Theil derselben seinen Feinden und besonders dem Kaiser zuzuwälzen weiß, der Wallen-

ſtein zu ſeinen eigenen Zwecken mißbrauchen wollte und ihn dann durch niedrige Hinterliſt ſelbſt zum Verrath trieb. Im Einzelnen zeigen ſich einige wohlgelungene, ja herrliche Situationen, eine reiche Fülle der ſchönſten und großartigſten Gedanken iſt über das ganze Gedicht verbreitet, es ſpricht daraus ächte Weisheit, inniges Gefühl und nationale Geſinnung und wenn ſelbſt manchmal die Sprache zu voll und pathetiſch erſcheint, ſo hat doch auch in ihr Schiller ſeine Meiſterſchaft bewährt. Im erſten Theile oder Wallenſtein's Lager hat es Schiller am beſten verſtanden, einen glücklichen Griff in das reiche Leben der Wirklichkeit zu thun, hier hat er den Stoff vollſtändig überwältigt und ſich dienſtbar gemacht und ein meiſterhaftes Bild voll der größten und lebendigſten Anſchaulichkeit von dem Alles verwüſtenden wilden Treiben des dreißigjährigen Kriegs gezeichnet und dabei wieder im Lager des Wallenſtein'ſchen Heeres ein Bild geliefert, worin ſich nicht nur zum Voraus der Held des Drama's abſpiegelt, ſondern auch die Ahnung ſeines Schickſals ſchon vor uns emporſteigt. Unſtreitig iſt Schiller's Wallenſtein eines der großartigſten und gewaltigſten Werke, welche unſere Literatur aufzuweiſen hat und begründete zuerſt Schiller's Ruf als einen der größten Dichter aller Zeiten.

War Schiller froh, als er mit dem Wallenſtein fertig war, da er ihn ungeheuere Anſtrengung koſtete, ſo drängte es ihn doch ſogleich wieder zu neuen Produktionen und ergriff er eine ſchon früher gehegte Idee, die Geſchichte der unglücklichen Königin Maria Stuart von Schottland zum Gegenſtande eines Drama's zu machen. Wirklich iſt dieſelbe auch ganz dazu geeignet, aber Schiller berückſichtigte den hiſtoriſchen Boden und den großartigen Hintergrund jener Zeit mit ihren religiöſen und politiſchen Freiheitsfragen nicht, ſondern berührte dieſe öffentliche Lage nur ganz entfernt und zog ſich auf den individuellen Stand des Perſönlichen zurück und verlieh dadurch dem Stücke eine durchaus unbeſtimmte Haltung. Während das Staatsintereſſe überall vorgeſchoben und genannt wird, um das unglückliche Ende der Maria zu begründen, ſucht Schiller ſpäter daſſelbe mit der Blutſchuld der Königin, die ſie durch die Ermordung ihres Gemahls Darnley begangen, zu rechtfertigen, obſchon auch dieſe nur beſprochen wird, und der Wirklichkeit nach iſt das Hauptmotiv ihrer Hinrichtung die perſönliche Leidenſchaft, ſo daß das Stück eigentlich gar keine rechte Grundidee beſitzt. Seiner Neigung für die abſtrakt-ideale Sentimentalität zu Gefallen hat Schiller ſogar die hiſtoriſche Wahrheit ſo verläugnet, daß er die Königin Eliſabeth in die niedrigſte Leidenſchaftlichkeit und Unweiblichkeit fallen ließ, während er alle Züge der Schönheit des Körpers wie der Seele und den Glanz der angeborenen königlichen Würde auf Maria vereinigte, um für ſie ein ſentimental-romantiſches Intereſſe zu gewinnen, gegen Eliſabeth aber zum Haß zu ſtimmen. In Mortimer ſind jugendlich-leidenſchaftliche Liebe und die fanatiſche Uebertriebenheit des raffinirteſten Jeſuitismus vereinigt, jedoch dieſe Extreme zu unvermittelt gelaſſen und dieſer Charakter läßt ſich nur damit

entſchuldigen, daß er dadurch die romantiſche Seite des Katholicismus einführen wollte, aber ſo oft auch der Dichter den Anlauf nimmt, aus den politiſchen und religiöſen Zeitverhältniſſen die Motive zu ſchöpfen, ſo treten dieſe doch immer wieder vor den Privatleidenſchaften zurück. Auch der Charakter Leiceſter's entſpricht nicht der Wahrheit und iſt zu unwürdig und ſchlecht, auch iſt ſein Liebesverhältniß zu Maria mehr als eine nicht dazu gehörige Epiſode eingewebt, obgleich der Dichter dabei Gelegenheit gehabt hätte, es als einen Zug des rächenden Schickſals darzuſtellen, daß die Liebe, welche die Königin zur Miſſethat verleitet hatte, ſie nun auch zum Schaffot geleite. Abgeſehen von verſchiedenen Inconſequenzen, die ſonſt noch unterliefen, iſt das Stück bühnengerechter, als die vorhergehenden, obſchon ſich Schiller hier Mehreres erlaubte, was das äſthetiſche Gefühl verletzt, wie z. B., daß er Beicht und Communion auf der Bühne vor ſich gehen läßt, zu lange Reden gehalten werden und überhaupt Alles zu ſehr darauf angelegt iſt, Rührung und Thränen hervorzurufen, anſtatt eine tragiſche Reinigung der Leidenſchaft zu erreichen. Endlich iſt der Schluß nicht nur widerlich, ſondern auch ganz unnöthig und kann die Art, wie Eliſabeth die Schuld auf die Diener zu werfen ſucht, dem Geſammteindruck nur ſchaden. Uebrigens hat auch dieſes Stück ſeine Schönheiten, wie z. B. die Scene im Park von Fotheringhay, und beſonders ſind dem Dichter die ausmalenden Schilderungen gelungen, worauf er ſich in dieſem Stücke auch am meiſten zu gut that.

Unmittelbar auf dieſes Drama folgte die Jungfrau von Orleans, neben welcher ihn noch mehrere andere Plane beſchäftigten. Es ward ſehr raſch vollendet und ſelbſt Göthe fand es unvergleichlich ſchön und gut. Verwandt mit dem vorhergehenden Stücke iſt dies Drama durch die religiös-politiſche Romantik und weil ein Frauencharakter deſſen Mittelpunkt iſt; hier aber tritt noch das Wunderbare hinzu und ſoll um die Heldin die Glorie des Heiligenſcheins weben. Da es Schiller hier vorzüglich um die romantiſche Idealität wegen ihrer ſelbſt zu thun war, ſo hielt er ſich nur ſehr frei an die Geſchichte, die blos der Grund ſein ſollte, auf dem er ſein Werk aufbauen konnte; aber mag man auch noch eine andere Grundidee dieſer Tragödie unterlegen, ſo hat doch Schiller ſich allzu ſehr von der Wahrheit der Geſchichte entfernt und dabei ſelbſt ſich mancher höheren Motive beraubt. Dahin gehört, daß er Johanna's Schwert mit Blut beflecken läßt, ihr eine andere Todesart, als den Scheiterhaufen gibt und ihre Handlung nicht als eine rein menſchliche, durch ſchwärmeriſche Glaubensüberzeugung hervorgebrachte darſtellt, ſondern Johanna zur Perſonifikation des chriſtlichen Fatums macht und ſie willenlos wie eine träumende Somnambüle durch das ganze Stück ſchwankt. Schiller wollte das Schickſal der Heldin durch ihre eigene Schuld begründen, die durch eine unmotivirte und plötzlich entſtandene unglückliche Herzensverirrung hervorgerufen wird, weil Johanna auf dem Gipfel ihres Ruhms die Bewerbungen der franzöſiſchen Heer-

führer mit zu großer Sicherheit ablehnt und dann plötzlich von Liebe zu dem feindlichen Feldherrn ergriffen wird. Die Perſon des ſchwarzen Ritters iſt mehr maſchinenartig eingeſchoben und die Kataſtrophe ganz unmotivirt, während es ganz leicht war, ſie dadurch zu begründen, daß Johanna ſich durch den Glanz der weltlichen Ehre verleiten ließ, ihre himmliſche Beſtimmung zu überſchreiten. Abgeſehen von einzelnen ſtörenden Scenen, wie das jämmerliche Gebährden Montgomery's, die übertriebene Unnatürlichkeit der Iſabeau und Aehnliches, hat der Dichter ſich doch ein Verdienſt erworben, indem er hier eine erhabene Idee und die Gewalt des religiöſen Glaubens in einem kindlichen Gemüthe verherrlichen wollte, auch ſind ſonſt mehrere ſchöne und gelungene Situationen darin enthalten. Uebrigens iſt auch hier die Sprache zu deklamatoriſch und hochtrabend und gerade dadurch hat dies Stück nachtheilig auf unſere Bühne gewirkt.

Die Braut von Meſſina folgte unmittelbar auf die Jungfrau und gehört ebenfalls dem Gebiete der Romantik an; nur tritt hier nicht mehr das mittelalterliche Chriſtenthum als das wirkende Element hervor, ſondern es erſcheinen alle Anſchauungsweiſen und Religionen gemiſcht, wie dies auf dem Schauplatze des Stücks, Sicilien, auch in der Wirklichkeit der Fall war, da hier Griechen und Türken, Normannen und Spanier, Chriſten und Heiden, antike Kunſt und romantiſche Liebe ſich zuſammenfanden, was freilich für die Poeſie eine ſehr ſchwierige und kaum überſteigbare Aufgabe bot, indem ſie zwar Entferntes verſchmelzen darf, aber nimmermehr Dinge, die durchaus mit einander unverträglich ſind, wie hier, wo ohnehin jedes Element zu ſelbſtſtändig auftritt und keine innere Verſchmelzung ſtattfindet. Auch hier zeigt ſich das fataliſtiſche Element und während Schiller beabſichtigte, daß die Kunſt hier das Wirkliche ganz aufgebe und doch mit der Natur genau zuſammenſtimme, verſucht er dies nicht einmal recht und tritt er ſogar mit den hier eingeführten Chören dem Naturalismus offen entgegen und ſeine Perſonen, die als ideale Perſonen und Repräſentanten ihrer Gattung auftreten, verflüchtigen ſich ganz, da ihnen das Feſtwurzeln in der nationalen Individualität des Volks abgeht. Schiller wollte mit dieſem Gedichte zeigen, daß er ſich den Geiſt des Alterthums zu eigen gemacht habe, und ſuchte durch den antiken Chor das tragiſche Gedicht noch zu reinigen. Aber Schiller's Chor iſt nicht der antike; dort vertritt er die objective ethiſche Idee, hier jedoch iſt er von vornherein Partei und nimmt an den Parteileidenſchaften Theil, ja läßt ſich blind und ſinnlos durch's Leben treiben. Iſt nun aber ſchon die Einführung der Chöre ein vollſtändiger Mißgriff, ſo iſt es faſt noch mehr das Schickſal, das hier in der antiken Geſtalt erſcheinen ſoll. Auf dem Fürſtenhauſe ruht nämlich ein Fluch und des Ahnherrn Schuld wälzt ſich herab auf ſeine Nachkommen, um das Geſchlecht mit furchtbarer, rächender Gewalt zu verderben, und in dieſer Hinſicht iſt das Stück dem Sophokleiſchen Oedipus ähnlich, nur iſt der Gegenſtand des Streits, ſtatt aus der Politik, aus

der Sentimental-Romantik genommen und verliert überhaupt das Fatum seinen großartigen, erhabenen Charakter, um hier als ein heimtückischer Dämon zu erscheinen. Sodann beruht Alles zu sehr auf Heimlichthuerei und reinen Zufälligkeiten und statt der Motive herrscht Willkür vor, wie überhaupt die wahre tragische Idee, daß der Mensch, welcher sich der blinden Gewalt des Aberglaubens hingibt, ihr Sclave und Opfer ist, keine psychologisch-ethische Durchführung erlangt. Auch die Personen entbehren nicht nur einer scharfen Charakterisirung, sondern auch der Individualisirung und selbst bei der besten Gestalt des Stücks, der Isabella, erscheint des Unsicheren und Zufälligen zu viel. Ermangelt überhaupt die Tragödie einer organischen Entwickelung und erhebender tragischer Wirkung, so ist doch in einzelnen Scenen eine reiche Kunst entfaltet, sie beruht ganz auf lyrischem Grund und besonders zeigt sie den vollsten Glanz und die reichste Pracht der Schiller'schen Sprache und des Rhythmus und diese hat hier ihren Gipfel erreicht, den zu überragen unmöglich ist. —

Schiller's letztes Stück ist unstreitig auch das schönste: sein Wilhelm Tell, das gleichsam als vollendeter Schlußstein sich den anderen Gedichten anreiht und den fleckenlosen Triumph der reinen und wahren Freiheit über Gewalt und Unrecht feiert. Den Stoff wollte ursprünglich Göthe zu einem Epos benützen, dann faßte ihn Schiller auf, dem sein Freund die Gegend so anschaulich geschildert, daß das Gemälde ihm ganz vorzüglich gelungen ist, obschon Schiller nie die Schweiz gesehen hat. Der Stoff ist den Werken von Tschudi und Johannes von Müller entlehnt und er fügte sich willig, um in denselben das Thema der Befreiung der Menschheit durch den Staat der Freiheit und des Rechts hineinzutragen und zugleich diesen Sieg als einen reinen und fleckenlosen darzustellen, wie auch durch diese Umwälzung die Familie nicht mit sich entzweit, sondern vielmehr neu verschönert und befestigt werden soll. Das Stück ist keine Tragödie, sondern ein episches Schauspiel, worin nicht einmal Tell selbst die Hauptperson ist, indem er das ganze Land und das Interesse der Familie vertritt und die Geschichte vielmehr vom ganzen Volke getragen wird, das frei wird, indem Tell's That seine Familie befreit und Frieden gewinnt, weil er auch dem Privaten zurückkehrt, so daß sich in einer Privatthat eine Weltthat abspiegelt. Auch die Natur tritt hier überall gleichsam als Theilnehmerin hervor und mit ihr eint sich die Freiheit, so daß beide wie im Bunde mit einander erscheinen. Hinsichtlich der Anlage des Stücks ist es Schiller's vollkommenste Leistung, denn die Handlung ist überall gut motivirt und schreitet natürlich und rasch fort, es drängt Alles zur Befreiungsthat hin und die That Tell's ist nicht das Ziel, sondern blos die Stütze der allgemeinen Volksthat, die sich dadurch nicht befleckte, weil Tell's Mord kein Mord der Empörung ist, sondern als Mord der Noth erscheint, der blos zufällig der Volkserhebung dient. Besonders der erste Akt, wo in das ländlich-idyllische Leben mit seinem Frieden die Tyrannei der Landvögte zerstörend tritt, ist vorzüglich gelungen, es

ſpiegelt ſich darin der volle Charakter der Gegend, Zeit und des Volkes ab und von da an ſchreitet das Stück raſch voran, um im letzten Akte den Triumph der Freiheit zu feiern, da Tell's That nicht das Ende iſt, ſondern es ſich erſt zeigen mußte, wie dieſe Privatthat die allgemeine Freiheit begründete und weit verſchieden war von der That der Willkür, die ſich in der Kaiſerermordung zeigt. Uebrigens iſt nicht zu überſehen, daß hier Manches ganz unnöthig erſcheint, wie das Schreiben der Königin Eliſabeth und das Auftreten Parricida's, das eine zu moraliſche Abſicht verräth und gleichſam die That ängſtlich entſchuldigen ſoll, die ſich doch nur ſelbſt entſchuldigen kann. Endlich tritt auch hier Schiller's Neigung wieder hervor, ein Liebespaar einzuführen, und es wäre dies ſelbſt hier zu entſchuldigen, wenn dies nicht zu ſehr als unnöthiges Einſchiebſel geſchehe, denn Rudenz und Bertha ſind blos den Worten, nicht dem inneren Weſen nach Schweizer und für das Stück ganz unnöthig. Die Perſonen des Stücks ſind ſonſt ganz treu und bieder gezeichnet und tragen durchaus die Phyſiognomie des ganzen Volkes und Landes der damaligen Zeit, als deren Hauptvertreter Tell erſcheint. Dieſem könnte hier und da etwas mehr natürliche Wahrheit nichts ſchaden, auch ſprechen die anderen Perſonen ziemlich viel, aber es tritt doch nirgends ein Mißverhältniß hervor, auch die langen Reden enthalten eine durchaus tüchtige, kernhafte patriotiſche Geſinnung, und ſo viel es Schiller vermochte, das ideale Streben mit der Wirklichkeit zu verſöhnen, hat er es hier gethan und in dieſem Denkmale der Freiheit auch ſich das ſchönſte und herrlichſte Denkmal geſetzt.

Groß war der Triumph, den Schiller mit dieſem Stücke feierte, und erhebend mag es für ihn geweſen ſein, als er bei ſeiner Anweſenheit in Berlin nicht nur dieſes Stück, ſondern nach einander alle ſeine Stücke durch die Meiſterhand Iffland's in nie geſehener Pracht über die Bühne ſchreiten ſah. Es begeiſterte ihn dies zu neuer, raſtloſer Thätigkeit und er begann nicht nur wieder frühere Pläne hervorzuſuchen, wie Warbeck, Demetrius und die Kinder des Hauſes, ſondern er dichtete ſogar das lyriſche Spiel die Huldigung der Künſte und überſetzte Racine's Phädra, wie er es früher mit Macbeth, dem Paraſit, dem Neffen als Onkel gemacht und ſogar das Gozzi'ſche Mährchen Turandot dramatiſirt hatte. Sehr zu bedauern war es, daß er den Demetrius nicht vollendete, was für ſeinen Geiſt ein großartiger und würdiger Stoff war, indem er darin zeigen wollte, welche Größe in dem Gedanken herrſche, daß der Geſammtwillen einer Nation die höchſte Machtvollkommenheit und der einzig wahre ſouveraine Willen ſei. — Noch auf dem Todesbette beſchäftigte ſich Schiller mit dieſem Stücke und der Gedanke an Licht und Freiheit geleitete ihn auch hinüber in das Land der ewigen Freiheit.

239. Neben Göthe und Schiller und während des letzten Stadiums ihrer Thätigkeit warf ſich, durch ihr Beiſpiel ermuntert, eine nicht geringe Anzahl mehr oder weniger talentvoller Männer auf das Gebiet der Wiſſenſchaft und Poeſie

und ſuchte ſich darin die Palme des Ruhms zu verdienen. Aber wie einerſeits nur wenige der größeren Geiſter es verſtanden, auf die Höhe der Zeitkultur ſich zu ſchwingen, und beſtrebt waren, den Grundſatz der Humanität in das Leben und den Staat einzuführen, ſo folgten wieder zahlloſe Andere blos dem allgemeinen Strome der Zeit, der Trägheit und Mittelmäßigkeit und gründeten eine Literatur, die zwar auch Göthe und Schiller nachahmte, aber den hohen Geiſt, der in denſelben lebte, verflachte und verwäſſerte und ganz dem erbärmlichen Zuſtande ähnlich war, in dem das vermoderte deutſche Reich ſich damals befand, wo es in philiſterhafter Vermeſſenheit noch einmal den Anforderungen der neuen Zeit Trotz bieten wollte und dann beim erſten Wehen des Weſtwindes in tauſend Trümmer aus einander fiel. Doch erfreuten ſich Poeſie und Proſa auch neben den beiden Dichterheroen noch mancher herrlichen Leiſtung und beſonders die wiſſenſchaftliche Proſa gelangte zu einer Ausbildung, welche man einige Jahrzehnte zuvor kaum geahnt hätte.

In der Richtung des Göttinger Dichterbundes, obſchon theilweiſe auf anderem Grunde, dichteten noch Mehrere, ohne ſich gerade für die Literaturgeſchichte dieſelbe Bedeutung zu erringen. Dahin gehört Chriſtian Adolf Overbeck, der ſich nicht ohne Erfolg im Liede und Lehrgedichte verſuchte und einige ſingbare Weiſen ſo glücklich traf, daß ſie ſelbſt in's Volk übergingen, obſchon er gerade keine originelle Eigenthümlichkeit beſitzt. Dieſe iſt eher Seume zuzuerkennen, der durch ſeine patriotiſche Geſinnung und Sprache mit den Göttinger Dichtern, durch ſeine ſittliche Energie mit Schiller verwandt iſt, aber nur zu wenig Phantaſie beſaß, um eine reiche poetiſche Produktivität zu entfalten. Er war ein Mann von gereifter Lebenserfahrung, aber die bitteren Schickſale, die ihm zu Theil wurden, ſtählten nur ſeine ſtrenge rechtliche Geſinnung und ſeine Freiheitsliebe, die er furchtlos unter allen Verhältniſſen offenbarte. Seine lyriſchen Gedichte leiden unter der Strenge und Schwere ſeines Charakters und der Verſtand tritt darin zu entſchieden hervor, als daß die Poeſie ſich leicht bewegen könnte. Er ſchrieb auch einen dramatiſchen Verſuch, Miltiades, welches Stück jedoch als Drama verfehlt iſt, während Gedanken, Geſinnung und Sprache volle Anerkennung verdienen und Seume's ſittlichen Charakter in ein ſchönes Licht ſtellen. Seine Apokryphen ſind nicht minder reich an guten Gedanken und ſein Spaziergang nach Syrakus wird immer von der Jugend gern geleſen werden und enthält nicht wenig Belehrendes.

An Schiller reiht ſich noch mehr an Friedrich Matthiſſon, der voll ſentimentaler Schwärmerei auch malende Allegorien und Schilderungen liebte und deshalb von Schiller mit vieler Vorliebe beurtheilt wurde, obſchon ihn die Nachwelt immer mehr zu vergeſſen ſcheint. In Matthiſſon klingt noch die Gleim'ſche Freundſchaftsempfindelei und frauenhafte Weichlichkeit fort und er hielt ſich gerade an das, was Leſſing dem Dichter zu vermeiden rieth, nämlich das Ausmalen der Natur und landſchaftlicher Bilder, ohne daß dieſe menſch-

liche Belebung beſitzen. Matthiſſon kokettirt mit der Natur und ſeine Malerei liefert uns nicht einmal ein einheitliches Gemälde, ſondern faßt blos einige Schilderungen zuſammen, welche zu geſucht und geziert ſind, als daß ſie die Wahrheit ausdrückten. Seine Mondſcheinempfindſamkeit hat übrigens noch immer ähnlich geſtimmten Seelen, die ſich ganz der Empfindelei hingeben, ohne etwas dabei zu denken, gefallen, zumal auch die wirklich oft vollkommen gelungene techniſche Behandlung der Sprache und des Rhythmus gern beſticht und etwas Muſikaliſches an ſich hat. Außer dieſen Gedichten, deren Zahl jedoch nicht ſehr groß iſt, enthalten ſeine „Erinnerungen“ viele intereſſante Bemerkungen über Perſönlichkeiten, Literatur und Kunſt, einige gelungene Schilderungen, die nur oft zu affektirt, künſtlich und kleinlich werden, und endlich veranſtaltete er in der lyriſchen Anthologie eine Sammlung der vorzüglichſten lyriſchen Gedichte ſeit Opitz, die wirklich verdienſtvoll wäre, wenn er ſich nicht erlaubt hätte, willkürliche Aenderungen daran vorzunehmen. Ganz mit Matthiſon verwandt iſt Salis-Seewis, deſſen Schilderungen und Sprache zwar der Matthiſſon'ſchen nachſtehen, der aber größere Wahrheit der Natur und Empfindung beſitzt und durch deſſen Gedichte ein ſanfter elegiſcher Ton der ſüßen Heimathsliebe und der Erinnerung an die Freuden der Natur und an die Zeit der Kindheit hindurchzieht, wodurch ſie mit den Hölty'ſchen Gedichten verwandt ſind; doch fehlt ihnen Phantaſie, Bewegung und wahre Poeſie und kann dies durch die Beſcheidenheit des Dichters nicht erſetzt werden. — Faſt ebenſo frauenhaft und weich iſt Tiedge, der gleichfalls den elegiſchen Standpunkt theilt, überall an die Gleim'ſche Poeſie erinnert und in ſeinen Elegien und vermiſchten Gedichten voll überſchwänglicher Sentimentalität iſt. Obwohl daher von wahrem dichteriſchem Werthe hier keine Rede ſein kann, ſo ſind doch einige ſeiner Gedichte, wie „Schöne Minka, ich muß ſcheiden“ und Andere, in's Volk übergegangen, und ſie zeichnen ſich durch Reinheit der Sprache und des Reimes vielfach aus. Am bekannteſten wurde er durch ſeine Urania, worin er Gott, Freiheit und Unſterblichkeit nach Kant'ſchen Lehrſätzen in einer nebeligen Hülle von ſentimentalen Phraſen beſpricht, aber keine Poeſie zu finden iſt, obſchon man eine Zeitlang für die Urania wahrhaft begeiſtert war und ſich durch einzelne ſchöne Stellen zur Ueberſchätzung derſelben verleiten ließ. Auch ſein Lehrgedicht „Der Frauenſpiegel“ iſt zu voll von Betrachtungen, als daß hier das lyriſche Element in ſeiner Reinheit hervordringen konnte. Tiedge's proſaiſche Schriften vermögen noch weniger auf poetiſchen Werth Anſpruch zu machen und bewegen ſich zu ſehr auf dem Gebiete des Gewöhnlichen und Alltäglichen, dem überhaupt alle ſeine Gedichte ungeachtet ſeiner Begeiſterung für alles Edle und Große angehören.

Chriſtian Adolf Overbeck iſt am 21. Auguſt 1755 zu Lübeck geboren, wurde Doktor der Rechte, Bürgermeiſter und Syndikus des Domkapitels, ſtarb am 9. März 1821 und gab 1781 Fritzchen's Lieder und 1786 Lehrgedichte und Lieder für empfindſame Herzen heraus, die 1794 noch in einer anderen Sammlung erſchienen, jedoch keine höhere Beachtung

verdienen. — Johann Gottlieb Seume ist am 29. Januar 1763 zu Poserne bei Weißenfels geboren, wo sein Vater ein Bauer war, besuchte die Schule zu Borna und Leipzig, mit Unterstützung des Grafen von Hohenthal, und begann das Studium der Theologie, das ihm aber bald wieder verleidete, so daß er heimlich davonging und nach Paris wollte. Aber im hessischen Orte Vacha fiel er Werbern in die Hände und er mußte nun mit den hessischen Truppen in britischen Diensten nach Canada in Amerika, wo er sich die Freundschaft des Herrn v. Münchhausen erwarb. Als er wieder zurückkam und es verlautete, daß die Truppen an Preußen verkauft werden sollten, entsprang er in Bremen seinem Corps, fiel aber gleich darauf preußischen Werbern in die Hände und mußte nun in Emden als gemeiner Soldat dienen. Hier suchte er zweimal zu entfliehen, wurde aber jedesmal wieder eingefangen und entging nur durch besondere Fürbitten der Todesstrafe. Endlich gewann er einen Bürger für sich, der 80 Thaler Caution für ihn erlegte, damit er in Urlaub gehen könne; Seume ging nach Leipzig, bezahlte mit dem Honorar für die Uebersetzung des englischen Romans Honorie Warren (1788) die Cautionssumme, widmete sich den Wissenschaften und wurde 1792 Magister. Im nächsten Jahre wurde er Secretär beim russischen General Igelström, der die polnischen Angelegenheiten zu besorgen hatte, und kam mit demselben 1793 als Grenadieroffizier nach Warschau, wo er gerade anwesend war, als die polnische Empörung ausbrach, wo Seume polnischer Gefangener wurde. Nach seiner Befreiung bekam er von der Kaiserin Katharina den Auftrag, einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig zu begleiten, und da nach Katharinens Tod er in Rußland wenig Aussichten auf eine höhere Beförderung sah, blieb er zu Leipzig, gab Unterricht im Englischen und las über alte Klassiker; daneben gab er wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794 (Leipzig 1796), zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland (Zürich 1797) und Obolen (Leipzig 1797, 2 Thle.) heraus und ging zum Buchhändler Göschen in Grimma als Corrector. Im December 1801 begann er eine Fußreise durch Italien nach Sicilien und kam nach neun Monaten über die Schweiz und Paris zurück und im Jahre 1805 machte er eine ähnliche Reise über Petersburg und Moskau nach Finnland und Schweden, welche beide Reisen er beschrieb. Nachdem er zwei Jahre lang mit körperlichen Leiden gekämpft hatte, starb er zu Töplitz, wo er das Bad besuchte, am 13. Juni 1810. Er hat auch seine eigene Lebensbeschreibung begonnen, die von Clodius vollendet wurde. Nachdem schon früher Gesammtausgaben seiner Werke erschienen waren, kamen zu Leipzig eine solche in Einem Bande 1835 und eine andere Ausgabe in 8 Bänden 1839 als vierte Auflage heraus. — Friedrich von Matthisson ist am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Feldprediger war, besuchte die Schule zu Kloster Bergen und studirte dann zu Halle zuerst Theologie und dann Philologie und Naturwissenschaften, worauf er Lehrer am Erziehungsinstitute zu Dessau und dann Hofmeister des livländischen Grafen Sievers wurde, mit welchem er sich in Altona, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Hierauf folgte er einer Einladung Bonstetten's nach Noyon am Genfersee, trat 1790 als Erzieher in einem Lyoner Handelshause ein, mußte 1791 wegen Familienangelegenheiten nach Hause zurückkehren und wurde 1794 Vorleser und Reisebegleiter der Herzogin von Dessau, mit welcher er 1795—96 zu Rom und Neapel, 1799 in Südtyrol und Norditalien und 1801—1808 in der französischen Schweiz lebte. Im Jahre 1812 kam er als Geheimer Legationsrath, Oberbibliothekar der Privatbibliothek und Mitglied der Hoftheaterintendanz in die Dienste des Königs von Württemberg, der ihm schon früher den Adel verliehen hatte, ging 1819 mit dem Herzoge Wilhelm von Württemberg nach Italien und zog sich dann nach Wörlitz zurück, wo er am 12. December 1831 starb. Seine Erinnerungen erschienen zu Zürich 1810—16 in 5 Bänden, seine Selbstbiographie in den Zeitgenossen I. Nro. 3, seine Schriften zu Zürich 1825, 6 Bde. und literarischer Nachlaß zu Berlin 1832 in 4 Bdn. Von seinen Gedichten kam zu Zürich 1838 die dreizehnte Auflage heraus. — Johann

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis iſt am 20. Decbr. 1762 zu Seewis in Graubündten geboren, trat als Offizier in die franzöſiſche Schweizergarde zu Verſailles, wurde Hauptmann, focht unter General Montesquiou in Savoyen, zog ſich aber dann in's Privatleben nach Chur zurück, wurde 1798 Generalinſpektor des ſchweizeriſchen Milizweſens und ſtarb zu Malans am 28. Jan. 1834. Seine Gedichte gab Matthiſſon 1793 zu Zürich heraus und die neueſte Auflage erſchien 1839, neben dieſen entſtanden aber von den Gedichten von Matthiſſon und Salis zahlreiche Nachdrücke in Reutlingen. — Ernſt Auguſt Tiedge iſt am 14. December 1742 zu Gardelegen geboren als der Sohn des Rectors an der dortigen Stadtſchule, ſtudirte in Halle Rechtswiſſenſchaft, wurde Secretär beim Landrathscollegium zu Magdeburg, gab aber 1776 die juriſtiſche Laufbahn auf und wurde Erzieher in Elrich, wo er mit dem Gleim'ſchen Kreiſe und der Frau von der Recke in Verbindung kam und ſich ganz in die Stimmung derſelben hineinlebte; auch gab er hier ſeine erſten dichteriſchen Verſuche heraus. Im Jahre 1781 ging er auf die Einladung Gleim's nach Halberſtadt, wurde 1792 Geſellſchafter und Secretär des Herrn v. Stedern, nach deſſen Tod Erzieher ſeiner Töchter, mit denen er nach Reinſtedt und Magdeburg zog, woſelbſt er mit Matthiſſon bekannt wurde, ging 1798 nach Quedlinburg und als im nächſten Jahre die Frau v. Stedern ſtarb, gab er den Genuß der Dompräbende auf, machte mehrere Reiſen im nördlichen Deutſchland, verweilte zu Halle und Berlin, traf wieder mit der Frau von der Recke zuſammen, begleitete dieſelbe auf ihren Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz und Italien bis 1808 und lebte dann bei ihr zu Berlin und ſeit 1819 zu Dresden, wo ſie 1833 ſtarb. Tiedge lebte daſelbſt noch bis 1841. Außer einer Lebensbeſchreibung der Herzogin von Curland lieferte Tiedge mehrere poetiſche Werke, die zuerſt zu Halle 1823—1829 in acht Bändchen und in vierter Auflage zu Leipzig 1841 in 10 Bändchen erſchienen.

240. An Voß ſchließt ſich durch Heimath und poetiſche Verwandtſchaft Ludwig Theobul Koſegarten an, der lyriſche Gedichte aus allen Tonarten machte, von Schiller und Göthe, Klopſtock und den Romantikern Stoffe und Motive entlehnte, aber dadurch auch zu keinem ſicheren Halt und wahren Grundton gelangen konnte. Er ſchrieb Lieder, Oden, Balladen und Elegien, ſogar im Drama verſuchte er ſich, verfaßte Legenden nach Herder und Idyllen nach Voß und ſchrieb Romane, wie ſeine Ida von Pleſſen. Seine Poeſie zeigt zwar ein großes Streben nach dem Höchſten, aber um dies zu erreichen, verfällt Koſegarten zu ſehr in's deklamatoriſche Pathos, er wird ſchwülſtig, unwahr und ſucht den Mangel an Poeſie durch Wortfülle und Bilderreichthum zu erſetzen. Gemüthliche Einfalt kennt er faſt gar nicht und dadurch bekamen ſeine Gedichte eine große Menge höchſt ſeltſamer Begriffs- und Wortfügungen, welche abſtoßen. Am beſten ſind ihm die Gedichte gelungen, die auf die Inſel Rügen Bezug haben, denn hier tritt die lokale Färbung angenehm hervor und ſeine Idylle Jucunde hat dadurch immer Anklang gefunden, ebenſo ſeine Inſelfahrt. — Wie Voß und noch mehrere Norddeutſche, beſchritt auch Jens Baggeſen den Weg der Idylle und des Lieds und er iſt auch deshalb bemerkenswerth, weil er ein Däne war und in däniſcher wie in deutſcher Sprache dichtete. Sein unſtätes Leben ließ ihn auch in der Poeſie zu keinem rechten Halt gelangen und ſo ward er von innerer Zerriſſenheit ergriffen, die ihn bald zur franzöſiſchen Revolution, bald zu Klopſtock, Schiller und Voß hinzog und auch der Kant'ſchen und

Fichte'schen Philosophie zuwandte, die er wieder in seinem Theeliede verspottete. Auch gegen Göthe erhob er sich in einem höchst barocken Gedichte, Faust, und er griff überhaupt in alle Richtungen ein; aber seine Poesie leidet an Kälte und forcirtem Pathos, an Mangel von Einfachheit und Wahrheit, die man selbst in seiner Idylle Parthenais nur in geringem Maaße findet. Diese enthält jedoch sonst lebendige Naturschilderungen und wie es die Alpenreise von Jungfrauen zur Jungfrau besingt, so ging es aus unmittelbarer Naturanschauung hervor und zeichnet sich auch durch wohlklingende Hexameter aus. Niedriger stehen seine „Heideblumen" und sein Gedicht: Adam und Eva, das humoristische Blicke in unsere Zeit wirft. Auch seinen Landsmann Adam Oehlenschläger übertrifft er im Gebiete der Lyrik, doch liegt dessen Wirksamkeit nicht hier, sondern im Gebiete des Drama's. — Der Schweizer Johann Martin Usteri schließt sich mit seinen Idyllen im Schweizerdialekte an die niederdeutschen Idyllen von Voß an und bezog dieselben auf die plastische Kunst. Außer einigen novellenartigen Erzählungen sind von ihm auch noch Volkslieder bekannt, die zum Theil sehr gefielen, wie sein Liedchen „Freut Euch des Lebens" in Aller Mund ist. Ueberhaupt griff man mit richtigem Takte vielfach für die Idylle zum derberen und kernigeren Volksdialekte, worin Voß auch außer den Genannten noch verschiedene Nachahmer erhielt, die freilich auf poetischen Werth nur wenig Anspruch haben, wie z. B. Grübel in Nürnberg, der jedoch zu sehr in's Triviale und Alltägliche verfällt. Nur Johann Peter Hebel aus dem badischen Oberlande verdient hier noch genannt zu werden, der uns ein ächt anschauliches und wahres Gemälde von den Personen, Sitten und dem Leben in seiner Heimath entwirft und das rein Menschliche mit Liebe hervorhebt, wobei alle Gedichte ein eigenthümlicher heiterer Humor durchzieht und der Dichter, während er den wahren Volkston trifft, doch nicht zum Volke hinabsteigt, sondern es zu sich heraufzieht. Er verstand es vorzüglich, alle Erscheinungen persönlich auftreten und sprechen zu lassen, und wenn etwas an ihnen zu tadeln ist, so ist es dies, daß Hebel manchmal einen Ton anschlägt, der zu hoch ist, als daß er dem Kreise, in dem der allemannische Dialekt zu Hause ist, immer allgemein verständlich wäre. Die hierher gehörigen Schriften sind seine allemannischen Gedichte und das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, von denen das letztere die Absicht hat, auf heitere und angenehme Weise, meistens durch Erzählungen und Anekdoten, belehrend auf das Volk zu wirken und es für alles Gute und Edle zu gewinnen. Von Hebel gingen auch die späteren Dorfgeschichten aus, die wir in neuerer Zeit erhalten haben, weil er es zuerst versuchte, das wahre Leben und Treiben der ländlichen Familien zu schildern und ihre Leiden und Freuden uns vorzuführen; und ebenso kann man ihn den Gründer der ächten Volkskalender nennen, da er zuerst wieder den kecken humoristischen und freundlichen Ton traf, in dem man mit sicherem Erfolg zu den Bewohnern des Landes reden kann. Von seinen Gedichten verdient besonders

die Wiese hervorgehoben zu werden, welches Gedicht an die Beschreibung ihres Laufes eine liebliche Allegorie vom Gange des menschlichen Lebens anknüpft. Zu erwähnen ist noch, daß Hebel's kurze biblische Geschichten zu einem wahren Volksbuche geworden sind, jedoch darf auch nicht vergessen werden, wie bei ihm ein unangenehmer Mißton gefunden wird, indem er, wohl nicht ohne höhere Einwirkung, Hofer, den Führer der Tiroler Landeserhebung, auf unedle Art in seinem rheinischen Hausfreund mißhandelt hat. — Obwohl etwas später lebend, schließt sich an Hebel Daniel Arnold zu Straßburg an, welcher im Dialekt des Elsasses 1816 die dramatische Idylle der Pfingstmontag schrieb und darin ein nicht unbedeutendes poetisches Talent offenbarte. In reicher Abwechslung sind hier alle Schattirungen der bürgerlichen ländlichen Gesellschaft treu gezeichnet und treffend nach dem Leben geschildert; auch hat Arnold noch einige kleinere Gedichte herausgegeben, die nicht ohne poetischen Werth sind, wenn sie auch nicht in den größeren Kreis des Publikums drangen. — Am passendsten ist endlich hier auch Valerius Wilhelm Neubeck anzureihen, da die schönsten Stellen seines Lehrgedichts die Gesundbrunnen dem Gebiete der idyllischen Naturschilderungen angehören. So wenig auch der Stoff an und für sich geeignet ist, für die Poesie dankbar zu sein und die didaktische Tendenz zu sehr vorwaltet, so hat doch Neubeck in fließender Sprache und guten Hexametern so viel geleistet, als ihm nur möglich war. Wie wenig eigentlich poetisches Talent übrigens Neubeck besaß, bezeugen seine kleineren Gedichte, welche über die Mittelmäßigkeit sich nicht erheben und mehr Nachahmung als eigene Schöpfung sind.

Ludwig Theobul Kosegarten ist am 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen geboren, studirte in Greifswalde Theologie, wurde Erzieher bei einer adeligen Familie in Pommern, dann Rector der Schule zu Wolgast, 1792 Prediger und Probst zu Altenkirchen auf der Insel Rügen, 1793 Dr. der Theologie und wurde 1807 als Professor nach Greifswalde berufen, wo er auch Consistorialrath wurde und als Rector der Universität am 26. Oktober 1818 starb. Seine sämmtlichen Dichtungen erschienen zu Greifswalde 1812 in 8 Bdn. und 1824 in 12 Bdn. — Jens (Immanuel) Baggesen ist am 15. Februar 1761 zu Korsör in Dänemark geboren, erlangte seine wissenschaftliche Bildung in Deutschland, lernte Klopstock und Voß kennen, machte eine Reise nach der Schweiz, wo er sich mit Haller's Enkelin verheirathete, ging 1789 nach dem südlichen Frankreich und machte 1793 eine Reise nach Italien. Im Jahre 1796 kehrte er in sein Vaterland zurück, bekam eine Anstellung und ging einige Jahre später nach Paris und mit einem Verwandten nach Italien, wo er vom Schatzmeister der italienischen Armee eine Villa bei Mailand geschenkt bekam. Von 1800 bis 1811 lebte er in glücklichen Verhältnissen zu Paris, ging dann als Professor und Justizrath nach Kiel, nahm 1814 seine Entlassung und lebte in Kopenhagen. Hier gerieth er aber mit Oehlenschläger in Feindschaft und begab sich wieder nach Paris, wo ihn der Prinz von Augustenburg unterstützte. Da seine Gesundheit immer schwankender wurde, besuchte er die Heilquellen Böhmens und wollte dann noch einmal seine Freunde in Kopenhagen sehen, starb aber schon auf dem Wege dahin zu Hamburg am 3. Oktober 1826. Seine früher einzeln erschienenen Gedichte wurden durch seine Söhne in 5 Bänden 1836 zu Leipzig herausgegeben. Uebrigens dichtete er auch in dänischer Sprache, und seine Jahreszeiten sind sehr beliebt. — Johann Martin

Usteri ist im April 1763 zu Zürich als der Sohn eines Kaufmanns geboren, wurde daselbst Rathsherr, Mitglied des Erziehungs- und Finanzraths und Präsident der Kunstschulpflege und des Künstlervereins und starb am 29. Juni 1827. Seine Dichtungen in Versen und in Prosa wurden von David Heß mit einer Lebensbeschreibung des Dichters 1831 zu Berlin in 3 Bänden herausgegeben. — Johann Konrad Grübel ist am 3. Juni 1736 zu Nürnberg geboren, betrieb ein bürgerliches Gewerbe, beschäftigte sich mit künstlichen mechanischen Arbeiten, die meistens nach Italien gingen, lebte als Stadtflaschner und starb am 8. März 1809. Seine Gedichte in Nürnberger Mundart erschienen 1802 in 3 Bänden und 1811—1812 in 4 Bänden und seine Correspondenz und Briefe in Nürnberger Mundart 1808. — Johann Peter Hebel ist am 11. Mai 1760 zu Hausen bei Schopfheim geboren und der Sohn eines Arbeiters auf dem dortigen Eisenwerke, der früher Soldat war und sich auch mit Gärtnerei abgab. Der Kirchenrath Preuschen nahm sich des armen Jungen an, brachte ihn auf das Pädagogium nach Lörrach und dann nach Karlsruhe, von wo Hebel 1778 nach Erlangen ging, um Theologie zu studiren. Im Jahre 1780 kehrte er nach Karlsruhe zurück, wurde Hauslehrer bei einem Pfarrer auf dem Lande und 1783 Präceptor am Pädagogium zu Lörrach. 1791 wurde er Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe und Subdiakonus an der Hofkirche, 1798 Oberlehrer und Professor und in dieser Zeit hatte er schon die meisten seiner allemannischen Gedichte bekannt gemacht und vielfache Anerkennung dafür erhalten. Im Jahre 1805 bekam er den Titel als Kirchenrath, wurde 1808 Direktor des Karlsruher Lyzeums, 1814 Mitglied des Consistoriums, 1819 Prälat und Commandeur des Zähringer Löwen-Ordens und starb auf einer Reise am 22. September 1826 zu Schwetzingen, wo er begraben ist. Ein gußeisernes Denkmal mit seiner Büste wurde ihm im Schloßgarten zu Karlsruhe errichtet. Außer seinen allemannischen Gedichten, die mehrere Ausgaben erlebten und vielfach nachgedruckt wurden, gab er 1808 bis 1811 den Kalender Rheinländischer Hausfreund heraus, der später noch zweimal wieder abgedruckt werden mußte, und das Schönste daraus sammelte er in seinem Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreunds, das zuerst 1811 erschien und seither ein beliebtes Volksbuch wurde. Hebel's sämmtliche Schriften erschienen in einer Gesammtausgabe zu Karlsruhe und in einer Auswahl von 3 Bänden in neuester Auflage 1847. Seine biblischen Geschichten erschienen 1822 und waren viele Jahre hindurch in den badischen Schulen eingeführt. — Daniel Arnold ist 1780 zu Straßburg geboren und lebt daselbst als Professor der Rechte. Der Pfingstmontag erschien anonym 1816. — Valerius Wilhelm Neubeck ist am 29. Januar 1765 zu Arnstadt im Schwarzburgischen geboren, wo sein Vater Hofapotheker war, kam 1783 auf die Ritterakademie zu Liegnitz, studirte 1785 zu Göttingen und dann zu Jena Medizin, ließ sich später als Arzt zu Liegnitz nieder, wurde Kreisarzt in Steinau, später Hofrath und starb daselbst. Seine kleineren lyrischen Gedichte erschienen zu Liegnitz 1791, sein Lehrgedicht die Gesundbrunnen in 4 Gesängen zu Breslau 1794, und dies Gedicht erlebte 1809 zu Leipzig die dritte Auflage.

241. Die übrigen Dichter aus dieser Zeit können noch weniger auf Selbstständigkeit und Originalität Anspruch machen und sinken immer mehr zur Mittelmäßigkeit herab, wie man dies immer in solchen Zeiten findet, wo große Geister auftreten und dann kleine Talente durch deren Ruhm zum Nachringen verlockt werden, ohne sich über den Boden aufschwingen zu können. Ein Nachahmer von Klopstock, Voß und Schiller war der Schwabe Philipp Conz, der wohl auch für Sitte und Tugend begeistert war und selbst zarte Empfindungen besaß, aber dabei die philosophische Reflexion zu viel vorwalten ließ und der poetischen Innerlichkeit entbehrte. Er versuchte sich auch im Drama

mit dem Trauerſpiele Konradin von Schwaben; aber mit mehr Erfolg hat er auf dem Gebiete der klaſſiſchen Literatur gewirkt. Schwunghafter und phantaſtiſcher erſcheint Franz Anton Joſeph von Sonnenberg, der ein nicht unbedeutendes Talent beſaß, deſſen wilde und ungezügelte Phantaſie ihn aber fortriß und ihm jeden feſten Halt in ſeiner Anſchauung raubte. Er beſaß ein nicht geringes Talent für die Idylle, aber der hohe moraliſche Maaßſtab, den er an die wirkliche Welt legte, ward ihm zur zürnenden Satire und er verſuchte ſich in epiſchen Gedichten, wie das Weltende und Donatoa, die alle Gränzen des Maaßes überſchreiten und zu titanenartig angelegt ſind. Seine kleineren Gedichte und Oden ſind von hohem Schwung getragen und hätte er länger gelebt, um zur geiſtigen Ruhe zurückzukehren, ſo würde er eine höhere Stellung in der Zahl unſerer Dichter einnehmen, aber die übermäßige Anſpannung ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte ſtürzte ihn in Wahnſinn und ein Erzeugniß ſolch ſchrecklicher Stunden iſt das Gedicht: Gott dem Weltrichter. Im ſchärfſten Gegenſatze ſteht ihm G. C. v. Halem gegenüber, deſſen Gedichte durch ihre Verſtandesmäßigkeit zu ſehr leiden, als daß ſie wirkliche Poeſie enthalten könnten; dagegen enthält ſeine Selbſtbiographie nicht nur intereſſante Mittheilungen über deutſche Dichter, ſondern iſt auch in ſittengeſchichtlicher Hinſicht merkwürdig. Ihm iſt Schmidt von Lübeck ähnlich, der übrigens einige Gedichte geliefert hat, welche allgemeines Intereſſe erweckten und ſogar in's Volk übergingen. Von ähnlicher Mittelmäßigkeit iſt Mahlmann, der durch ſeine Parodie auf Kotzebue's Huſſiten von Naumburg (Herodes vor Bethlehem) und als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt bekannt wurde, auch viele komiſch-dramatiſche Produktionen lieferte, denen freilich nichts mehr als ächte Komik fehlte, ſich jedoch nur im Gebiete der Lyrik mit einigem Erfolg bewegte. Seine Gedichte ſind in ſprachlicher Hinſicht gut geſchrieben und auch für die muſikaliſche Compoſition geeignet, aber ſie beſitzen ſo wenig ächte Poeſie, als der ganze Chor ähnlicher Poeten wie Kind, Theodor Hell und Andere, die mehr in das Gebiet der Gelegenheitsdichter gehören und glücklicher Weiſe auch bereits vergeſſen ſind. Unter dieſelbe Klaſſe wäre noch Langbein zu rechnen, wenn derſelbe nicht ein wirklich bedeutenderes Talent beſeſſen hätte, das er nur nicht mit Ernſt und Gründlichkeit benützte. Abgeſehen von ſeinen Novellen und Romanen, von denen einige gar nicht übel gelungen ſind, verſuchte er ſich hauptſächlich in Romanzen und Balladen, die alle etwas Schwankartiges an ſich tragen und bei beſſerer Behandlung und Durchführung ganz gute Gedichte gegeben hätten. Aber er ließ ſeiner Redſeligkeit und Nachläſſigkeit zu ſehr freien Lauf und hat es daher zu keinen vollkommenen Leiſtungen gebracht. Ihm verwandt iſt Alois Blumauer, der in Wien als Cenſor lebte und ſeiner öſterreichiſchen Herkunft entſprach, indem er ſich vorzüglich humoriſtiſchen Dichtungen zuwandte. Seine kleineren Gedichte haben oft ächte poetiſche Anklänge, werden aber durch redſelige Breite matt und der Humor erſcheint zu gezwungen.

Seine traveſtirte Aeneide hat ihn zuerſt in weiterem Kreiſe bekannt gemacht; ungeachtet ſie reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen iſt, ſo wurde daraus doch nur ein Zerrbild, das in den ſpäteren Geſängen immer matter und roher ward. Selbſt unter den kleineren Produkten ſind verſchiedene, die in Gemeinheit und Unzüchtigkeit verfallen und daher die ihnen gewordene Vergeſſenheit vollſtändig verdienen. — Neben dieſen untergeordneten Dichtern begegnet man um dieſe Zeit auch ſchon einer Anzahl ſchriftſtelleriſcher Frauenzimmer, die in ihrer ſentimentalen Stimmung ſich über die Sphäre ihres Berufs erheben und die vermeintlichen Schranken ihres Geſchlechts überſchreiten wollten und ihre Unzufriedenheit in Gedichten niederlegten. Nur Wenige beſaßen dabei einiges poetiſche Talent und verſuchten ſich in Produkten, die ihnen näher lagen und daher auch nicht ganz ohne Erfolg blieben. Unter der ziemlich großen Reihe derſelben kann die Literaturgeſchichte nur wenige Namen nennen. Dahin gehört Louiſe Brachmann, welche Novellen, Lieder und Idyllen ſchrieb, die nicht ohne poetiſches Talent ſind, aber zu ſehr durch weibliche Redſeligkeit leiden. Ihr Schickſal machte ſie bemerkenswerther als ihre Schriften, denn ſie ſuchte in leidenſchaftlicher Verſtimmung im 45ſten Lebensjahre den freiwilligen Tod in den Wellen der Saale. — Amalie v. Helwig, geborene v. Imhof, ſchrieb nicht nur einige Novellen, ſondern auch das liebliche kleine Epos: die Schweſtern von Lesbos, und ſpäter das ſchwächere Gedicht: die Schweſtern von Corcyra. — Auch Sophie Mereau, die nachmalige Gattin von Clemens Brentano, zeigt in ihren Gedichten reinere Empfindungen und beſſeren Ausdruck, als ihre ſchriftſtelleriſchen Gefährtinnen, und war zu ihrer Zeit ziemlich geſchätzt; ebenſo Friederike Brun, welche ſich durch Herausgabe von Reiſebeſchreibungen und des Briefwechſels zwiſchen Johannes v. Müller und Bonſtedten verdient machte, und Karoline v. Günderode, die gleichfalls einen tragiſchen Tod bei Rüdesheim wählte. Andere Dichterinnen, wie Karoline Rudolphi und Eliſe v. d. Recke, ſind längſt allzu vergeſſen, als daß ihrer noch beſonders gedacht werden könnte. Die meiſten derſelben gehören dem Jena-Weimar'ſchen Kreiſe an und bekamen dorther ihre Anregung zur Dichtung. — Demſelben Dichtervereine ſtanden auch Johannes Falk und K. L. von Knebel nahe, von denen der Erſtere durch ſeine unter drückenden Verhältniſſen erlangte Ausbildung ſich der Satire zuwandte und ſich nicht ohne Erfolg in der Lyrik verſuchte. Seine Satiren ſind geiſtreich aufgefaßt, voll Freimuth und ſelbſtſtändigem Urtheil; aber ſeine Eitelkeit trieb ihn zur geſchwätzigen Redſeligkeit und nachdem er im ſatiriſchen Drama die Uhue (1797) den Pietismus gegeißelt hatte, fiel er ſpäter ſelbſt dieſer Dämmerungsſeligkeit anheim und wurde nach und nach plauderhaft und kleinſtädtiſch. Sein Buch „Göthe aus näherem perſönlichem Umgang dargeſtellt" hat jedoch auch noch in neuerer Zeit Intereſſe erweckt. Knebel hat zwar auch Gedichte, worunter Elegien, geſchrieben, die ſich durch Sprache und Darſtellung auszeichnen; aber es fehlt

ihnen der Hauch wahrer Poesie und sie sind noch zu sehr in Ramler's Weise gedichtet. Auch versuchte er sich mit dem Trauerspiele Saul auf dem Gebiete der Dramatik. Doch sind das Beste von ihm seine Uebersetzungen des Properz und Lucretius, welche die Schwierigkeiten des Originals mit vieler Kunst überwinden, und sein Briefwechsel beleuchtet manche Verhältnisse des Lebens in Weimar, wo er alle anderen Mitglieder dieses Kreises überlebte. —

Karl Philipp Conz ist am 28. Oktober 1762 zu Lorch geboren, wo sein Vater Amtsschreiber war, kam auf die Schule zu Blaubeuren und Bebenhausen, studirte in Tübingen Theologie, wurde 1783 Vikarius zu Adelberg und Welzheim, dann zu Zavelstein, 1789 Repetent am theologischen Seminar in Tübingen, 1790 Prediger an der Karlsakademie zu Stuttgart, dann Diakonus zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Literatur zu Tübingen und starb daselbst am 20. Juni 1827. Seine kleinen anakreontischen Gedichte sind zuletzt in Ulm 1824 erschienen. — Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr v. Sonnenberg ist im Jahre 1778 zu Münster in Westphalen geboren, zeigte schon frühe eine zu kühne Phantasie, begann bereits im 11ten Jahre zu dichten und entwarf im zwölften Lebensjahre den Plan zu dem Epos das Weltende. Später studirte er Jurisprudenz, machte im 19ten Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, ging zum zweiten Mal aus seiner Heimath fort, um Deutschland zu durchirren, lebte dann zu Drakendorf bei Jena, wo er einige Freunde hatte und das zweite Epos Donatoa schrieb, aber er strengte seine Kräfte zu sehr an, so daß er in Wahnsinn verfiel und am 22. November 1805 freiwillig sein Leben endigte, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. Vom Weltende erschien der erste Theil zu Wien 1801, Donatoa zu Halle 1806, 2 Bde. und seine kleineren Gedichte, von Gruber herausgegeben, Rudolstadt 1809. — Gerhard Anton v. Halem ist im Jahre 1752 zu Oldenburg geboren, studirte Rechtswissenschaft zu Frankfurt a. d. O., Straßburg und Kopenhagen wurde Assessor am Landgericht zu Oldenburg, dann Dirigent der herzoglichen Regierung, 1810 Rath am Appellationshof zu Hamburg, floh 1813 nach Eutin, wurde erster Rath und Dirigent der dortigen Landesregierung und starb daselbst am 4. Januar 1819. Von seinen Dichtungen erschienen: das Epos Jesus der Stifter des Gottesreichs, Hannover 1810, 2 Bände, und Gustav Adolf von Schweden, ebendaselbst. Sonst hat er sich mit vielem Erfolg um die Geschichte, namentlich des Hauses Oldenburg verdient gemacht. — Schmidt's Gedichte sind von Schumacher 1821 herausgegeben worden und erlebten 1827 eine zweite Auflage. Er ist am 1. Januar 1766 geboren und wurde Bankdirektor in Altona, wo er starb. — Siegfried August Mahlmann ist am 13. März 1771 zu Leipzig geboren, kam auf die Schule nach Grimma, studirte bis 1789 Theologie in Leipzig, wurde 1792 Führer eines liefländischen Adeligen, den er auf die Hochschulen zu Leipzig und Göttingen begleitete, machte 1798 eine Reise durch Norddeutschland, hielt sich eine Zeit lang in Petersburg auf und kehrte 1799 nach Leipzig zurück, wo er die Zeitung für die elegante Welt mit seinem Schwager Spazier gründete und nach dessen Tod bis 1810 allein leitete. Während der französischen Kriege pachtete er die Leipziger politische Zeitung, welche damals so ergiebig wurde, daß er einige Besitzungen in der Nähe Leipzigs ankaufen konnte, wurde aber auch 1813 in die Citadelle nach Erfurt abgeführt, wovon man ihn indeß bald wieder entließ. Später beschäftigte er sich mit Naturwissenschaften und der Bewirthschaftung seiner Güter, wurde Direktor der Leipziger ökonomischen Societät und Vorsteher der Loge Minerva, und starb am 16. December 1826. Die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte erschien zu Halle 1824, sein Marionettentheater 1806, seine Erzählungen und Märchen in neuer Auflage in 2 Bänden 1812. Seine sämmtlichen Schriften wurden 1839 in 8 Bänden wieder aufgelegt. — August Friedrich Langbein

iſt am 6. September 1757 zu Radeberg bei Dresden geboren, lebte an verſchiedenen Orten als Privatgelehrter, wurde Cenſor für das belletriſtiſche Fach in Berlin und iſt am 2. Januar 1835 geſtorben. Er hat eine Menge Schriften geſchrieben, die 1845 zu Stuttgart in 16 Bänden geſammelt wurden. — Aloys Blumauer iſt am 21. Dec. 1755 zu Steyer in Oberöſterreich geboren, beſuchte daſelbſt die Schulen, trat 1772 zu Wien in den Jeſuiten-Orden, wurde nach deſſen Aufhebung Cenſor in Wien, nahm ſeit 1783 Antheil an der Gräffer'ſchen Buchhandlung, welche er ganz übernahm, als er 1793 ſein Amt niederlegte, und ſtarb am 16. März 1798. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zuerſt in Leipzig 1801—1803 in 8 Bänden und 1839 zu Stuttgart in 5 Bänden. — Luiſe Brachmann iſt am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren und kam mit ihrem Vater 1787 nach Weißenfels, wo ſechs Jahre ſpäter Novalis ihr poetiſches Talent weckte und 1799 Schiller einige ihrer Gedichte in die Horen aufnahm. Wegen einer jugendlichen Unbeſonnenheit ſuchte ſie ſich ſchon im September 1800 zu tödten, lebte dann in Weißenfels in ſtiller Zurückgezogenheit, ließ ſich 1820 durch eine unglückliche Liebe zu einem jungen Manne daſelbſt verleiten, mit ihm nach Wien zu reiſen und manche Schritte zu thun, welche ihre Freunde und Verwandten mißbilligten, verfiel abermals in eine unglückliche Liebe zu einem preußiſchen Offizier und ſtürzte ſich aus Täuſchung über vereitelte Hoffnungen am 17. September 1822 in die Saale. Ihre Gedichte erſchienen zu Leipzig 1808, ihre Novellen in ſpäteren Jahren und eine Sammlung ihrer auserleſenen Dichtungen in 4 Bänden Leipzig 1824. — Amalie v. Helwig, geb. v. Imhof, iſt am 16. Auguſt 1776 zu Weimar geboren, machte frühe Reiſen durch Frankreich, England und Holland, wurde in Erlangen erzogen, kam im 15ten Jahre nach Weimar, wo ſie mit Vorliebe die deutſchen Dichter las, Griechiſch lernte und ſich im Zeichnen übte, dann hielt ſie ſich öfters in Schiller's Haus auf, welcher einige ihrer lyriſchen Gedichte und ihr größeres Gedicht von 6 Geſängen Abdala und Balſora in die Horen aufnahm, und das kleine Epos die Schweſtern von Lesbos 1801. Bald darauf ward ſie Hofdame in Weimar, vermählte ſich und ging mit ihrem Manne nach Schweden, wo ſie die Schweſtern von Corcyra und die Tageszeiten dichtete, die 1811 erſchienen. Wegen Kränklichkeit begab ſie ſich nach Heidelberg, wo ſie 1813 das Taſchenbuch der Sagen und Legenden und 1814 das Mährchen vom Wolfsbrunnen herausgab, machte noch einmal eine Reiſe nach Schweden, ſchrieb Verſchiedenes, worunter Helene von Turno, übte ſich zu Dresden und Berlin in der Malerei und ſtarb am letzteren Orte am 17. December 1831. — Sophie Mereau, welche ſich ſchon früher von ihrem erſten Gemahle getrennt hatte, vermählte ſich 1805 mit Clemens Brentano und ſtarb 1806. — Friederike Sophie Chriſtine Brun, die Tochter des bekannten Münter, iſt am 3. Januar zu Tonna bei Gotha geboren, dichtete ſchon frühe, verheirathete ſich im Jahre 1783 mit dem Conferenzrath Brun in Kopenhagen, den ſie nach Petersburg begleitete, lebte einige Monate in Hamburg, woſelbſt ſie mit Klopſtock bekannt wurde, und fiel 1789 in Taubheit. Im Jahre 1791 reiſte ſie nach der Schweiz und 1795 nach Italien, erlangte auf Ischia ihre Geſundheit wieder und kehrte im Herbſte 1796 in die Heimath zurück. Später machte ſie noch mehrmals Reiſen nach der Schweiz und Italien und beſchrieb alle dieſelben in nicht unintereſſanten Schriften. Von ihren Gedichten erſchien der erſte Band durch Matthiſſon, Zürich 1795 (4. Aufl. 1806), der zweite in Darmſtadt 1812 und der dritte zu Bonn 1820. — Karoline v. Günderode, die Freundin von Bettina von Arnim, ſchrieb Gedichte, die ſie 1804 unter dem Namen Tian herausgab. — Eliſabethe Charlotte Conſtantia von der Recke, geboren am 20. Mai 1756, als die Tochter des Reichsgrafen von Medem zu Schönburg in Churheſſen, verheirathete ſich 1771, trennte ſich aber ſchon nach ſechs Jahren von ihrem Gemahle, lebte dann zu Mitau, ließ ſich von Caglioſtro und anderen Gauklern in einen grellen Myſticismus ziehen, wurde endlich zu Weimar wieder daraus geriſſen und erhielt dann von der Kaiſerin von Rußland die Rente eines Guts in Kurland, wo ſie junge Mädchen erzog, ging wegen Kränklichkeit nach Italien,

gab ihre Gedichte 1806 heraus, 1826 ein schon früher verfaßtes Schauspiel und starb zu Dresden, wo sie seit 1818 lebte, im Jahre 1833. — Johann Daniel Falk ist im Jahre 1770 zu Danzig geboren, wo er mit drückenden Verhältnissen zu kämpfen hatte, bis er studiren durfte, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Universität Halle, lebte seit 1793 als Privatgelehrter in Weimar, wo er sich 1806 während des Kriegs sehr um die Stadt verdient machte, wurde Legationsrath, stiftete [1813 die Gesellschaft der Freunde in der Noth, um verwilderte Kinder erziehen zu lassen, erreichte mit vieler Mühe die Gründung einer besonderen Anstalt dafür, die seit 1829 das Falk'sche Institut heißt, und starb am 14. Februar 1826. Er schrieb: Die Gräber von Rom und die Gebete, Leipzig 1796; Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, Leipzig 6 Bde., 1797—1803; das dramatische Gedicht Prometheus, Tübingen 1803; Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee, Tübingen 1805, 1. Bd., unvollendet; Oceaniden, Amsterdam 1812; klassisches Theater der Engländer und Franzosen, Amsterdam 1812, beide unvollendet; Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott, Altenburg 1817; auserlesene Schriften, Leipzig 1818, 3 Bde.; Göthe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt, Leipzig 1832. — Karl Ludwig von Knebel ist am 30. November zu Wallerstein in Franken geboren, wo sein Vater fürstlicher Kanzler war, ging im 19ten Jahre nach Halle, um Jurisprudenz zu studiren, trat aber als Offizier in preußische Dienste, blieb hier zehn Jahre lang und ging viel mit Ramler um, nahm den Abschied und kam dann als Hofmeister des Prinzen Constantin nach Weimar, von wo er 1774 mit dem Erbprinzen nach Straßburg und Paris ging, und lebte nach dem Tode seines Zöglings in Weimar und dann in Ilmenau, später aber in Jena, wo er 1834 starb. Seine kleinen Gedichte erschienen 1815 in Leipzig, die Uebersetzung des Properz 1789, die des Lucretius 1821 in 2 Bänden, nachdem er schon 1794 eine Probe mitgetheilt hatte. Sein Nachlaß ward zu Leipzig 1835—40 in 3 Bänden von Varnhagen van Ense und Mundt herausgegeben. 1744

242. Göthe's Götz von Berlichingen übte einen Einfluß auf unsere Literatur aus, wie nicht leicht ein anderes Gedicht, und wie er so ganz die richtige Zeit traf, so regte er auch plötzlich eine ganze Schaar von Poeten zur Nachahmung auf, die freilich nicht Göthe's Geist aufzufassen verstanden, sondern nur am Stoff Interesse hatten und glaubten, wenn sie Ritterstücke voll schauerlicher Scenen lieferten, so könnten sie Göthe erreichen, wenn nicht gar überbieten. An wahren inneren Gehalt war dabei nicht zu denken, auch suchte das Publikum denselben nicht darin, sondern erfreute sich am Gepolter und Spektakel, oder an rührenden Scenen, die es in Affekt setzten und ganze Ströme von Thränen fließen ließen. Uebrigens hatten auch Klinger und Friedrich Müller Ritterstücke bearbeitet, obschon eigentlich blos Göthe's Vorbild zur Nachahmung anreizte, wofür man noch sogar dankbar war, da das deutsche Theaterrepertoir nur wenig Originalstücke besaß, welche das Publikum herbeizogen, so daß selbst Göthe während seiner Direktion des Theaters zu solchen Stücken griff. Dahin gehört der Graf Joseph v. Törring mit seinen mittelalterlichen Ritterstücken, Agnes Bernauerin und Kaspar Thoringer, die wenigstens das für sich hatten, daß sie vaterländische Stoffe behandelten. Mit frischer Färbung und nicht ohne Talent schrieb Jakob Maier aus Mannheim seinen Fust von Stromberg und den Sturm von Borberg, worin er ein Sittengemälde aus der Ritterzeit gab, das den Unfug wenigstens im Einzelnen treu schilderte.

Konradin von Schwaben von Conz war wenigſtens ein Stoff von wirklich tragiſchem Intereſſe und auch Ludwig der Bayer von Längefeld ſchilderte die Zeit nicht übel, obſchon die Sprache noch ſehr mangelhaft und roh darin iſt. Schlechter iſt das Stück Berthold von Zähringen von Crauer, dem es zu ſehr an poetiſchem Talent fehlte, wie überhaupt alle dieſe Dramatiker mehr dadurch Effekt zu machen ſuchten, daß ſie die äußerlichen Seiten der Ritterzeit vorführten, als den wahren Geiſt derſelben. Das beſte Stück dieſer Art war noch Otto von Wittelsbach von Franz Babo, welches nicht nur eine viel glücklichere Charakteriſtik enthält, ſondern auch in dramatiſcher Hinſicht mit vielem Geſchick angelegt und durchgeführt iſt, ſo daß es bis heute noch hin und wieder aufgeführt wird. Die Mode der Zeit führte dazu, daß man auch andere Stoffe, als aus der Ritterzeit wählte, weil doch Abwechslung nothwendig war, und es entſtand dadurch eine Menge von Lärm- und Schreckensſtücken, die durch Uebertriebenheit den Prunk der Ritterſtücke erſetzen mußten; es wäre aber von der Literaturgeſchichte zu viel verlangt, wenn ſie alle die Zerrbilder vorführen müßte, welche dieſe Zeit hervorbrachte. Nur der Eulalie von A. M. Sprickmann ſei hier gedacht, welche ſich über die übrigen hervorhebt, eine Nachahmung von Leſſing's Emilie Galotti iſt und dadurch ſchon ihren ganzen Charakter verräth. Weniger als Göthe's Götz wurden Schiller's Räuber nachgeahmt, weil dieſelben ſchon ein Feld trafen, das nicht ſo fruchtbar war. Doch trat Zſchokke mit ſeinem Abällino der große Bandit, als ſein Nachfolger auf, das aber ein ſo fürchterliches Stück iſt, daß unſere Literatur ihm nicht leicht ein ähnliches an die Seite ſetzen kann und es der Verfaſſer ſelbſt in der Folge für eine arge Jugendſünde erklärte.

Auch Luſtſpiele wurden nach und nach verfaßt, aber weniger von Dichtern, als von Schauſpielern ſelbſt, welche fremde Vorbilder nachahmten und glaubten, wenn ſie einige Verwicklungen und Witze auftiſchten, ſo wäre allen Anforderungen ſchon Genüge geleiſtet. Dieſe Stücke gingen nicht aus innerem Drange hervor, ſondern aus dem Bedürfniß der Bühne und von Poeſie konnte daher keine Rede ſein, geſchweige denn von Originalität oder nationalen Elementen. Uebrigens hatte auch hier Göthe mehrfach Anregung gegeben und einige ſeiner Stücke waren wenigſtens Urſache, daß man in dieſen Luſtſpielen vornehme charakterloſe Menſchen und Schurken vorführte. Wo man nicht ſolche theatraliſche Böſewichter auf die Bühne brachte, erhob ſich das Luſtſpiel gar nicht über die philiſterhafte Alltäglichkeit und als Beiſpiele können Engel's Edelknabe und der dankbare Sohn dienen, die, während ſie durchaus proſaiſch und ohne alle Phantaſie ſind, noch zu den beſten Stücken dieſer Art gehören.

Durch Diderot und Leſſing wurde die deutſche bürgerliche Rührdramatik eingeführt, welche ſpäter die ganze Erbärmlichkeit des alltäglichen Lebens und die nackte Natur mit ordinären Tugenden und Laſtern auf die Bühne brachte und nichts Weiteres bezweckte, als das Publikum auf ein paar Stunden zu Thrä-

nen zu bewegen. Von großen Thaten und bedeutenden Begebenheiten war dabei nicht die Rede, sondern man führte eben das kleinliche Treiben und die niedrigen Kabalen der mittleren Stände vor, wodurch wohl irgend ein Jammer oder eine Noth hervorgerufen wird, aber nichts den Zuschauer erheben und ergreifen kann. Es war den Dichtern blos darum zu thun, die Wirklichkeit genau abzukonterfeien, ohne an eine ideale Auffassung derselben zu denken. In dieser Art schrieb schon Gellert seine zärtlichen Schwestern und J. Ludwig Schlosser aus Hamburg eine ganze Reihe von moralisirenden Rührdramen voll Breite und Lehrhaftigkeit; die Rühr- und Familienstücke wurden jedoch eigentlich erst durch den deutschen Hausvater von Otto H. v. Gemmingen begonnen, der weder Originalität der Erfindung besaß, noch überhaupt sich über das Mittelmäßige und Alltägliche erhob, obschon sein Schauspiel mit großem Beifall aufgenommen wurde und noch jetzt bei Vielen in gutem Andenken steht. Er fand zahlreiche Nachahmer, die nicht einmal ihn erreichten, aber meistens bald wieder vergessen wurden, und nur drei dramatische Dichter haben es hier zu größerem Erfolge gebracht, nämlich Schröder, Iffland und Kotzebue, deren Stücke im letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts alle deutschen Bühnen beherrschten und auf sie bedeutend einwirkten. Schröder aus Schwerin war einer der ausgezeichnetsten Schauspieler seiner Zeit, der es zu hoher Meisterschaft brachte und besonders in der Darstellung Shakespeare'scher Charaktere einen großen Ruhm erwarb, wie auch sein Theater in Hamburg die erste deutsche Bühne wurde, welche nicht nur große Leistungen darbot, sondern auch einen bedeutenderen Ertrag lieferte. Schon sein Spiel wirkte vortheilhaft auf die Dramatik und daneben entfaltete er eine ziemlich reiche Produktivität, indem er theils fremde Arbeiten übertrug, theils eigene verfaßte, die vor Allem den Vortheil hatten, durchaus bühnengerecht zu sein. Shakespeare wurde eigentlich erst durch ihn dem großen Publikum bekannt und zwar nun auch nach seinem poetischen Geiste; ferner die Stücke von Beaumont und Fletcher. Was er selbst schrieb, ermangelte der Poesie zu sehr und er strebte mehr darnach, die Charaktere scharf hervorstechen zu lassen und Effekte zu erzielen, und daher sieht man ihnen fast nur den Schauspieler an und haben sie sich auf vielen Bühnen noch bis zur neueren Zeit erhalten. Unter denselben sind die bekanntesten: der Vetter aus Lissabon, der Ring, Portrait der Mutter, die Stimme der Natur und stille Wasser sind tief. — Von ähnlichem Zwecke wurde auch Iffland bei seinen Stücken geleitet und widmete sich besonders den Genregemälden, Familienstücken und bürgerlichen Rührschauspielen, wobei auch er nur das Alltägliche zum Gegenstande nahm. Zuerst hatte er sich mit seinem Albert von Thurneisen (1781) im Ritterdrama versucht, er fand aber gleich, daß dies seinen Neigungen und seinem Talente nicht entsprach und wandte sich alsbald dem Gemmingen'schen Hausvater zu, um von da an ganz Gegner des Ritterdrama's zu werden, wie er auch

Shakespeare nicht mehr mochte. Er wollte durch sittliche Zucht des bürgerlichen Lebens, rührende Scenen und wackere Gesinnung auf das Volk moralisch einwirken, wozu freilich Shakespeare kein Beispiel war, und aus dieser Richtung gingen seine besten Stücke, wie die Hagestolzen, die Aussteuer, die Jäger, Verbrechen aus Ehrsucht, hervor, welche alle den Charakter der Langweiligkeit und des Spießbürgerlichen an sich tragen und so ziemlich dasselbe Grundthema variiren. Dabei verstand er es nicht, Bösewichter gut darzustellen und das Laster ohne Schwäche und Kraftlosigkeit zu zeichnen und selbst seine Tugendhelden sind zu ordinär. Uebrigens sind seine Stücke mit vieler Menschenkenntniß durchgeführt und Alles ist geschickt vertheilt und benützt; nur fehlt ihnen eben Phantasie und dramatische Belebtheit und die Poesie kann vor der nüchternen Bürgerlichkeit nirgends hervortreten, auch ist der Dialog zu leichtfertig behandelt und die Sprache verräth nur wenig Sorgfalt. So sehr daher seine Stücke in jener Zeit gefielen, so sehr sind sie, mit wenigen Ausnahmen, jetzt vergessen.

Die Literaturgeschichte muß wenigstens einen oberflächlichen Blick auf die Geschichte des Theaters werfen, wie es vor Göthe und Schiller sich gestaltete. Früher war der Sitz der Theater nicht fest, sondern einzelne Gesellschaften hielten sich bald da, bald dort auf, vorzüglich in Hamburg, Hannover, Leipzig, Berlin, Weimar und sonst und die vorzüglichsten Schauspielertrupps waren die Neuber'sche, die später in die Hände von Koch überging, Seyler'sche, Ackermann'sche, Schönemann'sche und Döbbelin'sche. In Süddeutschland fand das Theater erst später bleibende Stätten, zu Mainz durch Schuch und Joseph von Kurz in der Mitte des 18. Jahrhunderts, dann bildete sich durch Eckhoff und Gotter in Gotha eine Hofbühne, aus Elementen der Seyler'schen Truppe, und es gingen von hier aus die trefflichen Schauspieler Iffland, Beck, Beil u. A. hervor und später Schröder, der in Hamburg, Berlin, München, Mannheim und Wien auftrat und zuletzt in Hamburg ein eigenes Theater gründete, wo auch die dramaturgische Literatur begann. Nach Eckhoff's Tod ging die Gothaer Bühne (1778) ein und die meisten Mitglieder begaben sich nach Mannheim, um die dortige Bühne zur Blüthe zu bringen, allein mit Iffland's Weggange zog sich der Glanz derselben nach Berlin, wo neben Iffland Unzelmann und Fleck wirkten. Zu Weimar bestand auch ein Liebhabertheater und 1784 kam dahin die Bellomo'sche Truppe, die 1791 wieder abging, worauf Göthe die Leitung der Bühne übernahm und dieselbe, zumal in Verbindung mit Schiller, auf eine ziemlich bedeutende Höhe hob, indem sie die besten Stücke zur Aufführung brachten und den Geschmack des Publikums läuterten. — Joseph August Graf von Törring, bayerischer Standesherr, ist am 1. December 1763 geboren, wurde Reichsrath, Staatsminister und Präsident des Staatsraths und starb am 9. April 1823. Agnes Bernauerin erschien zu München 1780 und 1782; Kaspar der Thoringer etwas später. — Jakob Maier ist 1739 zu Mannheim geboren, wurde daselbst Hofgerichtsrath und Stadtgerichtsassessor und starb 1784. Der Sturm von Borberg, ein pfälzisches National-Schauspiel, erschien Mannheim 1778 und 1785, und Fust von Stromberg 1782 und 1785. — Längefeld's Ludwig der Bayer erschien 1780, weil man aber Ausfälle auf die Kirche darin machte, wurde 1781 die Aufführung aller vaterländischen Schauspiele in München verboten. — Franz Regis Crauer, geboren 1739 zu Luzern und daselbst Professor der Rhetorik, schrieb: Berchthold, Herzog von Zähringen, Basel 1778, und Kaiser Albrecht's Tod, 1780. — Franz Maria Babo ist 1756 zu Ehrenbreitstein geboren, wurde Professor der Aesthetik zu München, 1799 Censurrath und

Intendant des deutschen Theaters und starb 1822. Seine hauptsächlichsten Stücke sind: Die Römer in Deutschland, 1779; Oda, oder die Frau von zweien Männern, 1781; Otto von Wittelsbach, 1781; Arno, ein militärisches Drama, 1777; Cora und Alonzo, ein Melodrama, 1780; Der Maler; Die Streliţen; Bürgerglück; Der Puls; Genua und die Rache. Eine Auswahl seiner Schauspiele (6 Stücke) enthalten: Schauspiele von J. M. Babo, Berlin 1793—1804, 2 Thle. — Anton Matthias Sprickmann ist 1749 zu Münster geboren, wurde daselbst Regierungsrath und Professor des deutschen Staatsrechts und starb hier. Eulalia erschien Leipzig 1777. — Johann Ludwig Schlosser ist im Jahre 1726 zu Greiţ im Voigtlande geboren, wurde 1782 wirklicher Geheimer-Rath und Vicekanzler bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei zu Wien und starb daselbst. Seine theatralischen Werke erschienen zu Dresden 1772—73, 3 Thle. und umgearbeitet im Wiener Theater; dieser ist aber verschieden von dem gleichnamigen J. L. Schlosser, der 1738 zu Hamburg geboren und dann Pastor zu Bergedorf wurde, wo er später starb. Auch dieser gab Neue Lustspiele heraus, Bremen 1788, worunter die Mißverständnisse und der Zweikampf. — Otto Heinrich von Gemmingen ist im Jahre 1738 zu Heilbronn geboren, studirte die Rechte, wurde churpfälzischer Kämmerer, ging 1781 nach Wien und dann nach Würzburg, erhielt vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden den Titel Geheimer-Rath und starb 1800 zu Wien. Der deutsche Hausvater erschien zu München 1780 und umgearbeitet Mannheim 1782; Sidney und Sylly, 1780; Pygmalion, 1778; Die Erbschaft, 1779; Richard der Zweite, 1782, und Pygmalion, eine lyrische Handlung, aus dem Französischen des Rousseau, Mannheim 1778. — Friedrich Ludwig Schröder ist 1744 zu Schwerin geboren, als der Sohn der nachmaligen Schauspielerin Ackermann, ging mit dieser nach Rußland und Königsberg, besuchte dort das Friedrichscollegium, als seine Eltern nach Sachsen flüchteten, brachte sich nur mit Mühe durch und kam erst 1759 wieder zu den Eltern, die ihn als Kaufmann ausbilden lassen wollten. Aber Schröder betrat die Bühne, führte ein lockeres Leben, begann jedoch zu Hamburg sich bereits Ruhm zu erwerben. Hier übernahm er 1771 mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direktion des Theaters, begann seine dramatischen Arbeiten mit dem Argliſtigen und brachte sein Theater zu Anfang der achtziger Jahre auf eine bedeutende Höhe. Im Jahre 1780 machte er mit seiner Gattin eine große Kunstreise bis Paris und Wien, erhielt überall den vollsten Beifall und leitete dann bis 1798 die Hamburger Bühne, wo er sich auf sein Gütchen Relling bei Hamburg zurückzog und nur noch Vorsteher der Hamburger Freimaurerloge blieb. Im Jahre 1811 ließ er sich von Neuem bewegen, die Direktion des Theaters zu übernehmen, aber er erntete dafür nur wenig Dank und starb schon am 3. September 1816. Seine Lebensbeschreibung schrieb Professor F. L. W. Meyer, Hamburg 1819, seine Werke gab E. v. Bülow zu Berlin 1831, 4 Bde., mit einer Einleitung von Tieck heraus. August Wilhelm Iffland ist am 19. April 1759 von bemittelten Eltern zu Hannover geboren, bekam frühe Vorliebe für das Theater und ging heimlich (1777) nach Gotha, wo er sich bei Eckhof als Schauspieler ausbildete und nach dessen Tod, 1779, nach Mannheim ging. Hier blieb er bis 1796, wurde dann als Direktor des königlichen Nationaltheaters nach Berlin berufen, 1811 Generaldirektor aller königlichen Schauspiele und starb am 22. September 1814. Er gab 1807—1808 einen Almanach für das Theater heraus und seine sämmtlichen dramatischen Werke erschienen Leipzig 1798—1802, 16 Bde., wozu Berlin 1807 noch ein Band kam. Eine Auswahl in 11 Sedezbänden erschien Leipzig 1827—28 und in 10 Bänden 1844.

243. Hatten Schröder und Iffland in ihren Stücken noch immer den sittlichen Halt und das Gefühl ihrer Würde gezeigt, so kümmerte sich um Alles dieses August v. Kotzebue nicht, der unendlich leicht und schnell über zweihundert Stücke schrieb, in alle Arten des Drama's, nach allen Stoffen griff,

nichts nach den Forderungen eines wahren Kunstgefühls fragte, Gutes und Böses, Erhabenes und Gemeines, Schönheit der Sprache und gewöhnliche Salbaderei mit einander vermengte, der Sünde den Mantel des Edlen umhing und nur darnach strebte, bühnengerechte Stücke zu liefern, die Effekt machten. Er besaß ein ausgezeichnetes Talent und eine ungemeine Leichtigkeit des Producirens, aber es fehlte ihm an Ernst, Festigkeit und Charakter, er ließ sich von seiner allzu großen Eitelkeit verleiten, die großen Geister seiner Zeit herabzusetzen, und um mit ihnen zu wetteifern und sie zu überbieten, strebte er nur nach Effekt und dem vorübergehenden Beifall, der ihm auch von dem großen Publikum in reichem Maaße zu Theil ward. Schon in seiner frühesten Jugend war er dem Rührenden und Abenteuerlichen sehr zugethan, von der Liebe verfiel er in religiöse Schwärmerei und endlich fesselte ihn das Theater, so daß er selbst Plane zu Komödien machte. Mit Wieland war er vertraut geworden und kam bald zu literarischem Ruf, worauf er in Rußland noch andere Ehrenstellen gewann. Aber sein Bahrdt mit der eisernen Stirn, ein Pasquill und Meisterstück heimtückischer Banditenkunst, woran ihm der Leibmedicus H. Matthias Markard von Oldenburg half, verscherzte ihm fast die Gunst des Publikums, die er sich durch sein Stück Menschenhaß und Reue zugezogen hatte. Nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen erreichte ihn endlich wegen seiner Charakterlosigkeit der Tod durch die Hand eines politischen Schwärmers. — Bei ihm zeigt sich am besten der Unterschied zwischen Genie und Talent, denn letzteres besaß er allein und darum ist auch in allen seinen Stücken weder ein wohldurchdachter Plan, noch Originalität und organischer Fortschritt zu finden; Alles ist lose zusammengereiht, der Zufall spielt eine große Rolle und nur die kecke Behandlung sticht ab. Auch an eine tüchtige Charakteristik ist nicht zu denken; überhaupt nicht an Tiefe, denn dies wollte Kotzebue nicht; es war ihm blos darum zu thun, durch bunten Wechsel der Gefühle und Stimmungen die Zuschauer zu unterhalten, zu rühren und Effekt zu machen, ohne ihm zu erlauben, auch ein wenig nachzusehen, wie derselbe denn eigentlich hervorgebracht und begründet werde.

Wenn Kotzebue's zahlreiche Stücke auffallen, so geschieht es aus Irrthum, denn wohl schrieb er über 200 Stücke, aber es ist Alles so ziemlich in derselben Manier, derselbe Stoff, nur mit anderen Variationen, Ansichten und Ueberzeugungen, wie er sie jeden Augenblick selbst anders besaß. Der Inhalt ist fast überall unbedeutend und leer und ebenso ist die Sprache nachlässig gehandhabt, so daß sie gleich wieder in dürre Prosa herabsinkt, wenn sie auch einmal den Anlauf nimmt, lebendig und farbenreich zu werden. In der Zeit, wo sie erschienen und das Publikum der Ritter- und Spektakelstücke überdrüssig war, fand aber Kotzebue ungeachtet dieser Mängel doch rauschenden Beifall, weil er es verstand, die Kunstgriffe des Schauspielers in seinen Stücken geschickt anzubringen, die eine rasche und lebendige Handlung geben und Schlageffekte

machen; ja manche seiner Lustspiele besitzen sogar viele Laune und man mag sie jetzt noch bei guter Darstellung zum Theil nicht ungern sehen; aber zum Lesen sind sie nicht, denn abgesehen von dem Umstande, daß sie als Ganzes vom ästhetischen Standpunkte gar keine Beurtheilung zulassen, treten hier die gemeinen Witze, verfehlten Einfälle und niedrigen Gemeinheiten zu stark hervor. — Was das Einzelne betrifft, so enthalten die Lustspiele keine wahre Komik, sondern mehr Späße, wie selbst in dem gegen die Brüder Schlegel gerichteten hyperboreischen Esel; seine Rührstücke sind zusammengesetzt aus weinerlichen Situationen und ganz schlechten Motiven dazu, obschon sein Menschenhaß und Reue ihm den größten Ruhm brachte; ganz geistlos sind seine historischen Dramen, wie die Hussiten vor Naumburg und Gustav Wasa, und endlich versuchte er sich auch im romantischen Drama und der höheren Tragödie, ohne nur sich über das Gewöhnliche erheben zu können. — Außer den 218 Stücken, welche die Gesammtausgabe seiner Werke enthält, schrieb er noch zahlreiche andere Schriften aus allen Arten der Tagesliteratur, denn wie Kotzebue eine neue Erscheinung auftauchen und in die Mode kommen sah, war er gleich auch dahinter her. So entstand eine Menge kleiner Erzählungen, sowie Romane: die Leiden der Ortenbergischen Familie und Leontine von Blondheim, die alle des Rührenden zu viel haben; ferner schrieb er mehrere Reisebeschreibungen, als: seine Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, nach Paris und seinen Aufenthalt in Sibirien, worin wohl manches Einzelne treffend gesagt ist, im Ganzen aber Kotzebue zu eilfertig und anmaßend abspricht. Sogar in der Geschichte versuchte er sich, indem er zuerst 1806 zu Königsberg Preußens ältere Geschichte schrieb, woran die abgedruckten Urkunden das Beste sind; durch das Lob Johannes von Müller's irre geführt, wagte er sich 1814 selbst daran, eine deutsche Reichsgeschichte zu schreiben, die nur von seiner Anmaßung Zeugniß gibt, da er darin das Herrlichste in den Koth herabzuziehen suchte. Endlich schrieb er noch mit Merkel 1802 den Freimüthigen, 1813 ein deutsches Volksblatt voll Haß gegen Napoleon, und gab später das literarische Volksblatt heraus, worin er mit unerhörter Frechheit über Dinge absprach, die er nur halb gelesen und die Niemand weniger verstand, als er selbst. — Daß Kotzebue nachgeahmt werde, ließ sich erwarten, denn seine Effektmacherei war zu verlockend, aber glücklicherweise war die Zahl solcher Nachahmer nur klein, und mag nur noch der schreibseligen Johanna von Weißenthurn gedacht werden, die vierzehn Bände mit Schauspielen füllte, aber mehr als Schauspielerin leistete, denn als Schauspieldichterin, wozu ihr Fleiß und tüchtige Bildung vor Allem mangelte. Doch hat sie bei aller Mittelmäßigkeit das vor Kotzebue voraus, daß sie die Gemeinheit entfernte und sich wenigstens einige Mühe gab, reinere Sprache und bessere Charakterzeichnung einzuführen.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, der Sohn eines Legationsraths, ist am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren, machte schon im 6ten Jahre Gedichte, ging im 16ten Lebensjahre auf die Universität Jena und dann nach Duisburg, schrieb schon um diese Zeit das Stück: Die Weiber nach der Mode, wurde Advokat und ahmte seinen Oheim Musäus in seinem Romane: Ich, eine Geschichte in Fragmenten, nach, auch erschien von ihm ein Bändchen Erzählungen. Im Jahre 1781 wurde er in Petersburg Secretär beim Generalgouverneur von Bawr, wurde von der Kaiserin zum Titularrath ernannt und 1783 als Assessor beim Oberappellationstribunal in Reval angestellt. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats in Esthland und in den Adel erhoben, worauf er die Schrift über den Adel schrieb. In Reval gab er nicht nur einige Romane, sondern auch Dramen heraus, die ihn rasch beim Publikum beliebt machten. Auf einer Badereise 1790 nach Pyrmont schrieb er seine Schrift gegen Dr. Bahrdt unter Knigge's Namen, dann begab er sich nach dem Tode seiner Gemahlin nach Paris und Mainz, nahm seine Entlassung und erbaute sich den Landsitz Friedenthal bei Narwa, wo er von 1795 an lebte und über zwanzig Schauspiele schrieb. Im Jahre 1798 wurde er als Hoftheaterdichter nach Wien berufen, ging aber nach zwei Jahren mit einer Pension von 1000 fl. wieder weg und lebte in Weimar. Als er im April 1800 nach Rußland zurückkehren wollte und er bei Kaiser Paul wegen seines Lustspiels Sultan Wampum verdächtigt war, so wurde er verhaftet und nach Sibirien gebracht. Später veranlaßte die russische Uebersetzung seines Drama's: Der Leibkutscher Peter's des Großen, das eine indirekte Lobrede auf Paul I. ist, seine Zurückberufung, worauf er die Direktion des deutschen Theaters, den Charakter als Hofrath und das Krongut Wokrokrull in Liefland bekam. Als Collegienrath nahm er nach Paul's Tod seine Entlassung und lebte in Weimar und Jena, kam aber in Verdrießlichkeiten mit Göthe und ging 1802 nach Berlin, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und mit Merkel den Freimüthigen herausgab, worin er gegen Göthe und die Schlegel Partei machte; auch schrieb er wieder Dramen und Reisebeschreibungen, da er 1803 nach Paris und 1804 nach Rom gereist war. Im Jahre 1806 ging er nach Königsberg, um die Geschichte Preußens zu schreiben, wovon 1809 zu Riga 4 Bände erschienen; er floh auch 1806 nach Rußland, lebte dann auf seinem Gute Schwarze in Esthland und schrieb in der Biene gegen Napoleon. Im Jahre 1813 ging er als Staatsrath in's Hauptquartier der Russen, um gegen die Franzosen zu schreiben, und nun gab er in Berlin das deutsche Volksblatt heraus. 1814 wurde er russischer Generalkonsul in Königsberg, wo er seine Geschichte des deutschen Reichs begann, 1816 Staatsrath im auswärtigen Departement zu Petersburg und erhielt 1817 mit einem Gehalte von 15,000 Rubeln den Auftrag, nach Deutschland zu gehen und dem Kaiser über den Zustand der Literatur und öffentlichen Meinung Deutschlands Bericht zu erstatten. Dies that er zuerst in Weimar und dann in Mannheim, wo er auch ein literarisches Wochenblatt schrieb und darin anmaßend über Alles absprach. Da er in diesen Berichten nach Petersburg sich schlimm über Deutschland aussprach und besonders alle Verfassungsbestrebungen denuncirte, auch ein solcher Bericht zur Oeffentlichkeit kam, ließ sich ein schwärmerischer Jüngling Namens Sand von Wunsiedel zu dem Glauben verleiten, mit Kotzebue's Tod wäre Deutschland geholfen, und daher erstach er ihn zu Mannheim am 23. März 1819. Ueber sein Leben erschien: Das Leben August v. Kotzebue's, nach seinen Schriften und authentischen Mittheilungen, Leipzig 1819. Seine Theaterstücke erschienen neuerdings zu Leipzig seit 1840 in 10 Bänden. — Johanna Veronika von Weißenthurn ist 1773 zu Koblenz geboren und die Tochter des Schauspielers Grünberg, wurde von ihrem Stiefvater schon frühe auf die Bühne gebracht und für das Theater ausgebildet, kam im 11ten Jahre an das Hoftheater zu München, 1789 nach Wien an das Hofburgtheater, schwang sich nach und nach auf den ersten Platz vor, mußte 1809 vor Napoleon zu Schönbrunn die Phädra spielen, verheirathete sich schon 1791 mit dem Kassirer

des Handlungshauses Arnstein, begann erst im 25sten Lebensjahre selbst Theaterstücke zu schreiben und es sind deren bis 1836 11 Bände zu Wien erschienen.

244. Der Roman war in Deutschland wieder zurückgetreten gewesen und die Lyrik hatte vorgewaltet; aber die englischen Romane, welche rasch nach Deutschland verbreitet wurden, besonders die Schriften von Richardson, Fielding, Goldsmith, Sterne, Smollet und Swift, der Don Quixote und Gilblas, regten zur Nachahmung wieder auf und schon Haller hatte in seinen letzten Jahren einige Romane geschrieben. Mehr an die Tagesordnung kamen sie jedoch durch Wieland, der sich die Gunst des Publikums zu erwerben verstand und zu vielseitiger Nachahmung anregte. Diese ersten Romane waren jedoch nichts anderes, als prosaische Lehrgedichte und selbst Göthe hat durch seinen Wilhelm Meister noch viel zu dieser Richtung beigetragen. Besonders aber wirkten die Ritter- und Spektakelstücke auf die Ausbildung des Romans und da man nur den Stoff nachahmte, so entstand nun in rascher Folge eine ganze Reihe von Ritterromanen voll Gepolter, grauenhaften Schilderungen von Burgverließen und Vehmgerichten, übertriebenen Liebesabenteuern und Fluchen und Beten. Den Reigen eröffnete hier C. H. Spieß, für den einst halb Deutschland schwärmte und der sein Glück zuerst mit dem Schauspiele „Klara von Hoheneichen" machte. Es ist dies ein ganz fürchterliches Stück, die tugendhafte Heldin flucht und weint, liebt und rast, ein edler Ritter klirrt mit seinen Ketten und schimpft über den Landgrafen, der ihn gefangen nahm, und ein Bösewicht lächelt das ganze Drama durch über seine eigene Verruchtheit, bis er zuletzt seine Strafe erhält. Noch ärger machte es Spieß in seinen Romanen, wozu er zwar einiges Erfindungstalent mitbrachte, die aber nur die Gemeinheit und Rohheit auf den Thron setzten und in eilender Hast zusammengeschrieben wurden; denn Spieß suchte mit großem Eifer das Publikum mit zahlreichen Produkten zu befriedigen und so entstand die Menge der Romane, welche er hinterließ. Dahin gehören die Löwenritter, das Petermännchen, die zwölf schlafenden Jungfrauen und ähnliche, die immer schlechter wurden. Sein würdiger Nachfolger auf diesem Gebiete war Karl Gottlob Cramer, der es ganz vorzüglich verstand, die Welt vom Standpunkte der Gemeinheit aufzufassen und durch abenteuerliche Zerrbilder dem Publikum zu gefallen. Sein erster Roman war Karl Saalfeld, der 1798 erschien, sein Hasper a Spada ist ein mittelalterliches Ritterstück voll übertriebener Bosheit und Tugend, ebenso sein Adolf von Dassel; sein vierbändiger Roman Erasmus Schleicher ist ein höchst frivoles Stück, dem noch Paul Ysop und andere zur Seite stehen und der Beifall, der diesen Produkten vom Volke geschenkt wurde, bewirkte, daß er gegen 90 Bände Romane zusammenschrieb, die immer schlechter und breiter wurden, in die größte Verzerrtheit und Carricatur verfielen und zuletzt immer weniger Anklang fanden, obwohl er hier und da noch gelesen wird, denn er starb erst im Jahre 1817 als Meiningischer Forstrath. Zu diesem gesellt sich

als dritter Romanfabrikant Friedrich Schlenkert, der nicht einmal die Phantasie der vorhergehenden besaß, um eigentliche Ritterromane zu fabriciren, sondern sich mehr an die mittelalterliche Geschichte hielt und die historischen Begebenheiten aus der Zeit Heinrich's IV., Rudolf's von Habsburg und Anderer vorzuführen, wobei in langweiliger breiter Erzählung und übertriebener Schilderung nicht einmal die historische Wahrheit getroffen ist. Am bekanntesten ist sein Friedrich mit der gebissenen Wange. Mit mehr Takt schrieb Leonhard Wächter unter dem Namen Veit Weber seine Sagen der Vorzeit, worin wenigstens der Geist der Ritterzeit besser getroffen ist, obschon er sich zu sehr im Grellen und Harten gefiel. Später erschienen von ihm seine Holzschnitte, welche die Betfahrt des Bruders Gramsalbus enthalten, und 1794 seine Historien, welche ungeachtet vieler Härten und Unebenheiten doch mehr gefielen, als seine erste Schrift. Auch schrieb er noch vor Schiller ein Schauspiel, Wilhelm Tell, welches nicht so übel gehalten ist und fast für seine beste Produktion gelten kann. — Neben den Ritterstücken gingen noch die Zauber- und Geisterromane einher, wozu wohl Schiller's Geisterseher viel beitrug; aber dessen Nachahmer stehen allzu weit hinter ihm zurück und es sind höchstens noch einige Stücke von Zschokke hervorzuheben, wie die schwarzen Brüder, die Männer der Finsterniß und Kuno von Kyburg. Die Liebe zum Abenteuerlichen bewirkte, daß man auch noch ein anderes Feld ausbeutete, nämlich das der Räuberromane, wobei sich noch wenigstens durch die Waldeinsamkeit und gefährlichen Unternehmungen des Räuberlebens ein poetischer Hintergrund aufstellen ließ; allein damit begnügten sich dieselben nicht, sondern verlegten sich hauptsächlich auf Schilderungen gefährlicher Abenteuer und Scenen von Mord und Todtschlag. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Christian August Vulpius zu Weimar, der zuerst romantische Geschichten der Vorzeit und Abenteuer des Prinzen Kolloandro, sowie Anekdoten aus der Vorzeit schrieb, aber seine Berühmtheit blos dem Rinaldo Rinaldini verdankte, welcher das Vorbild aller Räuberromane wurde und in fast alle neueren Sprachen übertragen ward. Dieser Roman ist wirklich sehr eigenthümlich in seiner Art und es ist schon hin und wieder behauptet worden, Göthe habe Vulpius dabei mit Rath und That geholfen. Endlich steht mit diesen abenteuerlichen Produkten noch Musäus in Verbindung, dessen Volksmährchen so ziemlich demselben Boden entsprangen und allgemeinen Beifall erlangten. Sie sind auch wirklich besser, als die vorgenannten Schriften, und gaben Veranlassung zur besseren Ausbeutung dieses Gebiets, aber Musäus beging den Fehler, zu viel von eigener Laune und eigenem Humor hinein zu tragen und die Mährchen nicht schmucklos und einfach in der natürlichen Gestaltung wieder zu geben, wie sie im Volke erwuchsen; auch sind sie zu breit gehalten. Musäus hat schon unmittelbar nach seinen Volksmährchen in Benedikte Naubert eine Nachfolgerin erhalten, welche in vier Bänden neue Volksmährchen der Deutschen

herausgab und damit ihren Hauptruhm begründete, zumal sie es wenigstens versuchte, den vorliegenden Stoff einfach wieder zu erzählen. B. Naubert hat übrigens auch historische Romane geschrieben, welche sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, obwohl man ihnen ein reines Gemüth und guten Willen ansieht. Dahin gehören die Romane Eginhard und Emma, Thekla v. Thurn, Walther v. Mont-Barry, Elisabetha Erbin von Toggenburg, Hermann v. Unna, Konradin von Schwaben, Hatto, Bischof von Mainz, Gebhard, Truchseß von Waldburg, Eudoxia, Euzaria, Rosalba, Alexis und Luise, Turmalion und Lagorta und ihre letzten Originalromane.

Christian Heinrich Spieß ist im Jahre 1755 zu Freiberg in Sachsen geboren, wurde Schauspieler, dann Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Bedickau in Böhmen und starb am 17. August 1799, nachdem er für jede Messe drei bis vier Bände Rittergeschichten geliefert hatte. — Karl Gottlob Cramer ist am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut geboren, studirte zu Leipzig Theologie, lebte dann zu Weißenfels und Naumburg a. d. Saale, erhielt 1795 den Charakter als Meiningen'scher Forstrath und wurde dann als Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker angestellt, wo er am 7. Juni 1817 starb. — G. Ph. L. Leonhard Wächter ist 1762 zu Uelzen geboren, studirte in Göttingen Theologie, lebte als Kandidat zu Hamburg, nahm 1792 unter den hannöverschen Truppen Dienste, machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit, wo er bei Mainz verwundet wurde, lehrte an der Erziehungsanstalt des Professors Voigt, führte dieselbe seit 1814 fort und starb am 11. Februar 1837. — Christian August Vulpius ist am 22. Juni 1763 zu Weimar geboren, studirte zu Jena und Erlangen, schrieb seine romantische Geschichte der Vorzeit in 12 Bänden, Leipzig 1791—98 und die Anekdoten aus der Vorzeit in 2 Bänden 1797, lebte von 1798—99 bei fränkischen Reichsrittern als Freund und Gesellschafter nur der Dichtkunst und der spanischen und italienischen Literatur, hielt sich hierauf in Baireuth, Bamberg und Würzburg auf, wurde dann Theatersecretär in Weimar, wo er 1799 den Rinaldo Rinaldini schrieb, wurde zugleich Secretär an der Bibliothek, schrieb 1811—26 in 10 Bänden die Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, verfaßte einen Katalog der großherzoglichen Münzsammlung, gab die Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren, die Sammlung Thermitonia und die Zauberromane heraus, begann ein Wörterbuch über die deutsche und nordische Mythologie und starb am 26. Juni 1827 als Rath, erster Bibliothekar und Aufseher des Münzkabinets in Weimar. — Johann Karl August Musäus ist 1735 zu Jena geboren, studirte daselbst Theologie, lebte dann als Kandidat in Eisenach, wohin sein Vater als Amtmann kam, sollte Geistlicher auf dem Lande werden, wurde aber von den Bauern nicht angenommen, weil er einmal getanzt hatte, schrieb 1760 gegen den englischen Roman seinen Grandison den Zweiten, wurde 1763 Pagenhofmeister in Weimar, 1770 Professor am Gymnasium, geiselte in seinen physiognomischen Reisen, vier Hefte 1778—79, Lavater's Physiognomik, gab 1782 in 5 Bändchen die Volksmährchen der Deutschen heraus, 1785 Freund Heinz's Erscheinungen in Holbein's Manier und 1787 unter dem Namen Schellenberg die Straußfedern. Er starb am 28. Oktober 1787 an einem Herzpolypen und nach seinem Tode erschienen noch seine Moralische Kinderplapper 1788 und seine nachgelassenen Schriften nebst Nachrichten von seinem Leben, 1791 von seinem Verwandten Kotzebue herausgegeben. Seine Volksmährchen wurden in neuerer Zeit noch mehrmals neu aufgelegt. — Christiane Benedikte Eugenie Naubert, die Tochter des Professors Hebenstreit in Leipzig, wurde am 13. September 1756 geboren, beschäftigte sich viel mit Geschichte und neueren

Sprachen, verheirathete sich mit dem Kaufmann Holdenrieder zu Naumburg und in zweiter Ehe mit dem Kaufmanne Naubert daselbst, lebte in bürgerlicher Eingezogenheit, war sechs Jahre lang blind, ließ sich in Leipzig operiren und starb daselbst am 12. Januar 1819. Ihre Schriften hat sie bis kurz vor ihrem Tode anonym herausgegeben.

245. Wie das bürgerliche Element im Staatsleben immer mehr zur Anerkennung drang und die bürgerlichen Tragödien eingeführt wurden und Göthe in seinen Wahlverwandtschaften das Familienleben vorführte, so wurde nun auch der Familienroman in Deutschland bearbeitet, nachdem man schon verschiedene derartige Schriften aus dem Englischen übersetzt hatte. Den Boden dazu ebnete bereits Gellert mit seinen moralischen Vorlesungen und dem Leben der schwedischen Gräfin, und Schiller's Kabale und Liebe hatte wohl auch nicht wenig Einfluß darauf. Rasch entstand eine große Anzahl solcher Romane und mehrere derselben gelangten zu nicht unbedeutendem Ansehen. Unter denselben erhebt sich zuerst Johann Timotheus Hermes, der den Engländer Richardson nachahmte und das Leben und Treiben der mittleren Stände zu schildern suchte; aber bei ihm herrscht Prosa und Künstelei vor, es zeigt sich ein Uebermaaß von moralisirenden Reden über alle gewöhnlichen Gegenstände, das Ganze ist zu breit und lehrhaft und von treffender Charakteristik keine Spur zu finden. Sein erster Roman, Geschichte der Miß Fanny Wilkes, erschien 1766 ganz in der Manier von Grandison und das Publikum ermunterte den Verfasser zu seinem sechsbändigen Roman Sophien's Reise von Memel nach Sachsen, der in Briefen geschrieben ist, dadurch nur noch langweiliger wird und im Predigerton lehren will, wie das Weib sein soll, auch dabei sucht die Geistlichkeit zu Ansehen zu bringen. Als poetisches Werk ist der Roman durchaus verunglückt, er enthält zu viel unnöthigen Ballast, die Charakteristik ist schwankend und vielfach verfehlt und selbst die Sprache oft zu gesucht und ungleich. Einzelne gelungene Scenen heben dies Urtheil nicht auf und der Beifall, den der Roman erlangte, schreibt sich daher, daß die Leute in jener durch keine großen Ideen getragenen Zeit ein Behagen daran hatten, hier zu lesen, was bei ihnen täglich in Haus und Hof, Küche und Keller vorging. Mit diesem Romane war jedoch Hermes noch nicht zufrieden, sondern es folgte darauf noch eine ganze Schaar anderer Romane von möglichst noch langweiligerer Art. Neben ihn trat bald darauf Dusch (161) mit seiner Geschichte Karl Ferdiner's 1776, die jedoch eine bessere Erfindung und Anlage besitzt und bei aller Lehrhaftigkeit doch durch unterhaltende Episoden und pikante Situationen die Hermes'schen Produkte weit übertrifft. — Nachdem einmal Frauenzimmer sich an der Literatur betheiligt hatten, so lag es nahe, daß sie besonders gern den Familienroman ausbeuteten, da hierzu auch ihre Kräfte mehr geeignet sind, und den Reigen derselben eröffnet Sophie La Roche, geborene v. Gutermann, die schon erwähnte erste Geliebte Wieland's. Ihre Romane sind ganz im Geschmacke der Zeit gehalten; sie haben es mehr mit

dem ſentimentalen Idealismus zu thun, als mit dem Leben, und erinnern an engliſche Vorbilder, namentlich ihre Geſchichte des Fräuleins v. Sternheim, welche Wieland 1771 herausgab. Der Roman iſt jedoch nicht ſo breit, wie die Hermes'ſchen, und iſt mit viel Friſche des Gemüths geſchrieben. Roſalien's Briefe an ihre Freundin Mariane (1779) bewegen ſich noch freier und enthalten nicht nur ſchöne Empfindungen und Geſinnungen, ſondern auch anſprechende Schilderungen von Gegenden und Perſonen, ſo daß das Buch auch ſpäter noch Intereſſe fand. Ihre moraliſchen Erzählungen, Meluſinen's Sommerbilder und ſchönes Bild der Reſignation, ſtehen den vorhergehenden nach. Auch Helene Unger hat in ihrem Romane Julie Grünthal, eine Penſionsgeſchichte (1784), zu ihrer Zeit ſehr gefallen und beſitzt eine anſchauliche Darſtellung, weil der Stoff aus eigener Lebenserfahrung geſchöpft iſt, wogegen ihre übrigen Schriften, worunter Bekenntniß einer ſchönen Seele (1806) und der junge Franzoſe und das deutſche Mädchen, weniger gelungen ſind. — Chriſtoph Friedrich Schulz führte in den Roman einen beſſeren Ton und feineren Geſchmack ein und er verſtand es, das Leben mit größerer Wahrheit zu zeichnen. Sein Roman Albertine iſt noch eine Nachahmung von Richardſon, dagegen ſind die kleineren Romane Moritz (1785) und Leopoldine (1790) freundliche Gaben, welche in kindlichem Tone kindliche Verhältniſſe vorführen und ebenſo leicht und gefällig geſchrieben als gut angelegt ſind; nur zeigt ſich hier und da zu viel franzöſiſcher Einfluß, da ſich Schulz viel mit franzöſiſcher Literatur abgab und auch eine Zeitlang in Paris lebte. Unter ſeinen Romanen ſind noch Karl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld, Ferdinand von Löwenhain und Fritz oder die Geſchichte eines Belletriſten zu nennen. Nicht unverdienſtlich iſt ſein Werk über Paris und die Pariſer und die Geſchichte der großen Revolution Frankreichs, welche ein wahres und unparteiiſches Gemälde dieſer Zeitereigniſſe lieferte. Endlich gehören in dieſe Reihe noch die Gemälde aus dem häuslichen Leben von Starke, worin er einen häuslichen Tugendſpiegel lieferte, der einige gute Bilder des idylliſchen Familienlebens und genügſamer Beſchränktheit enthält. Als poetiſches Werk iſt das Buch jedoch unbefriedigend und in dieſer Hinſicht ſind ſeine nicht zahlreichen Gedichte weit vorzuziehen. Unter den unbedeutenderen Romanenſchreibern dieſer Zeit, welche einzelne hierher gehörige Werke geſchrieben, ſind nur noch wenige zu nennen, wie der Göttinger Profeſſor Bouterweck, der in ſeiner Jugend den Roman Graf Donamar, Göttingen 1791 bis 1793, 3 Bände, ſchrieb, welcher zu ſeiner Zeit durch ſeine abenteuerlichen Schilderungen ziemlich gefiel, den aber der Verfaſſer ſpäter verleugnete und in den Roman Guſtav und ſeine Brüder umwandelte, ohne dabei pſychologiſche Entwicklung und ſcharfe Charakterzeichnung zu erreichen. J. J. Engel lieferte in Lorenz Stark ein Zeit- und Sittengemälde, das die behagliche Ruhe und Bequemlichkeit des häuslichen Lebens aus den mittleren

Sphären der Gesellschaft mit vieler Wahrheit schildert und wenn es auch keinen großen inneren Werth hat, sich doch durch seinen leichten Ton empfiehlt. Engel versuchte sich übrigens auch in anderen Gebieten, wie im Lustspiele, in seinem Philosoph für die Welt und dem Fürstenspiegel, und wurde bereits als der Gründer der Dramaturgie in Berlin genannt. Endlich reiht sich diesen noch Christian Friedrich Sintenis an, dessen Romane Hallo's glücklicher Abend, Theodor's glücklicher Morgen und Vater Roderich unter seinen Kindern zwar keinen gesunden Geschmack verrathen, aber damals gerne gelesen wurden. Außer diesen schrieb er noch verschiedene andere Werke, die mehr unter die religiös-moralischen Unterhaltungsschriften gehören und sich selbst wiederholen. — Alle diese Romanschriftsteller wurden durch die Menge der Produktionen und den allseitigen Anklang übertroffen durch August Lafontaine aus Braunschweig, der viele Jahre hindurch der Lieblingsschriftsteller Deutschlands war. Obwohl er sich auch im Rührdrama versuchte und das Lustspiel die Prüfung der Treue schrieb, so war doch der Roman sein eigentliches Feld, welches er nach allen Seiten hin bearbeitete, aber auch verwässerte. Er war ungeheuer produktiv und ahmte Alles nach, wovon er glauben konnte, daß es dem Publikum gefalle, aber seine Romane sehen sich alle ähnlich und er hatte nicht einmal Zeit, Eigenes zu erfinden und mit Sorgfalt auszuarbeiten. Es herrscht darin Gutmüthigkeit, Oberflächlichkeit und Mittelmäßigkeit, die Personen sind so schwach, daß sie nicht einmal sündigen können, wenn sie auch wollen, er versetzt sie leichtsinnig in die Gefahr der Verführung und da er sie blos durch Zufälle daraus befreit und selbst Kinderliebschaften vorführt, so wurde Lafontaine sogar der Moral gefährlich. Der Beifall, den er erlangte, beruhte hauptsächlich darauf, daß er den Leser leicht anregte und seine Phantasie in Bewegung setzte, ohne daß der Geist dabei angestrengt wurde, und es ist Alles so breit, seicht und mittelmäßig, daß man seine Romane zwar las, aber dann nicht wieder in die Hand nahm und sie daher glücklicherweise größtentheils vergessen sind. Die hauptsächlichsten seiner Romane sind: Gewalt und Liebe, Quinctius Heymeran von Flamming, Rudolf von Werdenberg, die Familie von Halden, Klara du Plessis und Klairant, Röschen's Geheimnisse, St. Julien, Romulus und Andere. Uebrigens hat sich Lafontaine in der letzteren Zeit mehr mit dem Studium des Alterthums beschäftigt. Ein Vielschreiber ähnlicher Art ist Friedrich Gustav Schilling, dessen Romane sich durchaus nicht über die Gewöhnlichkeit erheben und unter die vorübergehende Tagesliteratur zu rechnen sind. Es erschienen von ihm über hundert Bände Romane, von denen wir nur seinen Guido von Sohnsdom erwähnen; die Dialogisirung in seinen Stücken ist noch das Beste daran. Neben ihm kann noch Steigentesch angeführt werden, der außer zahlreichen Lustspielen, die er in späterer Zeit schrieb, Gedichte und Erzählungen verfaßte, welche sich durch Reinheit und Ele-

ganz der Sprache empfehlen, und auch den berüchtigten französischen Roman von Laclos les liaisons dangereuses hat er deutsch umgearbeitet; auch hat Julius v. Voß verschiedene Novellen geliefert, die in diesen Kreis gehören, obschon dieselben so wenig wie seine Lustspiele poetischen Werth haben.

Johann Timotheus Hermes ist am 31. Mai 1738 zu Pepnik bei Stargard geboren, studirte in Königsberg, lebte dann in Danzig und Berlin, wo er den Roman Fanny Wilkes 1766 schrieb, wurde Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg, hierauf Feldprediger zu Lüben in Schlesien, Anhalt'scher Hof- und Schloßprediger zu Pleß, wurde 1772 nach Breslau berufen, denn Superintendent der Kirchen und Schulen, erster Pfarrer und Professor der Theologie und starb am 24. Juli 1821. — Marie Sophie La Roche ist 1731 zu Kaufbeuern als die Tochter des Edlen Gutermann von Gutershofen, der Arzt war, geboren, erhielt in Augsburg eine gute Erziehung, kam nach Biberach in das Haus des Großvaters, wo sie mit Wieland bekannt wurde, verheirathete sich, um dem Vater zu gehorchen und weil Mißverständnisse mit Wieland eingetreten waren, mit dem Herrn v. La Roche, der Verwalter der gräflich Stadion'schen Güter war, kam mit ihm nach Koblenz und lebte sodann zu Speier, bis sie am 18. Februar 1807 starb. Sie war eine ausgezeichnete Frau von seltenen Gaben. — Friederike Unger, die Tochter des Generals von Rothenburg, ist 1751 zu Potsdam geboren, verheirathete sich mit dem Buchhändler Unger, der später Professor an der Kunstakademie wurde, führte nach des Gatten Tod die Buchhandlung fort und starb zu Berlin am 21. September 1813. — Joachim Christoph Friedrich Schulz ist im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren, lernte frühe Französisch, gab darin Unterricht in Halle, wo er studirte, gerieth aber in Noth, ging 1780 nach Dresden, um Schauspieler zu werden, erreichte dies aber nicht und trieb Schriftstellerei. Bis 1791 lebte er in Wien und Berlin, zu Weimar und 1789—90 in Paris, von wo er nach Berlin zurückkehrte und nachdem ihm der Herzog von Weimar den Hofrathstitel ertheilt hatte, als Professor nach Mitau kam. Im Jahre 1791 war er als Abgeordneter des Bürgerstandes von Kurland auf dem Reichstage zu Warschau, ging 1793 nach Italien, lebte abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar, ging 1795 nach Mitau zurück und starb hier im Oktober 1797. — Gotthelf Wilhelm Christoph Starke ist am 9. December 1762 zu Bernburg geboren, besuchte das Gymnasium in Quedlinburg, studirte in Halle bis 1783 Theologie, wurde in Bernburg Collaborator an der Stadtschule, wurde 1798 Rector, dann Oberprediger an der Stadtkirche, später Hofprediger in Ballenstedt, unterrichtete die Prinzessin und den Erbprinzen und wurde 1817 Oberhofprediger. Seine Gemälde erschienen in vier Sammlungen zu Berlin 1793—98 und in 3. Auflage zu Braunschweig 1825, 6 Bde.; seine Gedichte 1788 zu Bernburg und in den vermischten Schriften, Berlin 1796, Kirchenlieder 1804 zu Halle, Lieder für unsere Zeit 1813 und Predigten, Berlin 1797. — Friedrich Bouterweck ist am 15. April 1766 zu Oker bei Goslar geboren, besuchte das Karolinum zu Braunschweig, verließ das Studium der Rechtswissenschaft, um sich der Dichtkunst zu widmen, ging 1787 von Göttingen fort und kehrte erst 1789 dahin zurück, wo er nun Literaturgeschichte und Philosophie studirte, seit 1791 über Kant's Philosophie Vorlesungen hielt und nach zweijähriger Abwesenheit 1796 außerordentlicher Professor der Philosophie wurde, worauf er zum ordentlichen Professor und Hofrath vorrückte und am 9. August 1828 starb. Er schrieb mehrere philosophische Werke, eine Geschichte der neueren Poesie und Beredtsamkeit (12 Bde., Göttingen 1801—19) und eine Aesthetik (Leipzig, 2 Bde., 1806; 3. Aufl. 1824). Sein Graf Donamar erlebte 1798—1800 die zweite Auflage. — Engel, 192. — Christian Friedrich Sintenis ist 1750 zu Zerbst geboren, studirte Theologie, wurde 1774 Prediger zu Bornum, 1777 Diakonus in Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am Gesammtgymnasium, Consistorial- und Kirchenrath und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche und starb im Jahre

1819. Er ſchrieb gegen fünfzig Bücher, worunter Romane, Predigten und Erbauungsbücher, die aber oft ſehr ſchwach und weichlich gehalten ſind. — August Heinrich Julius Lafontaine iſt 1756 zu Braunſchweig geboren und der Sohn eines Malers, ſtudirte in Helmſtädt Theologie, wurde 1786 beim General von Thadden in Halle Hauslehrer, 1789 Feldprediger, machte als ſolcher 1792 den Feldzug nach der Champagne mit und privatiſirte dann in Halle, bis er die Anwartſchaft auf eine Domherrnpräbende in Magdeburg bekam, wo er 1831 ſtarb. Seine Romane ſollen keinen poetiſchen Werth haben, ſondern blos unterhalten; ſie ſchildern aber den Menſchen blos von Seiten ſeiner Schwäche und lauter Leute gewöhnlicher Art. Später begann er eine Ueberſetzung des Aeſchylus, wovon Agamemnon und die Choephoren 1821 zu Halle mit Erläuterungen erſchienen. — Friedrich Guſtav Schilling iſt 1766 zu Dresden geboren, beſuchte 1779—81 die Fürſtenſchule zu Meißen, trat dann in ein ſächſiſches Artilleriecorps ein, wurde 1788 Offizier, wohnte 1793 der Belagerung von Mainz und mehreren Treffen bei, ward nach der Schlacht bei Jena gefangen, kam 1807 nach Warſchau und Danzig, rückte zum Hauptmann vor und nahm dann den Abſchied, worauf er in Dresden ſich niederließ und 1828 ſtarb. Seine Schriften erſchienen zu Dresden ſeit 1810 in 2 Sammlungen, deren erſte 50 und die zweite 30 Bände umfaßt. — Auguſt Freiherr von Steigentesch, der Sohn des churmainz'ſchen Kabinetsminiſters, iſt am 12. Januar 1774 geboren, trat ſchon im 15ten Jahre in öſterreichiſche Militärdienſte, ſtieg raſch empor, verließ 1809 den Dienſt und übernahm eine Sendung nach Königsberg, wurde 1813 Generaladjutant des Fürſten von Schwarzenberg, ging 1814 nach Norwegen, wurde 1815 Geſandter in Kopenhagen, ging dann in die Schweiz und nach Rußland, erhielt zahlreiche Orden, wurde Geſandter in Turin und ſtarb am 30. December 1826. Seine geſammelten Schriften in der Ausgabe letzter Hand erſchienen zu Darmſtadt in 6 Bdn., 1819 u. ff. —

246. Aus dem Gegeneinandertreffen der idealiſtiſchen Ueberſchwänglichkeit und der verſtändig-realiſtiſchen Weltauffaſſung entſprang bei uns der Humor, indem man begann, das Gleiche mit dem Ungleichen, das Vernünftige mit dem Unvernünftigen zu verbinden, das Kleine hinauf und das Große herab zu rücken, ſo daß der Unterſchied zwiſchen Beiden verſchwand und man daraus eine heitere Weltanſchauung gewann, die Alles in der Ordnung findet und ſich in Alles ſchickt. Nur iſt es bei uns nicht jener reine, ideal-poetiſche Humor geworden, der ſich über die Zuſtände in eine Höhe erhebt, welche den Widerſpruch des Endlichen und Unendlichen aufhebt und in ihrem ewigen Rechte darſtellt. Es iſt vielmehr ein Humor, in den ſich ein Zug der Wehmuth einmiſcht, eine weiche Empfindſamkeit und eine Rührung zum Weinen, welche aus der gutartigen Anſicht von der menſchlichen Schwäche und Kleinlichkeit entſpringt. Dieſe humoriſtiſchen Schriften fanden gleichfalls ihre Vorbilder in England, in Frankreich und in Spanien, wo Sterne's, Smollet's, Scarron's und Le Sage's Schriften, Quevedo's Schelmenromane und der Don Quixote Muſter dafür waren und zwar nach allen Seiten hin, die uns aber doch nicht aus unſerer kleinen Welt dahin emporheben konnten, daß wir die individuelle Zufälligkeit als den Spiegel der Menſchennatur darſtellten, denn wir lebten uns immer zu ſehr in unſere kleinlichen Privatverhältniſſe ein, die uns überall ankleben und verhindern, eine weitere Ausſicht zu gewinnen. Schon durch Hamann ward das humoriſtiſche Element bei uns eingeführt und ſpäter begegnete man noch Meh-

reren, welche Anklänge davon zeigten, wie auch ſchon Muſäus in ſeinem Grandiſon dem Zweiten einen gutartigen Humor offenbart, der nicht weniger zahm in ſeinen phyſiognomiſchen Reiſen iſt und in derſelben Geſtalt ſeine Volksmährchen durchzieht, die gerade dadurch beeinträchtigt werden. Auch die Lebensbeſchreibungen des Schauſpielers Brandes aus Stettin und des berüchtigten Doktor Barth ſind humoriſtiſch gehalten, wie überhaupt Beide auch merkwürdige Belege für die Geſchichte jener Zeit ſind. Brandes' Leben iſt faſt eine Wiederholung des Gilblas, denn er trieb ſich auf alle mögliche Weiſe in der Welt herum und beſaß einen leichtſinnigen Humor, der Glück und Unglück gleichmäßig ertrug. Einer der erſten eigentlichen Humoriſten war Johann Karl Wezel aus Sondershauſen, ſein hauptſächlichſter Roman iſt die Lebensgeſchichte Knaut's des Weiſen (1773), welche zwar breit, voll unnöthiger Epiſoden und in verdünnter Sterne'ſcher Manier geſchrieben iſt, aber mit vieler Planmäßigkeit die Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung eines Sonderlings erzählt und zur Zeit ihres Erſcheinens viel Intereſſe erregte. Der Verfaſſer wollte darin zeigen, wie die Umſtände den Menſchen bilden und zu Allem machen können und wie überhaupt das Leben eine Sammlung von Thorheiten und Leidenſchaften iſt. Wezel bekämpft die Sentimentalität darin und weiß ſogar das gewöhnliche Leben mit vieler Anſchaulichkeit und Wahrheit zu ſchildern, er wird jedoch oft zu manierirt und überall tritt ſeine Einbildung hervor, in der er da meinte, er müſſe ein zweiter Homer werden, was die ſpätere Urſache an ſeinem Wahnſinn wurde, denn von Genialität und Tiefſinn iſt bei ihm keine Spur zu finden. Er ſchrieb noch einige andere Romane, wie Belphagor, Eheſtandsgeſchichte des Philipp Peter Marks, Kackerlack oder Geſchichte eines Roſenkreuzers, Hermann und Ulrike, Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindſamkeit, Prinz Edmund, ſatiriſche Erzählungen und Anderes. Auch im Luſtſpiele hat er ſich verſucht, wovon vier Bände erſchienen, und wir beſitzen auch im Graf v. Wikam eine Tragödie von ihm, doch ſind dieſelben mehr für das Leſen als für die Aufführung beſtimmt und haben keinen Erfolg erreicht. Gleichzeitig erſchien Schummel's komiſcher Roman Spitzbart (1779), worin er die Baſedow'ſche Erziehungsmethode lächerlich machte, und der auch noch einiges Andere geſchrieben hat, worunter empfindſame Reiſen durch Deutſchland, die aber alle keine große Bedeutung erlangten; dagegen gelangte der Itzehoer Advokat Johann Gottwerth Müller durch ſeinen Siegfried von Lindenberg zu einem größeren Ruhm und war einer der vielgeleſenſten Schriftſteller ſeiner Zeit. Er zog darin gegen die kranken Ideale eines Richardſon zu Feld und zeichnete damit eine nicht unglückliche Satire auf den privilegirten Stand, führte uns pikante komiſche Situationen vor und ließ nur das Lächerliche mehr vorherrſchen als den eigentlichen Humor, wie überhaupt der Ton oft zu gemein und niedrig wird. Seine ſpäteren komiſchen Romane aus den

Papieren des braunen Mannes, Selim der Glückliche und Friedrich Brack ſind weniger glücklich gerathen und kaum beſſer, als ſein erſter Verſuch, der Ring, da darin nichts Anderes als gewöhnliche Luſtigkeit und Geſchwätzigkeit zu finden iſt. An dieſen ſchließt ſich Theodor Gottlieb v. Hippel an, welcher der Vorläufer von Jean Paul war und ihm in mancher Hinſicht ähnlich iſt, obwohl er nicht deſſen humoriſtiſche Idealität und ſeine poetiſche Erfindung und Auffaſſung beſaß; er wollte Poeſie und gewöhnliches Leben vereinigen, ohne doch den Punkt zu treffen, wo beide ſich ausgleichen, und zeigt überhaupt in ſeinem ganzen Thun und Treiben den Widerſpruch zwiſchen Gemüth und Verſtändigkeit, zwiſchen Theorie und Praxis, Philoſophie und Verſtand, die in ſeinen Schriften wie in ſeinem Charakter neben einander liegen und faſt allein ſeinen Schriften ihr Intereſſe geben. Aus beſchränkten Verhältniſſen hervorgegangen, kam er ſpäter in ein glänzendes Leben, die Theologie, die ſeinem frommen Sinne zuerſt ſo entſprach, verließ er, weil ſeine Liebe zum Weltleben ihn fortriß; aus Liebe nach Vermögen und Stand ringend, gelangte er zu einer reichen Menge von Erfahrungen und Kenntniſſen und legte dieſe in ſeine Werke nieder, die vieles von der prunkhaften Manier Hamann's an ſich tragen, und verbreitete ſich dann in einer reichen Thätigkeit im Fache der Publiciſtik und des humoriſtiſchen Romans, ohne jedoch aus ſeiner Anonymität herauszutreten. Er verſuchte ſich auch im Luſtſpiele und ſein Mann nach der Uhr erlangte damals vielen Beifall; berühmter wurde ſein Werk über die Ehe, dem ſich andere über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber und über weibliche Bildung anreihten und die einerſeits eine Lobrede auf die Ehe enthalten und andererſeits ſchon die Emancipation der Frauen anſtreben, aber freilich nicht im Sinne der Gegenwart, ſondern innerhalb der Schranken, wo allein ächte Weiblichkeit gedeihen kann. Auch im Gebiete der Publiciſtik hat er ſich mit Erfolg verſucht, ſeine Abhandlung über Geſetzgebung und Staatenwohl verkündigte ſchon die beſſeren Grundſätze der Revolution und gleich freimüthig und von edlem Sinne getragen ſind ſeine geiſtlichen Lieder und Freimaurerreden. Am berühmteſten wurden jedoch ſeine zwei Romane Lebensläufe nach aufſteigenden Linien nebſt Beilage A B C und die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, welche ſich gegenſeitig ergänzen, da das erſtere mehr eine autobiographiſche Humoriſtik enthält und die perſönlichen Schickſale des Verfaſſers die Grundlage bilden und dann das zweite die herrſchende Weltſtimmung überhaupt darſtellt. Die Lebensläufe mengen jedoch Lokales und Charakteriſtiſches aus dem Leben anderer Perſonen ein und er führte darin die Kantiſche Philoſophie dem großen Publikum vor; viele Lokalzeichnungen, Schilderungen und Scenen ſind trefflich gelungen und nur fehlt es dem Ganzen an einer guten Entwicklung, es ſind die widerſprechendſten Anſichten zu unverſöhnt neben einander geſtellt und dieſe Zerfahrenheit theilt ſich auch dem Stile mit, der oft ſeltſam und geſucht wird. Manches darin erinnert geradezu an Jean Paul, wie ſeine Beilagen, jedoch iſt

ihm eigenthümlich die Liebhaberei an Todesſcenen. In der zweiten Schrift ſind allgemeinere Thorheiten der Zeit vorgeführt und richtet ſich die Satire vorzüglich gegen das geheime Ordenstreiben, den Ahnenſtolz und den übertriebenen Freiheitsſchwindel; er ſuchte das Ideal des Staats in der Einheit des chriſtlichen und politiſchen Reichs und widerſprach ſich dadurch oft ſelbſt, wie überhaupt dieſer Roman vor dem anderen dadurch zurückſteht, daß er ſich zu viel in der Beſprechung der Zeitrichtungen ergeht, und die individuelle Beſtimmtheit nicht mehr vorherrſcht, die dem anderen ein ſpezielleres Intereſſe verlieh. Sonſt ſchrieb Hippel noch idylliſche Handzeichnungen nach der Natur und Zimmermann I. und Friedrich II., die jedoch weniger Anklang fanden.

Karl Philipp Moritz aus Hameln läßt ſich dieſen Vorläufern unſerer Humoriſtik ebenfalls anſchließen, indem ſeine Selbſtbiographie: Anton Reiſer, ganz humoriſtiſch angelegt iſt und er darin zu zeigen ſucht, wie eine Menge unbedeutender Kleinigkeiten und zufälliger äußerer Verhältniſſe ſeinen Charakter beſtimmten und aufbauten; ungeachtet aller Wahrheitsliebe und pſychologiſchen Scharfblicks zeigt ſich aber doch überall ſeine Selbſttäuſchung, mit der er Alles auswärts ſuchte, was doch in ſeiner eigenen Natur begründet war. Viel bedeutender als Humoriſtiker wurde dagegen Georg Chriſtoph Lichtenberg aus dem Heſſiſchen, der, mit Verſtand und Gemüth begabt, auch durch reiche Menſchenkenntniß und große wiſſenſchaftliche Bildung ganz vorzüglich befähigt war, ein tüchtiger Humoriſt zu werden und dies nur deshalb nicht wurde, weil er es zu keiner entſchiedenen Lebensanſicht und feſten Ueberzeugung bringen konnte, denn die humoriſtiſche Betrachtung ſollte immer durch ein gewiſſes feſtes Selbſtbewußtſein ſubjektiver Freiheit getragen werden. Lichtenberg ſchwankte dagegen zwiſchen Idealismus und Realismus, zwiſchen Verſtand und Gemüth und unterwarf Alles ſeiner Betrachtung und zog ſich zuletzt ſo ſehr in die engen Gränzen ſeiner Studirſtube zurück, daß er in immer größeren Zweifel gerieth und doch nicht zum Ausſprechen deſſelben kam, ſo daß ſein Humor mehr ein verneinender und kritiſcher wurde, als daß er humoriſtiſche Ideen durchführte und zu poetiſcher Schöpfung gelangte, woran freilich auch ſeine Kränklichkeit vielfach Schuld war. Oft nahm er den Anlauf, als ob er wirklich ſich tiefer auf das Gebiet des Humors begeben und ſatiriſch-humoriſtiſche Romane ſchreiben wollte, aber er brachte es zu nichts Weiterem, als zu einem humoriſtiſchen Plänkeln, lieferte blos einzelne humoriſtiſche Ergießungen von geiſtreichem Witz und humoriſirte mehr mit dem Verſtand, als mit Phantaſie. In ſeinen vermiſchten Schriften trat er ironiſch-polemiſch gegen alle Aus- und Ueberſchreitungen und falſche Richtungen ſeiner Zeit auf, voll treffender Einfälle und Gedanken, voll neckendem Spott und ſpringendem Witz; beſonders gegen die Lavater'ſche Phyſiognomik und deſſen theologiſchen Enthuſiasmus wandte er mit großem Erfolge die Waffe der Satire in ſeiner Broſchüre Timorus und Ueber Phyſiognomik wider die Phyſiognomen,

worin er namentlich auf die gefährliche Anwendung dieſer ſogenannten neuen Wiſſenſchaft aufmerkſam machte und nicht die Grundlage, aber deren Ausführung verdammte. Dieſen reihen ſich noch verſchiedene kleine humoriſtiſche Ergießungen an, welche eine Fülle des reichſten ſprudelnden Witzes enthalten, jedoch meiſtens gegen kleinere und unwichtigere Verirrungen gerichtet ſind, ſo namentlich Ueber die großredneriſche Ankündigung Philadelphia's, Ueber die Vornamen u. ſ. w., welche immer noch mit Intereſſe geleſen werden, wenn ſie ſich auch mehr an vorübergehende Zeitereigniſſe anlehnten. Am wichtigſten ſind ſeine ausführlichen Erklärungen der Hogarth'ſchen Kupferſtiche, welche bis auf die Gegenwart gern geleſen werden, weil ſie mit ächt humoriſtiſcher Auffaſſung Gemüthlichkeit und ſittliche Anſchauung verbinden, die jedoch auch vielfach überſchätzt worden ſind. Die Darſtellung iſt leicht gehalten, einige Zeichnungen ſehr charakteriſtiſch gegeben und der Witz iſt auch durch ideale Unterlage gehoben; allein das ganze Werk iſt zu eintönig, als daß der Humor immer poetiſch bleiben könnte, ſelbſt der Stil geht oft in farbloſe Breite über, verliert ſeine Lebendigkeit und Friſche und wenn auch hauptſächlich der Gegenſtand daran Schuld ſein mag, da die Hogarth'ſchen Kupfer keineswegs große Kunſtwerke ſind, ſo iſt doch gerade das zu tadeln, daß Lichtenberg die Hogarth'ſchen Bilder zu ſehr emporhebt, während ſie doch gar zu oft einen gemein-realiſtiſchen Standpunkt und fratzenhafte Oberflächlichkeit verrathen. — In ſeinen übrigen Schriften zeigte er ſich als ſcharfen Denker und richtigen Beobachter des Lebens, wie dies namentlich ſeine Briefe aus England an Boie beweiſen, worin er beſonders treffend das engliſche Theater und Garrick ſchilderte; auch hat ſich Lichtenberg bedeutende Verdienſte um die Aſtronomie und Phyſik erworben. — Eine weit untergeordnetere Stelle nimmt Franz Adolf Freiherr v. Knigge ein, deſſen Schriften in das Gebiet der Mittelmäßigkeit gehören. Ohne ideale Gemüthlichkeit ſich der franzöſiſchen Aufklärerei hingebend und voll Eitelkeit, trieb er ſich in allen Gebieten umher und bekam er eine etwas genauere Kenntniß der Menſchen und einen gewiſſen Grad von Weltbildung, aber er betrachtete das menſchliche Leben nur wie ein Intriguenſpiel und dies ſieht man am beſten in ſeinem Buche über den Umgang mit Menſchen, worin er den ſittlichen Grund ganz außer Beachtung läßt und den Grundſatz aufſtellt, daß das Prinzip der egoiſtiſchen Selbſterhaltung alles Andere beherrſchen ſoll. Viele Lebensanſichten und Regeln ohne Grundprinzip werden hier aufgeſtellt und das Buch entbehrt durchaus einer geiſtreichen Behandlung, aber noch mehr einer philoſophiſchen Durchbildung, obſchon die Verhältniſſe der damaligen Geſellſchaft mit Geſchmack und Gefälligkeit dargeſtellt ſind und manche treffende Lebensregel gegeben iſt. Im Gebiete des Humors verſuchte ſich Knigge mit mehreren Schriften, die leicht und gewandt geſchrieben ſind und die Zeitthorheiten mit witziger Satire beſprechen; ſie entbehren aber der rechten Kunſt der Darſtellung und ſind mehr Spiele des zufälligen Witzes. Dahin gehören: der Roman meines Lebens,

Peter Klaus, die Reise nach Braunschweig, die Reise nach Fritzlar und mehreres Andere, die zu viele Alltagsspäße und gewöhnliche satirische Lustigkeit enthalten, als daß sie vor der ästhetischen Kritik bestehen könnten, obschon sie zu ihrer Zeit sehr gefielen und lange gelesen wurden. Auch über den Illuminatenorden hat er sich mehrfach verbreitet und überhaupt eine ziemlich reichhaltige literarische Thätigkeit entwickelt, die aber keinen großen Erfolg hatte. Diesen erlangte Moritz August von Thümmel in weit höherem Grade, denn er besaß nicht nur mehr Geist und klare Anschauung, sondern auch eine heitrere Laune, feinere Bildung und viele Weltkenntniß, die seinen Schriften sehr zu gut kam. Er brachte zum Humor mehr Weltbildung, Eleganz und höhere Ansicht und wenn er auch Manches nicht ernst genug nahm, so gelangte er doch zu reinerer Kunstdarstellung als die Vorigen und gewann die Gunst des Publikums auf längere Zeit. Schon früher hatte er das prosaisch-komische Heldengedicht Wilhelmine geschrieben, das sich durch Wahrheit der Schilderungen, feine Ironisirung der höheren Gesellschaft und fast idyllische Komik auszeichnete, obschon die Erfindung und Anlage nicht sehr poetisch ist, und diesen reihte er das ähnliche Gedicht: die Inokulation der Liebe an, welches mehr zu Wieland hinneigt und auch in Versen geschrieben ist; hierher gehört er aber mehr durch seine Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, die zu wenig Einheit und Zusammenhang besitzen, als daß man das Buch einen Roman nennen könnte. Er ahmte darin Yorick's empfindsame Reisen nach und es herrscht hier ein leichter Humor und reine Gemüthlichkeit; auch ist die Darstellung glatt und elegant und die Ausführung ziemlich selbstständig gelungen, wie überhaupt das Gegenüberstellen des Ichs gegen die Welt und umgekehrt in verschiedenen geistreichen Reflexionen auf kunstreiche Art durchgeführt ist. Es knüpft sich Alles an die Persönlichkeit des reisenden Verfassers, der in buntem Wechsel und in natürlicher Ungezwungenheit Begebenheiten und Menschen aller Art vorführt und schildert, immer neue Gesichtspunkte und Aussichten gewinnt und die schöne Natur Südfrankreichs mit dem Leben und Treiben der Menschen zu verflechten versteht. Das Ganze führt darauf hin, zu zeigen, wie ein in Büchern und gelehrter Zurückgezogenheit verkommener Hypochondrist durch eine Reise in fremde Gegenden und eine Reihe von galanten Abenteuern zu einem behaglichen Sinnlichkeitsmenschen umgeschaffen wird, welche weltliche Richtung bei Vielen Anstoß erregte und selbst bei dem Verfasser später Bedenken hervorrief, so daß er im 7. Theile die fünf ersten gleichsam bereute und zum Nachtheile des poetischen Gehalts zu moralisiren begann. Einzelnes ist in diesem Buche vorzüglich gelungen und besonders sind dies die schönen Gestalten der Margot und der Clara von Avignon, die nur zu inkonsequent behandelt ist; übrigens werden doch einige Stellen wieder zu langweilig, was auch nicht anders von einem Werke zu erwarten war, das sieben Bände umfaßt und in längerer Zeit geschrieben wurde.

Johann Chriſtian Brandes iſt am 15. Nov. 1735 zu Stettin geboren, lernte daſelbſt die Handlung, wurde wegen einer Veruntreuung genöthigt zu fliehen, kam bettelnd nach Polen, trat bei einem Tiſchler und dann bei einem Schweinehirt ein, wurde dann Aufwärter eines Zahnarztes, hierauf eines Tabakskrämers und endlich Bedienter bei einem vornehmen Herrn. Im Jahre 1756 kehrte er nach Deutſchland zurück, trat in die Schönmann'ſche Schauſpielertruppe zu Lübeck, ſeine theatraliſchen Verſuche fielen aber ſo unglücklich aus, daß er nach einem Jahre wieder entlaſſen wurde und in Dienſte trat, er begab ſich aber bald wieder auf die Bühne zu Stettin und bildete ſich ſo weit aus, daß er auf den Bühnen zu München, Leipzig und Dresden, wo er das Hoftheater dirigirte, und zu Hamburg und Gotha auftreten konnte, zog ſich ſpäter vom Theater zurück, lebte in Stettin und Berlin, wo er Leſſing kennen lernte, und ſtarb am 10. November 1799. Er war ein fruchtbarer Schau- und Luſtſpieldichter, ſeine Theaterſtücke verrathen große Bühnenkenntniß, wie der geadelte Kaufmann und der Graf v. Olsbach beweiſen; auch ſchrieb er das Melodrama Ariadne auf Naxos. Seine dramatiſchen Werke erſchienen zu Leipzig 1790 in 8 Bänden und ſeine eigene Lebensgeſchichte in 3 Bänden zu Berlin 1799 bis 1800 und wurde zwei Jahre ſpäter neu aufgelegt. — Johann Karl Wezel iſt am 31. Oktober 1747 zu Sondershauſen geboren, lebte nach beendigten Univerſitätsſtudien als Hauslehrer und Schriftſteller in Berlin, Wien und Leipzig, überſetzte auch einige Werke aus dem Engliſchen, verfiel 1786 in gänzliche Geiſteszerrüttung und lebte in dieſem Zuſtande in ſeiner Vaterſtadt, bis er 1817 ſtarb. Er hatte ſich zuletzt Nägel und Bart wachſen laſſen, jeden Beſuch abgelehnt und ſich für einen Gott gehalten. — Johann Gottlieb Schummel iſt 1748 zu Seitendorf in Schleſien geboren, wurde Profeſſor am Eliſabethäum in Breslau und ſchrieb außer den erwähnten Werken den vierten Theil des Herrn Redlich (die drei erſten ſind von Chr. Opitz), Fritzen's Reiſe nach Deſſau, 1776, Wilhelm v. Blumenthal oder das Kind der Natur, 1780—81 und der kleine Voltaire, eine teutſche Lebensgeſchichte für unſer freygeiſteriſches Jahrhundert, 1782. — Johann Gottwerth Müller iſt am 17. Mai 1744 zu Hamburg geboren, wurde Buchhändler zu Itzehoe, lebte ſeit 1772 als Privatgelehrter, erhielt eine Penſion des Königs von Dänemark und ſtarb am 23. Juni 1828. Seine Romane erſchienen von 1777 bis 1795 und ſein Siegfried von Lindenberg hat noch 1829 eine neue Auflage erlebt. — Theodor Gottlieb v. Hippel iſt am 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Oſtpreußen geboren, wo ſein Vater Schulrector war, zeigte ſchon als Knabe religiöſe Schwärmerei, ſtudirte in Königsberg Theologie, wurde mit dem holländiſchen Juſtizrath Woit bekannt, der ihn zur Jurisprudenz hinzog, und dann mit dem ruſſiſchen Lieutenant v. Keyſer, mit dem er 1760 nach Petersburg ging und dort in vornehme Kreiſe kam. Die Liebe zum Vaterlande führte ihn aber nach Königsberg zurück, wo er eine Hauslehrerſtelle annahm und ſich in ein vornehmes und reiches Mädchen verliebte. Dies veranlaßte ihn, die Theologie gegen die Rechtswiſſenſchaft zu vertauſchen; er gab 1762 deshalb ſeine Hauslehrerſtelle auf und ſtrebte mit unglaublicher Selbſtverleugnung und dem angeſtrengteſten Eifer ſeinem Ziele entgegen; als er dieſes jedoch erreicht entſagte er der Liebe, um unverheirathet nach noch größerer Thätigkeit ringen zu können. 1765 wurde er Advokat beim Stadtgerichte in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 ſtädtiſcher Gerichtsverwandter und Aſſeſſor des Stipendiencollegiums; nachher Criminalrath, Stadtrath, Beiſitzer des Armencollegiums, Hofhalsrichter und Criminaldirektor und 1780 dirigirender erſter Bürgermeiſter von Königsberg und Polizeidirektor, wozu er ſpäter noch den Charakter eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten erhielt. Er ließ ſich auch den Familienadel vom Kaiſer erneuern, weil er nach einer Miniſterſtelle trachtete, und ſtarb am 23. April 1796, wo er ein Vermögen von 140,000 Thalern hinterließ. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu Berlin 1827 bis 1839 in 14 Bänden und ſeine zwei Hauptromane ſind auch 1846 neu herausgegeben worden. — Karl Philipp Moritz iſt am 15. Sept. 1744 zu Hameln geboren, wurde von ſeinen armen Eltern zum Hut-

macher bestimmt, verließ aber seine Heimath und studirte in Wittenberg, worauf er eine Zeitlang zu Basedow nach Dessau ging. Allein er konnte sein Bestreben nach einer Predigerstelle nicht erreichen und war deshalb zu Potsdam schon der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Bösching eine Lehrerstelle am grauen Kloster zu Berlin bekam. Jedoch schon 1782 ging er ganz unvorbereitet nach England, verfiel nach seiner Rückkehr in Unmuth, wurde krank, aber 1784 außerordentlicher Professor am Berliner Gymnasium, studirte Geschichte und führte auch auf kurze Zeit die Redaktion der Vossischen Zeitung. Nachher begann er eine Reise in die Schweiz, verliebte sich nach seiner Rückkehr in eine verheirathete Frau und machte sich von seiner Schwärmerei nur dadurch los, daß er 1786 nach Italien reiste, wo er Göthe kennen lernte, den er mit der Metrik vertraut machte, wogegen ihm dieser durch Vermittlung des Herzogs von Weimar eine Stelle an der Berliner Akademie verschaffte. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Alterthumskunde und Theorie der schönen Künste, verheirathete sich unglücklich und starb am 26. Juni 1793. Sein Anton Reiser erschien 1785 und Andreas Hartknopf 1786. — Georg Christoph Lichtenberg ist am 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstadt bei Darmstadt geboren, besuchte das Gymnasium in Darmstadt, besaß einen verwachsenen Körper, da er sich durch Unvorsichtigkeit der Wärterin den Rückgrat verrenkt hatte, hatte frühe Vorliebe für Mathematik, Physik und Astronomie, ging 1763 nach Göttingen, wo er astronomische Beobachtungen machte und Mondcharten verfertigte, und wurde 1770, als er einen Ruf nach Gießen erhielt, Professor in Göttingen, nachdem er vorher eine Reise nach London gemacht hatte. Im Jahre 1774 wurde er Mitglied der gelehrten Societät, ging 1774 wieder nach England, von wo er 1778 zurückkehrte, wurde in seinen letzten Jahren wegen Kränklichkeit hypochondrisch und fast menschenscheu, so daß er Niemanden bei sich sehen ließ und nie aus dem Hause ging, und starb an einer Brustentzündung am 24. Februar 1799. Seine vermischten Schriften sind von seinen Söhnen zu Göttingen 1800 und wiederholt 1844 in 6 Bänden herausgegeben worden. Er gab auch mit Georg Forster das Göting'sche Magazin der Wissenschaften und Literatur und seit 1778 den Göttinger Taschenkalender heraus. — Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr v. Knigge ist am 16. Oktober 1753 zu Bredenbeck bei Hannover geboren, machte mit seinem Vater mehrere Reisen, ererbte von diesem nur tief verschuldete Güter (1766), studirte 1769 zu Göttingen, wurde auf einer Reise nach Kassel 1772 zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer vom Landgrafen von Hessen ernannt, mußte aber die Verwaltung seiner Güter übernehmen, ward 1777 Kammerherr des Herzogs von Weimar, privatisirte mit seiner Familie zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg, wurde 1790 Oberhauptmann und Scholarch in Bremen und starb am 6. Mai 1796. Seine Biographie erschien zu Hannover 1825; auch von Paul Gödecke ist eine solche geliefert. — Moritz August v. Thümmel ist am 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig geboren, besuchte 1754 die Klosterschule zu Roßleben, 1756 die Universität Leipzig, ward 1761 Kammerjunker beim Erbprinzen von Sachsen-Koburg, dann Geheimer Hofrath, 1768 wirklicher Geheimer Rath und Minister, ging 1775—77 nach Frankreich und Italien, verheirathete sich 1779 mit der Wittwe seines Bruders, zog sich 1783 von allen öffentlichen Geschäften zurück, lebte theils zu Sonneborn und Gotha, theils auf Reisen und starb am 26. Oktober 1817 zu Koburg. Eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien zu Leipzig 1821 in 6 Bänden, neue Ausgabe 1832, Taschenausgabe 1839 in 8 Bänden und diese ist 1844 wiederholt worden. Sein Leben beschrieb Gruner, Leipzig 1819. —

247. Jean Paul Friedrich Richter ist der Hauptvertreter der deutschen Humoristik, in dem alle Fehler und Tugenden derselben sich versammelten, der Dichter des Weltschmerzes, der in allen seinen Produkten seine eigene Persönlichkeit abspiegelte und schon in seiner Jugend eine so weiche Stimmung

erhalten hatte, daß er aus dieſer melancholiſchen Frühzeit nie heraus kam und ewig nach Idealen jagte, die nur im Jenſeits blühen. Er blieb auf der Stufe ſtehen, wo ſich die Kraftgenies gegen den Rationalismus ſtemmten, und alle Diſſonanzen und Widerſprüche, alle Liebe und aller Haß der Welt, die zügelloſe Phantaſie und die verſtandesmäßige Nüchternheit dieſer Periode ſammelten ſich in ihm, ohne daß er je darüber hinausgelangte. Geboren in einer Gegend, welche ganz geeignet iſt, die Phantaſie anzuregen und auf das jugendliche Gemüth zu wirken, ward auch Richter früh zum Stillleben hingezogen und dieſe Neigung, dieſe Sehnſucht nach der Waldeinſamkeit und den blauen Bergen der dunklen Kindeszeit blieb ihm durch ſein ganzes Leben. Von ſeinem armen Vater, der zuerſt Schulrektor und dann Pfarrer war, bekam er nur die nöthige Vorbildung zum Beſuche des Gymnaſiums, wo er ſich weniger mit gründlichem Lernen, als mit dem Leſen der verſchiedenartigſten Bücher abgab und ſich dadurch Welt und Menſchen erſetzte; aber als er die Univerſität beziehen ſollte, um Theologie zu ſtudiren, ſtarb ſein Vater und gerieth die Familie ſo in Noth, daß er ſelbſt ſich noch mehr von der ernſten Wiſſenſchaft abwandte, und, um ſein Leben zu friſten, zu frühzeitigen literariſchen Arbeiten hingedrängt wurde. Er ertrug den Druck der Verhältniſſe wie ein Dulder, warf ſich der Philoſophie Rouſſeau's und dem Zweifel in die Arme, begann zu leben wie es ihm gefiel, ohne nach der Welt und ihrem Urtheile zu fragen, und betrieb ſeine Vielleſerei jetzt nicht mehr zu ernſteren Studien, ſondern zur Schriftſtellerei, welche er 1783 mit den Grönländiſchen Prozeſſen eröffnete. Kühn führte er hier die Sprache der Satire und trotzte der Ungunſt des Schickſals, aber der Erwerb damit reichte nicht weit, in bitterſter Noth kämpften die Seinigen und während ein Bruder Soldat wurde und der andere aus Verzweiflung ſich ertränkte, drückte ihn eine Hauslehrerſtelle nieder und vermehrte noch ſeine Troſtloſigkeit. Nur die Muſe half ihm ſein Schickſal ertragen und die Noth war eine Urſache an ſeiner Vielſchreiberei, die ſeinem Talente nicht wenig ſchadete. Raſch folgten mehrere Arbeiten, welche ſeine äußere Lage erleichterten, die innere Verbitterung milderten und ihm endlich eine heitere Weltanſicht erſchloſſen, bis er mit ſeiner unſichtbaren Loge die volle Anerkennung des Publikums gewann, ſein Anſehen erhöhte und auch die äußere Stellung ihm erleichterte. Er ging nun 1797 wieder von Hof weg, wo er bisher gelebt hatte, begab ſich nach Leipzig und ſodann nach Weimar und Berlin, wo ihn beſonders die ſentimentalen Frauen ſehr verehrten, lebte zu Meiningen und Koburg auf kurze Zeit und zog ſich dann nach Baireuth zurück, wo er bis zu ſeinem Ende verblieb, nachdem er noch einmal 1817 und 1819 nach Heidelberg gereist und dort ebenfalls von den Frauen abgöttiſch verehrt worden war. Nicht wohl hat die Kritik einen deutſchen Schriftſteller ſo hoch emporgehoben und wieder ſo tief hinunter gezogen, als es bei Jean Paul geſchehen iſt. Herder verehrte ihn, was Jean Paul mit gleicher Verehrung erwiderte, Schiller und Göthe beurtheilten ihn ſtreng,

ſogar Lichtenberg erklärte ihn für kaum erträglich, Andere dagegen hielten ihn für den Heros des Humors, den Einzigen und Unvergeßlichen und bildeten ihn zum dritten Mitgliede des Triumvirats der deutſchen Dichter mit Göthe und Schiller. Aber wie es wahr iſt, daß noch Niemand von ſeinem Tadler zu ſeinem Lober wurde, ſondern im Gegentheile die meiſten ſeiner Lobredner in entſchiedene Tadler übergingen, ſo wird zwar die Jugend, die ſo viel Verwandtes mit Jean Paul's Zuſtänden hat, ſich auch zu ihm hingezogen fühlen; wenn ſie aber heraustritt aus der erſten Schwärmerei, wenn ſie in's Mannesalter gelangt, denken und urtheilen lernt und dann Jean Paul's Schriften wieder lieſt, ſo wird es kaum möglich ſein, ihn nur noch zu leſen, geſchweige denn poetiſchen Genuß daraus zu ſchöpfen und äſthetiſche Erhebung zu finden. Das beſte Mittel, ſeine übertriebenen Lobredner gänzlich zu kuriren, iſt einfach damit gegeben, daß man ſie anhält, eine beliebige Schrift von Jean Paul, worin ſie früher die ſchwierigen Stellen überſprangen, Wort für Wort zu durchleſen und zu erklären; ja Jean Paul ſcheint dies ſelbſt gefühlt zu haben, denn er ſelbſt konnte das Vorleſen nicht leiden, beſprach ſich mit Niemanden über ſeine Schriften und verſtand ſie bald ſelbſt nicht mehr. Von wahrer Satire iſt ohnehin bei ihm keine Rede, denn zum ſatiriſchen Standpunkte gelangte er nicht hinauf und wo er ihn wirklich erreichte, zerſtörte er wieder jede ſatiriſche Wirkung durch ſeine langſame und zögernde Darſtellung. Die Gunſt des Publikums, beſonders der Jugend, verdankte er hauptſächlich dem Unſchuldigen, Herzlichen, Sehnſüchtigen und Wehmüthigen ſeiner Schilderungen, denn es wirkt bei ihm nicht das Ganze, ſondern die einzelnen ſchönen Stellen, die Lichtblicke, die Meteore, die Blitze, welche er uns entgegenwirft, es wirkt vorzüglich das bunte Feuerwerk, das er in dem milden Dunkel der Sommernacht in tauſend ſprühenden, ſpringenden und gaukelnden Büſchen, Garben und Rädern vor uns ſpielen läßt. Darüber vergißt die Jugend nur zu ſehr, daß nirgends eine Einheit vorhanden, faſt kein einziger Charakter durchgeführt oder poetiſch vollendet iſt, daß Jean Paul über dem ewigen Empfinden, Fühlen und Schauen nirgends zum Handeln kommt, daß neben einer glänzenden Stelle viele dunkle und unverſtändliche liegen und zwar ein ungeheueres Material zuſammengehäuft, aber durchaus nicht verarbeitet iſt. Wie die Jugend ſich hinreißen läßt durch halb gefaßte Sentenzen, halb begriffene Urtheile und halb angeeignete Lehren, ſo ließ und läßt ſie ſich hinreißen durch das Dunkle, Ahnungsreiche und Unverſtändliche bei Jean Paul und ſuchte darin Reiz und größten poetiſchen Zauber. Er kann vielleicht anregen und auf das Verſtändniß und den Genuß wirklicher Kunſtwerke vorbereiten, aber gewiß geht der geſunde äſthetiſche Geſchmack verloren, wo Jean Paul die Herrſchaft behält, denn ſelbſt ſeine Sprache und Stil iſt manierirt und unſchön und dürfte ſchwerlich zur Nachahmung empfohlen werden.

Jean Paul wußte zwar ſelbſt, daß die Humoriſtik blos Lächerlichkeiten der Menſchennatur, nicht ſolche zufälliger Individualität behandeln ſolle, aber er

hat dennoch gerade das Gegentheil davon gethan und er besaß nicht die ästhetisch ideale Freiheit universeller Weltbetrachtung, mit der er seinen Weltschmerz überwinden und versöhnen konnte. Um ein humoristischer Satiriker zu sein, faßte er Leben und Natur zu sentimental auf und die Empfindung wird durch den Witz oft geradezu getödtet. Das Geheimniß und Eigenthümliche seiner Dichtung sind die Thränen, die der Geist vergießt, weil er in die Welt des Diesseits verbannt ist, und dieses Geistesheimweh ist so poetisch-ätherisch aufgefaßt, wie es nicht wohl ein Anderer vermochte, denn es beruht in der eigenen idyllischen Jugendzeit Jean Paul's, der aus der drückenden Gegenwart immer wieder mit seiner Phantasie dahin zurückflüchtet. Durch und durch subjektiv, blieb er in Gesinnung und Gutmüthigkeit immer ein Kind, das die Stimmen der Vögel wie die Sterne, den Mondschein wie die Blume liebt und liebkost, an der Musik die süßeste Freude hat und durch und durch weich und weiblich erscheint, so daß Jean Paul auch vorzüglich den Frauen gefiel und diesen gleichsam aus der Seele sprach. Wie ein Kind aus dem engen Kreise seiner Sphäre nicht heraustreten kann, so vermochte es auch Jean Paul nicht, das Kleinleben und die Kleinstädterei zu verleugnen und verrathen alle seine Sittengemälde eine zu große Unschuld und zu wenig Weltbildung. Nicht minder ermangelte er der wahren philosophischen Freiheit und wenn er selbst sich in die philosophischen Plänkeleien seiner Zeit mischte, so verrieth er gerade dadurch am meisten, daß er dafür nicht gewachsen war, wie er überhaupt auf die große weite Welt den Blick nicht zu richten vermochte. Auch in religiöser Hinsicht waltete nach der skeptisch-satirischen Jugendzeit in seinen Schriften mehr eine kindliche Ansicht vor, indem er weder ein dogmatisches Christenthum, noch den Pantheismus ergriff, sondern sich mehr einer Gefühlsreligion hingab und sich damit über die positive Religion erhob. Das irdische Leben ist ihm nur die Wiege eines zweiten und das Gefühl des Menschen, daß er auf der Erde nichts Anderes sei als Staub und Asche und das Spiel des Schicksals, ist ihm die Begründung der Unsterblichkeit, wie er überhaupt überall mit seinem Geistesheimweh die Humoristik zu einer weltverachtenden machte. Was seinem Gefühl nicht zusagte, hatte für ihn keinen Werth und es war gut, daß er mit dem Absolutismus seines subjektiven Selbst eine edle Gesinnung verband und begeistert war für alles Schöne und Sittliche. Diesem entsprechen die Charaktere, die er vorführt, nur greifen sie eben nicht in das Leben ein und sind mehr Gestalten des Traumes als der Wirklichkeit. Wie er die Tugend liebte, so auch die Freiheit; er kümmerte sich wenig um den Beifall der Großen, duldete lieber Alles, als daß er sich etwas gefallen lassen wollte, und er hat nicht wenig zur Begeisterung für die Freiheitskriege beigetragen.

Johann Paul Friedrich Richter ist am 21. März 1763 zu Wunsiedel, unfern der böhmischen Gränze, geboren, wo sein Vater Rektor der Stadtschule war, von wo er später als Pfarrer nach Schwarzbach an der Saale versetzt wurde, erhielt im väterlichen

Hause den ersten Unterricht, kam im 16. Jahre auf das Gymnasium nach Hof und besuchte 1780 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Da er aber ohnehin ernste Studien nicht liebte und durch den Tod seines Vaters Mutter und Geschwister in die ärmsten Verhältnisse geriethen, gab er sich ganz dem Drange der Poesie hin und benützte er die Schriftstellerei als Erwerbszweig, um seine Mutter zu ernähren und lebte bei ihr in Schwarzbach. Nachdem ihm seine Werke ein besseres Einkommen verschafft hatten, zog er nach Hof und ging 1797 nach Leipzig, wo er sich bald einen bedeutenden Namen erwarb und eine Reise nach Weimar, Berlin, Meiningen und Koburg machte, mit den größeren Dichtern bekannt wurde, vom Herzoge von Hildburghausen den Titel Legationsrath und vom Fürsten Primas später eine ansehnliche Besoldung bekam. Dann ließ er sich in Bayreuth nieder, machte einzelne Ausflüge nach Heidelberg und an den Rhein, nach Berlin und Dresden, wo er überall hoch gefeiert wurde, verheirathete sich mit Karoline Meyer von Berlin und starb am 14. November 1825. Es wurde ihm in neuerer Zeit ein Denkmal errichtet, aber 1814 stritten sich die deutschen Staaten und Fürsten darüber, ob und von wem dem Dichter die vom Fürsten Primas ausgesetzte Besoldung ferner ausbezahlt werden solle, bis endlich da, sich Jean Paul an den Kaiser Alexander gewendet hatte, es der Edelsinn des Königs von Baiern übernahm, sie ihm ferner auszubezahlen. Weil die Werke anfangs blos mit den zwei ersten Vornamen Richter's erschienen, so ist man auch jetzt noch gewöhnt, ihn blos unter dem Namen Jean Paul anzuführen. Seine Hauptwerke sind: Grönländische Prozesse (1783—84), Auswahl aus des Teufels Papieren (1788), Die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Leben des Quintus Fixlein (1796), Das Campanerthal (1797), Palingenesien (1798), Jean Paul's Briefe (1799), Titan (1800), Flegeljahre (1803—1805), Vorschule der Aesthetik (1804), Levana (1807), Des Feldprediger Schmelzle Reise nach Flätz (1808), Katzenberger's Badereise (1809), Leben Fibel's (1812), Der Komet oder Nikolaus Markgraf (1820—22), Kleine Bücherschau (1825), Selina, über die Unsterblichkeit der Seele (1825), Wahrheit aus Jean Paul's Leben (1825—27). Sein projektirter Roman Der Papierdrache wurde von seinem Schwiegersohne E. Förster nach den hinterlassenen Heften in 2 Theilen, Frankfurt 1845, herausgegeben. Seine sämmtlichen Werke nebst dem literarischen Nachlasse erschienen zu Berlin 1838 in 65 Bänden und in neuer Ausgabe 1840 in 33 Bänden, womit noch der Briefwechsel mit seinem Freunde Otto, 1829, zu verbinden ist. Einen biographischen Commentar zu seinen Werken lieferte sein Verwandter Spazier.

248. Jean Paul hat so viele Werke geschrieben, daß es unmöglich ist, sie alle durchzugehen, wenn sie auch nicht fast immer denselben Ton anschlügen, wie dies nicht anders von ihm zu erwarten war, da er im Anfange aus der Schriftstellerei einen Erwerb machen mußte und auch später keine andere Lebensthätigkeit hatte. Er bringt fast nur Selbsterlebtes vor, aber dessen war zu wenig und zu beschränkter Art, als daß es Mannichfaltigkeit und nachhaltiges Interesse erregte. In seinen Grönländischen Prozessen 1783 herrscht die Bitterkeit seiner persönlichen Verstimmung und richtet er die Satire, welche jedoch mehr in Witzen besteht, gegen Schriftstellerei und Theologie, Weiber, Stutzer und gewöhnlichere Eigenheiten, aber was er gegen die Schriftsteller richtete, das traf den Autor am meisten selbst. Seine Auswahl aus des Teufels Papieren, welche 1788 erschienen, ist fast nur Wiederholung derselben Gebrechen und ähnlicher Bitterkeit, nur daß letztere etwas schwächer wird, und wie wenig Jean Paul damit dem Publikum gefiel, beweist der Umstand, daß das

Buch nicht gekauft wurde und sich Jean Paul genöthigt sah, zum Roman überzugehen. Seine unvollendete Unsichtbare Loge (1793) gefiel schon mehr, aber alle Personen und Zustände sind darin kränkelnd, die Personen nebelhaft gezeichnet und der Humor gezwungen; seine Wuz-Idylle mit ihrer Beschränkung und kleinweltlichen Glückseligkeit behagte jedoch der Zeit um so mehr, als der Mangel großer Begebenheiten und Ideen verursachte, daß sich damals auch die Menschen um so mehr auf sich selbst zurückzogen. Der unmittelbar darauf erschienene Hesperus nahm einige Bestandtheile des vorhergehenden Romans in sich auf und ist ebenfalls eine Art Nacht- und Abendstück voll Schwindsüchtiger, Blinder, Wahnsinniger, voll Todesscenen und Leichenreden und was er nur an Wehmuth, Sehnsucht und Heimweh nach dem Jenseits fühlte, hat er dem Romane mitgetheilt und darin versucht, eine poetische Erziehungslehre zu geben. Der Hesperus enthält fast am meisten Selbsterlebnisse Jean Paul's und das Kindliche und Sentimentale, nebst den Blumenthau- und Mondschein-Landschaften in dem Stücke, elektrisirte besonders die Frauen, die sich von da an in den Autor fast verliebten. In dem Leben des Quintus Firlein schildert Jean Paul das Kleinleben seiner Kindheit und Jugend und er selbst zeichnete sich in Firlein, der, wie er, mit harmloser Gutmüthigkeit unter dem härtesten Drucke sein Lächeln bewahrt. Der Roman hätte übrigens besser werden können, wenn er nicht zu sehr aus seinen Zetteln und Excerpten zusammengetragen wäre. Auch seine Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder das Leben des armen Advokat Siebenkäs schildern deutsche idyllische Zustände und zwar aus dem eigenen Leben des Verfassers, aber so sehr die Gemüthlichkeit darin gefallen könnte, so leichtsinnig wird hier mit Wahrheit und Eid und was dem Menschen werth und theuer ist, gespielt. Der Jubelsenior ist eine Art Prediger-Idylle, in welche eine adelig-höfische Burleske verwebt wurde, aber ohne Bedeutung, und das Campanerthal enthält Betrachtungen über Jenseits, Gott und Unsterblichkeit. Im Titan suchte er Alles zusammen, was er erlebt und an Bildung und idealischer Erhebung erlangt hatte, obwohl er eigentlich der Anlage und der Manier nach auch hier nichts Neues zeigt. Es sollte dieser Roman das Beste und Erhabenste seiner Werke werden und man sieht, wie er mit Göthe's Wilhelm Meister zu wetteifern suchte, aber es ist Alles darin so ohne Auswahl und Anordnung gegeben, keine thatkräftige Handlung zu finden und das Krankhafte blickt so sehr aus allen Personen, daß gerade das Sentimentale und Verweichlichende, welches der Jugend daran so sehr gefällt, ihr hier um so schädlicher wird. Besonders sind auch die Personen mehr gedacht als dargestellt, zu blaß und unentschieden, obwohl man nicht verkennen darf, daß sich darin auch Jean Paul's Phantasie und sein Reichthum an gemüthlichen und geistigen Schätzen am meisten geoffenbart hat und es nur zu bedauern ist, daß der Dichter seinen Reichthum nicht besser zu Rath hielt und sich nicht Zeit und Mühe nahm, um ihn kunstmäßiger zu ordnen und glücklicher zu verarbeiten.

Was Jean Paul ſpäter ſchrieb, trägt mehr den Stempel der Ruhe und Zufriedenheit, wie ſich dies in den Flegeljahren bereits zeigte, welche noch mit der alten Friſche geſchrieben ſind und ſo viele Mäßigung enthalten, als es für Jean Paul möglich war. Auch hier bilden die Erinnerungen an ſeine Jugendjahre den Stoff, jedoch mit ſchöneren Zügen und mit mehr Poeſie. Jean Paul zeichnete in Walt ſeine eigene tiefe muſikaliſche Innerlichkeit und dieſer iſt das rührendſte Abbild der träumeriſchen Jugendunſchuld, während Vult's vagabundiſche Natur als verſtändiger Humoriſt auftritt, der die realiſtiſche Seite Jean Paul's darſtellt. Schon hier iſt es Jean Paul meiſterhaft gelungen, das dunkle Gedankenleben der ſüßen Kindeszeit, die rührenden Thorheiten und das kleine Glück der Seele unendlich groß zu ſchildern und die Liebe, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens in der phantaſiereichen erſten Zeit des Menſchen treu abzubilden. Seine übrigen poetiſchen Leiſtungen, wie Fibel's Leben, des Feldprediger Schmelzle's Reiſe nach Flätz und Anderes ſind faſt nur Wiederholungen und Umwandlungen der früheren Schriften und es bleiben uns noch ſeine wiſſenſchaftlichen Verſuche übrig, die er in ſeinen ſpäteren Werken herausgab, worin er es aber auch zu nichts Syſtematiſchem und Geordnetem bringen konnte, weil er in ſeinem ganzen Leben nur Dilettant blieb. In ſeiner Vorſchule zur Aeſthetik 1804 und der Levana ſind mehr Sammlungen von Gedanken, Aphorismen, Anſichten nnd Anſpielungen enthalten, als daß ſie einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand ſtreng behandelten, und Falſches und Richtiges liegt ſo bunt untereinander, daß es ſchwer zu ſcheiden iſt. Als den gehaltvollſten Theil der Aeſthetik kann man unſtreitig ſeine Programme über den Humor erklären; ſie ſind aber nur geeignet, uns den Genuß ſeiner Schriften zu ſtören, da er die treffenden Grundſätze, welche hier niedergelegt ſind, dort am meiſten verleugnet hat. In ſeiner Levana verſuchte er eine Erziehungslehre für Mütter und Töchter und warf viele helle und überraſchende Blicke auf die Erziehungsverhältniſſe; nur hat er auch hier zu viel Gewagtes und Geſuchtes eingemiſcht, ſo daß das Buch blos für Solche von großem Nutzen iſt, die ſich bereits ein ſicheres pädagogiſches Urtheil gebildet haben. Noch einmal wollte ſich Jean Paul auf das Gebiet des Romans begeben mit ſeinem Komet (1820—1822), welcher eigentlich blos die Einleitung zu einem noch größeren umfaſſenderen Romane, dem Papierdrachen, werden ſollte, worin er noch einmal alle ſeine Erfahrungen und Einfälle ſammeln wollte. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung und ſelbſt der Komet, welcher nur eine Erweiterung des Fibel iſt, fand keinen Anklang mehr. Die Selina war beſtimmt Jean Paul's volle Ueberzeugung über die Hoffnung der Unſterblichkeit auszuſprechen, aber dieſe ward ihm ſelbſt eher zu Theil, als er das Buch vollenden konnte; denn er ſtarb mitten unter der Arbeit. — Jean Paul hatte großes Aufſehen erregt im Anfang und in der Mitte ſeiner Thätigkeit und es erhielt ſich, als ſeine Werke ſchon weniger geleſen wurden; wie

wenig dauernd es aber war, bezeugt der Umſtand, daß Jean Paul's Werke dem Verleger keinen oder nur wenig Gewinn brachten und ſie jetzt nur noch ſelten Leſer finden. Doch hatte auch Jean Paul für ſeine Zeit nicht geringe Bedeutung und ſogar eine materiell wohlthätige Wirkung gehabt, denn in jenen Tagen der Unſittlichkeit, Rohheit und des wilden Treibens flüchtete ſich die deutſche Innigkeit und Herzensunſchuld und die deutſche treue Liebe zu ihm und ward an ſeiner milden Wärme erhalten und gerettet, — und ſollten ſolche öde und kalte Zeiten wiederkehren, ſo mögen vielleicht zärtere und für den Sturm des weltlichen Lebens nicht geeignete Seelen abermals zu Jean Paul flüchten und bei ihm abermals ruhigere und heitere Tage erwarten.

249. An Jean Paul ſchließt ſich Graf Chriſtian Ernſt v. Benzel-Sternau an, obſchon er ſich mehr im Kreiſe der damaligen Salonsgeſellſchaft bewegte und Stil und Darſtellung einen höheren Ton feſthielt, er auch ganz andere Tendenzen und Standpunkte wählte. Am nächſten iſt er ihm durch die Aehnlichkeit der Manier verwandt und ſein Humor beſitzt nicht die künſtleriſche Geſtaltung, ſondern wirft blos ironiſche Streiflichter über verſchiedene Zeitgegenſtände und er beſitzt nicht die originale Erfindung und beſtimmte Individualiſirung wie Jean Paul. Am bekannteſten iſt ſein humoriſtiſcher Roman das goldene Kalb, worin er Mannichfaltigkeit und großen Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppigen Witz, Feinheit der Beobachtung und tiefe Weltkenntniß zeigt, treffende Bemerkungen einwebt und kräftige Sittenſprüche einreiht, aber Scherz und Ernſt bewegen ſich in zu dunkler Miſchung, er jagt zu ſehr nach Seltſamem, Auffallendem und Spitzfindigkeiten, wird dadurch ſchwerfällig, dunkel und überladen und vor Allem fehlt ihm die höhere poetiſche Auffaſſung. Seine Schriften drangen in das Volk nicht ſehr ein, aber immer wird er geehrt werden wegen der Reinheit und Liberalität ſeiner Geſinnung, der er bis an ſeinen Tod treu blieb. — Mit heiterer Laune und voll leichtem gefälligem Witz ſchrieb Ulrich Hegner ſeine Erzählungen und Romane, welche zwar nicht ſo humoriſtiſch gehalten ſind, aber durch die landſchaftliche Färbung ein beſonderes Intereſſe erhielten. Sein Roman, die Molkenkur, erwarb ihm zuerſt einen nicht unbedeutenden Namen und ſpäter hat er nicht nur im Leben Hans Holbein's des Jüngern ein treffliches, auch durch die Naivität der Darſtellung ausgezeichnetes Werk geliefert, ſondern auch in dem Buche, Auch ich war in Paris, lebendige Schilderungen des Lebens in dieſer großen Stadt gegeben. Von geringerem Intereſſe ſind die Schriften Fechner's, der unter dem Namen Miſes ſchrieb, aber ſchon der neueſten Zeit angehört. Dagegen mag noch des öſterreichiſchen Hauptmanns Friedrich Wilhelm Meyern gedacht werden, welcher im Jahre 1787 den politiſchen Roman Dya-Na-Sore oder die Wanderer ſchrieb, welcher der Zeitſtimmung ſehr entſprach und viele treffende Gedanken enthält, obgleich das Vorwalten der Tendenz die ächte Poeſie zu ſehr unterdrückt. Weitere humoriſtiſche Schrif-

ten aus dieſer Periode können hier keine Stelle finden, da ohnedies die Deutſchen für die ächte Humoriſtik nicht befähigt genug ſcheinen, weil es uns an einem reicheren politiſchen Leben und großartigeren Standpunkten zu fehlen pflegt und die Meiſten aus ihrer Kleinſtädterei nicht heraus kommen, ſo reiche Gelegenheit uns auch täglich geboten wurde und noch wird, den Humor und die Satire walten zu laſſen.

Carl Chriſtian Ernſt Graf von Benzel-Sternau iſt am 9. April 1767 zu Mainz geboren, wurde churfürſtlich mainz'ſcher Regierungsrath und Gerichtsaſſeſſor zu Erfurt, 1804 Hofrath und ſpäter erzkanzleriſcher Staatsrath zu Regensburg, wo er für Verbeſſerung des Volksunterrichts wirkte, wurde 1811 Staats- und Finanzminiſter im Großherzogthum Frankfurt und lebte ſeit 1813 auf ſeinem Gute bei Hanau und am Bodenſee, trat 1829 zur evangeliſchen Kirche über und ſtarb in der Schweiz im Jahre 1847. Seine Schriften ſind: Das goldene Kalb 1802—1803, 4 Bde., Lebensgeiſter aus dem Klarfeld'ſchen Archive, 4 Bde., Geſpräche im Labyrinth, 3 Bde., Schiller's Feier 1805, Publicola, oder geſammelte Blätter guter Abſicht 1805—1806, 2 Thle., Proteus, oder das Reich der Bilder, Regensburg 1806, Titania, oder das Reich der Mährchen, Morpheus, oder das Reich der Träume, Der ſteinerne Gaſt 1808, Jaſon 1808, Pygmäen, Briefe, Gemmen, Weltanſichten 1817, Der alte Adam, eine Familiengeſchichte, 1819 in 4 Bänden, Anti-Iſrael 1819, Weiß und Schwarz, Luſtſpiel 1826, Baier-Briefe 1831—32, auch gab er einige Zeitſchriften heraus. — Ulrich Hegner iſt am 7. Februar 1759 zu Winterthur geboren, wo ſein Vater Stadtphyſikus war, ſtudirte 1776 zu Straßburg Rechtswiſſenſchaft, machte eine Reiſe nach Leipzig und Dresden, wo er ſich mit Kunſt beſchäftigte und ſich der Malerei zu widmen begann, wurde Landſchreiber für die Grafſchaft Kyburg, 1798 Mitglied des Appellationsgerichts zu Zürich, wobei er ſich von allem Parteitreiben fern hielt, ging 1801 nach Paris, trat 1805 in den Rath zu Winterthur, wurde Friedensrichter daſelbſt und dann Mitglied der Regierung zu Zürich und zog ſich endlich in's Privatleben zurück, ganz mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, bis er am 3. Januar 1840 ſtarb. Er ſchrieb das Gedicht: Saly's Revolutionstage, Winterthur 1814, Die Molkenkur, Zürich 1812, Suschens Hochzeit, 1819, Leben Hans Holbein's des Jüngern (eine 20jährige Arbeit), Berlin 1828, und geſammelte Schriften, Berlin 1828, 5 Bde. — Friedrich Wilhelm Meyern iſt ein Oeſterreicher, machte viele Reiſen und mancherlei Studien, kam mit den bedeutendſten Perſonen aus allen gebildeten Kreiſen in Verkehr und ſtarb als öſterreichiſcher Hauptmann 1829 zu Frankfurt a. M. Sein Roman Dya-Na-Sore, oder die Wanderer, erſchien 1787 und erlebte 1840 die dritte Auflage.

250. Die Wiſſenſchaften waren in dieſer Zeit immer einflußreicher an die Poeſie herangetreten, Herder, Schiller und Göthe haben dies vielfach gezeigt, Letzterer ſogar geahnt, daß noch eine Zeit kommen werde, wo Poeſie und Wiſſenſchaft auf einer noch größeren Höhe ihre Einheit finden würden, und Schelling hatte ſelbſt geglaubt, dies zu vermögen. Der großartige Umſchwung im Gebiete der Poeſie wirkte aber auch mächtig auf die Wiſſenſchaft zurück und beſonders war es die Philoſophie, welche einen Anſtoß erhielt, wie er ihr ſchon ſeit Jahrhunderten nicht mehr geworden war, weil ihre Beſtimmung eine reine ideale iſt und der deutſche Geiſt vorzüglich dahin neigt. Immanuel Kant bezeichnet hier den Wendepunkt, da er die theoretiſche und praktiſche Freiheit des Menſchen in ihrer vollen Selbſtbegründung darlegte, zum Abſchluſſe brachte, was die vorhergehenden Geiſter beabſichtigt und angebahnt hatten, und ſich des

Geiſtes des Jahrhunderts vollſtändig bemächtigte. Er hat zuerſt das Recht und Prinzip der aprioriſchen Freiheit geltend gemacht und zwar in praktiſcher und theoretiſcher Hinſicht, aber die aprioriſche Subjektivität ſuchte er auch mit den Anſprüchen der Erfahrung in Einklang zu bringen und die ſinnlich-ideale Welt mit der vernünftig-idealen zu verſöhnen. Um dies zu bewirken, unterſuchte er die Erfahrung ſelbſt und legte dar, daß ſie, für ſich genommen, ohne Nothwendigkeit und die Wahrnehmung, als durchaus ſinnliche Thätigkeit, Prinzip unſeres ganzen Bewußtſeins ſei. Bei der Unterſuchung der Erfahrung gelangte er auf die Unterſuchung der Vernunft und fand, daß in der urſprünglichen Beſchaffenheit des erkennenden Ich die Formen und Grundmerkmale der allgemeinen und nothwendigen Wahrheit an und für ſich liegen und blos aus einer richtigen Anwendung derſelben auf die Gegenſtände der Erfahrung das Bewußtſein der Einheit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit hervorgehe. Hierdurch wird jedoch alles Erkennen blos ſubjektiv, das Denken kann in das Weſen des Gegenſtandes nicht eindringen und für unſer Bewußtſein ſind die Dinge blos Erſcheinungen. Die ſittliche Geſetzgebung legte Kant ebenfalls in die Vernunft und ſtellte das unbedingte Geſetz der Pflicht oder den ſogenannten kategoriſchen Imperativ auf, denn der Wille iſt ihm frei und blos die äußere Wirkſamkeit durch Umſtände bedingt, die er aber überwältigen kann und ſoll. Das Weſen des Göttlichen beruhte ihm in der abſoluten moraliſchen Weltordnung und daher iſt ihm die Religion hauptſächlich auf die blos ſittlich-praktiſchen Intereſſen gegründet. Hat hierdurch Kant den Menſchen wieder emporgehoben, ſo führte er auch wieder eine durchaus wiſſenſchaftliche Methode ein, welche eine kritiſche iſt und Alles unterſucht und genetiſch entwickelt, ſo daß ſich der Gedanke ſelbſt bewähren und rechtfertigen muß. — Das Hauptwerk ſeiner Lehre iſt ſeine Kritik der reinen Vernunft (1781), woran die Gelehrten Anfangs keinen Geſchmack finden wollten, bis ihnen das Verſtändniß näher aufgeſchloſſen und das Buch dann die Grundlage der neuen Wiſſenſchaft wurde. Neun Jahre ſpäter erſchien ſeine Kritik der Urtheilskraft, worin er die Idee der Einheit des Allgemeinen und des Beſonderen in der Wirklichkeit nachzuweiſen verſuchte und hauptſächlich die neue Aeſthetik zuerſt begründete, indem er das reine Wohlgefallen an der Form als Kriterium des Schönen aufſtellte. Bekanntlich hat Herder dieſe Philoſophie Kant's anzugreifen verſucht und dadurch nur ſeine eigene Unfähigkeit dafür dargethan, wogegen Schiller Kant's Philoſophie ſogleich ergriff und namentlich deſſen Ideen über das Schöne und die Kunſt weiter ausführte. Kant hat in mehreren Schriften auch die Politik berührt und erklärt, daß der Staat eine Inſtitution der menſchlichen Freiheit ſelbſt ſein und eine Geſellſchaft von Menſchen bilden müſſe, über welche blos dieſe ſelbſt zu gebieten und zu verfügen habe, denn nur durch die Freiheit werde auch die ethiſche Fortbildung des Menſchengeſchlechts bewerkſtelligt und in Kant's Lehre vom autonomiſchen Willen iſt das Prinzip der franzöſiſchen Revolution ent-

halten. Sogar auf die Naturwiſſenſchaften und deren Behandlung hat er einen großen Einfluß ausgeübt, indem er in ſeiner Schrift „metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft“ die dynamiſche Naturbetrachtung begründete. Kant's Lehre, die vom fernen Oſten zu Königsberg ausging, wurde zuerſt von Reinhold in Jena erfaßt, gelehrt und verbreitet und er war es vorzüglich, der nicht nur durch ſeine Beredtſamkeit und perſönliche Würde, ſondern auch durch den ſittlich veredelnden Geiſt ſeines Unterrichts eine Menge Schüler um ſich verſammelte und beſonders in der allgemeinen Literaturzeitung die neue Lehre nach allen Seiten hin zur Geltung brachte. Von ihm gingen Fichte, Schelling und Hegel aus und durch andere vortreffliche Lehrer, die ſich damals in Jena vereinigt hatten, fand Kant's Philoſophie raſch Anwendung auf die ſpeziellen Wiſſenſchaften. Jakob Friedrich Fries wandte dieſe Lehre zuerſt auf die Phyſik an und ſuchte dieſelbe auch ſonſt zu erweitern und fortzuführen und beſonders wollte er aus den Geſetzen der pſychiſchen Anthropologie nachweiſen, warum und wie gerade dieſe Formen der philoſophiſchen Erkenntniſſe in den menſchlichen Beurtheilungen vorgefunden würden. Beſonders eigenthümlich iſt ihm die Vereinigung von Ethik, Religionsphiloſophie und Aeſthetik in der philoſophiſchen Zwecklehre und die Begründung der ſittlichen und der äſthetiſchen Ideen durch die Ideen von der Schönheit der Seele. Neben ihm ſuchte auch Fr. Bouterweck die Kantiſche Lehre populär zu machen, aber er wendete ſich ſpäter mehr Jacobi zu, wie auch Fries, und ſein eigenſtes Feld blieb vorzüglich die Aeſthetik, wofür er auch ein feines Urtheil mitbrachte. Uebrigens fand Kant nur wenige eigentliche Schüler, indem bald aus ſeiner Lehre wieder verſchiedene andere ſich auszweigten und Fichte und Schelling als philoſophiſche Meiſter ſich geltend machten. Auch Kant fand bald Gegner und wie wir es ſchon bei Jacobi geſehen haben, ſo erhob ſich beſonders G. Ernſt Schulze mit ſeinem Aeneſidemus und der Kritik der theoretiſchen Philoſophie gegen ihn und zwar aus dem Geſichtspunkte des empiriſchen Skepticismus. Auch ſeine unmittelbaren Nachfolger und Bekenner ſeines Syſtems hielten ſich nicht überall mehr ſtreng an ihn, worunter noch W. G. Krug ihm am treueſten war und ſeine Lehre in verſchiedenen Lehrbüchern in's Publikum einzuführen ſuchte, aber verwäſſerte. Viel bedeutender iſt Chriſtoph Gottfried Bardili, deſſen Logik ſich durch dialektiſche Gedankenſchärfe und philoſophiſche Sprache auszeichnete, aber ſchon den Weg von Fichte zu Hegel anbahnte. Auch J. H. Herbart ſteht noch ganz auf Kantiſchen Grundſätzen, die er mit der Lehre vom Weſen der Dinge zu bereichern ſuchte, wofür er auf Leibnitzen's Monadenlehre zurückging. Auch ſeine Metaphyſik iſt ein vortreffliches Buch und wie er für die Pſychologie, welcher er eine mathematiſche Grundlage geben wollte, Vortreffliches leiſtete, ſo hat er überhaupt die Philoſophie vielfach gefördert und ſie mit Klarheit und Beſtimmtheit in ſeinen verſchiedenen Schriften darzulegen verſucht. Nach Brucker's erſtem Verſuch, der mehr ein die Maſſe

ſammelnder, als ſie bewältigender war, machte ſich nun auch Dietrich Tiedemann an die Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie und fand raſch zahlreiche Fortſetzer dieſer Verſuche. So gab J. G. Buhle eine Geſchichte der Philoſophie, die eine Menge Stoff vorführt, obſchon er noch zu wenig Schärfe des Urtheils beſaß, um hier den Inhalt klar zu ordnen und tief aufzufaſſen, was bereits W. G. Tennemann beſſer verſtand. Sein Werk, das unvollendet blieb, iſt zwar in der alten Philoſophie ſehr mangelhaft und er verſtand es nicht, das Eigenthümliche jeder Lehre klar und treu aufzufaſſen und darzuſtellen, indem er den Maaßſtab der kritiſchen Philoſophie zu ſehr anlegte, aber er hat die Quellen viel beſſer aufgefaßt, beſonders jene für die Philoſophie der mittleren Zeiten, und iſt kurz und gefällig in der Darſtellung, ſo daß das Werk immerhin ſeinen Werth behält, wenn es auch durch neuere Arbeiten überholt wurde.

Immanuel Kant, der Sohn eines Sattlers, iſt im Jahre 1724 zu Königsberg geboren, ſtudirte 1740 Theologie und vorzüglich Philologie, trat 1755 als akademiſcher Lehrer auf, wurde 1770 Profeſſor der Phyſik und Metaphyſik, gab 1794 wegen Altersſchwäche ſeine Lehrerthätigkeit auf und ſtarb am 12. Februar 1804 in ſeiner Vaterſtadt, welche er faſt nie verließ, indem ſeine weiteſte Reiſe bis Pillau, 14 Stunden davon, ging. So inhaltsleer die äußeren Verhältniſſe ſeines Lebens ſind, ſo reichhaltig war ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, beſonders ſeit dem Jahre 1780. Seine ſämmtlichen Werke, von Karl Roſenkranz und F. W. Schubert herausgegeben, erſchienen zu Leipzig 1838 in 12 Bänden, wovon der eilfte ſeine Biographie von Schubert und der zwölfte eine Geſchichte ſeiner Philoſophie von Roſenkranz enthält. — Karl Leonhard Reinhold iſt am 26. Oktober 1758 zu Wien geboren, trat 1772 in ein Jeſuitencollegium zu Wien, 1774 nach Aufhebung dieſer Geſellſchaft in das Collegium der Barnabiten, wo er 1780 Novizenmeiſter und Lehrer der Philoſophie wurde, und von nun an wandte er ſich immer mehr der Philoſophie zu, legte er das Ordensgelübde und die Lehre des Katholicismus ab und entfloh im Herbſt 1783 nach Leipzig, um dort noch Vorleſungen zu hören. Im Mai 1784 kam er nach Weimar, wo ſich Wieland ſeiner annahm, und im Sommer 1785 wurde er Weimar'ſcher Rath, Wieland's Schwiegerſohn und ſein Gehülfe bei der Redaktion des deutſchen Merkurs. Seit 1787 war er Profeſſor der Philoſophie in Jena und ihm vorzüglich verdankte nun dieſe Univerſität ihren ſtarken Beſuch. Im Jahre 1794 folgte er einem Rufe nach Kiel, wurde däniſcher Etatsrath und Ritter vom Danebrogorden und ſtarb am 10. April 1823. Er hat zahlreiche Schriften hinterlaſſen und ſeine Lebensbeſchreibung iſt von ſeinem Sohne 1825 geliefert worden. — Jakob Friedrich Fries iſt am 23. Auguſt 1773 zu Barby geboren, beſuchte die dortige Schule der Brüdergemeinde, ſtudirte 1795 in Leipzig und dann in Jena Philoſophie, wurde 1797 Hauslehrer in Zofingen, kehrte 1800 nach Jena zurück, hielt hier 1801 Vorleſungen, machte 1803—4 eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien und wurde 1805 Profeſſor der Philoſophie und Elementarmathematik in Heidelberg, 1816 ging er als Profeſſor der theoretiſchen Philoſophie nach Jena, wurde wegen einer beim Wartburgfeſte gehaltenen Rede ſuspendirt und 1824 der Profeſſur der Philoſophie enthoben und lehrte von da an nur Phyſik und Mathematik, bis er vor wenigen Jahren daſelbſt ſtarb. Seine Hauptwerke ſind: Philoſophiſche Rechtslehre oder Kritik aller poſitiven Geſetzgebung (Jena 1803); Syſtem der Philoſophie als evidente Wiſſenſchaft (Leipzig 1804); Wiſſen, Glauben und Ahnen (Jena 1805), eine vorläufige Darſtellung der metaphyſiſchen Ergebniſſe ſeiner Vernunftkritik; Neue oder anthropologiſche Kritik der Vernunft (3 Bde., Heidelberg 1807, 2. Auflage 1828—31);

System der Logik (Heidelberg 1811, 3. Auflage 1828); Fichte's und Schelling's neueste Lehren von Gott und der Welt (Heidelberg 1807); Von deutscher Philosophie Art und Kunst, ein Votum für F. H. Jacobi (Heidelberg 1812); Von deutschem Bunde und deutscher Staatsverfassung; allgemeine staatsrechtliche Ansichten (Heidelberg 1816); über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden (Heidelberg 1816); Handbuch der praktischen Philosophie (1. Bd., Leipzig 1818); Handbuch der psychischen Anthropologie (2 Bde., Jena 1820—21); Mathematische Naturphilosophie (Heidelb. 1822); Julius und Evagoras, oder die Schönheit der Seele (2 Bde., Heidelberg 1822); ein philosophischer Roman; Die Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, oder Hauptsätze der Glaubens- und Tugendlehre (Heidelberg 1823) und System der Metaphysik (Heidelberg 1824). — Wilhelm Traugott Krug ist am 22. Juni 1770 zu Radis geboren, studirte seit 1788 zu Wittenberg, Jena und Göttingen, wurde 1794 Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg, hierauf 1801 außerordentlicher Professor in Frankfurt a. d. Oder, 1805 ordentlicher Professor in Königsberg und wurde 1809 nach Leipzig berufen und lehrte hier ununterbrochen bis er vor einigen Jahren starb. Er hat eine sehr große Anzahl Schriften geschrieben, die jedoch keine Bedeutung erlangten. — Christoph Gottfried Bardili ist 1761 zu Blaubeuren geboren, studirte zu Tübingen und Jena, wurde Professor der Philosophie am Gymnasium zu Stuttgart, stellte ein eigenthümliches System der Logik auf, wurde hessenrothenburgischer Hofrath und starb 1808. — Johann Friedrich Herbart ist 1776 zu Oldenburg geboren, studirte seit 1794 zu Jena, wurde Hauslehrer in Bern, trat 1802 in Göttingen als Dozent auf, wurde 1809 Professor in Königsberg und später Oberschulrath und wurde 1833 nach Göttingen berufen, wo er starb. Seine sämmtlichen Schriften sind seit 1850 von Hartenstein herausgegeben worden. — Dietrich Tiedemann ist am 3. April 1748 zu Bremervörde geboren, studirte in Göttingen, wurde 1776 Lehrer am Carolinum in Kassel, 1786 ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg und starb hier am 24. September 1803. Seine Hauptwerke sind: System der stoischen Philosophie (Leipzig 1776, 3 Bde.); Untersuchungen über den Menschen (1773, 3 Bde.); Griechenlands erste Philosophen (1780), empirische Philosophie (1804) und Geist der spekulativen Philosophie (Marburg 1791—1796, 6 Bde.). — Johann Gottlob Buhle ist 1763 zu Braunschweig geboren, wurde 1787 Professor zu Göttingen, 1804 Hofrath und Professor der alten Literatur, Geschichte und bildenden Künste in Moskau, 1814 Professor der Rechte und Mitdirektor des Carolinums in Braunschweig und starb am 11. August 1821. Er gab mehrere Klassiker, besonders Schriften von Aristoteles heraus; ferner: Grundzüge einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften, Lemgo 1790; Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Göttingen 1796, 8 Thle.; Geschichte der neueren Philosophie, Göttingen 1800—1805, 6 Thle. — Wilhelm Gottlieb Tennemann ist am 7. December 1761 zu Brembach geboren, studirte seit 1779 zu Erfurt Philosophie und seit 1781 zu Jena, wurde 1788 daselbst Privatdozent, 1798 außerordentlicher Professor, erhielt 1804 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Marburg, wurde 1816 auch zweiter Universitätsbibliothekar und starb am 30. September 1819. Seine Hauptschriften sind: Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit der Seele; System der platonischen Philosophie, 1792—1794, 4 Bde. und Geschichte der Philosophie 1798—1819, 11 Bde.; auch schrieb er einen Grundriß der Geschichte der Philosophie 1812, der noch 5 Auflagen erlebte.

251. Die Philosophie wirkte zunächst auch auf die Theologie und zwar bot sich hier die erfreuliche Aussicht, daß sogar die katholische Theologie davon berührt wurde, wie der nachmalige Bischof Sailer in seinen Erbauungsschriften die christliche Glaubensinnigkeit mit der freien Vernunftsansicht verband, obschon auch er später dem Obscurantismus weichen mußte. Die protestantischen Theologen wandten den Grundsatz der freien Kritik sogleich bei den

bibliſchen Studien an und beſonders war es Griesbach, welcher nach der neuen Methode in ſeinen Werken verfuhr; er verband damit große Mäßigung, wogegen Eichhorn in ſeiner Einleitung in das alte und neue Teſtament viel raſcher verfuhr und ſich mehr der Conjekturalkritik überließ. Er wirkte vorzüglich zur Verbreitung einer geſunden Beurtheilung der bibliſchen Schriften mit und gründete dieſelbe auf eine reichhaltigere Erkenntniß der morgenländiſchen Denkungsweiſe und des bibliſchen Alterthums. Viel entſchiedener verfuhr Paulus, der den Rationalismus in die Theologie übertrug und beſonders auch die Auslegung der Bibel von dieſem Standpunkte verſuchte; obſchon er aber eben ſo ſehr vor einſeitigem Rationalismus, wie vor Myſticismus und Jeſuitismus warnte, ſo waltete doch bei ihm der nüchterne Verſtand zu ſehr vor, wie dies namentlich ſein Leben Jeſu bewies. Uebrigens iſt Paulus einer der vielſeitigſten Theologen geweſen, deſſen Wirkſamkeit ſich auch auf andere Gebiete erſtreckte und der damit bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hineinragte. Neben ihm pflanzten den Rationalismus Wegſcheider und Bretſchneider fort, aber in milderer Weiſe, wie denn auch der Supranaturalismus in Kant ſeinen Ausgangspunkt fand, da er auf die Jenſeitigkeit der Glaubensideale hindeutete, obſchon nicht in der Weiſe, die ſpäter beliebt ward. Neben der ſtrengen theologiſchen Wiſſenſchaft ſchritt die geiſtliche Beredtſamkeit einher, die, durch den neuen philoſophiſchen Geiſt getragen, nun reichere Blüthen reichte. Hierin leiſtete der auch im Gebiete des Erziehungsweſens berühmte Niemeyer bereits Bedeutenderes und ſeine Predigten beſitzen, neben beſſerer Darſtellung und Sprache, einen tieferen Gehalt. Auch Johann Gottlob Marezoll zeichnete ſich als Kanzelredner aus und hat durch ſeine Schriften nicht wenig zur Ausbildung der geiſtlichen Beredtſamkeit beigetragen; Henke's Predigten ſind dagegen etwas zu ſteif, da er zwar gründlich und mit der Schärfe des Verſtandes dieſelben ausarbeitete, aber nicht genug Leichtigkeit der Arbeit dazu beſaß. Er bildete ſich vorzüglich an Quinctilian und ſein Vortrag war kernig und gediegen, er ſelbſt entſchieden freiſinnig, aber ſeine Reden waren nicht herzbewegend und angenehm genug, um große Erfolge zu erzielen. Dies gelang vielmehr dem Dresdener Oberhofprediger Ammon, welcher die Kantiſchen Grundſätze zwar beibehielt, aber ſie für die Bibelerklärung für ſchädlich erklärte und ſich einem rationalen Supranaturalismus hingab, bei dem aber der Glauben blos da beginnt, wo die Wiſſenſchaft aufhört. Dieſe Anſicht führte ihn nothwendig mit beiden Parteien in Conflikt, obſchon Ammon überall Duldung gegen Andersdenkende lehrte und bewies. Der erſte geiſtliche Redner aus dieſer Zeit iſt jedoch Franz Volkmar Reinhard, der belehrend auf Gefühl und Herz mit ſeinen Reden zu wirken ſuchte und die einfachere Redekunſt des Demoſthenes und Cicero nachahmte, fern von rhetoriſchem Luxus und mehr durch klare, ſcharf eindringende Sprache und den Inhalt einzuwirken ſtrebte. Ruhig und gemeſſen, ſtreng logiſch und verſtändlich ſchreitet bei ihm

die Rede voran und wirkt durch Ueberzeugung mehr als durch Rührung und augenblickliche Erregung des Gefühls. Doch wäre ihm mehr Wärme und Kürze zu wünschen gewesen, um seine Reden noch klassischer zu machen, denn der Verstand tritt oft zu scharf hervor. Auf seine Predigten hatte seine fortschreitende theologische Bildung bedeutenden Einfluß, denn die ersten sind mehr psychologisch, dann wandte er sich mehr der Moral zu, später verband er Moral und Dogmatik und zuletzt sprach er seine dogmatischen Ueberzeugungen am stärksten und entschiedensten aus; auch sind die späteren Predigten populärer als die früheren, und am ausgezeichnetsten die zur Schärfung des sittlichen Gefühls und jene wo er den Widerstreit zwischen den Weltbegebenheiten und der Vorsehung scharf darlegt, wie besonders seine Reformationspredigt.

Die kritische Forschung übte einen noch bedeutenderen Einfluß auf die Kirchengeschichte aus, indem nun die Masse des Stoffs durch leitende Ideen in größeren Zusammenhang gebracht und belebt wurde und dies auch eine freiere und geistreichere Behandlung bedingte. Wie die Geschichtschreibung im Allgemeinen, so fand auch die Kirchengeschichte zuerst eine gediegenere, wissenschaftliche Behandlung und namentlich war es Gottlieb Jakob Planck, welcher mit klarem Geiste und schärferem Auge das kirchliche Leben aller Zeiten durchdrang und sich durch geistreichere Auffassung und Darstellung auszeichnete, wie dies namentlich seine Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs beweist. Neben ihm hat Spittler mit freierem Blicke die Kirchengeschichte behandelt und sein Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche zeigte in rühmlicher Weise, wie er die Ideen der Zeit aufzufassen und auf die Geschichte anzuwenden begann.

Johann Michael Sailer ist 1751 zu Aresing in Baiern geboren, trat 1770 in den Jesuitenorden, vollendete nach dessen Aufhebung 1773 in Ingolstadt seine philosophischen und theologischen Studien, war drei Jahre lang Repetent, wurde 1780 zweiter Professor der dogmatischen Theologie, lebte seit 1781 drei Jahre lang im Privatstande und wurde 1784 Professor an der bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moral-Philosophie und Pastoral-Theologie lehrte, wurde aber 1794 entlassen, weil er zu freisinnig war. Als im Jahre 1799 der Churfürst starb, wurde Sailer wieder Professor in Ingolstadt, kam mit der Universität 1800 nach Landshut, wurde geistlicher Rath, 1822 Weihbischof und Coadjutor zu Regensburg und Generalvicar, 1825 Domprobst an der Kathedralkirche und Bischof von Germanikopolis, 1829 Bischof von Landshut und starb daselbst am 20. Novemb. 1832. Er hat sich durch viele Schriften um die Verbreitung wahrer Religiosität und kirchlicher Aufklärung vielfach verdient gemacht, aber sich auch viele Angriffe der Obscuranten zugezogen. — Johann Jakob Griesbach ist am 4. Januar 1745 zu Butzbach geboren, studirte seit 1762 zu Tübingen, Halle und Leipzig Theologie, faßte den Entschluß, sich ganz der Kritik des neutestamentlichen Textes zu widmen, machte 1769—70 deshalb eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, wurde 1771 Privatdozent in Halle, zwei Jahre später außerordentlicher Professor, ging 1776 als ordentlicher Professor nach Jena, wurde später Geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie und starb am 24. März 1812. Seine Hauptschriften sind: Synopsis evangeliorum (Halle 1774—75 2. Bde.); Das neue Testament (Halle 1775—77, 2 Bde.); Populäre Dogmatik (Jena 1779) und Opuscula academica, von Gabler herausgegeben (1824, 2 Bde.) —

Johann Gottfried Eichhorn ist am 16. Oktober 1752 zu Dürrenzimmern geboren, studirte Theologie, wurde Rektor zu Ohrdruf, 1775 Professor in Jena, 1788 in Göttingen, 1811 Dr. der Theologie, 1813 Mitdirektor der Societät der Wissenschaften, 1819 hannöver'scher Geheimer Justizrath und starb am 27. Juni 1827. Er hat nicht nur die Geschichte der Kirche, sondern auch die politische Geschichte in zahlreichen Werken behandelt. Seine Hauptschriften sind: Geschichte des ostindischen Handels vor Mohamed, Gotha 1775; Uebersicht der ältesten Denkmale der arabischen Geschichte, 1775; Ueber die älteste Münzgeschichte der Araber, 1776; Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur, Leipzig 1788 bis 1801, 10 Bde.; Repertorium für biblische und morgenländische Literatur, Leipzig 1777—86; Einleitung in das alte Testament, Göttingen 1824, 5 Bände, 4. Auflage; Einleitung in das neue Testament, 1827, 2 Bände; Einleitung in die apokryphischen Schriften des alten Testaments, 1798; Urgeschichte, Nürnberg 1790—93; Die hebräischen Propheten, 1816—20, 3 Bde.; Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neueren Europa, Göttingen 1796—99, 2 Bde.; Literaturgeschichte, 1799—1814, 2 Bde.; Geschichte der Literatur von ihrem Ursprunge bis auf die neuesten Zeiten, 1805—11, 6 Bde.; Uebersicht der französischen Revolution, 1797, 2 Bde.; Weltgeschichte, 1818—20, 4 Bde.; Geschichte der drei letzen Jahrhunderte, 1818, 6 Bde.; Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen, 1817; Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum romanorum narrationibus contexta, 1811, 2 Bde.; Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum graecorum narrationibus contexta, 1812, 4 Bde. — Heinrich Eberhard Gottlob Paulus ist am 1. September 1761 zu Leonberg geboren, studirte zu Tübingen Theologie, machte eine Reise nach Göttingen und England, um die orientalischen und kritischen Schätze der Bibliotheken kennen zu lernen, wurde 1789 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena, erhielt 1794 eine theologische Professur, war mit Schiller und Göthe innig befreundet, nahm 1803 aus Gesundheitsrücksichten einen Ruf nach Würzburg als Professor der Theologie und Landesdirektions- und Consistorial-Rath an, kam nach Aufhebung der theologischen Fakultät 1808 in letzterer Eigenschaft nach Bamberg, 1809 nach Nürnberg, 1811 nach Ansbach, wurde in demselben Jahre nach Heidelberg berufen, erhielt von der juristischen Fakultät zu Freiburg das Doktordiplom, wurde Geheimer Kirchenrath, war durch sein ganzes Leben Verfechter von Licht und Freiheit und starb am 10. August 1851. Von seinen zahlreichen Schriften sind sein Leben Jesu, Heidelberg 1828, 2 Bde.; Sophronizon, 1819—29, eine historisch-publicistische Zeitschrift, und sein Werk über Schelling, 1813, zu erwähnen. — August Hermann Niemeyer ist am 11. September 1754 zu Halle geboren, studirte daselbst Theologie, wurde 1777 Dozent und 1780 außerordentlicher Professor der Theologie und Inspektor des theologischen Seminars, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des Pädagogiums, 1785 Mitdirektor desselben und des Waisenhauses, 1787 Director des pädagogischen Seminars, 1792 Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums, 1804 wirklicher Oberconsistorialrath und Mitglied des Berliner Oberschulcollegiums, wurde 1807 als Geisel nach Frankreich deportirt, 1808 Mitglied der Reichsstände des Königreichs Westphalen, dann Kanzler und beständiger Rector der Universität, legte diese Stelle 1814 nieder und starb am 7. Juli 1828. Er hat sehr Vieles geschrieben, besonders auch über Pädagogik, wie: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, Halle, 3 Bde., in 9. Aufl. 1834—35. Ueber ihn vergleiche: Jacobs und Gruber: A. Niemeyer, 1831. — Johann Gottlob Marezoll ist am 25. December 1761 zu Plauen im Voigtlande geboren, studirte 1779—83 zu Leipzig Theologie, wurde Hauslehrer, gab dann Predigten und einige Schriften heraus, wurde 1787 als Hof- und Universitätsprediger nach Göttingen berufen, 1792 Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1802 Superintendent in Jena und starb am 15. Januar 1828. Von seinen Schriften sind seine Predigten, 1790—92, 2 Bde. und 1822, zu erwähnen. — Heinrich Philipp Konrad Henke ist am 3. Juli 1752 zu Hehlen geboren, studirte Theologie

und Philologie, wurde 1778 außerordentlicher Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt, 1780 ordentlicher Profeſſor und Direktor des Predigerſeminars, Generalſuperintendent und Vicepräſident des Conſiſtoriums zu Wolfenbüttel, 1808 Reichsſtand und ſtarb am 2. Mai 1809. Seine allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche erſchien zu Braunſchweig 1788, 8 Thle., wozu Vater den 9ten Band ſchrieb. — Chriſtoph Friedrich v. Ammon iſt am 16. Januar 1766 zu Baireuth geboren, ſtudirte Theologie, wurde 1789 Profeſſor der Philoſophie zu Erlangen, 1792 Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger, ging 1794 nach Göttingen und erhielt den Titel Conſiſtorialrath, kam 1801 wieder nach Erlangen und wurde zugleich Superintendent daſelbſt, ſowie Conſiſtorialrath in Ansbach, wurde 1813 als Oberhofprediger und Kirchenrath nach Dresden berufen, 1831 Mitglied des oberſten Kirchencollegiums und Geheimer Kirchenrath und ſtarb daſelbſt. Unter ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: Chriſtliche Religionsvorträge, Erlangen 1793—96, 6 Bde.; Religionsvorträge im Geiſte Jeſu 1804—6, 3 Bde.; Predigten im Jahre 1813 und 1814, Nürnberg 1814, 2 Bde.; Predigten über Jeſum und ſeine Lehre, Dresden 1819, 2 Bde.; Predigten zur Beförderung chriſtlicher Erbauung, Leipzig 1832, 2 Bde.; Handbuch der chriſtlichen Sittenlehre, Leipzig 1823—29, 3 Bde. — Franz Volkmar Reinhard iſt am 12. März 1753 zu Vohenſtrauß geboren, ſtudirte ſeit 1773 zu Wittenberg Theologie, wurde 1777 Dozent, 1778 Adjunct der philoſophiſchen Fakultät, 1780 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, dann ordentlicher Profeſſor der Theologie, 1792 Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorialaſſeſſor in Dresden, wo er am 6. September 1812 ſtarb. Seine Hauptwerke ſind: Pſychologiſcher Verſuch über das Wunderbare und die Verwunderung, Verſuch über den Plan, welchen der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchheit entwarf, 1781; Syſtem der chriſtlichen Moral, 1788; Geſtändniſſe, ſeine Predigten und ſeine Bildung zum Prediger betreffend, 1810 und in 5. Auflage 1811. Seit 1809 gab er ſeine Predigten heraus. Ueber ſein Leben ſchrieb Pölitz, Leipzig 1813—15, 2 Bde. — Gottlieb Jakob Planck iſt am 17. November 1751 zu Nürtingen geboren, ſtudirte in Tübingen, wurde 1774 Repetent der theologiſchen Fakultät, 1780 Prediger und 1781 Profeſſor an der Karlsakademie zu Stuttgart, 1784 Profeſſor der Theologie in Göttingen, 1791 Conſiſtorialrath, 1805 Generalſuperintendent und ſtarb am 31. Auguſt 1833. Von ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: Geſchichte der Entſtehung, Veränderung und Bildung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, Leipzig 1781—1800, 6 Bde., wozu 1831 ein Schlußband kam; Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung, Hannover 1809, 3 Bde.; Geſchichte des Chriſtenthums in der Periode ſeiner erſten Einführung, Göttingen 1818, 2 Bde. — Spittler, vergl. §. 252.

252. Für die Geſchichte hatte ſchon Kant mit ſeinen Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Hinſicht den Weg vorgezeichnet, den ſie zu nehmen habe, wenn ſie auf höherem Standpunkte fortſchreiten wolle, und ſeine Methode mußte gerade hier von bedeutenderem Erfolg ſein, denn nirgends iſt die Kritik mehr erforderlich, als bei der Geſchichte. Aber lange hielt man ſich davon ab, obſchon bereits Schiller den Weg eröffnet hatte; namentlich Spittler ſträubte ſich gegen die philoſophiſche Auffaſſung und ſelbſt Herder hatte Anfangs nur geringe Erfolge, ja Brandes, der doch ſo viele Menſchen- und Weltkenntniß beſaß, betrachtete den Staat noch von dem alten patriarchaliſchen Standpunkte und wollte von den Rechten des Volks und der Menſchen noch wenig wiſſen. Er hielt die Idee des Fortſchritts der Menſchheit für eine leere Abſtraktion, obſchon er doch durch die Engländer eines Anderen belehrt werden konnte, wobei freilich ſeine Stellung Manches bedingt haben mochte.

Spittler beſaß ein richtiges Urtheil und eine tüchtige wiſſenſchaftliche Bildung; der Verſtand ſpielte bei ihm die Hauptrolle und er war ernſtlich beſtrebt, für Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes zu wirken, aber er mochte der Zeit doch nicht zu viele Rechte einräumen und beſaß eine zu große diplomatiſche Vorſicht, ſo daß er aus Furcht, den Ideen der Sturm- und Drangzeit zu viele Rechte zu gewähren, keine Unbefangenheit behielt und zu viele Rückſichten nahm. Doch iſt nicht zu verkennen, daß er auch den Abſolutismus in Kirche und Staat wirkſam bekämpfte und eine klaſſiſchere Behandlung der Geſchichte einführte. Sein Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten iſt eines ſeiner Hauptwerke, kurz, gründlich und anſchaulich, auch dem Standpunkte des Fortſchritts angehörig und voll trefflichen Scharfblicks, aber in der Sprache hier und da nicht ganz frei und klar, ſo daß das Werk mehr für den Geſchichtskenner als das allgemeine Publikum beſtimmt iſt. Außer dieſem ſchrieb er den ſchon genannten Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, eine Geſchichte Württembergs und eine ſolche von Hannover, wo er größere Zurückhaltung des Urtheils feſthielt. Auch hat er zahlreiche Aufſätze, Abhandlungen und Recenſionen geliefert, welche raſcher entſtanden und auch leichter und freier waren. Ihm ſuchte Sartorius zu folgen, der auch die zweite Ausgabe ſeines Entwurfs der Geſchichte fortſetzte, ihn aber nicht erreichte und einen Standpunkt zwiſchen den Parteien zu halten ſuchte. Er war jedoch ebenfalls für die Forderungen der Zeit und dies bezeugt ſchon die Wahl des Stoffs für ſeine beiden Hauptwerke: Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs und Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes, welche ganz anerkennenswerthe Verſuche ſind und lange in Anſehen ſtanden; auch war er der Erſte, der es wagte, den Bauernkrieg zu erzählen und die Wahrheit darüber zu ſagen. Wie die meiſten der Vorhergehenden ſich an die Kirchengeſchichte anlehnten, ſo Heeren an ſeinen Schwiegervater Heyne und er war wie dieſer unentſchloſſen, ängſtlich und zu mild, auch ohne entſchiedene Feſtigkeit, um ſich ein ſcharfes Urtheil zu bilden, tiefer in den Geiſt der Zeiten einzudringen und ihn treu in ſeinen Schriften wieder zu geben. Seine Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt ſind zwar klar, verſtändig und voll Mäßigung, aber durchaus nicht gründlich und am wenigſten von großartigen Ideen getragen und entſchieden, wie überhaupt Heeren ſeinen Namen mehr durch ſein Zurückhalten und die Mittelmäßigkeit des Urtheils in der Sprache erlangte, da man damals entſchiedene Werke der neuen Richtung von mancher Seite her nicht gerne ſah. Einige andere Arbeiten, wie die Geſchichte der Staaten des Alterthums und die Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems, ſind zwar verdienſtvolle Werke, zumal in jener Zeit, wo es gerade in dieſer Hinſicht noch an tüchtigen Muſtern fehlte, aber auch ihnen kleben die erwähnten Mängel an. Eichhorn ſchrieb zu flüchtig und zu Mancherlei, um es, trotz ſeinen wirklich gründlichen Kenntniſſen, zu etwas Gediegenem bringen zu können; auch war er zu ſehr der empiriſchen Wiſſenſchaftlichkeit zugeneigt,

als daß er sich von den philosophischen Ideen der Zeit durchdringen ließ. Uebrigens sind mehrere seiner Schriften nicht ohne Verdienst, besonders seine Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neueren Europa, die eine reiche Menge des Stoffs bietet und wenigstens den Bearbeitern dieses Feldes Vieles erleichtert; dagegen ist die historische Uebersicht der französischen Revolution ebenso einseitig als leichtfertig geschrieben. Diesen reihen sich noch verschiedene andere Historiker an, die von untergeordneterem Werthe sind, aber im Einzelnen doch manches Gute lieferten. Michael Ignaz Schmid war der Erste, der es unternahm, eine Geschichte des deutschen Volks zu schreiben und darin nachzuweisen, wie bei ihm Sitte und Gesetz, Kultur und Wissenschaft sich vervollkommnete, und er hat dabei ziemlich viel Ordnung und Geschmack bewiesen, aber seine Quellenkunde war mangelhaft und besonders sein Urtheil in Religionssachen parteiisch, so daß überall der katholische Geistliche hervorblickte. Als gründlicher Kenner des Alterthums und freimüthiger Geschichtschreiber zeigte sich Manso, dessen Schriften klar und ziemlich leicht geschrieben sind. Sein Werk: Sparta versuchte die Zustände und Geschichte dieses Staats genauer darzustellen; weniger wichtig wurden seine Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien und das Leben Konstantin's des Großen, wogegen die Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden noch bis in die neueste Zeit Anerkennung erhält. Hegewisch schrieb nicht ohne Geschmack und gute Forschungen eine Geschichte Karl's des Großen, sowie eine Geschichte der fränkischen Monarchie bis zum Ausgange der Karolinger, auch wandte er sich der mittleren und Kulturgeschichte zu und verbreitete sich über die römischen Finanzen. Viel oberflächlicher, jedoch gefällig, lebhaft und leicht geschrieben sind die zahlreichen Schriften von Archenholz, die zu ihrer Zeit sehr viel gelesen wurden, weil er den Ton eines Weltmanns anschlug und aus der Geschichte ein schönes Gemälde zu machen suchte. Am berühmtesten ist seine Geschichte des siebenjährigen Kriegs, ferner die Annalen der britischen Geschichte, die Geschichte Gustav Wasa's und seine Schriften über England und Italien; auch erwarb er sich durch Herausgabe der politischen Zeitschrift Minerva Verdienste, da er darin die Zeitereignisse mit Unparteilichkeit zu besprechen suchte. Auch Heinrich's deutsche Reichsgeschichte hat ihre Verdienste, die bis jetzt noch anerkannt werden, denn sie ist gründlich und für die Rechtsentwicklung wichtig, wogegen Woltmann's Schriften das Gepräge der Charakterlosigkeit tragen. Er besaß wirklich ein geniales Talent, aber keinen tüchtigen Ernst und keine Gesinnung und er schrieb so viel und so rasch, daß ihm überhaupt keine großartigen Leistungen möglich wurden.

Ernst Brandes ist am 3. Oktober 1758 zu Hannover geboren, studirte 1775—78 zu Göttingen, machte eine Reise durch Deutschland und Frankreich 1780—81, lebte im Winter 1784—85 in England, wurde hannöver'scher Kabinetssecretär und Geheimer Kabinetsrath und starb am 13. Mai 1810. Von ihm erschienen: Politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen

der franzöſiſchen Revolution in Rückſicht auf Deutſchland, Hannover 1792; Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland, 1803, mit Fortſetzung 1810. — Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler iſt 1752 zu Stuttgart geboren, ſtudirte 1771—75 zu Tübingen und dann in Göttingen Theologie, wurde 1777 Repetent am theologiſchen Seminar, 1779 Profeſſor in Göttingen, 1788 Hofrath und ging 1797 als Geheimer Rath nach Stuttgart, wo er 1806 Freiherr, Staatsminiſter, oberſter Studiendirektor und Kanzler der Univerſität Tübingen wurde und das Großkreuz des Civilverdienſtordens erhielt und im Jahre 1810 ſtarb. Seine Hauptſchriften ſind: Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche; Geſchichte Württembergs 1782—83; Geſchichte des Fürſtenthums Hannover, 1786; Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten, 1793, und Geſchichte der däniſchen Revolution, 1796. Seine ſämmtlichen Werke ſind zu Stuttgart 1827 u. ff. in 15 Bänden herausgegeben. — G. Sartorius war Profeſſor in Göttingen und ſchrieb: Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs, 1795; Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes, 1802 und Die Regierung der Oſtgothen. — Arnold Hermann Ludwig Heeren iſt am 25. Oktober 1760 zu Arbergen bei Bremen geboren, ſtudirte in Göttingen, machte eine Reiſe nach Italien und den Niederlanden, auch nach Paris, wurde 1787 zu Göttingen außerordentlicher und 1794 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1801 Profeſſor der Geſchichte, 1807 Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften, wurde Geheimer Juſtizrath und ſtarb am 6. März 1842. Seine Hauptſchriften ſind: Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmſten Völker des Alterthums, 1793—1805, 5. Auflage 1824—1826; Geſchichte der Staaten des Alterthums, 1799, 5. Auflage 1826; Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien, 1809, 4. Aufl. 1822; Verſuch einer Entwicklung über die Folgen der Kreuzzüge, 1808; Hiſtoriſche Werke, 1821—26, 15 Bände. — Eichhorn, §. 251. — Michael Ignaz Schmidt iſt 1736 zu Arnſtein geboren, wurde zu Würzburg Geiſtlicher, dann Hauslehrer in Bamberg, 1771 Univerſitätsbibliothekar in Würzburg, 1774 geiſtlicher Rath, auch Mitglied der Erfurter Akademie. 1778 Hofrath und Direktor des Haus- und Staatsarchivs zu Wien und ſpäter Lehrer des nachmaligen Kaiſer Franz und ſtarb 1794. Seine Geſchichte der Deutſchen erſchien 1785—93 in 11 Bänden und wurde von Millbiller bis zum 22. Bande fortgeſetzt (1797—1808). — Johann Kaſpar Friedrich Manſo iſt am 26. Mai 1759 zu Blaſienzella geboren, ſtudirte in Jena Theologie und Philologie, wurde in Gotha Hauslehrer, 1785 Collaborator und dann Profeſſor des Gymnaſiums, 1790 Prorector des Maria-Magdalenen-Gymnaſiums in Breslau, wurde 1793 deſſen Rector und ſtarb am 9. Juni 1826. Seine Hauptſchriften ſind: Sparta, ein Verſuch zur Aufklärung dieſes Staats, Leipzig 1800, 2 Bde.; Leben Konſtantin's des Großen, 1817; Geſchichte des preußiſchen Staats ſeit dem Hubertsburger Frieden, Frankfurt 1819—20, 3 Bde. und 3. Aufl.; Geſchichte des oſtgothiſchen Reichs in Italien, Breslau 1824. — Dietrich Hermann Hegewiſch iſt am 15. December 1740 zu Quackenbrück geboren, ſtudirte Jurisprudenz, wurde däniſcher Legationsſecretär in Hamburg, 1780 Profeſſor in Kiel, 1805 Etatsrath und ſtarb am 4. April 1812. Seine Hauptſchriften ſind: Geſchichte Karl's des Großen, Leipzig 1772; Geſchichte der fränkiſchen Monarchie von dem Tode Karl's des Großen bis zum Abgange der Karolinger, Hamburg 1779; Geſchichte der Deutſchen von Konrad I. bis Heinrich II., 1781; Geſchichte der Regierung Kaiſer Max's, 1782—83 2 Bde.; Charaktere und Sittengemälde aus der deutſchen Culturgeſchichte, 1788; Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedtſamkeit, Altona 1804; Hiſtoriſcher Verſuch über die römiſchen Finanzen, Altona 1804, und Geographiſche und hiſtoriſche Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend, 1808, und Nachtrag dazu 1811. — Johann Wilhelm von Archenholz iſt am 3. September 1743 zu Langenfurth, einer Vorſtadt Danzigs, geboren, wurde 1760 preußiſcher Offizier, diente im Regimente Forcade bis zum Schluſſe des ſiebenjährigen Kriegs, wurde 1763 als Hauptmann entlaſſen, weil er als leidenſchaftlicher Spieler angegeben ward, machte 16 Jahre lang Reiſen als Aventurier und Spieler durch

ganz Europa, brach in Italien ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Pisa, hielt sich dann in Dresden, Leipzig, Berlin und Hamburg auf, blos von Schriftstellerei lebend, ging wieder nach Paris und lebte seit dem Herbst 1792 in Hamburg, kaufte sich in dessen Nähe zu Oyendorf an, ging 1810 nach Berlin und starb zu Oyendorf am 28. Februar 1812. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind: England und Italien, 1787, 5 Thle.; Annalen der britischen Geschichte, 1789–98, 20 Bde.; Geschichte des siebenjährigen Kriegs, 1793, 2 Bde.; Geschichte Gustav Wasa's, 1801, 2 Thle.; Kleine historische Schriften, 1791—1803, 2 Bde., und das Journal Minerva, Hamburg 1792—1812. — Karl Ludwig von Woltmann ist am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren, studirte 1788 Rechtswissenschaft in Göttingen, beschäftigte sich später mit historischen Schriften, kam als Professor nach Jena, ging dann nach Berlin, erhielt hier 1799 den Titel als Hofrath, wurde 1800 Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1801 Geschäftsträger des Churerzkanzlers, 1806 der Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg, nachdem er im Jahre zuvor in den Adelstand erhoben worden war, suchte nachher vergebens in Berlin angestellt zu werden, ging 1813 nach Prag und starb hier am 19. Juni 1817. Seine sämmtlichen Werke sind von seiner Wittwe zu Berlin 1817—28 in 15 Bänden herausgegeben.

253. Der Erste unserer eigentlichen Nationalhistoriker war Johannes von Müller, einer der charakterlosesten Menschen, die je gelebt haben, der allen Parteien diente, in die größten Verbindungen kam, bald der Freiheit, bald dem Pfaffenthum das Wort lieh und bald Napoleon in den Himmel hob, bald Friedrich II. pries, wie es eben die Umstände mitbrachten, denn Müller war wohl ein guter Mensch, aber offen für alle äußeren Eindrücke und eitel, ohne Grundsätze und ohne Gesinnung. Dieser Mangel an Gesinnung und Charakter war Ursache, daß er nicht die Bedeutung für die Geschichtschreibung erhielt, welche sonst sein Verstand, die Gabe der leichten Auffassung, sein Gedächtniß und seine reiche Weltkenntniß ihm verschaffen sollte. Es fehlte ihm die Ruhe und der feste Standpunkt, von dem aus er die Dinge betrachten und würdigen konnte, und so lebendig manchmal seine Schilderungen wurden, so treffend oft sein Urtheil das Richtige erfaßte, so fehlte doch überall zu sehr die Wärme und die persönliche Belebung des Stoffs. Indem Müller die Alten nachahmen wollte, verfiel er in Manier, denn er ließ sich von allen Eindrücken und äußeren Beziehungen leiten, zeigte eine wahre Sucht nach Eigenthümlichkeiten und vermochte es darüber nicht, ein klares und wahres Bild der Vergangenheit zu zeichnen. Indem er die antike Kunst der Geschichtschreibung nachahmen und mit dem Glanze der neueren Zeit vereinigen und Alles nach einer ungeheueren Menge Excerpte bearbeiten wollte, deren Inhalt er nicht zu überwältigen vermochte, konnte er nicht einmal ein gutes kunstmäßiges Werk liefern. Einzelne Parthien seiner Geschichten verrathen zu offen, daß er keine politische Unparteilichkeit besaß und namentlich tritt es hervor, wie er für die mittelalterliche Pfaffenherrschaft eingenommen war; seine Urtheile streben zu sehr nach Effekt, seine Schilderungen sind allzu enthusiastisch, so daß die Wahrheit darunter leidet, und dazu kommt dann noch seine ganz absonderliche Sprache, die er sich nach dem Tacitus und Thukydides bildete und welche den freien Fluß der Rede nur zu sehr hemmte. Neben diesen Fehlern erscheinen freilich wieder vortreffliche

Eigenschaften; Müller sammelte den reichsten Stoff, er verstand es, Alles zu individualisiren und belehrend zu machen, und das Wesentliche vor dem Uebrigen hervorzuheben; besonders gelangen ihm die Schilderungen und in der Schlachtenmalerei hat ihn wohl Niemand übertroffen. Ueberall erscheinen die trefflichsten Lehren, welche aus der Geschichte gezogen werden können, die Thatsachen und Ereignisse sind so geordnet und gestellt, daß sie beim Leser das beabsichtigte Urtheil selbst hervorrufen, und einzelne Theile seiner Schriften besitzen sogar künstlerische Vollendung, so daß aus allen Zügen des Verfassers Bestimmung für die Geschichte klar hervortritt und es nur zu bedauern ist, daß ihn an der Erfüllung seiner Bestimmung die Gunst der Verhältnisse gehindert hat. Sein berühmtestes Werk sind seine Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, hervorgegangen aus patriotischer Gesinnung und eine Menge des reichsten Stoffs in sich schließend, aber gerade durch das Streben, die Schweizer zu verherrlichen, oft nicht mehr wahre Geschichte und besonders durch harte Sprache und die Sucht, die neueren Zeiten nach Art des Alterthums zu behandeln, in ihrer Wirkung gestört. Auch hat das Buch seinen Ruhm mehr einzelnen Stellen zu verdanken, die wirklich ausgezeichnet sind und immer gern gelesen werden, während es als Ganzes wohl nur selten gelesen und studirt wurde. Bekannter ward, besonders in neuester Zeit, seine Universalgeschichte unter dem Titel: Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, die er selbst nicht herausgab, indem er ein ganz anderes Werk beabsichtigte, als das vorliegende. Es enthält zwar viel Geistreiches und eine Menge Gelehrsamkeit, indem Müller sein ganzes Leben hindurch dafür gesammelt hatte, aber es besteht eigentlich nur aus einer Aneinanderreihung von Excerpten, der noch die künstlerische Ausbildung fehlte, und gerade deshalb darf man nicht so hart darüber urtheilen, wie es heut zu Tage geschieht, und bleibt es immer ein nicht unwillkommenes Buch, das uns um so mehr bedauern läßt, daß es nicht vollendet wurde, weil Müller, nachdem er den höchsten Genuß des Ruhms erlebt und die reichste Welterfahrung gemacht hatte, gewiß darin etwas Vortrefflicheres geleistet hätte, als in seinen bisherigen Schriften. Unter diesen heben wir die Geschichte der Cimbrischen Kriege, die Reisen der Päpste und die Schrift über den Fürstenbund hervor. Im Allgemeinen kann man von Müller sagen, daß er zwar nicht die Höhe der klassischen Kunst erreicht hat, aber seine Werke einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen, daß er es verstand, tiefer in den Geist der Zeit und Ereignisse einzudringen und sie vom Standpunkte einer höheren Weltordnung zu beurtheilen und trotz seiner Irrthümer und Privatleidenschaften doch überall wieder die Liebe zum ächt Menschlichen und zur wahren Freiheit hervorblickt, wie denn aus seinen Betrachtungen und Darstellungen auch die Gegenwart noch ernste Mahnungen für die Zukunft schöpfen kann.

Neben Müller kann ein anderer Geschichtschreiber, Ernst Ludwig Posselt, eingereiht werden, dem die Zeit und Verhältnisse zwar nicht vergönnt

haben, rein klassische Werke hervorzubringen, der aber begeistert war für alles Große und Edle, der in der Geschichte ein Hauptmittel fand, auf die Gegenwart einzuwirken und sie zu neuer Thatkraft zu beleben, und der bei seinem Scharfsinn und der Begeisterung für den Fortschritt noch Größeres geleistet hätte, wäre sein Inneres zur Ruhe gekommen. Aber er war zu lebhaft, nahm glühenden Antheil an der Entwicklung der französischen Revolution, war selbst ein Freund von Mirabeau und verfiel aus Gram über den Rückgang jener großen Bewegung in Tiefsinn und endete selbst sein Leben im einundvierzigsten Jahre. Außer einer Geschichte Karl's des Zwölften und Gustav's des Dritten schrieb er seit 1793 das historische Taschenbuch für die neueste Geschichte, dann die europäischen Annalen und 1799 begann er die Allgemeine Zeitung.

Johannes v. Müller, der Sohn eines Predigers, ist am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen geboren, erglühte frühe für die Geschichte seines Vaterlandes, gerieth schon im neunten Lebensjahre auf den Gedanken, eine Geschichte von Schaffhausen zu schreiben, studirte 1769 in Göttingen Theologie, ward aber bald ganz der Geschichte zugeführt und schrieb seinen Bellum Cimbricum (Zürich 1772). Im Jahre 1772 wurde er Professor der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, sammelte für eine Schweizergeschichte, schloß sich an Bonstetten an, trat mit vielen Gelehrten in Briefwechsel, wurde 1774 Hauslehrer beim Staatsrath Tronchin Calendrini zu Genf, ging 1775 zu dem Amerikaner Francis Kinloch in Chambeisy am Genfersee, 1776 zu Bonnet in Genthod, lebte 1778 auf Bonstetten's Gütern, ganz mit dem Studium der Alten beschäftigt, bereicherte seine Sammlungen zur Schweizergeschichte und hielt in Genf Vorlesungen vor jungen Männern über Geschichte. Inzwischen erschien 1780 der erste Band der Schweizergeschichte und brachte ihm großen Ruhm. Er ging nun nach Berlin, hatte bei Friedrich II. in Folge seiner Essais historiques eine Audienz, konnte aber seine Wünsche dort nicht befriedigt finden und ging daher im Mai 1781 als Professor der Geschichte an das Karolinum in Kassel, wo er mehrere kleinere Werke schrieb, worunter auch seine Reisen der Päpste, 1782, die ihn besonders bei den Katholiken in Gunst brachten. Im Jahre 1783 ging er als Vorleser und Gesellschafter zu Tronchin nach Genf zurück, hielt dort wieder Vorträge, arbeitete den ersten Band seiner Schweizergeschichte um und trat 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz ein, wo er den zweiten Theil seiner Schweizergeschichte vollendete und auch für die öffentlichen Geschäfte des Churfürsten arbeitete, in Folge deren er über den Fürstenbund schrieb, 1787. In demselben Jahre ward er nach Rom gesendet, in der Kabinetskanzlei angestellt, 1788 Geheimer Legationsrath und dann Geheimer Conferenzrath; erkrankte 1789 in Folge seiner vielen Arbeiten, wurde dann Geheimer Staatsrath, Referendar und Direktor der churrheinischen Kreisarchive, auch 1791 vom Kaiser zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter erhoben. Als die Franzosen Mainz besetzten, erhielt er von Cüstine die Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, allein er ging nach Wien und wurde hier wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei. Als er 1798 zum Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofs ernannt wurde, zog er es vor, in Wien zu bleiben; hier machte man ihm aber die Zumuthung, katholisch zu werden; er erhielt 1800 blos die Stelle als erster Kustos der kaiserlichen Bibliothek, hatte von der Censur immer zu leiden und als ihn 1803 ein junger Mensch, den er acht Jahre lang durch Wohlthaten verpflichtet hatte, um den größten Theil seines Vermögens brachte und ihm sogar nach dem Leben strebte, nahm er 1804 die Stelle als Mitglied der Berliner Akademie, Historiograph des Hauses Brandenburg und Geheimer Kriegsrath an, nachdem er zuvor noch einmal sein Vaterland besucht hatte. Hier führte er nun die

Schweizergeſchichte fort und erhielt 1806 den Auftrag, die Geſchichte Friedrich's II. zu ſchreiben, als die Schlacht bei Jena alle Umſtände veränderte und der Hof nach Königsberg ging. Als Napoleon nach Berlin kam, berief er Müller am 20. Nov. zu ſich und flößte ihm Achtung und Vertrauen ein. Am 29. Januar 1807 hielt er in der Akademie eine Rede De la gloire de Frédéric und wußte darin auf den Sieger auszeichnende Beziehungen einzuflechten. Dieſe Rede wurde der Anlaß zu allſeitigen Verdächtigungen und Verläumdungen und Müller war froh, als er vom König von Württemberg an die Univerſität Tübingen berufen wurde, wozu er erſt im Oktober 1807 die Entlaſſung aus Preußen bekam. Kaum waren aber von Berlin abgereist, ſo ſuchte ihn daſelbſt ein franzöſiſcher Courier, der ihm nachreiste und ihn in Frankfurt ereilte, mit dem Befehle von Napoleon, augenblicklich nach Fontainebleau zu kommen und an die Spitze des Königreichs Weſtphalen zu treten. Müller konnte auf der Stelle, äußerſt überraſcht, ſich nicht entſcheiden und erklärte, er werde kommen. Am 12. November war er in Fontainebleau und ungeachtet aller dringenden Vorſtellungen wurde er am 17. November zu Paris als königlich-weſtphäliſcher Miniſterſtaatsſecretär eingeführt und mußte augenblicklich das Amt antreten und im December nach Kaſſel gehen. Dem ungeheueren Geſchäfte der Organiſirung des neuen Königreichs war jedoch Müller nicht gewachſen, er ſtrengte ſich ſo ſehr an, daß er oft die Beſinnung und Sprache verlor, und erſt auf ſeine dringendſten Bitten und als ſeine Geſundheit litt, enthob ihn der König ſeiner Stelle und ernannte ihn zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Aber hier traf ihn die Nemeſis für ſein eitles Emporſtreben, es jammerte ihn der unglückliche Zuſtand des Landes, er hatte unzählige Geſchäfte zu beſorgen und mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen und dabei ergriff ihn Mißmuth über verfehlte Plane, drückte ihn die Schuldenlaſt, in die ihn ſeine letzten Veränderungen geſtürzt hatten, und er wurde immer leidender, bis er am 29. Mai 1809 am Gallenfieber ſtarb. König Ludwig von Baiern ließ ihm im Jahre 1835 auf dem Friedhofe zu Kaſſel ein Denkmal errichten und ſeine Bibliothek wurde von ſeiner Vaterſtadt Schaffhauſen gekauft. Verheirathet war er nie. Er hatte nach und nach 1833 Schriftſteller excerpirt und damit 17,000 eng geſchriebene Folioſeiten angefüllt, welche Excerpten ebenfalls nach Schaffhauſen kamen. Müller's ſämmtliche Werke erſchienen Stuttgart bei Cotta 1810—1819 in 27 Bänden und 1831 in 40 Bänden. Sein Leben wurde von Heeren (Leipzig 1809) und Wachler in ſeinen biographiſchen Aufſätzen (Leipzig 1835) beſchrieben. Woltmann's Schrift über Müller iſt eine Schmähſchrift und Roth's Schrift eine Lobrede. — Ernſt Ludwig Poſſelt iſt im Jahre 1763 zu Durlach geboren, ſtudirte die Rechte zu Göttingen und Straßburg, praktizirte dann als Advokat, wurde 1784 Profeſſor am Gymnaſium in Karlsruhe und Privatſecretär des Markgrafen Karl Friedrich, ſchrieb 1785—1788 das wiſſenſchaftliche Magazin für Aufklärung, kam 1791 als Beamter nach Gernsbach, wo er viele Muße bekam, um ſchriftſtelleriſch thätig zu ſein, gab 1793 ſein hiſtoriſches Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte heraus, nahm 1796 ſeine Entlaſſung und lebte zu Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg, begann 1799 die Allgemeine Zeitung, gerieth wegen des Prozeſſes, in den ſein Freund Moreau verwickelt wurde, in trübe Stimmung, machte deshalb eine Reiſe und ſtürzte ſich auf dem Rückwege zu Heidelberg am 11. Juni 1804 aus dem Fenſter. Er ſchrieb: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios, Göttingen 1793; Geſchichte der Deutſchen, Leipzig 1789, 2 Bde.; Geſchichte Karl's XII., Karlsruhe 1791; Geſchichte Guſtav's III., 1793; Krieg der Franken, Leipzig 1794; Herzberg's Leben, 1798, und europäiſche Annalen, 1795—1804. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu Stuttgart 1828 in 6 Bden. Sein Leben wurde von Gehres beſchrieben, Mannheim 1827, 2 Bde. —

254. Durch Geſinnung und Charakter hoch über Müller erhaben und auch den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen vorangehend war Georg Adam Forſter,

der, voll tiefen Gemüths und mit den reichſten Geiſteskräften begabt, für alles Schöne und Edle erglühte, nach dem Beſten und Höchſten ſtrebte und in ſeinem Thun und Wollen ſo rein war und dennoch vom Schickſal ſo hart umſtürmt wurde, daß er an gebrochenem Herzen ſtarb. Das Ideal ſeines Lebens war die Freiheit, der er alle ſeine Kräfte widmete und welcher er auch nicht untreu wurde, als alle Ausſichten trübe waren. Das vermochte aber auch nur ein Mann wie Forſter, der mit Cook die Welt umſchifft und die Völker aller Zonen geſehen und mit dieſer Weltkenntniß auch eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung verband. Forſter's Politik beſchränkte ſich daher nicht auf die engen Gränzen des Vaterlandes oder auf die kurze Spanne der Gegenwart, ſondern es war eine Politik der Menſchheit, mit der er deutſchen Sinn und deutſchen Geiſt verband, welche dieſelben nur erhöhten und verklärten. Forſter, von dem Alexander v. Humboldt ſagte, daß er ihm einen großen Theil ſeiner Bildung verdanke, empfand nicht nur im Leben, ſondern auch nach ſeinem Tode den Undank der Welt, denn es mußte faſt ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe ſein Namen aus dem Dunkel der Parteiungen wieder glänzend hervortrat. Von Jugend an mit äußeren Verhältniſſen ringend, dann im Kampfe mit den Wogen des großen Oceans, auf dem er drei Jahre ſchiffte, gewann ſein Charakter Feſtigkeit und Stärke und doch war er nicht weggewendet von der fromm-myſtiſchen Schwärmerei, welche er damit verband, ohne ſich dadurch zur Weltverachtung ſtimmen zu laſſen; ſie war blos Urſache, daß er ſeine edlen Beſtrebungen mit Enthuſiasmus und Schwärmerei betrieb. Von Kaſſel aus, wo er in einer ziemlich kleinlichen Welt lebte und mit den Göttinger Gelehrten in Verbindung trat, kam er nach einander nach Wilna und Mainz, wo gerade die Ideen der franzöſiſchen Revolution zündend in das Volk fielen und bald darauf ein franzöſiſches Heer in die Stadt einzog, nachdem der biſchöfliche Hof ſie verlaſſen hatte. Der Taumel der Bewegung riß auch ihn hier fort, er verfiel in den glühendſten Radikalismus, ſtand an der Spitze der Clubs und als er nach Paris in den Convent geſendet wurde, verzweifelte er auch da nicht mitten unter den Schreckensſtürmen an dem glücklichen Ausgange der Umwälzung, und verlangte er von Allen Entſchiedenheit, um die Epoche ſchnell und ebenſo entſchieden vorübergehen zu machen. Vielfach verkannt, in Deutſchland geächtet, war ſein kühn anſtrebender Geiſt auch noch in der Nähe des Todes raſtlos und machte er den Plan, den Orient zu bereiſen. Aber die Hand des Todes berührte ihn mitten in ſeiner Thätigkeit, er ſtarb mit dem Bewußtſein, recht gehandelt zu haben, und mochte er auch zu weit gegangen ſein, mochte ihn ſeine Schwärmerei in einen Strudel fortgeriſſen haben, den er in einer andern Zeit vielleicht ſelbſt mißbilligt hätte, ſo kann ihm doch keine Partei die Anerkennung verſagen, daß er wenigſtens in voller Ueberzeugung handelte und ſeine Schwärmerei eine edle war. Seine Schriften betreffen die Politik, Kritik, Kunſt und Literatur und ſind nach Inhalt und Form zu unſeren klaſſiſchen Produkten zu rechnen. In ſeinen Werken

offenbart ſich weltmänniſche Freiheit, Freimuth und Männlichkeit, Maaß und Beſonnenheit, ſicherer Takt und Klarheit der Auffaſſung, die ſich auch in dem abgerundeten Stil wieder abſpiegelt, und wenn ſich auch hier und da einige Härten einmiſchen oder er die Gegenſtände nicht tief genug auffaßt, ſo kann dies doch ſeine Vorzüge nicht im Mindeſten trüben. Abgeſehen von ſeinen kleineren Schriften, welche ſich über Naturkunde und ſeine Reiſen verbreiten, ſind beſonders ſeine Briefe wichtig, die neben einem treuen Abbilde ſeines eigenen Charakters reiche Aufſchlüſſe über ſeine Zeit und Perſönlichkeiten derſelben liefern. Höchſt anziehend iſt ſeine Reiſe um die Welt, die ſich auszeichnet durch unbefangene und lichtvolle Erzählung und oft begeiſterte Schilderung fremder Gegenden, Menſchen und Sitten. Reicher an Geiſt und feinen Bemerkungen ſind ſeine Anſichten vom Niederrhein, welche in ſtiliſtiſcher Hinſicht und durch ihre Form ein vollendetes Kunſtwerk geworden ſind. Sie enthalten die Anſchauungen, Empfindungen und Gedanken auf einer Reiſe, die er mit Alexander von Humboldt nach Frankreich und England machte, und nicht nur ſeine Bemerkungen über Kunſt ſind höchſt wichtig und anziehend, ſondern er hat auch hier die welthiſtoriſche Bedeutung der franzöſiſchen Revolution auf das Tiefſte und Wahrſte aufgefaßt. Daran ſchließen ſich ſeine Beiträge zur Berichtigung des Urtheils über die Revolution, die er gegen Burke richtete und worin er nachwies, daß die Schreckniſſe und Greuelthaten derſelben nicht der Revolution ſelbſt, ſondern der vollſtändigen Verdorbenheit der früheren Zeit und Generation zuzurechnen ſeien. Außer dieſen Schriften war er es auch, der zuerſt die Aufmerkſamkeit Deutſchlands auf die indiſche Literatur richtete und die Sakontala in's Deutſche überſetzte.

Johann Adam Georg Forſter, der Sohn des bekannten Naturforſchers und Weltumſeglers Reinhold Forſter, iſt am 26. November 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig geboren, folgte im 11. Jahre ſeinem Vater nach Saratow, ſetzte in Petersburg ſeine Studien fort und trat in London in ein Handelshaus, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, dieſen Beruf aufzugeben, worauf er in Warrington einige Werke in's Engliſche überſetzte und Unterricht gab, und 1772 bis 1775 mit ſeinem Vater die Reiſe um die Welt machte, wo ſcorbutiſche Uebel ſeine Geſundheit untergruben. Im Jahre 1777 ging er nach Paris, lernte Buffon kennen, begab ſich nach Holland und wollte dann nach Berlin gehen, als er noch in demſelben Jahre eine Stelle an der Ritterakademie zu Kaſſel angeboten erhielt, wo er bis 1784 blieb. In dieſem Jahre folgte er einem Rufe nach Wilna und ſollte als Hiſtoriograph eine neue Reiſe um die Welt machen, da dieſe ſich aber wegen der Türkenkriege zerſchlug, ſo kehrte er nach Deutſchland zurück, lebte in Göttingen, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, und wurde 1788 Hofrath, Oberbibliothekar und Profeſſor in Mainz, ließ ſich 1792, als Mainz von den Franzoſen beſetzt wurde, durch das wilde Parteitreiben daſelbſt fortreißen, trat an die Spitze der Clubbs und hielt in ungeſtümer Begeiſterung die radikalſten Reden, ſo daß er 1793 als Abgeordneter mit gleichgeſinnten Mainzern nach Paris geſendet wurde. Bei der Beſetzung von Mainz durch die Preußen verlor er ſeine Habe, Bücher und Handſchriften, er trennte ſich dann von ſeiner Gemahlin, einer Tochter Heyne's in Göttingen, und faßte den Entſchluß, nach Indien zu gehen, weshalb er das Studium der morgenländiſchen Sprache eifrig betrieb; aber ſeine große Anſtrengung und die vielen

Unfälle, welche er im öffentlichen und häuslichen Leben erfahren hatte, vernichteten seine Gesundheit und er starb schon am 11. Januar 1794 zu Paris. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Reise um die Welt, Berlin 1779—80, 2 Bde.; Kleine Schriften zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, Leipzig 1789—1797, 6 Bde.; Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland und Frankreich, Berlin 1791—94, 3 Bde.; Uebersetzung der Sakontala 1791; Forster's Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben, herausgegeben von Therese Huber, Leipzig 1829, 2 Bde. Seine Tochter gab im Jahre 1843 zu Leipzig seine sämmtlichen Schriften in 9 Bänden heraus, wozu Gervinus eine vortreffliche Charakteristik Forster's lieferte. Ueber sein Leben ist auch zu vergleichen: Heinrich König, die Clubbisten in Mainz. 1847, 2 Bde.

255. Die durch Kant eingeführte Kritik und methodische Untersuchung wirkte auch nachhaltig auf die Philologie und indem man darauf drang, den Wortkram zu verlassen und mehr in den Geist und die tiefe Weltanschauung des Alterthums einzudringen, übte die Philologie auch einen mächtigen Einfluß auf die übrigen Wissenschaften, und die Einwirkung des klassischen Alterthums hat vorzüglich Göthe und Schiller auf ihre Höhe gebracht. Zahlreiche tüchtige Männer wirkten in dieser Hinsicht, aber die meisten vertieften sich zu sehr in den speziellen Theilen dieser Wissenschaft und ihr Wirken findet in einer allgemeinen Literaturgeschichte keine Stelle, da sie nur die hervorragenderen Leistungen zu berücksichtigen hat. Dahin gehört nun vorzüglich Friedrich August Wolf, ein Mann von ebenso großer Genialität, als kritischem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit. Er drang ein in die höheren Ideen der Zeit und nahm sie vollständig in sich auf, und so gründlich er in dem kleinsten Detail bewandert war, mit so großem Blicke umfaßte er das weite Ganze, so daß er alle Gebiete desselben in ein neues Licht setzte und die einzelnen Theile der Alterthumswissenschaft zu einem Ganzen und zu einer wahren Wissenschaft erhob. Er wirkte dabei nicht blos durch Schriften, sondern auch als Lehrer anregend und belebend und unsere gewaltigsten Geister, wie Göthe, erkannten freudig seine wissenschaftliche Größe an, die freilich kleineren Geistern, wie Heyne, nicht gefallen konnte, da diese sich in den Schranken der Kleinmeisterei bewegten und sich zu seinem Standpunkte nicht erheben konnten. Hatten Andere bisher nur die eine oder andere Seite des Alterthums zum Gegenstande ihres Studiums gemacht, so faßte Wolf das Alterthum als ein Ganzes auf, das man auch nur in seiner Totalität richtig anschauen und begreifen könne, und er suchte vorzüglich das Allgemein-Menschliche in der antiken Welt zum Mittelpunkte von dessen Studium zu machen. Besonders besaß er einen genialen Blick im Gebiete der höheren Kritik und legte in schärfster Unterscheidung die Eigenheiten, Vorzüge und Mängel der einzelnen Schriftsteller dar. Seinen Hauptruhm begründete er sich durch seine Prolegomena zu Homer, worin er nicht nur ausführte, daß dessen Gedichte aus einzelnen Gesängen zusammengesetzt wurden, sondern auch zuerst eine wissenschaftliche Methode in die Behandlung der alten Klassiker brachte. Außer diesen hat er verschiedene alte Schriftsteller heraus-

gegeben, den Weg gezeigt, wie man die Literaturgeſchichte behandeln müſſe, und in ſeiner Encyklopädie die Alterthumswiſſenſchaft als Wiſſenſchaft begründet und eingeführt; auch iſt nicht zu vergeſſen, daß er des deutſchen Ausdrucks und eleganter Sprache ſehr mächtig war, was ſeine deutſchen Schriften und einige Ueberſetzungen beweiſen.

Auf demſelben Gebiete, nur in anderer Weiſe, wirkte Wilhelm v. Humboldt, der ſich jedoch nicht auf das klaſſiſche Alterthum beſchränkte, ſondern dem allgemeinen Sprachſtudium ſich zuwandte und mehr ſprachwiſſenſchaftliche Studien betrieb, auch mehr einen philoſophiſchen als kritiſchen Geiſt dazu mitbrachte. Er bewegte ſich ſtets im Elemente ideal-geiſtiger Thätigkeit, war ein eifriger Freund der Kant'ſchen Philoſophie und zeigte ſich auch in allen ſeinen Beſtrebungen mehr als Philoſoph, indem er vorzüglich ideale Intereſſen pflegte und in dieſer Hinſicht mit Schiller viele Aehnlichkeit hatte. Wie dieſer, ging er überall dem rein Menſchlichen nach, er ſuchte auch in der vergleichenden Betrachtung der Sprachen nur die Idee der Menſchheit und war ebenſo ein Freund des Fortſchritts und der Freiheit, wie er ja auch in Preußen auf Errichtung von Reichsſtänden drang und aus ſeiner hohen Stellung zurücktrat, als ſeinen Ideen keine Rechnung getragen wurde und die Politik eine andere Richtung einſchlug. Humboldt ſuchte die antike Naivetät mit der modernen ſentimentalen Gemüthlichkeit zu verbinden, aber es fehlte ihm dazu die geniale Unmittelbarkeit, wie auch ſeine ganze ideale Richtung mehr auf einer humanen Anlage beruhte, ſo daß er nie leidenſchaftlich war, immer auf ſich ſelbſt ſtehen wollte und dadurch äußerlich eine ſtolze und kalte Ruhe zeigte, die ſich ſogar ſeinen Schriften mittheilte, die oft unter ſpröder Trockenheit leiden. Er wandte übrigens allem Erhabenen und Schönen ſeine volle Theilnahme zu und drang überall auf das Weſen und die Wahrheit der Sache. Sein Hauptbeſtreben ging dahin, in der Mannichfaltigkeit der Sprache die Sprachidee zu ergründen und überhaupt den geiſtigen Zuſammenhang und Organismus der Sprache aufzufaſſen, ſo daß ſein Gebiet das der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft war. Humboldt hat den früheren Verſuchen in dieſer Hinſicht zuerſt zu wiſſenſchaftlicher Behandlung und Durchdringung verholfen und eine allgemeine oder philoſophiſche Grammatik angebahnt. In dieſer Hinſicht iſt ſeine große Arbeit über die Kawiſprache ſein Hauptwerk und hat er darin Alles niedergelegt, was er dafür geſammelt und gewonnen hatte. Auch für die äſthetiſche Kritik hat er ſich bemüht in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen, worin er Göthe's Hermann und Dorothea beſprach und zwar von dem Standpunkte der Aeſthetik, den ſie durch Kant, Schiller und Göthe errang. Abgeſehen von ſeinen kleineren Schriften über indiſche Sprache und Politik, iſt auch ſeiner poetiſchen Verſuche zu gedenken, beſonders ſeiner Sonnette, die ſich durch Feinheit der Sprache und rhythmiſche Vollendung auszeichnen, obwohl ſie gerade nicht auf große poetiſche Originalität Anſpruch machen können; auch hat er ſich mit vielem Glück in der Ueber-

tragung griechiſcher Dichter, wie des Agamemnon von Aeſchylus und der Pindar'ſchen Hymnen, verſucht.

Friedrich Auguſt Wolf iſt am 15. Februar 1759 zu Haynrode geboren, wo ſein Vater Cantor war, beſuchte die Schule zu Nordhauſen, dann das Gymnaſium, lernte meiſtens aus eigenem Antriebe und für ſich ſelbſt und hatte ſich bald mit den meiſten Schriftſtellern des Alterthums, der Franzoſen, Italiener, Spanier und Engländer bekannt gemacht, auch Muſik getrieben. Im Jahre 1777 ging er auf die Univerſität Göttingen, um Philologie zu ſtudiren, gab Unterricht im Griechiſchen und Engliſchen, hielt ſich von Heyne fern und legte ihm blos vor ſeinem Abgange 1779 einen Aufſatz über ſeine abweichenden Gedanken über Homer vor, die derſelbe jedoch abwies, kam als außerordentlicher Lehrer an das Pädagogium in Ilfeld, gab hier Platon's Sympoſium heraus, wurde 1782 Rector der Stadtſchule zu Oſterode und erhielt 1783 einen Ruf als Gymnaſialdirektor nach Gera und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Pädagogik und Direktor des pädagogiſchen Inſtituts nach Halle, welch letztere Stelle er annahm, obſchon der Gehalt geringer war. Er verwandelte das pädagogiſche Seminar in ein philologiſches Seminar, beſorgte 1784 einen neuen Abdruck der Theogonie des Heſiod, gab 1792 des Demoſthenes Rede wider Leptines heraus und 1795 den erſten Theil ſeiner Prolegomena zu Homer. Heyne machte die Idee davon als die ſeinige geltend und dies veranlaßte Wolf zu den Briefen an Heyne, Berlin 1797, er gab 1801 einige Reden des Cicero und 1802 den Suetonius heraus, erhielt 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen, 1805 nach München, was er ablehnte, wurde zum Geheimen Rath ernannt, kam 1807 nach Berlin an die Akademie der Wiſſenſchaften, war einige Zeit hindurch Direktor der wiſſenſchaftlichen Deputation und Mitglied der Section für den öffentlichen Unterricht, trat dann als Profeſſor an der neuen Univerſität ein, gab 1807—10 in zwei Bänden das Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften heraus, 1817—20 die literariſchen Analekten, 4 Bde., veröffentlichte aber dann nichts mehr, um dem Cenſurzwange zu entgehen, wurde kränklich, ging im April 1824 in das ſüdliche Frankreich und ſtarb am 8. Auguſt 1824 zu Marſeille. Seine Vorleſungen wurden von Hoffmann in Leipzig in 2 Bänden herausgegeben, 1833 u. ff. Sein Leben beſchrieb ſein Schwiegerſohn Körte, Eſſen 1833, 2 Bde. — Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt iſt am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren, empfing den erſten Unterricht zu Berlin, verlebte einige Jahre zu Jena im Umgange mit Schiller, kam 1802 als preußiſcher Reſident nach Rom, wurde außerordentlicher Geſandter, 1808 Geheimer Staatsrath und Chef der Section für den Cultus, den öffentlichen Unterricht und die Medicinalanſtalten im Miniſterium des Innern, ging 1810 mit dem Range eines Staatsminiſters als Geſandter nach Wien und wurde Bevollmächtigter am Friedenscongreſſe zu Prag, dann beim Congreſſe zu Chatillon und beim Frieden zu Paris, den er mit Hardenberg 1814 unterzeichnete. Auch beim Wiener Congreſſe war er thätig, ſchloß 1815 den Vertrag zwiſchen Preußen und Sachſen, war 1816 wegen Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Frankfurt, wurde dann Mitglied des Staatsraths und erhielt verſchiedene Güter vom Könige, ging ſpäter als außerordentlicher Geſandter nach London und 1818 nach Aachen, wurde 1819 Miniſter der ſtändiſchen Angelegenheiten und für Neuenburg, wurde dieſer Stelle jedoch bald wieder enthoben. Im Jahre 1825 wurde er auswärtiges Mitglied der Pariſer Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, erhielt 1830 den ſchwarzen Adlerorden und nahm wieder an den Sitzungen des Staatsraths Antheil, lebte auf ſeinem Gute zu Tegel und ſtarb daſelbſt am 8. April 1835. Seine geſammelten Werke erſchienen zu Berlin 1841 u. ff. Ueber ſein Leben ſchrieb Guſtav Schleſier, Stuttgart 1843. —

256. Was dieſe Männer mit umfaſſendem Blicke für das geſammte Gebiet der Sprachwiſſenſchaft thaten, das ſuchten Andere in den einzelnen Gebieten zur Anwendung zu bringen und fortzuſetzen. Philipp Karl Buttmann gab

noch mit Wolf das Museum der Alterthumskunde heraus, entwickelte in allen seinen Schriften über einzelne Theile, besonders die älteste Erdkunde und Mythologie, geistvolle Ansichten und witzige Urbanität und besonders hat er in seiner griechischen Grammatik in die auf historischem Wege gesammelten Data durch philosophische Beleuchtung Ordnung und Einheit gebracht und auch als Lehrer vielfältig durch Scharfsinn, Deutlichkeit und gediegene Kürze des Vortrags gewirkt. Der schon oben genannte K. Ph. Moritz bildete die Prosodie schärfer aus und es wurde bereits bei Göthe erwähnt, wie sehr dieser seine rhythmische Kunst demselben verdankte. Fernow machte Deutschland nicht nur mit der italienischen Literatur bekannt, sondern legte auch in seinen römischen Studien die reifen Früchte seiner Kunstanschauungen nieder, die nicht wenig dazu beitrugen, die Archäologie auf einen höheren Standpunkt zu bringen. Heinrich Meyer führte die Kunstideen Winkelmann's mehr aus und seine Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen ist ein gediegenes Werk, welches auf den reichsten Anschauungen, strenger Prüfung und gesundem Urtheil beruht. In einer anderen Richtung war K. A. Böttiger thätig, indem er besonders das häusliche Leben der Alten genauer erforschte und die Resultate in seiner Schrift Sabine niederlegte. Die Mythologie und Kunstgeschichte verdankt ihm im Einzelnen sehr viel und seine umfassende Belesenheit und sein starkes Gedächtniß waren ihm bei seinen verschiedenen Arbeiten sehr förderlich; aber er schrieb zu vielerlei, zu hastig und zeigte eine allzu große Kleinigkeitskrämerei, die ihn hinderte, das Alterthum mit großartigem Blicke aufzufassen. Auch in die Kritik hat er sich oft gemengt und viele literarische Uebersichten und Biographien Verstorbener geliefert, jedoch dabei eine tadelnswerthe Klatschsucht gezeigt, die ihm vielseitig schadete.

Philipp Karl Buttmann ist am 7. Dec. 1764 zu Frankfurt a. M. geboren, studirte 1782 zu Göttingen Philologie, wurde 1786 Lehrer des Erbprinzen von Dessau, ging 1788 nach Berlin, dann nach Frankfurt und erhielt 1796 die Stelle als Secretär an der königl. Bibliothek zu Berlin, wo er 1811 Bibliothekar wurde, nachdem er 1800—1808 noch eine Professur am Joachimsthaler Gymnasium versehen hatte. Von 1803 bis 1812 besorgte er die Redaktion der Haude- und Spener'schen Zeitung, nahm am philologischen Seminar bedeutenden Antheil und starb am 21. Juni 1829. Seine griechische Grammatik erschien zuerst 1792 und wurde in den meisten Schulen eingeführt; seine größere Grammatik etwas später, dann sein Lexilogus, 1818—24, 2 Bde., die ausführliche griechische Sprachlehre, 1819—27, 2 Bde., Mythologus, Berlin 1829, 2 Bde. — Karl Ludwig Fernow ist am 19. November 1763 zu Blumenhagen geboren und der Sohn eines Knechts auf dem Edelhofe, kam zu einem Notar und dann zu einem Apotheker in die Lehre, ging nach Lübeck, übte sich im Zeichnen und in der Dichtkunst, gewann durch den Umgang mit Carstens große Vorliebe für die Kunst, entsagte der Apothekerkunst, ging nach Weimar und Jena, dann mit Baggesen nach Italien, wo ihn einige Vornehme unterstützten, um 1794 nach Rom zu gehen, studirte die italienische Sprache, sowie die Theorie und Geschichte der Kunst, hielt Vorlesungen, verheirathete sich mit einer Römerin, wurde 1803 außerordentlicher Professor in Jena, 1804 Bibliothekar der Herzogin Amalie in Weimar und starb hier am 4. Dec. 1808. Seine Römische Studien erschienen 1806—8 zu Zürich in 3 Bänden. Sein Leben beschrieb Johanne Schoppenhauer, Tübingen 1810. — Johann

Heinrich Meyer iſt am 16. März 1759 zu Stäfa geboren, widmete ſich der Malerei, lebte 1784—88 in Italien, ſchloß ſich an Göthe und Tiſchbein an, lebte dann in der Schweiz, wurde 1792 Profeſſor an der Zeichnenſchule in Weimar und ging 1795—97 nach Italien. Während der Kriegsunruhen 1806 gingen ihm ſeine Papiere durch Entwendung verloren, darum nahmen ſeine Studien eine ganz andere Richtung, er wurde 1807 Direktor der Zeichnenakademie und ſtarb am 14. October 1832, nachdem er eine Armenſtiftung von 20,000 Thlr. in Weimar gemacht hatte. Seine Geſchichte der bildenden Künſte der Griechen erſchien zu Dresden 1824. — Karl Auguſt Böttiger iſt am 8. Juni 1760 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, wo ſein Vater Conrector war, ſtudirte in Leipzig Philologie, wurde in Dresden Hauslehrer, 1784 Rector in Guben, 1790 in Bautzen und 1791 Director des Gymnaſiums und Oberconſiſtorialrath in Weimar. Im Jahr 1804 kam er als Studiendirector des Pagenhauſes und Hofrath nach Dresden, hielt ſeit 1815 jährlich Vorleſungen, wurde 1814 Studiendirector bei der Ritterakademie und Oberaufſeher der königl. Muſeen der antiken Marmore und Mengs'ſchen Gypsabgüſſe, wurde 1832 auswärtiges Mitglied der franzöſ. Akademie und ſtarb 17. Nov. 1835. Seine Schriften ſind zu zahlreich, um aufgeführt zu werden, und betreffen vorzüglich Archäologie und Kunſtmythologie.

257. Im Gebiete der Naturwiſſenſchaften übte die neue wiſſenſchaftliche Methode nicht minder großen Einfluß, indem man nun den dynamiſchen Standpunkt zur Geltung brachte und die von Kant begründete Naturphiloſophie fortführte. Kant's metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft bildeten auch hier die Grundlage, wie ſeine phyſikaliſche Geographie für die hiſtoriſch-poſitive Naturwiſſenſchaft und beſonders für die Geologie. Kielmeyer aus Württemberg ſchloß ſich zunächſt an Kant an und wies die Prinzipien und Geſetze des organiſchen Lebens und Bildens mit größerer Beſtimmtheit nach. Seine Rede über die Verhältniſſe der organiſchen Kräfte unter einander im Reiche der verſchiedenen Organiſationen wurde die Grundlage der ſpäteren Naturphiloſophie und wenn er auch mehr und ſpezieller der Pflanzenphyſiologie und Phyſik der Pflanzen ſich zuwandte, ſo zog er doch auch vergleichende Anatomie, Phyſiologie und phyſikaliſche Chemie in das Bereich ſeiner Unterſuchungen und wirkte auf die gründlichere Behandlung und Bearbeitung der geſammten Naturwiſſenſchaft, wie auch Cuvier und Alexander von Humboldt ſich an ſeine Ideen anlehnten. Sein Wirken war meiſtens blos das eines Lehrers und nicht als Schriftſteller. Bald gingen aus dieſer neuen Schule zahlreiche Naturforſcher hervor, welche mit wiſſenſchaftlicherem Geiſte dieſelbe behandelten und ſie mit vielen neuen Entdeckungen bereicherten. Blumenbach erfaßte als einer der Erſten die meiſten Gebiete der Naturwiſſenſchaften und beſonders war es die vergleichende Anatomie und Phyſiologie, welche eine neue Bahn brachen und auch ordnungsvoll und bündig geſchrieben ſind. Sein Handbuch der Naturgeſchichte hat ſich eine lange Reihe von Jahren hindurch erhalten und nicht wenig zur Verbreitung allſeitiger naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beigetragen. Im Gebiete der Anatomie und Medizin wirkte Loder zu Jena und Halle durch Wort und Schrift und trug beſonders dazu bei, daß in die Medizin ein philoſophiſcherer Geiſt eindrang. Eine geringere Wirkſamkeit ward Hildebrandt zu Erlangen zu Theil, welcher ſich über Anatomie, Phyſiologie und Chemie

verbreitete, während Sömmerring die Anatomie und Physiologie eigentlich erst auf großartigere Weise behandelte und namentlich die vergleichende Anatomie schuf, welche seitdem so bedeutende Fortschritte machte. Die Anatomie des Gehirns verdankte ihm bedeutende Aufklärung und seine Schrift vom Bau des menschlichen Körpers gehört zu den besten Erzeugnissen unserer Literatur. Auch Göthe hat sich um die Naturwissenschaft verdient gemacht und zwar nicht nur um die Farbenlehre und Pflanzenmetamorphose, sondern auch um die Osteologie und Mineralogie. Hufeland in Berlin bahnte die Begründung der wissenschaftlichen Heilkunde an und neben ihm wirkte Reil als rationeller Arzt und Physiolog, welcher vorzüglich darauf drang, die Individualität eines jeden Kranken und die psychischen Ursachen der physisch-krankhaften Erscheinungen zu erforschen. Beide haben eine Menge Schüler gebildet, welche die neuen Ansichten überallhin verbreiteten und weiter ausführten. Was diese für Norddeutschland thaten, das wurde Maximilian Stoll zu Wien für die österreichischen Staaten, wo er nicht nur das Einimpfen der Blattern einführte, sondern auch die praktische Heilkunde auf schärfere Beobachtung zu gründen bestrebt war. Auch J. P. Frank wirkte höchst vortheilhaft für die Medizin. — Der eigentliche Begründer der Geognosie wurde Werner in Freiberg, welcher ihr erst eine wissenschaftliche Gestaltung gab und sie auf Beobachtungen an der Erdrinde gründete. Er stellte die Lehre vom Neptunismus auf, und wenn auch dieselbe in späterer Zeit verschiedene Beschränkungen erlitt, so hat doch kein neuerer Geolog eine solche Einwirkung auf die Naturwissenschaft geübt, als Werner, welcher nur Weniges geschrieben hat. Um die Geologie machte sich auch Graf Kaspar von Sternberg verdient, welcher namentlich die Flora der Vorwelt wissenschaftlich behandelte und einen großartigen Ueberblick über das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften besaß.

Kielmeyer war Professor an der Karlsschule zu Stuttgart und dann an der Universität zu Tübingen und hat außer der genannten Rede, welche 1793 erschien und auch in's Französische übertragen wurde, fast nichts geschrieben. — Johann Friedrich Blumenbach ist am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, studirte in Jena und Göttingen, wurde hier 1776 außerordentlicher und 1778 ordentlicher Professor der Medicin, machte 1783 eine Reise nach der Schweiz und dann nach England, legte reiche Sammlungen an und starb 22. Jan. 1840. — Ferdinand Christian v. Loder ist 1753 zu Riga geboren, studirte in Göttingen Medizin, wurde 1778 Professor in Jena, bereiste 1780—1782 Frankreich, Holland und England, errichtete 1802 in Jena mehrere medizinische Anstalten, wurde Geheimer Hofrath und Leibarzt des Großherzogs und Stadtphysikus, trat 1803 als preußischer Geheimerath an die Universität Halle, ging 1806 als preußischer Leibarzt nach Petersburg und Moskau, wurde vom König von Preußen in den Adelstand erhoben, trat 1810 als wirklicher Staatsrath und Leibarzt in russische Dienste und ließ sich in Moskau nieder, wo er für die Spitäler und das anatomische Theater wirkte, zahlreiche Orden und Ehrenbezeugungen erhielt und erst vor wenigen Jahren starb. — Georg Friedrich Hildebrandt ist am 4. Juni 1764 zu Hannover geboren, studirte in Göttingen, machte eine Reise nach Paris und Berlin, kam 1785 als Professor der Anatomie nach Braunschweig, 1793 als ordentlicher Professor nach Erlangen, übernahm 1796 die Professur der Chemie und dann

auch der Phyſik, hatte eine ſtarke Praxis und ſtarb am 23. März 1816. — Samuel Thomas v. Sömmerring iſt 1755 zu Thorn geboren, ſtudirte Medizin, widmete ſich vorzüglich der Anatomie, wurde Mitglied der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und Geheimer Rath, lebte ſpäter in Frankfurt und ſtarb daſelbſt am 2. März 1830. — Chriſtoph Wilhelm Hufeland iſt am 12. Auguſt 1762 zu Langenſalza geboren, ſtudirte zu Göttingen Medizin, wurde 1783 Arzt in Weimar, 1793 Rath und Profeſſor in Jena, dann Hofrath und Leibarzt und wurde 1801 als preußiſcher Geheimer Rath und Director des mediziniſchen Collegiums nach Berlin berufen, wo er 1809 an der Univerſität Profeſſor wurde, 1810 den Titel als Staatsrath bekam und in die Medizinalſection des Miniſteriums des Innern trat. Im Jahre 1819 wurde er Direktor der mediziniſch-chirurgiſchen Akademie für das Militär und ſtarb 1836. Seit 1795 gab er das Journal der praktiſchen Medizin heraus und unter ſeinen zahlreichen Schriften iſt vorzüglich ſeine Makrobiotik oder die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, ſehr verbreitet. — Johann Chriſtian Reil iſt am 20. Februar 1758 zu Rauden geboren, ſtudirte in Göttingen und Halle Medizin, praktizirte ſeit 1783 in Oſtfriesland, wurde 1787 außerordentlicher Profeſſor in Halle, 1788 ordentlicher Profeſſor der Therapie und 1789 Stadtphyſikus und Direktor der Klinik. Im Jahre 1810 wurde er als Profeſſor der Arzneikunde nach Berlin berufen und Oberbergrath, erhielt 1813 die oberſte Leitung der Lazarethe auf dem linken Elbeufer und ſtarb am 22. November 1814 zu Halle am Typhus. — Maximilian Stoll iſt 1742 zu Erzingen geboren, wo ſein Vater Wundarzt war, trat zu Rottweil in ein Jeſuitencollegium und 1761 in den Jeſuitenorden, worauf er als Lehrer der alten Sprachen nach Halle, Ingolſtadt und Eichſtedt kam; er trat jedoch ſchon 1767 aus dem Orden wieder aus und ſtudirte zu Straßburg und Wien Medizin. 1772—74 war er Kreisphyſikus in Ungarn, kehrte dann nach Wien zurück und wurde 1776 Profeſſor an der Klinik der Univerſität, wo er als einer der erſten Lehrer glänzte und am 23. Mai 1787 ſtarb. — Johann Peter Frank iſt am 19. März 1745 zu Raſtadt geboren, ſollte Sänger werden, ſtudirte aber Medizin, praktizirte dann im Elſaß und zu Bruchſal und wurde 1784 Profeſſor zu Bruchſal und dann in Göttingen. Im Jahre 1785 kam er als Direktor der Klinik nach Pavia, 1795 als Hofrath nach Wien, 1804 nach Wilna und wurde 1805 Leibarzt des Kaiſers in Petersburg. Im Jahre 1808 ging er mit einer Penſion nach Wien, wo ihn Napoleon nach Paris zu ziehen ſuchte, und ſtarb am 24. April 1821. Sein Hauptwerk iſt das Syſtem einer vollſtändigen mediziniſchen Polizei. — Abraham Gottlob Werner wurde am 25. September 1750 zu Wehrau geboren, wurde 1764 Hüttenſchreiber daſelbſt, beſuchte 1769 die Bergakademie zu Freiberg und 1771 die Univerſität Leipzig, um Rechtswiſſenſchaft und dann Naturkunde zu ſtudiren, und wurde 1775 Inſpektor und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an der Freiberger Bergakademie. Er ſtarb am 30. Juni 1817 zu Dresden und iſt im Dom zu Freiberg begraben. Bei Dresden iſt ihm ein Denkmal errichtet worden. Seine Lebensbeſchreibung lieferte Friſch, Leipzig 1825. — Kaſpar Maria Graf v. Sternberg iſt am 6. Januar 1761 zu Prag geboren, wurde Domherr zu Paſſau, Freiſing und Regensburg, Präſident des Landesdirektoriums zu Regensburg, kehrte 1809 nach Böhmen zurück, war beſonders für die Errichtung des böhmiſchen Nationalmuſeums thätig, dem er ſeine reichen Sammlungen und Bibliothek ſchenkte, wurde 1825 wirklicher Geheimer-Rath und ſtarb am 20. Decbr. 1838.

258. Auch die Rechtswiſſenſchaft blieb nicht ohne tief eingreifende Einwirkungen durch die Philoſophie und man beſtrebte ſich nicht blos die Unterſuchungsmethode umzugeſtalten, ſondern auch die Erfahrung mit der Idee auszugleichen und der hiſtoriſchen Jurisprudenz eine philoſophiſche Behandlung derſelben gegenüber zu ſtellen, woraus in der Folge die philoſophiſche und

hiſtoriſche Rechtsſchule hervorgingen. Kant's Naturrecht ward für die Juriſten die Grundlage der neuen Leiſtungen und hier hat Guſtav Hugo zu Göttingen zuerſt Bahn gebrochen. Er wurde der Vater der wiſſenſchaftlichen Methode der Jurisprudenz, verband mit reichen gelehrten Kenntniſſen Geiſt und Scharfſinn, verſtand es auch, ſeinen Schriften ein gefälligeres Aeußere zu geben und vertrat vorzüglich den hiſtoriſchen Standpunkt oder, wie er es nannte, den hiſtoriſch-ſyſtematiſchen. Seine Geſchichte des römiſchen Rechts machte in der Rechtswiſſenſchaft Epoche, iſt ausgezeichnet durch die Menge und die Anordnung des Stoffs und trug die Rechtsgeſchichte nicht mehr nach der Folge der Titel, ſondern nach Zeiträumen vor und nahm in den civiliſtiſchen Lehrkurſus die Philoſophie des poſitiven Rechts auf. Seine Philoſophie des poſitiven Rechts ſollte die philoſophiſche Auffaſſung des Rechts mit der hiſtoriſchen verbinden und wenn ihm dies auch nicht gelang, ſo zeigte er doch wenigſtens den Weg, auf dem man das Ziel erſtreben muß. Nur hat ſich ſein Scharfſinn zu oft zu Seltſamkeiten und paradoxen Behauptungen verleiten laſſen, welche Urſache wurden, daß man Hugo ſelbſt von dieſen aus beurtheilte und in ein ſchiefes Licht ſetzte, wie man ihn namentlich lange als einen Vertheidiger der Sclaverei ausſchrie; auch hat er zu lange gelebt und gewirkt, um nicht von der Zeit überholt und von ihr verkannt zu werden. — Nicht minder, ja noch viel mehr einflußreich wurde der neue philoſophiſche Geiſt für die Behandlung des Strafrechts, welches auch am meiſten einer Verbeſſerung und Umgeſtaltung bedürftig war. Zwar hatten hier ſchon Thomaſius und Beccaria die Reformation eingeleitet, aber ihre Bemühungen trafen doch immer nur einzelne Seiten, während der jetzige philoſophiſche Geiſt das Ganze dieſer Wiſſenſchaft berührte und umformte. Feuerbach wies als einer der Erſten darauf hin, wie die Grundſätze des peinlichen Rechts einer Reviſion zu unterwerfen ſeien; aber er blieb nicht blos bei der Theorie ſtehen, ſondern ſuchte ſeine Grundſätze auch praktiſch zu bethätigen und entwarf 1813 das neue Strafgeſetzbuch für das Königreich Bayern. Auch Grolmann ſchrieb um jene Zeit Grundſätze der Criminalwiſſenſchaft, worin er gegen Feuerbach und andere Gegner der Präventionstheorie darzulegen ſuchte, daß derſelben keineswegs die praktiſche Anwendung abgehe; und endlich ſtellte auch Salomon Zachariä Anfangsgründe des philoſophiſchen Criminalrechts auf, welche bereits weiter gingen als die Vorgenannten und mit noch größerem Scharfſinne durchgeführt ſind.

Guſtav Hugo iſt am 23. November 1764 zu Lörrach geboren, ſtudirte 1782—85 zu Göttingen Rechtswiſſenſchaft, wurde 1786—88 Lehrer des Erbprinzen von Deſſau, gründete in dieſem Jahre durch Ausgabe der Fragmente des Ulpian ſeinen Ruf, wurde außerordentlicher Profeſſor in Göttingen, vier Jahre ſpäter ordentlicher Profeſſor, in der Folge Geheimer Juſtizrath und Inhaber mehrerer Orden und ſtarb am 5. September 1844. Seine Hauptwerke ſind: Lehrbuch der juriſtiſchen Encyklopädie; Lehrbuch des Naturrechts; Lehrbuch der Geſchichte des römiſchen Rechts bis auf Juſtinian; Lehrbuch des heutigen römiſchen Rechts; Lehrbuch der Geſchichte des Rechts ſeit Juſtinian; Lehrbuch der Digeſten;

Chrestomatie von Beweisstellen für das heutige römische Recht und Civilistisches Magazin. — Paul Johann Anselm v. Feuerbach ist am 14. November 1775 zu Frankfurt a. M. geboren, studirte seit 1792 in Jena, trat 1799 als Dozent der Rechtswissenschaft auf, stellte sich an die Spitze der neuen Schule der Criminalisten, nämlich der sogenannten Rigoristen, welche blos auf die Rechtsverfassung Rücksicht nehmen und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzbuches unterwerfen, wurde 1801 ordentlicher Professor, kam 1802 nach Kiel und 1804 nach Landshut, wo er den Auftrag bekam, den Entwurf zu einem bayerischen Strafgesetzbuche auszuarbeiten, 1805 als Geheimer Referendär in das Ministerial-, Justiz- und Polizeidepartement nach München versetzt und 1808 zum Geheimen Rath ernannt wurde. Zu seiner Zeit sprach er gegen die französische Jury, welche Ansichten er jedoch später modificirte; 1817 wurde er zweiter Präsident des Appellationsgerichts zu Bamberg, machte einige Reisen, lebte in München, wurde erster Präsident des Appellationsgerichts zu Ansbach, reiste im Frühjahr und Sommer 1821 nach Paris, Brüssel und den Rheinprovinzen, beschäftigte sich in letzterer Zeit viel mit dem Schicksale Kaspar Hauser's und starb auf einer Reise nach dem Schwalbacher Bade zu Frankfurt am 29. Mai 1833. Sein Lehrbuch des Criminalrechts hat viele Auflagen erlebt, auch war seine Zeitschrift für Criminalrechtspflege sehr verbreitet und enthielt vortreffliche Aufsätze. Sonst hat er noch sehr Vieles geschrieben und 1833 zu Nürnberg eine Sammlung seiner kleinen Schriften vermischten Inhalts veranstaltet. — Karl Ludwig Wilhelm von Grolmann ist am 23. Juli 1775 zu Gießen geboren, studirte daselbst die Rechte, hielt seit 1795 juristische Vorlesungen, wurde 1798 außerordentlicher und 1800 ordentlicher Professor, 1804 Oberappellationsgerichtsrath, 1815 Kanzler der Universität, erhielt 1802 vom König von Preußen den Adel erneuert, ward 1819 Mitglied des Staatsministeriums, dann Staatsminister von Hessen, 1821 Präsident der Departements des Innern und der Justiz, als welcher er am 14. Februar 1829 starb. Seine Hauptschriften sind: Grundsätze der Criminalwissenschaft, 1798; Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, 1800; Handbuch über den Code Napoleon, 1810—12. — Karl Salomon Zachariä, vergl. §. 285.

259. Was die deutschen Sprachstudien betrifft, so wurde in dieser Zeit nur erst im Speziellen gewirkt und zwar erhielt unsere Sprache manche Bereicherung und Ausbildung; aber für die sprachliche Untersuchung und Bearbeitung wurde noch wenig gethan. Der Erste, welcher hier Bahn zu brechen begann, war Johann Christoph Adelung, welcher allein ein Unternehmen übernahm, das anderwärts blos ganze Akademien durchzuführen wagten. Er schrieb zuerst ein grammatisch-kritisches Wörterbuch, worin er die Begriffsbestimmungen, die Abstammung, Ordnung der Bedeutungen und die Etymologie besser gab, als Andere es bis dahin vermochten; aber er war noch zu sehr auf dem Gottschedischen Standpunkte stehen geblieben, hielt die meißnisch-oberdeutsche Mundart für die allein richtige und wählte zu seinen Musterschriftstellern noch im Jahre 1774 blos solche Dichter und Werke, die in die Zeit vor 1720 fielen, denn er war so verblendet, daß er erklärte: „entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740—60 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen, gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen," denn Frankfurt und Württemberg, die Heimath von Göthe und Schiller, galten ihm blos für Provinzen, und allein Sachsen war ihm das Land der klassischen Sprache und die Sonne von Deutschland, welche Ueberschätzung noch bis auf den heutigen

Tag in jener Gegend vielfach gefunden wird. Alles, was später erschien, blieb ihm fremd, er erschrack über die Gesetzlosigkeit und über die Fluth von neuen Wörtern und Wendungen, womit die deutsche Sprache damals bereichert wurde, und was wir jetzt als ein Verdienst ansehen, um welches uns andere Nationen beneiden, das erklärte er für Ausartungen und Fehler. Es war daher kein Wunder, daß Voß und Andere das Buch heftig angriffen, zumal Adelung etwas von dem Gottsched'schen herrschsüchtigen Wesen geerbt hatte und seine Ansichten für allein maaßgeblich erklären wollte. Uebrigens hat Adelung mit diesem Werke sich doch wirkliches Verdienst erworben und dasselbe muß um so williger anerkannt werden, als wir seit ihm kein anderes Werk erhalten haben, welches denselben Werth für unsere Zeit beanspruchen könnte, wie das Adelung'sche für das vorige Jahrhundert, das noch keine Grimm und ähnliche Sprachforscher besessen hatte. Adelung suchte wenigstens die Lexikographie auf den kritischen Standpunkt zu erheben und in einer zweiten Auflage zu verbessern, was er in der ersten verfehlt hatte, obschon die Mängel der Anlage des Werks nicht mehr zu tilgen waren. Uebrigens beschränkte sich seine Thätigkeit nicht allein auf die Lexikographie, sondern auch auf den deutschen Stil und auf die vergleichende Sprachkunde, wovon sein Mithridates ein rühmliches Beispiel ist. Auch eine Sprachlehre schrieb er, welche für den Sprachunterricht die erste sichere Grundlage gab und lange in allgemeinem Gebrauch in unseren Schulen war, so daß sich Adelung ein wirklich vielseitiges Verdienst erwarb, das nur Wenigen seither in ähnlichem Maaße zu Theil wurde. Was er in seinem Mithridates begann, wurde von Vater in Halle weiter ausgeführt und vollendet, der noch neue Felder des Sprachenzusammenhangs in Afrika und Amerika anbaute und auch das Grammatische mehr bearbeitete, wie derselbe auch eine hebräische, syrische, chaldäische, arabische, polnische und russische Grammatik schrieb. Die vergleichende Sprachforschung wurde durch Julius von Klaproth auf eine noch größere Höhe gebracht, indem derselbe besonders die asiatischen Sprachen seiner Aufmerksamkeit unterwarf. Sein Hauptwerk Asia polyglotta sucht die Verzweigungen der asiatischen Völker in ihrer Sprachverwandtschaft nachzuweisen und den Anfang der gewissen Geschichte bei den verschiedenen asiatischen Völkern zu bestimmen; nur ist die Sprachforschung nicht immer gründlich genug, was freilich bei so umfassenden Studien nicht leicht zu überwinden ist.

Johann Christoph Adelung ist am 8. August 1732 zu Spantekow in Pommern geboren und der Sohn eines Predigers, studirte in Halle, wurde 1759 am evangelischen Gymnasium zu Erfurt Professor, ging 1761 wegen kirchlicher Streitigkeiten nach Leipzig, schrieb hier sein Wörterbuch (1774—86, 5 Thle.) und wurde 1787 Oberbibliothekar in Dresden und Hofrath, wo er am 10. September 1809 starb. Die zweite Auflage erschien 1798—1801. Auch schrieb er eine deutsche Sprachlehre; über den deutschen Stil; Magazin für die deutsche Sprache; Aelteste Geschichte der Deutschen; Directorium (Meißen 1802); Mithridates, 1. Band, und einiges Andere. — Johann Severin Vater ist am 27. Mai 1771 zu Altenburg geboren, studirte seit 1790 in Altona Theologie, dann 1792 bis

1794 in Halle, habilitirte ſich 1795, kam 1796 als außerordentlicher Profeſſor nach Jena, 1800 als Profeſſor der Theologie und morgenländiſchen Literatur nach Halle, ſetzte nach Adelung's Tod deſſen Mithridates fort, kam 1809 als Profeſſor der Theologie und Bibliothekar nach Königsberg, kehrte 1820 nach Halle zurück und ſtarb hier am 16. März 1826. — Heinrich Julius von Klaproth iſt am 11. Oktober 1783 zu Berlin geboren und Sohn des berühmten Chemikers, ſtudirte von Jugend an aſiatiſche Sprachen und beſonders das Chineſiſche, benützte dafür die Bibliotheken zu Berlin, Dresden und Weimar, ward 1802 als Adjunkt der Akademie für die aſiatiſchen Sprachen berufen, begleitete 1805 den Grafen Golowkin, der als Geſandter nach Peking beſtimmt war, nach der chineſiſchen Gränze, wo ſie wieder umkehren mußten, ſammelte dort Wörterbücher, machte ſich in Irkutzk mit der Mandſchuhſprache bekannt, bereiste bis 1809 den Kaukaſus, nahm 1812 ſeine Entlaſſung, ging 1814 nach Italien, dann nach Paris, wurde vom Könige von Preußen 1816 zum Profeſſor der aſiatiſchen Sprachen ernannt, Mitglied der Pariſer und Londoner aſiatiſchen Geſellſchaft und ſtarb im Juli 1835. Sein Asia polyglotta erſchien zu Paris 1823, in 4°, mit einem Sprachenatlas in Folio; auch erſchienen ſeit 1824: Tableaux historiques de l'Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours, 4 Bde. 4°.

260. Nachdem die ſubjektive Weltanſchauung ſich faſt auf die Spitze erhoben hatte, fühlte man in dieſer einſeitigen, ſchwindelnden Höhe die Nothwendigkeit, wieder mit den Forderungen der Wirklichkeit ſich in Einklang zu ſetzen, was zwar ſchon Göthe und Schiller gewünſcht hatten, aber nicht erreichen konnten und zwar eben ſo wenig als die Wiſſenſchaftslehre Fichte's und die Naturphiloſophie von Schelling. Jetzt ſuchte man gerade von der Höhe des abſtrakten Idealismus aus die Welt der Wirklichkeit zu bewältigen, um ſo einen realiſirten Idealismus zu gewinnen; es ſollte die wiſſenſchaftliche Phantaſie mit der dichteriſchen vermittelt werden und der Geiſt aller Wiſſenſchaften und Künſte ſich in einem erhabeneren Mittelpunkte begegnen, der Philoſoph und Dichter Eins ſein. Ueberhaupt ſollte die Poeſie den eigentlichen Mittelpunkt bilden, in dem alle geiſtigen Richtungen zuſammen liefen. Dieſe Grundſätze der neuen Romantik datiren ſich ſo ziemlich vom Ende des vorigen Jahrhunderts und reichen bis zur franzöſiſchen Julirevolution und Göthe's Tod, deſſen letztes Wirken mit ihr vielfach verwandt war.

Den Namen Romantik empfing die neue Richtung, oder vielmehr Schule, von dem gemeinſamen Beſtreben, die mittelalterliche Weltphantaſie wieder hervorzurufen, und die romantiſche Ironie wollte die ganze Welt im Brennpunkte des freien Ich verſammeln, um ſie von hier wieder wie ein freies Spiel der Willkür vor uns zu entfalten. Im Mittelalter wurde nämlich dies Alles durch die Religion bewirkt, welche die Centralſonne war, die Alles beleuchtete und belebte; aber wie ſie ſelbſt nicht ſehr rein war, ſo warf ſie auch nur auf einzelne Punkte helleres Licht und ließ ſie zu viele Schatten der Barbarei, welche freilich die neuen Romantiker nicht ſahen oder nicht ſehen wollten. Auch das Ritterthum, das ſich im Glanze der Religion ſpiegelte, ward von den Romantikern freudig ergriffen, ſelbſt die Stoffe gern dieſer Zeit entnommen und man wandte ſich ſogleich allen Literaturen zu, welche dieſer Richtung nahe lagen. Daher ward Calderon und Cervantes überſetzt und auch ſonſt die ſpaniſche

Literatur hervorgezogen, daher Dante, der Dichter der katholischen Universalität, Boccaccio, Tasso und Petrarca wieder in unsere Sprache eingeführt und das Sonett beliebt, daher endlich auch die nordische Mythologie neu eingebürgert, weil sie ein Feld war, das noch wenig ausgebeutet worden. Ja auch nach des fernen Orients Schätzen sehnte man sich, weil dort das tiefste und innigste Leben der Phantasie herrschte, und vor Allem wurde Shakespeare als das Muster universaler Weltpoesie empfohlen und Göthe's rein poetische Poesie als die vollständigste Poesie der Poesieen erklärt. Man strebte nach einem unendlichen Gedichte, das die Keime aller anderen Gedichte in sich birgt, die objektive Schönheit mit der Wahrheit verbindet und die Verbindung dieser Elemente durch die gemeinsame Wirkung wissenschaftlicher Absicht und absichtsloser Phantasie in der ausgebildetsten, formellen und doch freien Technik zu bewerkstelligen vermeinte. Gerade dieses Aufgeben der Gesetze der vernunftmäßigen Gestaltung und das Hervorsuchen des ursprünglichen Chaos der menschlichen Natur, wie man es in der Mythologie bunt unter einander wogend glaubte, die sich daran hängende kecke und anmaßende Kritik und das Absichtsvolle bei den Produktionen machte die Epoche der Romantiker zu einer solchen der forcirten Talente, wie sie Göthe mit vollem Rechte benannte.

Die Ausgangspunkte dieser Schule waren mehrere; man nahm als Hauptzeittendenz die Lehre der französischen Revolution an, daß künftig Staat und Volk Eins sein sollten, die Literatur und Bildung dem Volke näher gerückt werden und die Nationalliteratur sich zur Weltliteratur erheben müsse. Dies Ziel haben die Romantiker angebahnt, indem sie aus allen Sprachen das Schönste und Beste übersetzten, den Geist der fremden Literaturen zu erfassen und die Literaturgeschichte auf den Standpunkt der Weltgeschichte zu erheben suchten. Der zweite Ausgangspunkt war der Idealismus Fichte's mit seinem bis zur Absolutheit gesteigerten Selbstbewußtsein des Subjekts, und der dritte die nationalliterarische Autorität Göthe's. Bei Letzterem war besonders Wilhelm Meister der Angelpunkt, denn man erkannte darin den Versuch, den Realismus in die Poesie zu erheben, und Göthe war der wahre Heiland ihrer Lehre, bis er selbst nichts mehr von den Romantikern wissen wollte. Wirklich bot auch nicht leicht ein Anderer so Vieles, was ihnen zusagte, als Göthe, der so vielseitig und mit so subjektiv-humoristischer Keckheit auftrat und bei dem wieder das Weibliche so sehr vorherrschte und die möglichst objektive Dichtung gefunden wurde. Außer diesem wirkte noch Manches von untergeordneter Art ein, wie Herder's universalhistorische Literaturtendenz, die naturphilosophische Weltanschauung und besonders Schiller, in dessen Dichtungen so Vieles romantisch klingt. Auch die sprachliche Technik, wie sie durch Voß und Andere ausgebildet worden und wozu die südliche Metrik von Italien und Spanien trat, war von hoher Bedeutung, wie sich auch die meisten Romantiker beim Mangel großer produktiver Talente besonders auf die formell-technische Seite warfen,

um unter dem Flitterputze des musikalischen Rhythmus den Mangel an innerem Gehalt zu verbergen. Einen wichtigen Punkt für die romantischen Dichter bildete die Kritik und die polemische Seite, indem sie zuerst gegen die Mittelmäßigkeit und deren Tendenzen Kehrt machten und hier waren ihnen wieder die Xenien Vorbild, das sie nur in ihrem kecken Uebermuthe übertrieben und durch ihre Anmaßung entstellten. Ueberhaupt konnte es bei dem Mangel an großen Talenten nicht fehlen, daß die Dichter der romantischen Schule in ihrer Selbsttäuschung in die mannichfaltigsten Widersprüche und Verwirrungen geriethen, Natur und Affektation, Alltägliches und Phantastisches mit einander vermischten und an die Stelle der wahren Kunst ein Dilettantismus trat, welcher der Poesie nur Schaden brachte und einen falschen Geschmack einführte.

Bei allen diesen Mängeln ist jedoch nicht zu verkennen, welchen Vortheil uns die neue Romantik gebracht hat. Sie schützte unsere Literatur vor allgemeiner Erschlaffung, sie führte die großen Kunstideen in's Leben ein, hob unsere ästhetische Literatur und Wissenschaft überhaupt über die der fremden Völker und wirkte selbst auf diese wieder belebend; die Literaturgeschichte erlangte durch dieselbe erst ihre wahre Begründung und Bearbeitung, die Sprachforschung wurde von ihr mächtig angeregt, selbst die stilistische Gewandtheit erhöht und allgemeiner gemacht, die Kunst gehoben und zwar durch Anregung und neue Stoffe, auch die Musik vielfach gefördert und endlich auch der nationale Sinn auf's Neue belebt und gekräftigt und zur Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege vorzüglich mitgewirkt. — Uebrigens bildeten die Romantiker, ungeachtet sie von Jena ausgingen, wo ihre hauptsächlichsten Führer Anfangs lebten und wirkten, doch keine geschlossene Schule, sondern sie gingen dahin und dorthin wieder auseinander und es bildeten sich verschiedene Richtungen. Einmal wirkten diese Ideen auf die Philosophie und die Kritik, dann selbst auf die Dichter und die Einen wandten sich der religiösen Mystik zu, die Anderen hatten eine fatalistische, wieder Andere eine patriotische Richtung und zuletzt gab sich ein Theil ganz der Phantastik anheim, die Idealität und Wirklichkeit durcheinander mengte, während fast nur Tieck alle Elemente dieser Schule vertrat, da er eine lange literarische Laufbahn durchmaß und selbst mehrere Metamorphosen durchmachte.

261. Die romantische Schule wurde von Fichte und Schelling eröffnet und zwar ist Fichte's Wissenschaftslehre der Punkt, von dem die Hauptrichtungen zunächst ausgingen. Johann Gottlieb Fichte, ein Mann von ungemeiner Energie des Geistes, setzte sich dasselbe Ziel wie Schiller, denn er wollte durch die Wissenschaft die Erhebung des Menschen zur Menschheit durch die Freiheit bewirken, die schwache Zeit über sich selbst erheben und das Nationalbewußtsein des Volks kräftigen. Er ging von Kant aus und erklärte wie dieser, daß man die Welt und Dinge nur aus dem rein subjektiven Standpunkte des Geistes aufzufassen habe, und das Wesen seiner Lehre ist am entschiedensten in seiner

Wissenschaftslehre ausgedrückt. Die subjektive absolute Freiheit ist ihm das Prinzip des Wissens und Seins, beide sind in ihrer Wechselwirkung der Ausdruck der Freiheit; diese muß sich als ihr Objekt voraussetzen, um sich selbst zu erfassen und als reines Selbstwissen zu setzen. Anfangs war ihm dieser subjektiv produktive Urgeist das Ich, dann aber das Wesen Gottes, dessen ewig nothwendiges Bild das Wesen und Leben ausmacht. Damit ging Fichte von Kant zur Lehre Spinoza's über und später kam er sogar auf den Standpunkt christlich religiöser Weltbetrachtung und setzte an die Stelle des absoluten Subjekts die Liebe, die noch über Vernunft und Wissen steht und den höchsten realen Gesichtspunkt bildet. Wie Schiller, strebte auch Fichte der sittlichen Weltanschauung zu und er wollte in der Gesinnung das Wissen und Handeln einen; auch stellte er Kunst und Poesie unter das Prinzip der sittlichen Freiheit und wies darauf hin, daß nur hierdurch wieder ein Aufschwung der erschlafften Geister möglich sei. Es war ihm darum zu thun, Schule und Leben mit einander in Einklang zu setzen und dem praktischen Leben wieder ideale Hebel zu geben, und mit Eifer und männlichem Ernste verfocht er in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation die hohe Sache der freien Idee gegenüber der philisterhaften Geistesträgheit und der Erschlaffung seiner Zeit. Hierdurch hat er das deutsche Volk wieder mächtig gehoben und man kann sagen, daß seine Reden und seine philosophische Wirksamkeit gegen Napoleon mehr ausgerichtet haben, als ganze Regimenter. Den Staat wollte er auf die subjektive Freiheitsidee zurückführen und zwar verlangte er einen Staat der Vernunft auf der Grundlage des Rechts und erst von einem solchen Staate hoffte er die freie Gemeinschaft des sittlichen Lebens erstehen zu sehen. Damit verband er das Verlangen nach einer Umgestaltung der Erziehung, die er zur Grundlage des wahren Staatslebens machte. Mochte auch in seinen Reden durch die Gewalt des Augenblicks manches die Gränzen der ruhigen Besonnenheit überschritten haben, so kann doch seine edle Gesinnung und der hohe Muth nicht verkannt werden, mit dem er mitten unter der Gewalt feindlicher Kriegsschergen seine donnernden Worte in das Volk hinausschleuderte. Die Energie seines Geistes und der schwere Ernst seines Charakters drücken sich auch im Stile seiner Schriften aus, der daher oft etwas Schwerfälliges und Trockenes hat, woran selbst seine populären Schriften noch leiden. Sein erstes Werk war die Kritik aller Offenbarung, das man Anfangs für eine Schrift von Kant hielt, dann entwickelte er in seiner Wissenschaftslehre und verschiedenen kleineren Schriften seine Philosophie, später aber wandte er sich mehr dem Praktischen zu und griff er entschieden ein in die Fragen der Politik und des Staatslebens, wohin seine Schrift: Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's (1793), Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1806) und seine Reden an die deutsche Nation (1808) gehören.

Schelling suchte weiter auszuführen, was Fichte begonnen hatte, und machte noch mehr Metamorphosen durch als dieser, indem er auch die Resultate

anderer Wiſſenſchaften in ſeinen Kreis zog; aber er war auch weniger feſt und entſchieden und ließ ſich mehr von der Zeit beſtimmen, als daß er ihr beſtimmend entgegen getreten wäre. Obſchon er ſelbſt meint, daß er jetzt erſt mit ſeiner geheim gehaltenen ſogenannten poſitiven Offenbarungsphiloſophie das Richtige getroffen, liegt doch ſein Wirken nur am Beginne dieſes Jahrhunderts und in ſeiner Identitätsphiloſophie, wovon ſeine jetzigen Leiſtungen nur noch ein ſchwacher Nachhall ſind. Schelling hat das organiſche Einheitsverhältniß der Dinge unter dem Prinzipe der abſoluten Vernunft zuerſt in ſeinen weſentlichen Bezügen dargelegt, jedoch nicht mit der nöthigen logiſchen Strenge, ſondern indem er aus der platoniſchen Ideenlehre und des Ariſtoteles Anſicht vom Verhältniſſe der Form zur Materie, dem Pantheismus des Giordano Bruno und der theoſophiſchen Weltlehre des Jakob Böhme, der präſtabilirten Harmonie des Leibnitz, Jacobi's unmittelbarer Anſchauungstheorie und dem Idealismus Fichte's eine Art von neuem Spinozismus zuſammenſetzte, ohne dies neue Syſtem mit wiſſenſchaftlichem Geiſte hinlänglich zu durchdringen. Es iſt dieſer Spinozismus jedoch ein dynamiſcher oder creativer, Alles iſt ihm dem Weſen nach Geiſt und Vernunft, in Allem iſt Geiſt und das Leben iſt das Schöpfungsprinzip von Allem, wobei die ſelbſtbewußte Vernunft den Höhepunkt dieſer Schöpfung bildet. Das Prinzip der reinen urſprünglichen Einheit iſt das Abſolute oder Göttliche, das zwar an und für ſich unveränderlich iſt, aber ſich zur Wirklichkeit fortbilden und entwickeln muß. Der unendliche Leib des Abſoluten iſt die ganze Welt und Gott Schöpfer und Geſchaffenes zugleich. Weil Schelling das Urgründliche im Weſen Gottes als Natur beſtimmt, heißt ſeine Lehre auch Naturphiloſophie; doch machte er deshalb nicht Geiſt und Gott zu bloßer Natur, ſondern der Möglichkeit nach iſt ihm die Vernunft das Erſte und ſeiner Lehre Grundgedanke iſt das Finden und Anſchauen der abſoluten Einheit des Realen und Idealen in Gott. Seine Schriften legen ſeinen eigenen Umwandlungsprozeß klar dar. Seine erſte Schrift: „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philoſophie“ (1795) zeigt ihn noch als Schüler von Kant und Fichte, eben ſo das Buch „vom Ich“ als dem Prinzip der Philoſophie; ſeine „Ideen zu einer Philoſophie der Natur,“ die Schrift „von der Weltſeele“ (1798) und der „Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie (1799) weiſen aber ſchon nach, wie ſich ſeine Naturphiloſophie allmälig fortbildete, bis ſein „Syſtem des Transcendentalismus (1800) ſeinen abſoluten objektiven Idealismus klar offenbarte. Die weſentlichen Züge des Schelling'ſchen Syſtems ſind in: „Bruno, ein Geſpräch über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“ (1802), enthalten, aber es fehlt der Schrift zu ſehr an ruhiger Erwägung und ſcharfer Durchdringung des Stoffs und der Dichter hat den Philoſophen allzuſehr beeinträchtigt. Den in dieſer Schrift gewonnenen Standpunkt wandte er auch auf die übrigen Wiſſenſchaften an in den „Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums“ (1802). Den Uebergang zu ſeiner ſpäteren Philoſophie

bilden bereits „die Schriften über Philosophie und Religion“ (1804), „über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur“ (1807) und „über das Wesen der menschlichen Freiheit“ (1809); seit seiner Schrift „über die Gottheiten von Samothrake“ (1816) hat er aber von seiner neuen Offenbarungsphilosophie nichts verlauten lassen und sie sorgfältig geheim gehalten, wohl nur deshalb, weil er selbst fühlt, daß sie Luft und Licht nicht ertragen kann. — Schelling's Philosophie war schon durch ihre ganze Grundlage mit dem Streben der Romantiker verwandt und auch diese strebten nach der Identität der Poesie und Wissenschaft; zugleich wollte Schelling ebenfalls die Mythologie zur Vermittlerin dieser Identität machen, wie es die Brüder Schlegel verlangten, und er hoffte sogar, daß die Deutschen noch eine ganz eigenthümliche Kunst gewinnen würden. Schließlich sei noch erwähnt, daß Schelling's Stil an demselben Fehler leidet, wie seine Philosophie; der Dichter und seine Phantasie schadeten dem Philosophen und der klaren, wissenschaftlichen Behandlung und Darstellung und nur seine Schrift über die Freiheit und über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur sind in dieser Hinsicht besser gelungen. Uebrigens erscheint in seinen polemischen Streitschriften bei Schelling dieselbe Grobheit, die auch bei anderen Philosophen und Romantikern angetroffen wird. —

Johann Gottlieb Fichte ist am 19. Mai 1762 zu Rammerau bei Bischofswerda in der Oberlausitz geboren, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg, wurde Hauslehrer zu Zürich, wo er sich mit Pestalozzi befreundete, dann in Königsberg, erregte 1792 durch seinen Versuch einer Kritik der Offenbarung bedeutendes Aufsehen und erhielt 1793 den Ruf als ordentlicher Professor nach Jena. Hier wirkte er sehr anregend, gab mit Niethammer ein philosophisches Journal heraus und da er darin einen Aufsatz von Forberg: Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung aufnahm, so beschuldigte man ihn atheistischer Lehren. Bei der darüber entstandenen Untersuchung drohte Fichte mit der Niederlegung seiner Stelle und so erhielt er 1799 seine Entlassung. Er ging nun nach Preußen, wo er eine freundliche Aufnahme fand, lebte in Berlin, wurde 1805 Professor der Philosophie in Erlangen mit der Erlaubniß, den Winter zu Berlin zubringen zu dürfen, ging 1806 nach Königsberg, wo er Vorlesungen hielt, kehrte dann nach Berlin zurück und wurde 1810 an der neu errichteten Universität angestellt. Im Jahre 1808 hatte er in Berlin seine Reden an die deutsche Nation gehalten, während diese Stadt noch von den Franzosen besetzt war. Fichte starb am 29. Januar 1814 am Hospitalfieber. Seine sämmtlichen Werke gab sein Sohn J. H. Fichte, Berlin 1845 u. ff. heraus, von dem wir auch 1830 Fichte's Leben und Briefwechsel erhielten. — Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling ist am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg geboren und der Sohn eines Predigers, studirte in Tübingen, promovirte daselbst, ging dann nach Jena, wurde Privatdocent und 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie, studirte noch Medizin, worin er 1802 promovirte, wurde 1803 ordentlicher Professor und kam nach Würzburg, 1808 aber als Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste nach München. Hier gerieth er mit Jacobi, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, in Streitigkeiten, ging aus Verdruß darüber 1820 nach Erlangen, kam 1827 an die Universität mit dem Charakter als Geheimer Hofrath und bekam nach Jacobi's Tod dessen Stelle. Im Jahre 1831 erhielt Schelling den Orden der Württembergischen Krone und erlangte auch von anderen Seiten hohe Ehrenbezeugungen, im Jahre 1841 folgte er aber einer Ein-

ladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo er über seine Offenbarungsphilosophie Vorträge hält. Seine Hauptschriften sind: Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie, Tübingen 1795; Ideen zu einer Philosophie der Natur, 1795; Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamburg 1798; Erster Entwurf der Naturphilosophie, Jena 1799; System des transscendentalen Idealismus, Tübingen 1800; Vorlesungen über die Methode des akademischen Unterrichts, 1803; Zeitschrift für speculative Physik, Jena 1800—1801, 2 Bde.; Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802; Philosophie und Religion, Tübingen 1804; Philosophische Schriften, Landshut 1809; Allgemeine Zeitschrift von und für Deutsche, Nürnberg 1813, 3 Hefte; Ueber die Gottheiten von Samothrake, Tübingen 1816; Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, 1807; Anthologie aus Schelling's Werken. Mit Genehmigung des Verfassers, Berlin 1844. Gegen seine neueste Offenbarungsphilosophie schrieben Paulus und Kapp, worunter Letzterer besonders heftig, indem er Schelling zu einem literarischen Wilddieb machen will, der Alles von Anderen entlehnt habe. —

262. Eine Hauptthätigkeit für die romantische Schule war die Kritik, welche durch sie neu belebt wurde, wie auch beide Schlegel, Adam Müller und Solger ihr sich vorzüglich zuwandten. Die Brüder Schlegel sind gerade auf diesem Gebiete gemeinschaftlich vorgeschritten und haben sich hier einen glänzenden Namen erworben, obschon sie weder entschieden starke Gesinnung, noch wahre Genialität besaßen und nur das ihnen eigen war, sich Alles mit Leichtigkeit anzueignen und es zeitgemäß zu verarbeiten. Dies bedingte vorerst, daß sie weniger producirten, als auf dem Gebiete der Literaturgeschichte und Kritik wirkten, obschon sie sich Anfangs auch als Dichter gebärdeten und zu den größten Poeten zu gehören vermeinten. Ihren Produkten hat man überhaupt vielfach die wahre Poesie abgesprochen und wenn Schiller meinte, daß sie einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sache besäßen, so sprach er ihnen doch das Gemüth ab und man findet bei beiden Brüdern bei vieler Trockenheit und Dürre nur zu oft eine herzlose Kälte. Beide Brüder besaßen eine gründliche philologische Durchbildung und genaue Kenntniß des Alterthums, wodurch sie eine tüchtige Grundlage hatten, auf der ihre Kritik beruhen konnte. Dieselbe bestand vorzüglich in Charakteristiken und literatur-historischen Kritiken und hiermit lehnten sie sich an Herder an, der ebenfalls lehrte, daß Poesie nur durch Poesie beurtheilt werden könne und Phantasie und Gefühl mit dem Verstand Hand in Hand gehen solle. Auch Schiller war ihnen ein Ausgangspunkt, indem er das Romantische im Sentimentalen fand, und endlich leiteten sie die Kritik aus den engen Schranken des Vaterlandes hinaus über alle anderen Völker und bahnten die universelle Literaturgeschichte an. Beide Brüder verbanden sich zur Herausgabe des Athenäums, brachten in das Gebiet der Kritik wieder frische Lebenskraft, Keckheit und Lebendigkeit und haben unserer Literatur vorzüglich dadurch genützt, daß sie dieselbe davor bewahrten, in eine moralisirende Philisterhaftigkeit zurück zu verfallen, welche Klippe ihr damals nur zu sehr drohte.

Der ältere Bruder **Auguſt Wilhelm v. Schlegel** hat durch ſeine auffallende Eitelkeit, Ziererei und die Sucht, durch feine Sitte und vornehme Weltform zu glänzen, nur zu oft den heftigſten Tadel auf ſich gezogen, der faſt nichts Gutes mehr an ihm laſſen wollte; aber es iſt nicht zu verkennen, daß die Parteiſucht darin zu weit gegangen iſt, wenn auch Schlegel zu ſolchem Urtheile hinlänglich Urſache gegeben hat. Er beſaß zwar nicht jenen philoſophiſchen und phantaſiereichen Geiſt wie ſein jüngerer Bruder, übertraf ihn aber durch den Reichthum ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe, ſeine philoſophiſche Durchbildung, die Glätte und Klarheit ſeiner Sprache und die außerordentliche Gewandtheit, ſich auch fremde Idiome bis auf die feinſten Nuancen zu eigen zu machen. Er wurde jedoch oft kalt und trocken und ſeine poetiſchen Leiſtungen gehören mehr durch ihre Form, als durch den Inhalt zur Romantik. Geboren und erzogen unter günſtigen Verhältniſſen, wandte er ſich ſchon in der Jugend der Poeſie zu, machte bedeutende Reiſen, kam mit den größten Geiſtern der verſchiedenen Länder in Berührung und gewann ſo die reichſte Gelegenheit zur vielſeitigſten Ausbildung; auch beſchäftigte er ſich viel mit der Literatur der ſüdlichen Völker und pflegte er ſehr ſein entſchiedenes Ueberſetzungstalent. Was ſeine poetiſchen Leiſtungen betrifft, ſo haben dieſe nur wenig auf Originalität Anſpruch zu machen, indem ſeine Gedichte mehr durch Gewandtheit und Glätte der Sprache und Verſe glänzen, als durch innern Gehalt, und geiſtreiche Reflexion zu ſehr vorwaltet, während das Herz ſelten mitſpricht. Doch hat auch Schlegel einige Gedichte geliefert, welche davon eine Ausnahme machen: wie die Klagelieder über den Tod ſeiner Stieftochter, worin inniges Gefühl ſich offenbart, die Legende des heil. Lukas, die ſehr einfach gehalten iſt, und die Romanze Arion; auch gehören ſeine Sonette zu den vorzüglichſten Leiſtungen dieſer Art und können hinſichtlich der Form und des Rhythmus zu den vorzüglichſten Dichtungen gerechnet werden. Ueberhaupt hat er die Technik unſerer Poeſie bedeutend ausgebildet und es verſtanden, mit meiſterhafter Hand antike und moderne rhythmiſche Verhältniſſe treu wiederzugeben. In ſeinem kühnen Jugendübermuthe verſuchte er ſich auch im Drama und ſchrieb ſeinen Jon; aber ſo vollendet die techniſche Ausführung iſt und ſo ſchöne einzelne Situationen uns darin begegnen, ſo durchaus gekünſtelt und verfehlt iſt das Ganze und liefert nur einen Beweis für die poetiſche Unbefähigtkeit des Verfaſſers. Wie ſchon erwähnt, gründet ſich Schlegel's Ruhm auf ſeine kritiſche Thätigkeit und man kann ſagen, daß er der Schöpfer der deutſchen Literaturgeſchichte wurde, indem er die Grundſätze, welche vor ihm und namentlich durch Göthe und Schiller aufgeſtellt wurden, auf die verſchiedenen Werke der Literatur praktiſch anwandte und zum Theil ſogar weiter ausführte. Hier wirkte Schlegel aber nicht blos für Deutſchland, ſondern auch für Frankreich und andere Völker und wie er uns mit deren Literatur bekannt machte, ſo trat er zuerſt als der Kritiker ihrer ſelbſt wieder auf und eröffnete uns ſo das wahre Verſtändniß ihres Geiſtes.

Freilich ist Schlegel's Kritik zu wenig von philosophischem Geiste durchdrungen und er behandelte mehr das Aeußerliche, als den inneren Geist, auch zeigt sich nicht überall der nöthige Ernst und die Gründlichkeit; dagegen sind seine literarhistorischen Leistungen reich an treffenden Bemerkungen, scharfer Charakteristik und vornehmer Eleganz. Man hat ihm nur vorgeworfen, daß er zu scharf und übermüthig verfahren sei, aber die Zeit hat doch größtentheils sein Urtheil gerechtfertigt und die wahre Kritik muß bei Kunstleistungen, die doch mit dem Anspruche auf vollendete Schönheit auftreten, mehr als irgendwo unbarmherzig ihren Ausspruch fällen. In seinen Vorlesungen über die dramatische Kunst und Literatur behandelte er zwar das antike Drama mit vieler Liebe und Ausführlichkeit, aber die Romantik war ihm doch sein Hauptziel und er suchte dieselbe wieder zu erheben und zu adeln. Man kann denselben freilich entgegen halten, daß sie auf das Alterthum und auf die spanische und englische Romantik zu großes Gewicht legen, auch manches schiefe Urtheil gefällt ist; allein das kann ihm nicht versagt werden, daß er darin zuerst ein umfassendes Gesammtbild der dramatischen Leistungen geliefert hat, das auch durch seine Sprache einen hohen Rang einnimmt. Wäre damit eine philosophischere Behandlung verbunden gewesen und hätte Schlegel die großen Geister tiefer erfaßt, so würden diese Vorlesungen für alle Zeiten ein Meisterwerk bleiben, während sie so wegen ihrer Oberflächlichkeit von anderen Werken rasch wieder überholt wurden. Schlegel's Leistungen als Uebersetzer sind bis heute noch nicht übertroffen und hierfür war auch sein Geist am meisten geschaffen, indem er die deutsche Sprache vollständig in seiner Gewalt hatte und sie in alle fremden Formen sich zu fügen lehrte. Er übersetzte nicht nur den Calderon, sondern auch den Shakespeare durchaus im Geiste und in der Sprache des Originals und durch sein Beispiel angeregt haben wir später andere ausgezeichnete Leistungen in diesem Gebiete erhalten, indem seine Nachfolger vorzüglich durch ihn auf den richtigen Weg geleitet wurden und zum Theil auch erst durch Schlegel die Anregung dazu erhielten. Am Abende seines Lebens wandte er sich vorzüglich der Sanskritliteratur zu, worauf ihn seine Liebe zur Romantik führte, und seit 1820 gab er nicht nur die indische Bibliothek heraus, sondern legte auch eine Sanskritdruckerei an, wodurch er verschiedene Werke publicirte, doch sprechen ihm Sachverständige auch hier die ächte Gründlichkeit ab. Nichts destoweniger hat er sich auch in diesem Gebiete manches Verdienst erworben und dasselbe wird ihm auch die Zukunft gern zugestehen, wenn auch gerade die jüngste Zeit ihm seinen Werth mit derselben Anmaßung zu rauben suchte, die er gegen Schiller bewiesen hatte.

Neben ihm erscheint Friedrich v. Schlegel auf demselben Gebiete der Romantik, jedoch war sein sinnlich-geistiges Behagen zu genußsüchtiger Lust gesteigert und gerieth er dadurch auf zahlreiche Abwege und Verirrungen; auch ließ er sich zu sehr in das Gewirre der Parteien ein und wechselte oft Ansichten

und Standpunkte, indem er bei seiner reichen Phantasie und dem sinnlichen Triebe in fortwährender Unruhe schwebte, die ihn zu keinem sicheren Halte kommen ließ. Er lebte immer im Bestreben, das Reale und Ideale auszugleichen, aber es fehlte ihm die Energie des Geistes und der Ernst der Arbeit, um den Genuß zu erringen, nach dem er suchte, und zudem fiel er gerade in eine Zeit, die selbst von einem Widerspruche zum anderen schwankte, bis ihn zuletzt sein eifriges Bemühen nach dem Höchsten und Größten und sein Suchen nach innerer Einheit in immer größere Widersprüche führte und er dann ganz vom Netze der verfinsternden Diplomatie und des krassesten Offenbarungsglaubens umstrickt wurde. Der Hauptgrund dieses schwankenden Umhertappens dürfte wohl darin zu suchen sein, daß er in seiner Jugend zum Kaufmannsstande bestimmt war, zu dem er keine Liebe hatte, und keine gründliche wissenschaftliche Bildung bekam, worauf er sich mit Eifer und Hast auf das Studium des Alterthums verlegte und von dem Einen zum Anderen überschweifte, um durch Vielseitigkeit zu ersetzen, was ihm an Gründlichkeit abging. Seine erste Arbeit war eine Abhandlung über die Schule der griechischen Poesie, der noch einige andere Schriften folgten, die ähnliche Stoffe behandeln und die von Göthe und Schiller ausgesprochenen ästhetischen Grundsätze und Ansichten weiter führten. In seinem Gespräche über die Poesie entwickelte er seine Ansichten über die Romantik, verschmolz Naturphilosophie mit Mythologie und glaubte damit die Einigung des Geistes aller Künste und Wissenschaften zu erzielen. Hier waren ihm Cervantes und Shakespeare als Haupt-Heroen erschienen, während er im nächsten Jahre sich Lessing zuwandte und bald darauf wieder in seinem Alarcos auf dem Tummelplatze der Romantik erschien. Dieses Drama ist von ähnlicher Art wie das seines Bruders und als Drama durchaus verfehlt, ja sogar noch mehr als jenes, weil es alle rhythmischen Formen unter einander mengt und dadurch zu einer Carikatur wird. Später, als er eine neue Metamorphose durchmachte, erschien seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Inder, die ganz katholisch gefärbt ist, jedoch auch wieder nach eigener Art, denn er fand im Katholicismus blos die Religion der Romantik und suchte in ihm hauptsächlich die versprochene Gnade, deren er, wie Niemand mehr als er selbst fühlte, nach den Sünden der Schriftstellerei und des Lebens, die ihn arg compromittirten, sehr bedürftig war. Nachdem man wenig mehr von ihm zu hoffen glaubte, raffte er sich übrigens wieder auf und schrieb 1809 im Hauptquartiere des Erzherzogs Johann jene glühenden Proklamationen gegen Napoleon, welche so ungemeines Aufsehen erregten und den ersten Anstoß zu der späteren Erhebung gaben. Nach diesem Kriege hielt er zu Wien Vorlesungen über die Geschichte der alten und neueren Literatur, worin er weniger durch Gründlichkeit, als in glänzender Darstellung ein Gesammtbild alles dessen geben wollte, was er über das Alterthum und besonders das Mittelalter gesammelt, gelernt und gedacht hatte, und namentlich auch auf die nationale Bedeutung der verschie-

denen Literaturen aufmerksam machte. So manches Schöne und Treffende diese Vorlesungen auch enthalten, so ist doch von seiner Vorliebe für die Romantik das Wichtigste und Interessanteste zu wenig von ihm berücksichtigt worden und zeigt sich überall die Verstimmung des Verfassers gegen Alles, was wahren geistigen Fortschritt betrifft. Seine Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte haben nur wenig inneren Gehalt, denn ein Mann wie Schlegel, dem nichts mehr abging als philosophische Bildung und die Schärfe des Verstandes, konnte um so weniger auf diesem Gebiete etwas leisten, als Dogmatik und Traditionsglaube jeder wahren Philosophie feindlich sind. Seine Idee dabei war, nachzuweisen, wie das ganze Menschengeschlecht in den verschiedenen Weltaltern nach dem Stufengange der Gnade zu dem verlorenen göttlichen Ebenbilde wieder empor steige, eine Ansicht, die Schelling in neuerer Zeit zum Grundsatze seiner Offenbarungsphilosophie gemacht haben soll. Ueberhaupt rang Friedrich Schlegel darnach, ein philosophisches System aufzustellen; aber an Andere sich anlehnen mochte er nicht und selbstthätig zu verfahren, reichte seine Kraft nicht hin. Im Allgemeinen war er noch ein viel weiblicherer Charakter, als sein Bruder, und in Allem ein Dilettant, der nirgends einen entschiedenen Standpunkt einzunehmen vermochte, obschon er es wollte, und vermeinte durch Witz und Form den Geist und die wahre Poesie zu ersetzen. Darum brachte er nirgends ein ganzes Werk hervor, nirgends zeigte sich die Erschöpfung eines Gegenstandes, sondern in der Verblendung seines Ich wähnte er Alles meistern und überwältigen zu können und überhob er sich der Haupterfordernisse, der Gründlichkeit und Tiefe. Dies hatte dann wieder seinen Grund in seiner sinnlichen Geistigkeit und dem Streben nach Genuß, das ihn immer fortriß, weil er nirgends Befriedigung fand und sich auch nicht an Entbehrung oder Ermäßigung des Genusses gewöhnen wollte. Gerade in dieser Stimmung schrieb er seinen Roman Lucinde, der offen und ohne Scheu den Kultus des Fleisches und den Communismus der Liebe predigt und die Sinnlichkeit als wahre Unschuld darstellt, indem die Liebe die reinste Vermählung des Geistigen und Sinnlichen sein soll. Schiller meinte mit vollem Rechte, daß hier des Verfassers Göttin die Frechheit sei, und das Werk ist so wenig künstlerisch ausgebildet, daß die Lüsternheit des Inhalts um so nackter hervortritt und sich selbst durch Schleiermacher's Briefe über die Lucinde nicht beschönigen konnte. Zu derselben Zeit stellte Schlegel auch seine Theorie der Ironie auf, welche leider so lange Zeit hindurch unsere Literatur beherrschte und die, auf Fichte's absolutem Ich beruhend, in dem Rechte des unendlichen Individuums besteht, sich zum Herrn über Alles zu machen, das nur durch das Ich seine objektive Wirklichkeit gewinnt. So vielseitig bei Schlegel die Widersprüche seines Lebens sind, so war doch seine sinnliche Anschauungsbedürftigkeit die Ursache zu all den verschiedenen Umwandlungen, so daß schon zu der Zeit, wo er noch das Griechenthum vergötterte, verschiedene Züge der Mystik hereinragten, bis er sich dieser

nach und nach immer mehr ergab und ſich durch Jakob Böhme und Angelus Sileſius immer weiter fortreißen ließ. Daſſelbe zeigte ſich auch bei ihm in der Politik und in ſeinen Anſichten über Kunſt. Seine lyriſchen Gedichte ſind oft wärmer gehalten, von reinerer Empfindung und überhaupt poetiſcher als die ſeines Bruders, aber ſie ſind zu myſtiſch, dunkel und nebelhaft und werden meiſtens zu Mönchsgeſängen, an denen die Poeſie keinen Theil mehr hat. Daher hat Friedrich Schlegel eher noch weniger Anſpruch auf Ruhm zu machen, als ſein Bruder, der weit mehr Kenntniſſe mitbrachte und mit größeren Erfolgen gewirkt hat. Doch verdienen Beide die oben erwähnte Anerkennung, daß ſie in ſchlimmer Zeit unſere Literatur vor Verſumpfung bewahrten.

August Wilhelm von Schlegel iſt am 8. September 1767 zu Hannover geboren, wo ſein Vater Conſiſtorialrath war, zeigte ſchon frühe Talent für Sprachen und Dichtung, ſtudirte in Göttingen ſeit 1786 Theologie und dann Philologie, wurde mit Bürger und Heyne bekannt, wovon ihn der Eine in die Dichtkunſt einführte, während er durch den Anderen eine tüchtige klaſſiſche Bildung bekam, und ging von Göttingen als Hofmeiſter nach Amſterdam in das Haus des Banquiers Muilmann, in welchem er drei Jahre blieb. Im Jahre 1796 ging er nach Jena, wo er an Schiller's Horen und der allgemeinen Literaturzeitung mitarbeitete, den Shakeſpeare überſetzte und als Rath und Profeſſor vielbeſuchte Vorträge hielt. Von 1798—1800 gab er die Zeitſchrift Athenäum heraus, dann ſeine Gedichte und verſchiedene Spottſchriften und war im Verkehr mit den größeren Geiſtern jener Gegend. Unangenehme häusliche Verhältniſſe, die Trennung von ſeiner Gemahlin, einer geborenen Michaelis, der Tod ſeiner Stieftochter Auguſte Böhmer und verſchiedene Anfeindungen bewogen ihn, im Jahre 1802 Jena zu verlaſſen und ſich nach Berlin überzuſiedeln, wo er Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters hielt, den Calderon überſetzte und mit der Frau v. Staël bekannt wurde. Mit dieſer machte er ſeit 1804 verſchiedene Reiſen und lebte bei ihr abwechſelnd auf ihrem Landgute Coppet am Genferſee, in Italien und Frankreich, wo ſeine franzöſiſch geſchriebene Vergleichung der Phaedra des Euripides mit der des Racine ungemeines Aufſehen erregte, und zu Wien, wo er ſeine dramatiſchen Vorleſungen zu Ende des Jahres 1808 hielt. Im Jahre 1812 kam er nach Schweden, wo er dem Kronprinzen bekannt wurde, und dieſer nahm ihn 1813 als politiſchen Schriftſteller in ſein Hauptquartier in Deutſchland mit, was ihm mehrere ſchwediſche Orden und den Adel eintrug. Hierauf lebte er wieder bei der Frau v. Staël bis zu ihrem Tode 1817 und wurde 1818 Profeſſor an der Univerſität Bonn, wo er ſich 1819 mit der Tochter des Profeſſors Paulus in Heidelberg vermählte, welche Ehe aber gleich wieder getrennt wurde. In der letzten Zeit gab er ſich mit orientaliſchen Sprachſtudien ab, ging 1823 deshalb nach England, hielt 1827 zu Berlin vor einem gemiſchten Publikum Vorleſungen über die ſchönen Künſte und ſtarb im Jahre 1845. Die Verdächtigung, daß er ein heimlicher Katholik geweſen, hat er ſelbſt widerlegt. Seine ſämmtlichen Werke wurden ſeit 1846 durch Eduard Böcking geſammelt herausgegeben, nachdem ſie früher ziemlich zerſtreut erſchienen waren. Von 1820—1830 gab er die indiſche Bibliothek heraus. Seine Lebensbeſchreibung iſt ebenfalls von Böcking verſprochen worden. — **Friedrich von Schlegel** iſt am 10. März 1772 zu Hannover geboren, ſollte in einem Handlungshauſe zu Leipzig die Kaufmannſchaft erlernen, fühlte ſich aber darüber ſo unglücklich, daß ihn der Vater wieder nach Hauſe nehmen mußte, und begann im 16. Jahre zu ſtudiren, wo er ſich der Philoſophie zu Göttingen und Leipzig widmete. Nachdem er durch einige Schriften über das Alterthum die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich gezogen hatte, gab er mit ſeinem Bruder das Athenäum heraus und trat auch als Dichter in der Lyrik und im Drama auf. Er neigte ſich immer mehr der Myſtik zu, machte verſchiedene

romantiſche Dichtungen des Mittelalters bekannt, trat mit ſeiner Frau, einer Tochter Mendelsſohn's, im Jahre 1803 zu Köln zur katholiſchen Religion über, ſtudirte in Paris orientaliſche Sprachen, ging 1808 nach Wien, wurde Hofſecretär bei der Staatskanzlei, ging 1809 in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann, für den er die Proclamationen ſchrieb, hielt 1812 Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuen Literatur in Wien, gab das deutſche Muſeum heraus, arbeitete für die Metternich'ſche Politik, wurde 1815 Legationsrath beim Bundestag, zog ſich aber 1819 von allen Geſchäften zurück und verlor ſich in den letzten Jahren ganz in ſeinen politiſch-religiöſen Träumereien, ſo daß ihn alle Vernünftigen für einen halb Wahnſinnigen anſahen und er ſich mit magnetiſchem Hellſehen und apokalyptiſchen Zahlendeutungen abgab. Er ſtarb am 11. Januar 1829 am Schlag, auf einer Reiſe zu Dresden. Seine ſämmtlichen Werke, jedoch unvollſtändig, erſchienen zu Wien 1822—25 in 10 Bänden.

263. Ziemlich geiſtesverwandt mit dem jüngeren Schlegel und in vielfach ähnlicher Thätigkeit wie derſelbe war Adam Müller aus Berlin, der ebenfalls Geiſt und Sinnlichkeit, Phantaſie und Verſtand mit einander verſchmolz und dadurch zu keinem rechten Halt im Leben wie in der Wiſſenſchaft gelangen konnte. Auch er wollte ein Philoſoph ſein, ohne dazu die Schärfe des Geiſtes zu beſitzen, ein Literarhiſtoriker und Kritiker, ohne die nöthigen hiſtoriſchen Kenntniſſe, und ein Politiker, ohne Lebenserfahrung, wie auch ein frommer Chriſt, ohne dazu den nöthigen Ernſt der Geſinnung und der Religion zu gewinnen. Alles wurde bei ihm mehr Phraſe und Schein und er glaubte die Mängel ſeines Geiſtes durch Witz und Vornehmthuerei verdecken zu können. Gerade dies thut ſeinen Schriften auch da, wo er wahr iſt, großen Eintrag und überhaupt wirft er Wahres und Falſches bunt durcheinander. In ſeinen Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Literatur ſuchte er die Verſöhnung des äußeren und inneren Lebens als das Problem der Zeit hinzuſtellen und die Poeſie zur Vermittlerin von Wiſſen und Kunſt und Allem, was die Welt bewegt, zu machen, beſonders aber auch darzulegen, wie das Antike und Moderne durch die höhere deutſche Kritik vermittelt werden müſſe. Darum zeigte er die größten Sympathieen für das Mittelalter und die Tradition und wandelte er vollſtändig auf dem Wege der romantiſchen Myſtik. Das Buch iſt jedoch keine eigentliche Literaturgeſchichte, ſondern mehr eine Sammlung von Betrachtungen, wobei ſein Standpunkt immer der des katholiſchen Chriſtenthums war, welchen Maaßſtab er auch ſelbſt bei Göthe anwandte. Müller wollte auch ſeine romantiſch-myſtiſchen Anſichten auf die Lehre vom Staate übertragen und meinte, der Staat ſolle zum Reiche der Wiſſenſchaft werden, wie er überhaupt die Staatswiſſenſchaft als die Hauptbeſchirmerin des menſchlichen Geſammtlebens anſah. Im Allgemeinen war er ein Anhänger des patriarchaliſchen Abſolutismus im Sinne Metternich's, ein Freund des Feudalitätsweſens aus der Zeit des dunkeln Mittelalters und der galanten Ritterzeit, weshalb er auch mit Burke ein entſchiedener Gegner der franzöſiſchen Revolution war und denſelben als einen der größten Geiſter verehrte, obſchon Burke von dem öſterreichiſchen Hofrath und Ritter in keiner Hinſicht etwas wiſſen wollte. Müller war auch darin ein Ge-

ſinnungsverwandter von Fr. Schlegel, weil er in der Ironie die Offenbarung der Freiheit des Künſtlers oder des Menſchen fand und ſo ziemlich die nämlichen Anſichten wie dieſer hegte, mit dem er überhaupt das Schwanken und die Unſicherheit theilte und noch viel weniger als dieſer Anſpruch auf literariſche Bedeutung hat, da nicht einmal das äußere Gewand ſeiner Schriften ſich mit den Schlegel'ſchen meſſen kann. — Wichtiger als Müller wurde der Berliner Profeſſor Solger, der eine Art Mittelweg einzuhalten ſuchte und den Idealismus mit der Naturphiloſophie vermitteln wollte, aber gerade durch dieſe Widerſprüche zu einer unſicheren Haltung und Unzufriedenheit mit dem Leben und der Wirklichkeit gedrängt ward, die ſich auch in ſeinen Betrachtungen über Poeſie und Kunſt überall zeigt. Die abſtrakt-dualiſtiſche Weltanſicht offenbart ſich zunächſt in ſeinen Lehren über die Tragödie und Komödie und beſonders im Erwin, einem Geſpräche über das Schöne und die Kunſt, das breit und ſchwerfällig geſchrieben iſt und gerade durch die Form am meiſten verhinderte, daß es mehr beachtet wurde. Er war zu ſehr mit dem Alterthume vertraut und philoſophiſch gebildet, um recht in die Grundſätze der Romantik einzugehen, was er doch wollte, und gerade dieſe Halbheit hat ihm am meiſten geſchadet. Auch er wollte die Religion durch eine populäre Philoſophie zum nationalen Bewußtſein bringen und die Ironie und den Humor in äſthetiſcher Hinſicht näher beſtimmen; aber Ironie beſtand bei ihm nicht in dem frivolen Sinne Schlegel's, ſondern ſie ſollte ihm das Höchſte und Heiligſte vermitteln und war ihm der wahre Mittelpunkt der dramatiſchen Poeſie. Doch wurde ihm die Sache ſelbſt nicht ganz klar und ſeine Anſicht enthielt daher viel Schiefes; der ächte Humor beruhte überhaupt auf ſeiner philoſophiſchen Grundanſchauung von der Nichtigkeit alles Endlichen vor Gott. Mit bedeutendem Erfolge hat übrigens Solger für die Kritik gewirkt, die er unter Anderen auch an des älteren Schlegel Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt übte. Am meiſten beruht jedoch ſein Ruhm auf ſeiner Ueberſetzung des Sophokles, wozu er beſonders eine vortreffliche Vorrede und Würdigung dieſes Tragikers lieferte, die ſelbſt jetzt noch ihre Anerkennung erlangt, wenn die Ueberſetzung auch durch neuere Arbeiten übertroffen wurde. Neben dieſen könnte man noch Wilhelm Neumann nennen, deſſen Thätigkeit mehr eine kritiſche war, wobei er zwar auf dem Grunde der Schlegel'ſchen Kritik arbeitete, aber mit mehr Feinheit und treffender Schärfe, ſowie mit größerer Rückſicht auf die Stellung der einzelnen Leiſtungen im Verhältniſſe zum ganzen literariſchen Bildungszuſtande. Daß er dabei nicht der Zeit hinlänglich folgte, ergibt ſich leicht aus ſeiner Grundrichtung und kann ſeine Verdienſte nicht beeinträchtigen. Auch ſchrieb er einen Roman, „Karl's Verſuche und Hinderniſſe," der wirklich einige gute humoriſtiſch-ſatiriſche Stellen beſitzt. Endlich gehört noch A. Fr. Bernhardi hierher, der nicht nur einige komiſche Erzählungen und dramatiſche Darſtellungen voll freien, leichten Witzes und Ironie ſchrieb und unter dem Namen

...ARY
OF THE
...VERSITY
OF
...IFORNIA

Bambocciaden herausgab, sondern auch im Gebiete der Kritik sich bewegte und dabei mit Schlegel und Tieck Hand in Hand ging. Er erwarb auch als Sprachforscher und Pädagog Verdienste, jedoch stellte er Hypothesen auf, die zu viele Willkürlichkeiten an sich tragen.

Adam Müller (von Nittendorf) ist im Jahre 1779 zu Berlin geboren, sollte Theologie studiren, widmete sich aber 1798 zu Göttingen der Jurisprudenz und dann zu Berlin den Naturwissenschaften, wurde Referendar, machte eine Reise nach Schweden und Dänemark, hielt sich zwei Jahre auf dem Lande in Polen auf, ging dann zu Gentz nach Wien, wurde hier am 30. April 1805 katholisch, ging hierauf nach Polen und von hier nach Dresden, hielt daselbst 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften, kam 1809 nach Berlin, wo ihn die preußischen Minister sehr mit Auszeichnung behandelten, und hielt Vorlesungen über Friedrich II., erlangte aber keine Anstellung. Er begab sich daher im Mai 1811 nach Wien und lebte ganz den Wissenschaften zwei Jahre lang im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este, hielt 1812 Vorlesungen über die Beredtsamkeit und war 1813 kaiserlicher Landes-Commissär und tyroler Schützenmajor, später daselbst Regierungsrath und Referent, bis er im April 1815 mit Kaiser Franz nach Paris ging. Von hier kam er als Generalconsul an die Höfe von Sachsen, Anhalt und Schwarzburg, wohnte zu Karlsbad und Wien den Ministerialconferenzen bei, lebte hierauf zu Leipzig, schrieb 1816—18 die Staatsanzeigen, kehrte 1827 nach Wien zurück und starb hier am 17. Januar 1829. — Karl Wilhelm Ferdinand Solger ist am 28. Novbr. 1780 zu Schwedt geboren und Sohn des dortigen Kammerdirektors, studirte seit 1799 zu Halle die Rechte und trieb dabei Sprachwissenschaft, wurde 1803 bei der Kriegs- und Domänenkammer angestellt, ging aber 1806 nach Schwedt, wo er die Uebersetzung des Sophokles vollendete (1808 erschienen), wurde 1809 Privatdocent und dann außerordentlicher Professor in Frankfurt a. d. O., dann zu Berlin und starb hier am 20. Oktober 1819. Sein Nachlaß und Briefwechsel ist 1826, Leipzig, 2 Bde., von Tieck und Fr. von Raumer herausgegeben worden. Seine Berliner Vorlesungen über Aesthetik gab 1829 K. K. W. Heyse heraus. — Wilhelm Neumann, 1781 geboren und 1835 gestorben, lebte in Berlin. — August Friedrich Bernhardi ist im Jahre 1768 zu Berlin geboren, studirte Philologie und Mathematik, wurde Lehramtscandidat am Werder'schen Gymnasium, kam mit Tieck in nahe Berührung, schrieb Theaterkritiken, 1797—1800 seine Bambocciaden, dann eine Sprachlehre, 1801 die Zeitschrift Kynosarges, die nicht fortgesetzt worden, seine größere Sprachlehre, dann pädagogische Programme, wurde Direktor des Gymnasiums und Consistorialrath und starb im Mai 1822.

264. Die beiden Schlegel, welche die romantische Schule eröffneten, haben in produktiver Hinsicht nur wenig für dieselbe gethan; aber es fanden sich rasch zahlreiche junge Talente, die in eitler Selbstüberhebung vermeinten, man brauche die Dichtung nicht mehr aus dem innersten Lebenselemente des Volks zu schöpfen und die Idee des Schönen mit der Wirklichkeit und Wahrheit zu verbinden, sondern die auf ihre eigene Inspiration vertrauten und sich ganz ihren träumerischen Phantasien und mystischen Ahnungen hingaben. Mancher tüchtige Geist war darunter, aber zu wahrhaft großartigen Leistungen und zu vollendeten Dichterwerken konnte Keiner gelangen, weil es ihnen an der nöthigen Selbstbeschränkung, an Ruhe und Klarheit fehlte. An die Spitze dieser jungen wirkenden Kräfte trat Ludwig Tieck, der, wie Göthe, alle Umwandlungen der Zeit

in seiner Poesie abspiegeln ließ und Anfang, Mittelpunkt und Ende der romantischen Schule bezeichnet und jedenfalls zu unseren besseren Dichtern gehört. Er war ganz für die romantische Dichtung geboren und auch seine Erziehung gestaltete sich in diesem Sinne. Voll beweglicher Phantasie und Empfindung, ohne Tiefe der Wissenschaftlichkeit und sich ganz in die Kunstanschauung und in das Leben des Mittelalters vertiefend, hatte er keine Liebe für Philosophie, sondern mehr eine Hinneigung zur Religiosität und Mystik und glaubte gerade in letzterer den Schlüssel zu den Geheimnissen und Wundern der Natur und des Christenthums zu finden. Es war jedoch diese Richtung auch nicht ganz tief in ihm begründet und wie er sie mit seinem leichten Dilettantismus ergriff, so gab er sich auch wieder dem griechischen Alterthum, dem Sophokles und Shakespeare hin und zuletzt fühlte er sich von den Mystikern übersättigt, wie er überhaupt an nichts festhalten, keine Ruhe bewahren und sich in nichts länger vertiefen konnte. Es mangelte ihm vorzüglich der feste persönliche Mittelpunkt, von dem aus er mit Ruhe und Klarheit alle Erscheinungen betrachten und würdigen konnte, und darum liegen bei ihm Phantasie und Verstand, Wärme und Kälte bunt neben einander und sind alle Tonarten angeschlagen. Tieck ist der Hauptvertreter der Ironie und sie ist ihm oft sehr gelungen; aber nur zu oft erscheint sie auch zu absichtlich und zudringlich, als daß sie das ästhetische Gefühl befriedigen könnte; auch wird der Humor bei ihm oft zu anmaßlich und sinkt zur Plattheit herunter. Meistens besteht er in einem leeren Selbstspiegel und es ist nicht zu verkennen, daß Phantasie und die Gewalt des Ausdrucks, sowie der Reichthum an sprühendem Witze Tieck besonders eigenthümlich war; nur ist dabei immer wieder zu bedauern, daß ihm der Ernst der Idee und die Tiefe der Ueberzeugung meistens fehlt. Bei aller Bewunderung, die man ihm gezollt hat, kann doch nicht geläugnet werden, daß er keine ächte Produktionskraft besitzt, überall der Dilettantismus vorwaltet, er sich dem Stoff der Abenteuerlichkeit und den Eindrücken des Augenblicks zu sehr hingibt, auf der Oberfläche haften bleibt, Begeisterung und Originalität künstlich zu erzwingen sucht und das Vermengen der Gegensätze den Genuß seiner Produkte stört. Je mehr Tieck mit dem Theater vertraut ward und je stärker er darauf drang, daß der Geschmack geläutert und die Bühne gehoben werde, um so undramatischer sind seine Theaterstücke und um so mehr hätte er der Dramatik geschadet, wenn seine Stücke Anklang gefunden hätten, denn er vermeinte, Shakespeare zu erreichen, wenn er seine Witze und willkürlichen Aeußerlichkeiten von ihm borgte, ohne die geniale Kraft und Innerlichkeit dieses Meisters zu besitzen. Die romantische Schule achtete aber diese Grundmängel nicht, sondern um sich selbst zu erheben, wagte sie es sogar, Tieck nicht nur neben, sondern sogar über Göthe zu setzen und schadete dadurch nur ihm selbst. Tieck hat jedoch für unsere Literatur eine nicht geringe Bedeutung; er erweiterte den Geist unseres literarischen Kosmopolitismus und suchte ihn zu nationalisiren, bereicherte die Sprache, gab

ihr eine frischere Färbung, Belebung und Klarheit und bewegte sich in allen Gebieten der Poesie, im Drama wie in der Lyrik und der Novelle.

Seine Schriften bezeichnen die verschiedenen Stadien, die er in seiner Bildung selbst durchgemacht hat, und zwar begann er mit dem philosophischen Skepticismus, verfiel dann in das Gebiet der Religion und Mystik, schlug darauf den Ton der Ironie und des Humors an, wandte sich dem Mittelalter und Shakespeare zu und bewegte sich zuletzt ganz in der modernen Richtung der Novelle, welche Zeittendenzen zu ihrem Gegenstande wählte. Sein Abdallah (1795) ist ein finsteres orientalisches Schauerbild, worin er im Sinne Klinger's trostlose Blicke auf die Menschheit wirft, und das hervorgegangen ist aus der in Berlin herrschenden geistestödtenden Richtung, die ihn dem Skepticismus zuführte. Sein zweites Werk, das jedoch schon früher begonnen wurde, ist William Lovell, in Briefform geschrieben und eine bunte Vermischung halb vernünftiger Gedanken und unreifer Betrachtungen über Menschen, Welt und Anderes enthaltend, voll unverstandener Philosophie und Rousseau'scher Freiheitslehre, worin der Held von Verderben zu Verderben eilt, Leib und Seele vergeudet, um dem Außerordentlichen nachzustreben, Menschenverachtung und Egoismus als Grundsätze des Lebens aufgestellt werden und ein blinder Fatalismus allein Trost gewähren soll. Die Elemente des Werther und Faust herrschen hier noch vor und dazu treten lyrische Subjektivität und schrankenlose Spekulation, so daß der Roman etwas Chaotisches hat und die tiefe Nacht eines dunkeln menschlichen Innern voll Melancholie und Hypochondrie dargestellt wird. Hier schon dringt die ironisirende Satire durch und es kann den Roman nicht genießbarer machen, wenn der Verfasser sagt, er habe darin die Verwirrung und den Seelenübermuth seiner Zeit schildern wollen. Ganz anders erscheint sein Peter Lebrecht (1795), welchen Roman er zu einem häuslichen Gemälde machte voll gewöhnlicher Ironie und im Dienste der Nikolai'schen Aufklärung geschrieben, deren Gegner er später wurde. Mit dem Jahre 1797 begann Tieck sich der Romantik zuzuneigen, wenn auch Anfangs nur schwankend und unsicher, wie dies Peter Lebrecht's Volksmährchen beweisen, welche der Mährchenwelt herrliche Gestaltungen abzugewinnen wissen, obschon auch hier noch zu viel Modernes mit eingeflossen und überhaupt die Darstellung zu redselig und breit ist. Tieck polemisirte hier bereits gegen Spieß und Cramer, welche die Ritterwelt mißhandelten, hielt sich aber doch mehr an Musäus und Aeltere, als daß er sich den Romantikern näher hingegeben hätte. Die beiden dramatischen Mährchen, welche darin enthalten sind, nämlich: der Blaubart und der gestiefelte Kater, bilden die Lichtpunkte des Buchs; während jedoch der Blaubart trotz aller trefflichen Einzelnheiten organische Einheit vermissen läßt und zu viel ironische Selbstobjektivirung enthält, tritt im gestiefelten Kater Laune und dramatische Wirkung besser hervor und erscheinen hier viele Züge ächt humoristischer Satire, wobei es nur zu bedauern ist, daß dieselbe gegen so

kleinliche Gegenstände aufgewendet ist. Diese Stücke haben übrigens das Verdienst, daß sie zum Besten der deutschen Komik gehören, wenn sie auch nicht aufführbar sind, weil sie das Bühnenwesen nicht berücksichtigen und ein zu feines ästhetisches Verständniß verlangen; übrigens darf nicht übergangen werden, wie z. B. im gestiefelten Kater Iffland, im Prinzen Zerbino die pedantische Nützlichkeitstheorie der damaligen Weltverbesserung ꝛc. dargestellt ist und sie überhaupt gegen das Philisterthum gerichtet sind. Schlegel, der damals den Verfasser noch nicht kannte, witterte aus dem Buche sogleich die Geistesverwandtschaft heraus und bald darauf erschien Tieck mit seinem Romane Franz Sternbald's Wanderungen (1798), woran sein Freund Wackenroder mitarbeitete, ganz als ein Jünger der Romantiker. Das Buch ahmt Göthe's Wilhelm Meister nach und soll ein Künstlerroman sein, der die Vergöttlichung des Menschen in der Herzens- und Geistesverdichtung darstellen will, aber voll phantastischer Ueberschwänglichkeit ist und die Afterandacht des Verstandes zum Prinzip der Kunst machen will, wobei noch der Held eine Caricatur ist und zwar in der sentimentalen Manier Yorick's, der über seiner Kunstsehnsucht sich und die Welt aus dem Auge verliert. Hier wird die ganze Richtung der Romantiker verfochten und man kann es nicht stärker thun, als Tieck mit seiner Ansicht, daß in Allem, was der Künstler macht, nichts Unnatürliches sein könne, denn wenn er als Mensch den tollsten Gedanken habe, so sei er eben doch natürlich. Das Buch ist meistens schön geschrieben und enthält anziehende Schilderungen, aber als Kunstwerk ist es so gut wie seine übrigen Stücke verfehlt. Nach diesem Romane wurde Tieck mit Schlegel selbst bekannt und in Jena sagte er vollständig seinen antiken Sympathien Lebewohl und schloß sich entschieden der neuen Richtung an. Hier bearbeitete er den Don Quixote deutsch, übersetzte die Minnelieder und zum Theil den Shakespeare und versuchte sich sodann an umfassenderen Schöpfungen, wozu seine Genovefa und Kaiser Octavian vorzüglich zu rechnen sind. Nicht leicht haben Dichtungen der neueren Zeit so reiche Anerkennung erlangt, wie diese, und man kann sagen, daß darin wirklich die feinste und duftigste Blüthe der Romantik erschlossen ist und eine wahrhaft poetische Behandlung, zahlreiche lyrische und malerische Stellen und eine reiche Kunst der Darstellung sich zeigen; aber von wahrer tragisch-dramatischer Durchführung ist hier keine Rede. In der Genovefa ist mehr das Aeußerliche von Shakespeare nachgeahmt, die Sage ist nicht nach dem Geiste des Jahrhunderts behandelt und es fehlt das genial-geistige Band, welches die verschiedenen Elemente zu einem Ganzen zu vereinigen weiß; es werden alle romantischen Motive versucht, italienische und spanische Formen mit den Tönen des Minnelieds vermischt und im Gedränge der Empfindungen, Betrachtungen, Bilder und Melodien und in der nebelhaften Glorificirung der Mystik und irdischen Sinnlichkeit kann das ästhetische Gefühl nirgends Befriedigung erlangen. Die Sage von der Genovefa bildet nur den äußeren Rahmen, um neben der frommen Tugend

der Dulderin das gesammte mittelalterliche Leben zu schildern und den Heldensinn des Kriegs und die Gegensätze des Morgen- und Abendlands, sowie die Weihe der Wunder und des Märtyrerthums in epischer Breite vorzuführen. Genovefa weist uns auf die Macht des göttlichen Beistands und der Gnade hin, während Golo's Geschichte den blindesten Naturfatalismus ausspricht, wie sich dies besonders in dem dämonischen Liede: „Dicht von Felsen eingeschlossen" zeigt. Großartiger, klarer und abgeschlossener ist der Octavian (1804), welches wohl die vollendetste Dichtung dieser Schule sein mag. Hier ist die Romantik weniger gemacht und konsequenter in ihrem wahren Tone gehalten, die Phantasie zeigt sich frisch und lebendig und auch die Zeit der Sage ist getreuer wiedergegeben; aber es herrscht auch hier mehr Willkür und Breite, als eine wahrhaft geniale Dichtung es erlauben kann, und man muß gar viele Nichtigkeiten übersehen und auch durch den bunten Wechsel der rhythmischen Formen sich nicht stören lassen, um die schönen lyrischen, humoristischen und malerischen Einzelnheiten mit Freude genießen zu können. Sein Phantasus (1812) enthält die früheren und neueren Mährchendichtungen mit einem dazwischen durchlaufenden Kunstroman, worin die Aesthetik der romantischen Schule dargelegt wird, und wurde auf lange Zeit ein Lieblingsbuch des Publikums, weil die Volkssagen und Mährchen auf frische und lebendige Weise wiedergegeben sind und sich in einigen derselben kindliche Naturpoesie zeigt, während auch die Darstellung gewandt und der Stil ungemein klar und durchsichtig ist; doch konnte sich Tieck auch hier von dem Modernisiren der alten Stoffe nicht ganz frei halten, wodurch die mittelalterliche Unbefangenheit vielfach verwischt wurde. Die romantischen Produktionen Tieck's wurden 1819 mit dem Fortunat beschlossen, der durch Stoff und Behandlung dem Octavian ähnlich ist und worin der Humor keck und ergötzlich auftritt und auch die Sprache zahlreiche Schönheiten bietet. Bald darauf veröffentlichte Tieck seine Gedichte (1821), denen man es ansieht, daß er Göthe nachahmen wollte und die neben gemachten Empfindungen auch viele lyrische Anklänge enthalten. Es fehlt ihnen aber Tiefe, Klarheit und Reinheit, es ist mehr ein Spielen mit Farben, Tönen und metrischen Formen und ein Versenken in nebelhafte Gefühle und so viele schöne vereinzelte Bilder darin erscheinen, so wenig sind sie zu einem bestimmten Gesammtbilde harmonisch verschmolzen. Es liegt überhaupt darin zu viel Kindisches und Gemachtes und es ist kaum möglich, eine Anzahl seiner lyrischen Gedichte nach einander zu lesen, ohne sich darüber zu langweilen. Doch finden sich auch einige der schönsten Perlen darunter, wie die Lieder: Im Windsgeräusch, In stiller Nacht, Heimliche Liebe, Liebesgegenwart, Die Zuversicht, Die Blumen ꝛc.

Mit seiner Uebersiedelung nach Dresden, wo bei Tieck eine größere innere Ruhe einzutreten begann, verließ er die eigentliche Poesie und wandte er sich der Novelle zu, wie auch im Mittelalter derartige Novellen gedichtet wurden, welche damals äußerlich Wunderbares erzählten, während sich Tieck mehr der

modernen Menschheit zuwandte und die socialen Fragen der Gegenwart in den Kreis seines Schaffens zog. Hier war ihm vorzüglich Cervantes und auch Göthe Muster, aber er unterschied sich doch auch wieder von diesen und wollte Alles in seinen Novellen wiedergeben, was Bildung, Kunst, Literatur und Unterhaltung und Lebenserfahrung darboten, und bildete damit gleichsam eine Art Gegensatz zu seiner früheren Romantik. Uebrigens lag der Uebergang zu dieser Richtung bei ihm schon früher angebahnt, indem er schon im Beginne seines Auftretens den Pragmatismus des bürgerlichen Lebens und der Gesellschaft festhielt und selbst in seinen Mährchen die verständige Nutzanwendung hervorschaut. In der Novelle offenbarte jedoch Tieck eine solche Meisterschaft, so weit sie ihm nämlich möglich war, daß seine Anhänger wohl mehr als einen Schein des Rechts für sich hatten, ihn neben Göthe zu stellen, denn außer einer ausgezeichneten Darstellung entfaltete er hier einen großen Reichthum von Gedanken, er brachte Alles darin zur Sprache, was die Zeit bewegte, erweiterte die Novelle zu größerem Umfange und geistigerem Inhalte, und einige davon können wohl auf Meisterschaft Anspruch machen. Doch liegt daneben auch manches Unerquickliche, es ist darin zu viel Gesuchtes und Erstrebtes, er erfaßt die Zeitfragen nicht tief genug, verweilt dabei oft zu oberflächlich und geräth häufig in Redseligkeit und Geschwätzigkeit, so daß die Handlung und innere Belebung vor dem Raisonnement allzu sehr zurücktritt; auch drängt sich hier das den Romantikern so eigene laxe Verhältniß zum Sinnengenuß ein und es fehlt der geistige Mittelpunkt, der den Widerstreit im Denken und Sittlichen zu überwinden vermag. Im Gebiet der Novelle hat Tieck sehr Vieles geschaffen, wovon wir nur Einiges hervorheben können. Der junge Tischlermeister (1835), wozu er die Idee schon mehr als zwanzig Jahre früher gefaßt hatte, enthält eine frische Darstellung und knüpft die Interessen höherer Bildung an das Gewerbe des bürgerlichen Lebens, enthält jedoch weniger Handlung als Rede. In der Novelle: Die Gesellschaft auf dem Lande, ist die Entwicklung der Zustände während des vorigen Jahrhunderts im preußischen Staate sehr anschaulich dargelegt und besonders das Verhältniß Friedrich's II. zu seiner Zeit ungemein wahr und frei geschildert. Der Aufruhr in den Cevennen ist unvollendet geblieben, weil sich Tieck zu sehr in den Gegenstand vertieft hatte und er nicht die nöthige Kraft in sich fühlte, größere Probleme, wie hier die Darstellung verschiedener Gestalten religiöser Schwärmerei, gründlich durchzuführen. Seine Vogelscheuche ist voll Geist und Humor, der nur hier und da zu absichtlich erscheint, und das Dichterleben gehört zu seinen besten Leistungen, da er die Idee vollständig durchgeführt und sie in ein richtiges Verhältniß zu den Lokal- und Zeitbeziehungen gestellt hat. Die Hauptvertreter der englischen Poesie, Shakespeare, Marlow und Green mit ihren Contrasten und gegenseitigen Beziehungen sind mit vieler Wahrheit gezeichnet, die Dichtung in ihren beseligenden und zerstörenden Wirkungen an denselben veranschaulicht und Alles dies so

ruhig, plaſtiſch und lichtvoll gegeben, wie es ſelten wiederkehren wird, obſchon auch hier ein ſtärkeres Hervortreten der Handlung und eine kräftigere Zeichnung der Zeit gewünſcht werden könnte. Neben dieſe Novelle tritt als Gegenſtück des Dichters Tod, worin die unglückliche Liebe des portugieſiſchen Dichters Camoëns zu Katharina v. Attayde und ſein tragiſcher Tod geſchildert wird und dieſelben glänzenden Eigenſchaften der Darſtellung hervortreten, nur daß gegenüber der glänzenden Seite in der vorigen Novelle hier das tragiſche Moment erſcheint und die Dichtung ein ſtilles Feſt der heimathloſen Sehnſucht feiert, die von der Erde den Blick zum Jenſeits emporhebt. Auch der blonde Eckbert und der Runenberg zeichnen ſich durch geheimnißvolle Innigkeit und eigenthümlichen Zuſammenhang mit dem Pflanzen- und Steinreiche aus, während der Liebeszauber die Empfindung bis zum Entſetzen verzerrt. Sein wichtigſtes und neueres Werk: Vittoria Accorombona (1839) bildet ein Gegenſtück zu Göthe's Wahlverwandtſchaften und führt uns in die italieniſche Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Vittoria iſt eine ſchöne, aber herriſche römiſche Jungfrau, die keinen Gatten finden kann, weil keiner ihr hohes geiſtiges Weſen zu begreifen vermag; ſie will darum dem Gemeinen verachtungsvoll entgehen, da dies aber überall an ſie herantritt, ſo ſieht ſie das Leben ſelbſt als ein Spiel geſetzloſer Erſcheinungen an und geräth bis zur gänzlichen Verkennung der Ehe; ſo fällt ſie in die Hände Peretti's, eines feigen, weibiſchen und räuberiſchen Gatten, den ſie bald verachtet, als ſie den liebenswürdigen und männlichen Bracciano kennen lernt und liebt. Darüber verliert ſie den ſittlichen Halt, bereitet ſich ſelbſt die Kataſtrophe und wird nach dem Tode ihres ſchwachen, aber ſittlichen Gemahls heimlich ermordet. Indem Tieck die Zeit dieſer demoraliſirten Menſchen und Verhältniſſe keck zu ſchildern unternahm, um damit der neueren Zeit einen Spiegel zu geben, konnte er nicht tief genug in dieſe Verhältniſſe eingehen, trug er zu abſichtlich unſere Zeitfragen in das 16. Jahrhundert und mißlang ihm beſonders die Charakteriſtik der Perſonen. Wie Tieck überhaupt keine ächten Frauencharaktere zu zeichnen verſteht, ſo iſt auch Vittoria hier zu hart und derb und es iſt durchaus nicht motivirt, wie ein Weib von ſo hochſinnigen Ideen ſo raſch in ſo gemeine Verhältniſſe ſich einlaſſen mag. Auch Peretti und Bracciano ſind durchaus nicht gut charakteriſirt und die ganze Handlung nicht in gehörigen organiſchen Zuſammenhang gebracht, wie überhaupt das ganze Werk hinter ähnlichen Leiſtungen zurückbleibt und namentlich in ſittlicher Hinſicht ſtrengen Tadel verdient. Dies Urtheil können einzelne gelungene Schilderungen und Situationen nicht aufheben, ſelbſt nicht einmal die Sprache, welche hier nicht mehr ſo friſch iſt, als in ſeinen früheren Produkten. Uebrigens hat ſich Tieck auch durch ſeine literarhiſtoriſchen und kritiſchen Arbeiten bleibende Verdienſte erworben und zwar nicht nur durch ſeine Ausgaben fremder Werke und ſeine dramaturgiſchen Blätter (1826), ſondern auch durch ſein alt-engliſches Theater (1811), deutſches

Theater, Shakeſpeare's Vorſchule (1823), die Minnelieder und die Bearbeitung von Ulrich v. Liechtenſtein's Frauendienſt (1812) und der Inſel Felſenburg. Ueberhaupt ſteht ſein Namen und Ruhm in der deutſchen Literatur feſt und geſichert, wenn auch nicht in dem Maaße, wie es ihm Enthuſiaſten zutheilen möchten.

Ludwig Tieck iſt am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, zeigte ſchon auf der Schule poetiſches Talent, fing hier ſchon ſeinen Abdallah an, bezog im 19ten Lebensjahre die Univerſität Halle, dann Göttingen und Erlangen, ſtudirte Geſchichte und Sprachen und wandte ſich früh der chriſtlich-romantiſchen Kunſt zu. Er hielt ſich in Berlin auf, reiste nach Jena und Weimar, um mit Schlegel und Novalis bekannt zu werden, und nach Hamburg, wo er ſich mit der Tochter des Paſtors Alberti verband. Hierauf ging er nach Jena, wo er mehrere Jahre lebte, dann 1801—1802 nach Dresden zu Fr. Schlegel, gab auf 1802 mit A. W. Schlegel einen Muſenalmanach heraus, lebte dann zu Berlin und Ziebingen in der Nähe der Oder, ging nach Italien, von wo er 1806 zurückkehrte und zwar mit geſchwächter Geſundheit, begab ſich hierauf nach München, wo er Gichtanfälle bekam, lebte dann wieder in Ziebingen, befreundete ſich mit Solger, durch den ſeine äſthetiſche Bildung ſehr gewann, und hielt ſich ſeit 1819, nachdem er im Jahre zuvor nach England gereist war, zu Dresden auf, wo er bei der Theaterintendanz betheiligt war, bis er 1843 einem ehrenvollen Rufe des Königs von Preußen nach Berlin folgte. So große Lobredner Tieck auf der einen Seite fand, ſo große Tadler hat er wieder auf der andern; er ſoll übrigens katholiſch geworden ſein. Seine koloſſale Marmorbüſte verfertigte der franzöſiſche Künſtler David 1834. Die meiſten ſeiner Werke ſind in fremde Sprachen überſetzt worden. Seine wichtigſten Schriften ſind: Abdallah, Berlin 1795; William Lowell, 1796; Peter Leberecht, eine Geſchichte ohne Abenteuerlichkeit, 1796; Peter Leberecht's Volksmährchen, 1797, 3 Bde.; Phantaſien über die Kunſt, Hamburg 1799; Franz Sternbald's Wanderungen, Berlin 1798; Ueberſetzung des Don Quixote von Cervantes, 1799 — 1801, 4 Bde.; Romantiſche Dichtungen, Jena 1799—1800, 2 Bde.; Ueber Shakeſpeare's Behandlung des Wunderbaren, 1796; das Ungeheuer der verzauberten Welt, Bremen 1800; Muſenalmanach auf das Jahr 1802; Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, 1803; Kaiſer Octavianus, 1804; Altengliſches Theater, 2 Bde., 1814—1816; Phantaſus, 1814; Ulrich von Liechtenſtein's Frauendienſt, Tübingen 1815; Altdeutſches Theater, 2 Bde.; Shakeſpeare's Vorſchule, Leipzig 1823—29, 2 Bde.; Gedichte, 3 Bde., Dresden 1821. Novellen ſeit 1819, nämlich: Die Gemälde 1822; die Reiſenden 1823; der Geheimnißvolle; die Verlobung, 1823; Muſikaliſche Leiden und Freuden, 1824; die Geſellſchaft auf dem Lande, 1823; Dichterleben, 1826; Märchen und Zaubergeſchichten, Breslau 1824; der Aufruhr in den Cevennen, Berlin 1826; des Dichters Tod; der Hexenſabbath; Novellenkranz, 1831; geſammelte Novellen, Breslau 1835 u. ff.; der junge Tiſchlermeiſter, 1836, 2 Bde.; dramaturgiſche Blätter, Breslau 1826, 2 Bde.; ſämmtliche Werke, Wien 1817 u. ff., 22 Bde.; Schriften, Berlin 1827 u. ff. 15 Bde. — Eine vollſtändige Ausgabe und Lebensgeſchichte werden noch vermißt. Tieck gab auch die Werke ſeiner Freunde Novalis, Solger und Heinrich v. Kleiſt heraus.

265. Neben Tieck haben ſich auf demſelben Gebiete und in denſelben Elementen noch Wackenroder und Novalis bewegt, denen er auch im Leben nahe ſtand, wie er ja des Letzteren Schriften herausgab und mit dem Erſteren zuſammen arbeitete. Wackenroder bahnte mit ſeinen Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders (1797) die Kunſtmyſtik an und mit der unendlichen Kunſtſehnſucht verbindet ſich hier die unendliche Naturſchwelgerei, die im Katholicismus ihre höhere Weihe zu empfangen vermeinte. Ihm und ſeinen

Geiſtesverwandten iſt der Dom der Peterskirche das Symbol der religiöſen Kunſtbegeiſterung und von Wackenroder aus ging nachher die neudeutſche pietiſtiſche Malerſchule, die an derſelben Krankheit leidet, wie er. Uebrigens ward ſein Werk beſonders zu Rom mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen und ermunterte die Künſtler, ſich mehr den älteren Meiſtern und der Kunſtgeſchichte zuzuwenden. Sonſt ſchrieb er noch eine Schilderung, wie die alten deutſchen Künſtler gelebt haben, und über die Peterskirche zu Rom.

Während Wackenroder die Kunſt zum Mittelpunkte aller menſchlichen Weltanſchauung machte, ſetzte Novalis (eigentlich Friedrich v. Hardenberg) die Poeſie an deren Stelle und glaubte, daß alle Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt im Brennpunkte der Dichtung zuſammenfallen und der ächte Dichter eine wirkliche Welt im Kleinen ſei. Er wollte, daß man den Dichter und Philoſophen nicht trenne, denn die Philoſophie ſei nur die Theorie der Poeſie, und glaubte nur vom Katholicismus das Heil der Zukunft erwarten zu dürfen. Zu dieſer Stimmung und Anſchauung führte ihn ſeine Kränklichkeit, das Unglück, eine geliebte Braut durch den Tod zu verlieren, die er freilich alsbald wieder mit einer anderen vertauſchte, und ſeine naturfreundlichen Sympathien, die durch das Studium des Bergbaues noch mehr genährt wurden. Zu umfaſſenden Schöpfungen gelangte Novalis nicht, da er ſchon im 29. Jahre ſtarb, aber auch die kleineren Arbeiten und Fragmente bezeichnen hinreichend ſeine Richtung. Seine Hymnen an die Nacht ſind voll von Myſtik und einer ſinnlich-naturaliſtiſchen Religionsanſicht, und auch ſeine dreizehn geiſtlichen Lieder leiden unter der Ueberſchwänglichkeit myſtiſcher Anſchauung, obſchon einige darunter ein tiefes religiöſes Gefühl beurkunden, wie: Wenn Alle untreu werden, Was wär' ich ohne dich geweſen, Wenn ich ihn nur habe, Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer, und die chriſtliche Poeſie in neuerer Zeit ſelten ſo geiſtig Zartes und Inniges geliefert hat, wobei freilich auch hier der Fehler vorwaltet, daß dieſe Lieder zu ſubjectiv gehalten ſind. Sogar einige vortreffliche weltliche Lieder hat er gedichtet, wie das Weinlied: Auf grünen Bergen ward geboren, und das Bergmannslied: Der iſt der Herr der Erden, das Mädchenlied: Sind wir nicht geplagte Weſen, das etwas Schalkhaftes hat, und das Lied über einem Kirchhofe, wo die Schilderungen etwas Verklärtes haben, wie das Durchblicken des Geiſterlebens. Seine Fragmente ſind nur rhapſodiſche Sammlungen allerlei wahrer und falſcher Geſchichten, von Erfahrungen, Philoſophie, Naturkunde, Mathematik, Kunſt und Poeſie, die alle in der Poeſie und Religion ihre Einheit finden ſollten. Seine Lehrlinge zu Sais ſind ebenfalls voll naturpantheiſtiſcher Myſtik und phantaſtiſcher Streiflichter, aber es ſind dies Alles nur Anfänge eines dichteriſchen Geiſtes, der nicht zur Reife kommen konnte und vom zarten Dufte des Geheimnißvollen umflort war, den er vielleicht ſpäter durchbrochen hätte, um klar und rein die Sonne der Wahrheit zu erſchauen. Sein berühmteſtes, aber nicht vollendetes Werk iſt der No-

man Heinrich von Ofterdingen, worin er den unendlichen Ideal-Realismus darstellen und die ganze Welt mit der Poesie verklären wollte. Es ist eine Nachahmung von Göthe's Wilhelm Meister, und Novalis wollte dadurch ein Seitenstück hinstellen, das alle Beziehungen des Lebens sammelt, um in der Tiefe und mit der unendlichen Innerlichkeit dasjenige darzustellen, was Göthe nach der Weltseite hin gezeigt hat. Poesie und Leben sollte als Eins erscheinen, Natur und Leben durch die Poesie verklärt werden und es geht durch den Roman die Grundansicht, daß Alles im alltäglichen Leben ein Wunder sei. Zu dieser Darstellung erschien ihm am passendsten die Gestalt des Heinrich von Ofterdingen, jenes berühmten Sängers, wie sie aus den dunkeln Ueberlieferungen des Mittelalters hervorblickt. Novalis fühlte wohl selbst, daß er der vollständigen Durchführung seines Unternehmens nicht gewachsen sei und er hätte es auch bei längerem Leben schwerlich zu Ende gebracht, obschon uns Tieck erzählt, daß Novalis die Absicht gehabt habe, noch sechs solcher Romane zu schreiben, worin er vom poetisch-christlichen Standpunkte aus seine Ansichten über alle Lebensverhältnisse entwickeln wollte. Wie das Werk jetzt vorliegt, enthält es eine wunderliche Vermengung von gewöhnlicher Wirklichkeit und ätherischer Träumerei, und von Gemüthsbegeisterung und nüchternem Verstand. Es mangelt dem Romane zu sehr am Thatsächlichen, an Handlung und Charakterzeichnung, und das Raisonnement zerstört nur zu oft die schönen Bildungen der Phantasie, so daß das Werk als Ganzes nicht zu genießen ist. Doch enthält es einzelne höchst gelungene Parthien, wie die Zwiegespräche Heinrich's mit Mathilde, der Tochter des Klingsor, über welche der volle Zauber reiner jugendlicher Liebe ausgegossen ist, und auch die Sprache erreicht oft eine seltene Klarheit. Novalis hatte ein so reiches Gemüth und so viele poetische Begabung, daß von ihm wohl noch Bedeutendes zu erwarten gewesen wäre, denn selbst mit diesen wenigen Leistungen wurde er ein Hauptführer der romantischen Schule, von dem Schleiermacher sagte, daß er zu den ebenso tiefsinnigen, als klaren und lebendigen Dichtern gehöre und man an ihm die Kraft der Begeisterung und die Besonnenheit eines frommen Gemüthes finde, wie nur bei wenigen Dichtern der Neuzeit, so daß er jedenfalls auf eine bedeutende Stelle in der Literaturgeschichte Anspruch hat.

Wilhelm Heinrich Wackenroder ist im Jahre 1772 zu Berlin geboren und der Sohn des dortigen Bürgermeisters und Geheimeraths, befreundete sich sehr frühe mit Tieck, besuchte mit demselben die Universität Halle und wurde dann Referendar beim Kammergerichte in Berlin, wo er 1797 die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders herausgab, aber schon am 13. Februar 1798 starb. Seinen Nachlaß gab Tieck 1799 in den Phantasien über die Kunst heraus. — Novalis ist der von einem Familiengute angenommene schriftstellerische Namen des Freiherrn Friedrich von Hardenberg, der am 2. Mai 1772 zu Wiederstedt, als der Sohn des Direktors der sächsischen Salinen, geboren wurde. Er erhielt eine sorgfältige und religiöse Erziehung und mystische Richtung schon im elterlichen Hause, wurde von Hofmeistern unterrichtet und besuchte dann noch ein Jahr lang das Gymnasium zu Eisleben, worauf er 1790 auf die Universität Jena ging,

um ſich bis 1792 der Philoſophie zu widmen. Dann ſtudirte er noch zwei Jahre lang zu Wittenberg die Rechtswiſſenſchaft und ſuchte ſich 1794 zu Arnſtadt in der praktiſchen Jurisprudenz zu üben. Hier lernte er in der Nähe Sophie von Kuhn kennen, mit der er ſich verlobte, kam 1795 als Auditor bei den Salinen nach Weißenfels, hatte aber das Unglück, zwei Jahre ſpäter ſeine Braut durch den Tod zu verlieren, was ſein Gemüth ſehr angriff. Er ging nun an die Bergakademie zu Freiberg, wo ſeine Gemüthsruhe wiederkehrte, verlobte ſich mit der Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier und kam 1799 als Salinenaſſeſſor nach Weißenfels. In dieſer Zeit lernte er die Brüder Schlegel und Tieck kennen und begann ſeinen Roman; auch erhielt er die Zuſicherung der Anſtellung als Amtshauptmann für Thüringen, aber plötzlich erkrankte er immer heftiger und ſtarb am 25. März 1801 zu Weißenfels in Folge eines Blutſturzes. Seine Schriften ſind von Tieck und Fr. Schlegel mit einer Biographie von Erſterem zu Berlin 1802 in 2 Bd. herausgegeben worden und erlebten 1838 die 5te Auflage.

266. Denſelben Elementen begegnen wir wieder bei Zacharias Werner, aber nur auf anderem Gebiete und in unreinerer, wilder und zerriſſener Weiſe, wie es von einem Manne nicht anders zu erwarten war, der ſich ſo geſinnungslos und ohne allen inneren Halt und Boden zeigte. Sein Leben, wie ſeine Schriften gewähren ein gleich unerquickliches Bild und leider hat er auch auf eine ganze Reihe von Talenten einen ebenſo verderblichen Einfluß ausgeübt. Neben nicht unbedeutenden geiſtigen Gaben ließ er ſich fortreißen von maßloſem Willen und geſinnungsloſer Religionsſinnlichkeit und zeigte auf das Erſchütterndſte, wie ſogar religiöſe Anlagen zu Grund richten können, wenn ſie ohne ſittliche Weihe blos vom Gefühl und der Phantaſie getragen werden. Er war in ſeinem ganzen Leben ein innerlich zerriſſener und von Leidenſchaften durchwühlter Sclave ſeiner Sinnlichkeit, in deſſen Herz ſich die niedrigſten Regungen mit den tieferen Bedürfniſſen einer edleren Natur zu einem abſchreckenden Gemiſche verbanden, der ſich im Schmutze des Lebens wälzte, es in allen Arten des Leidens und der Freude vergeudete, ſich dreimal verheirathete, um ſich dreimal ſcheiden zu laſſen, weder Familie noch Vaterland und Beruf liebte, von unruhiger Reiſeluſt überall hin geführt wurde, ſich ganz ſeiner ſubjektiven Willkür hingab, dann ſich der Myſtik und aſcetiſchen Gemüthsſchwelgerei zuwandte, auf ſeinen Irrfahrten 1810 zu Rom katholiſch wurde, bei ſeiner zerriſſenen und ſittlich entnervten Natur auch hier keine Befriedigung fand und zuletzt dem gläubigen Volke ſeine phantaſtiſchen transſcendentalen Wunderlichkeiten vortrug. Er ſuchte das religiöſe Myſterium zum herrſchenden Momente ſeines Dichtens zu machen und huldigte einem Fatalismus, worin Myſticismus und Phantaſie, Glauben und Aberglauben, Chriſtenthum und Heidenthum bunt mit einander vermengt ſind, wie dies ſeine Schriften zeigen, die alle die ſelbſt verſchuldete innere Zerſtörung ſeines Gemüths offenbaren und die Romantik zur Caricatur machen. Der Untergang dieſes Talents iſt um ſo mehr zu bedauern, als ſich in ſeinen Dramen eine nicht geringe Gewandtheit der Zeichnung und des ſprachlichen Ausdrucks findet und nicht ſelten Anklänge tief gehender Lyrik aus ſeiner Gemüthstrunkenheit und phraſenhaftem Tumulte der bunt-

ſcheckigſten Formen hervorbringen. Seine Gedichte und Predigten können in der Literaturgeſchichte nicht genannt werden, dagegen haben ſeine Dramen eine nicht unbedeutende Wirkung gemacht, obſchon ſie der dramatiſchen Kunſt ſehr entbehren und ihnen Beſtimmtheit der Tendenz und des Tons, Zuſammenhang in Motiven und Fortſchritt der Handlung und gründliche Charakteriſtik fehlt. Aus der Zeit, wo er noch eine reinere und höhere Lebenskraft beſaß, rührt ſein romantiſches Drama: Die Söhne des Thals, das eine Nachahmung von Schiller und Tieck's Genovefa iſt und einen Bund zur Wiederherſtellung einer poetiſchen Religion anbahnen ſoll. Er wollte dieſe Ideal-Religion aus der Durchdringung maureriſch-romantiſcher und katholiſcher Elemente hervorgehen laſſen, brachte es aber dabei zu nichts Anderem, als zu einem Siege des geläuterten Katholicismus. Auf dieſes Stück folgte 1806 das Kreuz an der Oſtſee, welches eine weniger prunkhafte Darſtellung hat, ohne deshalb dramatiſcher zu werden, und das hiſtoriſche Element vom Opernartigen und Legendariſchen ſo überwältigen läßt, daß Hoffmann daſſelbe componirte. Das Trauerſpiel Martin Luther oder die Weihe der Kraft ſtellt den Helden auf dem Gipfelpunkt ſeines Heroismus dar und hat einige glänzende und kräftige Parthien, wie die Scene auf dem Reichstage zu Worms, aber es iſt Alles in nichtsnutziger und nebelhafter Verſchwommenheit gegeben und ſeine wunderliche Myſtik tritt überall ſtörend hervor. Unbedeutend ſind ſeine hiſtoriſch-romantiſchen Stücke: Attila, Wanda und Kunigunde, und auch die Mutter der Makkabäer hat nur einzelne gute Effektſtellen. Wichtig wurde ſeine Tragödie: Der 24. Februar, womit er die Reihe der Schickſalstragödien eröffnete. Es iſt ein grauſenhaftes Stück, worin das blinde Schickſal, welches ſich noch dazu an die ſchlechteſten Kleinlichkeiten hängt, nicht nur jede Vernunft beſiegt, ſondern auch ſogar als das höchſte Vernunft- und Sittlichkeitsgeſetz aufgeſtellt wird. Das Grauenvolle und Gräßliche ſoll die Idee und den Gehalt erſetzen und die bei den Griechen ſo großartige und vom Geſetze der Sittlichkeit getragene Schickſalsidee iſt hier zum gemeinſten Aberglauben erniedrigt. So verfehlt übrigens das Stück als Ganzes iſt, ſo enthält es doch einzelne Schönheiten, die Sprache iſt friſch und lebendig und beſonders iſt dem Dichter die Nachtmalerei in hohem Grade gelungen.

War ſchon durch Calderon, deſſen Trochäen man hier nachahmte, und zum Theil durch Schiller ſelbſt die Schickſalstragödie angebahnt, wozu die Myſtik auch ſehr viel beitrug, ſo wucherten durch Werner's Vorgang ganze Reihen ſolcher Stücke empor und gewannen um ſo mehr den Beifall des Publikums, als man in jener trüben Zeit der politiſchen Reaction gern die eigene Schuld dem Schickſale zuwandte und ſich einem blinden Fatalismus überließ, um in deſto größerer Ruhe und Unbeſorgtheit das Leben vor ſich hinzuleben. Bald erſchienen Müllner, Grillparzer und Houwald mit ähnlichen Stücken und keiner von ihnen dachte daran, den blinden Fatalismus zur Höhe der griechiſchen

Schickſalsidee zu erheben. So geheimnißvoll und dunkel auch das Schickſal bei den Griechen unabwendbar ganze Geſchlechter mit ſeinem Fluche verfolgt, ſo beruht es dort doch auf einem ſittlichen Grunde; bei den neueren Stücken erſcheint es aber blos als ein launenhaftes, tyranniſches Geſpenſt, das eine wahre Freude daran hat, die Menſchen ſo recht zu chikaniren, zu quälen und als Spielball zu gebrauchen; das Geſchick der Menſchen beruht hier auf einem Fluche, Traume oder einer Ahnung und anderen unbedeutenden Dingen und iſt ſo unnachſichtlich und ſtreng, daß der Menſch, er mag ſich drehen und wenden wie er will, das Verbrechen begehen muß, wozu er einmal beſtimmt iſt, und ſich dabei damit tröſtet und beklagt, daß es eben das Schickſal ſo gewollt habe. Die Menſchen, die darin auftreten, ſind darum auch nicht ſtark und willenskräftig, ſondern ſchwache und geſinnungsloſe Geſellen, denen es noch lieb iſt, das, was ihre eigene Nichtswürdigkeit und Leidenſchaft begangen hat, dem Schickſale getroſt zuſchreiben zu dürfen. Gerade dadurch ſehen ſich alle Schickſalstragödien auch ſo ziemlich gleich und ward glücklicherweiſe bewirkt, daß das Publikum bald wieder einen Ekel an ſolchen Produkten bekam, zumal als Platen mit ſeiner verhängnißvollen Gabel und dem romantiſchen Oedipus und Caſtelli mit ſeinem Schickſalsſtrumpf die Helden dieſer neuen tragiſchen Kunſt hinlänglich lächerlich machten.

Der Hauptvertreter der Schickſalstragödie wurde der Advokat Adolf Müllner zu Weißenfels, deſſen Stücken man es ſchon anſieht, daß er ein Rechtsanwalt war, denn das Schickſal bewegt ſich hier mit prozeſſualiſch-rabuliſtiſchen Spitzfindigkeiten und Formen umher und von Phantaſie und Poeſie iſt keine Spur zu finden. Müllner beſaß wohl einen ſcharfen Verſtand, eine große Gewandtheit der Darſtellung und ſelbſt Witz, aber kein Gemüth; überall drängte ſich Hochmuth und Eitelkeit ein und zu einem ächten Tragödiendichter war er kaum befähigt. Seine Schuld, welche als Schickſalstragödie am meiſten genannt wird, ſucht tragiſche Erhabenheit durch hohle Phraſen und die Calderon'ſche Lyrik zu erreichen, bewegt ſich aber überall auf Stelzen und iſt, ungeachtet manchen treffenden Zugs, guter Gedanken und klangvoller Verſe, doch ohne Geſinnung und Gefühl, entbehrt der tieferen Auffaſſung und beſitzt ſelbſt keine pſychologiſche Charakteriſtik und fortſchreitende Handlung, und der tragiſche Held iſt ein jämmerlicher Junge, deſſen Feigheit mehr Mitleid verdient, als ſein Schickſal. Durchaus ohne geiſtige Begabung, ohne Idee und Zuſammenhang iſt ſein König Yngurd, worin er Shakeſpeare nachzuahmen wagte, ohne einen Funken von deſſen Geiſt zu beſitzen, und ſeine Albaneſerin iſt ſo pſychologiſch unwahr und voll Reflexion, daß ſie noch viel weniger Werth hat; auch iſt ſein Neunundzwanzigſter Februar nur eine Nachahmung des Werner'ſchen ähnlichen Stücks und erfüllt von verkehrtem Heidenthum. Auch Luſtſpiele ſchrieb Müllner, wie die Vertrauten, die großen Kinder, die Onkelei, ſie enthalten aber nur wenig Witz, die Komik iſt gar

oft gezwungen und geistlos und die Stücke meistens langweilig, denn sie sind zu sehr berechnet und absichtlich angelegt. — Reicher an Phantasie und Gemüth ist Franz Grillparzer aus Wien, der seinen Stücken dadurch mehr poetischen Werth gab, obschon er die Forderungen der tragischen Kunst nicht zu befriedigen vermochte. Seine Stücke sind mehr Aneinanderreihungen schöner Empfindungen und Bilder und gut ausgedachter Situationen, als kunstreich durchgeführte Dramen. Seine Ahnfrau ging unmittelbar aus dem Werner'schen Stücke hervor und macht das Schicksal zu einem unheimlichen Gespenste von völlig unchristlicher Gestalt, wobei das Gräßliche an die Stelle des Tragischen treten muß und alle sittliche Macht verhöhnt wird. Die Charakteristik ist daher auch nicht gut durchgeführt und das Stück blendete nur durch gelungene Einzelnheiten und seine schöne gebildete Sprache. Die Sappho verunstaltet das Alterthum durch die romantische Auffassung, die Personen sind durchaus verzeichnet, Sappho hat keinen rechten Halt und ist selbst in ihrer Liebe ohne Leidenschaft, ihr Geliebter eine Art Romanheld und nur Melitta zeichnet sich durch Sinnigkeit und Anmuth aus. Das goldene Vließ, welches aus den drei Stücken der Gastfreund, die Argonauten und Medea besteht, will ebenfalls das Alterthum romantisiren, ist aber besser gehalten, obschon auch hier Gang und Sprache schwerfällig ist und durch die drei Stücke keine rechte innere Consequenz geht. Das dritte Stück enthält einige schöne tragische Momente, ist ernst gehalten und entbehrt nur einer größeren Einheit, auch fällt der Dichter mehrmals aus seinem tragischen Tone heraus und in die weiche Affektation neuerer Sentimentalität. Am meisten der Romantik angehörig ist sein Mährchen: Der Traum ein Leben, außer welchem er noch verschiedenes Unbedeutendes geschrieben hat, wie: Des Meeres und der Liebe Wellen, Der treue Diener seines Herrn, König Ottokar's Glück und Ende u. A. Auch hat Grillparzer sich in der Lyrik versucht und von ihm stammt namentlich aus den neuesten Jahren das Radetzkylied („In deinem Lager ist Oesterreich, wir Andre sind nur Trümmer" ꝛc.) — Endlich gehört in die Reihe dieser Dichter noch Ernst v. Houwald, der den Vorigen an Verstand und Phantasie nachsteht und in seinen dramatischen Stücken keine rechte Bewegung, keine bestimmte Charakteristik und psychologische Wahrheit zeigt, sondern in kraftlose Breite und in's Weinerliche verfällt und vergebens seine Mängel durch farbenreiche Sprache zu verdecken sucht. Sein Trauerspiel das Bild ist ein wahres Zerrbild und auch in der Charakteristik abgeschmackt, voll Thränen und Täuschung, Jammer und Rache, scheinbar glänzenden Gedanken und Betrachtungen und blumenreicher Sprache. Sein Leuchtthurm macht den Wahnsinn zur Macht des Schicksals und enthält eine schwülstige Sprache und ein sich ganz in lächerlicher Einfalt aufdrängendes heidnisches Christenthum, und in dieser Weise ist auch Fluch und Segen, die Heimkehr, die Feinde, Fürst und Bürger gehalten, die durchaus keinen blei-

benden Werth erlangten und nicht einmal für den Augenblick ſich die Aufmerkſamkeit des Publikums erhalten konnten. Außer dieſen Stücken ſpielen noch andere Dramen von Zedlitz und Raupach in das Gebiet der Schickſalstragödie herein, aber dieſe Poeten verließen glücklicherweiſe noch frühzeitig genug dieſe falſche Bahn, um andere Wege einzuſchlagen.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner iſt am 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, wo ſein Vater Profeſſor war, ſtudirte ſeit 1784 daſelbſt Jurisprudenz, wurde 1793 Kammerſecretär in verſchiedenen Orten, am längſten in Warſchau, ging in wenigen Jahren drei Ehen ein, die ſich bald wieder auflösten, faßte um 1805 in ſeiner maureriſchen Stellung die Idee zu den Söhnen des Thals, ging von 1801 — 1804 nach Königsberg, wo ſeine Mutter ſtarb, und da an demſelben Tage auch ſein Freund Mnioch endete, ſo erſchien ihm dieſer Tag als verhängnißvoll und benannte er darnach ſein bekannteſtes dramatiſches Werk. Da er durch den Tod ſeiner Mutter 12,000 Thlr. Vermögen erlangt hatte, ging er auf ſeine Stelle nach Warſchau zurück und kam 1805 als geheimer expedirender Secretär nach Berlin, verfiel aber hier auf's Neue einer wilden Genußſucht und einem liederlichen Leben, gab ſeine Stelle auf und reiste nach Prag, Wien, München, Frankfurt, Köln, Gotha und Weimar, wo er auch Goethe kennen lernte, ging 1808 nach Berlin zurück und trat dann eine Reiſe nach der Schweiz an, wo er die Frau von Staël kennen lernte, ging nach Paris, ſodann nach Frankfurt, wo ihm Dalberg eine Penſion zuſicherte und der Großherzog von Heſſen ihn zum Hofrath ernannte, ging noch einmal zur Frau von Staël in die Schweiz und 1809 nach Rom, wo er im Jahre 1811 insgeheim katholiſch wurde und Theologie ſtudirte, kam 1814 nach Wien, lebte 1816—1817 bei der Familie des Grafen Cholonievski in Podolien, wurde durch deren Vermittlung Ehrendomherr von Kaminiec, trat 1821 zu Wien in den Orden der Redemtoriſten, verließ ihn aber bald wieder und ſtarb am 18. Januar 1823. Außer den oben erwähnten Dramen ſchrieb er noch die Weihe der Unkraft. Seine Theaterſtücke, mit Ausnahme der Mutter der Makkabäer, erſchienen geſammelt zu Wien 1817 — 1818 in 6 Bd.; ſeine 25 nachgelaſſenen Predigten daſelbſt 1836 und eine Auswahl ſeiner Schriften zu Grimma 1840 in 13 Bd. Einen Lebensabriß von Werner gab Hitzig, Berlin 1823, heraus. — Amadäus Gottfried Adolf Müllner iſt am 18. Oktober 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren und der Schweſterſohn des Dichters Bürger, beſuchte die Fürſtenſchule zu Schulpforte, wo er Mathematik und Poeſie mit Vorliebe trieb, ſtudirte dann in Leipzig Jurisprudenz und wurde 1798 Advokat in Weißenfels und 1805 Dr. der Rechte. Im Jahre 1799 gab er ſeinen Roman Inceſt heraus, dann manche juriſtiſche Schriften und bewirkte 1810 die Errichtung eines Privattheaters zu Weißenfels, wofür er ſeine Luſtſpiele und ſeine anderen Dramen ſchrieb. Im Jahre 1817 erhielt er den Titel als preußiſcher Hofrath, hörte ſeit 1820 auf für die Bühne zu ſchreiben und wandte ſich der literariſchen und dramaturgiſchen Kritik zu, redigirte bis 1827 das Literaturblatt zum Cotta'ſchen Morgenblatt, gab 1823 die Hekate und ſeit 1826 das Mitternachtsblatt heraus, worin er eine ſchonungsloſe Kritik übte, ſich zu Perſönlichkeit hinreißen ließ, dadurch die Satire gegen ſich herausforderte und ſelbſt in Prozeſſe gerieth, die er aber faſt alle durch ſeine advokatiſche Rabuliſterei gewann, gab zu Stuttgart 1824 — 1826 in 2 Bd. eine Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften und zu Braunſchweig 1828 in 7 Bd. eine Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke heraus, die 1832 in 1 Bande wieder neu aufgelegt wurden, und ſtarb am 11. Juni 1829 am Schlagfluſſe. — Franz Grillparzer iſt am 15. Januar 1790 zu Wien geboren, wurde 1823 Concipiſt und 1832 Archivdirector an der kaiſerlichen Hofkammer, wandte ſich 1816 mit ſeiner Ahnfrau der Müllner'ſchen Richtung zu, ging jedoch nach und nach davon wieder ab und lebt noch zu Wien, wo er ſich namentlich in der letzten Zeit durch ſein

Gedicht an Radetzky bekannt machte. — Chriſtoph Ernſt Freiherr von Houwald iſt am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlauſitz geboren, gab ſich frühe mit poetiſchen Verſuchen ab, verſuchte ſchon im 13ten Jahre ein Trauerſpiel aus dem dreißigjährigen Kriege, kam 1794 auf das Pädagogium zu Halle, ſtudirte 1799 daſelbſt Kameralwiſſenſchaften, immer in Verbindung mit ſeinem Freunde Conteſſa, widmete er ſich ſeit 1802 dem ſtändiſchen Dienſte ſeiner Provinz, ſchrieb unter dem Namen Ernſt oder Waluhdo, zog ſich 1815 auf ſein Landgut Sellendorf zurück, wurde 1822 Landſyndicus in der Niederlauſitz und ſtarb am 28. Januar 1845 zu Neuhaus bei Lübben. Es erſchienen von ihm 2 Bändchen Erzählungen unter dem Titel: Romantiſche Accorde, Berlin 1817; Buch für Kinder gebildeter Stände, Leipzig 1819 — 1824, 3 Bde.; und dann ſeine Dramen, ſowie Vermiſchte Schriften, Leipzig 1825.

267. Eine andere Seite der Romantik vertreten die ſogenannten patriotiſchen Dichter, die, wenn auch ihre Leiſtungen ſonſt weit aus einander gingen, doch durch Zeit- und Grundſtimmung einen gemeinſamen Ausgangspunkt haben. Nachdem nämlich mitten in den Zeiten der Schmach Deutſchlands unter dem Joche Napoleon's durch Fichte, Scharnhorſt und Stein das Selbſtgefühl wieder gehoben wurde, der Tiroler Aufſtand und die Siege bei Aspern und Eßling den Muth und die Begeiſterung geweckt hatten, lenkte auch die Poeſie dahin ein und bald ertönten Geſänge voll Freiheitsliebe und Haß gegen die Unterdrücker, voll Zorn über die vernichtete Einheit des deutſchen Reichs und die allgemeine Zerſplitterung, und die Poeſie wandte ſich wieder aus den verweichlichenden Träumereien der Romantik zum wirklichen Leben und ſchöpfte daraus friſche Stoffe und ihre liebſten Töne, wobei die Dichter ſich an Schiller anſchloſſen, der auch für die Rechte der freien Menſchheit eintrat, und ſie von Neuem voll Zuverſicht, Kraft und Energie die Dichtung als geiſtige Waffe erhoben. Gerade dies, daß ſie den Kampf gegen Napoleon als einen heiligen Krieg für Recht, Sitte und Tugend anſahen, gab der Poeſie wieder die rechte Weihe und dies hebt die damaligen politiſchen Dichter auch weit empor über ähnliche Dichter der Neuzeit, die blos ihre ſubjektiven Gelüſte in Verſe brachten und nicht von der allgemeinen begeiſterten Volksſtimme getragen wurden. Wohl iſt dabei nicht zu verkennen, daß auch manche Schwäche mit unterlief, daß der Franzoſenhaß zu weit ging, die Deutſchthümelei ſich bis zum Lächerlichen verſtieg und man wähnte durch das burſchenſchaftliche Weſen und Wiedervorrufen alter Trachten und Gebräuche die alte Kraft und den Glanz Deutſchlands wieder herzuſtellen; auch miſchte ſich die Romantik und das mißverſtandene Mittelalter zu viel ein und man erging ſich mehr in allgemeinen patriotiſchen Ergüſſen, als daß man eigentlich wußte, was man wollte und wie die Wiederverjüngung des Vaterlands bewerkſtelligt werden ſollte. Dies iſt freilich mit den Verhältniſſen zu entſchuldigen und es muß anerkannt werden, daß jene Zeit der allgemeinen Begeiſterung eines der ſchönſten Blätter unſerer Geſchichte füllt, obſchon man die patriotiſchen Sänger dieſer Zeit, denen Deutſchland ſo viel als den Heeren verdankt, nur mit Undank belohnte und ſich

manche derselben später zu viel auf ihre Lorbeeren zu gut thaten und meinten, sie seien darum auch befähigt, die Geschicke des Vaterlandes zu ordnen.

Einer der ersten und hauptsächlichsten Sänger dieser Zeit war Theodor Körner, von dem nicht mit Unrecht gesagt wurde, daß er sich zum Helden gesungen und zum Dichter geschlagen habe, denn ohne seinen Tod im Kampfe hätte er wohl schwerlich einen solchen Dichterruhm erhalten, wie er ihm zu Theil ward. Er besaß zwar ein bedeutendes Talent und dies hätte sich bei längerem Leben gewiß reich entfaltet, aber er war nicht originell genug und seine poetische Begeisterung entsprang nicht aus ihm, sondern ist mehr der Geist der Zeit, der in ihm waltete, und die Macht des Augenblicks, denn der Drang desselben wirkte bedeutender, als die Freiheit der Idee. Körner ist zu sehr ein Schüler von Schiller, hat dessen prächtige Sprache noch mehr ausgespreizt und sein Pathos hohler und stürmischer gemacht und gerade diese Aehnlichkeit mit Schiller trug auch am meisten dazu bei, seine Dichtungen beliebt zu machen, denn man wähnte in ihm den verjüngten Schiller mit der Krone des Märtyrerthums zu sehen. Wie sein Vorbild, zum Theil aber auch in der Nachahmung von Kotzebue, wandte sich Körner hauptsächlich den Dramen zu, welche in der Nachahmung zwischen beiden schwanken und zu leicht und schnell angelegt und ausgeführt wurden, um inneren Werth zu erlangen. Seine Dramen verrathen Anlage und Bühnenkenntniß, und bei größerer Reife des Geistes hätte Körner gewiß Vortreffliches geleistet, zumal wenn er längere Zeit auf die Conception und Ausführung verwendet hätte. Sein Zriny hat den Opfertod des ungarischen Helden Zriny bei der Belagerung der Feste Sziged durch Soliman zum Gegenstande und erlangte seine Wirkung hauptsächlich dadurch, daß in der Zeit seines Erscheinens der gährenden Volkskraft eine Stimme damit geliehen wurde; aber man übersah, daß das Trauerspiel zu lyrisch gehalten und voll breiter Reden, glänzender Monologen und sich spreizender Heldenrenommage ist, und ließ sich durch den Stoff hinreißen. Rosamunde ist fast ein Doppelgänger von Schiller zu nennen, nur daß sie eben nicht den Geist und die Kunst Schiller's besitzt, und in ähnlicher Weise ist auch seine Hedwig geschrieben, welche noch viel weniger den Anforderungen der Kunst entspricht. Seine Lustspiele: der grüne Domino und der Nachtwächter sind ganz in der Manier Kotzebue's geschrieben und voll breiter Spaßhaftigkeit und seine übrigen Stücke: Toni, die Sühne, die Braut ꝛc., haben ebenfalls keinen großen poetischen Werth, obschon sie noch besser sind, als so zahlreiche Produkte neuerer Poeten, die doch mit so großer Anmaßung auftreten. Sein unvergänglicher Ruhm beruht hauptsächlich in den Liedern, die unter dem Titel: Leyer und Schwert erschienen und frische Kinder der That sind. Sie zeugen von stolzer und freudiger Begeisterung und festem Vertrauen auf den Sieg seiner Sache und wenn auch mancher lyrische Bombast und romantisch-mystische Dämmerung sich einmengte, so sind sie doch Lieblinge der Jugend geworden und haben eine

reiche Wirkung erlangt, so daß mehrere derselben wie: Du Schwert an meiner Linken, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, Vater ich rufe Dich, und einige andere in's Volk übergegangen sind.

Körner's Beispiel folgten rasch Andere und unter ihnen namentlich der mann- und kernhafte Ernst Moritz Arndt, der wohl der eigentliche Führer dieser patriotischen Sänger genannt werden kann. Noch ehe ein Anderer es gewagt hatte, sich gegen die Franzosenherrschaft zu erheben, schrieb er 1806 seinen Geist der Zeit, worin er das Schwert seines Zornes gegen die Unterdrücker des Vaterlands und die Entartung und Schmach des deutschen Volks mit männlichem Feuer schwang und dadurch genöthigt wurde, aus seinem Vaterlande zu fliehen. Seine Kriegs- und Wehrlieder sind offenbar durch die Körner'schen Lieder angeregt, lebendig und feurig, so daß sie sich dem Volksgesange wirksam anschließen; doch haben sie zu viel Franzosenfresserisches an sich und ahmen zu viele Dichter nach, ohne wahre Originalität zu erreichen. Am bekanntesten ist sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland," das bei uns die Stelle der Marseillaise, wenn auch nur entfernt, vertritt und seine Verbreitung der Grundidee der Einheit Deutschlands verdankt. Es ist aber nicht nur ohne künstlerische Ausführung, sondern auch ohne alle Poesie und die vereinzelte Anführung der verschiedenen deutschen Länder, welche geradezu die Zerstückelung Deutschlands vor Augen führt, hebt die Gewalt der Grundidee wieder auf und macht es fast zu einer Caricatur. Wahrhaft klassisch zu nennen ist dagegen das Lied vom Feldmarschall Blücher: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" und auch einige neuere Gedichte enthalten noch manches Kräftige und Schöne, wie auch seine geistlichen Lieder gesunde Frömmigkeit und mannhafte Gesinnung offenbaren. Auch im Gebiete der Dramatik hat sich Arndt versucht, z. B. mit: „der Storch und seine Familie," ohne einen Erfolg zu erzielen, den dagegen seine prosaischen Schriften, wie seine Reiseschilderung, biographische Erinnerungen und geschichtlichen Darstellungen in höherem Grade erlangten. Seine Ansichten und Aussichten aus der deutschen Geschichte und sein Versuch in vergleichender Völkergeschichte zeugen von ehrenhaftem Sinne und vaterländischer Treue und zeichnen sich auch durch Frische und Lebendigkeit der Sprache aus, sind aber zu deutschalterthümelnd und nicht überall gründlich genug. Seine Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit sind nicht nur in mancher Hinsicht sehr lehrreich, sondern auch bei der Geschichte seiner Jugend fast idyllenartig gehalten. Arndt's Bedeutung als Dichter ist übrigens nicht sehr groß und sein Ruhm gründet sich vorzüglich auf die Wirkung, die er hervorgebracht hat. Die Zeit hat jedoch auch diesen zu beeinträchtigen gesucht und wie seine Bestrebungen von den Machthabern lange verkannt wurden, so hat ihn auch die neuere Zeit zu sehr zurückgesetzt, weil seine überlebten Nationalansichten für unsere Tage nicht mehr recht passen wollten.

Von gleicher Vaterlandsbegeisterung war Max von Schenkendorf beseelt, dessen Lieder milder und von tieferer Innigkeit erfüllt sind. Selbst in seinen Kriegsliedern voll ächter Romantik zeigen sich eine edelschwärmende Religiosität, ein hoher Adel und Anklänge des Minnegesangs und seine Lieder: „Von den deutschen Städten," „Freiheit die ich meine," „der Landsturm," „Auf dem Schloß zu Heidelberg" u. A. sind zu unseren besten lyrischen Produkten zu rechnen und Einige, wie „Vöglein einsam in dem Bauer," in's Volk übergegangen. Auch seine geistlichen Lieder, die auf ächt christlicher Gesinnung beruhen, sind einfach, innig und wohllautend, wie z. B.: „Habt Ihr nimmer noch erfahren," „Gottes stille Sonntagsfrühe" und das Weihnachtslied: „Brich an, du schönes Morgenlicht" ꝛc. Schenkendorf ist jedoch auffallend wenig bekannt, obschon er es viel mehr verdiente. — Auch F. A. v. Stägemann's Kriegsgesänge werden oft neben diesen Sängern genannt und sie sind gleichfalls aus dem Zorne über Deutschlands Schmach hervorgegangen, sie sind aber ohne rechtes Maaß und Form, haben mehr Feuer als poetischen Gehalt und eine zu specifisch preußische Färbung. Seine Gedichte sammelte er unter dem Titel: „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten," die manches Gute enthalten, worunter Sonette an seine Gattin, die er nach ihrem Tode als „Erinnerungen an Elisabeth" herausgab. Sein wirklich fanatischer Eifer gegen Polens Freiheitskrieg ward ihm nicht mit Unrecht vielfach verdacht und überhaupt fehlt ihm die dichterische Weihe, so daß er bald wieder ganz vergessen sein wird.

Karl Theodor Körner, der Sohn des Appellationsrath Körner, des bekannten Freundes von Schiller, ist am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wandte sich frühe der Dichtung zu, wobei ihm Schiller als Vorbild vorschwebte, besuchte die Kreuzschule seiner Vaterstadt und ging 1808 auf die Bergakademie Freiberg, wo er bis zum Sommer 1810 blieb und dann nach Leipzig ging. Hier gab er eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: Knospen heraus, trieb Geschichte und Philosophie und hielt sich einige Zeit in Berlin auf. Nachdem er die Bäder von Karlsbad gebraucht, begab er sich im August 1811 nach Wien, wo W. v. Humboldt, Fr. Schlegel und K. Richter sich seiner annahmen und er sich in ein junges Mädchen verliebte. Er schrieb hier mehrere kleine dramatische Stücke, dann seinen Zriny, Hedwig und Rosamunde und wurde auf Kotzebue's Empfehlung als Theaterdichter angestellt, in welchem Verhältnisse er sich gerne und mit Erfolg bewegte. Die Schlacht bei Aspern hatte ihn schon begeistert und um so mehr ergriff ihn die Begeisterung der Freiheitskriege, so daß er am 19. März 1813 zu Breslau in das Lützow'sche Korps trat. Bald ging er als Oberjäger mit seinem Major auf einer Geschäftsreise nach Dresden, wo er seine Eltern sah, wurde in Leipzig zum Lieutenant erwählt, zeichnete sich im Gefechte bei Görde aus, wurde aber bald darauf bei Kitzen verwundet, rettete sich blos durch seine Geistesgegenwart und wurde von Landleuten und einigen Kameraden nach Leipzig gebracht, worauf er zu seiner Genesung 14 Tage in Karlsbad verweilte. Er ging bald wieder nach Berlin und dann wieder zu seinem Korps zurück, wo er das Schwertlied dichtete und am 22. August beim Dorfe Wöbbelin in einem Gefechte durch den Leib geschossen wurde und bald darauf starb. Er ist zu Wöbbelin unter einer Eiche begraben und daneben ruht auch seine Familie. Nach seinem Tode erschienen seine letzten Gedichte, als: Leier und Schwert,

1814, ſein poetiſcher Nachlaß in 2 Bde. 1814 — 15. Seine ſämmtlichen Werke ſind ſeither durch Streckfuß, Berlin 1834 in 1 Bde. 3te Auflage 1838; und in 4 Bde. 4838 und 2te Auflage 1812 herausgegeben worden. — Ernſt Moritz Arndt iſt am 26. Decbr. 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen geboren, durchreiste nach beendigten Studien Deutſchland, Frankreich und Italien, auch Schweden, wurde 1806 Profeſſor der Philoſophie in Greifswalde und war damals noch ein Lobredner Napoleons. Bald aber brachte ihn die Schmach Deutſchlands davon ab und er ſchrieb 1807 ſeinen Geiſt der Zeit, der großes Aufſehen erregte, aber nebſt andern Schriften auch bewirkte, daß er nach Schweden entfliehen mußte. Erſt 1813 kehrte er nach Deutſchland zurück, ſuchte die Begeiſterung für Deutſchlands Erhebung noch mächtiger anzufachen und hatte große Erfolge mit ſeinen Schriften und Gedichten. Im Jahre 1818 wurde er Profeſſor der Geſchichte zu Bonn, kam aber ſchon im nächſten Jahre in politiſche Unterſuchungen, wobei man ſeine Papiere in Beſchlag nahm; am 10. Nov. ward eine Spezial-Unterſuchung wegen demagogiſcher Umtriebe gegen ihn angeordnet und er von ſeinem Lehramte ſuspendirt, Alles auf eine außergeſetzliche Weiſe, jedoch mußte er freigeſprochen werden, ohne daß er wieder in ſein Amt eintrat, und erſt der jetzige König von Preußen ſetzte ihn wieder in ſeine Stelle ein und ſuchte ihn zu entſchädigen. Seither lehrt er wieder zu Bonn und war auch Mitglied des Frankfurter Parlaments, ohne ſich beſonders auszuzeichnen. Von ſeinen Schriften ſind die hauptſächlichſten: Reiſen durch Deutſchland, Ungarn, Italien, Frankreich, 1798—99, 5 Thle.; Reiſe durch Schweden, 1804, 4 Thle., Berlin 1806; Fragmente über Menſchenbildung, 3 Thle., Altona 1805—19; Geiſt der Zeit, 1806—18, 4 Thle.; Anſichten und Ausſichten aus der deutſchen Geſchichte, 1 Thle. 1814; Schwediſche Geſchichten, Leipzig 1839; Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte, 1843; Gedichte, 1804; Kriegs- und Wehrlieder, 1815; Gedichte, 2 Bde., 1815, 1840 und 1843; Mährchen und Jugend-Erinnerungen, 1. Thl., Berlin 1818 und 2te Aufl. 1842, 2. Thl. 1843; Erinnerungen aus dem reiferen Leben, 1840, 3te Aufl. 1842; Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen, 3 Thle. 1845. Auch einige Dramen. — Ferdinand Max Gottfried von Schenkendorf iſt am 11. Decbr. 1784 zu Tilſit geboren, ſtudirte zu Königsberg Kameralwiſſenſchaften, wurde Referendar, ging 1813, ungeachtet ſein rechter Arm gelähmt war, mit ſeinen Landsleuten in's Feld, wurde 1815 Regierungsrath in Köln und ſtarb hier am 11. Decbr. 1817. Seine Gedichte erſchienen Stuttgart, 1815; ſein politiſcher Nachlaß, Berlin 1822; ſämmtliche Gedichte, Berlin 1837, mit ſeiner Biographie und geiſtlichen Liedern (Sternblumen), von denen man jedoch auch behauptet, daß ſie von ſeiner Freundin Henriette Gottſchalk ſeien. — Friedrich Auguſt von Stägemann iſt am 7. November 1763 in der Uckermark geboren, kam früh in das Berliner Waiſenhaus, beſuchte bis 1782 das Gymnaſium zum grauen Kloſter, ſtudirte dann in Halle Rechtswiſſenſchaft, wurde bei der Regierung in Königsberg angeſtellt, 1806 Mitglied des Generaldirektoriums und Hauptbanco-Comptoirs zu Berlin, 1807 vortragender Rath beim Kanzler von Hardenberg, ſpäter aber bei Stein, wurde 1809 Staatsrath und zu vielen Geſchäften verwandt, trat 1819 an die Spitze der Redaction der Staatszeitung und ſtarb am 18. December 1840. Seine Kriegsgeſänge erſchienen 1814, Hiſtoriſche Erinnerungen in lyriſchen Gedichten, Berlin 1828.

268. Mit dieſen patriotiſchen Dichtern ſind vielfach die ſchwäbiſchen Dichter verwandt, bei denen auch der Grundton ihrer Geſänge das Vaterland war und die ſelten ihren Geſichtskreis über die Gränzen deſſelben erſtreckt haben. Die ſchwäbiſchen Dichter erfüllten die Sendung, die Poeſie aus der Erſchlaffung und der idealiſtiſchen Entfremdung vom Leben und der Natur herauszuziehen und die Romantik von ihrer Einſeitigkeit und Krankhaftigkeit zu befreien und mit dem Leben zu verſöhnen. So lange der Druck über dem Vaterlande

waltete, war es gut, daß die Romantik uns die glänzenden Bilder von des Vaterlands früherer Herrlichkeit vorführte; als aber das Joch abgeſchüttelt war, war es Zeit, daß ſich die Poeſie auch mit dem Leben verband und darauf dachte, ſich einer beſſeren Zukunft zuzuwenden. Dies thaten die ſchwäbiſchen Dichter und es iſt ihnen auch in reichlichem Maaße gelungen. Dazu trat noch das Verdienſt, die Poeſie wieder ſittlich verklärt zu haben. Sie faßten das menſchliche Weſen edler und höher auf und wie die Formen rein und künſtleriſch vollendet wurden, ſo umſchloſſen ſie auch eine ernſte keuſche Geſinnung. Zwar iſt dies nicht immer gelungen und hat die Geſinnung oft für poetiſches Talent gelten müſſen und es iſt wahr, neue lyriſche Standpunkte werden nur wenige gefunden und alltägliche Reflexion zieht oft das Gewand der Phantaſie an, aber unſtreitig ſind die ſchwäbiſchen Dichter dennoch diejenigen, welche alle anderen Dichter dieſer Zeit überragen und zu einer Popularität gelangten, die nur ſehr wenigen zu Theil wurde. Gehören doch Uhland's Gedichte nach denen von Schiller zu den verbreitetſten in Deutſchland. Das wegwerfende Urtheil von Göthe und das noch biſſigere von Heine iſt entſchieden von der Volksſtimme verworfen worden. Dieſe Dichter haben noch das andere Verdienſt, daß ſie die Natur, wenn auch nicht tiefer, ſo doch lebensvoller auffaßten, als die Romantiker; die letzteren vertieften ſich wohl auch in der Natur, aber ſie konnten ihre Schätze nicht zu Tag fördern, die ſchwäbiſchen Dichter aber zogen die Wunder derſelben herauf in's Leben und verſtanden es traulich im Umgang mit der Natur zu leben und ſie geſund und treu aufzufaſſen. Gerade dieſes Anſchmiegen an die Natur und dies Belauſchen ihrer geheimſten Laute prägte den Charakter ihrer Dichtung noch ſchärfer aus, denn es ſpiegelt ſich darin das landſchaftliche Bild ihrer Heimath mit ihren Bergen und Thälern, Reben und Auen und wie von den Höhen zahlreiche Burgen als Zeichen der Vergänglichkeit in das Leben darniederſchauen, ſo klingt aus allen dieſen Liedern ein elegiſcher und melancholiſcher Ton hervor und hört man überall die Naturſprache mit naiver Friſche und Wahrheit. Die Heimath iſt wohl auch Schuld daran, daß von den älteſten bis zu den neueſten Zeiten bei den ſchwäbiſchen Dichtern ſo viele Molltöne vorkommen, daß ſich ein Mangel an männlichem Prinzip fühlbar machte und dieſes wenigſtens nur dann hervortrat, wo es der Inhalt gebieteriſch verlangte. Man ſpricht gewöhnlich von einer ſchwäbiſchen Dichterſchule, aber von einer Schule oder derartigem Zuſammenhange unter dieſen Dichtern kann keine Rede ſein und das Band, welches ſie alle eint, und der Meiſter, dem ſie alle folgen, iſt, wie Kerner richtig ſagt, einzig die Natur.

An der Spitze dieſer Dichter ſteht Uhland, aber vor ihm machte ſich ſchon Hölderlin bekannt, den ein ſo trauriges Geſchick traf. Er war ein reich begabter Dichter von philoſophiſchem Geiſte und Tiefſinne, heftiger Subjektivität und klaſſiſcher Bildung und rang mit allen Geiſteskräften darnach, Himmel und Erde mit gleicher Liebe und Gegenliebe zu umfaſſen und ſich aufzu-

ſchwingen zum Standpunkte der Griechen. Seine Hyperion, oder der Eremit in Griechenland, iſt ſeine großartigſte Leiſtung, voll Enthuſiasmus für die Griechen, deren Geiſt allein ihm fähig ſchien, die Gegenwart wieder zu erheben. Es iſt eine Verherrlichung der Athener und ſeiner Geliebten, die er unter dem Namen Diotima feierte, aber es fehlt das Intereſſe der Handlung und ungeachtet des vielen philoſophiſchen Raiſonnements und idealen Sinnes kann doch an der erhabenen Kraft, die darin in Bildern und Gedanken wogt, und bei dem ungeſtümen Geiſte in Anſichten und Darſtellung der Leſer kein rechtes Vergnügen finden und ſchon dieſer Roman weist auf die Keime der eigenen Selbſtzerſtörung hin. Ohnehin fehlt es ihm in künſtleriſcher Hinſicht an der nöthigen Umgränzung und der Stoff ermangelt des Anhalts eines äußeren Rahmens. Ein tief innerliches Gemüth, das überall ſich nach dem Jenſeits ſehnt, bezeichnet ſeine Gedichte, welche die Liebe und die Natur beſingen, das Gepräge friſcher Unmittelbarkeit an ſich tragen und ungemein klangreich ſind. Hölderlin beſaß die poetiſche Begeiſterung in einem weit höheren Grade, als die meiſten ſeiner dichtenden Landsleute, und man darf blos auf ſeine Ode an den Neckar und die Erinnerung an Heidelberg verweiſen, um zu zeigen, wie tief ſein Naturgefühl iſt, wie duftig die Blume ſeiner Poeſie und wie Alles aus der innerſten Tiefe ſeines Herzens entſprang. An Hölderlin iſt ein großes Genie untergegangen und es iſt ein ſchmerzlicher Gedanke, daß dieſer Geiſt von 1806 bis 1843 von der Nacht des Wahnſinns verdüſtert war, bis die Hand des Todes ihn abrief in das Reich des Ewig-Schönen, das Hölderlin ſchon im Dieſſeits hervorzuzaubern beſtrebt war.

Am reichſten vertritt Ludwig Uhland den Charakter der ſchwäbiſchen Dichtung und ſo lange es währte, bis die kritiſchen Blätter von ihm Notiz nahmen, ſo vielfach man ſeinen Ruhm zu beſtreiten wagte, ſo feſt ſteht er nun und unerſchütterlich und ſo ſehr iſt er ein Liebling unſerer Nation geworden. Bei ihm ſind Romantik und Freiheit nicht mehr die ſich widerſtreitenden Gegenſätze, ſondern durch das Vermittlungsglied wahrer Volksthümlichkeit ſind ſie innig mit einander verſchmolzen und ſeine ſtreng ſittliche Geſinnung bewahrte ihn vor der Ironie und der Leichtfertigkeit der Romantiker und ließ bei ihm Alles ſo harmoniſch, abgerundet und ebenmäßig und wie aus Einem Guß entſtanden erſcheinen. Seine Dichtung iſt nicht kränkelnd, ſondern trägt die Züge ächter Geſundheit, und wie er in dieſer Hinſicht Göthe ähnlich wird, ſo erwarb er auch von dieſem die künſtleriſche Klarheit und Vollendung der Form und verſtand er die Mittelalterlichkeit der Romantik mit dem politiſchen Liberalismus zu vereinigen. Beſonders gewann auch ſeine Poeſie durch ſein tieferes Verſtändniß und das gründliche Studium der mittelalterlich deutſchen Dichtung und hierdurch vorzüglich bekam ſie ihre kräftig volksthümliche Färbung. Dazu trat ſein eben ſo heiteres Naturell und der empfängliche Sinn für die Natur, deren tiefſte Falten ſich ihm leicht erſchloſſen. Uhland zeigt in ſeinen Gedichten

einen ächt lyriſchen Genius und die freie Herrſchaft über Wort und Form und er hat ſich am meiſten dem erhabenen Pathos von Schiller und der objektiven Klarheit und Naivetät Göthe's genähert, obſchon bei ihm die Empfindung nicht ſo unmittelbar und klangvoll hervortritt, als es zu wünſchen iſt, und Gedanken und Worte oft das Gefühl zurückdrängen. So mannichfaltig Inhalt und Form ſeiner Gedichte ſind, ſo zieht doch durch alle der Ton der Heimwehinnigkeit, die aus der Liebe zu ſeinen heimathlichen Bergen und Thälern hervorgeht, und er vertieft ſich zu ſehr in die Vergangenheit, als daß er ſie ſo recht mit dem Leben der Gegenwart in Beziehung ſetzen könne. Unter ſeinen Gedichten findet man Naturpoeſieen, patriotiſche Gedichte, Balladen und Romanzen. Ueber erſtere ſagt Gutzkow ſehr bezeichnend, daß Uhland der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan und das Landſchaftsgemälde zum Liede vergeiſtigt hat und es zieht auch überall lyriſche Innigkeit und der Zug religiöſer Weihe durch und es zeigt ſich überall das innigſte Einverſtändniß mit der Natur. Seine Frühlingslieder gehören in dieſer Hinſicht zu den vorzüglichſten Leiſtungen voll ungekünſtelter Einfachheit und an dieſe ſchließen ſich die Wanderlieder an, die vom Abſchied bis zur Heimkehr im engſten Rahmen ein ganzes Drama voll Bewegung und Mannichfaltigkeit darbieten und voll tiefen Gefühls und wunderſamer Naturlaute des Volkslieds ſind. In ähnlicher volksthümlicher Weiſe faßte er das menſchliche Leben mit all ſeiner Luſt und ſeinem Weh auf und wie die Lieder: „Droben ſtehet die Kapelle, ſchauet ſtill in's Thal hinab“ und „Ich bin vom Berg der Hirtenknab,“ tief zum Herzen dringen, läßt er in dem Gedichte „Sonntagsfrühe“ (Das iſt der Tag des Herrn) die ganze Feierſtille mit tiefem Grauen empfinden. In ſeinen patriotiſchen Dichtungen wandte er ſich von der Vergangenheit in die Gegenwart mit ſeiner Mahnung zur Gründung des Tempels der Freiheit und ſeinen warnenden Worten über das Nichthalten der gegebenen Verſprechungen, wohin ſeine Lieder: Siegesbotſchaft und am achtzehnten Oktober 1816 gehören, an die ſich ſpäter das Gedicht die Wanderung voll zermalmender Kraft der Ironie anſchloß. Unter den allegoriſchen Gedichten iſt die verlorene Kirche als ein wahres Meiſterſtück zu betrachten und zeigt, daß ſich ſeine Lyrik nicht blos auf Vaterland und Natur beſchränkte. Wie ſich hier die Sehnſucht nach einer von Menſchenſatzungen befreiten reinen Kirche ausſpricht und er dem Dogmenzwange der Gegenwart damit entgegen tritt, ſo verſtand er es auch, mit tiefer Gemüthlichkeit ſich in humoriſtiſchen Gedichten zu verſuchen, die jedoch nur einen untergeordneten Theil ſeiner Dichtungen bilden. Beſonders gelungen ſind ihm Balladen und Romanzen, die voll Anſchaulichkeit, Lebendigkeit und ſcharfer Zeichnung ein ächt deutſches Gepräge haben, den Ton des Volkslieds treffen und ſelbſt ähnlichen Gedichten von Bürger und Schiller voranſtehen. Dahin gehören hauptſächlich: Des Sängers Fluch, Klein Roland, König Karl's Meerfahrt, Der Schenk von Limpurg, Das Glück von Edenhall, Sängerliebe, Der Kaſtellan von Couci und Bertran de

Born. In dem Balladencyklus: Eberhard der Rauſchebart erſcheint der volle Hauch der altdeutſchen Heldendichtung wieder, voll Einfachheit und Mannichfaltigkeit, epiſcher Objektivität und hiſtoriſcher Treue. Daran ſchließen ſich noch ſo manche Lieder, die ganz epiſch gehalten ſind, wie: Ich hatt' einen Kameraden, Das Ständchen, Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein, Was klinget und ſinget die Straße herauf. Auch im Drama hat ſich Uhland verſucht und außer dem Fragmente Konradin die Dramen Herzog Ernſt von Schwaben und Ludwig der Baier geſchrieben; aber es fehlt denſelben das Pathos und die rechte dramatiſche Lebendigkeit und es ſind mehr dramatiſirte Romanzen, die wohl durch ihre ſtille Größe und die ächt deutſche Geſinnung anſprechen, aber auf der Bühne weniger Wirkung machen. So weich und ſanft übrigens auch Uhland's Dichtung iſt und ſo ſehr er ſich mit Vorliebe der Vergangenheit zuwendet, ſo energiſch hat er ſich an der Politik der Gegenwart betheiligt und gehört er zu den reinſten und edelſten Kämpfern für Recht und Freiheit und die Einheit des Vaterlandes; aber er fühlte auch zu ſehr die heilige Weihe der Dichtung, als daß er auch nur einen Ton dieſer Parteikämpfe hätte darin anklingen laſſen. Auch als Literarhiſtoriker über fremde und einheimiſche Poeſie hat ſich Uhland Verdienſte erworben und eben ſo reiche Kenntniſſe als Gründlichkeit dabei bewieſen, wie ſeine Abhandlung über die nordfranzöſiſche Poeſie, die Bearbeitung Walther's von der Vogelweide und ſein neueſtes Werk über die alten hoch- und niederdeutſchen Volkslieder beweiſen.

Friedrich Hölderlin iſt am 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar geboren, ſtudirte in Tübingen Theologie, begab ſich 1795 nach Jena, um ſich philoſophiſchen Studien zu widmen, da ihm die Theologie nicht zuſagte, und wurde dann Hofmeiſter zu Frankfurt, wo ihn eine unglückliche Neigung zur Mutter ſeiner Zöglinge, einer Frau von ſchwärmeriſcher Phantaſie, feſſelte, welche dieſe Neigung leider noch begünſtigte. Hier ſchrieb er ſeinen Roman Hyperion, worin er ſeine Geliebte zu verherrlichen ſuchte, und ſchon dieß Verhältniß wirkte auf ſein reizbares Gefühl ſehr gefährlich ein. Er begab ſich nun nach Weimar und Jena, wo Schiller ihm gern eine Profeſſur ausgemittelt hätte, ging von da in die Schweiz und nahm eine Hofmeiſterſtelle zu Bordeaux an, da er Ueberdruß an deutſchem Leben und Weſen hatte. Er ſuchte den Schmerz über verfehltes Daſein durch Sinnenrauſch und Ausſchweifung zu übertäuben und es trat nun der unglückſelige Wendepunkt ſeines Schickſals ein, denn plötzlich erſchien er in Deutſchland in Bettlertracht und als ein unverkennbares Bild des Wahnſinns; doch hatte man Hoffnung, weil zwiſchen ſeinen Anfällen von Wuth und Raſerei ſich noch lichte Momente zeigten und in ſolchen unternahm er die Ueberſetzung des Sophokles, wovon 1804 zwei Stücke erſchienen. Allein ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich und obſchon ſeine Freunde für ihn ſorgten und ihn in das Klinikum nach Tübingen brachten, ſo mußte er doch ſchon nach zwei Jahren als unheilbar entlaſſen werden und lebte er von 1806 an in ſtiller Abgeſchiedenheit bei einem Tiſchlermeiſter zu Tübingen, bis er am 7. Juni 1843 ſtarb. In dem Zuſtande ſeines Wahnſinns beherrſchte ihn übrigens keine fixe Idee, ſondern es war vielmehr der höchſte Grad der Nervenzerrüttung, die es ihm unmöglich machte, zu einer zuſammenhängenden Wahrnehmung und Auffaſſung der Dinge zu gelangen und er war während dieſer langen Zeit immer beſchäftigt mit Gedichten, welche hinſichtlich der Form und des antiken Rhythmus meiſtens untadelig ſind, aber einen verworrenen Inhalt haben und in ſinnloſe Redensarten auslaufen. Sein Hyperion erſchien in

2 Bänden zu Stuttgart 1797—1799 und in 2ter Auflage 1822, seine lyrischen Gedichte von Schwab und Uhland herausgegeben 1826 und in neuer Ausgabe mit Biographie 1843. — Johann Ludwig Uhland ist am 26. April 1783 zu Tübingen geboren, studirte daselbst seit 1805 Jurisprudenz, wurde Advokat und 1810 Doctor der Rechte und ging nach Paris, um die Manuscripte des Mittelalters daselbst zu untersuchen. Seine ersten Gedichte fertigte er 1804 und veröffentlichte sie 1806—13 in Almanachen, bis er sie 1811 in einer Sammlung vereinigte; seit dem Spätjahre 1812 advocirte er in Stuttgart und arbeitete auch am Justizministerium, erhob sich in der Verfassungsfrage 1815 für das alte Recht in Gedichten und trat 1819 als Deputirter für Tübingen in die Ständeversammlung. Im Jahre 1830 wurde er außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, gab aber diese Stelle bald wieder auf, um seinen ständischen Pflichten besser genügen zu können, und wurde auch 1848 in das Parlament zu Frankfurt gewählt, bei dem er bis zum letzten Augenblicke aushielt. Seine Gedichte erlebten bis daher 9 Auflagen. Sonst gab er heraus: Herzog Ernst von Schwaben, Heidelberg 1817; Ludwig der Bayer, Berlin 1819, welche wieder in neuer Ausgabe erschienen; Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert, Stuttgart 1822; Sagenforschungen I., daselbst 1836; Volkslieder, das. 1844. Ueber ihn vergleiche Schwab in Menzel's Moosrosen, 1826, Pfizer's Uhland und Rückert, 1837, und Fr. Notter in L. Bauer's Schwaben, von denen der Letztere sich über die schwäbische Dichterschule ausführlich verbreitet.

269. Neben Uhland erscheint zunächst Gustav Schwab, der sich nicht nur durch eigene Schöpfung, sondern auch durch Förderung anderer Talente rühmlich ausgezeichnet hat und ziemlich vielseitig wirkte. Er besitzt ein freundliches und gemüthliches Talent, erweiterte seinen Gesichtskreis auch über die Gränzen der Heimath und leistete im Lied und der Romanze nicht Unbedeutendes. Auch zieht durch seine Dichtungen ein fromm kirchlicher Sinn, wie er ja auch ein Geistlicher war. Er besitzt jedoch keine hohe Anschauungsweise und schöpferische Originalität und bewegte sich mehr im Gebiete der malerischen Poesie, als in dem der musikalischen Lyrik; auch sinken mehrere Bearbeitungen historischer Stoffe bis zur Reimerei herab. Von seinen größeren Gedichten zeichnen sich aus: der Appenzeller Krieg, Walther und Hiltgund und die Legende von den heil. drei Königen; bedeutender sind dagegen seine Balladen und poetischen Erzählungen, von denen wir das Mahl zu Heidelberg, Elsbeth von Calw, der Reiter und der Bodensee und die Engelskirche auf Anatolicon hervorheben; am besten sind jedoch Johannes Kant und das Gewitter, welche Beide zu dem Besten unserer Poesie gehören. Ueberhaupt hat nicht leicht ein anderer Dichter so viele Romanzen und Erzählungen mit Geschick verfaßt wie Schwab, der sich auch in einzelnen lyrischen Gedichten mit Glück versuchte, wovon das bekannte Studentenlied: Bemooster Bursche zieh ich aus und die Lieder an die Sterne, Vom Berge, Wand're And're, und Am Morgen des Himmelfahrt-Tags. Schwab hat außerdem auch zwei vortreffliche Reisehandbücher über die schwäbische Alp und den Bodensee geschrieben, welche nicht nur auf gründlichen Studien beruhen, sondern auch eine frische Anschauung der geschilderten Landschaften gewähren und den Sagenschatz des Volkes zu Tag fördern. Er hat ferner eine Anzahl französischer Gedichte übersetzt, eine

Reihe der schönsten Sagen des klassischen deutschen Alterthums herausgegeben, eine Auswahl der Gedichte von Paul Flemming und eine Mustersammlung deutscher Lyrik und Prosa veranstaltet und endlich eine Biographie von Schiller geschrieben und nur darin zu ängstlich diesen Dichter für das Christenthum zu retten gesucht. Mit liebevoller Theilnahme zog er auch junge dichterische Talente aus dem Dunkel hervor, wie Nikolaus Müller, Matzerath und Andere, und gab nicht nur einen Musenalmanach heraus, sondern besorgte auch den poetischen Theil des Cotta'schen Morgenblatts. — Während die meisten übrigen schwäbischen Dichter Uhland zu sehr zu ihrem Vorbilde nehmen, geht Justinus Kerner einen ganz eigenthümlichen Weg, wie er auch sich mehr dem Lyrischen zuwandte und als Freund der Geisterwelt bekannt ist. Nicht leicht hat es einen so liebenswürdigen und gastfreundlichen Dichter gegeben wie Kerner, der in seinem freundlichen Häuschen und Thurme zu Weinsberg die meisten unserer neuen Dichter bei sich willkommen sah und in den wohlwollenden, heiteren und gemüthlichen Kreis seiner Familie zog. Kerner ist von Natur mehr empfindend und phantastisch, überall bleibt seine Phantasie in den Gefilden der Heimath, aus allen seinen Gedichten tönt das Unbehagen am Diesseits, der Schmerz und das Sehnen nach dem Jenseits hervor, steigert sich bis zu wahrer Schwermuth und das Jenseitsheimweh wird zuletzt zu etwas Krankhaftem. Hierdurch steht er noch ganz auf dem Boden der Romantik und es fehlt ihm überall die Energie der That. Dies macht seine Gedichte zu traurig und eintönig und selbst seine Romanzen und Balladen wenden sich gern dem Schauerlichen und Geisterhaften zu. Dahin gehören: Die vier wahnsinnigen Brüder, der Wassermann, die Kapelle der heil. Regiswind von Lauffen, Graf Olbertus von Calw, der reichste Fürst und der Geiger zu Gmünd, worin eine Mischung von Glauben und Humor spielt. Ungeachtet dieser vorherrschend wehmüthigen Richtung kann Kerner aber auch spöttisch komisch sein, wie dies seine Gedichte: Spindel's Recension einer Gegend, Zopf und Kopf und einige andere bezeugen. Manche seiner Lieder sind schlagend, kurz, voll Seele und überraschenden Bildern und treffen geradezu den Volkston. Vielbekannt ist sein lebensfrohes Lied: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein," doch herrscht auch darin noch ein schmerzenvoller Ton; selbst in der geistlichen Dichtung hat er sich mit Glück versucht, wie seine Gedichte Zuruf und Aufruf beweisen. Kerner unterscheidet sich auch von Uhland dadurch, daß er noch bis in die neueste Zeit manches treffliche Lied gesungen hat, wie das an Johann von Oesterreich, während Uhland's Muse schon lange schweigt. Seine in Prosa geschriebene Dichtung „Reiseschatten von dem Taschenspieler Luchs," ist voll harm- und absichtslosen Humors, sowie das Sentimentale mit dem Phantastischen und Komischen abwechselt und neben lustigen Scenen viele süße Geschichten erscheinen. Der Gedanke eines Schattenspiels, das sich durch das ganze Buch abrollt, ist sehr glücklich zur Hauptidee gemacht und während Alles scheinbar immer auf dem Boden der Wirklichkeit

ſpielt, macht Alles doch einen mährchenhaften, ſchattenartigen Eindruck und man wird ganz in die Magie eines Traums verſetzt. Die Reiſe im Poſtwagen, das Profeſſorengericht über den der Dichtung ſuspecten Studioſus und das angehängte Inventar des Inquiſiten und Aehnliches ſind die köſtlichſten Abſchnitte des Buchs, das vielfach an Jean Paul erinnert. Die Geſchichte ſeiner Jugenderlebniſſe, welche er unter dem Titel: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804 herausgab, bietet ſehr viel Intereſſantes nicht nur in Hinſicht auf die Perſon des Dichters, ſondern überhaupt auch auf die Zeit der Jugend, wovon er ein ſo anſchauliches Bild liefert. Mit ſeiner Entfremdung von der Wirklichkeit läßt ſich auch leicht erklären, wie Kerner auf ſein Steckenpferd gerieth, überall einen geiſtigen Verkehr mit der höheren Welt zu ahnen und den Offenbarungen von Somnambülen, Beſeſſenen und Hellſehern eifrig zu lauſchen. Seine Schriften über die Seherin von Prevorſt, die Geſchichte zweier Somnambülen und Anderes ſind die Produkte ſeiner hierhergehörigen Bemühungen und haben ihm vielfach Anfeindungen zugezogen, ſo daß man ihn damit lächerlich zu machen ſuchte. Mir ſcheint jedoch hin und wieder der Schalk dahinter zu ſtecken, denn Kerner's ganze Individualität iſt ſo herzlich, menſchenfreundlich und heiter bis zur burlesken Ausgelaſſenheit, und er hat als Menſchenkenner und als Arzt auch ſonſt einen ſo ſcharfen Blick, daß er bei ſeiner Hellſeherei und Geiſterbannerei gewiß einen anderen Rückhalt hat, als in Tiefen zu ſchauen, wohin eben der Blick des Menſchen nicht zu reichen vermag.

Guſtav Schwab, der Sohn des Württembergiſchen Oberſtudienraths J. Chr. Schwab, iſt am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, ſtudirte 1809—1814 in Tübingen Philoſophie und Theologie, machte im Sommer 1815 eine Reiſe nach Norddeutſchland, wo er mit den dortigen Dichtern bekannt wurde, theilte ſeine erſten poetiſchen Verſuche in Almanachen mit, wurde 1815 Repetent am theologiſchen Seminar in Tübingen, zwei Jahre darauf Profeſſor am oberen Gymnaſium in Stuttgart, ging 1837 als Pfarrer nach Gomaringen bei Tübingen, kam 1841 als Stadtpfarrer nach Stuttgart zurück, wurde 1845 Oberſtudienrath und Oberconſiſtorialrath und Doctor der Theologie und ſtarb daſelbſt im Jahre 1850. Seine Gedichte erſchienen zuerſt einzeln, dann in einer Sammlung, Stuttgart 1828 in 2 Bdn. und in neuer Auswahl 1838, wobei jedoch der Romanzencyklus aus dem Jugendleben Herzog Chriſtoph's nicht abgedruckt iſt, der 1819 in beſonderer Ausgabe erſchien. — Juſtinus Kerner iſt am 18. Septbr. 1786 zu Ludwigsburg geboren, ſtudirte, nachdem er ſich zuerſt dem Kaufmannsſtande widmen ſollte, zu Tübingen 1804 Medizin, wurde 1819 Oberamtsarzt zu Weinsberg und lebt noch daſelbſt, wurde aber in neuerer Zeit von einem Augenübel befallen. Sein Buch Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Luchs erſchien 1811; ſeine Gedichte 1826 und in vierter Auflage 1841 in 2 Bdn. Der Bärenhäuter im Salzbade 1837. Von ſeinen Schriften über Hellſeherei und Somnambulismus möge blos die Geſchichte zweier Somnambulen, Karlsruhe 1821, und die Seherin von Prevorſt, Stuttgart 1830, genannt werden.

270. Eine durchaus eigenthümliche Geſtalt iſt Heinrich v. Kleiſt, den man nicht ganz mit Recht den politiſchen Werther nannte, denn man hat ihn lange nicht genau genug gekannt. Wie die neueſten Aufklärungen über ihn

nachweiſen, beugte ihn wohl das Unglück des Vaterlandes tief, aber die Motive ſeines Selbſtmords waren doch anderer Art und beruhten in ſeinem innerſten Weſen. In ſeinem Leben lag phyſiſch und geiſtig ein innerer Zwieſpalt und zu einem geheimnißvollen Fehler ſeines geiſtigen Organismus traten noch äußere Bedrängniſſe, die ſein Herz und ſeinen Muth brachen. Er konnte weder in der Wirklichkeit noch in der Kunſt die nöthige Ruhe und Zufriedenheit erlangen, er war Soldat, Juriſt und Beamter, lebte bald in Berlin und Paris, bald in den ſtillen Thälern der Schweiz, war ein Jünger von Kant, deſſen neuer Lehre er in Paris eine Stätte gründen wollte, und ſuchte den alten patriarchaliſchen Zuſtand des Naturlebens nach Rouſſeau's Plan durchzuführen, um unberührt von den Zerwürfniſſen der Zeit in Abgeſchiedenheit zu leben, und da er ſich nicht ſo viel Leichtſinn und Oberflächlichkeit erwerben konnte, um ſeine eigene ſittliche Schuld zu vergeſſen, ſo verfolgte ihn überall die dämoniſche Macht und erlag er endlich dieſer Schuld, ſündhaften Verſtimmungen und leidenſchaftlichen Erregungen. Phyſiſch und geiſtig krank nagte an ſeinem Herzen der Ehrgeiz und die Verſtimmung, daß ihn ſeine Zeit, die doch ſo viel Unbedeutendes anerkannte, faſt überſah. Er wurde vom Schickſal hin und her geworfen, ohne die Möglichkeit zu ſehen, einen eigenen häuslichen Herd zu gründen, und dann wurde er mit einer muſikaliſchen, aber von unheilbaren körperlichen Leiden befallenen Frau bekannt, die den Entſchluß zum Selbſtmord bei ihm weckte, den Beide mit einander ausführten, ohne daß ſie nur auch das mindeſte Liebesverhältniß zuſammen gehabt hätten. Dieſe innere Zerriſſenheit machte es ihm unmöglich, in der Poeſie den Preis zu erlangen, deſſen er fähig war; er konnte nicht zu freier Geſtaltung einer Idee kommen und überall hinderte ihn ſeine Laune und Bitterkeit, ſeine ſelbſtgefällige Abſichtlichkeit und krankhafte Phantaſie; namentlich machte ſeine ironiſche Willkür jede reine Lyrik unmöglich. Er wurde vielmehr zur dramatiſchen Poeſie hingezogen und ſein eigener Reichthum hätte Bedeutendes leiſten können, wäre es ihm möglich geweſen, zu objektiver Wahrheit der Handlung zu gelangen. Er beſaß in Auffaſſung, Erfindung und Ausdruck eine ſo dramatiſche Lebendigkeit wie kaum ein anderer Dichter, aber ſeine Phantaſterei und ſeine Unwahrheit in Motiven und Handlungen vernichtete wieder den ſo ſchön angelegten Bau und ſelbſt ſeine oft meiſterhaft durchgeführte Charakteriſtik wurde durch die Laune der Willkür zu häufig getrübt. Sein erſtes Drama war die Familie Schroffenſtein (1803), worin Uebertreibung neben ächter Poeſie ſteht, beſonders im letzten Akte das Tragiſche übermäßig ſtark wird und ſchon ganz der ſpätere Schickſalsſpuck angebahnt iſt. Seine Pentheſilea, in welches Stück er den ganzen Schmerz und Glanz ſeiner Seele niederlegen wollte, vermengt antike und moderne Färbung, Erhabenes und Bizarres und gränzt geradezu an die Tragikomödie. In viel reinerer Weiſe iſt ſein Käthchen von Heilbronn geſchrieben, in welchem er alle ſüße Innigkeit und Zartheit ausgehaucht hat, die im tiefſten Grunde ſeiner

Seele wohnte, und das auch durchaus bühnengerecht iſt. In der Heldin erſchließt er uns den tiefen Abgrund der Liebe, wie ſie ſich zuerſt in grellen Widerſprüchen und im Haſſe äußern möchte, dann aber alle Herbheit überwindet und ſich mit ſeligem Erſtaunen plötzlich ſelbſt erkennt; über Käthchen iſt ein tief geheimer ſeelenvoller Zauber ausgebreitet und ſie hingeſtellt als ein Muſter altdeutſcher Unſchuld, Hingebung und Liebe, Zucht und Frömmigkeit; nur das iſt zu tadeln, daß die Liebe faſt als ein dunkler Drang und Naturgewalt erſcheint, denen ſich Käthchen ohne alle ſittliche Freiheit überläßt, während ihre ſomnambülen und viſionären Zuſtände nicht nur nicht als Motive gelten können, ſondern auch geradezu die ſchwachen Seiten des Buchs bezeichnen und Mißbehagen erregen. Noch mehr ſpielt das Wunderweſen geheimnißvoller Mächte im zweiten Schauſpiele der Prinz von Homburg, der ebenfalls ein Nachtwandler iſt. Das Stück iſt hinſichtlich der Anlage, Haltung und Charakteriſtik bedeutender, als das Käthchen von Heilbronn, trägt die Züge einer höheren Tragik und nationalen Tendenz und hat beſonders in Preußen ſehr gefallen, weil die Zeit und Perſönlichkeit des großen Churfürſten vortrefflich darin dargeſtellt iſt. Aber hier drängten ſich noch viel mehr, als im vorhergehenden Drama, die Verirrungen der Romantik und die viſionären Elemente ein, welche die Einheit und den Eindruck des Stückes ſtören und als müßiges Spiel der Willkür erſcheinen. Ungeachtet dieſer Mängel weiſen Kleiſt's Dramen darauf hin, daß er unter allen Romantikern am meiſten dazu geeignet war, den Geiſt in der Romantik plaſtiſch zu geſtalten und ein wahrhaft nationaler Theaterdichter zu werden. In ſeiner Herrmannsſchlacht, die mehr dramatiſirte Satire als dramatiſche Handlung enthält, iſt Zorn, Schmerz und Spott verſammelt, um den Verrath der Fürſten und die ſittliche Verblendung der Frauen zu ſtrafen, die ihre Liebe zum Vaterlande der fremden Größe aufopferten. Seine Luſtſpiele enthalten viele Spuren von ächt poetiſchem Humor, gewähren aber doch im Ganzen keine vollkommene Befriedigung. Sein Amphitryon nach Moliere will die antike Fabel in die chriſtliche Mythe von der Umſchattung von Maria durch den heil. Geiſt hineinziehen und enthält einige freundliche Züge, aber es war eben nicht möglich, der Moliere'ſchen Frivolität ein edleres Gewand zu geben und es tritt überhaupt die Abſichtlichkeit der Tendenz zu offen hervor. Bedeutend beſſer iſt der zerbrochene Krug, welches eines unſerer beſten Luſtſpiele genannt werden kann und wahrhaft originell wurde. Der Dichter verſtand es, den Stoff, dem doch alles Leben, Handlung und Bewegung abgeht, ſo zu bewältigen, daß ſich das Intereſſe von Scene zu Scene ſteigert und die Entwicklung vollkommen befriedigt. Doch fand ſchon Göthe darin zu viel Hinneigung zum Dialektiſchen und hat das Stück weniger gefallen, als ſeine beiden Hauptdramen. Auch im Gebiete der Novellen hat er ſich mit Erfolg bewegt, bei denen man objektive Ruhe, gründliche Zeichnungen der Charaktere und reine Darſtellung findet, während bei einigen, z. B. die Verlobung auf

St. Domingo, die Erfindung und Motivirung weniger gelungen ist. Auch hier kann er von seiner mystisch-finsteren Natur nicht ganz lassen, wie dies das Bettelweib von Locarno bezeugt. Am bekanntesten ist Michael Kohlhaas, welches treffende Schilderungen enthält, die deutschen Zustände zur Zeit Luther's anschaulich vorführt und nur den Stoff zu weit ausspinnt, der auch mit der düsteren und oft unheimlichen Behandlung nicht recht übereinstimmen will.

Heinrich von Kleist ist am 10. October 1776 zu Frankfurt a. d. O. geboren, machte 1793 als Junker in preußischen Diensten den Feldzug am Rhein mit, nahm aber als Lieutenant den Abschied und studirte 1799—1800 zu Berlin, wo er im Departement des Ministers v. Struensee angestellt wurde. Mit Urlaub und einigen Aufträgen begab er sich 1801 nach Paris, um Naturwissenschaften zu studiren, ging aber bald enttäuscht wieder von da fort, durch die Schweiz, lebte fast verarmt in Weimar und Dresden, arbeitete 1806 wieder im Finanzministerium, flüchtete nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg und nahm seine Entlassung, um in der Poesie Trost zu suchen. Als er nach Berlin zurückkehrte, wurde er den Franzosen verdächtig und nach Frankreich abgeführt und ein halbes Jahr zu Jour und Chalons gefangen gehalten. Dann lebte er einige Jahre in Dresden, wo er mit Adam Müller das Journal Phöbus herausgab, ging 1809, als der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, nach Prag und wollte schon nach Wien, als der Frieden rasch geschlossen wurde. Innerlich und äußerlich gebeugt und am Heil des Vaterlandes verzweifelnd, begab er sich nun nach Berlin zurück, wo er mit der Frau Henriette Vogel bekannt wurde, die wegen unheilbarer körperlicher Leiden in gleich trüber Stimmung war und Kleist auch durch ihre Liebe zur Musik anzog, ohne daß ein zärtliches Verhältniß stattfand. Als sie ihm einst vorgesungen hatte und Kleist ausrief: Das ist zum Erschießen schön! bat sie ihn geradezu, ihr diesen Dienst zu leisten; es entflammte sich bei ihm der unglückselige Entschluß, der ihn schon früher gequält hatte, er gab ihr das Wort darauf und am 20. November 1811 fuhren sie beide von Berlin nach einem bei Potsdam gelegenen Wirthshause, brachten dort die Nacht mit Briefschreiben zu und setzten am andern Tage in einem nahe gelegenen Föhrenwalde ihr Vorhaben ins Werk. Außer den erwähnten Stücken erschienen von ihm noch das Fragment eines Trauerspiels Robert Guiskard und die Erzählungen der Marquise von O. und das Erdbeben in Chili. Seine gesammelten Schriften sind nebst Biographie von Tieck herausgegeben, Berlin 1826, 3 Thle., und im Jahre 1849 hat Eduard v. Bülow seine Briefe mit einer viele Aufklärungen enthaltenden Lebensbeschreibung erscheinen lassen.

271. Der Vertreter des ritterlich-feudalen Elements der ritterlichen Romantik ist Friedrich de la Motte Fouqué, der die Helden der Freiheitskriege mit denen des Mittelalters und Nordens identificirte und bei allen schönen Gaben voll Phantasie und Gefühl doch im Ritterthume wie im Patriotismus, in der Frömmigkeit wie in der Liebe nur ein Dilettant war und mehr durch die reiche Gestaltung und Farbenpracht das Auge ergötzte. Er hat zwar für die Darstellung der Ritterzeit Besseres geleistet, als die früheren Ritterromane, aber er ist von sentimentaler Krankhaftigkeit und Modernisirung nicht frei und verfällt zu oft in's Geschmacklose. Er mischt alle Töne und Farben der Romantik unter einander, ohne festes Verhältniß, und seine Gestalten erhalten weder plastische Gediegenheit, noch überhaupt festen Grund und Boden. Hier

und da zeigt ſich wohl ächtes Gemüth und die Stimme der Begeiſterung, aber im Allgemeinen fehlt es an anhaltender Wärme und ſeine forcirte Künſtelei und Affektation macht ſeine Schriften nur zu oft kalt. Seine Kriegslieder und ſeine Lieder auf die Königin Louiſe beurkunden ſeinen poetiſchen Antheil an den Befreiungskriegen. Sie konnten ſich jedoch, bis auf das Lied: „Friſch auf zum fröhlichen Jagen," keinen rechten Anklang verſchaffen, wogegen ſeine Zauber- und Heldenromane mehr in das Volk eindrangen und lange Zeit hindurch ſehr beliebt waren. Unter dieſen ſind der Zauberring und Thiodulf der Isländer am bekannteſten geworden. In ſeinem romantiſchen Heldengedichte Corona hat er im Geſchmacke der alten Heldendichtung ſich ſelbſt und ſein treues Roß beſungen und außer dieſem hat er noch vieles Andere geſchrieben, wie Sigurt der Schlangentödter, ein dramatiſches Gedicht, worin er die alte ſcandinaviſche Heldenſage mit ihrem Rieſen- und Zauberweſen darſtellte, der Held des Nordens, Alboin der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma. Seine beſte Dichtung iſt das bekannte Mährchen: Undine, welche beſonders bei den Frauen in große Gunſt kam. Hier wird das neckiſch-launenhafte Weſen und die ſchalkhafte Geſtalt der Undine gegenüber dem beſonnenen Ritter Huldebrand ſehr anziehend geſchildert und das Ganze iſt ſehr ſinnig und innig, obſchon viel Ungeheuerliches und Kobold-artiges darin ſpuckt. In manchen ſeiner Lieder offenbart er begeiſtertes Gefühl, Phantaſie und melodiſche Sprache und ſogar im geiſtigen Liede hat er einiges Warmgefühlte geliefert, wie z. B.: „Wenn Alles eben käme." Später wurde Fouqué zu manierirt, ein Frömmler und ſeine immer matter werdenden Helden- und Ritterſtücke, ſowie ſein junkerhaftes Benehmen reizten den Hohn und Spott auf ihn, ſo daß man ihn nur den turnierenden Ritter von la Mancha nannte. Er war in der letzten Zeit ſo ziemlich verſchollen, obgleich er es eigentlich nicht in dieſem Grade verdiente, da er doch manches Rühmliche geliefert hat.

Neben Fouqué mag noch Ernſt Schulze genannt werden, deſſen ſonſt edle Natur mit krankhafter Schwärmerei gepaart war und dieſen Charakter auch ſeinen Dichtungen aufprägte. Er gehört ganz der romantiſchen Richtung noch an, obſchon er ſich vielfach zu Wieland's Oberon zurückwandte, und ſeine Poeſie iſt faſt durchaus von ſeinen Lebensſchickſalen bedingt. Er hing nämlich mit ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus an einem ſchönen und geiſtreichen Mädchen, Cäcilie Tychſen, das in der Blüthe ihres Lebens ſtarb, und die Schwermuth ſteigerte ſich bei ihm nun auf den höchſten Grad, ſo daß er den Plan faßte, ſie in einem beſondern Werke zu verherrlichen. Hierdurch entſtand ſein bekanntes romantiſches Epos: Cäcilie, welches den Kampf des Chriſtenthums mit der heidniſchen Religion Odin's darſtellt, durch Adel der Anſchauung, Klarheit der Darſtellung, Schmelz der Sprache und Wohllaut des Verſes alle übrigen romantiſchen Dichtungen übertrifft, aber durch das Wunderlich-Myſtiſche,

Düstere und Melancholische, sowie durch das Lyrisch-Weiche den epischen Charakter sehr beeinträchtigt, auch zu langsam und zu breit ist. Einzelne Episoden, wie die vom Tyrfingsschwert, sind glänzend gehalten. Hinsichtlich der Reinheit der Verse und der wohlklingenden Musik der Sprache steht dies Gedicht der bezaubernden Rose noch nach, worin er die Erlösung der in einer Rose verzauberten Königstochter durch die Liebe des Sängers Alpin besingt und manches Sinnige geliefert hat, aber dieselben Mängel, wie in der Cäcilie, offenbart. Seine kleineren Gedichte und Elegien sind von untergeordnetem Werthe.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué ist am 12. Februar 1777 geboren, sollte studiren, trat aber 1794 als Cornet in ein Küraſſierregiment mit seinem Freunde Kleist, machte den Rheinfeldzug mit, lebte dann in ländlicher Stille zu Berlin und Nennhausen, trat 1813 als Lieutenant und dann als Rittmeister wieder in das Militär, machte die Freiheitskriege mit, bekam dann den Abschied als Major, lebte in Berlin und auf seinem Gute, zog 1831 nach dem Tode seiner Gemahlin nach Halle, wo er Vorlesungen über Geschichte der Poesie und Zeitgeschichte hielt, ging 1842 zu ähnlichem Zwecke nach Berlin und starb hier am 23. Januar 1843 am Nervenschlag. Im Anfange schrieb er unter dem Namen Pellegrin. Außer den schon erwähnten Schriften erschienen von ihm: Gedichte aus dem Jünglingsalter (1816), Gedichte, Romanzen, Idyllen, dramatische Dichtungen und Lieder (1818—1827 in 3 Bdn.); Altsächsischer Bildersaal (1818—1819, 4 Bde.); Bertram du Guesclin, Geschichtliches Epos (1821, 3 Bde.); der Sängerkrieg auf der Wartburg (1828); die Weltreiche, Gedichte (1835 u. 1840); Lebensgeschichte (1840); der Pappenheimer Küraſſier (1842); Abfall und Buße (1844); ausgewählte Gedichte, Ausgabe letzter Hand (1841, 12 Bde.) — Ernst Schulze ist am 22. März 1789 zu Celle geboren, vertiefte sich schon in seiner ersten Jugend gern in Rittergeschichten und Feenmärchen und ging 1806 auf die Universität Göttingen, wo er Theologie und Philologie studirte. Er fand hier an Professor Bouterweck einen Mann, der seine poetischen Versuche unterstützte und schrieb im 18. Jahre das erzählende Gedicht Psyche. Nachdem er schon seit einiger Zeit sich einer schwermüthigen Stimmung hingegeben, lernte er die Tochter des Professors Tychsen kennen, der er alle poetische Schwärmerei widmete, promovirte in der Philosophie und gab 1813 ein Bändchen Gedichte heraus. Um diese Zeit starb Cäcilie und Schulze verfiel in die tiefste Melancholie, in welcher er den Entschluß zu dem Gedichte Cäcilie faßte. Aus Lebensüberdruß trat er 1814 in das Grubenhagen'sche Jägerbataillon und machte einen Theil des Krieges mit. Nach seiner Rückkehr nach Göttingen stellte sich auch sein Trübsinn wieder ein, er vollendete das angefangene Gedicht, das im December 1814 fertig wurde, machte im Herbste 1816 eine Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden, wurde aber kränklich, seine Brust war sehr angegriffen und in diesem Zustande schrieb er die bezauberte Rose, womit er den vom Buchhändler Brockhaus auf die beste poetische Erzählung gesetzten Preis gewann. Seine Gesundheit wankte immer mehr, ohne daß er die Gefährlichkeit seines Zustandes selbst ahnte und mit Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien beschäftigt kam er im Frühjahre 1817 nach Celle, wo er am 26. Juni starb. Seine sämmtlichen poetischen Schriften mit Biographie von Bouterwek erschienen Leipzig 1819 in 4 Bdn. und in zweiter Auflage 1822.

272. Da die Romantiker ohnehin nach dem Höchsten strebten, der Vorgang von Göthe und Schiller und die Freiheitskriege die Anforderungen noch steigerten, so war es leicht zu erwarten, daß manche derselben ohne hinreichendes Talent und Genie in diesen Bestrebungen sich bis zur Caricatur der Phan-

taſtik verſtiegen, ja von mehreren wurde gerade das Phantaſtiſche zum Zielpunkte ihres dichteriſchen Strebens gemacht. Bei dieſen iſt die Phantaſie krankhaft überreizt, mit Willkür wird die Poeſie gehandhabt und alle Elemente der Romantik unter einander geworfen und vom Dämoniſchen beherrſcht. Von den nicht wenigen dieſer phantaſtiſchen Dichter iſt am bekannteſten Ernſt Theodor Hoffmann aus Königsberg, der im wilden Taumel haltlos und unſtät von Genuß zu Genuß ſchritt, weder die Mühen eines Berufs ertragen, noch Herr der Verhältniſſe werden konnte, durch geiſtige Getränke ſich in Begeiſterung zu ſetzen pflegte und ſich damit Geſundheit, Beſinnung und Leben raubte. Sein Leben ſelbſt gäbe den Stoff ab zu einem tragiſchen Gemälde, in das überall der Humor hereinſpielt, und ſein Leben, Ende und Schriften würde eine ſchauerhafte Warnungstafel geben, wenn es klarer vor Augen läge. Von ſeinem Landsmann Hippel nahm er ganz die Maxime an, das Selbſtangeſchaute und Selbſterlebte zum Gegenſtande ſeiner Schriften zu machen und darin nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch Verwandte, Freunde und Bekannte figuriren zu laſſen. Bei ihm liegt Alles unter einander, wie ein Haufen Schutt, aus dem ein Anderer das Herrlichſte hätte bilden können, ſeine Originalität war bis auf's Höchſte geſteigert, ſeine Natur von den mannichfaltigſten Launen, die zwiſchen Jovialität und Hypochondrie wechſelten und ſich gegenſeitig nicht recht aufkommen ließen. Im Anfange waren ſeine Phantaſieſtücke in Callot's Manier, welche eigentlich Kunſtnovellen ſind, noch gemäßigt oder doch wenigſtens nicht ſo excentriſch gehalten und erlangten den Beifall von Jean Paul, der gleich das verwandte Talent darin erkannte; bald aber ſchritt er im Sonderbaren und Excentriſchen raſch weiter und verſtieg ſich zuletzt faſt bis zur Höhe des poetiſchen Wahnſinns, wobei er freilich wieder die lichteſten Augenblicke hatte. Ungeachtet dieſer chaotiſchen Verzerrung zeigt ſich doch hin und wieder ein beſſerer Geiſt, aber er konnte nur äußerſt ſelten zur reinen Objektivität hindurchdringen und überall fehlt es ſeinen Schriften an Umgränzung und gehaltenem Colorit; er verſchmelzt das Alltäglichſte mit dem Wunderbarſten ſchroff und widerlich mit einander, ſchneidend fährt oft die Kälte der Reflexion hindurch und nur in lichten Augenblicken konnte er einige beſſere Erzeugniſſe verfaſſen. In ſeinem Geiſte wogt wie eine wilde Jagd das dunkle Prinzip auf und nieder, voll furchtbarem Contraſt zwiſchen Ernſt und Scherz, man erblickt bei ihm den Tag nur durch die Dämmerung und Nacht und dies geſpenſtige Weſen erfüllte ihn noch mit einem wollüſtigen Grauſen. Nach ſeiner erſten Schrift folgten raſch mehrere, wie ſeine Elixire des Teufels, dann die Nachtſtücke, hierauf die Serapionsbrüder, welches Werk dreiundzwanzig Erzählungen oft von vielem Werthe enthält, wie z. B. Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen, und Johannes Wacht, und unter den ſpäteren ſind die Lebensanſichten des Kater Murr und ſein Meiſter Floh als die gelungenſten auszuzeichnen. Auch ſeine letzten Arbeiten, die Geneſung und der Feind, ſind höchſt anziehend, und gerade dieſe

beweisen am besten, was er bei Mäßigung, Besonnenheit und Ruhe hätte werden können. Ungeachtet seiner bedeutenden Ausschreitungen und Uebertriebenheiten wurden Hoffmann's Schriften ungemein gerne gelesen und Hoffmann war auch einer der wenigen Schriftsteller, dessen Werke rasch in's Französische übersetzt wurden und einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur dieses Landes übten, denn Viktor Hugo, Paul de Kock und Jules Janin setzten diesen Geschmack fort und haben zum Theil ihn noch übertrieben, wenn auch bei ihnen der Champagner nicht das Prinzip der Dichtung wurde.

Ernst Theodor Wilhelm (gewöhnlich E. T. Amadeus) Hoffmann ist am 24. Januar in Königsberg geboren, studirte daselbst die Rechte, arbeitete dann beim Oberamtsgerichte zu Glogau, wurde 1800 Regierungsassessor in Posen, 1802 Rath bei der Regierung in Plock und 1803 in gleicher Eigenschaft zu Warschau, wo aber der Einmarsch der Franzosen seine Thätigkeit unterbrach. Er suchte nun durch seine musikalischen Kenntnisse sich Verdienste zu verschaffen, folgte 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden als Musikdirektor nach Bamberg, erlebte aber bald, daß das Theater Banquerott machte, wo er in die bitterste Noth gerieth, gab hierauf Musikunterricht, arbeitete in die musikalische Zeitung und ging nach Berlin, wo ihn ein lüderliches Leben in Schulden stürzte. Endlich bekam er 1813 die Stelle als Musikdirektor bei der Joseph Seconda'schen Theatergesellschaft und versah dieselbe zu Dresden und Leipzig bis 1815, wo er als Rath beim Kammergericht in Berlin angestellt wurde. Hier versah er seine Stelle durchaus gut, lebte aber sonst in den wildesten Orgien, bekam die Rückenmarksdarre, beobachtete auch bei den gräßlichsten Operationen, als ihm das Fleisch längs des Rückenmarks weggebrannt wurde, die stoischste Ruhe und starb am 25. Juni 1822. Von seinen Schriften gaben seine Wittwe und sein Freund Hitzig eine Auswahl in 10 Bdn., Berlin 1827—28, wozu noch 5 Bde., Stuttgart 1839—40 kamen. Im Jahre 1844 erschien zu Berlin eine neue Gesammtausgabe von 12 Bdn. Sein Leben beschrieb Hitzig, Berlin 1823.

273. Auf ähnliche Weise trieben das Spiel phantastischer Romantik Achim von Arnim und Clemens Brentano, die sich durch des Knaben Wunderhorn, eine Sammlung deutscher Volkslieder, ein nicht geringes Verdienst erwarben, obschon sie dabei nicht immer die richtige Auswahl trafen und Manches als Volkslied gaben, was es nicht im Mindesten ist, sie auch mit den Liedern selbst oft willkürlich verfuhren. Achim von Arnim irrlichterte zwar ebenfalls im Gebiete der Phantastik, aber es tritt bei ihm das poetische Prinzip doch noch deutlicher und klarer hervor, denn er war durch Studien und Reisen gebildet, von edler Gesinnung, fest und patriotisch in seinem reiferen Alter und nur dadurch, daß die kalte Reflexion und seine übersprudelnde Phantasie ihn hin- und herdrängte, vermengten sich Originelles und Berechnetes bunt mit einander und gerieth er in das Gewirre der Genialitätsaffektation. Er konnte zu keiner Herrschaft über die Kunst gelangen und an deren Stelle warf ihn die Willkür hin und her, sprang er vom Alltäglichen und Gewöhnlichen zum Wunderbaren und grauenhaft Unheimlichen und von herzloser Kälte zur erwärmendsten Frische und Wärme über, so daß man wohl überall die schönsten Gedanken und reichsten Elemente trifft, aber nichts geläutert und kunstmäßig gestaltet ist. Er versuchte sich im Drama wie in der Novelle und wirft hier Natur und Geschichte, das

gewöhnliche Leben und die Mährchenwelt bunt durch einander, wobei die köstlichsten Perlen der Gedanken und das ächt volksthümliche Element durchblickt. Seine dramatischen Produktionen: Die Gleichen, der Auerhahn und Halle und Jerusalem suchen den Humor Shakespeare's zu erreichen, aber wo sich immer auch frische Laune zeigt, da wird sie immer wieder durch erzwungene Reflexion vernichtet. Seine Novellen und Romane, die zum Theil unter dem Titel: Landhausleben erschienen, zeigen oft ächt poetische Erfindung und treffende Schilderung und Darstellung, die nur immer wieder durch die Nebelgestalten und das Dämonische gestört werden, so daß das Widersprechendste neben einander tritt und die Maßlosigkeit alle poetische Begränzung vernichtet. In seinem Romane Gräfin Dolores ist der Anfang mit vieler Kunst und Mäßigung gemacht, aber im Verlauf desselben traten seine Eigenheiten um so greller hervor, um sich am Ende zum höchsten Grade zu steigern. Der unvollendete Roman die Kronenwächter zeigt dasselbe, und wäre der zweite Theil dazu erschienen, so würde er wohl auch ebenso unförmig geendet haben; es ist dies übrigens sein bestes Werk, worin er die Zeit des Kaisers Maximilian in ihren vielseitigen tiefen Beziehungen zu den nationalen und allgemein menschlichen Interessen darstellt, mit kräftigen und großartigen Zügen die Zukunft der deutschen Volksentwicklung andeutet und über das Ganze den Duft zarter Innigkeit, Liebe und Hingebung streut. — Sein Schwager Clemens Brentano bewegte sich auf demselben Gebiete der Phantasterei, nur daß er es komödienhafter und mit Uebermuth that, wodurch ihm fast Alles zur Caricatur wurde, das Heilige mit dem Gemeinen ohne allen Uebergang verbunden ist und sich die Gestalten in seinen Dichtungen wie die Harlekins des Carnevals hin und her bewegen, worauf er gewöhnlich in Frömmelei übergeht und für den tollen Spuck in Sack und Asche büßen läßt. Neben der unbefangensten Kinder- und Mährchenwelt gefiel er sich wieder ebenso gern im Wunderbaren, Schauerlichen und Geisterhaften und überall erschienen seine krankhaften Träume und aftergeniale Uebertreibung. Seine ersten satirischen Versuche gab er unter dem Namen Maria heraus und lieferte dann im Romane Godwi oder das steinerne Bild der Mutter neben arg verwilderten Theilen wieder meisterhafte Scenen. In seinem Lustspiele Ponce de Leon (1804) bricht ein innerer Muthwillen und eine antiphilisterhafte Lustigkeit aus, aber es ist Alles zu formlos, als daß es ästhetische Befriedigung gewähren könnte, zu zerrissen und voll wüster Träumerei, so daß sich daraus nur das schöne Lied: Nach Sevilla erhalten hat. In ähnlicher Art und nur noch unbedeutender ist das Schauspiel: Die Gründung Prags (1817), das an gleicher aftergenialer Uebertriebenheit leidet. Seine Mährchen und Novellen sind schon reicher an ansprechenden Stellen, obschon auch hier die Willkür die schönste Anlage wieder vernichtet. Dahin gehört sein von phantastischer Witzlust übersprudelnder Roman: Der Philisterin, vor und nach der Geschichte, worin er allen An-

forderungen eines guten Geschmacks spottet. Hiervon sind mehr frei seine kleineren Erzählungen, wie: Vom braven Kasperl und schönen Annerl, welche ziemlich wahr und naiv ist. Am bekanntesten und gerühmtesten ist das Mährchen: Gockel, Hinkel und Gakeleia, worin er neben einer lieblichen, kindlich-naiven Auffassung des Stilllebens der Thier- und Naturwelt gegen neuere Zeiterscheinungen zu Feld zieht und neben anziehenden Einzelnheiten das albernste, wahnwitzigste Zeug erscheint und alle seine Tugenden und Untugenden neben einander auftreten, so daß man das Buch wohl den Schlußstein aller romantischen Phantasterei nennen darf. Auch in lyrischen Dichtungen hat sich Brentano versucht und außer oben angeführten Liedern gehören die Romanzen: Die Gottesmauer und die Prager Musikanten zu unseren besten Leistungen. — Ein Beispiel ähnlicher Verirrungen der romantischen Schule ist die Schwester des Letztgenannten und die Gattin des Ersten, Bettina von Arnim, über welche Lob und Tadel immer noch getheilt ist, wobei jedoch der Tadel mit der Zeit nur zunehmen kann, denn ihre Schriften beurkunden zwar ein edles Gemüth und schönes Streben, aber sie kokettirt zu viel mit sich selbst und läßt sich in philosophische und religiöse Schwelgereien ein, die sie eben nicht versteht, so daß daraus das Wunderlichste und Barockste hervorgeht. Ihr Briefwechsel eines Kindes mit Göthe machte sie zuerst bekannt und es ist das Werk auch wirklich so launisch und läppisch, so weinerlich und eitel und doch wieder poetisch naiv, hingebend und phantasievoll, wie es der Kindernatur eigen ist, bei welcher auch Lachen und Weinen, Ernst und Spiel in Einem Winkel liegt. Man kann das Buch wirklich gern haben, aber diese Gebilde der gaukelnden Phantasie, diese Schwelgereien und Orgien der zartesten Gefühle vermag man nimmermehr zu achten, denn überall tritt in dem Bestreben, das, was besser in der innersten Tiefe der Menschenbrust wohnen sollte, so offen und ungescheut an das helle Tageslicht und vor Aller Augen zu stellen, ein wahre geistige Unkeuschheit hervor, und wenn man selbst das naive, keck sich umherschaukelnde Kind, das über seine Fehler lacht, wenn man sogar die Jungfrau lieben kann, die glühend und neckisch, übermüthig und trotzköpfig sich zeigt, so ist es doch hassenswerth zu sehen, wie da die volle trunkene Raserei der Liebe und diese Prostitution der innersten Gefühle des Herzens und der Götterkultus, der mit Göthe getrieben wird, in ihrer Blöße und Nacktheit von einer Frau, die noch lebt, auf den literarischen Markt gebracht wird, zumal da in dem Buche noch so viel Gemachtes erscheint und gar Manches erst von der Verfasserin dazu gedichtet wurde. Uebrigens ist wirklich die Sprache musikalisch, fast wie Lyrik, und besonders im dritten Theile, dem Tagebuche, sind sehr schöne Stellen und zeigt sich viele Kunst und ein schönes Erzählertalent, nur fehlt eben das Maaß strenger Komposition. Ihr Buch: Die Günderode ist auch ein Briefwechsel und voll poetischer Schönheiten und sinniger Empfänglichkeit für das Walten der Natur, aber es erscheint auch hier wieder dieselbe krankhafte

Geistesrichtung und überspannte Phantasie, und es ist widerlich zu sehen, wie eine ältere Frau hier durch übergroße Naivetät und erzwungene Kindlichkeit kokettirt. Endlich schrieb sie 1843 die Schrift: Dies Buch gehört dem Könige, worin sie dasselbe Thema über den Staat variirt und wohl eine gute Absicht gehabt hat, womit sie sich aber zuletzt nur lächerlich machte, denn Wahres und Falsches ist bunt durch einander verwirrt, und dazu noch über Alles eine Art sibyllinisches Dunkel verbreitet, welches das Buch nur widerlich macht.

Ludwig Achim von Arnim ist am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren, studirte in Göttingen Medizin und vorzüglich Naturwissenschaften, promovirte und schrieb einige naturwissenschaftliche Schriften, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden, machte Reisen in Deutschland, wo er vorzüglich Volkslieder sammelte, lebte dann mit Clemens Brentano in Heidelberg zusammen, mit dem er des Knaben Wunderhorn herausgab, wohnte hierauf als Schriftsteller abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme und starb daselbst am 31. Januar 1831. Seine sämmtlichen Werke sind von Wilhelm Grimm zu Berlin 1839 u. ff. in 12 Bdn. herausgegeben worden. — Clemens Brentano ist am 9. September 1778 zu Ehrenbreitstein geboren, besuchte das Gymnasium zu Koblenz, erlernte dann die Kaufmannschaft, sein poetisches Talent trieb ihn aber dazu, in Versen zu correspondiren und man sah ein, daß er für den Kaufmannsstand nicht tauge, und ließ ihn zu Marburg und Jena studiren. Hier nahm er an den Bestrebungen der romantischen Schule Antheil, lebte einige Zeit in Dresden, führte am Rhein und an der Donau ein freies Sängerleben und hielt sich dann in Heidelberg bei Görres und Arnim auf. Er wurde später Verwalter einer böhmischen Herrschaft, die seinen Brüdern gehörte, wurde 1818 katholisch, lebte dann bald in Frankfurt, bald in Koblenz, Regensburg und Paris, in der Schweiz, Tirol und in München und starb endlich am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. Seine Schriften sind: Satire und poetische Spiele, 1800; Godwi, 2 Bde. 1801; die lustigen Musikanten, 1803; Ponce de Leon, 1804; Bog's des Uhrmachers wunderbare Geschichte, 1807; des Knaben Wunderhorn, 3 Bde. 1806—1808; der Goldfaden, 1809; die Philister, 1811; der Rheinübergang, 1814; die Gründung Prag's, 1816; Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, 1817; Schneeglöckchen, 1819; die mehreren Wehmüller und ungarische Nationalgesichter, 1833, 2te Aufl. 1843; Papiere aus dem Nachlasse eines Dorfschulmeisters, 1827; Geschichte vom braven Kasperl, 1838; Gockel, Hinkel, Gackeleia, 1838; Rothkehlchens, Liebseelchens Ermordung und Begräbniß, 1843; Frühlingskranz, 1844; das Mährchen des Clemens Brentano, herausgegeben von Guido Görres, 1846. — Bettina von Arnim, geborne Brentano, ist am 4. April 1785 zu Frankfurt geboren, erhielt ihre Erziehung in einem Kloster, verheirathete sich mit, Achim von Arnim und lebt seit dessen Tod in Berlin. Ihre Schriften sind: Briefwechsel Göthe's mit einem Kind, 3 Bde., Berlin 1835; die Günderode, ein Briefwechsel, 2 Thle., Grünberg, 1840 und Dieß Buch gehört dem Könige, 2 Thle., Berlin 1843.

274. Neben den verschiedenen Vertretern der Romantik erschienen wieder Einzelne, welche die romantischen Elemente nach anderen Richtungen ausbeuteten und sich auch immer mehr von der ursprünglichen Romantik entfernten. Dahin gehört Wilhelm v. Schütz, der dasselbe Schwanken zwischen dem Antiken und Modernen, historischen Sympathien und religiöser Mystik offenbart und zu keiner großen Bedeutung gelangen konnte. Er besitzt wohl Phantasie und die Gewalt der Sprache, aber er verfiel in Unnatur, Ueberkünstelei, Ueberschwänglichkeit und Fratzenhaftigkeit, so daß er unter allen Romantikern

am wenigsten Glück machte. Am bekanntesten ist sein Trauerspiel Lacrymas, das aber nur eine Nachahmung von Schlegel's Alarcos ist und mit diesem seine Confusion der Tendenz und Formen theilt. Etwas besser sind seine historisch-romantischen Dramen, wie Karl der Kühne, die bei gelungenen einzelnen Stellen doch den geschichtlichen Stoff nicht recht aufzufassen vermögen. — Viel berühmter wurde Leopold Schefer, der ein reiches Gemüth, sinnende Betrachtung und bedeutendes Talent für Erfindung und Darstellung besitzt und in der Charakterzeichnung oft durch feine psychologische Züge überrascht, aber die Natur zu sehr als eine Göttin erklärt und dabei meist wieder den festen Grund der Wirklichkeit verläßt, wie überhaupt seine Dichtung an der Krankheit des Gesuchten leidet. Seine Gedichte zeigen eine glühende Begeisterung für die Natur, seine meist von einer tiefen Grundidee beherrschten Balladen und Romanzen enthalten malerische Schilderungen und nur versteht er es nicht, den Versen den rechten musikalischen Wohllaut zu verleihen. In seinen Novellen, worin die affektirte Originalität gern als wahr erscheinen möchte, spielt die Phantastik des Humors und es ist darin zu viele gedehnte Reflexion und Breite, ohne daß das Ganze sich abrundet, wie es sein historischer Roman: Die Gräfin Ulfeld, beweist, worin jedoch viele schöne einzelne Stellen und gute Gedanken erscheinen. Am berühmtesten ist sein Laienbrevier, worin er in einer Reihe von Betrachtungen die ganze Summe seiner äußeren und inneren Erfahrungen niederlegte und einen neuen Ton des Lehrgedichts anschlug. Er schwelgt darin ganz in der Naturseligkeit und predigt ein pantheisirendes Christenthum der Liebe, bei dem sich aber das positive Meisterthum nicht befriedigt und der persönliche Gott ganz in das Göttliche verflüchtigt ist. Als Kunstwerk gehört es jedenfalls zu den besten Werken, denn es zeigt sich darin in der Form männlichen Ernstes eine reiche kindliche Innigkeit, die an das Kleinste das Höchste anzuknüpfen weiß und überall von sittlicher Reinheit durchdrungen ist. — Auch C. Weisflog sympathisirte mit den Romantikern und schrieb in Jean Paul'scher Manier seine Erzählung: Biographische Spittelfreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Kätzlein, welche ein reiches Gemüth verräth, aber zu viel Sentimentalität enthält und dadurch wenig Erfolg erlangte.

Wilhelm von Schütz ist am 13. April 1776 zu Berlin geboren, wurde preußischer Landrath und Direktor der Ritterschaft in der Landmark zu Zibingen, legte später diese Stelle nieder und privatisirt seither auf seinem Landgute Kummerow in der Lausitz. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: Neue Schauspiele, 1801; Lacrymas, 1803; Niobe, Tragödie, 1807; der Graf und die Gräfin v. Gleichen, Tragödie, 1808; Romantische Wälder, 1808; der Garten der Liebe, 1811—1822; Graf von Schwarzenberg, Tragödie, 1819; der Raub der Proserpina, Drama, 1818; dramatische Wälder (Gismunda, Evadne), 1821; Karl der Kühne, Drama, 1821 u. A. — Leopold Schefer ist der Sohn eines Arztes und am 30. Juli 1781 zu Muskau geboren, besuchte das Gymnasium in Bautzen, bildete sich dann durch Privatstudien aus, widmete sich der Poesie und Musik, wurde 1813 Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler-Muskau, der ihm die Mittel gab, eine längere Reise nach England, Italien und dem Orient zu machen und lebt seit 1820 in seiner Vaterstadt.

Seine Schriften sind: Gedichte mit Compositionen, 1811—13; Novellen; 1828—29, 5 Bde.; kleine lyrische Werke, 1828. Neue Novellen, 4 Bde., 1831—35; Lavabecher, 2 Bde. 1833; die Gräfin Ulfeld, 2 Bde. 1831; Laienbrevier, 1834—35, 5te Aufl. 1846; kleine Romane, 5 Bde. 1837—39; Mahomet's türkische Himmelsbriefe, 1840; Graf Promnitz, der letzte des Hauses, 1842; göttliche Comödien in Rom, 1843; Genevion von Toulouse, 1846; der Weltpriester, 1846; Gedichte, 3te Aufl. 1847; Ausgewählte Schriften, 12 Bde. 1845—46. — Karl Weisflog ist am 27. Decbr. 1770 zu Sagan geboren, studirte in Königsberg die Rechte, ward dann Hauslehrer beim Major von Ziegler, wurde Referendar zu Tilsit und Memel, 1802 Landrichter in Sagan, 1827 Stadtgerichtsdirektor und starb am 17. Juli 1828. Seine Historien und Phantasiestücke erschienen 1824 in 9 Bänden.

275. Die Richtung Schiller's mit jener der Romantik verschmelzend, bewegten sich die Brüder Collin aus Wien auf dem Gebiete der dramatischen Poesie, beide jedoch bei aller vaterländischen Tendenz nur wenig mit Phantasie und Originalität begabt und mehr sich dem rhetorischen und reflektirenden Pathos hingebend, welches die Muse ihrer Dichtung war. Heinrich Joseph von Collin hat sich zwar auch im Gebiete der Lyrik versucht und sein Kaiser Max auf der Martinswand ist nicht nur wegen der Composition, sondern auch wegen der dramatisch lebendigen Darstellung und richtigen Zeichnung der Charaktere und Situationen wichtig. Auch seine Romanzen: Kaiser Albrecht's Hund und Herzog Leupold, sowie seine Wehrmannslieder gehören zu den besseren Gedichten; sein eigentliches Feld war jedoch das höhere Trauerspiel, wobei er es versuchte, den antiken Charakter des Drama's auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Seine hauptsächlichsten Dramen sind Regulus, Coriolan, Balboa, Polyxena, Bianca de la Porta, die Horatier und Curiatier und Mäon, die jedoch nicht nur zu breit sind, sondern kalt, regelrecht und voll glatter Rhetorik mehr den Eindruck einer Art Schulübungen machen, als daß sie ein großartiges schöpferisches Talent verrathen. Ueberhaupt verführte ihn die Shakespeare'sche Weise zu sehr und besaß er zu geringe poetische Begabung. Sein Bruder Matthäus von Collin versuchte sich auch im Gebiete des Drama's, wobei er Shakespeare und Schiller zum Vorbilde nahm, aber er neigte sich mehr der Oper zu und besaß kein poetisches Genie, so daß Alles bei ihm zu todt und mechanisch, ohne Leben und Seele vorüberschreitet. — Ein anderer Dramatiker dieser Art, der zwischen Schiller und den Romantikern schwankte, war J. A. Apel, der, außer kleineren Gedichten ohne besonderen Werth, Novellen im schauerlichen Stil, wovon jedoch der Freischütz und das stille Kind vortrefflich sind, in seinem Gespensterbuche, sowie solche voll tiefem Gefühl und feinem Scherz lieferte und Anfangs Tragödien nach Art der Griechen zu schreiben versuchte. Später machte er sich auch an die moderne Tragik, wohin sein Kunz von Kaufungen und Faust gehören. Hierin tadelt man mit Recht die fast überdrastische Kraft und große Verkennung des wahren Wesens der ächten Poesie. Uebrigens hat sich Apel um die Metrik nicht unwesentliche Verdienste erworben. Auch Franz Horn gehört noch zur romantischen Schule

und schrieb Romane und Novellen, die an poetischer Halbheit und Gefühlsmattigkeit leiden. Seine Jugendarbeiten: Guiskardo und Henriko und Octavio von Burgos athmen feurige Sehnsucht und tiefe Wehmuth und zeugen von vaterländischem Sinn. Besser ist sein Otto und voll Lebhaftigkeit der Phantasie sein Kampf und Sieg. Von seinen Novellen sind die diamant'ne Kutsche, der ewige Jude, Beatrix und Mitternacht die besten und seine Erzählung Konrad der Schmid ist hinsichtlich des Entwurfs und der Ausführung ebenfalls gelungen. Als Historiker verstand er es vortrefflich, zu porträtiren, und mehrere seiner kleinen Biographieen verdienen alles Lob. Für die Literaturgeschichte ist sein Werk: Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen seit Luther's Zeit ziemlich wichtig geworden, besonders durch seine treffenden Bemerkungen über die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Sein Buch über Shakespeare's Schauspiele ist zu breit und oberflächlich gehalten, obwohl es viel dazu beitrug, diesen Dichter genauer verstehen und kennen zu lernen. Seine Gedichte sind unbedeutend. — Wie diese auf der Grundlage der romantischen Elemente sich mehr an Schiller hielten, so borgte Ernst Wagner aus Meiningen Manches von Göthe, aber er besaß kein Genie, sondern nur ein gutes Talent für Sprache und Darstellung und suchte den Mangel an Poesie durch phantastische Uebertreibungen zu ersetzen. Doch zeigt er feine Welt- und Menschenkenntniß und vieles Gemüth. Sein Roman: Willibald's Ansichten des Lebens, ist im Allgemeinen ein gelungenes und nur zu phantastisches Gemälde, während die reisenden Maler und die Reisen aus der Fremde in die Heimath, Isidora und Ferdinand Müller im Allgemeinen zu viel Reflexion enthalten und sich nur durch einzelne gelungene Situationen auszeichnen. Er hätte übrigens noch Besseres leisten können, wenn er in anregenderer Umgebung und länger gelebt hätte, da er kaum acht Jahre literarisch thätig war.

Heinrich Joseph v. Collin ist am 26. Dezember 1772 zu Wien geboren, trat 1781 in das Löwenburg'sche Stift, wo er seine erste Bildung erhielt, bildete sich durch Selbststudien noch weiter aus, studirte 1790 Rechtswissenschaft und wurde bei der Finanzhofstelle angestellt, wo er im Jahre 1809 zum Hofrath ernannt ward, widmete sich schon früh der Poesie, fand mit seinen Dramen in Wien ziemlich viele Erfolge und starb am 28. Juli 1811. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Wien 1814 in 6 Bdn. Sein Bruder Matthäus v. Collin ist am 3. März 1779 geboren, studirte Jurisprudenz, wurde 1808 Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau, später in Wien, redigirte seit 1818 die Wiener Jahrbücher der Literatur, wurde 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt und starb am 23. Nov. 1824. Seine dramatischen Werke erschienen zu Pesth 1815—1817 in 4 Bdn. und seine Gedichte zu Wien 1827 in 2 Bdn. — Johann August Apel ist im Jahre 1771 zu Leipzig geboren, studirte 1789 bis 1793 zu Leipzig und Wittenberg Rechtswissenschaft, Philosophie und Naturwissenschaften, promovirte 1795, widmete sich der juristischen Praxis, wurde 1808 Rathsherr und starb am 9. August 1816. Seine Schriften sind: Tragödie, Leipzig 1805; die Aetolier, Tragödie, Dresden 1806; Kallirrhoe, Tragödie, 1807; Kunz v. Kauffungen, 1809; Cikaden, 3 Bde., 1810—1811; Gespensterbuch (mit Laun), 5 Bde., 1810—15; Wunderbuch,

1815—17; Metrik, 2 Thle., 1814—16 und neue Auflage 1831; Zeitlosen, 1817. — Ernst Horn ist am 20. Juli 1781 zu Braunschweig geboren, studirte zu Jena die Rechte, wurde 1802 Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, 1805 in Bremen, kehrte 1809 nach Berlin zurück, hielt öffentliche Vorträge über Literaturgeschichte und widmete sich der Poesie. Unter seinen zahlreichen Schriften nennen wir blos: Gesammelte Novellen, 2 Bde., 1819—20; gesammelte Gedichte, 1820; die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart, 4 Bde., 1822—29; und Shakespeare's Schauspiele erläutert, 1823—27. — Ernst Wagner ist am 21. Februar 1768 zu Roßdorf geboren, studirte in Jena Jurisprudenz, wurde Gutsverwalter in seinem Geburtsorte, begann 1803 die schriftstellerische Laufbahn, ward 1804 herzoglicher Cabinetssecretär und starb am 28. Februar 1812 zu Meiningen. Seine sämmtlichen Schriften erschienen zu Leipzig 1827.

276. Mit dem Erscheinen der Walter Scott'schen Romane begann bei uns eine andere Richtung in diesem Gebiete, indem man nun mit besonderer Vorliebe historische Stoffe wählte. Hier begann Van der Velde zuerst diese Art Romane, welche aber breit ausfielen und von Scott nicht den Geist, sondern die Manier nachahmten. Während nämlich bei dem Schotten der Roman fast nur Nebensache war, wurde er hier zur Hauptsache und nahm Van der Velde die historischen Lebensverhältnisse nur zum Grunde und Rahmen, der die romantische Erzählung in ein eigenthümliches Licht stellen muß. Er verstand es wohl, die Localfarben ziemlich treu wieder zu geben und auch die Charaktere interessant zu individualisiren, aber er ist nur ein sehr blasses Abbild des großen Schotten und schweifte auch außerhalb des Vaterlands nach allen Gegenden der Welt, während sich bei Scott Alles auf das Vaterland bezieht. Uebrigens machte Van der Velde auch Versuche mit Gedichten und im Drama. Viel bedeutender ist Wilhelm Hauff, der nicht nur die ironisirende Richtung mit Glück versuchte, sondern sich auch mit Talent im Gebiete des Mährchens und Ritterromans bewegte. Besonders das Mährchen behandelte er mit freier Phantasie und verstand es schön abgerundet darzustellen; in seinen Memoiren des Satans offenbart sich viele Phantasie und sein Roman der Mann im Monde, womit er Clauren zu persifliren suchte, hat einen ganz vortrefflichen Stoff, der besser zu einem guten Romane gedient hätte. Seine größte Leistung ist der Roman Lichtenstein, wozu er die Sage selbst erfand und worin er Zeit und Verhältnisse in blühender Sprache und durchaus getreu zu vergegenwärtigen wußte. Unter seinen kleineren Erzählungen ist die Bettlerin vom Pont des Arts die beste, und am reichsten sprudelt sein poetisches Talent in den Phantasien im Bremer Rathskeller, nur ist die Composition hier nicht sehr vollendet und es fehlt ihm überhaupt die Tiefe, ideenreicher Witz und künstlerische Vollendung der Composition. Leider starb Hauff sehr jung und hatte noch sich das Verdienst erworben, die Clauren'schen Romane in Verruf gebracht zu haben. Der preußische Geheime Rath Karl Heun hatte nämlich unter dem Pseudonamen Heinrich Clauren eine ganze Reihe von frivolen Romanen und Erzählungen geliefert, welche mit wahrer Heißgier vom

Publikum verschlungen wurden, z. B. Mimili, und die so platt und ordinär, so poesie- und geistlos waren, wie nicht leicht andere Schriften, sich jedoch dem Publikum durch lebendige Darstellung und das Vorführen des Hausgebackenen empfahlen und die Lüsternheit der Jugend dadurch rege machten, daß er überall Obscönes und Anreizendes in Aussicht stellte und nur halb umflorte und dadurch viel zur Entsittlichung seiner jungen Zeitgenossen beitrug. Hauff hatte nun diese Manier noch übertrieben, um die Unsittlichkeit dieser Romane offen darzulegen, und hatte seinem Romane die Controverspredigt gegen Clauren nachgesendet, welche eindringend vor dem Lesen so verderblicher Bücher warnte. — Heinrich Zschokke aus Magdeburg, aber schon frühe in der Schweiz eingebürgert, steht mit seinen früheren Leistungen noch ganz in der Sphäre der Romantiker, während seine neueren mehr der Gegenwart angehören, findet aber am besten hier seine Stelle, da er ja auch schon als Nachahmer von Schiller's Räubern genannt werden mußte. Zschokke hat eine vielseitige Thätigkeit entfaltet und besonders die romantischen Elemente mit der Erzählungsweise von Walter Scott in Verbindung gebracht. Seine Leistungen befriedigten zwar hauptsächlich nur das vorübergehende Bedürfniß und da sie zu leicht und flüchtig geschrieben wurden, fehlt ihnen Gründlichkeit, Gediegenheit und Tiefe, wogegen sie praktischen Werth bekamen und vorzüglich auf seine Zeit wirkten. Seine Erzählungen, Novellen und Romane sind übrigens klar und lichtvoll geschrieben, offenbaren ein edles und wohlwollendes Gemüth und lassen um so mehr bedauern, daß er sich nicht genug sammeln konnte, um ihnen einen höheren Werth und größere Abrundung zu geben. Zu seinen besten derartigen Werken gehören: Addrich im Moos, der Kreole, Alamontade, Jonathan Frock, Clementine und Oswald. Sein Goldmacherdorf, das in außerordentlich vielen Exemplaren verbreitet wurde, und die Branntweinpest sind auch dadurch merkwürdig, daß sie das Volk aufklärten und unendlich viel Nutzen gestiftet haben. Auch im Gebiete der Geschichte hat er sich versucht und eine Geschichte des bayerischen Volks und der Schweiz geschrieben, welche auf die Bedürfnisse der Gegenwart viele Rücksicht nehmen und eine klare und lichtvolle Darstellung haben, aber den Anforderungen der ächten Historie nicht recht entsprechen wollen. Seine Selbstschau gewährt durch interessante Mittheilungen und gute Darstellung ein schönes Bild von seinem Leben und den Zeitverhältnissen, in denen er sich bewegte, und lassen besonders seinen eigenen reinen Charakter deutlich hervortreten. Uebrigens ist Zschokke auch der Verfasser der Stunden der Andacht, welche nächst der Bibel wohl das verbreitetste Buch in Deutschland sein dürften, jedoch das Christenthum zu sehr verflüchtigten und verwässerten und durch ihre Verallgemeinerung desselben viel zum religiösen Indifferentismus unserer Tage beigetragen haben. Endlich reihen sich hier noch die Novellen von Heinrich Steffens an, deren wir später noch gedenken müssen.

Zu den Halbromantikern, die wieder mehr Göthe und Schiller sich zuwandten, gehört ferner Adam Oehlenschläger, ein Däne von Geburt, der aber auch der deutschen Sprache so mächtig war, daß er darin dichtete. Er war jedoch mehr Dilettant als dichterisches Genie, verstand es nicht, das Leben tiefer zu erfassen, und bei aller Phantasie und vielem Gefühl mangelte ihm vorzüglich Kraft und Energie und zerfloß Alles in sentimentaler Weichheit. Die Neigung dazu gewann er besonders von Iffland und Kotzebue, die er nachahmte, und seine Werke erheben sich kaum über die Mittelmäßigkeit. Dazu gehören: Aladin oder die Wunderlampe, ein versificirtes, romantisches dramatisirtes Mährchen, das nur zu gedehnt und breit ist; seine dänisch-nordischen Stücke, wie Hakon Jarl, Palnatoke, Axel und Walburg, sind von eigenthümlicher Färbung und am berühmtesten sein Correggio, ein Künstlerdrama, das wohl die Charaktere der Maler Correggio, Michel Angelo und Julio Romano mit Kunst zeichnet, aber eine kümmerlich zusammengedrückte Nebelgestalt ist, wobei das tragische Moment, der Tod des Correggio, durch das Tragen eines Sacks von Kupfermünzen herbeigeführt wird, den er für ein Bild erhielt, da er doch das Kupfergeld blos wechseln lassen durfte, um das Tragische zu entfernen. Seine kleineren Gedichte und Romanzen sind von geringem Werth und darunter wohl das beste: die Rosenbüsche. — Auch August Klingemann versuchte sich im Drama und schrieb seinen Heinrich den Löwen, Luther, Moses, Faust und deutsche Treue; sie haschen aber zu sehr nach großen Phrasen und Effekt und enthalten wenig Poesie. Was er im Roman versuchte, ist noch geringhaltiger. Endlich lieferte noch Eduard Gehe historische Dramen, wobei er sich gegen die Romantiker richtete, aber es sind sämmtliche Stücke wieder in Vergessenheit gerathen, bis auf die Oper Jessonda, welche Spohr komponirte.

Franz Karl van der Velde ist am 27. September 1779 zu Breslau geboren, studirte 1797 die Rechte zu Frankfurt a. d. O., wurde dann Auscultator, 1804 Stadtdirector zu Breslau, dann Stadtgerichtsdirektor zu Winzig, 1814 Assessor beim Stadtgericht in Breslau, 1818 Stadtrichter in Zobten, 1823 Justizcommissär in Breslau und starb am am 6. April 1824. Seine sämmtlichen Werke mit seiner Lebensbeschreibung wurden von Böttiger und Th. Hell in 25 Bänden zu Dresden 1824 herausgegeben. — Wilhelm Hauff ist am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, besuchte die Schule zu Blaubeuren, studirte 1820 in Tübingen Theologie, wurde dann Hauslehrer in Stuttgart, eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Mährchenalmanach auf das Jahr 1826, gerieth wegen des Romans der Mann im Monde, dem er den Namen H. Clauren vorgesetzt hatte, mit diesem in Prozesse, machte nach Beendigung des Lichtenstein eine Reise nach Paris und Norddeutschland, schrieb seine Phantasien im Bremer Rathskeller, redigirte eine Zeit lang das Stuttgarter Morgenblatt und starb am 18. Nov. 1827. Seine sämmtlichen Werke gab G. Schwab heraus, Stuttgart 1830 und wieder 1840 und 1845. — Karl Heun, mit dem Schriftstellernamen H. Clauren, ist am 20. März 1771 zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren, besuchte 1786 das Gymnasium zu Gotha, studirte 1788 zu Leipzig und Göttingen die Rechte, gab schon an ersterem Orte den Roman Gustav Adolf heraus, wurde beim Minister von Heynitz Privatsecretär, dann geheimer Secretär, Assessor bei der Bergwerks-

und Hüttenadministration, wurde 1801 Verwalter in Posen und Cujavien, trat mit dem Buchhändler Rein in Leipzig in Compagnie, ging 1804 nach Petersburg und wurde 1806 auf's Neue Gutsverwalter in Posen, kam 1810 nach Berlin und als Hofrath in's Bureau Hardenberg's, wurde im Hauptquartier 1813, beim Wiener Congresse, beim preußischen Gouvernement des Königreichs Sachsen, dann in Merseburg und bis 1819 bei der Auseinandersetzungscommission in Sachsen verwendet, 1820 Redacteur der Staatszeitung, dann Geheimer Hofrath, 1824 beim Generalpostamt angestellt und starb 1839. Seit 1819 gab er das Taschenbuch Vergißmeinnicht heraus, 1817 seine dramatischen Produkte und später erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke. — Johann Heinrich Daniel Zschokke ist am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, ging 1788, nachdem er sich auf dortigem Gymnasium gebildet hatte, heimlich von da weg und trieb sich mit wandernden Schauspielern als Schauspieldichter umher. Er versöhnte sich jedoch bald wieder mit den Seinigen, studirte zu Frankfurt a. d. O. Philosophie, Theologie, Geschichte und Kameralwissenschaft, wurde 1792 Privatdocent, schrieb seinen Abällino und Julius von Saffen und kam 1795 um eine Professur ein, die man ihm abschlug, weil er gegen das Wöllner'sche Religionsedikt geschrieben hatte. Hierauf machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, ließ sich in Graubündten nieder, übernahm die Leitung einer Erziehungsanstalt in Reichenau, welche er rasch emporbrachte, bekam das Bürgerrecht, schrieb 1798 die Geschichte des Freistaates der drei Bünde in Rhätien, ging als Deputirter mit Tscharner nach Aarau, wurde Chef für das Departement des Unterrichtswesens, ging als bevollmächtigter Regierungscommissär nach Unterwalden, wo er sehr wohlthätig wirkte, und dann auch in alle Vierwaldstädte, wurde 1800 Regierungscommissär in Bern, geleitete den General Moncey durch Uri über den Gotthard, organisirte die italienische Schweiz, wurde Regierungsstatthalter im Canton Basel, wo Unruhen ausgebrochen waren, legte dann, als man den Föderalismus wieder herstellen wollte, seine Stelle nieder und lebte auf dem Schlosse Biberstein im Aargau. 1801 wurde er in Aarau Mitglied des Oberforst- und Bergamts, gab 1807—13 die Miscellen für die neueste Weltkunde, 1811 die Erheiterungen heraus, zog 1808 nach Aarau, legte wegen einer unbilligen Forderung, die man an ihn als Herausgeber des Schweizerboten stellte, 1829 seine Stelle als Forstinspector nieder, blieb jedoch noch Mitglied des Großen Raths und anderer Stellen und lebte dann in Zurückgezogenheit, bis er 1847 starb. Seine sämmtlichen Ausgewählten Schriften in 40 Bänden erschienen Aarau 1826; Historische Schriften, 16 Thle., 2 Aufl., 1830; Ausgewählte Novellen und Dichtungen, 10 Thle., 1843 und öfter; Eine Selbstschau, 1842, 2 Thle.; Stunden der Andacht, 1809—16, als Wochenblatt und dann in vielen Ausgaben und Nachdrücken. Sein Leben schilderte auch Münch, Haag 1831. — Adam Oehlenschläger ist am 14. Nov. 1779 auf Schloß Friedrichsburg bei Kopenhagen geboren, ging mit dem 17. Jahre auf die Bühne, studirte dann Rechtswissenschaft, kam nach Deutschland, wo er besonders Göthe und die Romantiker verehrte, dichtete dann dänisch und deutsch, wurde 1809 in Kopenhagen außerordentlicher Professor der Aesthetik und Mitglied der Theaterdirection, reiste 1817 wieder nach Deutschland, 1829 nach Schweden, wurde ordentlicher Professor, dann Consistorialassessor und in neuerer Zeit Etatsrath. Er schrieb: Gedichte, 1811—13, 2 Thle.; Schriften, zum ersten Mal gesammelt, 18 Bdchn., 1829—30; Werke, zum zweiten Mal ges., 1839, 21 Bdchn.; Oerwarodd, das Heldenkind, ein altnordisches Mährchen, 1811; Gedichte, 1817, 2. Theil 1814; König Hroar in Leire, eine altnordische Erzählung, 1814, und Amleth, Trauerspiel, 1816. — August Klingemann ist am 31. August 1777 zu Braunschweig geboren, studirte in Jena Jurisprudenz und Philosophie, leitete seit 1813 die Bühne in Braunschweig und ist seit 1818 Director derselben. Seine dramatischen Werke sind gesammelt in: Theater, Tübingen 1802—12, 2 Bde., und dramatische Werke, Braunschweig 1817—18, 2 Bde.

277. Die Gränze zwischen der Lyrik der Romantiker und der neueren Zeit bezeichnen die Dichter Chamisso, Wilhelm Müller und Joseph v. Eichendorff. Adelbert v. Chamisso ist einer unserer besten Dichter, der beim deutschen Volke ungemein beliebt wurde und herrliche Blüthen der Dichtung lieferte, obgleich er eigentlich ein geborener Franzose war und fortwährend mit Franzosen verkehrte, auch vorübergehend in Frankreich verweilte. Seine ersten Versuche in deutscher Sprache waren noch knabenhaft; aber sie fanden ein nachsichtiges Urtheil und nachdem er sich im deutschen Idiom besser eingebürgert hatte, zog es ihn immer mehr fort auf der poetischen Laufbahn und dichtete er ganz im Geiste der Romantiker. Jedoch bewahrte ihn seine eigene feste Gesundheit des Geistes und der Einfluß Uhland's vor der Nebelhaftigkeit und den Ausschreitungen der Romantiker, besonders gab sein französisches Wesen seinen Gedichten die reine und klare Form, und durch seine große Reise um die Welt gewann er Lebenserfahrung und einen tiefen Blick in das geheimnißvolle Leben der Natur. Nicht nur zeigen seine Gedichte eine große technische Vollendung, sondern auch Wahrheit der poetischen Anschauung, Humor, naturvollen Sinn, reiche Mannichfaltigkeit und eine durchaus edle Gesinnung. Nur fehlt ihnen oft unmittelbare Gemüthlichkeit und Herzenswärme und es durchzieht sie etwas Herbes und Bitteres, das selbst da noch durchsieht, wo er lieblich und zart dichten will, und das oft zu höhnischer Ironie wird. Der Grund davon mag in seinen Lebensschicksalen und seiner Entfernung von der Heimath liegen, die immer, sein Glück störend, ihn wieder anzog; auch ist wohl ein Erbstück seiner französischen Abkunft seine Vorliebe für das Grauenvolle und Gräßliche, wie es z. B. die Löwenbraut, Geist der Mutter, Giftmischerin, armer Heinrich, der Waldmann, der Traum, Don Juanito, das Mordthal und das Crucifix beweisen. Damit macht er wohl starken Effekt, aber er überschreitet doch zu oft die Gränzen der wahren Poesie. Chamisso zeichnete sich vorzüglich in der Romanze, Ballade und poetischen Erzählung aus und er ist der eigentliche Schöpfer der humoristischen Romanze, wie z. B.: Tragische Geschichte. In diesen lyrisch-epischen Gedichten offenbart er besonders eine tiefe Kenntniß der menschlichen Seele und ihrer Leidenschaften, die er psychologisch richtig aufzufassen und sehr anschaulich darzustellen wußte. In dieser Hinsicht sind besonders seine Gedichte: Abdallah, die Sonne bringt es an den Tag, die Erscheinung und die alte Waschfrau sehr gelungen. Auch politische Gebrechen suchte er zu züchtigen, z. B. in: Der Invalide im Irrenhaus und der Bettler und sein Hund, welche nur zu viel Bitterkeit enthalten. Reich entfaltete sich sein Talent in der poetischen Erzählung und hier hat er auch die Form meisterhaft bewältigt und Terzinen geliefert, wie sie die besten Dichter nicht machen konnten. Sie führen uns den reichen Schatz seiner Erfahrungen vor und in seinem Salas y Gomez hat er das Höchste geleistet, was wir in dieser Art besitzen. Es ist darin eines der reichsten und erschütterndsten Seelengemälde aufgestellt und Alles so anschaulich

gegeben, daß man ſich mitten in das Dargeſtellte ſelbſt hinein verſetzt fühlt; der Dichter ſchöpfte aber wohl auch Vieles aus ſeinem eigenen Herzen, das ſich ebenſo aus der heimathlichen Erde verſchlagen fühlte und dem Vaterlande, zu dem er doch Heimweh trug, entfremdet wurde. Sonſt mag noch die Kreuzſchau hier genannt werden. Liebliche Gedichte ſind auch Frauenliebe und Leben, worin er ſich von der liebenswürdigſten Seite zeigte, Zartheit und Innigkeit, ſtrenge Keuſchheit und Süßigkeit mit einander abwechſeln und das ganze Drama des weiblichen Lebens in ſeinen Hauptſtimmungen und Momenten vor uns entfaltet wird. Sehr berühmt iſt ſeine wunderſame humoriſtiſche Mährchennovelle Peter Schlemihl, die er 1813 in ländlicher Zurückgezogenheit zu eigener Zerſtreuung und zur Beluſtigung der Kinder ſeines Freundes Hitzig ſchrieb und die eine ſolche Verbreitung fand, daß ſie nicht nur ſtereotypirt, ſondern auch in viele fremde Sprache überſetzt und illuſtrirt wurde. Man hat den Sinn und die Abſicht dieſes Werkchens vielfach zu deuten verſucht; es ſcheint dies aber einfach das eigene Leben und Leiden des Dichters zu ſein. Der Schatten iſt das Vaterland, ohne das Jeder die Wurzel und den feſten Boden verliert und überall fremd und heimathlos, ohne Raſt, Ruhe und Verſtändniß bleibt. Die Fortſetzung, welche Friedrich Forſter 1843 dazu zu geben verſuchte, erreicht dies Mährchen in keiner Hinſicht. Chamiſſo hat ebenfalls junge Dichter zu fördern geſucht, wie Gaudy und Anderſen, und wird immer einer unſerer Lieblingsdichter bleiben. Uebrigens hat er auch durch proſaiſche Werke ſich verdient gemacht, wie z. B. ſeine Reiſe um die Welt und ſein Buch über die hawaiiſche Sprache. — Ein gleichfalls beliebter Dichter war Wilhelm Müller, der ſich beſonders durch ſeine Griechenlieder und die Gedichte eines reiſenden Waldhorniſten einen Namen als Dichter erwarb, dabei freilich Göthe und Uhland als Vorbilder nahm, aber ſich durch zartes und raſch auflodernde Gefühl, Witz und Phantaſie auszeichnete. Seine Gedichte ſind friſch und lebendig, voll zarter Empfindung und der lieblichſten Farben und beſonders ſeine Griechenlieder ſind feurig und muſikaliſch. Von ſeinen Dichtungen epiſchen Inhalts zeichnen ſich: der Glockenguß zu Breslau, die Trinkromanze Est Est und der Muſikus aus. Auch in der Proſa hat er ſich verſucht, wie ſein Rom, Römer und die Römerinnen eine leicht und lebendige Darſtellung hat und auf eigener Selbſtanſchauung beruht, die nur nicht immer gründlich genug war. Sehr nützlich wurde ſeine Homeriſche Vorſchule, worin er die Anſichten F. A. Wolf's klar aus einander ſetzte. Auch ſeine Nachbildungen neugriechiſcher Volkspoeſie ſind gelungen und er verſuchte es auch, die beſten Blüthen der Dichter des ſiebenzehnten Jahrhunderts uns wieder bekannt zu machen, verfuhr aber dabei nicht mit hinlänglicher Treue und lieferte kein paſſendes Literaturbild, weil er nur die guten Produkte aufnahm. — Endlich ſtellt uns noch einmal die Nachklänge der früheren Romantik Joſeph v. Eichendorff dar, den man den letzten Ritter der Romantik nennt und der auch wirklich noch deren Zerfloſſenheit und

Nebelhaftigkeit bewahrt hat, aber an liebenswürdiger Kindlichkeit, innigem Gefühl und durch harmlosen Humor Chamisso übertrifft, in voller Naturluft singt und Lieder von duftig-poetischer Färbung geliefert hat, welche sehr vielen Anklang fanden. Nur ist der Kreis seiner Anschauungen sehr klein, er wird zu eintönig und weich und es fehlt ihm an vielseitiger Belebung. Zu seinen besten Gedichten gehören: Das Morgengebet, das Lied auf der Feldwacht und vom zerbrochenen Ringelein und die Elegie auf den Tod seines Kindes; ferner die Nachtigallen, Sehnsucht, Dichterloos und Trost. Seine Zeitlieder sprechen weniger an, da der Patriotismus darin nicht stark und kühn auftritt, dagegen sind seine geistlichen Lieder von ächt christlichem Geiste durchdrungen und in melodischer Form. Sein eigentlicher Beruf war die Lyrik; da er aber schon hier die Form zerfließen läßt und es ihm an plastischer Abrundung und Vollendung fehlt, so konnten ihm Romanzen und Novellen nicht gelingen und treten die Gestalten und Charaktere nicht fest und scharf hervor, sondern leiden an Verschwommenheit. Seine besten Novellen sind: Aus dem Leben eines Taugenichts, Dichter und Gesellen und das Marmorbild, und namentlich enthält die Erstere schöne Lieder. Von seinen Romanen mögen: Ahnung und Gegenwart und sonst das dramatische Mährchen Krieg den Philistern erwähnt werden; auch versuchte er sich in der Tragödie, wie im letzten Helden von Marienburg und Ezzelin von Romano, von denen dem Letzteren dieselbe Idee wie Schiller's Wallenstein zu Grunde liegt, die aber beide nur bezeugen, daß er sich über seinen eigentlichen Beruf sehr täuschte. Gehört demnach auch Eichendorff nicht zu unseren größten Dichtern, so macht ihn doch die schöne fromme Innigkeit und heitere Ironie seiner Lieder, die fast alle musikalisch gehalten sind, zu einem der besseren Lyriker der Neuzeit, in dem noch der letzte Wiederschein der Romantik schimmert.

Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt ist am 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren und der jüngere Sohn des Grafen Louis Marie de Chamisso, Vicomte d'Ormond, kam um 1790 in Folge der Auswanderung mit seinen Eltern nach den Niederlanden und dann nach Berlin, wurde 1796 daselbst unter die Pagen der Königin aufgenommen und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in ein preußisches Regiment als Offizier, während seine Eltern wieder nach Frankreich zurückkehrten. Da er nie ernstlich eine Schule besucht hatte, so suchte er nun durch Privatstudien das Versäumte einzuholen, er lernte mit Eifer die deutsche Sprache, versuchte sich im Dichten und schrieb schon 1803 ein Fragment, Faust, das ihn mit Varnhagen v. Ense bekannt machte, mit dem er in demselben Jahre einen Musenalmanach herausgab und zwar auf eigene Kosten, weil kein Buchhändler ihn verlegen wollte. Hierdurch wurde er mit Fichte und anderen Männern bekannt, welche seine Bestrebungen und Studien förderten und den Entschluß in ihm reif machten, den Kriegsdienst zu verlassen und in Halle zu studiren. Aber der französische Krieg verhinderte ihn daran, seine Freunde zerstreuten sich, seine Eltern waren gestorben und so lebte er trübselig und gebeugt ohne Beruf und Stand in Berlin, bis ihn 1809 ein Freund seiner Familie an das Lyceum zu Napoleonville berief, wohin er 1810 ging, aber dann keine Stelle mehr erledigt fand; dagegen lernte er dort die Frau v. Staël kennen, mit welcher er 1811 nach Genf und Coppet

ging. Im Spätjahre 1812 kehrte er nach Berlin zurück, um sich den Naturwissenschaften zu widmen, und er schrieb dort den Peter Schlemihl. Schon wollte er sich anschicken, um mit dem Prinzen von Neuwied eine Reise nach Brasilien anzutreten, als er von der beabsichtigten Weltumseglung Otto's v. Kotzebue hörte, wozu er durch Hitzig's Vermittlung als Naturforscher angenommen wurde. Im August 1815 ging er an Bord des Rurik und machte die Reise mit, wobei er durch russische Brutalität und andere Widerwärtigkeiten Vieles litt. Im October 1818 kam er zurück, wurde dann Vorstand der königl. Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, gab die Beschreibung seiner Reise und 1832—37 mit Schwab den deutschen Musenalmanach heraus und starb am 21. Aug. 1838. Seine sämmtlichen Werke wurden von Hitzig in 6 Bänden, Leipzig 1838—39, und in zweiter Auflage 1842 ausgegeben. Außer diesen schrieb er noch einige naturwissenschaftliche Schriften und über die hawaiische Sprache, 1837. — Wilhelm Müller ist am 7. October 1795 zu Dessau geboren, machte schon in der Jugend mehrere Reisen, studirte 1812 zu Berlin Philologie und Geschichte, trat im März 1813 als Freiwilliger unter das preußische Militär und machte mehrere Schlachten mit; im Jahre 1814 nach Berlin zurückgekehrt, vollendete er seine Studien, ging im August 1817—19 mit dem Baron v. Sack auf eine Reise nach Italien, besuchte Rom und Neapel, wurde nach seiner Rückkehr Lehrer der klassischen Sprachen zu Dessau, wurde Bibliothekar und Hofrath, machte 1827 eine Reise an den Rhein und starb wenige Tage nach seiner Rückkehr am 1. October 1827 an einer plötzlichen Ausdehnung des Herzens. Von seinen Schriften nennen wir: Bundesblüthen, 1816; Rom, Römer und Römerinnen, 1820, 2 Bde.; Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten, 2 Bdchn., 1822—24; Homer'sche Vorschule, 1824; Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, 10 Thle., Leipzig 1822—27; Lieder der Griechen, 5 Hefte, 1822—24 und in neuer Ausgabe 1844; Neue griechische Volkslieder, 2 Thle., 1825; Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge, 1827; Vermischte Schriften, herausgegeben von G. Schwab, 5 Bde., 1830; Gedichte nebst Biographie, 2 Bde., 1837. — Joseph Freiherr v. Eichendorff ist am 10. März 1788 auf dem Schlosse Lubowitz in Oberschlesien geboren, studirte die Rechte in Halle und Heidelberg 1804—8, theilte unter dem Namen Florenz seine ersten Gedichte mit, reiste nach Paris und Wien, wo er mehrere Jahre verweilte, machte 1813—15 als preußischer Offizier die Kriege mit, wurde dann Referendär bei der Regierung in Breslau, 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 in Königsberg, hierauf in Berlin, 1841 Geheimer Regierungsrath, zog sich 1845 aus dem Staatsdienste zurück und lebte seither in Danzig und auf dem Schlosse Lubowitz in Oberschlesien. Seine Werke erschienen in einer Gesammtausgabe von 4 Bänden, Berlin 1841—43, und seither die Abhandlung über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland, Leipzig 1848.

278. Die romantische Universalitätsrichtung und die damit verbundene poetisirende Weltauffassung übte in dieser Zeit auch auf die Wissenschaften einen bedeutenden Einfluß, bald mehr, bald weniger, je nach der Persönlichkeit und den wissenschaftlichen Bestrebungen. In dieser Hinsicht wurde die von Fichte und Schelling mächtig geförderte Philosophie noch weiter ausgebildet und namentlich war es Schelling's Naturphilosophie und Spinozismus, wovon man ausging und womit Jakob Böhme in Verbindung gesetzt wurde. J. J. Wagner bemühte sich zuerst, Schelling's Lehre von der Polarität nach allen Seiten hin auszubilden und durchzuführen und machte die Philosophie der Mathematik zur Grundlage der gesammten spekulativen Weltwissenschaft, wie es namentlich sein Buch über den Staat (1816) beweist. In ähnlicher Rich-

tung hat Krauſe die Theoſophie Schelling's mit der Lehre von Fichte zu vermitteln verſucht und überhaupt die Philoſophie nach allen Seiten hin erweitert und bereichert, wie ſie namentlich auch für die Rechtswiſſenſchaft nicht ohne Bedeutung wurde. Er hat jedoch bis zur neueſten Zeit, wo ſeine Schriften erſt mehr bekannt wurden, noch nicht genug Bedeutung erlangen können, wie ſich überhaupt von da an die philoſophiſchen Richtungen zu ſehr zerſplitterten und keine Richtung einen höheren Einfluß zu gewinnen vermochte. Arthur Schopenhauer's Werk: Die Welt als Wille der Vorſtellung, geht von Fichte's Idealismus aus, kommt aber auf den Realismus Spinoza's und iſt auch bei vielen gewagten Anſichten und Hypotheſen als eine vorzügliche Arbeit zu betrachten, obſchon die Art und Weiſe ſeiner Polemik ſehr zu tadeln iſt. Mit großem Scharfſinne drang Eſchenmayer in die Schelling'ſche Philoſophie ein, nachdem er früher von Kant ausgegangen war; er führte den Ausdruck Potenzen ein, den ſpäter Schelling annahm, und erwarb ſich durch ſeinen Grundriß der Naturphiloſophie und Pſychologie manches Verdienſt, trieb aber ſchon früher zu ſehr Vielſchreiberei, verlegte ſich ſeit 1817 beſonders auf das Studium des thieriſchen Magnetismus, der Hellſeherei, nahm noch eine vierte Geiſteskraft, das Glauben, an, gab ſich mit Geiſterſeherei ab und ſetzte ſich mit Kerner in Verbindung, bis er ſich auf dem Katheder lächerlich machte und abtreten mußte. Troxler iſt auch noch als Anhänger Schelling's aufgetreten und hat beſonders in ſeiner Schrift: Blick in das Weſen des Menſchen, ſeine Ueberzeugung von der inneren Einheit der menſchlichen Natur und ihrer Entwicklung im Geiſt und Körper ausgeſprochen. Später wandte er ſich von Schelling ab und neigte ſich Jacobi zu. Seine Vorleſungen über Philoſophie enthalten am ausführlichſten ſeine Anſichten über das Verhältniß der einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu einander, denen er die Anthropologie als Grundlage gab. G. H. Schubert neigt ſich ganz der religiöſen Myſtik zu und vermengt Poeſie und Philoſophie mit einander. Dies führte ihn hauptſächlich auf die Pſychologie und Unterſuchungen über Träume und Ahnungen und über die Seele. Darin erſcheinen tiefſinnige Auffaſſungen neben religiöſer Schwärmerei, fromme Gemüthlichkeit und Phantaſie, es fehlt aber zu ſehr an Klarheit und logiſcher Folgerichtigkeit und Vieles iſt zu nebelhaft und dunkel. Auch über Naturgeſchichte hat er geſchrieben und ebenſo über ſeine Reiſen in's ſüdliche Frankreich und nach dem Morgenlande, ja ſogar Erzählungen, welche Schriften jedoch zu ſehr durch das allſeitige Eindrängen poetiſirender Fülle leiden. Die Romantik in der Philoſophie vertrat am meiſten Heinrich Steffens, welcher der Naturphiloſophie Schelling's die feſte Beſtimmtheit und Haltung durch die Fülle der poſitiven Naturkenntniſſe gab. Er war zugleich auch ein tüchtiger Naturforſcher und namentlich Mineralog und ſchrieb ſelbſt über Politik, mit glücklichen Blicken in die Zeitverhältniſſe und treffenden Bemerkungen. Nebenbei ſchrieb er Caricaturen des Heiligen, worin er die irdiſchen

Verirrungen und Verfälſchungen des Edelſten im Leben nachweiſt und auf die Religion hindeutet, die allein die Quelle des Sittlichen und Rechten iſt. Später neigte er ſich dem ſtrengen Altlutherthume zu in ſeinem Buche von der falſchen Theologie (1823), ohne gerade dem Fanatismus zuzuneigen, und noch ſeine Religionsphiloſophie (1839), zeigt bei vielen Verirrungen wiſſenſchaftliche Grundlagen und reges geiſtiges Streben. Steffens iſt auch als Verfaſſer von Novellen bemerkenswerth und ſeine Novellen: Die Familie Walſeth und Leith, die vier Norweger und Malcolm, bringen philoſophiſche Probleme zur Darſtellung und zeichnen ſich aus durch friſche Schilderungen und lebendige Bilder, obgleich die Redſeligkeit etwas zu breit iſt und zu viele willkürliche Abſchweifungen ſich eindrängen. Sein ſpäterer Roman: Die Revolution (1837) trägt zu ſehr die Spuren ſeiner orthodoxeren Richtung, als daß die Poeſie zu freiem Walten kommen könnte. Endlich iſt auch ſeine Schrift: Was ich erlebte (1840), bei aller Breite recht intereſſant, obſchon ſie zehn Bände umfaßt. Auch für die Geſchichte der Philoſophie wurde Einiges geleiſtet, namentlich von Aſt und Fr. Rixner, welche auf Schelling'ſchem Standpunkte ſtehen, von denen aber keiner ſcharfe Kritik und Tiefe beſaß und beſonders der Letztere ſich zu ſehr in die Breite und Schwerfälligkeit verliert.

J. J. Wagner's Buch über den Staat erſchien 1816. Karl Chriſtian Friedrich Krauſe iſt 1781 zu Eiſenberg geboren, ſtudirte in Jena und ward dann Docent zu Jena, Berlin und Göttingen, verweilte auch in Dresden und entfaltete beſonders als Maurer eine bedeutende Wirkſamkeit. Seine Vorleſungen und Schriften werden ſeit einigen Jahren von ſeinem Schwiegerſohn Leonhardi herausgegeben. — Arthur Schopenhauer's Schrift: die Welt als Wille und Vorſtellung, erſchien zuerſt 1819 und in zweiter Auflage 1844. — Adam Karl Auguſt Eſchenmayer iſt 1770 zu Neuenbürg geboren, ſtudirte Medizin, wurde praktiſcher Arzt, 1811 Profeſſor in Tübingen, wandte ſich ganz der Philoſophie zu, trat aber 1817 mit Kerner in Verbindung und gerieth auf ſeine ſeltſamen myſtiſchen Ideen von Menſchen- und Thiergeiſtern, ſo daß er ſelbſt in ſeinen Collegien verlacht wurde und dem akademiſchen Lehramte entſagen mußte. Seine hauptſächlichſten Schriften ſind: Pſychologie, 1817; Syſtem der Moralphiloſophie, 1818; Religionsphiloſophie, 1818—21; Normalrecht, 1820; Grundriß der Naturphiloſophie, 1832, und ſpäter Manches über Somnambulismus und Magnetismus. — Ignaz Paul Vital Troxler iſt 1780 zu Beromünſter in der Schweiz geboren, ſtudirte 1800 Medizin und Philoſophie, machte eine Reiſe nach Wien und Italien und ließ ſich als Arzt in Luzern nieder, ging wieder auf eine Reiſe nach den Niederlanden, Frankreich und Italien, lebte ſpäter in Aarau und Luzern, war 1830 Profeſſor in Baſel und Rector der Univerſität und wurde 1834 an die Hochſchule nach Bern berufen, wo er vor einigen Jahren ſtarb. Seine Hauptſchriften ſind: Verſuche in der organiſchen Phyſik, 1804; Grundriß der Theorie der Medizin, 1805; Philoſophiſche Rechtslehre der Natur und des Geſetzes, 1820; Blicke in das Weſen des Menſchen, 1811; Naturlehre des menſchlichen Erkennens oder Metaphyſik, 1828; Logik, 1829—30, 3 Bde., und Vorleſungen über Philoſophie, 1835. — G. H. Schubert iſt am 26. April 1780 geboren, wurde 1826 Profeſſor in München, ſpäter Geheimer Hofrath und ſeine hauptſächlichſten Schriften ſind: Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften, 1803; Symbolik des Traums, 1804; Die Urwelt und die Fixſterne, 1822; Die Geſchichte der Seele, 1830; Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde, 1816, 5 Bde.; Wanderbüchlein, 1823; Reiſe durch das ſüdliche Frankreich

und Italien, 1827; Reiſe in das Morgenland, 1828, 2 Bde. — Heinrich Steffens iſt 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren, beſuchte die Schule zu Helſingör und 1787 in Kopenhagen, ſtudirte, angeregt durch Büffon's Werke, Naturgeſchichte 1790, reiste 1794 nach Norwegen, lebte, nachdem er durch Schiffbruch nach Hamburg verſchlagen wurde, daſelbſt im Winter 1794—95, kam im nächſten Jahre als Docent nach Kiel, 1797 aber nach Jena, ging dann nach Freiberg und 1802 nach Kopenhagen zurück, wo er mit großem Beifall Vorleſungen hielt. 1804 wurde er Profeſſor in Halle, lebte 1807—9 bei Freunden in Holſtein, Hamburg und Lübeck, kehrte 1809 nach Halle zurück, wurde 1811 nach Breslau verſetzt, machte 1813 als Freiwilliger den Krieg mit, wurde ſpäter mit dem Titel als Geheimer Regierungsrath nach Berlin berufen und ſtarb daſelbſt am 13. Februar 1845. Seine Hauptſchriften ſind: Handbuch der Oryktognoſie; Grundzüge der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft, Anthropologie, 1824, 2 Bde.; Religionsphiloſophie, 1841; Ueber die Idee der Univerſitäten, 1809; Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, 1817, 2 Thle.; Caricaturen des Heiligſten, 1819—21, 2 Bde., und Novellen, 1837, 16 Bdchn., ſowie das große Werk: Was ich erlebte, 1846, 10 Bde. — Georg Anton Friedrich Aſt iſt 1776 zu Gotha geboren, wurde 1802 Docent in Jena, 1805 Profeſſor in Landshut, 1826 zu München und 1827 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Seine Hauptſchriften ſind: Handbuch der Aeſthetik, 1805; Grundlinien der Philoſophie, 1807, und Platon's Leben und Schriften, 1817. — Rixner's Handbuch der Geſchichte der Philoſophie erſchien 1822.

279. Die Naturphiloſophie gab beſonders auch den Naturwiſſenſchaften einen mächtigen Anſtoß und ſie wurden unter höheren Principien mit einander in nähere Verbindung gebracht, ſo daß ſie aus der rein empiriſchen Bearbeitung in eine philoſophiſchere traten und den Zuſammenhang der Natur tiefer ergründeten. Karl Ritter brachte in die Erdkunde zuerſt dieſe neueren Ideen und verſtand es, den reichſten und gründlichſten Stoff zu einem umfaſſenden und großartigen Gemälde zu verarbeiten und die Erdbeſchreibung in ihrem großartigen Zuſammenhange auf geographiſchen Analogien vor uns aufzubauen, wie ſeine große Erdkunde, die jetzt in zweiter Auflage erſcheint und ſich über Aſien und Afrika verbreitet, hinlänglich darthut, und es gibt nicht leicht ein anderes gelehrtes Werk, das ſo ungemein helles Licht über die bisher dunkelſten Gegenden verbreitet. Alexander v. Humboldt, in dem gleichſam alle Naturwiſſenſchaften ihren Mittelpunkt gefunden haben, ſuchte den Geiſt der Natur zu ergreifen, wie er unter der Decke der Erſcheinungen verborgen iſt, und ſeine Werke über Südamerika, über die Geographie der Pflanzen und die Anſichten der Natur ſind nicht minder wichtig, als ſein neuerdings erſchienener Kosmos, der die Summe aller naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen und Reſultate vor uns abrollt und nur in der Compoſition nicht gleichförmig und klar genug gehalten iſt, auch hinſichtlich der Sprache nicht mehr die Friſche und Wärme zeigt, die Humboldt's früheren Schriften eigen war. Neben ihm hat Lorenz Oken das geſammte Gebiet der Naturwiſſenſchaft und beſonders auch das der Naturgeſchichte mit Gründlichkeit und Ernſt umfaßt und die Darſtellung eines allgemeinen und zuſammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfaſſenden Naturſyſtems verſucht, wie er überhaupt den Mikrokos-

mus im Makrokosmus veranſchaulichen wollte und den Menſchen als das letzte Ziel des Willens der Natur darſtellte. Nachdem er lange für die Naturphiloſophie gewirkt, aber in ſeiner Zeitſchrift Iſis überallhin angeregt hatte, ſchrieb er ſeine große Naturgeſchichte für alle Stände, welche ſich beſonders durch Reichhaltigkeit auszeichnet, aber wegen zu großer Rückſicht auf die Jugend ſein Syſtem nicht in ſeiner ganzen Folgerichtigkeit inne hielt. Auf ſpeziellerem Gebiete bewegten ſich die Brüder Treviranus, von denen der eine ſich mehr den Erſcheinungen und Geſetzen des organiſchen Lebens und der andere der Pflanzenphyſiologie zuwandte, wobei ſie die Wiſſenſchaft mit vielen werthvollen Forſchungen und Bemerkungen bereicherten. J. B. Wilbrand, Schelver und Döllinger wandten ſich vorzüglich der Phyſiologie zu und haben dieſe nach verſchiedenen Seiten hin gefördert und weiter ausgebildet, während C. G. Carus damit auch die Pſychologie verband und ſich überhaupt vielfach über die Seelenlehre verbreitete, wie er auch die Gall'ſche Schädellehre oder Phrenologie wiſſenſchaftlich zu bearbeiten ſuchte, obſchon er gerade hier nicht gründlich und ſcharfſinnig genug zu Werke ging. Auf die eigentliche Medizin trugen Röſchlaub und Kieſer die neuen Ideen über, vorzüglich gefördert durch die mächtige Ausbildung der mediziniſchen Grund- und Hilfs-Wiſſenſchaften. Meckel und Tiedemann förderten beſonders die Anatomie und Phyſiologie, Burdach bereicherte die Anthropologie, und beſonders wurde die Phyſiologie durch Johannes Müller auf eine höhere Stufe gehoben und durch Rudolf Wagner die Reſultate der bisherigen Forſchung in einem großartigen Werke geſammelt. Für die Anthropologie leiſtete beſonders Heinroth Vieles, der nur zu viel Myſtiſches mit einwebte, wogegen er zuerſt wieder auf das genauere Studium der Seelenkrankheiten aufmerkſam machte, auf welchem Gebiete dann Naſſe und beſonders Friedrich Groos ſich bedeutende Verdienſte erwarben. Für die Chemie leiſtete Liebig bis zur neueſten Zeit ſehr Bedeutendes, während Mitſcherlich 1819 den Iſomorphismus entdeckte und Wöhler und Gmelin fleißige Arbeiten aus dieſem Gebiete lieferten. Reichliche Forſchungen machte man im Gebiete der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie und hier hat man überhaupt die großartigſten Entdeckungen gemacht. Man darf in dieſer Hinſicht blos an die Namen von Gaus, Olbers, Schröter, Beſſel, Schubert, Struve, Pfaff, Littrow, Weber und Ermann erinnern, um die trefflichen Leiſtungen kennen zu lernen, die ohnehin allbekannt ſind. Für die Geologie wurden ebenfalls große Ausſichten gewonnen, und die genauere Forſchung in Verbindung mit Werner's tief eingreifenden geognoſtiſchen Andeutungen ließen bald die wiſſenſchaftlichſten Werke hervorgehen. Dahin gehören die Werke von Leopold v. Buch und Humboldt, welche mit genialem Blicke die vereinzelten Forſchungen zu einem großartigen Ganzen vereinigten und nach allen Seiten hin mächtig anregten. Neben dieſen wirkten Link, Leonhard, Roſe, Fr. Hoffmann, Lichtenſtein, Ehrenberg,

Bronn, Frommherz u. A. und ihre Forschungen haben auch große praktische Bedeutung erlangt, indem man auf umsichtigere Weise den Bergbau betrieb und dessen Produkte nützlicher zu verwenden lernte. Nachdem durch Mesmer die Theorie des thierischen Magnetismus aufgestellt worden war, wandte man sich mit regem Eifer auch diesem Gebiete der Naturwissenschaft zu und erschloß noch ganz unbekannte Räume des menschlichen Lebens. Eschenmayer, Nees v. Esenbeck, Justinus Kerner, Nasse, Kieser, Kluge, Stieglitz und Pfaff haben hier nach allen Seiten hin das dunkle Gebiet zu erhellen gesucht und selbst die verschiedenen Schriften über Besessene und Somnambulismus haben neben manchem Lächerlichen und Abgeschmackten doch auch auf manche Seiten des Seelenlebens aufmerksam gemacht, welche noch sehr im Dunkel liegen, namentlich hat hier die Schrift Kerner's: die Seherin von Prevorst, großes Aufsehen erregt und auf einmal eine ganze Reihe ähnlicher Erscheinungen hervorgerufen. Die besten Schriften der neueren Zeit sind unstreitig die von Passavant und Wirth, und besonders hat Ennemoser mit wissenschaftlichem Geiste und historischer Gründlichkeit sich über den Magnetismus verbreitet. Im Allgemeinen haben jedoch alle diese Schriften für die deutsche Sprache wenig oder fast gar nichts geleistet, indem schon die Gegenstände nur selten zu schöner Darstellung geeignet waren und das gelehrte Material überall vorwaltend hervorblickt. Wir unterlassen es daher auch, von denselben biographische und literarische Notizen beizugeben, weil sie zu weit führen würden und nur Einige derselben ein besonderes Interesse beanspruchen.

Karl Ritter, 1779 zu Quedlinburg geboren, seit 1820 Professor in Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, schrieb: Europa, 1804—7, 2 Bde.; die Erdkunde im Verhältniß der Natur zur Geschichte des Menschen, Berlin 1817 u. ff. und in neuer Auflage, und Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodot am Kaukasus, 1820. — Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt ist am 14. Septbr. 1769 zu Berlin geboren, studirte zu Göttingen und Frankfurt a. d. O., dann an der Handelsakademie zu Hamburg, reiste mit Forster nach Holland und England, studirte dann das Bergwesen zu Freiberg, wurde 1792 Assessor beim Bergamt in Berlin, dann Oberbergmeister in Bayreuth, legte dies Amt nieder, besuchte 1795 Italien und die Schweiz, ging 1797 nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland bekannt wurde, dann nach Madrid, wo er 1799 die Erlaubniß erhielt, das spanische Südamerika zu besuchen, schiffte sich mit Bonpland zu Coruña ein, besuchte Teneriffa, landete in Cumana und bereiste dann bis 1804 Südamerika und Mexiko, von wo er im August wieder nach Europa zurückkehrte und diese Reise beschrieb in Voyage de Humboldt et Bonpland aux régions équinoxiales du Nouveau Continent (Paris 1810—32, 6 Thle.); ging 1818 nach London, dann nach Paris, 1822 mit dem Könige von Preußen nach Italien, ging 1829 nach Sibirien und dem kaspischen Meere und lebte seither abwechselnd in Paris und Berlin, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Von seinen Schriften nennen wir sonst: Versuch über den politischen Zustand von Neuspanien, 5 Thle. 1810—15; Ansichten der Natur, 2 Thle., 1808, neue Ausg. 1826 u. 1849; Asie centrale, 1843; Kosmos, 3 Thle. 1816—51. — Lorenz Oken ist am 8. August 1782 zu Bohlsbach im Badischen geboren, studirte Medizin in Würzburg, ward Docent in Göttingen, 1807 außerordentlicher Professor der Medizin zu Jena, 1810 Hofrath, 1812 ordentlicher Professor der Philosophie und Naturgeschichte, sollte 1819 sein freisinniges Blatt Isis auf-

geben, gab aber lieber sein Lehramt auf, wurde 1828 Professor in München und 1833 zu Zürich, wo er am 11. August 1851 starb. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: Lehrbuch der Naturgeschichte, 3 Thle., 1808—11; Grundriß der Naturphilosophie, 1802; Lehrbuch der Naturgeschichte, 3 Thle., 1812—26; allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, 1833—41, 13 Thle. mit Abbildungen.

280. Größere Bedeutung als die empirischen Wissenschaften hat für die Literaturgeschichte die Theologie, auf welche die naturphilosophisch-romantische Richtung nicht wenig Einfluß ausübte; auch treten hier die Hauptrichtungen entschiedener hervor und hat selbst die Philosophie auch auf die katholische Theologie gewirkt. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher nimmt hier die vorderste Stelle ein und hat viele Aehnlichkeit mit Herder, indem bei Schleiermacher wie bei jenem der Verstand mit der Phantasie sich verband und der Geist sie zum freien Weltverkehr drängte, während ihr Beruf sie davon zurückhielt. Auf diese Weise zeigte sich bei ihm ein innerer Zwiespalt und doppelte Richtung und diese ward noch mehr angeregt durch den Einfluß der Romantiker, wie ja auch seine Dialektik ganz die Form der romantischen Ironie besitzt und weniger auf positive Resultate als auf subjektives Verneinen ausging, wie dies seine Kritik der Seelenlehre zeigt. Er besaß nicht die Freudigkeit des Aufbauens und produktive Energie, sondern in seiner Ueberzeugungslosigkeit griff er bald da, bald dort an und theilte mit den Romantikern auch das ähnliche Schicksal, daß er, nachdem er früher selbst die Anfänge zu der späteren Strauß'schen Lehre von Christus gelegt hatte, später sich der frommen Kirchlichkeit und dem persönlichen Christus zuwandte. In seinen Monologen redete er der Phantasie das Wort, konnte sie aber nicht zu nachhaltiger idealer Stimmung erheben und er verlor sich daher zu sehr in Reflexionen, wie auch seine Reden über die Religion mehr ein Produkt der Rhetorik sind. Seine christliche Glaubenslehre sucht den von Schelling aufgestellten Spinozistischen Pantheismus in christlicher Form wieder zu geben, aber es zeigt sich auch hier die philosophische Doppelseitigkeit der Romantiker, welche auf der einen Seite Fichte's absolute Subjektivitätslehre und auf der anderen die Schelling'sche Vergötterung des Universums zu Grunde legen. Vielfach zeigen sich in seinen Schriften die Keime neuerer Ansichten und Lehren und es ist ihm überhaupt die Wissenschaft oft nur die Kunst des Schaukelns im Denken und selten findet man in seinen Schriften eine feste Ueberzeugung heraus. Nirgends brachte er es zu einer rechten Vermittlung zwischen Glauben und philosophischem Begriff und wie sehr dieser Widerspruch bei ihm ungelöst blieb, zeigt am besten seine Ansicht, daß das Wesen der Religion im Gefühle der Abhängigkeit von Gott zu finden sei, ohne daß er sich doch von einem durchgreifenden Verstandesschematismus losmachen konnte. Seine dialektische Schärfe, deren er überhaupt sehr mächtig war, zeigte sich nirgends einschneidender als in seiner Beurtheilung von dem Schmalz'schen Werke über die politischen Vereine, dessen Verfasser er wahrhaft vernichtete. Selbst seine Dar-

ſtellung erinnert an die Romantiker und deren Vorbilder; nirgends kann ſich ein vollkommenes und künſtleriſches Bild herausgeſtalten, ſondern der dialektiſche Geiſt macht ſich zu ſehr geltend und vor lauter Ueppigkeit und Rhetorik wird der wahre klaſſiſche Periodenbau verſäumt und Alles zu affektirt und erkünſtelt. Namentlich in ſeinen Grundlinien einer Kritik der Sittenlehre tritt dieſe Künſtelei offen hervor und dieß Buch mahnt auch ſchon dadurch an die Romantiker, daß zuletzt nur noch der platoniſirende Spinozismus übrig bleibt. Am abgerundetſten iſt ſeine Darſtellung des theologiſchen Studiums, welche auch den Wendepunkt in ſeinen religiöſen Anſichten anzeigt und die Idee der Kirche als Hauptſache hinſtellt. Berühmt ſind ſeine Briefe über Schlegel's Lucinde, welche die Ausgleichung der Natur und Freiheit, der Sinne und des Geiſtes erſtreben wollten, aber nicht erreichen konnten. Auch überſetzte er den Platon, wodurch er für das Verſtändniß dieſes Philoſophen Vieles beitrug, obſchon Manches davon verfehlt und falſch aufgefaßt iſt. Schleiermacher ſteht auf dieſe Weiſe zwar nicht als entſchiedene und energiſche Perſönlichkeit da und ſelbſt ſeine literariſche Thätigkeit hat nicht den Erfolg erreicht, welche für einen ſolchen Geiſt möglich war; aber weil er durch ſeine dialektiſche Behandlung alle Ausgangspunkte und Fäden der philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaft der neuern Zeit in ſeinen Händen hatte, konnten alle Richtungen ſich an ihn anlehnen und aus ihm Waffen und Beweiſe ſchöpfen; dazu beſaß er eine bedeutende Wirkſamkeit als Geiſtlicher und akademiſcher Lehrer im Mittelpunkte des größten proteſtantiſchen Landes und hat er ſich durch die allſeitige Belehrung, wie durch ſeine drohenden Mahnungen in ernſter Stunde einen Namen und eine Bedeutung verſchafft, wornach größere Geiſter und entſchiedenere Denker vergebens ſtrebten, ſo daß er jedenfalls einen nicht unbedeutenden Platz in der Literaturgeſchichte verdient.

Neben ihm mag De Wette genannt werden, welcher die Schleiermacher'ſche Richtung mit dem Rationalismus vermittelte und die Fries'ſche Philoſophie mit ſeinem theologiſchen Syſtem in Einklang zu bringen ſuchte, wodurch er ſich dem Jakobi'ſchen Supranaturalismus näherte. In ſeiner viel geleſenen Schrift: „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers", theilte er in blühender Sprache und im Gewande der Biographie ſeine Anſichten über die wichtigſten Gegenſtände der Aeſthetik, Sitten- und Glaubenslehre mit und offenbarte darin die ganze Grundrichtung ſeines Geiſtes. Ein ſtrengeres und abgerundeteres Bild gewährt Daub, welcher die reine theologiſche Spekulation vertritt und die in der Philoſophie gefundene Idee Gottes auf das anwandte, was die Bibel und die Kirche lieferte. Er achtete wenig auf Gefühl und Phantaſie und es war ihm allein um den ſtrengen Gedanken zu thun, dem er die zierliche Darſtellung ganz aufopferte. Er ſah vorzüglich auf Gründlichkeit der Betrachtung und ging ebenfalls von dem naturphiloſophiſch erneuerten Spinozismus aus, wobei er ſich auf den Standpunkt des pragmatiſchen Rationalismus ſtellte, wie dies deutlich in ſeiner

Katechetik hervortritt. Nachdem jedoch die Idee der göttlichen Universalität des Seins von Hegel zur Geltung gelangt war, schloß sich ihm Daub an und zeigte diese geistige Umwandlung in seinen Theologumena. Hiermit führte er die Scholastik wieder in die protestantische Theologie ein und er schritt auf diesem Wege noch weiter vorwärts und bildete die Hegel'sche Lehre nach der theologischen Richtung immer weiter aus, so daß sein Buch über die dogmatische Theologie jetziger Zeit ganz den Hegel'schen Geist abspiegelt. Hier tritt seine Gesinnung, sein Denken und Glauben am deutlichsten hervor und hält er über die theologische Parteisucht der Zeit ein strenges Gericht. Diese Schrift bezeichnet aber auch das äußerste Ende der Scholastik und seines positiven Glaubens, und bildet den Gegensatz zu seinem ersten Buche. Von seinen zahlreichen Schriften, die jedoch nicht von ihm selbst, sondern nach seinen Kollegienheften herausgegeben wurden und somit von ihm in dieser Gestalt schwerlich gebilligt worden wären, sind noch seine Vorlesungen über Anthropologie bemerkenswerth, welche in der Darstellung die Gunst einer nachhelfenden Hand erfahren haben. Daub war eine ungemein anregende Persönlichkeit von großer Gesinnungstüchtigkeit, aber seine Schriften konnten keine solche nachhaltige Bedeutung erlangen, als ihnen zu wünschen war.

Ebenfalls der Hegel'schen Richtung angehörig war Marheinecke zu Berlin, dessen Schriften zwar verständlicher, aber kälter und phrasenhafter erscheinen, je mehr er sich von der Schelling'schen Naturphilosophie entfernte. Letzterer Richtung gehören noch seine Grundlehren christlicher Dogmatik an. Seine Symbolik der christlichen Religionsparteien ist lebendig aufgefaßt und fand auch vielseitigen Anklang, und auch als Kritiker hat er sich bewährt in seiner Geschichte der deutschen Reformation, worin er besonders die Personen der Reformatoren gut charakterisirte. Auch einige Kanzelredner von Bedeutung sind aus dieser Zeit zu nennen, unter welchen Theremin ganz den Geist der romantischen Innerlichkeit besitzt und auch durch seine Rhetorik und Abendstunden auf die Ausbildung besserer Kanzelredner wohlthätig gewirkt hat. Neben ihm mag noch G. Fr. Alb. Strauß genannt werden, bei dem die Romantik noch viel mehr anklingt; seine Glockentöne sind von praktischer Erbaulichkeit. — Eine wichtigere Stellung nimmt Neander ein, der nach seiner ganzen Anschauungsweise und Darstellung dieser Zeit angehört und Gemüth und Phantasie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu vereinigen suchte, obschon sein geschichtliches Denken nicht immer ganz entschieden ist. Außer seinem Buche über den Gnosticismus und dem Leben Jesu, das er dem Strauß'schen Werke entgegensetzte, schrieb er eine sehr verdienstliche Geschichte der christlichen Religion und Kirche, welche er zu einem sprechenden Beweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, einer Schule christlicher Erfahrung und einer Stimme der Erbauung, Lehre und Warnung machen wollte. Eine ähnliche Richtung vertritt Ullmann in Heidelberg, der in seinem Johann Wessel und Refor-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

matoren vor der Reformation sehr verdienstliche Arbeiten geliefert hat, die nur zu breit und unentschieden sind. In neuerer Zeit neigte er sich auch der strengeren Kirchlichkeit zu, wie dies seine Studien und Kritiken genügend darthun.

Daß die katholische Theologie von der Romantik sehr angeregt werde, ließ sich aus ihrem durchaus romantischen Kultus und Weltauffassung leicht erwarten und die neuere Romantik wurde hier besonders von Franz Baader vertreten, der alle Philosophien seit Kant mitlebte, annahm, was ihm gefiel, ablehnte, was ihm widersprach, und mit wirklich spekulativem Geiste eine reiche Phantasie, Großartigkeit der Ideen und Selbstständigkeit des Geistes verband. Damit hätte er Bedeutendes leisten können, wenn ihm nicht die ruhige Consequenz der Begriffsentwicklung und organisirende logische Denkbewegung gefehlt hätten. Seine besten Schriften sind: Fermenta cognitionis, die aber deutsch geschrieben sind, Ueber Divination und Glaubenskraft und Vorlesungen über spekulative Dogmatik. Seine ganze gnostische Mystik beruht auf der Theosophie des Jakob Böhme und den naturphilosophischen Betrachtungen des Paracelsus. Neben ihm zeichnete sich noch Günther in Wien aus, der nur zu viel Gezwungenheit und scholastische Tendenz besaß, um in der Theologie mit philosophischem Geiste Größeres zu leisten, was auch Windischmann nicht vermochte, der zwar der Naturwissenschaft sich mehr hingab, aber auch in seinem Werke: Die Philosophie im Fortschritte der Weltgeschichte, sich an der theologisirenden Philosophie betheiligte. Endlich suchte Hermes die Bewährung der katholischen Kirchenlehre in der absoluten Nöthigung der Vernunft durch Beweise zu finden und die spekulative Kritik Kant's auf das Gebiet der katholischen Theologie hinüber zu führen, fand aber sein Streben schlecht gelohnt, indem der Papst am 26. September 1835, freilich erst 4 Jahre nach Hermes' Tod, dessen Lehre verdammte.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher ist am 21. November 1768 zu Breslau geboren und der Sohn eines Feldpredigers, wurde in den Brüdergemeinden Niesky und Barby erzogen, studirte in Halle Theologie, wurde 1794 Hilfsprediger zu Landsberg an der Warthe, 1796 reformirter Prediger an der Charité in Berlin, 1802 Hofprediger in Stolpe, 1805 Universitäts-Prediger und Professor der Theologie in Halle, 1807 Doctor der Theologie, 1809 Prediger und 1810 Professor an der Universität Berlin, 1811 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb am 12. Februar 1834. Hauptschriften: Monologen, 1800. 5te Auflage 1836. Weihnachtsfeier, 1806. Predigten, 1801—33, fünf Sammlungen. Uebersetzung des Platon, 1804—28, 6 Bde. Sämmtliche Werke, Berlin 12 Bde. 1836—42. — Wilhelm Martin Lebrecht de Wette ist am 12. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren, studirte 1799 in Jena Theologie, ward 1805 Docent, 1807 außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor in Heidelberg, 1810 in Berlin, wurde wegen eines Trostschreibens an Sand's Mutter 1820 in Untersuchung gezogen und entlassen, lebte dann in Weimar, sollte zweiter Prediger an der Katharinen-Kirche zu Braunschweig werden, was aber der Herzog nicht gewährte und ging 1822 als Professor der Theologie an die Universität Basel, wo er vor Kurzem starb. Hauptschriften: Lehrbuch der christlichen Dogmatik, 1831, 2 Bde.; Christliche Sittenlehre, 1819—21, 3 Bde.; Uebersetzung der Bibel, mit Auguſti, 1809—12, 6 Bde.; Theodor, oder die Weihe des

Zweiflers, 1822, 2 Bde.; Heinrich Melchthal, 1829, 2 Bde.; Predigten, 1826—27, 2 Bde. u. A. — Karl Daub ist am 20. März 1765 zu Kassel geboren, studirte 1786 zu Marburg Theologie, wurde Mitaufseher der Stipendiaten, 1791 Lehrer in Hanau und 1795 Professor der Theologie in Heidelberg, wo er 1805 Kirchenrath, 1810 Geheimer Kirchenrath wurde und am 22. November 1836 am Schlagflusse starb. Von 1805—19 gab er mit Creuzer die Zeitschrift Studien heraus. Seine Vorlesungen erschienen, von Marheinecke und Dittenberger herausgegeben, zu Berlin 1837 ff. — Philipp Konrad Marheinecke, 1786 zu Hildesheim geboren, seit 1810 Professor in Berlin, schrieb: Geschichte der christlichen Moral, 1805; christliche Symbolik, 1810—14, 3 Bde.; Geschichte der deutschen Reformation, 1816 u. ff.; Dogmatik, 1828. — Ludwig Friedrich Franz Theremin ist am 19. März 1783 geboren, studirte Theologie, wurde Hof- und Domprediger, Oberconsistorialrath und Professor der Theologie zu Berlin und schrieb: das Kreuz Christi, 3 Bde., 1828—40; Adalbert's Bekenntnisse, 1835; Abendstunden, 3 Bde., 1833—37 und neue Ausgabe 1841. — G. F. Albert Strauß, 1786 zu Iserlohn geboren, seit 1822 Hofprediger und Professor in Berlin, schrieb Glockentöne u. A. — Johann August Wilhelm Neander ist 1789 zu Göttingen geboren, studirte 1809 in Halle Theologie, nachdem er zuvor vom Judenthume zum Christenthume übergetreten war, dann hielt er sich in Göttingen und Hamburg auf, kam 1811 nach Heidelberg, wo er 1812 außerordentlicher Professor wurde, erhielt noch in demselben Jahre einen Ruf nach Berlin, wo er später Consistorialrath wurde und am 14. Juli 1850 starb. Seine allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche erschien in Hamburg 1828—42, 6 Bde. — Karl Ullmann ist am 15. März 1796 zu Epfenbach geboren, studirte 1812 in Heidelberg und Tübingen Theologie, wurde 1819 zu Heidelberg Dozent und 1812 außerordentlicher Professor der Theologie, gab 1828 mit Umbreit die Studien und Kritiken heraus, wurde 1829 nach Halle berufen, 1836 wieder nach Heidelberg und hier später zum Kirchenrath ernannt. — Franz Xaver Baader ist 1765 zu München geboren, wurde später Professor zu München und starb 1841. Seine philosophischen Schriften erschienen 1831 gesammelt. — Von Professor Günther zu Wien erschienen verschiedene Werke. — Von Windischmann in Aschaffenburg mehrere über Philosophie und Mythologie. — Hermes, 1775 geboren, 1831 gestorben, schrieb: Einleitung in die christkatholische Theologie, Münster, 1819—29, 2 Bde., 2te Aufl. 1831—34; Christkatholische Dogmatik, herausgegeben von Achterfeldt, Münster, 1834, 3 Bde.

281. Von der Romantik wurde zunächst auch die Mythologie bedeutend angeregt und seitdem Heyne sich über dieselbe verbreitet hatte, schieden sich zwei Richtungen von einander, nämlich die Symboliker und Antisymboliker. Der Hauptführer der Symboliker ist Creuzer, obgleich die Grundgedanken seiner orientalischen Weltauffassung bereits vor ihm von Kanne, J. J. Wagner und Görres aufgestellt worden waren, wie namentlich der Letztere in seiner Mythologie der asiatischen Welt mit Geist und poetischer Kühnheit die Idee aufstellte, daß die späteren Religionen nur die Strahlen und Verdunkelungen einer ursprünglich reinen monotheistischen Urreligion seien; wobei er freilich willkürlich und zu phantastisch verfuhr. Creuzer legte diese Ansichten zu Grund, führte die mythologischen Vorstellungen aller Völker auf den Orient und dessen philosophirende Grundanschauung der ganzen Welt zurück und behauptete, daß der Mythus blos das Symbol eines Philosophems sei und die Mythologie die urweltlichen Ideen abspiegle, welche blos durch die fortschreitende Dichtung zur vielgötterischen Sinnlichkeit umgestaltet wurde. Die Spuren jener ursprünglich

reinen Priesterreligion vermeinte er hauptsächlich in den Mysterien und Orakelaussprüchen, sowie in den allegorischen Auffassungen der Neuplatoniker Jamblichus und Proklus zu finden. In seiner Symbolik suchte er nun die Grundtypen sämmtlicher Mythen zu erfassen und glaubte, daß dazu ein angeborner Seherblick nothwendig sei, wie auch die Romantiker von ähnlichen Grundgedanken ausgingen. Gegen diese Ansicht erhob sich zunächst Voß mit der ganzen Schärfe seines Verstandes und seiner durchgreifenden Kritik, indem er auf genaue Beweisführung drang und die rein griechisch nationale Entwicklung verfocht. Auch Hermann in Leipzig betheiligte sich bei diesem Streite, obschon ohne hinreichende geistige Befähigung dazu, während Buttmann und Lobeck mit großer Gründlichkeit und dem Aufbieten des reichsten Wissens sich gegen die Symbolwillkür erhoben, ohne jedoch die Grundsätze des mythologischen Altmeisters sehr erschüttern zu können, zumal diesem die reichen Arbeiten im Gebiete der orientalischen Literatur zu Hülfe kamen. Das Creuzer'sche Werk zeichnet sich aus durch umfassende Belesenheit, geniale Combination und tiefen Blick, und selbst die Sprache übertrifft die der meisten gelehrten Werke, nur ist der Stoff nicht recht zu einem Ganzen verarbeitet und stellt mehr eine Reihe von Abhandlungen, als ein künstlerisches Ganzes dar. Auf demselben Wege haben Stuhr über urweltliche Verhältnisse, Rode über altpersische Religionssysteme und Karl Bähr über die Symbolik des mosaischen Glaubens Verdienstvolles geschrieben und auch Ottfried Müller viele Punkte der Mythologie in ein helles Licht gestellt.

Neben diesen Bestrebungen fand auch die Philologie tüchtige Vertreter, zumal in August Böckh, welcher das Werk seines Lehrers Wolf fortsetzte, die antike Sprachwissenschaft mit der Geschichte näher in Verbindung brachte, besonders das Staatsleben der Griechen allseitig erhellte und den griechischen Geist in sich selbst so aufzunehmen verstand, daß er sich auch im Leben als ein Mann von Gesinnung und ächter Freiheitsliebe bewies. Neben ihm haben noch zahlreiche Andere sich reiche Verdienste erworben, wie Reisig, Thiersch, Gottfried Hermann u. A. Mit gleichem Eifer wandte man sich auch der orientalischen Literatur zu, zumal sich die Romantiker mit den hier spielenden Elementen vielfach verwandt fühlten, und besonders war es die Sanscritliteratur, welche eifrige Bearbeiter fand. Nach dem Vorgange von Fr. Schlegel begann Joseph v. Hammer mit Gründlichkeit und vieler Gelehrsamkeit nicht nur neue Fundgruben des Orients zu eröffnen, sondern auch uns mit der Literatur der Perser und Osmanen näher bekannt zu machen, er übersetzte Hafiz's Divan und schrieb eine Geschichte der persischen schönen Redekünste und eine Geschichte des osmanischen Reichs, welche vorzüglich auf türkische Quellen gegründet ist, nebst zahlreicheren kleineren Schriften über diese Literatur. Wie sein Verdienst dabei mehr in der historischen Forschung und Würdigung liegt, so fanden dagegen seine grammatischen und sprachlichen Bemerkungen mancherlei Wider-

ſpruch, weil er hier nicht dieſelbe Gründlichkeit bewahrte. Mehr der Grammatik zugewendet ſind die Forſchungen von Geſenius über hebräiſche Sprache und Bopp über das geſammte indiſche Sprachgebiet, der auch eine Ueberſetzung des großen indiſchen Epos Mahabhârata unternahm und es verſuchte, mit großartigem Ueberblick und reicher Gelehrſamkeit eine vergleichende Grammatik der indogermaniſchen Sprachen aufzuſtellen. A. W. v. Schlegel und Laſſen haben ſich auf demſelben Gebiete Verdienſte erworben und zuſammen das indiſche Heldengedicht Ramayana herausgegeben. Großartig ſind die Leiſtungen im Gebiete der deutſchen Sprache und Alterthumswiſſenſchaft, wo die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm als die glänzendſten Namen hervortreten. Beide haben nicht nur zuſammen die Deutſchen Kinder- und Hausmährchen und Deutſche Sagen geſammelt, ſondern auch nach allen Richtungen hin unſere altdeutſche Literatur unterſucht und bekannt gemacht und die deutſche Sprachwiſſenſchaft eigentlich erſt geſchaffen. Namentlich hat Jakob Grimm, der ausgezeichnetſte und genialſte der Brüder, mit bewunderungswürdiger Gelehrſamkeit und ausgezeichnetem Scharfſinne den erſten wiſſenſchaftlichen Aufbau einer deutſchen Grammatik unternommen und ſie zurückgeführt auf ihre Urquellen und entfernteſten Zuſammenhänge. Neben dieſem großartigen Werke, dem ſich noch ein Wörterbuch der deutſchen Sprache anreihen wird, hat er mit regem Eifer nicht allein viele einzelne altdeutſche Schriften kritiſch bearbeitet und herausgegeben, ſondern auch über den altdeutſchen Meiſtergeſang, die deutſchen Rechtsalterthümer und die deutſche Mythologie meiſterhafte Werke geſchrieben und beſonders auch die deutſchen Weisthümer geſammelt, als Grundlage eines nationalen germaniſchen Rechts, wie es ſich einſt aus dem Volke ſelbſt herausgebildet hatte. Sein Bruder Wilhelm hat neben der Herausgabe zahlreicher altdeutſcher Schriften größere Werke über die deutſche Heldenſage, die altdäniſchen Heldenlieder und Anderes geſchrieben und dabei, wenn auch weniger Genialität, ſo doch denſelben Fleiß und Eifer und dieſelbe Gründlichkeit und Gediegenheit gezeigt. Neben dieſen zeichneten ſich Büſching, Docen, Von der Hagen, Beneke und Joſeph v. Laßberg aus, und während ſich Mone mit Gründlichkeit und vielem Verdienſte über die nordiſche Mythologie, den Reinecke Fuchs und andere Theile dieſes Gebietes verbreitete, hat ſich Lachmann nicht nur reiche Verdienſte um die Kritik des Nibelungenliedes erworben, ſondern auch mit gleich kritiſchem Scharfſinne den klaſſiſchen Sprachen und der neudeutſchen Literatur ſich zugewendet und hier beſonders eine Ausgabe von Leſſing's Werken veranſtaltet, wie ſie keinem anderen deutſchen Schriftſteller noch zu Theil geworden iſt. Die neuere deutſche Grammatik bearbeiteten beſonders Heinſius und Heyſe, welche aber weit überholt wurden durch die gediegenere und wiſſenſchaftlichere Grammatik von Karl Friedrich Becker.

Georg Friedrich Creuzer iſt am 10. März 1771 zu Marburg geboren, ſtudirte hier und in Jena Theologie und Philologie, wurde Lehrer einer Privatanſtalt in Gießen

und in Leipzig, 1802 Professor in Marburg, 1804 in Heidelberg, 1809 in Leyden, 1810 wieder in Heidelberg, wo er die Mythologie und Symbolik herausgab, 1818 Geheimer Hofrath 1825 Mitglied der französischen Akademie, 1826 Geheimer Rath und in neuester Zeit pensionirt. Seine Symbolik erschien 1837 in 3ter Auflage und außerdem hat er noch zahlreiche Schriften über das klassische Alterthum geschrieben. — Gottfried Hermann ist am 28. November 1772 zu Leipzig geboren, studirte die Rechte und besonders Philologie, wurde 1794 in Leipzig Docent, 1798 außerordentlicher und 1803 ordentlicher Professor und war bis zu seinem in jüngster Zeit erfolgten Tode einer der größten klassischen Philologen unserer Zeit, der sich besonders durch kritische Ausgaben alter Autoren verdienstlich machte, aber an Genialität und umfassender Kenntniß des Alterthums Creuzer und Böckh weit nachstand. — Lobeck, Professor in Königsberg, hat nur einiges Wenige geschrieben über das klassische Alterthum, aber mit großer Gründlichkeit und reicher Belesenheit, wogegen er nicht eben viel genialen Blick besaß. — Karl Bähr aus Heidelberg, 1821 Diaconus in Pforzheim, 1828 Pfarrer in Eichstetten, 1838 Ministerialrath in Karlsruhe, schrieb eine Symbolik des mosaischen Glaubens. — Karl Ottfried Müller, 1797 zu Brieg geboren, studirte in Breslau und Berlin 1813—15 Philologie, wurde 1817 Lehrer in Breslau, 1819 an der Universität Göttingen, reiste 1819 nach Frankreich, 1822 nach England, ging nach Griechenland und starb zu Athen. Seine vorzüglichsten Werke sind: die Dorier, 1824; die Etrusker, 1828; Archäologie der Kunst, 1830 und neue Auflage 1835; Geschichte der Literatur u. A. — August Boeckh, am 24. November 1785 zu Karlsruhe geboren, studirte 1803 in Halle Philologie, dann in Berlin, wurde 1807 außerordentlicher und 1810 ordentlicher Professor in Heidelberg, 1811 nach Berlin berufen, wurde Sekretär der Akademie der Wissenschaften, geheimer Regierungsrath u. A. und schrieb sehr Vieles, worunter besonders seine Ausgabe des Pindar, die Inschriften der Griechen u. A. gehören. — Reisig war ein ausgezeichneter Professor der Philologie zu Jena, ist jung gestorben und wirkte mehr durch Anregung als durch Schriften, wogegen Friedrich Thiersch, geboren 1784 zu Kirchscheidungen, seit 1809 Professor in München, öfters auf Reisen, besonders auch in Italien und Griechenland, hauptsächlich für die Archäologie wirkte und eine Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts anbahnte. Joseph von Hammer, 1781 zu Gratz geboren, kam frühe zum Departement der orientalischen Angelegenheit in Wien und 1799 nach Konstantinopel, machte Reisen, wurde 1807 in Wien angestellt und 1817 kaiserlicher Hofrath. Von 1810—19 gab er die Fundgruben des Orients und 1827—34 die Geschichte des osmanischen Reichs in 4 Bänden heraus. — Wilhelm Gesenius, 1786 zu Nordhausen geboren, wurde 1806 theologischer Repetent in Göttingen, 1810 Professor in Halle und schrieb außer einem Lexikon mehrere grammatische Werke über die hebräische Sprache. — Lassen, Professor in Bonn, hat sich besonders den indischen Sprachen zugewendet und hierbei durch kritischen Scharfsinn ausgezeichnet. — Jakob Ludwig Grimm, am 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, 1806 im Kriegscollegium angestellt, 1808 Bibliothekar des Königs in Kassel, 1814 als Sekretär des hessischen Gesandten in Paris, 1816 zweiter Bibliothekar in Kassel, 1830 Professor und Bibliothekar in Göttingen bis 1837, wo er wegen der Protestation gegen die Verfassungsverletzung verwiesen wurde, und seit 1840 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ist der erste deutsche Sprachforscher, der sehr zahlreiche Schriften schrieb, worunter: Kinder- und Hausmährchen, 3 Bde. 1812—13; deutsche Sagen, 1816—18 (gemeinschaftlich mit seinem Bruder); deutsche Grammatik 1818 u. ff. Wilhelm Grimm, dessen Bruder, am 24. Februar 1786 zu Hanau geboren, 1814 Bibliothekssekretär in Kassel, 1830 Professor in Göttingen, ebenfalls 1837 entlassen und seit 1840 in Berlin, schrieb außer dem Werke: die deutsche Heldensage, 1829, noch zahlreiche kleinere Schriften. — Johann Gustav Büsching, den 19. September 1783 zu Berlin geboren, 1806 Regierungsreferendär, 1811 Archivar und außerordentlicher Professor in Breslau, gestorben am 4. Mai 1829, war einer der Ersten, der das Studium der

altdeutschen Literatur anbahnte. — Leonhard Joseph Docen, geboren den 1. Oktbr. 1782 zu Osnabrück, ging nach München, wurde 1806 an der Bibliothek angestellt, 1811 Custos derselben, 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb am 21. Novbr. 1828. — Friedrich Heinrich von der Hagen, am 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg geboren, 1810 außerordentlicher Professor in Berlin, 1811 in Breslau und 1821 in Berlin, gab viele altdeutsche Schriften, wie das Heldenbuch, die Minnesänger und das Nibelungenlied heraus, ist aber nicht kritisch genug. — G. Fr. Beneke, 1762 geboren, später Professor und Unterbibliothekar in Göttingen, gab einzelne altdeutsche Werke heraus. — Joseph Freiherr von Laßberg, geboren am 10. April 1770 zu Donauöschingen, 1808 Geheimer Rath und 1813 Oberjägermeister, lebt seit 1817 zu Eppishausen und Meersburg, wo er eine reiche altdeutsche Bibliothek und viele Manuscripte gesammelt und Vieles in seinem altdeutschen Liedersaal mitgetheilt hat. — Franz Joseph Mone, am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim geboren, wurde 1817 Privatdocent in Heidelberg, 1819 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor, 1825 Bibliothekar, 1827—31 Professor in Löwen, 1832—35 Zeitungsredakteur in Karlsruhe und 1835 Archivdirektor. 1834—39 gab er den altdeutschen Anzeiger heraus. — Karl Lachmann war Professor der klassischen Literatur in Berlin und starb 1851. Seine Ausgabe des Nibelungenlieds erschien 1826 zuerst.

282. Nach dem Vorgange von Johannes Müller und Schiller fand die Geschichte besonders zahlreiche Bearbeiter und diese hat überhaupt um diese Zeit die größte Bereicherung erhalten, zumal was die Geschichte spezieller Länder und Völker betrifft. Heinrich Luden machte sich nach einigen geistvollen biographischen Versuchen und einer allgemeinen Geschichte der Staaten und Völker des Mittelalters und nachdem er sich in seiner Zeitschrift Nemesis an der praktischen Politik freisinnig bethätigt hatte, mit reicher Gelehrsamkeit und großem Patriotismus an die deutsche Geschichte, die er in einem ausführlichen Werke darzustellen begann, das jedoch nicht zur Vollendung kam, weil er es zu weitläufig anlegte, zu breit wurde und es nicht künstlerisch zu einem Ganzen zu gestalten vermochte. Neben ihm versuchte K. A. Menzel eine Geschichte der Deutschen, die jedoch hinter Luden's Werk zurückblieb, wie auch die Geschichte des Mittelalters von Rühs, der sein gründliches Material nicht gehörig zu verarbeiten verstand. Bedeutender ist Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, der auch die morgenländischen Quellen dafür benützte und eben so scharfsinnig wie gründlich sein Werk auf eine größere Höhe zu stellen vermochte. Eines der bedeutendsten Werke ist Niebuhr's römische Geschichte, welcher mit der Schärfe seines kritischen Geistes das dunkle Gebiet der römischen Urgeschichte beleuchtete und das Wahre vom Falschen sichtete, während seine übrigen Schriften diesem Werke nicht mehr gleich kommen und überhaupt die stilistische Darstellung nicht gelungen ist. Ihm gegenüber tritt Friedrich v. Raumer, der zwar durchgängiger Gründlichkeit entbehrt und fast mehr als ein geistreicher Dilettant die Geschichte behandelt, aber sich um unsere Nationalliteratur das große Verdienst erwarb, die glanzvolle Geschichte der Hohenstaufen in schöner und lichtvoller Darstellung uns wieder vorgeführt zu haben. Außer diesem unternahm er eine Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahr-

hunderts und hat in mehreren Reisewerken treffende Bemerkungen über Frankreich, England und Amerika niedergelegt, wobei freilich auch manches Oberflächliche mit unterläuft. Gründlicher und gediegener ist Johannes Voigt's Geschichte Preußens, des Lombardenbundes und des Papstes Gregor VII. der namentlich die historischen Quellen des Mittelalters besser zu würdigen und zu benützen verstand, als seine Vorgänger. Neben diesen traten noch einige rühmliche Werke über Spezialgeschichte, wie die Geschichte Schwabens von Pfister (welcher zugleich auch Verfasser einer trefflichen Geschichte der Teutschen ist), die hessische Geschichte von Rommel, die Geschichte des Mittelalters von Rehm und von Hormayer's Werk über österreichische Geschichte und berühmte Personen, welche nur zu oft die Unparteilichkeit verläugnen, jedoch in blühender Sprache geschrieben sind. Einer der vorzüglichsten Historiker ist Leopold Ranke, der schon 1824 Geschichten germanischer und romanischer Völker schrieb und besonders durch seine deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation sich große Verdienste sammelte. Er ist einer der wenigen deutschen Historiker, welche ihre Werke auch künstlerisch auszubilden suchten, und hat in seinen Schriften lebendige, abgerundete, durch Kunst der Anschaulichkeit und der Schilderung ausgezeichnete Produkte geliefert. Stenzel's Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern ist zu sehr auf ein mosaikartig zusammengetragenes Quellenstudium gegründet und fällt noch in dieselbe Zeit, obschon er sich gegen die Romantik selbst kehrt und mit seiner neuesten Geschichte von Preußen geradezu in die Gegenwart herüber reicht. Lobenswerth ist seine historische Treue und selbst seine Sprache ist gewandt und gefällig. — Heinrich Leo gehört dagegen noch ganz der Romantik an, deren letzter Vertreter auf diesem Gebiete er ist. Seine Geschichte der italienischen Staaten, seine Universalgeschichte und sein Handbuch der Geschichte des Mittelalters sind, was das Quellenstudium und die Form betrifft, weit besser und zeichnen sich besonders durch tiefere Auffassung aus; jedoch sind sie zu parteilich, zu orthodox und von religiösem und politischem Glaubenshaß erfüllt. Ganz anders ist bei Dahlmann die Geschichte behandelt, der neben gründlichen Kenntnissen auch Gesinnung und Wahrheitstreue besitzt, die Geschichte vom Standpunkte des rein Menschlichen behandelt und auch zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten versteht. Dahin gehören seine Forschungen, sowie seine Geschichte von Dänemark und der französischen und englischen Revolution. Endlich ist auch das Heeren-Uckert'sche Unternehmen der Geschichte der europäischen Staaten ein lobenswerthes und einzelne Werke darin wie Schäfer's Geschichte von Portugal sehr gründlich gearbeitet; es ragt aber schon mehr in die neueste Zeit herüber.

Im Gebiete der biographischen Charakteristik zeichnete sich vorzüglich Varnhagen v. Ense aus, der es verstand, in fast meisterhafter Sprache und mit geistigem Blick einzelne Individualitäten scharf aufzufassen und in lichtvoller

Anschaulichkeit uns vorzuführen. Seine biographischen Denkmäler enthalten die trefflichsten Schilderungen der verschiedenartigsten Persönlichkeiten, deren Geist er fast plastisch hervortreten läßt, und nur kann die oft diplomatische Zurückhaltung die Darstellung nicht überall recht lebendig werden lassen. Für die Literaturgeschichte hat namentlich Wachler Bedeutendes geleistet mit seinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, welche das erste umfangreichere Gemälde derselben aufstellen. Sein Handbuch der Geschichte der Literatur zeugt von ungemeinem Fleiße und der reichsten Belesenheit in allen Gebieten des Wissens und wird auch für lange eine brauchbare Quelle bleiben. Wolfgang Menzel's Werk über die deutsche Literatur ist dagegen keine Geschichte derselben, sondern nur ein Werk voll Raisonnement und willkürlicher Urtheile über die einzelnen Persönlichkeiten und Leistungen, die zwar im Allgemeinen oft manches Treffende enthalten, aber zu sehr dem Mittelalter zugewendet und gegen Göthe gerichtet sind, wie sich überhaupt das Buch eng an die romantische Schule anschließt. Auch für die Kunstgeschichte wurde Bahn gebrochen und Alois Hirt schrieb eine verdienstvolle Geschichte der Baukunst und der bildenden Künste bei den Alten, worin nur sein Kunsturtheil nicht durchgängig genügend ist. Außer Böttiger's Leistungen in diesem Gebiete haben sich noch Andere an einzelne Theile der Kunstgeschichte gemacht, wie Sulpiz Boisserée über den Kölner Dom schrieb, Rumohr sich über die Kunstwerke Italiens verbreitete, Waagen und Passavant einzelne Künstler würdigten und ihre Werke schilderten und besonders die Kunst des klassischen Alterthums in den zahlreichen und gediegenen Schriften von Thiersch, Schorn, Welcker, Jakobs, Gerhard, Panofka, Stackelberg und Ottfried Müller nach allen Seiten hin zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht wurde.

Heinrich Luden, 1780 zu Lockstadt geboren, seit 1806 in Jena und dort in neuester Zeit als Geheimer Hofrath und Professor gestorben, schrieb Biographien von Thomasius, H. Grotius und W. Temple, deutsche Geschichte; seit 1826 zu Gotha, und daraus einen Auszug. — K. A. Menzel, 1784 zu Grünberg in Schlesien geboren, seit 1809 Professor in Breslau, schrieb: Geschichte der Deutschen, 1815—23, 8 Bde., und Neuere Geschichte der Deutschen, 6 Bde., 1826—35. — Rühs' Geschichte des Mittelalters erschien 1814. — Friedrich Wilken, 1777 zu Ratzeburg geboren, 1805 Professor in Heidelberg, 1817 Oberbibliothekar und Professor in Berlin und Historiograph, vor Kurzem gestorben, schrieb: Geschichte der Kreuzzüge, 1807—32, 7 Bde. — Barthold Georg Niebuhr, geboren 1777 zu Meldorf, 1816 preußischer Gesandter in Rom, nachher Staatsrath in Bonn, wo er im Januar 1831 starb, schrieb: Römische Geschichte, 1811—32. — Friedrich von Raumer, 1781 zu Wörlitz geboren, 1809 Regierungsrath in Potsdam, 1811 Professor in Breslau, seit 1818 in Berlin, schrieb: Geschichte der Hohenstaufen, 6 Bde. 1823—25; Geschichte Europa's u. s. w. 1842 u. ff. — Johannes Voigt, geboren 1786 zu Bettenhausen, seit 1817 Professor in Königsberg, schrieb: Hildebrand als Papst Gregor VII., 1815; Geschichte Preußens, 1827—36, 7 Bde.; Geschichte des Lombardenbunds 1818. — J. Chr. Pfister, 1772 zu Pleidelsheim geboren, 1835 als Prälat gestorben, schrieb: Geschichte von Schwaben, 1802—27, 5 Bde., Geschichte der Teutschen, 1829—35, 5 Bde. — Christoph Rommel, geboren 1781 zu Kassel, 1804 Professor in Marburg, 1810 in

Charkow, 1820 Archivdirektor in Kassel, schrieb: Geschichte von Hessen, 1820 u. ff. — Joseph Freiherr von Hormayr, 1781 zu Innspruck geboren, 1801 in Wien angestellt, 1809 in Tirol, 1815 Reichshistoriograph, 1820 nach München berufen und seit 1832 Ministerresident in Hannover, schrieb: Geschichte von Tirol, 1806—8, 2 Bde., Wien; Geschichten und Denkwürdigkeiten, 9 Bde., 1823—29 u. A. — Leopold Ranke, 1795 zu Wiehe geboren, seit 1825 Professor in Berlin, schrieb: Fürsten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert, 1827, 4 Thle.; deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Berlin 1839 u. ff. — Stenzel, Professor in Breslau, schrieb: Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, 1827, 2 Bde. — Heinrich Leo, Professor in Halle, schrieb: Verfassung der lombardischen Städte, 1828; Universalgeschichte, 1838; Handbuch der Geschichte des Mittelalters, 1830. — Dahlmann, zuerst Professor in Kiel, dann in Göttingen, wo er 1837 die Protestation entwarf und deshalb entsetzt wurde, ist seit 1840 in Bonn. — Varnhagen von Ense, 1785 zu Düsseldorf geboren, seit 1815 preußischer Diplomat, schrieb biographische Denkmale, 1824—30, 5 Bde. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 1837—42, 6 Bde. — J. F. L. Wachler, 1717 zu Gotha geboren, seit 1815 Professor und Oberbibliothekar zu Breslau, wo er starb, schrieb Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 1818—19, 2 Bde.; Handbuch der Geschichte der Literatur, 1830, 4 Bde. u. A. —. Wolfgang Menzel, 1798 zu Waldenburg geboren, seit 1826 in Stuttgart und Redakteur des Literaturblatts, auch Abgeordneter, schrieb sein Buch: die deutsche Literatur, 1828, 2 Bde., und Geschichte der Deutschen, 1827 und 4te Auflage 1850, 2 Bde. — Alois Hirt, 1759 zu Behla bei Donauöschingen geboren, machte Reisen nach Italien, lebte seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in Berlin als Professor und starb 1837. Die beiden erwähnten Werke erschienen 1820—27 und 1833. — Sulpiz Boisserée's Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln erschien 1823—32 und seither in neuer Ausgabe. — Rumohr's italienische Forschung, 1827. G. Fr. Waagen's Hubert und Johann van Eyck, 1822. Johann David Passavant, Ansichten über die bildenden Künste, 1820, und Raphael Urbino, 1839. — Schorn's Schrift über die Studien der griechischen Künstler. F. G. Welcker's Zeitschrift über die griechische Kunst und Fr. Jacobs vermischte Schriften enthalten manche treffliche Abhandlungen über einige hierher gehörige einzelne Theile.

283. Eine eigenthümliche Gestalt in unserer Literatur ist Joseph Görres, der mit der Glut der romantischen Schwärmerei sich ganz dem Feuer der Revolution hingab, in seinem rothen Buche deren Grundsätze kühn in's Volk warf und gegen die Fürsten sich erhob, dann zu Gunsten seines Vaterlands gegen Napoleon schrieb, mit noch nie gesehenem Freimuthe in seinem deutschen Merkur sich für die volksthümliche freie Umgestaltung Deutschlands erhob und als Sprecher der Deputation der Stadt Koblenz im Jahre 1818 mit einem in Deutschland unerhörten Freimuthe, mit kühnen und gewaltigen Worten dem Könige die Wünsche seines Volks vortrug und ihn an sein in schwerer Stunde gegebenes feierliches Wort mahnte. Er war ein entschiedener Anhänger der Romantik, erfüllt von deren subjektiver Willkür und den widersprechendsten Gegensätzen, und daraus ist es auch zu erklären, wie er als betagter Mann in seinem Athanasius sich für die Forderung des strengsten Ultramontanismus erheben und dennoch wieder für Volksfreiheit sprechen konnte. Seine wissenschaftlichen Leistungen beruhen hauptsächlich in seiner Mythengeschichte der asiatischen Welt und der Herausgabe der deutschen Volksbücher; um so mehr hat er aber ange-

regt auf dem Gebiete der Politik, von dem er nicht lassen konnte bis zu seinem Tode. Reiner, aber unbedeutender steht Friedrich Ludwig Jahn da, der die Romantik auch auf das Gebiet der Politik übertrug und vermeinte, man dürfe bloß so die altdeutschen Aeußerlichkeiten wiederholen und ein Turner- und Burschenleben einführen, um auf einmal den Zauber des Mittelalters wieder erstehen zu lassen, aber in seinen Schriften, Deutsches Volksthum und Denkmisse eines Deutschen, höchst Unbedeutendes geliefert hat und ganz unbekannt geblieben wäre, hätte er nicht zur Zeit der Befreiungskriege an den politischen Wirrungen Theil genommen. Bedeutender hat sich Friedrich Gentz bemerklich gemacht, der überhaupt als eine Art räthselhaftes Wesen vor uns tritt und eine ganz eigenthümliche Vermischung der Neigung und Talente darbietet. Er strebte vor Allem darnach, mit Anstand und Bildung zu genießen und dem Verlangen seines sinnlichen Temperaments zu entsprechen, so daß ihm alles Andere großentheils oder ganz gleichgültig war. Dabei vermochte er es, mit objektivem Geiste in die Weltereignisse zu schauen und sie scharf und richtig zu erfassen, obgleich sein Standpunkt gerade nicht der richtigste war. Die Haupttriebfeder bei ihm war das Geld, und daraus erklären sich auch die Umwandlungen, die scheinbar an ihm vorüber gingen und denen er sich hauptsächlich nur deßhalb hingab, um Ruhe für den Genuß zu gewinnen. Gentz war durchaus politischer Schriftsteller und an ihn vorzüglich knüpft sich seit 1813 der Gang der gesammten politischen Ereignisse Europa's, denn er war die Seele des Metternich'schen Kabinets, für das er alle wichtigen Schriften mit meisterhafter Hand verfaßte, und er hatte auf allen Congressen die geheimsten Fäden in seinen Händen. Kein deutscher politischer Schriftsteller hat ihn an Lebendigkeit und Klarheit des Stils übertroffen und sein Manifest, das Oesterreich 1813 erließ, ist ein Meisterstück politischer Beredtsamkeit. Durch die Sammlung seiner einzelnen Schriften hat sich Schlesier ein nicht geringes Verdienst erworben und sie bilden eine bedeutende Quelle für die Geschichte der Befreiungskriege und der darauf folgenden Zeit. Niemand ist übrigens mehr geschmäht worden, als Gentz, und wenn man auch zugeben muß, daß das Geld bei ihm die belebende Seele war und er sich dem Taumel des Genusses zu sehr hingab, so war er doch nicht gerade für Geld verkäuflich, sondern mußte er nur bei Geld und Genuß sein, um die Kräfte seines Geistes zur Thätigkeit anzuregen. Es bedarf übrigens keiner näheren Erwähnung, daß Gentz in seinen Schriften durchaus die streng konservative Richtung Oesterreichs abspiegelte, obschon er in früherer Zeit höchst freisinnig schrieb und noch 1797 an König Friedrich Wilhelm von Preußen ein Sendschreiben richtete, worin er von ihm Preßfreiheit verlangte.

Das Vertiefen in das Mittelalter veranlaßte auch, daß man das Studium des deutschen Rechts eifriger betrieb und mit dem nationalen Staat die christlich-kirchliche Idee in Einklang zu bringen suchte, wie auch schon Adam Müller

die Idee des chriſtlichen Staats aufſtellte. In dieſem Sinne ſchrieb Haller ſeine Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, worin er den Grundbeſitz als die Grundlage alles Rechts und den Abſolutismus als das Prinzip des Staatsrechts aufſtellte und die Staatsherrſchaft an den Landbeſitz anknüpfte, ſo daß ſelbſt die Rechtspflege als ein Gnadenakt des Regenten erſcheint und deſſen abſolute Gewalt durch die Kirche geheiligt wird. Führte Haller's Werk zu den Ideen des Mittelalters zurück, ſo erhob ſich Johann Ludwig Klüber gegen dieſe Verſuche der Verfinſterung und zwar im wohlmeinenden Intereſſe der Fürſten wie des Volks, indem er keiner Partei angehören wollte und nur das Wohl des Staats und der Menſchheit im Auge hatte. Bei ihm waren gründliche Kenntniſſe und reiche Erfahrungen mit dem herzlichſten Wohlwollen und einem reichen Gemüthe verbunden und er ſtellte ſich auf den Standpunkt der conſtitutionellen Verfaſſung, worin er allein das Heil der Völker erblickte und hatte dabei freilich auch Verdächtigungen in reicher Anzahl zu beſtehen. Wie ſein Werk über den Wiener Congreß das reichhaltigſte Material über dieſe Verhandlungen ſammelte, ſo iſt ſein Werk über das Bundesſtaatsrecht immer noch das wichtigſte und gediegenſte Buch dieſer Art und eine wahre Schatzkammer politiſcher Gelehrſamkeit und ſelbſt kunſtvoller Ausführung. In einer anderen Weiſe wirkte Zachariä, der ſich mit Gründlichkeit und reicher Beleſenheit über das franzöſiſche Civilrecht verbreitete und in ſeinen vierzig Büchern über den Staat eine ganze Reihe vortrefflicher ſtaatswirthſchaftlicher Lehren mittheilte, welche manches Beherzigenswerthe enthalten und dem Buche einen fortdauernden Werth verleihen. Die Geſinnung iſt übrigens nicht überall entſchieden und das Ganze nicht künſtleriſch genug ausgeführt und leidet öfters an Breite, hat aber keine geringe Wirkung hinterlaſſen. Im Gebiete der Politik verſuchte ſich auch Pölitz, der außerdem auch noch geſchichtliche Werke ſchrieb, jedoch ohne Geiſt; ferner Köppen, Dahlmann und Ancillon, welcher ſich in einem juste milieu ſchaukelt und gerne die Extreme vermitteln möchte, ohne es zu vermögen, und endlich Stahl mit ſeiner Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht, welcher das Recht auf die bibliſchen Grundſätze im kirchlichen Gebiet zurückführen wollte. In der Rechtswiſſenſchaft ſchied ſich hier die hiſtoriſche von der nichthiſtoriſchen Schule in den Hauptvertretern Savigny und Thibaut, welche beide ein nationales Recht anſtrebten, aber nur darüber uneinig waren, welches Prinzip zu Grund zu legen ſei. Die Einen wollten das nationale Geſetz aus dem Volksgeiſte allein entwickeln, die Anderen es auf die geſchichtlichen Volkszuſtände zurückführen und erklärten die Zeit ſelbſt für unbefähigt, dies jetzt zu thun. Savigny ſchrieb in dieſer Hinſicht ſeine Schrift vom Berufe unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft, und Thibaut über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutſchland und zwar Beide in der aufgeregten Zeit nach den Befreiungskriegen, wo man überhaupt mit gar mancherlei utopiſchen Plänen umging.

Der Streit wogte lange hin und her und wurde von Gans, Puchta und Anderen verfochten; nachdem aber Thibaut ein Vierteljahrhundert ſpäter nochmals über die ſogenannte hiſtoriſche und nichthiſtoriſche Schule geſprochen hatte, lenkte Savigny mit ſeinem Syſtem des römiſchen Rechts zur Verſöhnung ein und deutete die Punkte an, worin ſich Philoſophie und Geſchichte hier vermitteln laſſen. Uebrigens ſind beide Rechtslehrer ausgezeichnet durch gründliches Wiſſen und haben ihren Werken auch eine gediegene äußere Geſtaltung zu geben verſtanden; außerdem mag auch von Thibaut noch erwähnt werden, wie er die reichſte Kenntniß der Muſik beſaß und ein treffliches Schriftchen über die Reinheit der Tonkunſt ſchrieb. Die römiſchen Rechtsſtudien ermunterten auch zu Forſchungen auf dem Gebiete des deutſchen Rechts und hier ſteht K. Fr. Eichhorn voran mit ſeiner gründlichen und gediegenen deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte und dem deutſchen Privatrecht, welche beide Werke viele Quellenforſchungen und Spezialdarſtellungen veranlaßten. Die Quellen der deutſchen Geſchichte wurden von Pertz und Böhmer geſammelt und geordnet, woran ſich Andere raſch anreihten, und das deutſche Recht bearbeiteten beſonders Albrecht, Wilda, Beſeler, Wigand, Runde und Mittermaier. Im Criminalrechte ſuchte Mittermaier ebenfalls die neuen Ideen und Anforderungen geltend zu machen, wie ſein treffliches Werk: Das Strafverfahren beweiſt, und Andere, wie Abegg, Heffter und Wächter, folgten ihm hierin mit regem Eifer, ohne freilich Bedeutendes zu erzielen, da Miniſterien und Landſtände mit ihren widerſprechenden Anſichten und Forderungen keine conſequenten Geſetzgebungen aufkommen ließen und ihre gegenſeitigen Zugeſtändniſſe mehr zu ſchaden als zu nützen pflegten. Endlich begann man auch für die Nationalökonomie thätiger zu wirken und es knüpfen ſich hier die beſten Leiſtungen an die Namen Kraus, Jakob, Soden, Lotz, Rau und Hermann; aber alle dieſelben haben mehr ein gelehrtes Material zuſammengetragen und in ein Syſtem verſchmolzen, als es zu einem lebendigen Ganzen gemacht, oder neue Ideen und großartigere Anſichten aufgeſtellt, weil die deutſchen Nationalökonomen meiſtens keine Gelegenheit hatten, praktiſch zu wirken und noch weniger, an der Spitze eines Miniſteriums ſelbſtſtändig zu verfahren und ein Syſtem in's Leben einzuführen.

Johann Joſeph Görres, am 25. Januar 1776 zu Koblenz geboren, ſchrieb ſchon 1796 das rothe Buch, nahm an der Politik Antheil, ging 1799 an der Spitze einer Deputation nach Paris, wurde dann Lehrer der Naturgeſchichte in Koblenz, ging 1806 nach Heidelberg, 1808 nach Koblenz zurück, wo er ſeine Mythengeſchichte ſchrieb, redigirte 1814—16 den Rheiniſchen Merkur, erhob ſich energiſch für die verſprochene Verfaſſung, floh 1819 nach Frankreich und in die Schweiz und kam 1827 als Profeſſor nach München, wo er in der Kölner Angelegenheit den Athanaſius ſchrieb, an die Spitze der Ultramontanen trat, für dieſe die hiſtoriſch-politiſchen Blätter gründete und vor wenigen Jahren ſtarb. — Friedrich von Gentz, im Jahre 1764 zu Breslau geboren, 1798 Sekretär beim Generaldirektorium in Berlin, ging 1802 als Hofrath der Hof- und Staatskanzlei nach Wien,

schrieb 1806 das Manifest Preußens gegen Frankreich, 1809 und 1813 jene von Oesterreich und führte bei allen Congressen, als erster Sekretär, das Protokoll. Er starb am 9. Juni 1832. Seine Schriften sammelten Weick und Schlesier, Letzterer aber vollständiger. — Karl Ludwig von Haller, Enkel des Dichters, 1768 geboren, 1800 nach Deutschland gewandert, 1806 Professor der Geschichte zu Bern, ging 1808 nach Rom und Neapel, wurde 1820 katholisch, lebte 1821 in Paris, wo er 1824 im auswärtigen Departement angestellt wurde, und war seit 1830 in Solothurn, bis zu seinem Tode. Die Restauration der Staatswissenschaft erschien 1816—25 in 5 Bdn., ist aber nicht vollendet. — Johann Ludwig Klüber, 1762 zu Thann geboren, 1786 Professor des Rechts in Erlangen, 1807 in Heidelberg, 1808 Staatsrath in Karlsruhe, war auf dem Wiener Congreß, wurde 1817 Geheimer Legationsrath in Berlin, ward 1823 entlassen und starb am 16. Februar 1837. Die Akten des Wiener Congresses erschienen 1815—19 in 8 Bdn.; das öffentliche Recht des deutschen Bundes 1817 und in neuen Auflagen. — Karl Salomo Zachariä, 1769 zu Meißen geboren, 1797 außerordentlicher und 1802 ordentlicher Professor in Wittenberg, 1807 in Heidelberg, später Geheimer Rath und mit dem Zusatze von Lingenthal in den Adelstand erhoben, starb am 27. März 1843. Sein Handbuch des französischen Civilrechts erschien 1827 in 4ter und in noch mehr Auflagen, die Vierzig Bücher vom Staate, 1820—32, 5 Bde. Mit Mittermaier gründete er die Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. — Karl Heinrich Ludwig Pölitz, 1778 zu Ernstthal geboren, 1794 Professor in Dresden, 1805 in Leipzig, 1833 hessischer Geheimer Rath, starb in Leipzig. Er schrieb verschiedene Geschichtswerke, 1833—34: die europäischen Verfassungen, 3 Bde., und 1827: die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, 5 Bde. — Köppen, Professor in Landshut: Rechtslehre nach platonischen Grundsätzen, 1819. — Ancillon, 1814 Geheimer Legationsrath, 1831 Staatsminister in Berlin, schrieb: über den Geist der Staatsverfassungen, 1825; zur Vermittelung der Extreme 1828—31, 2 Bde. — Friedrich Karl von Savigny, geboren 1779 in Frankfurt, 1808 Professor in Landshut, 1810 in Berlin, jetzt Staatsrath, schrieb: Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, 1815—26, 4 Bde., System des römischen Rechts, 1840. — Anton Friedrich Justus Thibaut, 1774 zu Hameln geboren, 1799 Professor in Kiel, 1802 in Jena, 1805 in Heidelberg, seither Geheimer Rath und gestorben den 28. März 1840, schrieb: System des Pandektenrechts, in mehreren Auflagen; über Reinheit der Tonkunst, 1825, und neu aufgelegt 1851. — Ed. Gans, 1798 zu Berlin geboren, 1825 Professor daselbst und 1839 gestorben, schrieb: das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, 1823—29. — Wolfgang Heinrich Puchta, 1769 zu Mährendorf geboren, seit 1811 in Erlangen, schrieb Vieles über einzelne Theile des Rechts. — Karl Friedrich Eichhorn, 1781 zu Jena geboren, 1805 Professor zu Frankfurt a. d. O., 1817 in Hannover, lebte 1819—32 in Tübingen und ging 1832 nach Berlin, wo er später Minister wurde; er schrieb: Deutsche Staaten- und Rechtsgeschichte, 1810—18, neueste Auflage 1843. — Georg Heinrich Pertz, 1795 zu Hannover geboren, daselbst Bibliothekar und Archivrath und seit neuerer Zeit in Berlin, ist der Herausgeber der Monumenta Germaniae historicae seit 1826. — Johann Friedrich Böhmer, 1795 zu Frankfurt geboren und daselbst Stadtbibliothekar, gab Urkunden und Historiker zur deutschen Geschichte heraus, sowie ein Urkundenbuch von Frankfurt. — Wilhelm Eduard Albrecht, 1800 zu Elbing geboren, 1827 Professor in Königsberg, 1830 in Göttingen bis 1837 und später in Leipzig, schrieb: die Gewere, als Grundlage des ersten deutschen Sachenrechts, 1828 u. A. — Wilhelm Eduard Wilda, 1800 zu Altona geboren, 1831 Professor in Halle, schrieb über das Gildenwesen im Mittelalter, 1831, und gibt die Zeitschrift für deutsches Recht heraus. — Beseler war Professor in Kiel und in den neuesten holsteinischen Verwickelungen vielfach betheiligt. — Karl Johann Anton Mittermaier, 1787 zu München geboren, Professor in Landshut und dann in Heidelberg, wo er Geheimer Rath wurde, schrieb: die öffentliche und

mündliche Strafrechtspflege, 1819; Grundsätze des gemein-deutschen Privatrechts, 1821; Lehrbuch des deutschen Privatrechts, 1821 u. A.; auch gibt er juristische Zeitschriften heraus. Christian Jakob Kraus, 1753 zu Osterode geboren, Professor in Königsberg und 1807 gestorben, schrieb: Staatswirthschaft, 5 Bde., 1808. — Ludwig Friedrich Jakob, 1756 zu Wettin geboren, 1785 Professor in Halle, dann in Charkow, 1816 wieder in Halle und gestorben 1827, schrieb Grundsätze der Nationalökonomie, Halle 1809 u. a. m. — J. Fr. Eus. Lotz, 1770 zu Sonnenberg geboren, als Conferenzrath in Koburg gestorben, schrieb: Handbuch der Staatswirthschaftslehre, 1821—23 — Karl Heinrich Rau, 1792 zu Erlangen geboren, 1818 Professor daselbst, 1822 in Heidelberg und später Geheimer Hofrath, schrieb ein großes Werk über Nationalökonomie und eine Zeitschrift für politische Oekonomie und Staatswirthschaft. — Fr. E. W. Hermann, 1795 zu Dinkelsbühl geboren, 1833 Professor in München und in neuester Zeit Mitglied des Ministeriums, schrieb verschiedene nationalökonomische Schriften.

D. Vierte Periode.

Die Gegenwart.

284. Die Zeit, welcher die nachfolgenden Schriftsteller angehören, liegt uns noch zu nahe und das Urtheil darüber ist noch zu schwankend, als daß eine endgültige Würdigung derselben schon jetzt möglich wäre, und der Geschichte liegt es mehr ob, den Stoff dafür zu sammeln und leise Andeutungen zu geben, als schon ein vollendetes Gemälde dieser Zeit zu versuchen. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat nicht nur die unteren Klassen als den eigentlichen Kern des Staatslebens hingestellt, sondern das Leben trat auch entschiedener mit seinen Forderungen heran und der Stoff machte sich immer mehr geltend. Man kann die Gegenwart als die Zeit betrachten, wo die Epoche der Universalität beginnt und wo sämmtliche gebildete Kreise sich entschließen, Einem Zwecke entgegen zu steuern, und hieraus entsprang, daß die Tendenz mehr vorwaltete und die Literatur an die praktischen Bezüge des Lebens sich machte, welche Richtung auch die Kritik nahm, die wesentlich durch den reich wuchernden Journalismus unterstützt wird. Am meisten waltet in unserer Zeit die Novelle und die Lyrik vor, indem erstere geradezu Zeitfragen zu ihrem Gegenstande wählt und letztere zum Theil wenigstens aus der subjektiven Unruhe der Geister entspringt, welche das Reale mit dem Idealen verbinden möchten und dadurch zum Aussprechen ihrer subjektiven Stimmung geführt werden. Am wenigsten wurde in der neuesten Zeit im Drama geleistet, weil einerseits das Aeußerliche des Lebens zu sehr in den Vordergrund tritt und andererseits die Muse sich nicht an große Stoffe mit Freimuth wagen darf und dadurch genöthigt wird, zu den bloßen Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens zu greifen und die nationalen Stoffe unbenützt liegen zu lassen, oder doch wenigstens dieselben in zu ängstliche und enge Gränzen zu bannen.

Ueberseht man das ganze Bereich dieser Leistungen, so tritt es nun viel umfassender und mannichfaltiger hervor, und besonders hat die Gegenwart eine

ganze Fluth von Lyrikern, Dramatikern und Novelliſten zu überwältigen, um diejenigen herauszufinden, an denen ein nachhaltigeres Intereſſe haften bleibt, wobei jedoch nicht zu verkennen iſt, daß faſt Alle einzelne ſchöne Blüthen haben, die nur unter dem reichlich aufſchießenden Unkraute verdeckt bleiben. Dieſe einzelnen freundlichen Gaben aber auszuſcheiden, kann die Aufgabe dieſes Werkes nicht nicht ſein, das nur hervorragende Perſönlichkeiten und Leiſtungen berückſichtigen darf.

285. Wie die Romantik hauptſächlich aus der philoſophiſchen Schule von Fichte und Schelling ausging, ſo bahnte vorzüglich Hegel die Richtung der neueſten Zeit an, für die er das Prinzip der ſelbſtbewußten freien Vernunft aufſtellte. Schon mit ſeiner Phänomenologie des Geiſtes verließ er die Schelling'ſche Bahn, um mehr in den Seitenweg der logiſchen Weltanſchauung einzulenken und die Philoſophie nach dieſer Seite fortzuführen. Ihm iſt alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige iſt das wahrhaft Wirkliche; Gott enthält Anfang, Mittelpunkt und Ende der Welt, Alles iſt Vernunft, iſt Geiſt und Gott und dieſer iſt nicht nur das endliche Dieſſeits, ſondern auch das endloſe Jenſeits und ſomit als Inbegriff des Alls auch die realſte wahrſte Gegenwart. Das Denken iſt Prinzip und Zweck alles Seins und Gott iſt abſolutes Denken und dadurch Schöpfer der Welt, wie der eigenen realen Wahrheit. Zu dieſer Wahrheit vermittelt er ſich durch den Prozeß des Denkens, durch die Logik. Durch dieſe Lehre, welche in der objektiven Gemeinſchaft das Perſönliche zur rechten Wahrheit bringen will, ſteht Hegel an der Spitze der neuen Zeit und es iſt ihm der Staat das Eine und All der wahrhaft menſchlichen Wirklichkeitsform, worin die Philoſophie ihre weltlich-poſitive Möglichkeit behauptet. Hegel hat in ſeiner Logik und in der Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſein Syſtem allſeitig entwickelt, aber er blieb nicht bei der ſtrengen Philoſophie allein ſtehen, ſondern wandte ſie praktiſch an auf das Recht, die Theologie und die Geſchichte, und ſchrieb ſelbſt eine Aeſthetik und Geſchichte der Philoſophie, welche jedoch in der uns überlieferten Form von Hegel ſelbſt nicht herausgegeben worden wären. An Hegel und ſeine durch Conſequenz und wahrhaft genetiſche Innerlichkeit ausgezeichnete Methode ſchloſſen ſich verſchiedene Philoſophen der neueſten Zeit an, welche manche kühne Umgeſtaltungen nach allen Seiten hin zu machen ſuchten und an dem bisher Geglaubten und den alten Grundveſten der Wiſſenſchaft zu rütteln begannen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, am 27. Auguſt 1770 zu Stuttgart geboren, 1801 Docent und 1806 außerordentlicher Profeſſor in Jena, 1808 Rektor in Nürnberg, 1816 Profeſſor in Heidelberg, 1818 in Berlin, ſtarb am 14. Nov. 1831 an der Cholera. Seine früher ſchon gedruckten Schriften und Vorleſungen haben ſeine Schüler in einer Geſammtausgabe und zahlreichen Bänden ſeit 1832 zu Berlin herausgegeben.

286. Wie die kritiſche Vermittlung der neueſten Literatur innig mit den Fragen der Politik verbunden iſt, ſo tritt uns auch hier zunächſt Ludwig

Börne aus Frankfurt entgegen, den man einen politischen Absenker von Jean Paul nennen könnte und der überhaupt nur für die Kritik geboren schien. Er selbst war hoch begabt, ein scharfer Denker, von sittlichem Ernst und redlichem Willen, aber durchwogt von der Macht der Leidenschaft, welche ihn am Guten erkranken ließ und so zu einem tragischen Charakter machte, der sich durch seine reine Negativität selbst verzehrte. Börne's eigentliche Zeit lag vor der Julirevolution, indem er dort voll Radikalismus und verbissenem Grolle gegen die Versumpfung im Staats- und literarischen Leben auftrat. Zu Frankfurt schrieb er nicht nur einige pikante, leichte und spielende Genrebilder und dramatische Kritiken, sondern auch die Zeitschriften „Zeitschwingen" und „Waage," worin er der Führer des Liberalismus wurde. Seine Berühmtheit erlangte er jedoch erst durch seine Briefe aus Paris nach der Julirevolution, in welchen er alle offene und geheime Schäden unserer Nation mit schneidender Schärfe und immer größerer Erbitterung darlegte und eine deutsche Revolution verkündete, die er hauptsächlich durch sein Buch hervorrufen wollte; aber wenn wir auch seine Gesinnung, seinen Witz und sogar seinen Stil anerkennen wollen, so müssen wir sehr tadeln, daß er in seiner Schwarzsichtigkeit nichts Gutes mehr anerkennen wollte, Deutschland vor den Augen des Auslandes herabsetzte, Göthe verdammte, während er Jean Paul emporhob, und sein Ich zum ausschließlichen Maßstab machen wollte. Gewiß hat Börne einen nachhaltenden Einfluß auf unsere Literatur gewonnen und seine Person wird uns immer als höchst achtbar erscheinen, aber mit den Briefen aus Paris war auch sein Wirken vorüber, seine getäuschten Hoffnungen versetzten seinen misanthropischen Charakter in noch größere Mißstimmung und so starb er endlich selbst an gebrochenem Herzen. — Neben ihm steht Heinrich Heine, der Anfangs mit Börne dieselben politischen Sympathien theilte und meistens noch theilt, obschon er Börne's Einseitigkeit später verspottete. Wie Börne von jüdischen Eltern geboren und mit reicher poetischer Phantasie begabt war, schwankte er von Jugend an zwischen der phantastischen Weltanschauung der Romantiker und der französischen Freidenkerei und sein Aufenthalt in Paris führte seine Weltsucht zu frivoler Verachtung, Selbstbespiegelung und Genußsucht und ließ so ein herrliches Talent, das fähig war, den reichsten Kranz zu erwerben, weit hinter Dem zurückbleiben, was es leisten konnte. Der Widerspruch des französischen und deutschen Wesens ließ bei ihm keine reine Leistung aufkommen, und so zart und herrlich er oft eine Saite anschlägt, so fährt immer wieder die Schärfe seiner kalten Ironie dazwischen und zerstört seine schöne Gestalt. Heine fehlt zu sehr die Gesinnung und das rein Menschliche, er fühlt sich groß in der Verachtung alles Schönen und Edlen und spielt mit Religion und Kunst leichtfertig und fast sich schämend, wenn er noch den Adel menschlicher Empfindung hindurchblicken läßt. Bei ihm spielt das Talent im Schimmer seiner Farben, aber die Reflexion zerstört das Bild in seinem Entstehen und Prinzip und Gesetz wurde ihm der Genuß des

genialen Beliebens. Doch darf nicht übersehen werden, daß hieran auch vielfach die Mißstimmung seiner Zeit schuld war, der er sich um so weniger entziehen konnte, als ihm geradezu die Entschiedenheit der Gesinnung und der tiefere Ernst des Lebens fehlte. Heine war der Vorläufer des jungen Deutschlands und predigte schon frühe die Emancipation des Fleisches, wie es überhaupt für ihn nichts Heiliges gab. Schon vor der Revolution wurde er durch seine Reisebilder und sein Buch der Lieder der Dichter der Zeitbewegung und je mehr er sich dieser hingab, besonders nach der Julirevolution, um so mehr trübte sich sein poetischer Stern, der Anfangs so glänzend aufgegangen war. Er ist durch und durch Dichter, selbst in der Prosa und schon seine Reisebilder fassen Alles poetisch auf, leichtfertig und ausgelassen, gemüthlich und schneidend und überall die Zustände nach ihrer schwächsten Seite treffend beleuchtend. Seine Lyrik ist ursprünglich, selbstständig und musikalisch, er versteht es, den zartesten Ton des Herzens, wie die wilden Klänge der Verzweiflung anzuschlagen, und oft ist ein Reiz noch in seinen Mängeln, so daß man sie darüber vergißt; auch stört er die Lyrik nicht durch Phrasen, wie die anderen Dichter dieser Zeit. Um so mehr ist zu bedauern, daß die Reflexion der Eitelkeit und ein frivoles Spiel mit der Poesie sich überall einmengt und mitten in sein reizend schönes deutsches Gemüth seine französirende Richtung wieder einschneidet. Seine lyrischen Gedichte (1822) waren der erste reine Klang seit Göthe und hier drängen sich seine Ungezogenheiten nur selten auf, ja Einzelnes, wie: Sonnenuntergang und Gesang der Okeaniden, sind voll Leben und frischer Unmittelbarkeit. In seinem Buche der Lieder (1827) sammelte er dann seine Gedichte, worin Liebe und Haß, reiches Gemüth und Frivolität, Lust und Leid bunt durch einander wogen und überall das Bild des Dichters in seiner ganzen Gestaltung deutlich hervortritt. Auch in seinem Salon sind unter verschiedene Aufsätze lyrische Gedichte eingeschoben, unter denen schon weniger Schönes erscheint, und in seinem Atta Troll (1843), das er das letzte freie Waldlied der Romantik nennt, ergießt er seine satirische Laune über die deutschen Zustände, ähnlich wie in „Deutschland, ein Wintermährchen", welche Gedichte er nachher in seine neuen Lieder aufnahm. Diese enthalten mehr Schmutziges als wahre Poesie, obgleich auch hier wieder einzelne Klänge von wunderbarer Schönheit angestimmt sind. Auch im Gebiete der Dramatik hat er sich versucht mit: Ratclif und Almansor (1823), die wohl gut aufgefaßt und kunstvoll behandelt sind, aber keinen Erfolg auf der Bühne hatten. Wie überhaupt Heine mit dem Rhythmus sehr willkürlich verfuhr, so ist auch seine Prosa zu manierirt und ein Stil des subjektiven Beliebens, obgleich er es verstand, der Prosa poetische Bedeutung, helle Durchsichtigkeit und plastische Sinnlichkeit des Ausdrucks zu verleihen. Was Heine im Gebiete der Kritik schrieb, ist zu sehr getragen von Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit, als daß es großen Werth haben könnte, und es muß ihm die Art und Weise sehr verdacht werden, wie er namentlich gegen Platen, Schlegel und Börne verfuhr.

Ludwig Börne, am 22. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren und von jüdiſchen Eltern Namens Baruch, ſtudirte Medizin und dann Staatswiſſenſchaften, wurde 1808 Polizeiaktuarius in ſeiner Vaterſtadt, 1814 penſionirt, trat 1817 zur evangeliſchen Kirche über, nannte ſich Börne, lebte abwechſelnd zu Paris, Frankfurt und Hamburg, gab 1829—31 ſeine geſammelten Schriften in 10 Bänden heraus und ging nach der Julirevolution nach Paris, worauf ſeine Briefe aus Paris erſchienen, welche zu immer größerem Ingrimme ſich ſteigerten und ihm einen bedeutenden Ruhm verſchafften, während er immer mehr am Vaterlande verzweifelte, bis er, von Gram gebeugt, am 12. Februar 1837 ſtarb. Seine Schriften erſchienen zu Hamburg 1829—31, 8 Bände, und 2 Bände zu Paris 1832. Ueber ſein Leben ſchrieb Gutzkow 1840. — Heinrich Heine iſt am 13. Dec. 1799 von jüdiſchen Eltern zu Düſſeldorf geboren, kam mit dieſen nach Lüneburg, ſtudirte die Rechte zu Bonn, Berlin und Göttingen, promovirte an letzterem Orte, trat 1825 zum Chriſtenthum über, lebte zu Berlin, München und Hamburg, machte Reiſen nach Italien und England, ging 1830 nach Paris, wo er von der Julidynaſtie ſpäter einen Jahresgehalt von 4800 Franken bekam, wurde auch in die Maßregeln gegen das junge Deutſchland eingeſchloſſen, beſuchte 1844 noch einmal Hamburg und lebt ſeitdem in und bei Paris mit vollſtändig zerrütteter Geſundheit. Es erſchienen von ihm: Gedichte (1822); Tragödien (Ratcliff, Almanſor) nebſt einem lyriſchen Intermezzo (1823); Buch der Lieder, Hamburg 1827, 5. Aufl. 1844; Reiſebilder, 1826, 4 Bde.; Die romantiſche Schule, 1836; Franzöſiſche Zuſtände, 1833; Salon, 1834—40; Ueber L. Börne, 1840; Neue Lieder, 1844.

287. Heine gegenüber erſcheint Friedrich Rückert als eine ſehr wohlthuende Geſtalt, der die Blumen ſeines Herzens nach eigener Luſt freudig emporſchießen läßt und bei dem die ganze Wirklichkeit vollkommen in der Dichtung aufgeht, die Alles mit inniger Liebe umſchlingt und die reinſte Herzenseinfalt darbietet. Das Gebiet Rückert's iſt die reine Lyrik, worin er das Schönſte und Zarteſte geleiſtet hat, Luſt und Liebe, Glaube und Hoffnung und Freude und Vertrauen mit Zweifel und Schmerz ſich miſchen und alle Töne des Herzens angeſchlagen werden. Der Gedanke iſt bei ihm mit der Anſchauung ſinnreich verſchmolzen, die Idee mit dem Bilde verwebt und durch ſeine Lieder zieht ein ſo mild lächelndes idylliſches Heimweh, wie es nur bei Göthe zu finden iſt. Dieſem Meiſter iſt überhaupt Rückert vielfach verwandt, auch dadurch, daß er den chriſtlichen Pantheismus theilt, wie dies in der ſterbenden Blume ſo ſinnig ausgedrückt iſt, und die Ghaſelen die Vergöttlichung der Natur und Welt mit begeiſternder Liebe ausſprechen. Die Gefahren dieſer Myſtik wußte auch er beſonnen zu umgehen und beſonders verſtand er es, die Sprache auf eine meiſterhafte Weiſe zu handhaben und den reichſten Rhythmus derſelben zu erſchließen; aber daneben ſind auch ſeine Schwächen nicht zu vergeſſen, welche um ſo entſchiedener hervortreten, als Rückert unter allen Dichtern die meiſten lyriſchen Gedichte geliefert hat. Er mengt zu vielen Flitter ein, ſowie reflexive Spielerei und reimt mitunter die geringſten Kleinigkeiten des Alltagslebens, an denen jede Poeſie verloren iſt. Viele ſeiner Gedichte ſind bloße Versſpielereien und die didaktiſche Breite weiß er bei größeren Gedichten nicht immer zu überwinden, wie dies namentlich ſeine geiſtlichen Lieder darthun. Von geſuchten Phraſen und leerer Verſelei iſt ſelbſt der ſonſt unvergleichlich ſchöne

Liebesfrühling nicht frei und besonders fehlt ihm der objektive Gehalt und die Erhebung seiner subjektiven Stimmung zum Reiche der Allgemeinheit. Am reichsten erschließt sich die Blume der Poesie in seinem Liebesfrühling, worin eine solche Anmuth und Zartheit, eine solche Innigkeit und musikalische Herzenssprache sich zeigt, wie es die ganze neuere Zeit nicht mehr bietet; daneben ließen sich noch viele andere Gedichte hervorheben, wie die geharnischten Sonette, welche die glühendste Begeisterung für Deutschlands Erhebung offenbaren, die Zeitgedichte, die freilich oft von ihrer Höhe herabsinken und so viele andere, welche alle Versmaaße und Nuancen der Rhythmik versuchen und in ihrem Inhalte wieder den ganzen Reichthum seines eigenen Gemüths und sein Leben abspiegeln. Rückert umspannte mit seiner Poesie nicht nur das eigene Vaterland, sondern alle Theile der Erde, und besonders gern versenkte er sich in den Orient, woraus er die reichsten Perlen der Dichtung zu holen verstand. Arabische, persische und indische Dichtungen hat er in großer Anzahl auf deutschen Boden verpflanzt und darin sein gewandtes Uebersetzungstalent nach allen Seiten hin bewährt, obschon er auch hier sich seinen kleinlichen Spielereien nur zu sehr ergab, wie er überhaupt nicht lassen konnte, die Poesie als Zeitvertreib und Puppe zu behandeln. Unter seinen hierher gehörigen Produktionen zeichnen sich die Verwandlungen des Abu Seid oder die Makamen des Hariri, die persische Heldengeschichte Rostem und Suhrab, und die Weisheit des Brahmanen aus, die nur hin und wieder etwas an breiter Langweiligkeit leiden. Diesen schließen sich noch andere ähnliche Arbeiten an, die beim deutschen Volke schon ihres Stoffes und der Haltung wegen keinen großen Anklang finden konnten, obschon Nal und Damajanti, eine Episode aus dem großen indischen Heldengedichte des Mahabhârata, eine ausgezeichnete Leistung ist, worin die poetische Kunst frei waltet. Sein Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede, ist durchaus verfehlt und auch künstlerisch mißrathen. Endlich wagte sich Rückert auch an die dramatische Poesie mit fünf Stücken, die aber voll Phrasen und langweiliger Breite, voll unnatürlicher Charakteristik und Motivirung und rhetorischem Pathos sind, so daß man sie kaum lesen, geschweige denn aufführen kann; doch muß man auch hier den Glanz der Sprache anerkennen. Konnte Rückert seine Produktionslust mäßigen und seinen Geist auf Weniges concentriren, anstatt sich in nicht gerade gründlicher Kenntniß fremder Sprachen zu verlieren, so wäre ihm wohl der Preis in mehr als einem Gebiete der Poesie zu Theil geworden; so aber ist er ein Vielreimer, der eine Unsumme von Gedichten zusammengeschrieben hat, unter der die Perlen verborgen liegen, so daß selbst eine Auswahl aus seiner Auswahl noch zu viel wäre, und überhaupt Rückert's Gedichte nicht in's Volk eindringen konnten.

Friedrich Rückert ist am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt geboren, studirte in Jena Philologie, wurde 1811 daselbst Dozent, gab 1814 unter dem Namen Freimund Reimar Gedichte heraus, privatisirte an mehreren Orten, half 1815—17 das Morgenblatt redi-

giren, lebte 1818 in Rom, dann zu Neuseß bei Koburg, gab sich mit dem Studium der orientalischen Sprachen ab und wurde 1826 Professor zu Erlangen, von wo er mit dem Titel Geheimer Regierungsrath 1841 nach Berlin berufen wurde, ohne daß er jedoch länger als ein paar Wintermonate daselbst zubringt und sonst immer auf seinem Landsitze zu Neuseß lebt. Seine Schriften sind: Deutsche Gedichte, 1811; Kranz der Zeit, 1817; Napoleon, eine politische Komödie in drei Stücken, 1816—18; Amaryllis, 1825; Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, 1826, 2 Bde., 1837 und 1844; Nal und Damajanti, 1828, 3. Aufl. 1845; Schi-King, chines. Liederbuch, 1834; Gesammelte Gedichte, 1834—38, 6 Theile; Gedichte (Auswahl), 1841, 3. Aufl. 1843; Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande, 1836—38, 2 Bde.; Die Weisheit des Brahmanen, 1836—40, 6 Bde., neue Aufl. 1843; Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten, 1837, 2 Bde.; Rostem und Suhrab, 1838, 2. Aufl. 1846; Brahmanische Erzählungen, 1839; Leben Jesu, 1839; Amrilkaib, der Dichter und König, 1843; Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte, 1843; Herodes der Große (2 Dramen), 1844; Liebesfrühling, 1844; Kaiser Heinrich IV. (2 Dramen), 1844—45; Christofero Colombo, Geschichtsdrama, 1845, 2 Bde.; König Arsak von Armenien, Trauerspiel, in Bruchstücken im Morgenblatt 1842. Er gab auch 1838 den Erlanger und 1840 den deutschen Musenalmanach heraus.

288. Vielfach verwandt mit Rückert ist Graf August v. Platen-Hallermünde, der wie Börne sein Vaterland in Mißstimmung verließ und in Syrakus sein Grab fand. Er besaß dieselbe Neigung zu orientalischen Phantasien, theilte mit Jean Paul den Weltschmerz, neigte sich aber auch vielfach den Zeittendenzen zu und übertraf fast alle deutschen Dichter durch metrische Technik und die Kunst der rhythmischen Formen; nur ließ ihn der Weltschmerz zu keiner reinen Harmonie gelangen und war seine Weltanschauung zu düster und mißstimmt. Vieles trug dazu seine eigene Selbstüberschätzung bei, worin er glaubte, daß man ihn nicht genug anerkenne, und man kann zwar viel, aber nicht Alles in seinem Selbstlobe zugeben. Viele seiner Gedichte sind wohlgefühlt, geistreich und sinnig, aber seine Phantasie ist zu wenig originell und er erscheint mehr als ein bildender Künstler, denn als schaffender Genius, alle seine Gedichte treten uns so kalt entgegen, wie wenn sie von Marmor wären, den ein Künstler mit dem Meißel bearbeitete, und es gehört eine große Kunstsinnigkeit und ein feines Ohr dazu, um seinen Werth genau zu erkennen. Unter seinen Gedichten haben mehrere politische Tendenzen, namentlich seine Polenlieder. Selbst im epischen Gebiete bewegte er sich und schrieb das Mährchen: Der Rosensohn, und das umfangreichere Gedicht: die Abassiden in neun Gesängen, ein ganz durchsichtig klares Gedicht voll der lieblichsten Bilder und wohlthätiger Wärme. Es fehlt dem Gedichte jedoch die ächt epische Kunst. Das Drama behandelte Platen im aristophanischen Sinne und er machte es zur literarischen Satire auf die Schicksalstragödiendichter, Immermann, Heine und Andere, um allen Jammer der damaligen Literatur zu parodiren. Dahin gehören: Die verhängnißvolle Gabel und der romantische Oedipus, worin sogar der äußerliche Bau der griechischen Komödie mit ihren Parabasen nachgeahmt ist, der freie Welthumor aber fehlt und Alles zu sehr an kleinlichen Dürftigkeiten klebt, obgleich auch Züge ächt humoristisch-satirischer Laune darin erscheinen. Bekannt ist, daß

Immermann ihm mit einem ähnlichen Produkte antwortete. Platen's übrige dramatische Produkte, wie: Der gläserne Pantoffel, der Schatz des Rhampsinit und die Liga von Cambrai, sind von untergeordnetem Werthe und auch nicht in's Publikum gedrungen, wie Platen überhaupt mehr gerühmt als gelesen wird.

August Graf v. Platen-Hallermünde, am 24. October 1796 zu Anspach geboren, 1814 als bayer. Lieutenant im Kriege gegen Frankreich, studirte 1818 zu Würzburg und Erlangen Sprachen und Philosophie, trieb besonders persische Sprache, gab 1821 seine Ghaselen und Lyrischen Blätter, 1822 Vermischte Schriften, 1826 den gläsernen Pantoffel und die verhängnißvolle Gabel, 1829 den Romantischen Oedipus, 1828 Schauspiele, 1834 Gedichte, 1833 die Liga von Cambrai und 1833 Geschichte des Königreichs Neapel von 1414—43 heraus und endlich 1835 die Abassiden. Er wurde württemb. Kammerherr, Mitglied der bayer. Akademie der Künste, ging 1826 nach Italien und starb am 5. December 1835 zu Syrakus. Seine gesammelten Werke erschienen 1839 in 1 Band und 1843 in 5 Bänden; Briefe mit J. Minkwitz 1836.

289. Der Druck der politischen Reaktion, welcher in den zwanziger Jahren schwer auf Europa lag und die Blüthen der Freiheitskriege nach und nach absterben machte, rief eine Opposition der Geister hervor, welche in Frankreich die Julirevolution veranlaßte, während sie bei uns in der Literatur eine neue Sturmbewegung erzeugte. Und zwar, wie in Frankreich der Communismus sich erhob, so drängte man bei uns auf die Emancipation der Liebe und eine socialistische Opposition, die nur ihre Zwecke nicht so scharf aussprach. Aus der Gesammtstimmung entsprang die Vereinigung mehrerer gleichgesinnter Geister, die aus der Hegel'schen Schule hervorgingen und sich um Börne und Heine schaarten. Als Norddeutsche, die meistens in Berlin ihre Bildung empfingen, besitzen dieselben nur geringes produktives Talent, es waltet bei ihnen die Reflexionsschärfe vor und sie sind Alle weniger Dichter als Kritiker. Das Band das sie vereinte, war ihr Bestreben, die Verherrlichung des Materialismus zu predigen, die Emancipation der Frauen zu verkünden und überhaupt die Berechtigung des sinnlichen Theils am Menschen zu lehren, und eine zufällige Anrede Wienbarg's in seinen ästhetischen Feldzügen (1834) gab ihnen den Namen Junges Deutschland. Diese Zeit ist so ziemlich mit jener der Sturm- und Drangperiode zu vergleichen, nur daß man damals das Gähren der Geister austoben ließ, während jetzt ein Bundesbeschluß sich der bedrängten Welt annehmen zu müssen meinte und die Bestrebungen des jungen Deutschlands ächtete. Ohne diesen wären die meisten seiner Mitglieder wohl unberühmt geblieben. Zu dieser Gruppe zählt man: Laube, Wienbarg, Mundt und Gutzkow; es schlossen sich ihnen aber Andere, wie Kühne, an und viele Ideen derselben fanden in den Halle'schen Jahrbüchern von Ruge und Echtermeyer ihr wissenschaftliches Organ, das sich besonders durch Schärfe der Kritik und dialektische Feinheit auszeichnete. Außer dem Umstande, daß das junge Deutschland in unserem geistigen Leben die Bewegung nährte und erhielt, ist seine Bedeutung sehr gering anzuschlagen. Heinrich Laube ist in mancher Hin-

sicht Heine ähnlich, ziemlich geistreich, sprachfertig und voll lebendiger Sprunghaftigkeit, aber seine Leistungen erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Seine Reisenovellen machten ihn vorzüglich bekannt, zeigen aber mehr ein raisonnirendes Talent, ebenso wie die Romane: Das junge Europa, und französische Luftschlösser, worin sich nur hier und da Spuren liebenswürdiger Ueppigkeit und Sinnlichkeit zeigen. Die Charakteristiken sind eine Art Daguerreotypbilder bedeutender Männer und Frauen der neueren Zeit und nicht ohne treffende Bemerkungen, wogegen seine Geschichte der deutschen Literatur eine höchst oberflächliche Arbeit ist. Mehr hat er geleistet durch einige brauchbare Bühnenstücke: Monaldeschi, Rococo, Struensee, die Karlsschüler und Gottsched und Gellert, in denen die Charakteristik und der Dialog mit Gewandtheit behandelt sind, ohne daß eigentlich größerer poetischer Werth darin zu suchen wäre. Thätiger und gründlicher ist Karl Gutzkow, dessen phantastisch-ironischer Roman Maha-Guru und die Briefe eines Narren an eine Närrin voll Rousseau'scher Socialideen ohne Beachtung vorübergingen, während seine Walli die Zweiflerin, mit großer Keckheit den Kultus des Fleisches predigt und gegen das Christenthum zu Feld zieht, so daß dieses Buch vorzüglich das bundestägige Interdikt hervorrief, obschon es ohne Werth war. Später wandte er sich dem Romane zu und schrieb Blasedow und seine Söhne 1838 und Seraphine, die ohne großen Anklang wieder verschwanden, welchen auch der vor Kurzem begonnene große Roman, der Ritter vom Geist, schwerlich erlangen wird; auch Gutzkow schrieb öffentliche Charaktere und einige kritische Schriften, worin er sich die Miene des Genies geben möchte, während er nur ein Mann des Talents ist und nirgends die subjektive Bitterkeit und Laune in der Wahrheit der Sache aufgehen läßt. Am meisten hat er im Drama geleistet, worin er sich zuerst mit der Tragödie Nero versuchte. Seine neueren Theaterstücke: Saul, Richard Savage, Patkul, Zopf und Schwert, und Liesli leiden an Verstandeskälte und dem Vorwalten der Tendenz und sind wohl zum Theil gute Bühnenstücke, aber keine poetischen Schöpfungen. Ludolf Wienbarg, der nach der altgriechischen Lebensherrlichkeit strebt, ist ein mehr kritisches als schaffendes Talent, voll poetischem Raisonnement und glänzender Polemik, der sich in der Literatur keine weitere Bedeutung verschaffen konnte. Außer der Kritik und einigen Novellen ist von ihm die Schilderung von Helgoland, eine Reisebeschreibung, am meisten bekannt und auch die beste seiner Schriften. Theodor Mundt vertritt fast am eifrigsten die Emancipation der Frauen und ist Wienbarg in mancher Hinsicht verwandt. Seine Prosa ist vortrefflich, seine Darstellung klar und lebendig, aber es fehlt ihm Gründlichkeit und Kraft und es ist Alles mehr oberflächlich und erkünstelt. Außer einigen Zeitschriften und Vorlesungen über die Geschichte der Literatur der Gegenwart, schrieb er Novellen, worunter Mutter und Tochter und Madonna am bekanntesten sind, und das fratzenhafte Buch über Charlotte Stieglitz und deren verrückte Selbstaufopferung, sowie

verschiedene Schilderungen von Reisen. Diesen schließt sich noch Gustav Kühne an, der einen ehrenhafteren Charakter besitzt und in seinen Klosternovellen eine recht sinnige und klare Produktion lieferte, die auf tüchtigen Geschichtsstudien beruht und allgemeine Anerkennung erhielt; diesen ließ er Portraits und Silhouetten folgen, welche sich durch Freimuth, Wahrheit und schöne Darstellung auszeichnen.

Heinrich Laube, am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, schrieb: Reisenovellen, 1834—37; Deutsche Literaturgeschichte, 1839, 4 Bde.; Französische Luftschlösser, 1840; Moderne Charakteristiken, 1835, 2 Bde., und die erwähnten Schriften. Er studirte 1826 Theologie in Halle und Breslau, lebte 1832 in Leipzig, reiste nach Oberitalien, wurde 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet, reiste 1839 nach Frankreich und Algier und ist nun Direktor des Hofburgtheaters in Wien. — Karl Gutzkow, 1811 im März zu Berlin geboren, studirte Theologie und ist nun Theaterdichter in Dresden, nachdem er früher in Stuttgart, Heidelberg, Hamburg, Paris und Berlin gelebt hatte. — Ludolf Wienbarg, 1808 zu Altona geboren, studirte in Kiel und Bonn und lebte später in Hamburg und Altona. Seine Schriften sind meistens kritischen Inhalts. — Theodor Mundt, am 19. September 180[illegible] zu Potsdam geboren, studirte in Berlin und Leipzig, machte Reisen und ist seit 1839 zu Berlin mit Louise Mühlbach, die selbst Romane schreibt, verheirathet. — F. G. Kühne ist aus Magdeburg und es erschienen von ihm: Eine Quarantäne im Irrenhause; Klosternovellen; Männliche und weibliche Charaktere und Porträts und Silhouetten (1842).

290. Neben diesen mehr kritischen Talenten begegnet man einer ganzen Schaar lyrischer Dichter, welche alle Mittel der Poesie anwandten, um sich dichterischen Ruhm zu erwerben, aber in ihrer großen Mehrzahl nur zur alltäglichen Mittelmäßigkeit gehören. Manchen ist ein einzelner guter Klang gelungen, doch zur wahren Höhe der Poesie konnten sie sich selten erheben und so ziemlich die Meisten leiden unter der Tendenzsucht. Wir können natürlich nur die Hervorragenderen aufführen, unter denen Nikolaus Niembsch von Strehlenau (Lenau) einer der bekanntesten ist. In Ungarn geboren, versteht er es, die Eigenthümlichkeiten seiner Heimath in seine Dichtung zu verweben, welche der elegische Ton des Weltschmerzes durchzieht und unter denen manche von nationalem Freiheitssinne getragen sind, wie dies seine Polenlieder beweisen. Sein Hauptruhm gründet sich auf seine lyrischen Gedichte, worunter mehrere durchaus gelungen sind und die übrigen Leistungen der Gegenwart weit übertreffen; aber auch im epischen Gebiete versuchte er sich mit den Albigensern und dem Savonarola, jedoch nur mit wenigem Glück, da ihm zu sehr plastische Phantasie und objektive Weltanschauung fehlte. Sein Faust betritt das Gebiet der Dramatik und zwar mit um so wenigerem Erfolg, als er weit hinter Göthe's Werk zurückblieb. Uebrigens ist selbst der poetische Werth seiner lyrischen Gedichte nicht tief begründet, denn sein Weltschmerz, der ohnehin keine ästhetische Kunstleistung zuläßt, trieb ihn zu gewaltigen Bildern und Phrasen und ließ die reine Empfindung nicht frei hervortreten, zumal sich auch die Reflexion überall eindrängte und überhaupt die elegische Grundstimmung seiner Lyrik

eine gewiſſe Monotonie, Kälte und Gezwungenheit verlieh. Dies Alles entſprang aus ſeiner unglücklichen Geiſtesrichtung, welche ſchon frühe ſeinen ſpäteren Wahnſinn ahnen ließ. Doch iſt Einzelnes wohlgelungen, wie der Romanzencyklus Klara Hebert, der Abſchied von Galizien, die nächtliche Fahrt, der Polenfrühling, die Werbung, die Haideſchenke, die drei Zigeuner u. A., und ſein Namen iſt einer der gefeiertſten der Gegenwart. Neben ihm iſt Anaſtaſius Grün zu nennen, der mehr ein politiſcher Tendenzdichter iſt und deshalb ſchon weniger Vollkommenes erreichen konnte, weil der Dichter über den Parteien ſchweben ſollte, während er ſchon mit ſeinen Spaziergängen eines Wiener Poeten (1831) geradezu Partei machte und Bilderpracht darin die Poeſie erſetzen müſſen, wie ſich überhaupt zu viel Phraſenpathos und Leichtfertigkeit aufdrängt. Seine Gedichte zeigen wohl Talent für die Lyrik, aber er weiß ſich nicht zu mäßigen, es fehlt ihm die urkräftige Unmittelbarkeit der Phantaſie und reiche Schöpferkraft und ſein Haſchen nach Bildern und Effekt, ſowie die vorwaltende Reflexion laſſen keine ächte Lyrik aufkommen. Sein Romanzenkranz: der letzte Ritter, ermangelt beſonders der epiſchen Einheit und Objektivität und iſt nichts als eine Reihe an einander gefügter Bilder um eine Perſönlichkeit, welche für die Epik zu unbedeutend iſt; auch ſein Schutt beſteht nur aus vier locker zuſammenhängenden Dichtungen, die zwar vielfach gerühmt werden, aber keineswegs das hohe Lob verdienen und an denſelben Fehlern leiden, obſchon die Anlage großartig iſt und einzelne Theile ſehr gelungen ſind. In ſeinen Nibelungen im Frack waltet die humoriſtiſche Laune vor und es begegnen uns darin wirklich manche erfreuliche Züge, aber es erſcheint doch auch zu viel Lahmes und Geſuchtes und der ächte Ton wahrer Poeſie kann nirgends dauernd durchdringen. Neben dieſen treten noch verſchiedene öſterreichiſche Dichter auf, die einzelne ſchöne Produkte lieferten, ohne als bedeutende Dichter zu erſcheinen. Karl Beck aus Ungarn hat in ſeinem verſifizirten Romane Janko, der in ſeiner Heimath ſpielt, nicht minder die Phraſe vorwalten laſſen und er beſitzt in ſeinen Nächten, dem fahrenden Poeten und ſeinen neueren Gedichten wirklich ſchöpferiſche Kraft, aber bei aller Wärme fehlt ihm die Erleuchtung, Ruhe und Mäßigung, die er noch am meiſten in ſeinen ſtillen Liedern offenbarte. Viel ſinniger erſcheint Karl Egon Ebert aus Prag, der ein ſchönes Talent beſitzt, wie dies ſeine lyriſchen Gedichte bezeugen und ſich auch mit dem Epos Wlaſta auf dem Gebiete nationaler Dichtung nicht ohne Erfolg bewegte. Gabriel Seidl lieferte ebenfalls manche gemüthlich zarte Lieder und Romanzen voll Naivetät und Witz, Lebensfreudigkeit und Wehmuth; ſeine beſten Produkte ſind jedoch im öſterreichiſchen Volksdialekte geſchrieben und daher weniger bekannt. Bedeutender ſind die Leiſtungen von Zedlitz, den Friſche der Phantaſie, edles Gefühl, Neuheit der Gedanken und Glätte der Form empfehlen, der aber in ſeinen Produkten zu allgemein und oberflächlich ſich bewegte; beſonders ſind ſeine Todtenkränze und das Mährchen Waldfräulein

beliebt, welche ſich durch ihren tiefſinnigen Inhalt und ſchöne Einzelnheiten auszeichnen. Außerdem ſind ſeine dramatiſchen Stücke: Kerker und Krone, Turturell, zwei Nächte zu Valladolid und Herr und Sclave nicht ohne anſprechende Darſtellung und namentlich das letzte noch auf der Bühne vielfach aufgeführt. Auch gehört hierher noch Ladislaus Pyrker, der, außer den Liedern der Sehnſucht nach den Alpen voll friſcher Unmittelbarkeit und den Perlen der heiligen Vorzeit voll herzlicher Innigkeit, beſonders durch ſeine epiſchen Gedichte Tuniſias und Rudolfias bekannt wurde, obſchon gerade letztere zu rhetoriſch und breit ſind. Doch liegt der Fehler auch vielfach am Stoffe ſelbſt und iſt beſonders die Reinheit des Ausdrucks, die Beſtimmtheit der Charakterzeichnung und Kunſt der Schilderung anzuerkennen. Moritz Hartmann iſt faſt nur politiſcher Tendenzdichter und nicht ohne Innerlichkeit, wie dies ſeine Gedichte zeigen; ſeine politiſche Satire (Chronik des Pfaffen Mauritius) iſt aber oft zu ſchwach und verfehlt, und auch ſeine neueſte Erzählung nicht gelungen.

Nikolaus Niembſch v. Strehlenau iſt am 13. Auguſt 1802 zu Cſatad in Ungarn geboren, ſtudirte in Wien Rechtswiſſenſchaft und Medizin, reiste nach Stuttgart und 1832 nach Nordamerika, kehrte aber bald wieder zurück, lebte in Wien, Iſchl und Stuttgart, verlobte ſich im Auguſt 1844, verfiel aber ſchon am 29. September in Wahnſinn, wurde in die Heilanſtalt Winnenthal und 1847 nach Döbling bei Wien gebracht und ſtarb hier am 22. Auguſt 1850. Gedichte, 1832, 9. Aufl. 1847, neuere Gedichte 1838, 7. Aufl. 1847; Fauſt, 1836, 3. Aufl. 1847; Savonarola, 1837, 2. Aufl. 1844; Die Albigenſer, 1842 und 1847; Don Juan, ungedruckt. Nachlaß, von A. Grün herausgegeben, 1851. — Anaſtaſius Grün, eigentlich Anton Alexander Graf v. Auersperg, iſt am 11. April 1806 zu Laibach geboren, ſtudirte in Wien, bereiste mehrmals Italien, 1837 Frankreich, wurde 1838 kaiſerl. Kammerherr und lebt auf ſeinen Herrſchaften Gurkfeld und Thurn am Hart. Blätter der Liebe, 1830; Der letzte Ritter, 1830, 4. Aufl. 1847; Spaziergänge eines Wiener Poeten, 1831, 3. Aufl. 1844; Schutt, 1835, 8. Aufl. 1847; Gedichte, 1837, 7. Aufl. 1847; Die Nibelungen im Frack, 1843; Der Pfaff vom Kalenberg, 1849. — Karl Beck, 1817 zu Baya in Ungarn geboren, widmete ſich der Handlung zu Peſth, ging ſpäter nach Leipzig, wo er ſtudirte, 1839 nach Hamburg, dann nach Ungarn und nach Süddeutſchland und lebt ſeit neuerer Zeit zu Berlin. Nächte, 1837; Der fahrende Poet, 1838; Stille Lieder, 1830; Saul, Trauerſpiel, 1841; Janko, der ungariſche Roßhirt, 1841; Gedichte, 1845 und 3. Aufl. 1846; Lieder vom armen Manne, 1846, 3. Aufl. 1847; Monatsroſen, 1848. — Karl Egon Ebert, am 5. Juni 1801 zu Prag geboren, ſtudirte daſelbſt die Rechte, dichtete 1817—19 an zwanzig Dramen, die er wieder verwarf, wurde 1825 Bibliothekar und 1829 Archivdirektor in Donauöſchingen und jetzt in Prag. Dichtungen, 1821 und 1838; Wlaſta, 1829; Das Kloſter, 1833; Bretislaw und Jutta, 1835; Gedichte, 1845. — Johann Gabriel Seidl, am 21. Juni 1804 zu Wien geboren, ſtudirte die Rechte, gab 1826 ſeine Dichtungen heraus, wurde 1829 Gymnaſialprofeſſor in Cilli, 1840 Kuſtos am Münz- und Antikenkabinet in Wien. Dichtungen, 1826; Flinſerln, 1826, 3. Aufl. 1841; Bifolien, 1836, 3. Aufl. 1844; Novelletten, 1839; Georginen, 1839; Liedertafeln, 1840 u. A. — Joſeph Chriſtian Freiherr v. Zedlitz, 1790 zu Johannesberg in Schleſien geboren, 1809 Huſarenlieutenant, 1810 kaiſerl. Kammerherr, 1846 naſſauiſcher Geſchäftsträger in Wien, ſchrieb: Turturell, 1821; Zwei Nächte, 1825; Liebe findet ihren Weg, 1827; Todtenkränze, 1828, 2. Aufl. 1841; Gedichte, 1832, 3. Aufl. 1844; Der Stern von Sevilla, 1830 und 1834; Dramatiſche Werke, 4 Bde, 1834—36; Waldfräulein, 1843 und 1844. — Joh. Ladislaus Pyrker von Felſö-Eör, am 2. Nov. 1772 zu Langh in Ungarn

geboren, kam auf einer Reiſe nach Palermo in Gefangenſchaft Algier'ſcher Seeräuber, entkam wieder, trat 1792 in den Ciſtercienſerorden, wurde 1818 Biſchof von Zips, 1820 Patriarch von Venedig, 1821 Primas von Dalmatien und wirkl. Geh. Rath und 1827 Erzbiſchof von Erlau und ſtarb am 2. December 1847 zu Wien. Hiſtoriſche Schauſpiele, 1810; Tuniſias, 1819, 3. Aufl. 1826; Perlen der heil. Vorzeit, 1821 und 1826; Rudolf von Habsburg, 1825 und 1826; Sämmtl. Werke, 1832—34 in 3 Bdn. und neue Ausgabe 1843; Bilder aus dem Leben Jeſu und der Apoſtel, 1842; Lieder der Sehnſucht nach den Alpen, 1845. — Moritz Hartmann, 1819 in Leitmeritz geboren, ſtudirte zu Wien und Prag, 1848 Parlamentsmitglied. Kelch und Schwert 1844 und 1845; neuere Gedichte 1847.

291. Schwaben bietet in der neueſten Zeit nur wenige Dichter von größerer Bedeutung, unter denen Guſtav und Paul Pfizer zum Theil noch in die frühere Periode hineinfallen. Guſtav Pfizer ſuchte Schiller nachzuahmen, aber es herrſcht in ihm bei aller ehrenhaften und nationalen Geſinnung zu viel Reflexion vor und es fehlt ihm an Wärme und innerer Belebung, und Bilderkram und rhetoriſcher Prunk müſſen die Poeſie erſetzen. Paul Pfizer hat ebenfalls Gedichte verſucht, aber ſeinen Ruf nur durch die Schrift „Briefwechſel zweier Deutſchen" erworben. Ein beſſerer Dichter iſt Eduard Mörike, deſſen Geſänge voll Unmittelbarkeit, Originalität und reichem Seelenfrieden ſind, wie er ſich auch vor der Phraſenhaftigkeit bewahrt und überall Maaß und Frieden zu halten ſucht. Seine Idylle vom Bodenſee oder Fiſcher Martin und die Glockendiebe, iſt mit origineller Laune entworfen und enthält vortreffliche ländliche Schilderungen; auch im Maler Nolten hat er ſich im Gebiete der Novelle mit Glück verſucht und ſelbſt den Text zu der von Lachner komponirten Oper, die Regenbrüder, gedichtet. Karl Mayer iſt ein inniger zartfühlender Dichter, der viele epigrammatiſirende kleine Gedichte ſchrieb und manches ſchöne Bild darin lieferte, aber auch häufig mehr ein Spiel, als ächte Poeſie treibt und deshalb wenig künſtleriſch Gelungenes liefern konnte. Am berühmteſten wurde Georg Herwegh, der im Unmuthe ſich ganz der politiſchen Parteiſucht hingab und daher radikaler Tendenzdichter wurde, worüber ſein nicht unbeträchtliches poetiſches Talent zu ſehr litt. Verſe und Rhythmus ſind ihm ziemlich gelungen, aber er entbehrt der poetiſchen Erhebung und idealer Begeiſterung, an deren Stelle er Phraſen und hochtrabende Worte ſetzte, ſo daß er auch mit ſeiner Partei, die ihn plötzlich ſo hoch gehoben, wieder gefallen iſt. Unter den Schweizerdichtern hat ſich beſonders Fröhlich durch idylliſch-liebliche Schilderungen bekannt gemacht und ſeine Fabeln ihm einen nicht geringen Ruhm erworben, obgleich auch er am Fehler der Reflexion leidet, und unter den Elſäßer Dichtern iſt Ehrenfried Stöber zu nennen, deſſen Lieder ſich durch naive Volksthümlichkeit und heitere Laune auszeichnen, wobei nur die Empfindung zu oft in Empfindelei übergeht. Seine Söhne Auguſt und Adolf können auf keine große poetiſche Begabung Anſpruch machen. In Baden gedeiht bekanntlich die Poeſie nicht und ſelbſt am Unterrheine wurde nichts Großartiges geleiſtet. Es ſind meiſtens nur Bearbeitungen von Romanzen und Balladen, welche hier entſtanden und kein großes Talent erfordern, um wenigſtens lesbar

zu ſein. Die Leiſtungen von Simrock und Anderen liegen überhaupt mehr auf dem Gebiete der altdeutſchen Literatur, als dem der neueren Dichtung. Nur Gottfried Kinkel zeichnet ſich hier durch gelungene Dichtungen aus und wenn auch ſeine Gedichte oft unter dem Druck der Tendenz leiden, ſo hat er doch Einzelnes von großer Schönheit geſchrieben, wie ſein Otto der Schütz und ſeine Erzählungen. Aus Weſtphalen ſtammt Heinrich Stieglitz, der mehr lebendige Veranſchaulichung als poetiſchen Werth darbietet und wegen ſeiner inneren Zerfahrenheit keine ächte Kunſtſchöpfung zu Stande bringen konnte. In ſeinen Bildern des Orients offenbart er wahrhafte orientaliſche Anſchauung und lebendige Zeichnung; die lyriſche Tragödie: das Dionyſosfeſt hat einzelne Schönheiten, leidet aber durch allegoriſche Kälte und didaktiſche Nüchternheit und in ſeinen Stimmen der Zeit hat er zu ſehr die Tendenz vorwalten laſſen, was überhaupt nur zu oft der Tod der neueren Poeſie war, zumal bei Ferdinand Freiligrath, der mit reicher Gabe der Phantaſie die Macht der Schilderung verbindet und in der ſüdlichen Naturpracht ſchwelgt. Hierdurch werden aber ſeine Gedichte zu monoton und phraſenhaft und es fehlt ihnen die ächte lyriſche Kunſt, der Ton der Idee und die Friſche der Unmittelbarkeit, die nur ſelten in einzelnen Gedichten bemerklich werden. Einzelnes hat ihn berühmt gemacht, wie namentlich der Löwenritt, der Scheik am Sinai, der Blumen Rache und Andere; aber ſeitdem er ſich zu ſehr der politiſchen Tendenzpoeſie hingegeben hat und in ſtets verbiſſenerem Grimme ſich dem Radikalismus in die Arme warf, iſt der ächte Ton der Poeſie von ihm gänzlich gewichen und gelingt ihm, der ohnehin nur einen begränzten Horizont und eine beſchränkte Auffaſſungsgabe beſitzt, nur ſelten noch ein lyriſcher Ton. Unter ſeinem Einfluſſe ſteht hier und da Annette von Droſte-Hülshof, welche bei manchen Härten und Formfehlern doch oft zarte Töne und reine Akkorde anſchlug, die ſubjektive Sentimentalität zu mäßigen verſtand und eine Art Hellſehen für umdämmerte Empfindungen und Anſchauungen zeigte, die ſie lebendig zu geſtalten wußte. Franz Dingelſtedt iſt ein elegant-elegiſcher und graziös-ironiſcher Dichter, der ſich ſeiner Stellung nicht recht gewiß iſt und weder geniale Urſprünglichkeit, noch friſche Unmittelbarkeit beſitzt und überall zu kalt erſcheint, ſo daß er mehr für die Proſa als für die Poeſie begabt iſt. Er zeigt beſonders oft ſubjektiven Eigenſinn, gezwungenen und ſelbſtgefälligen Sarkasmus und wie er früher nach trivialen Witzen griff, um mit den Liedern eines kosmopolitiſchen Nachtwächters ſich bei den Liberalen des Marktes befreundet zu machen, ſo hat er in ſpäterer Zeit ſich der vornehmen Spötterei zugeneigt und ſeiner Poeſie Glacé-Handſchuhe angezogen. Am beſten ſind ſeine kritiſchen Charakteriſtiken und ſein Roman Unter der Erde und er hat beſonders ein ſchönes Talent zu leichten Skizzen und Beſchreibungen; aber ſein Dichterruhm iſt gering. — Größeres Talent beſitzt Auguſt Heinrich Hoffmann von Fallersleben, dem beſonders das Volks- und humoriſtiſche

Geſellſchaftslied wieder gelang, worin er eine harmlos-freundliche Laune und liebenswürdige Unbefangenheit zeigte, wogegen ſeine politiſchen Lieder zu ſehr der Parteiſucht anheim fallen und ſelten mehr ächte Poeſie verrathen. Es iſt daher um ſo mehr zu bedauern, daß er durch Verfolgungen genöthigt ward, ſich der politiſchen Dichtung vollſtändig hinzugeben, und dadurch zu reinerer Poeſie keine Ruhe mehr fand. In Sachſen verſuchte ſich Julius Moſen auch in der Lyrik und ſeine Gedichte ſind oft klar, anmuthig und volksmäßig, kräftig und männlich; auch hat er ſich im Ahasver und dem Lied vom Ritter Wahn der Epik zugewendet und zwar nicht ohne Erfolg. Uebrigens verfaßte er auch einige dramatiſche Stücke, Romane und Novellen. In Berlin iſt Wilhelm Wackernagel geboren, der aber im Auslande die Stätte ſeines Wirkens ſuchen mußte, und ſeine Gedichte zeichnen ſich aus durch Schönheit der Form, Zartheit der Empfindung und Schwung der Phantaſie, wobei er nur zu oft der übertriebenen Orthodoxie die Stimme leiht. Das Beſte ſind ſeine Lieder im Weinbüchlein. Derſelben Gegend gehört Franz v. Gaudy an, der ein vielſeitiges Talent beſitzt und auch bei formeller Kälte manch ſchönes Lied dichtete. Beſonders bekannt wurden ſeine Kaiſerbilder, die voll ächt poetiſcher Begeiſterung ſind und nur ſeinen franzöſiſchen Helden zu ſehr bewundern. Auguſt Kopiſch beſitzt humoriſtiſche Heiterkeit und die Kunſt der Darſtellung und iſt überhaupt im komiſchen Gedichte und der Darſtellung der kleinen Geiſterwelt ſehr gewandt, auch ſind einige ſeiner Produktionen ganz zu Volksliedern geworden. Robert Eduard Prutz hat ſich gleichfalls in der Lyrik verſucht und darin einzelnes Schöne gedichtet, obwohl ſeine Gedichte im Ganzen zu breit und gezwungen ſind und unter dem rhetoriſchen Pathos leiden. Bedeutender wurde Friedrich von Sallet, der tiefſinnige Auffaſſung und Schärfe der Satire beſitzt, aber zu oft abenteuerlich und unnatürlich wird und die Begeiſterung mehr erzwingt, ſo daß ſeine Abſichtlichkeit abſtößt; auch iſt die Reflexion zu vorwaltend. Am bekannteſten iſt ſein Laienevangelium, worin er die proteſtantiſche Weltanſchauung auf ihren poetiſchen Culminationspunkt ſtellte, aber zu viele politiſch-liberale Reflexionen einwebte. Endlich iſt noch dreier Dichter aus der neueſten Zeit zu gedenken, die ſich raſchen Beifalls erfreuten. Emanuel Geibel aus Lübeck hat zuerſt einen wohlgeſinnten Liberalismus angeſchlagen und die Poeſie zu mehr als einer bloßen Dienerin der Tagestendenzen gemacht, denn er deckte auch die Tiefe des menſchlichen Gemüths in Freud und Leid wieder auf und erhob ſich überhaupt auf den Standpunkt freier Menſchlichkeit. Hier und da leiden ſeine Gedichte jedoch an unlyriſcher Breite und ſein frommer Glaube geht in Frömmelei und Pietiſterei über, was ſich mit wahrer Poeſie nicht recht vereinbaren will, aber gerade zu ſeiner Empfehlung gar oft dienen mußte. Zur Dienerin der Frömmelei hat Oskar v. Redewitz geradezu die Poeſie gemacht und wenn auch ſeine Amaranth einzelne lyriſche Schönheiten darbietet und ſelbſt ſeine durchgehende Gemüthsruhe

anziehen mag, ja ſogar gegenüber den politiſchen Zeitſtürmen wirklich ſehr anerkennenswerth iſt, ſo iſt es eben doch nur ein Tendenzgedicht, welches die katholiſche Religion verherrlichen ſoll. Abgeſehen von der unchriſtlichen Härte des Sängers, womit er die Gattin verſtößt, und wie Amaranth nie auch nur ein Gefühl der Mutter weiht, ſind die Reflexion und die Prunkrednerei Walther's und Ghismonden's ſehr zu tadeln und das Ganze zu breit, ſo daß es keinen großen Werth hat. In vieler Hinſicht ſchlechter und unpoetiſcher iſt ſein zweites Gedicht: Ein Mährchen, worin er uns in einer Allegorie vorzuführen ſucht, wie das Chriſtenthum immer ſiegreich bleibe, aber die Tendenz zu offen darlegt und ein wahrer Predigerton angeſchlagen wird. Ganz anders tritt uns die Mährchenwelt entgegen in Otto Roquette's Waldmeiſters Brautfahrt, worin mit reicher Phantaſie und Laune köſtliche Züge des Lebens vorgeführt werden.

Außer dieſen könnten wir noch eine ganze Reihe Poeten untergeordneteren Rangs erwähnen, wie W. Waiblinger, H. Kurz, W. Zimmermann, K. Grüneiſen, Alb. Knapp, L. Seeger, Niklas Müller, Alexander Graf von Württemberg, Matzerath, K. R. Tanner, Lamey, Otte (Zetter), Hirtz, Schnetzler, Creizenach, W. Smets, Pfarrius, R. Maria Aſſing, Vict. Strauß, Kulemann, Arentsſchild, Wihl, Levin Schücking, Spitta, Rogge, K. Gödeke, Fr. Hebbel, L. Dreves, Giſebrecht, Bechſtein, Ph. H. Welcker, Ad. Bube, J. G. Deeg, Karl Förſter, E. Ferrand, Nathaſius, Gruppe, Reinick, Wolfg. Menzel, Kahlert und Kletke, es wäre aber damit nichts gewonnen, denn ſie haben wohl für den Augenblick ein Publikum gefunden, aber für die Literaturgeſchichte ſind ſie ohne Werth, denn es fehlt ihnen die ächte Poeſie.

Guſtav Pfizer, 29. Juli 1807 in Stuttgart geboren, ſtudirte in Tübingen Theologie, ging 1831 nach Italien, redigirte einen Theil der Cotta'ſchen Blätter und wurde 1848 Profeſſor in Stuttgart. Gedichte, 1831 und 1835; Dichtungen epiſcher und epiſch-lyriſcher Gattung, 1840. — Paul Pfizer, 12. Septbr. 1801 in Stuttgart geboren, ſtudirte die Rechte, ſeit 1831 Abgeordneter der Stadt Tübingen, 1848 Staatsrath, trat aber wieder aus dem Miniſterium. Briefwechſel zweier Deutſchen, 1831. — Eduard Mörike, am 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg geboren, ſtudirte 1822 Theologie und wurde 1834 Pfarrer in Klever-Sulzbach, privatiſirte aber ſpäter in Mergentheim. Maler Nolten, 1832, 2 Thle. Gedichte, 1838 und 1848; Idylle vom Bodenſee, 1846. — Karl Mayer, 22. Mai 1786 zu Neckarbiſchofsheim geboren, iſt Oberjuſtizrath in Tübingen. — Lieder, 1833; Gedichte, 1840. — Georg Herwegh, 31. Mai 1817 in Stuttgart geboren, ſtudirte Theologie, wurde Soldat, entfloh in die Schweiz, wo er ſeine Gedichte herausgab, reiste nach Berlin, wurde wegen eines Briefes an den König von Preußen aus dem Lande gewieſen, verheirathete ſich und wurde ſchweizeriſcher Bürger, 1844 lebte er in Paris und 1848 wollte er mit Hecker Baden revolutioniren, ergriff aber unrühmliche Flucht. Gedichte eines Lebendigen, 1841, 10te Aufl. 1848; die deutſche Flotte, Ged. 1841. Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz, 1843; Robert Blum's Tod, Gedicht, 1848. — Abraham Emanuel Fröhlich, 1. Febr. 1796 zu Brugg in der Schweiz geboren, iſt Diakonus in Aarau. Hundert neue Fabeln, 1825 und 1829; Schweizerlieder, 1827 und 1828; Elegien an Wiege und Sarg, 1830; Ulrich Zwingli, 1840; der junge deutſche Michel, 1843 und 1846; Ulrich von Hutten, 1845. — Daniel Ehrenfried Stöber, 9. März 1779 zu Straßburg geboren, 1821 Advokat, 28. December 1835 geſtorben. Lyriſche Gedichte, 1811; Gedichte, 1814 und 1821. Sämmt-

liche Gedichte und kleine poetische Schriften, 1835—36, 3 Bde. — Gottfried Kinkel, Professor der Kunstgeschichte und Literatur in Bonn, 1849 an der badischen Revolution betheiligt, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, aus dem Gefängniß entflohen und nun in London. Gedichte, 1848; Erzählungen, 3te Auflage 1850. — Heinrich Stieglitz, 12. Februar 1803 zu Arolsen geboren, 1828 Kustos an der Berliner Bibliothek und Gymnasiallehrer, mit Charlotte Willhöft verheirathet, gab seine Stelle auf, ging nach Petersburg und Kasan, verließ nach dem Tode seiner Frau Berlin 1834 und ging nach Italien, wo er in Venedig wohnte und 1851 starb. Gedichte, 1833; Stimmen der Zeit in Liedern, 1832 und 1831; das Dionysosfest, lyrische Tragödie, 1836, und Prosaisches. — Ferdinand Freiligrath, 17. Juni 1810 zu Detmold geb., erlernte 1825 die Handelschaft, arbeitete bis 1838 in Barmen, privatisirte in Unkel, bekam vom Könige von Preußen 1842 einen Jahresgehalt, wies ihn 1844 zurück, hielt sich zur Opposition, ging 1846 nach London, 1848 nach Düsseldorf zurück und mußte in jüngster Zeit wieder, wegen aufreizender Gedichte, nach England entfliehen. Gedichte, 1838, 9te Auflage 1846; Ein Glaubensbekenntniß, 1844; Ça ira, 6 Gedichte, 1847 u. A. — Annette Elisabethe Freiin von Droste-Hülshof, 12. Januar 1798 zu Hülshof geboren, lebte daselbst und zu Meersburg und starb im Juni 1848. Gedichte, 1838 und 1844. — Franz Dingelstedt, 30. Juni 1814, zu Halsdorf geboren, studirte Philologie, 1836 Lehrer in Kassel, 1838 in Fulda bis 1841, ging nach Augsburg, Paris, Baden und Wien, wurde 1843 Hofrath und Bibliothekar des Königs von Württemberg, 1846 Legationsrath und Hoftheaterdramaturg und ging als Theaterintendant 1851 nach München. Gedichte, 1838; die neuen Argonauten, 1839; Unter der Erde, 1840; Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters, zwei Aufl. 1842; Heptameron, gesammelte Novellen, 2 Bde., 1841; Sieben friedliche Erzählungen, 2 Bde., 1844; Gedichte, 1845. Jusqu'à la mer, 1847. — August Heinrich Hoffmann, 2. April 1798 zu Fallersleben geboren, studirte 1816 Philologie, machte Reisen zum Studium der altdeutschen Literatur, wurde 1823 Kustos an der Bibliothek zu Breslau, 1830 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor, machte öfters Reisen, wurde 1842 wegen seiner unpolitischen Gedichte entlassen, lebte dann in Dresden und am Rhein und hielt sich überhaupt an vielen Orten auf, bis er 1848 nach Berlin und in neuerer Zeit nach Hamburg kam. Lieder und Romanzen, 1821; Allemannische Lieder, 1826 und 1843; Gedichte, 1827, 1837 und 1843; Buch der Liebe, 1836; unpolitische Lieder, 1840—41; deutsche Gassenlieder, 1843; deutsche Lieder aus der Schweiz, 1843 u. A. — Julius Mosen, 8. Juli 1803 zu Marienei geboren, studirte 1822 Jurisprudenz, reiste 1826 nach Italien, wurde 1831 Advokat, ging 1834 nach Dresden und 1844, als Hofrath und Dramaturg, nach Oldenburg, gab aber 1848 diese Stelle wieder auf; Gedichte, 1836 und 1849; Ahasver, 1838; das Lied vom Ritter Wahn, 1831; sodann Theaterstücke, 1842; Novellen, 1837, und Romane. — Wilhelm Wackernagel, 23. April 1806 zu Berlin geboren, studirte altdeutsche Sprachen und wurde 1833 Professor in Basel. Gedichte eines fahrenden Schülers, 1828; neuere Gedichte, 1842; Zeitgedichte, 1843; Weinbüchlein, 1845. — Franz von Gaudy, 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. O. geboren, wurde Militär, reiste zweimal nach Italien, wurde durch Chamisso zu poetischen Produktionen angeregt und starb am 5. Febr. 1840. Gedichte, 1829 und 1840; Kaiserlieder, 1835; sämmtliche Werke, 14 Bde., 1841—47. — August Kopisch, 26. Mai 1799 zu Breslau geboren, bezog 1815 die Kunstakademie Prag, wurde durch eine Verletzung der rechten Hand an der vollen technischen Ausbildung in der Malerei verhindert, lernte in Wien die serbischen Volkslieder kennen und improvisiren, lebte 1819 in Breslau und dann 3 Jahre in Dresden der Kunst, ging dann nach Italien, wo er durch seine Fertigkeit im Schwimmen das Glück hatte, die weltberühmte blaue Grotte auf Capri zu entdecken, und wurde dadurch bei allem Volke in Italien so bekannt, wie er in Deutschland bekannt ist als Erfinder der patentirten Schnellöfen; zu Berlin lebte er seit 1828 und erhielt 1844 den Titel Professor. Gedichte, 1836; Agrunio, volksthümliche Poesie aus allen Mundarten Italiens, 1838; Allerlei Geister, 1848. — Robert Eduard Prutz, 1816

zu Stettin geboren, studirte bis 1838 zu Halle, ging 1841 nach Jena, dann wieder nach Halle, 1845 als Dramaturg des Stadttheaters nach Hamburg und später nach Berlin. Ein Mährchen, Gedicht, 1840; Gedichte, 1841 und 1843, dramatische Werke, 3 Bde., 1847—48. — Friedrich von Sallet, 20. April 1812 in Neiße geboren, trat 1824 in das Cadettencorps, wurde 1829 Offizier, verließ 1838 das Militär und ging 1841 nach Breslau und Reichau, wo er am 21. Februar 1843 starb. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 4 Bdn., 1845—47. — Emanuel Geibel, 18. Oktober 1815 zu Lübeck geboren, studirte 1835—38 zu Bonn Philologie, ging 1838 als Erzieher nach Griechenland und lebt seit 1841 in Lübeck. Gedichte, 1840, 9te Auflage 1851; Zeitstimmen, 1841 u. 43; König Roderich, Tragödie, 1844; Ein Ruf an der Trave, 1845; König Sigurd's Brautfahrt, 1846; Zwölf Sonette, 1846; Juniuslieder, 1848. — Oskar von Redwitz-Schmölz, am 28. Juli 1823 zu Lichtenau bei Ansbach geboren, studirte 1841 in München und Erlangen Jurisprudenz, prakticirte in Speyer und Kaiserslautern bei einem Advokaten, besuchte Mainz und Bonn und wurde im Sept. 1851 außerordentlicher Professor der deutschen Literatur in Wien. Amaranth, 1848, 9te Aufl. 1851; ein Mährchen, 1850, 2te Aufl. 1851. — Otto Roquette schrieb Waldmeister's Brautfahrt, ein Rhein-, Wein- und Wandermährchen, 2te Auflage 1851.

292. Im Gebiete des Romans und der Novelle hat die Gegenwart eine große Anzahl nicht unbegabter Talente aufzuweisen und zwar versuchte man sich an der Darstellung aller möglichen Lebens- und Zeitverhältnisse; aber der Zweck der Unterhaltung und die Tendenz herrscht überall zu sehr vor, als daß an wahrhaft poetische Produktion und ächt künstlerische Schöpfung zu denken ist. Die hastige Vielschreiberei und der dadurch nothwendige schnelle Verbrauch des Talents ließ keine hervorragenden Leistungen entstehen und wo die Poesie wirklich einige schönere Blüthen trieb, konnten diese unter dem reichlich aufwuchernden Unkraute nicht zur Geltung gelangen. Hier steht Allen Karl Spindler voran, der die moderne Novelle nach allen Seiten hin bearbeitete und über achtzig Bände schon geliefert hat. Es werden hier mit leichter und geläufiger Feder alle möglichen Töne angeschlagen, die Geschichte in das Leben und das Leben in die Geschichte versetzt und durch oberflächliche Zeichnungen und anschauliche Schilderungen von Personen und Situationen hat er ein großes Publikum um sich versammelt und wirklich einzelne Romane geliefert, welche einer besonderen Auszeichnung werth sind. Dahin gehört sein durch glückliche Schilderungen berühmter Roman: Der Jude, der Bastard, der Invalide, der Jesuit, der König von Sion, die Nonne von Gnadenzell und der Vogelhändler von Imst. Aber schon wo er Zeitbewegungen behandelt, wie in Boa Constrictor und seinem neuesten Roman Putsch u. Comp. ist Alles schwach und zum Theil ganz verfehlt. — Willibald Alexis (Häring) suchte W. Scott nachzuahmen und preußische historische Verhältnisse in Cabanis und Roland von Berlin darzustellen, aber ungeachtet einiger gelungener Schilderungen herrscht darin zu viel Breite und Armuth an Erfindung, Charakteristik und Kunst des Stils, in welcher Hinsicht nur sein neuester Roman Hans Jürgen gelungener ist. Seine eigentlichen Novellen, worunter Acerbi die beste ist, entbehren zu sehr eines leichten Gangs und gefälliger Behandlung. — Ludwig Rellstab versuchte sich in Erzählungen, Novellen, Reisebildern und Genreskizzen und sogar im historischen Drama und

hat zwar eine gewandte Darstellung, ist aber zu breit und poesielos. — In ähnlicher Art sind die Novellen und Romane von Belani (Häberlin), Ludwig Storch, Starklof, Bronikowski, Gustav Döring, Duller, Karl Reinhold, Herloßsohn, O. L. B. Wolff, W. Blumenhagen und Wachsmann, die bei aller gefälligen Darstellung doch an der Gabe der Erfindung und poetischer Belebung leiden und meistens mehr phrasenhaft erscheinen. Zschokke hat auch bis zur neuesten Zeit sein treffliches Talent in schönen Leistungen bewährt und neben ihm haben Jul. Mosen in seinem Congreß von Verona, Ludw. Bechstein in seinen frischen und wahren sächsischen und thüringischen Gemälden, Ernst Willkomm mit dem Wallenstein, Theodor Mundt in der Socialnovelle und A. v. Tromlitz (Witzleben) in hundert und acht Bänden historischer Novellen manche freundliche Gabe geboten, ohne jedoch die wahre Höhe der Kunst zu erreichen, weil diese Produkte wahrer poetischer Elemente entbehren und zu rasch hingeworfen sind. Heribert Rau hat in seinem Romane Kaiser und Narr es versucht, die Zeit der Hohenstaufen in ein poetisches Gemälde zu bringen, sich aber in breite Darstellung und Beschreibung und müßiges Gerede verloren. Bedeutsamer ist dagegen Philipp Joseph v. Rehfues, der seinen historischen Novellen gediegenen Inhalt und kunstvolle Darstellung zu geben wußte und zwar kein Dichter der Genialität, aber der idealen Reflexion wurde. Sein Scipio Cicala ist ein ausgezeichnetes Werk voll tief eingreifender Charakteristik, voll Schilderungen reifer Lebenserfahrung und gebildeter Sprache und läßt die ganze Tiefe des menschlichen Gemüths hervortreten, so daß er damit selbst Walter Scott übertraf. Aermer an Erfindung ist Castell Gozzo, wogegen sich die neue Medea wieder durch Tiefe der Auffassung, großartige Charakteristik und lebendige Darstellung und Schilderung auszeichnet. In diesem Gebiete begegnen wir auch zahlreichen Frauen, deren Reigen Karoline Pichler mit sechszig Bänden eröffnet. Sie haben zwar eine schimmernde Sprache und gute Gesinnung, leiden aber an Breite, gedehnten Beschreibungen und sentimentalisirender Reflexion, wovon selbst ihr bester Roman, Agathokles, nicht frei ist. Ihr steht an Erfindung und Reichthum Fanny Tarnow mit ihren gesammelten Erzählungen weit nach, wogegen Frau v. Paalzow in ihren Romanen Godwie Castle, St. Roche, Thomas Tyrnau und Jakob van der Nees reiche Erfindungsgabe, geschickte Malerei der Situation und schönen Stil hat, aber es nicht vermochte, allgemeine und welthistorische Verhältnisse zu schildern und sich von Redseligkeit und Umständlichkeit fern zu halten, woran überhaupt fast alle Frauenzimmerromane leiden. Im Gebiete der Reiseskizzen hat besonders Fürst Hermann von Pückler-Muskau mit seinen Briefen eines Verstorbenen, Semilasso in Afrika, Semilasso's vorletztem Weltgange und Tuttifrutti sich einen bedeutenden Namen erworben, woran freilich auch seine aristokratische Gesinnung Ursache ist; er besitzt zwar Ironie und Humor, Weltbildung, Geist und Grazie, vermag es aber nicht, dauernd an einem Gegenstande festzuhalten

und dadurch reifere Erzeugniſſe zu liefern, wie überhaupt ſein ſchriftſtelleriſches Wirken nur aus der Luſt der Selbſtunterhaltung hervorging. In dieſem Gebiete haben ſich auch Theodor v. Kobbe mit ſeinen Briefen von Helgoland und den humoriſtiſchen Reiſebildern, Theodor Mügge, Gaudy und Theodor Mundt durch einzelne Leiſtungen ausgezeichnet, welche meiſtens anſchauliche Gemälde uns vorführen, jedoch auch immer wieder zu flüchtig gearbeitet ſind. Auch Auguſt Lewald hat in einzelnen Skizzen, Gemälden und Romanen freundliche Gaben geliefert, ohne jedoch auf dauernderen Ruhm Anſpruch machen zu können, und in ähnlicher Weiſe ſchrieben Emma v. Rindorf und einige Andere, unter denen jedoch Bedeutendes nicht zu finden iſt. Als Reiſeſchriftſtellerin und Verfaſſerin zahlreicher Romane iſt auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn bekannt, deren Produkte jedoch voll Salonsherzloſigkeit und hohler Blaſirtheit ſind. Heinrich König verſtand es, mit dichteriſchem Geiſte einige gute Romane zu liefern, welche zu den beſten unſerer Zeit gehören, wie William's Dichten und Trachten, Otto's Brautfahrt, die hohe Braut, deutſches Leben, Veronika und die Clubbiſten in Mainz. In neuerer Zeit kamen auch durch Jeremias Gotthelf und A. Weill die Dorfgeſchichten auf und namentlich hat Gotthelf in ſeinem Uli der Knecht ein ſehr ſchönes volksthümliches Bild geliefert; am meiſten bekannt jedoch ſind die Schwarzwälder Dorfgeſchichten von Berthold Auerbach, der uns darin wirkliche Scenen der niederen Volkskreiſe vorführt und zwar auf gemüthliche und unbefangene Weiſe, aber der poetiſchen Tiefe entbehrt und nur zu ſehr in das Gebiet der Proletariatsſphäre hinabſteigt, auch zu radikal geſinnt iſt. In ähnlicher Richtung ſchrieb Joſeph Rank ſeine Bilder aus dem Böhmer Walde und Vier Brüder aus dem Volke und da dieſe Stoffe einmal Mode wurden, verſuchten ſich noch zahlreiche Andere darin, die aber den Inhalt nicht ſelbſt erlebten und daher blos verunglückte Verſuche machten. — Im Gebiete der Gefühls- und Converſationsnovelle verſuchte ſich auch Emerentius Scävola (von der Heyden), jedoch ohne Unmittelbarkeit des Producirens und ohne Lebendigkeit und Wahrheit, während Adalbert Stifter in ſeinen „Studien“ und den „Schweſtern“ wahre und lebendige Gemälde lieferte, die nur an zu großem Bilderreichthum leiden. Ueber das Gewöhnliche erheben ſich kaum die Romane von Agnes Franz, Louiſe Mühlbach (Mundt's Gemahlin) und Ida Frick, wogegen Fanny Lewald in der Novelle: Ein armes Mädchen, ein freundliches Talent offenbart und beſonders Luiſe v. Gall (Schücking's Gemahlin) Originalität, tiefe Auffaſſung und kräftige Ausführung darbietet. Die Romane von Ida von Düringsfeld ſind nicht beſſer, als die der Gräfin Hahn, auch Henriette Hanke hat nichts Bedeutendes geleiſtet und nur von Johanna Schopenhauer ſind die Romane die Tante und Gabriele als beſſere Leiſtungen hervorzuheben. In ariſtokratiſchem Tone und kokettirendem Stile ſchreibt A. v. Sternberg, der weder Tiefe der Auffaſſung, noch Wahr-

heit der Empfindung besitzt; Friedrich v. Heyden verstand es dagegen, die modernen Gesellschaftsverhältnisse mit geistreicher Kunst und poetischer Begabung darzustellen und hat sich selbst im Drama nicht ohne Glück versucht. Zu Ersteren gehören die Bewerbungen, Randzeichnungen und die Intriguanten, zu den Dramen das Lustspiel: die Modernen und das Trauerspiel: der Spiegel des Akbar, die seine besten Leistungen sind. — Endlich erscheint hier noch als ausgezeichneter Romanschriftsteller Karl Immermann, bei dem die Phantasie immer im Widerspruche mit dem Verstande blieb und der dies Widerstreben nicht aufzulösen wußte. Es fehlte ihm die Harmonie des Gedankens und Gemüths, die wahre Lyrik des Herzens, und er schwankte zwischen allen Formen und Zielen. Sein Roman: Die Epigonen, führt uns die Verirrungen und zerrissenen Zustände der Gegenwart vor und zeichnet sich aus durch objective Ruhe und gute Entwicklung, steht aber hinter seinem Münchhausen weit zurück, der mit kunstfreiem Humor und großem Geschick angelegt ist und nur des ursprünglich innerlichen Bandes entbehrt. Sein letztes Werk: Tristan und Isolde steht in mancher Hinsicht hoch, aber auch hier herrscht nicht genug die Musik des Herzens vor, welche überhaupt allen unseren neueren Romanen fehlt. —

Karl Spindler, 1795 in Breslau geboren, später auf dem Theater, dann Schriftsteller, lebte lange in Baden und nun in Freiburg. Seine Schriften erschienen in Stuttgart in einer Gesammtausgabe. — G. W. G. Häring (Alexis), 1795 zu Breslau geboren, lebt in Berlin. — Ludwig Rellstab, 1799 in Berlin geboren, seit 1815—21 Militär, lebt als Redakteur und Kritiker in Berlin. — K. A. F. von Witzleben (Tromlitz), 1788 geboren, Oberst in russischen Diensten, starb am 9. Juli 1839 zu Dresden. — Philipp Joseph von Rehfues, 1779 zu Tübingen geboren, Geheimer Oberregierungsrath und Kurator in Bonn, gestorben 21. Oktober 1843, nachdem er 1826 geadelt worden. — Karoline Pichler, geb. Greiner, 1769 zu Wien geboren und 9. Juli 1843 gestorben. Sämmtliche Werke 1820—45, 60 Bde. — Frau von Paalzow, eine Schwester des genialen Malers Wach, lebte in Berlin und starb in jüngster Zeit. — Fürst G. Pückler-Muskau, 1785 geboren, ist seit 1828 fast immer auf Reisen. — Theodor Kobbe ist aus Oldenburg. — August Lewald, 1793 in Königsberg geboren und nach reichem Wandern nun Dramaturg in Stuttgart. — Die Gräfin Ida Hahn-Hahn, 1805 in Mecklenburg geboren, wurde vor Kurzem katholisch und verwarf ihre Schriften. — Heinrich König, 1791 zu Fulda geboren, ist Finanzsekretär zu Hanau, seit 1819. — Berthold Auerbach ist im Württembergischen von jüdischen Eltern geboren, und lebte in neuerer Zeit am Rhein und in Breslau. — J. Rank ist ein Böhme. — Em. Scävola ist der ehemalige Postmeister von der Heyden aus Königsberg in der Mark. — Adalbert Stifter stammt aus Böhmen. — Henriette Hanke, geborne Arndt, ist 1785 in Jauer geboren. — Johanna Schopenhauer, geb. 1770 zu Danzig, starb am 17. April 1838. Sämmtliche Werke 1830, 24 Thle. und Nachlaß 1839. — Alexander von Ungern-Sternberg, 1806 bei Reval geboren, lebt in Weimar. — Friedrich August von Heyden, 1789 in Ostpreußen geboren, ist Regierungsrath in Breslau. — Karl Immermann, 1796 zu Magdeburg geboren, 1818 Referendär daselbst, 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf, gest. 25. Aug. 1840. Gesammelte Schriften, 13 Bde., 1835—41.

293. Die meisten Lyriker versuchten sich auch im Drama, und wenn man auch bekennen muß, daß hier Großartiges in neuerer Zeit nicht geleistet wurde,

ſo hat ſich doch auch wieder manch erfreuliches Talent gezeigt und fehlten nur die rechten Zeitverhältniſſe, um unſere begabteren Dramatiker zu reiferen Leiſtungen kommen zu laſſen. Zwar möchten wir nicht den Grund dazu in dem Umſtande ſuchen, daß Deutſchland in zu viele Staaten getheilt und ohne Einheit iſt, weil ja auch Schiller und Göthe unter gleichen Verhältniſſen dichteten, ſondern wir ſuchen vielmehr den Grund in dem Mangel der allſeitigen Durchbildung und Geſinnung und in der Sucht, überall politiſche oder ſociale Tendenzen vorwalten zu laſſen, während Diejenigen, welchen dies nicht eigenthümlich iſt, kein großes poetiſches Talent beſitzen. Im Gebiete des Drama's tritt uns auch Karl Immermann entgegen, der moderne und romantiſche Dramen, Luſtſpiele und Tragödien verſuchte, aber weder Perſonen noch Ideen recht herausbilden konnte und namentlich es nicht vermochte, die Handlung zu concentriren, die Charakteriſtik pſychologiſch durchzuführen und das Ganze ſchön abzurunden, da vielmehr ſeine Dramen der epiſchen Behandlung ſich zuneigen und faſt dramatiſirte Hiſtorien ſind. Sein Cardenio und Celinde ging zu nackt in bunte, grelle Dinge ein und verletzte das ſittliche Gefühl; ſein Trauerſpiel in Tyrol behandelt den Stoff zu enthuſiaſtiſch, nachdem die Begeiſterung dafür ſchon geſchwunden war, und vermengt Wunderbares mit der Wirklichkeit; die Tragödie Merlin iſt bei vielen ſchönen Stellen zu unklar in der Handlung und von zu epiſcher Breite; in Alexis, einer tragiſchen Trilogie, erſcheinen zu viele fremdartige Elemente und die Verkleidungen leiden an ſittlicher Frivolität. Sein Kaiſer Friedrich II. und Petrarca leiden durch den großartigen und reichen Stoff, dem er nicht gewachſen war, und wenn auch Ghismonda oder das Opfer des Schweigens große Bühnengerechtigkeit beſitzt, ſo iſt auch hier nichts künſtleriſch Großes geleiſtet, denn es fehlte ihm eben der Glanz und die Liebe, welche die Menſchen gewinnt, und wie im Leben, ſo ſtand er auch in ſeinen Schriften in vornehmer Kälte und ſtarrer Haltung da, welche ihm den wahren, dauernden Erfolg raubte. — Dietrich Chriſtian Grabbe beſaß eine reiche Gabe der Poeſie, aber einen ebenſo himmelſtürmenden dämoniſchen Geiſt, der durch die Gewalt des Naturtriebs zu ſinnlichem Genuſſe fortgeriſſen wurde und der deshalb durch ſich ſelbſt untergehen mußte. Nachdem er ſich in den Stücken Herzog Theodor v. Gothland und Marius und Sulla verſucht, ſchrieb er den Hannibal, worin er den Untergang Karthago's durch die Macht Roms dramatiſch darſtellte; aber Alles iſt hier zu kalt und gewaltig gezeichnet und es fehlt nicht nur die Einheit, ſondern überhaupt die Wahrheit der menſchlichen Verhältniſſe und der Hauch des inneren Lebens. Seine beiden Tragödien Friedrich Barbaroſſa und Heinrich VI. ſind zwar hinſichtlich der Charakteriſtik kühn, aber nicht fein und naturgemäß. Beſonders die Schlachtenmalerei iſt gelungen in den Hundert Tagen, die koloſſal, zu gewaltig und voll Maſſenhaftigkeit gezeichnet ſind, dadurch jedoch auch an die Gemeinheit ſtreifen. Sein Don Juan und Fauſt mengt ebenfalls das Gewaltigſte unter einander und die Hermannsſchlacht

ist voll Gesuchtheit und Verschrobenheit und es zieht überhaupt durch alle seine Produkte ein verworrener und wilder dämonischer Geist, der auch des Dichters Leben früh verzehrte. Ein freundlicheres Talent besitzt Julius Mosen, der Schiller's Standpunkt mit der gegenwärtigen Zeitrichtung in Verbindung setzen wollte, aber zur Idealisirung historischer Stoffe doch nicht das nöthige Talent besaß. In Heinrich dem Finkler und Otto III. herrscht noch zu sehr die lyrische Begeisterung vor; sein Cola Rienzi ist poetisch aufgefaßt und ziemlich dramatisch gehalten und die Bräute von Florenz voll trefflicher Einzelnheiten und gehaltenem Pathos; auch sind seine Stücke meistens bühnenmäßig und leiden nur durch die Breite der Situation. Friedrich Hebbel hat nicht minder ein freundliches dramatisches Talent und in seinen Stücken Judith, Genovefa und Maria Magdalene ziemlich gelungene Produktionen geliefert, wobei nur manche undramatische Auswüchse zu tadeln sind, wie ihn auch die Wahl des Stoffs von größerem Erfolge abhält. Michael Beer hat in seinem Paria ein schön gedachtes und wohl durchgeführtes Stück geliefert, beurkundet auch in Struensee wahre Charakteristik und wohl berechnete Composition, ahmt jedoch Schiller etwas zu sehr nach, ohne dessen poetischen Geist auch nur entfernt zu besitzen. Georg Büchner aus Darmstadt zeigte in seinem Trauerspiele Danton's Tod Originalität und lebendige Anschaulichkeit, lieferte zwar mehr ein dramatisirtes Gemälde, als eine lebendige Vergegenwärtigung des Gegenstandes, hätte aber wohl noch Bedeutendes geleistet, wenn ihm ein längeres Leben geblüht hätte. Von ungemeiner dramatischer Fruchtbarkeit ist Ernst Raupach, der mit seinem leichten Talente der Darstellung überall auf den Augenblick und den Effekt rechnete, die Schwächen des Publikums wohl zu benützen verstand und auch das Glück hatte, für seine Produktionen in Seydelmann einen trefflichen Schauspieler zu finden. Er sucht durch rhetorisches Pathos und den Schimmer seltener Gedanken zu glänzen und versteht es auch, von Anderen glücklich zu borgen, aber er ist doch immer nur subjectiv-modern und es fehlt ihm sogar die Kunst wahrer Charakteristik und dramatischer Oekonomie, wie überhaupt auch den meisten Personen und Figuren die nationale Individualität. In seinen Lustspielen weiß er durch äußerlichen Scherz Lachen zu erregen, wie sein Zeitgeist, die Schleichhändler und andere Stücke beweisen, und im Trauerspiel ahmt er den Schiller'schen Kothurn nach und weiß mit seinem beweglich oberflächlichen Talente der Schilderung historische Stoffe bühnengerecht zusammen zu legen und die Handlung wie auf einem Schachbrette hin und her zu schieben. Bekannt von ihm sind die Leibeigenen oder Isidor und Olga, die Trilogie Cromwell und besonders die Hohenstaufen, worin er die ohnehin für einen Dichter ungemein schwere Geschichte rein persönlich auffaßte und Raumer's Geschichte der Hohenstaufen nur verwässerte. J. v. Auffenberg hat ein nicht geringes Talent, aber er hat in seinen zahlreichen Stücken zu wenig Gehalt und individuelles Leben, es ist Alles voll blasser Abstraktion, phrasen-

haft und zu leichtfertig und ſchnell gearbeitet. Seine beſten Stücke ſind die Flibuſtier, die Bartholomäusnacht und Alhambra. Bedeutendes Aufſehen erregte Friedrich Halm mit ſeiner Griſeldis, worin ſich der Dichter in quäleriſchen Gefühlsexperimenten gefällt und das ſchon in der Grundlage eine Ausgeburt der Unnatur und modernen Raffinements iſt. Das Publikum ließ ſich durch die ſchöne Sprache und den Bühneneffekt gewinnen und der große Beifall veranlaßte ihn, noch mehrere Stücke nachfolgen zu laſſen, wie den Adepten, Camoens, Imelda Lambertazzi und beſonders den Sohn der Wildniß, dem wieder reicher Beifall zu Theil ward, welches Stück aber dieſelbe Ueberſpanntheit der Gefühlsſaiten und Hohlheit der Phraſen zeigt, wie die Griſeldis, die ihm ſogar an künſtleriſcher Vollendung nachſteht. Hermann Marggraf hat ſich ebenfalls mit den Täubchen von Amſterdam und Heinrich IV. auf das Gebiet der Dramatik gewagt und namentlich in erſterem Stücke viele Innerlichkeit gezeigt, aber ein großes dramatiſches Talent beſitzt er nicht und ſowohl ſeine Elfride als auch die Maler von Florenz ſind ſchon weniger anſprechend. Was Sigismund Wieſe und Prutz auf dem dramatiſchen Fache geleiſtet, iſt weniger bedeutend, und nur Laube hat ſich mit Glück im Drama verſucht und einige Stücke geliefert, welche gern auf der Bühne geſehen werden. Karl Eduard v. Holtey lieferte zahlreiche Stücke, die weniger poetiſch als bühnengerecht ſind und, wie ſo viele andere Produkte mittelmäßiger Dramatiker, wenigſtens eine Zeit lang dem Publikum gefielen; dahin gehören namentlich v. Holbein, Bauernfeld, Neſtroy, Ferdinand Raimund und Benedix, der mit ſeinem Dr. Weſpe und ähnlichen Stücken die Gunſt des Publikums erwarb. Endlich haben noch Karl Töpfer und Charlotte Birch-Pfeiffer zahlreiche Dramen geſchrieben, welche große Bühnenkenntniß verrathen, wenn ſie auch ſonſt untergeordnete Produkte ſind, und die Prinzeſſin Amalie v. Sachſen lieferte Converſationsſtücke aus der bürgerlichen Welt, welche zwar ohne Anſpruch auf Poeſie ſind, aber ſich auf der Bühne gut und leicht geben laſſen. Ueberhaupt mangelt es dem Drama zu ſehr an poetiſch begabten Dichtern und das ängſtliche Fortwandern auf dem Wege von Schiller iſt dem Drama nur ſchädlich geworden. Es fehlt unſerer Poeſie nicht an zahlreichen Talenten und ſelbſt Stoffe ſind genug vorhanden, aber um wieder Großes zu leiſten, muß ein neuer Weg beſchritten werden und ein größerer Geiſt die Bahn brechen, die allein zur Vollendung führen kann.

Chriſtian Grabbe, 1801 zu Detmold geboren, ſtudirte Jurisprudenz, wurde 1829 Regierungsauditor in Detmold, gab 1827 dramatiſche Dichtungen heraus, lebte dann in Düſſeldorf bei Immermann und ſtarb am 12. September 1836 zu Detmold. — Michael Beer, 1800 von jüdiſchen Eltern zu Berlin geboren, ſtarb am 22. März 1833 zu München. Sämmtliche Werke, 1834. — Georg Büchner, 1813 zu Goldekau bei Darmſtadt geboren, wegen politiſcher Unterſuchungen 1835 geflohen, 1836 Docent der Anatomie in Zürich, ſtarb daſelbſt am 19. Febr. 1837. — Ernſt B. S. Raupach, 1784 zu Straupitz geb., 1804 Erzieher in Rußland, dann Hofrath und Profeſſor der Philoſophie zu Petersburg,

1822 wieder in Deutschland, lebt in Berlin. Dramatische Werke ernster Gattung 1835—40, 15 Bde. — Joseph Freiherr von Auffenberg, 1798 zu Freiburg geboren, später Gardelieutenant, 1823 Kammerherr, 1839 Hofmarschall, 1843—49 Hoftheaterintendant in Karlsruhe. Sämmtliche Werke, 1843 in mehreren Bänden. — Friedrich Halm (E. F. J. Freiherr von Münch-Bellinghausen) zu Krakau geboren, lebt in Wien. — Hermann Marggraf, 1809 zu Züllichau geboren, 1836 Redakteur des Berliner Conversationsblatts und später der deutschen Zeitung in Frankfurt, wo er noch wohnt. — Karl Eduard von Holtey, 1797 zu Breslau geboren, ist Theaterdichter zu Berlin und gründete 1822 den Almanach der Bühnenspiele; am bekanntesten von ihm sind Leonore und der alte Feldherr.

294. Die Wissenschaften haben in der neuesten Zeit ebenfalls einen bedeutenden Aufschwung genommen und sind allgemeiner und tiefer in die große Masse eingedrungen, indem man sie dem Leben näherte und die Interessen des Volks mehr in ihren Bereich zog, wozu die zahlreichen Journale für alle Gebiete des Wissens nicht wenig beitrugen. Ueberall suchte man die Philosophie auf die Wissenschaften einwirken zu lassen und gerade durch sie hat sich die deutsche Wissenschaft davor bewahrt, sich im Realismus unserer Zeit zu verlieren und blos der Nützlichkeitstheorie zu huldigen. Die Philosophie machte sich frei von der Autorität eines Namens und der Schule und durch Hegel hat sich die freie Wissenschaft gestaltet, die nur ihrer Idee dient und die philosophische Freiheit des Wissens zum Prinzip der allgemeinen Weltanschauung erhebt, wobei sie jedoch nicht mehr will, als das Recht, in allen Geistesinteressen ihre freie Stimme abzugeben. Noch ragte die Hegel'sche Schule in die Gegenwart herein, aber nur um ihre Grundidee nach allen Seiten hin modificiren zu lassen, in die einzelnen Wissenschaften befruchtend und anregend einzudringen und die Schule selbst aufzulösen. In dieser Hinsicht zeichneten sich besonders Rosenkranz in Königsberg, Michelet und Gabler in Berlin, Hinrichs in Halle, Zeller in Bern und Vischer in Tübingen aus, von denen nur die Erstern noch strenger am System ihres Meisters festhalten. Die Herbart'sche Philosophie ward ausgebeutet durch Hartenstein und Drobisch in Leipzig, ohne jedoch dieselbe schon zu allgemeiner Anerkennung bringen zu können, während Trendelenburg, auf tüchtige Studien des Aristoteles und Plato gestützt, in seinen logischen Untersuchungen den Mittelweg zwischen beiden Richtungen einhält. Aehnliche Stellungen suchen Reiff in Tübingen, Lotze in Göttingen, E. Reinmann und Bachmann in Jena einzunehmen, nur daß die Ersteren sich mehr an Herbart und Letztere an Hegel wenden, wogegen der jüngere Fichte ohne ausreichende Kraft einen eigenen Weg zu gehen sucht, Ulrici in Halle gegen Hegel sich kehrt und Ph. Fischer in Erlangen die Schelling'sche Philosophie der ersten Epoche vertritt. Für den Ausbau eines eigenen Systems, das die gesammte Philosophie umfaßt, hat keiner der Neueren Muth und Kraft in sich gefühlt, wogegen die einzelnen Gebiete gründlich und scharfsinnig durchforscht und bearbeitet wurden, so daß für einen neuen großen Meister das reichste Material gesammelt ist. In dieser Hinsicht hat man auch

für eine genauere Sichtung des Materials zu einer Geſchichte der Philoſophie geſorgt und hier iſt das Beſte geleiſtet worden. Brandes in Bonn hat mit reicher Gelehrſamkeit die Philoſophie der Griechen gründlich und bis in das Einzelne hinein erforſcht und eine Menge Irrthümer berichtigt, Hermann in Göttingen die platoniſche Philoſophie in einem umfaſſenden Werke dargeſtellt und auch Zeller in Tübingen ſich der griechiſchen Philoſophie zugewendet, wogegen Chalybäus in Kiel, Feuerbach und Erdmann, ſowie Braniß und Fichte die neuere Philoſophie zu beleuchten verſuchten. Auf den Grund dieſer Forſchungen baute Heinrich Ritter ſeine umfaſſende Geſchichte der Philoſophie, die ſich auch durch gediegene Darſtellung auszeichnet und in viele Theile derſelben neues Licht brachte, während E. Reinhold eine klare und populäre Darſtellung und Sigwart eine Univerſalgeſchichte der Philoſophie verſuchte, denen noch ähnliche Werke, wie das praktiſch gehaltene von Marbach, zur Seite ſtehen.

Die Theologie mußte der Philoſophie ihre Pforten öffnen, um nicht hinter der Zeit zurück zu bleiben, und man ſuchte die ſpeculative Glaubensanſicht und das Wiſſen ſelbſt an die Stelle der theologiſchen Poſitivität zu ſetzen. Die Anhänger Hegel's richteten ſich zunächſt gegen den theologiſchen Dogmatismus und beſonders machte ſich hier die Kritik geltend, welche in ihrem Eifer freilich oft zu weit ging, aber doch das Gute brachte, daß man die baufälligen Stellen abtrug und durch beſſere und haltbarere zu erſetzen ſuchte. David Strauß aus Ludwigsburg hat hier mit ſeinem Leben Jeſu den Kampf begonnen und eine mächtige Aufregung im Lager der Theologie verurſacht, da er neue und ſchärfere Waffen führte, als man zuvor gewohnt war, und man, um ihn würdig zu bekämpfen, ihm auf das Gebiet der Philoſophie folgen mußte. Dieſen Kampf ſetzten dann die Halle'ſchen Jahrbücher von Ruge weiter fort und während Bruno Bauer gegen die Evangelien die Schärfe ſeiner Kritik richtete und zur Selbſtvergötterung des Menſchen kam, hat Ludwig Feuerbach in ſeinem Buche über das Weſen des Chriſtenthums ſich gegen daſſelbe ſelbſt gewendet, ohne jedoch damit überzeugen zu können. Gegen dieſe im Ganzen mehr deſtruktiven Beſtrebungen erhob ſich zunächſt die ſtreng orthodoxe Hengſtenbergiſche Evangeliſche Kirchenzeitung, die Berliner literariſche Zeitung und Neander mit ſeinem Leben Jeſu in zu großem Eifer, während Ullmann auf würdigere und wiſſenſchaftlichere Weiſe die Gegner in ihre Gränzen zurückwies, ohne die Berechtigung derſelben von vornherein zu beſtreiten, denn die geſunde Wiſſenſchaft darf ſich vor dem kritiſchen Meſſer der Philoſophie nicht ſcheuen. An dieſem Kampfe nahmen übrigens auch die katholiſchen Theologen Antheil und Kuhn in Tübingen ſetzte dem Strauß'ſchen Buche ein anderes Leben Jeſu entgegen, das freilich die Wiſſenſchaftlichkeit deſſelben nicht erreichte. Mit dieſem Streite hing auch die Bearbeitung der Dogmatik zuſammen, wofür Twesten, Wegſcheider und Bretſchneider von Seiten der Rationaliſten und

auch Strauß selbst Vieles leisteten, während Tholuck in Halle die spekulativ-mystische Richtung inne hielt und sich ihm die altlutherische Orthodoxie mehr oder weniger anschloß. Die orthodoxe Richtung ward vorzüglich von Harleß, Tholuck, J. P. Lange und Klaus Harms vertreten und es ist jedenfalls von hohem Nutzen gewesen, die reine Gemüthsseite gegen den nüchternen Verstand und die Kälte der philosophischen Kritik aufrecht zu erhalten. Für die Geschichte der Theologie wurde durch Gieseler in Göttingen das Meiste geleistet und sein Werk übertrifft alle früheren durch Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und ruhige Beleuchtung des Wesentlichen, während Hase in Jena den Stoff in anschaulicher Kürze und Uebersichtlichkeit darlegte, der auch sonst vortreffliche theologische Lehrbücher schrieb. Eine Kirchengeschichte Deutschlands lieferte Rettberg. Besonders der Mystik hat man sich mit großem Eifer zugewendet und während Ullmann, Engelhardt, Liebener, Martensen und C. Schmidt einzelne Monographien von hohem Werthe über hervorragende, hierher gehörige Persönlichkeiten schrieben, hat A. Helfferich ein eigenes Werk über die christliche Mystik geschrieben, Chr. Bauer in Tübingen sich der Dogmengeschichte zugewendet und Tholuck die orientalische Mystik zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Ueberhaupt zeigte sich im Gebiete der Theologie eine bedeutende Regsamkeit und dürfte sich dieselbe noch mehr steigern, da die Reibung der Geister hier täglich noch zunimmt und Alles darauf hindrängt, die aus einander gehenden Richtungen wieder auf einem höheren Standpunkt zu vereinigen.

295. Die Staatswissenschaften haben durch die Werke von Martens, von Fr. Murhardt fortgesetzt, Fr. Schmitthenner's zwölf Bücher vom Staat und das Staatslexikon von Rotteck und Welcker gediegene Bearbeitungen erhalten, obschon gerade das letztere Werk zu einseitig abgefaßt ist und mehr die Parteifarbe trägt. Durch den Zollverein sind endlich die Schriften von Nebenius, über den Zollverein, den Credit u. A., und List's nationales System der politischen Oekonomie erschienen, welche gründlich und geistreich die Finanzseite des Staats in die Betrachtung ziehen, und diesen reihen sich die zahlreichen statistischen Werke von Reden, Czörnig, Dieterici u. A. an, welche gleichsam einen mathematischen Barometer über das Steigen und Sinken des Staatswohls aufstellten und die gründlichsten Forschungen machten. Für die Geschichte wurde auch in der Gegenwart Bedeutendes geleistet und gesucht, sie auf immer größere Gründlichkeit zurückzuführen. Die Allgemeine Weltgeschichte von K. v. Rotteck war zwar schon in der vorigen Periode erschienen, erlangte aber erst in dieser durch den Auszug daraus ihre große Verbreitung. Bei recht schöner Sprache ist es doch ein Parteiwerk und die Wahrheit der Geschichte durch den Standpunkt des Verfassers vielfach beeinträchtigt. J. G. A. Wirth's Deutsche Geschichte ist nicht minder tendenzvoll und beruht durchaus nicht auf der nöthigen Quellenforschung. In

ſpeciellen Gebieten hat beſonders F. W. Barthold gründliche Arbeiten geliefert und auch größere Werke über die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, ſowie eine Geſchichte Pommerns und Rügens geſchrieben, welche zugleich eine lebendige und friſche Darſtellung haben. Nur trifft er nicht gerade die beſten Stoffe, wie ſein Buch über Caſanova's Memoiren beweist. Strobel zu Straßburg hat eine gründliche Geſchichte vom Elſaß geſchrieben, Joſ. Bader von Baden und Stälin von Württemberg; J. E. Kopp's Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde iſt ein durchaus treues und ſtreng kritiſches Gemälde, das die Sagenträumereien Anderer vernichtet, und ſonſt hat ſich auch Häuſſer durch ſeine Geſchichte der Pfalz einiges Verdienſt erworben, was gerade bei dieſem Stoffe um ſo ſchwieriger war. Von Tittmann haben wir eine Geſchichte Heinrich's des Erlauchten, von J. M. Müller eine Geſchichte Conrad's III., Gfrörer in Freiburg lieferte ein Werk über Guſtav Adolf, das aber nicht tief geht, und Aſchbach ſchrieb eine Geſchichte Kaiſer Sigmund's und der Grafen von Löwenſtein, läßt aber die katholiſche Tendenz zu ſehr vorwalten und iſt neuerdings ganz als deren Verfechter aufgetreten. W. Zimmermann's Geſchichte des Bauernkriegs beruht zwar auf gründlicher Forſchung, iſt aber zu enthuſiaſtiſch gehalten, wogegen Hagen's Werke über die Kulturzuſtände zur Zeit der Reformation und die neueſte Geſchichte ſehr gediegen und geiſtvoll ſind. Auch das Alterthum hat wieder gründliche Bearbeitungen erfahren, beſonders durch Göttling, Drumann und Kortüm, ſowie durch Schloſſer's Welthiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte des Alterthums. Außer Dahlmann's Geſchichte der engliſchen und franzöſiſchen Revolution ſchrieb Wachsmuth, der Verfaſſer der helleniſchen Alterthumskunde, ein höchſt gründliches Werk über die franzöſiſche Revolution, worüber ſich auch Niebuhr's Vorleſungen verbreiten. Die bedeutendſte Leiſtung iſt Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, der neben den gründlichſten Quellenſtudien und durchgreifender Gelehrſamkeit zugleich ein ſcharfes Urtheil beſitzt und ſich auf den ſittlichen Standpunkt ſtellt. Wäre ſeine Darſtellung beſſer und die Sprache nicht ſo locker und ungefeilt, ſo wäre Schloſſer Deutſchlands größter Hiſtoriker, aber ſelbſt die Bearbeitung ſeiner Werke zu einer ganzen Weltgeſchichte durch Kriegk kann dies nicht bewirken, da hier Schloſſer's Geiſt nur zu oft ganz verwiſcht iſt. Für die Kunſtgeſchichte ſind die Werke von Fr. Kugler, Schnaaſe, Quandt und Uechtritz von Bedeutung. Die Geſchichte der klaſſiſchen Literatur ward durch Schöll zuerſt begonnen und dann durch Bernhardy, Bähr, Bode und Ulrici würdig erweitert, gründlicher und geiſtvoller dargeſtellt, während Gräße's allgemeine Literärgeſchichte das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften umſpannt, aber zu ſehr der Kritik und Gründlichkeit entbehrt. Ein ausgezeichnetes Werk iſt die Geſchichte der deutſchen Dichtung von Gervinus, das hier zuerſt wieder Bahn brach, obſchon das Material nicht überall bemeiſtert iſt und es dem Werke namentlich an Klarheit fehlt. Letztere iſt beſon-

ders den Vilmar'schen Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur eigen, die ein freundliches Gemälde der Hauptleistungen unserer Literatur gewähren und von edler Gesinnung zeugen. Neben diesen reihen sich die literatur-historischen Werke von Rosenkranz, Prutz, Gelzer, Rötscher und Ad. Stahr an, ferner die Handbücher der deutschen Literaturgeschichte von Ettmüller, Koberstein und Wackernagel, welche nur von der Menge ihrer Citate erdrückt werden. Reiche Leistungen hat die deutsche Sprachforschung aufzuweisen durch Grimm und Lachmann, Graff, Maßmann, Schmeller, M. Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Wackernagel, K. A. Hahn, G. Waitz u. A.; man hat nicht nur die besten Blüthen unserer Poesie in Sammlungen vereinigt, sondern auch die Volkssagen gesammelt und Talvj (Therese von Jacob) eine geschichtliche Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen versucht, so daß die deutsche Wissenschaft sich mächtig vordrängte und überall sich in ihr ein reges Leben entfaltet. Daß bei diesen Bestrebungen auch die Naturwissenschaften nicht zurückblieben, läßt sich denken; wir haben an Schönlein, Fuchs, Pfeuffer, Langenbeck, Chelius, Stromeyer, Textor, Dieffenbach u. A. ausgezeichnete Aerzte und Chirurgen; Botanik und Geologie, Zoologie, Mathematik, Physik und Chemie und überhaupt alle Zweige dieser Wissenschaft werden eifrigst erforscht und bearbeitet und besonders Alles dem praktischen Leben genähert und mit ihm in Verkehr gesetzt. Dies kann auch nicht anders sein, denn je reicher die Literatur hierüber wird, desto mehr muß sie sich dem Volke zuwenden, und es entstand so eine Menge Journale, Zeitschriften und lexikalischer Werke, worin der Stoff ziemlich populär zurecht gelegt ist, über alle Wissenschaften und deren einzelne Theile, wie von Krug (Philosophie), Weiske (Rechtswissenschaft), R. Wagner (Physiologie), über Medizin, Physik, Geographie u. s. w., und endlich faßten das Gesammtgebiet alles Wissens zusammen die Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber und das Brockhaus'sche Conversationslexikon, denen sich zahlreiche andere — meistens jedoch blos von kenntnißlosen Schreibern zusammengeschmierte — Conversations- und Reallexika anreihten, unter welchen nur das Pierer'sche noch eine Ausnahme macht.

296. Fragen wir nun zum Schlusse, ob die deutsche Literatur ihren Zweck erfüllt und ob sie das erreicht habe, was ihr möglich war, so müssen wir freudig anerkennen, daß sie nie stille stand, daß sie immer auf's Neue kräftige Schosse, Knospen und Blüthen trieb und keine andere Literatur auf der Höhe steht, wie die unsrige. Nicht nur in den Wissenschaften sind wir die ersten Meister der Welt geworden, sondern auch unsere Poesie hat ein so frisches und gesundes kräftiges Leben, wie keine andere, und einige Ausartungen können hier nichts schaden, da der Kern gesund ist und immer wieder edle Keime hervortreibt. Die Gegenwart hat zwar nicht die glänzenden Geister aufzuweisen, wie sie im Wendepunkt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts lebten, wir besitzen

nicht so hervorragende Genies, wie damals, aber während die Kunst und Poesie ein Gemeingut der Nation wurde, so leben wir auch in einer Vorbereitungs- und Uebergangsperiode, aus der wieder ein neuer und wohl noch gewaltigerer Umschwung hervorgehen wird und der Weg zur Weltliteratur führt. Man wähnt gemeiniglich, daß unsere Literatur nicht eher wieder einen großartigen Anlauf nehmen werde, als bis die Einheit der Nation, ein Parlament und Anderes, was so vielfach angestrebt wurde und noch wird, erreicht sei. Allein Griechenlands Literatur hob sich mitten in der Zersplitterung seiner Staaten und unter der Herrschaft des Pericles, wo die Republik mehr eine scheinbare war, die Römer konnten es auch auf ihrer Welthöhe nicht zu großartigen Schöpfungen bringen, und Göthe und Schiller erhoben sich in einer Zeit, wo die politischen Zustände des deutschen Reichs morsch und baufällig waren und die Zersplitterung ihren höchsten Grad erreichte. Wohl verlangt das Gedeihen der Literatur ein rühriges und regsames Volksleben, wohl ist ihr günstig, wenn der Gemeinsinn erstarkt und Alles Antheil nimmt an der Fortbewegung der Kultur und des Volkswohls; aber nicht im Kriege und nicht im Streite und Gewühl der politischen Parteiung kann Wissenschaft, Kunst und Poesie gedeihen und ihre duftigen Blüthen erschließen, sondern sie bedürfen der Ruhe, des Friedens und warmer Pflege, denn wenn irgendwo Harmonie nothwendig ist, so ist es hier, weil blos unter ihrem Schutze gesunde Früchte gewonnen werden können. Der einzige Kampf, den sie lieben und der sie fördert, ist der Kampf der Geister, und dessen hatte Deutschland wohl nie Mangel. Ist doch keine Nation so kampfeslustig und wieder so geneigt, auch vom Gegner das Gute anzunehmen, wie die deutsche, wo Jahr aus Jahr ein die Geister auf- und abwogen in regsamem Eifer und Einer mit dem Andern ringt um die Palme des Siegs und des Ruhms. Am wenigsten bedürfen wir des nationalen Bands in festerer Staatenvereinigung; wir besitzen ja die schönste und wahrste Nationalität in der Einheit des deutschen Geistes, Gemüths und Lebens und dies hat überallhin Wissenschaft und Dichtung durchdrungen, dies drückt sich in allen Leistungen und Schöpfungen aus. Können wir auch größere Freiheit wünschen, als uns gegenwärtig zugemessen ist, können wir auch die Hoffnung aussprechen, man möge die Geister unbeengter walten und schalten lassen und mehr als bisher geschehen Wissenschaften und Poesie von Staatswegen schützen, ohne zu strenge Rücksicht auf etwaige politische Ansichten zu nehmen, so können und wollen wir die Gegenwart doch nicht mit so trübem Auge betrachten. Die Nation bedarf wieder Ruhe und Frieden, nachdem wir praktisch gesehen, daß nicht alle utopischen Träume sich so gerade verwirklichen lassen und sogar manches Gute noch nicht so zeitgemäß ist, daß es die Verhältnisse zu überwältigen vermag, und haben sich die hoch aufschwellenden Wogen der Parteileidenschaft wieder gelegt, so wird und so muß es besser und der Kampf der Geister ruhiger und edler ausgefochten werden, ohne Hast und in gegenseitigem Bestreben, nur das wahre

Wohl zu erzielen. Daß es aber beſſer wird, dafür haben wir die beſte Bürgſchaft in der Geſchichte, denn die Geſchichte trügt nicht. Wie auf die engliſche Revolution in Deutſchland der Kampf der Geiſter die Schlacken langer Verſumpfung niederwarf und den Boden zu beſſerer Saat und Erndte reinigte, wie nach der franzöſiſchen Revolution bei uns die großen Geiſter Göthe, Schiller, Kant, Fichte und Schelling die haltbaren neuen Ideen und den geläuterten Geiſt der Revolution herüber verpflanzten und damit unſere Kultur hoben, ſo wird auch bei uns der Kampf nur ein Kampf der Geiſter ſein und wir uns fern halten von jenen leidenſchaftlichen und blutigen Wirren, welche den Namen und den Ruhm einer Nation nimmermehr verherrlichen können. Eine Nation, welche in ſo ſchöner Folge Dichter wie Klopſtock, Leſſing und Herder, Göthe und Schiller aufzuweiſen hat, die Alle dahin ſtrebten, das Reich der Idee mit der Wirklichkeit zu vermählen, und ſo weit darin kamen, darf die ſichere Bürgſchaft in ſich tragen, daß das begonnene Werk auch vollendet und das angeſtrebte Ziel erreicht wird. Deſſen ſind wir feſt überzeugt, wenn wir rückwärts und vor uns ſehen, und wir erwarten nicht einen Rückſchritt der Literatur, nicht eine Hemmung durch äußere Verhältniſſe und das Vorwalten der Nützlichkeitstheorie, ſondern einen neuen und glänzenderen Frühling. Der Geiſt iſt einmal zu freier Herrſchaft gelangt, und wie er eindrang in alle Wiſſenſchaften und in alle Poren unſeres Lebens, ſo wird er auch die mächtigſten Schranken zu durchbrechen wiſſen, denn das Wort iſt todt und nur der Geiſt bringt Leben!

Register.

Abbt, Thomas, 295
Abenteuer, Buch der, 47
Abraham a Santa Clara 179
Abschatz 194
Adelung 506
Aeneas Sylvius 87
Aeneide v. Veldeke 32
Aesop 92
Agrikola 116
Aist, Dietmar v. 65
Alber 27
Alberich v. Besançon 31
Albert 140
Alberus, Erasmus 108, 109
Albrecht v. Halberstadt 33
Albrecht 589
Alexander v. Seyfried 77
Alexander 31, 32 u. 86
Alexis, Wil. 608
Alexius, hl. 30.
Allegorien 81, 83.
Alliteration 5, 11, 13
Alpharts Tod 55
Althochdeutsche Zeit 9—19
Altswert 84
Alveradens Eselin 17
Alxinger 359
Amadis 87, 173
Ambrosianische Hymnen 10
Ameisen- und Mückenkrieg 100
Amis 59
Ammenhusen, Konr. v. 74
Ammon 485
Ammonius Evangelienharmonie 16
Amthor 192
Amur, Gott, 84
Ancillon 588
Andreä, Val. 166
Anegenge 27, 71
Anhalt, Herzoge 122
Anhalt, Heinrich I. 65
Ankunft des Antichrist 71
Annolied 28
Ansegisus 16
Antichrist 27, 71
Apel 560
Apollonius v. Tyrland 39, 77
Apollonius v. Tyrus 85
Archenholz 490
Arentschild 606
Aristoteles 18
Armer Hartmann 71
Armer Heinrich 29
Arminius 5
Arndt, J., 210, 212
Arndt 539
Arnim, Achim v., 555
Arnim, Bettina v., 557
Arnold, Gottf. 208, 213
Arnold 444
Arthus 40, 41, 86
Aschbach 618
Aschersleben, Pfaffenfeind v., 80
Assig 194
Assing 606
Ast 571
Athis u. Prophilias 38
Attila 6
Aue, Hartm. v., 28, 41, 66, 73
Auerbach, Berth. 610
Auffenberg, v. 613
Ava's Leben Jesu 27
Aventinus 115
Aventiure, Krone der 42
Aventuriersromane 178
Ayrer 111

Baader, Franz v., 578
Babo 451
Bachmann 615
Backhaus 144
Badefahrt 100
Bader, Jos. 618
Baehr, K., 580
Baehr, Chr. 613
Baggesen 442
Bahrdt 312, 466
Balde 163
Bamberg, Egen von, 84
Bardhi 5
Bardili 482
Bardit 5
Barlaam u. Josaphat 29
Barthold 618
Basedow 311
Bauer, Bruno 616
Bauer, Chr. 617
Bauernfeld 614
Baumann, Nicol., 35
Beccau 206
Bechstein 606, 609
Beck 601
Becker, K. Fr., 581
Beer, Michael 613
Beheim 81
Beicht 10
Beichtkatechisation 18

Belaflor 39
Belani 609
Bellinghauſen 110, 111
Benediktinerregel 10
Benedix 614
Beneke 581
Benzel-Sternau 479
Beowulf 9
Berlichingen, Götz v., 115
Bern, Dietrich v., 51
Berne, Buoch von, 56
Bernhardi 521
Bernhardy 618
Berthold, Biſchof 116
Berthold v. Herbolzheim 32
Beſançon, Albert v., 31
Beſcheidenheit, Freidank's 71
Beſeler 589
Beſſel, 573
Beſſer, v., 198
Bianceffora, Florio u., 87
Bibliſche Geſchichte 27
Birken, S. v., 155, 208
Birch-Pfeiffer 614
Biterolf 32, 56
Blaarer, Ambroſ. 108
Blancheflur 34
Blicker von Steinach 33, 58
Blumauer 446
Blumenbach 502
Blumenhagen 609
Blumenorden 153
Blumenthal, Daniel v., 43
Boccaz 87, 114
Bode 618
Bodmer 226
Boeckh, A., 580
Boehme, Jakob, 212
Boehmer 589
Börne 593
Boethius 18
Boettiger 501
Bohſe 176
Boie 334
Boiſſerée, S., 585
Bonerius 73
Bopp, 581
Botenlauben, G. v., 65
Bouterweck 462, 482
Brachmann 447
Bradanus Reiſen 78, 86
Brandes, Schauſpieler 466
Brandes, Prof. 616
Brandes 488
Braniß 616
Brant, Sebaſt., 97
Braunſchweig, Ant. Ulr. v., 175
Braunſchweig, Reinfried v., 39, 77
Braunſchweig, Heinr. v., 85
Braunſchweig, Julius v., 111
Braunſchweiger Chronik 60
Brawe, v., 297
Brehme 146
Breitinger 227
Bremer Beiträge 233
Brentano, Cl., 556
Breitſchneider 485
Breydenbach, Bernh. v., 86
Brockes 206
Bronikowski
Bronn 574
Bronner 252
Brückner 345
Brun, Friedrike 417
Bube 606
Buch, Leop. v. 573
Buch der Abenteuer 47
Buch der Liebe 87
Buchholz 167, 175
Buchner 135
Buchſtabenſchrift 6
Büchner 613
Bühel, Hans v., 39, 59
Bünau, H. v., 208
Bürger 334
Büſching 581
Buhle 483
Buoch von Berne 56
Burdach 573
Butſchky 212
Buttmann 500, 580

Camillus 87
Campe 313
Canitz, v., 197
Carus 573
Celander 177
Chalybäus 616
Chamiſſo, A. v., 566
Charitas u. Theag. 87
Cbelius 619
Chemnitzius 208
Chriſtian der Küchenmeiſter 75
Chriſti Leiden 95
Chriſtus u. d. Samarit. 15
Claudius 345
Clauren 562
Claus Wiſſe 47
Clies 43
Cloſener 114
Cober 210
Colin, Phil., 47
Collin, H. J. v. 560
Collin, M. v., 560
Conz 445
Corvinus 192
Cramer, J. A. 254
Cramer, K. F. 345
Cramer, K. G. 458
Crane 38
Crauer 451
Creizenach 606
Creuz 220
Creuzer 579
Crigenger, Joh. 110
Cronegk, v. 297
Cruſius 286
Cymon v. Cypern 87
Czörnig 617

Dach, Simon, 140, 167
Dahlmann 584, 588
Daniel v. Blumenthal 43
Darifant 38
Daul 576
David 74
Decius, Nic. 108
Dedekind 110, 113, 188
Deeg 606
Demantin 38
Denaiſius 114
Denis 262
Deutſch 13
Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft 151
Deutſchordenschronik 61
De Wette 576
Dieffenbach 619
Dieterici 617

Dietleib 56
Dietrich von Bern 54
Dietrich's Drachenkämpfe 55
Dilherr 156
Dingelstedt 604
Diocletianus 59
Dithmarsen'sche Chronik 80
Docen 581
Döllinger 573
Döring 609
Dohm 369
Doro 84
Dorothea 95
Drama, Anfänge des, 94, 110
Dreves 606
Drobisch 615
Drollinger 216
Droste-Hülshoff, v. 604
Drumann 618
Duller 601
Dürer, Albrecht 116
Düringsfeld 610
Dürn, Reinbot v., 30
Dusch 220, 461

Eber, Paul, 108
Eberhard, J. A., 283
Ebert, J. A., 234
Ebert, Egon 601
Ebasis 17
Ecke 55
Eckehard IV. v. St. Gallen 15
Eckhard 75, 192
Ecko von Repgow 75
Edelmann 286
Edelstein, Boner's 73
Egen v. Bamberg 84
Egge 55
Ehezuchtbüchlein 112
Ehrenberg 573
Ehrenreden 79
Eichendorff 576
Eichhorn 485, 489, 589
Eilhard v. Oberge 41, 47
Einsiedel, vom, 81
Eist, (Aist) 65
Elende Knabe, der, 84
Elisabeth, Leben der hl., 78
Elmendorf, Werner v., 71
Elsaßer Chronik 114
Emilie, Camillus u. 187
Ems, Rud. v., 29, 32, 33, 39, 61
Engel, 283, 451, 462
Engelhard 31
Engelhardt 617
Enikel, Joh., 61
Ennemoser 574
Erdmann 616
Erec 41
Erfurter Judeneid 75
Ermann 573
Ernst, Herzog 37
Ernst, Schimpf u., 93
Ersch 619
Eschenbach, Ulrich v. 32
Eschenbach, Wolfram v., 10, 34, 44, 66
Eschenmayer 570, 574
Eselskönig 100
Esenbeck, Nees v., 574
Etterlin 114
Ettmüller 619
Eulenspiegel 93
Eulenspiegel, Fischart's, 112
Eurhalus 87
Eustachius, hl., 29
Evangelienharmonie 7
Eyb, Albr. v., 87, 97, 116
Eyring, Eucharus, 109
Ezzo's Lied v. d. W. 19

Falk 447
Fastnachtsspiel 81
Faust, Volksbuch 93
Fechner 479
Feder 283
Feind 206
Felsenburg, Insel, 178
Fernow 501
Ferrand 606
Feuerbach, v., 505
Feuerbach, Ludwig 616
Fichte, J. G. 510
Fichte, J. J. 615
Fierabras 86
Finkelthaus 146
Finkenritter 94
Fischart 99, 112, 116
Fischer 615
Fleck, Conr. 34, 43
Fleigertüchlein 84
Flemming 137
Flohhatz 99
Flore u. Blancheflur 34
Florio u. Bianchi 87
Folz 97
Forster G. A. 495
Forster, K. 606
Fortunatus 87
Fouque 551
Francke, Johann 147, 168
Frank, A. H., 210, 217
Frank, Sebast., 115, 116
Frank, Peter 503
Frankenau, v., 108
Frankenstein, J. v., 27
Frankfurter, Philipp, 59
Frankreich, König von, 39
Frankreich, Königstochter v. 78
Franz 610
Frauenbronnen 80
Frauenbuch 72
Frauendienst 60
Frauenlob, 65, 68
Frau Jutten 95
Freiberg, Heinrich v., 27, 48
Freidank 71
Freienthal, Reinhold v., 139
Freiligrath 604
Frick 610
Friedland v. Trotzendorf 126
Fries 482
Frischlin 110
Frisius 208
Fritzlar, Herbort v., 33
Fröhlich 603
Frommherz 574
Fromund v. Tegernsee 17
Froschmäusler 99
Fruchtbringende Gesellschaft 122
Fuchs 619
Fuchs, Reinhart, 35
Fuchs, Joh. Chr., 100
Fuchs, Paul v., 210
Fuchs, Gottlieb, 234
Fürstenbuch v. Oesterreich 61
Füßesbronnen, K. v. 27
Fuldaer Klosterschule 12
Furterer, Ulr. 47, 77
Futterer, Ulrich 47, 77

Gabler 615
Gabrilo u. Reinhart 87
Gärtner 233
Gäuchmatt 100
Gall, L. v. 610
Galmy, Ritter 87
Gamersfelder, H. 108
Gandersheimer Chronik 60
Gans 589
Gansfönig 99
Gariel 43
Gartener, W. der 60
Gartengeſellſchaft 112
Garve 282
Gaſt, welſcher 71
Gatterer 288
Gaudy 605, 610
Gauriel v. Muntafel 43
Gaus 573
Gehe 564
Gehörnter Siegfried 54
Geibel 605
Geiler v. Kaiſersberg 98, 116
Gellert 236
Gelzer 619
Gemmingen, Eb. v. 255
Gemmingen, O. v. 452
Genovefa 87
Gentz 587
Georg, hl. 30
Gerhard 168
Gerhard 585
Gerhard, Guter 30
Gericht, jüngſtes 71
Germanen 4
Gerſtenberg 262
Gervinus 618
Geſenius 581
Geßner 252
Geſten der Römer 114
Gewerk 89
Gfrörer 618
Gieſeler 617
Giſebrecht 606
Giſeke 234
Gläſer 144
Glaubitz 177.
Gleim 263
Glichezäre, H. 35
Gloſſen 10
Glückhaftes Schiff 112
Gmelin 573
Gnomendichter 69
Goecking 266
Gödeke 506
Görres 586
Göthe 371—409, 503
Göttinger Dichterbund 351
Göttling 618
Götz 256
Goldemar 55
Goldene Schmiede 72
Gothen 6
Gothiſcher Kalender 7
Gothiſche Urkunden 7
Gottfried v. Hohenlohe 43
Gottfried v. Straßburg 47, 66
Gotthelf 610
Gottſched 223
Grabbe 612
Gräff 110
Gräße 618
Grafenberg 42
Graff 619
Graf Rudolf 38
Gralſage 43
Graſerin 84
Grave Meie 39
Grefflinger 149
Gregor auf v. Stein 28
Greifenſon 172
Greiffenberg 153
Greſten, Walram v. 65
Griechiſch-römiſche Erzählungen 31
Griesbach 485
Grillparzer 535
Grimm, Jacob 581, 616
Grimm, Wilhelm 581, 619
Grimmelshauſen 172, 175
Griſeldis 86
Grob 139
Grobianus 113
Grolmann, v. 505
Groos 573
Gruber 619
Grübel 443
Grün, Anaſt. 601
Grüneiſen 606
Grumelkrut 39, 77
Gruppe 606
Gryphius, Andreas 162, 167, 183
Gryphius, Chriſtian 194
Gudrun 57
Gueintz 135
Günderode 447
Günther, Chr. 200
Günther 578
Guiscard 86
Gundling, v. 210
Gute Frau 34
Guter Gerhard 30
Gutzkow 599

Hadamar von Laber 83
Hadloub 67
Häberlin 609
Häring 608
Häzlerin, Clara 82
Hagdorn 177
Hagedorn, Friedr. v. 222
Hagen, Gottfr. 60
Hagen, von der 581
Hagen 618
Hagenau 66
Hahn, Fr. 345
Hahn, L. Ph. 349
Hahn, K. A. 619
Hahn-Hahn, Ida Gräfin 610
Hahn und Fuchs 17
Halberſtadt, Albrecht v. 33
Halb Suter 80
Halem, v. 446
Haller, A. v. 218
Haller, K. L. v. 588
Hallmann 187
Halm, Fr. 614
Hamann 320
Hammer, Joſ. v. 580
Hanke 203, 610
Hans der Büheler 39
Hans Sachs 103, 111
Happel 177
Hardenberg, Fr. v. 530
Harfe 5
Harleß 617
Harms, Klaus 617
Harsdorffer 155, 213
Hartenſtein 615

Hartlieb 86
Hartmann v. Aue 28, 41, 71
Hartmann, von des Todes Erinnerung 71
Hartmann, Moritz 602
Haſe 617
Hauff 562
Haugwitz 187
Hauſen, Friedr. v. 65
Haymonskinder 86
Hebbel 606, 613
Hebel 443
Heeren 489, 584
Heermann 108, 126, 166
Hegel 592
Hegewiſch 490
Hegner, Ulr. 479
Heidin 39
Heiligenleben 114
Heiligenlegenden 28
Heine, Heinrich 593
Heinrich, der Arme 29
Heinrich der Teichner 78
Heinrich Glichezäre 35
Heinrich v. Nördlingen 116
Heinrich v. Veldeke 32
Heinrich 490
Heinroth 573
Heinſe 357
Heinſius 581
Heinzelin v. Konſtanz 84
Helbling, Seifr. 72, 28
Heldenbuch 77
Heldenſage 9, 49
Helfferich 617
Heliand 14
Helmbold, L. 108
Helmbrecht, Maier 60
Helmhard v. Hohenberg 139
Helwig, A. v. 447
Hemmingſtede 80
Henſchius 123
Henke 485
Henrici 190, 192
Heraclius 38
Heräus 199
Herbart 482
Herbolzheim, Berth. v. 32
Herbort v. Fritzlar 33
Herwegh, G. 603
Herzmähre 60
Herzog Ernſt 37
Herzog Herpin 86
Heun, Karl 562
Heyde, Schwabe v. d. 121
Heyden, v. d. 610, 611
Heyne 314
Heyſe 581
Hildebrandt 502
Hildebrandslied 11, 50, 77
Hildegunde, Walther u. 54
Hinrichs 615
Hippel 467
Hirt, Aloys 585
Hirz 606
Hölderlin 512
Hölty 343
Hoffmann, Fr. 573
Hoffmann v. Fallersleben 604 619
Hoffmannswaldau 181
Hofmann, E. Th. 554
Hohenberg 139
Hohenfels, Burkart v. 66, 68
Hohen Lieds Erklärung 18
Hohenlohe, Gottfried v. 43
Hohenſtaufen 20
Holbein 614
Holle, Berthold v. 38
Holtey 614
Homburg 147
Horder 81
Hormayer, v. 584
Horn, Fr. 560
Houwald, v. 535
Hoyers 153
Hrabanus Maurus 12
Hroſuith 17
Huber, J. L. 255
Hürnen Sifrit 54
Hufeland 503
Hugo 505
Hug-Dietrich 40
Hugo von Langenſtein 31
Hug Schapler 86
Humboldt, Alexander 572, 573
Humboldt, Wilhelm v. 499
Hunold 177, 189, 204
Hutten, Ulrich v. 101

Jacob, Th. v. 619
Jacobi, F. H. 364
Jacobi, J. G. 267
Jagd des Hadamar 83
Jahn 587
Jakob 589
Jakobs 585
Jckelſamer 116
Jean Paul 472—479
Jeroſchin, Nic. v. 61
Jeruſalem 287
Iffland 452
Immermann 611. 612
Interlinearverſionen 10, 16
Johannes, Prieſter 38
Johann v. Frankenſtein 27
Johann der Schreiber 39
Johann von Forſt 77
Jonas, Juſtus 108
Joſaphat, Barlaam u. 29
Irmino 5
Iſelin 282
Iſengrines Not 35
Iſidorus 10, 18
Jüngſtes Gericht 71
Junges Deutſchland 598
Jung-Stilling 355
Juſte, Frau 95
Iwein 42

Käſtner 222, 332
Kahlert 606
Kaiſerchronik 32
Kaiſersberg, Geiler v. 98, 116
Kaldenbach 139
Kalenberg, Pfaff v. 58
Kaltenbuch 84
Kanne 579
Kant 480.
Kantzow 115
Karl der Große 12

Karlmainet 34
Karolingiſche Sage 33
Karls Streit 86
Karſch 260
Kaſpar v. der Roen 55
Katechismus 9
Kemenaten, Alb. v. 55
Kemnet, Mathis v. 84
Keppenſen 80
Kerner, Juſtinus 547, 574
Keroniſche Gloſſen 10
Kielmayer 502
Kieſer 573, 574
Kindermann 180
Kinkel, Gottf. 604
Kirchberg, E. v. 80
Klage 53
Klage Mariä 95
Klaj 155, 184
Klaproth 607
Kleiſt, Chr. Ev. 259
Kleiſt, Heinr. v. 558
Kletke 606
Klingemann 564
Klinger 350
Klopſtock 242—250
Klotz 256
Klüber 588
Kluge 574
Knabe, der elende 84
Knapp 606
Knebel 417
Knigge 469
Knorr v. Roſenroth 165, 182
Kobbe 610
Koberſtein 619
Kölner Chronik 60
König, J. U. v. 198, 209
König, Heinr. 610
Königsdorf 210
Königshofen 114
Königstochter von Frankreich 78
Köppen 588
Körner, Theodor 538
Köſter, J. J. 208
Komödie 96
Konrad, Rolandslied 34
Konrad v. Füßesbrunnen 27
Konrad v. Würzburg 30, 33 56, 60, 73.
Konſtanz, Heinzelin v. 84
Kopiſch 605
Kopp 618
Kortüm 618
Koſegarten 442
Kotzebue, v. 454
Kraus 589
Krauſe 570
Kretſchmann 262
Kreuzzüge 36
Kriſt, Otfried's 14
Krolewitz, H. 72
Krone der Aventiure 42
Krofigk 122
Krug 482, 619
Kuefſtein 140
Kühne, Guſtav 600
Kürnberg 65
Kugler 618
Kuh 260
Kuhlmann 166
Kuhn 616
Kulmus 221
Kulemann 606
Kurtz 606
Kyrie eleiſon 15

Laber, Hadamar v. 83
Lachmann 581, 619
Längefeld 451
Lafontaine 463
Lalenbuch 94
Lambert 282
Lamey 606
Lamprecht, Bruder 73
Lamprecht's Alexander 32
Landrecht 75
Langbein 446
Lange 256
Lange, J. P. 617
Langenbeck 619
Langenſtein, Hugo v. 31
Lanzelot 41, 86
La Roche 461
Laßberg, J. v. 581
Laſſen 581
Laſſenius 210
Lateiniſche Schrift 10
Laube, H. 598, 614
Lauremberg, J. W. 162
Lauremberg, Peter 143
Laurin 56
Lavater 361
Lech, Berthold 74
Legende 27
Lehmann 208
Leibnitz 212
Leich 10, 15
Leiden Chriſti 95
Leiſewitz 347
Lenau 600
Lenz 349
Leo, H. 584
Leonhard, K. E. 573
Leſſing 222, 298—307
Letzte Dinge 27
Leu, Peter 92
Lewald, A. 610
Lewald, Fanny 610
Lichtenberg 468
Lichtenſtein 573
Lichtwer 222, 239
Liebe, Buch der 87
Liebener 617
Liebig 573
Liechtenſtein 44, 60, 68, 72, 75
Liederbuch der E. Hätzlerin 82
Liedſtäbe 12
Lilienberg 140
Liutwins, Adam und Eva 27
Limburg, Marg. v. 78
Limburg, Kinder von 39
Limburger Chronik 114
Link 573
Liscow 229
Liſt 617
Littrow 573
Liudari 10
Livländiſche Chronik 61
Lobeck 580
Lobwaſſer 108
Loder 502
Löber 160
Löwenhalt, Römpler v. 137
Logau 160
Lohengrin 46
Lohenſtein 176, 186
Lother und Maller 86
Lotz 589
Lotze 615

Lucidarius 78
Lucretia 87
Luden 583
Ludwig, Landgraf v. Thür. 77
Ludwigslied 15
Lütkenmann 210
Lund 144
Luther 102, 106

Mädchenlieder 10
Märe v. Mantel 43
Mahlmann 446
Maide, Buch der 73
Maier 450
Mair, Hans 85
Malagis 77
Malbergische Glosse 8
Maller und Lother 86
Mandeville 86
Mannus 5
Manso 490
Mantel, Marie vom 43
Manuel, Nic. 102, 107
Marbach 616
Marcianus Capella 18
Marezoll 485
Marggraf, H. 614
Marheinecke 577
Mariä Klage 95
Mariä Leben 28
Markolf, Salomo u. 92
Marner, 70
Martens 617
Martensen 617
Martina, Marter der 31
Mascou 208
Maßmann 619
Mastalier 262
Matthesius 116
Matthisson 439
Matzerath 606
Mauritius 110
Max, Kaiser 85
Mayer, Karl 603
Meckel 577
Meie u. Belaflor 39
Meier Helmbrecht's 60
Meinauer Naturlehre 75
Meissen, Heinr. III. v. 65, 68
Meißner, der ältere 69
Meißner, J. G. 395
Meister, sieben Weise 57
Meistergesang 88
Melissus 114, 177
Melusine 87
Mencke 193
Mendelssohn 294
Menzel, K. A. 583
Menzel, Wolfg. 585, 606
Merck 317
Mercau 447
Merigarto 19
Mesmer 574
Meyer 501
Meyern 479
Michaelis, Joh. B. 265
Michaelis, J. D. 287
Michelet 615
Micrälius 208
Miller 343
Minne und Pfennig 84
Minneburg 84
Minnelehre, von der 84
Minnesänger 62
Mises 479
Mitscherlich 573
Mittelhochdeutsche Zeit 19 u. ff.
Mittermaier 589
Möller 153
Mörike 603
Möser, Justus 308
Mohrin, die 84
Mone 581
Montalban, R. 77
Montfort, Hugo v. 82
Morhof 191
Moritz 468, 501
Morolt, Salomo u. 36
Morungen, Hans v. 66
Moscherosch 170
Mosen, Julius 605, 609
Moser, J. J. v. 254
Moser, F. K. v. 255, 307
Mosheim 286
Mügge, Th. 610
Müglin, H. v. 73
Mühlbach 610
Mühlpfort 187
Müller, Adam 520
Müller, Friedr. (Maler) 354
Müller, Heinr. 210
Müller, Joh. v. 492
Müller, Johannes 573
Müller, Joh. Gottwerth 466
Müller, J. M. 618
Müller Niklas 606
Müller, Karl Ottfr. 580, 585
Müller, Wilhelm 567
Müllner 534
Münch-Bellinghausen (Halm) 614
Münster 115
Mundt, Th. 599, 609
Muntavel, Gauriel v. 43
Murhardt 617
Murner, Th. 100
Musäus 459
Muscatblut 83
Muspilli 13
Mylius 232
Mysterien 95, 96

Näfels, Schlacht bei 80
Namelos, Bal. u. 77, 86
Naogeorg, Th. 110
Narrenbeschwörung 100
Narrenschiff, Brant's 98
Nasse, 573, 574
Nathusius 306
Naubert 459
Naumann 251
Neander, Chr. Fr. 217, 254
Neander 577, 616
Nebenius 617
Nees von Esenbeck 574
Nestroy 614
Neubeck 444
Neuber 232, 296
Neuenstadt, H. v. 39, 73, 77
Neuffen 65, 66
Neukirch 195
Neumann 521
Neumark 147, 167
Neumeister 193
Nibelungenlied 50
Nicolai, Phil. 108
Nicolai 292
Nicolaus v. Straßburg 115
Nicolay, v. 359
Niebuhr 583, 618

Niederdeutsche Mundart 8
Niemeyer 485
Nifen 65, 66
Nindorf, E. v. 610
Nithard 65, 67
Notker Labeo 18
Novalis 530
Nydhard 97.

Oberdeutsche Mundart 8
Oberge, Eilhard v. 4
Oberrheinische Chronik 114
Obersächsische Mundart 24
Oehlenschläger 443, 564
Oesterreich, Wilhelm v. 39, 86
Ogier 77
Oken 572
Oktavianus 87
Olearius 209
Olbers 573
Olivier 86
Omeis 156
Oper 188
Opitz 127—134, 181
Oranse, Wilh. v. 34
Orendel 36
Orlens, W. v. 30
Ortnit 39
Osterspiel 95
Oswald, hl. 28
Otfried's Krist 14
Otnit 39
Otte 606
Otto 38
Otto mit dem Bart 59
Otto v. Passau 116
Ottokar 61
Overbeck 439
Ovid 33

Paalzow, Henriette v. 609
Pallidor 177
Panofka 585
Pantaleon 31
Parcival 44
Passavant 574, 585
Passionale 31
Passionsspiel 95
Pauli, Brüder 93
Paulus 485
Pegnitzschäfer 153
Pertz 589
Pestalozzi 313
Petrus, Gebet zum heil. 15
Peucker 140
Pfaff vom Kalenberg 59
Pfaff 573, 574
Pfaffenfeind 80
Pfarrius 606
Pfeffel 239
Pfeuffer 619
Pfinzing 85
Pfister 584
Pfizer, Gustav 603
Pfizer, Paul 603
Philipp, Bruder 28
Philippi 231
Pichler 609
Pietsch 199
Pilatus 28
Pilgerfahrt zum Gericht der Minne 84
Planck 486
Platen 597
Pleier 43
Pölitz 588
Pontus u. Sidonia 86
Posselt 493
Postel 189, 204
Predigten 9, 18, 74
Priester u. Wolf 17
Prophilias 38
Prosa, gothische 7
Prutz 605, 614, 619
Psalmen 18
Puchta 589
Pückler-Muskau 609
Pütter 288
Pyra 256
Pyrker 602

Quad von Kinkelbach 209
Quandt 618

Rabener 234
Rabenschlacht 155
Rachel 162
Räthsel 17
Räthsellieder 5
Raimund 614
Ramler 258
Rank 610
Ranke 584
Ratpert 15
Rau 589
Rau, Heinr. 609
Raumer, Fr. v. 583
Raupach 613
Raynald 86
Rebhun 110
Recke, Elise v. d. 447
Rede 83
Reden, v. 617
Redwitz, O. v. 605
Regenbogen, B. 70
Regensburg, Lampr. v. 73
Rehfues, P. J. v. 609
Rehm 584
Reiff 615
Reil 503
Reimarus 282
Reime 13
Reimprosa 19
Reinbot von Dürn 30
Reinecke Fuchs 35, 99
Reinfried v. Braunschw. 39, 77
Reinhard 485
Reinhard Fuchs 35, 99
Reinhard, Gabriotto u. 87
Reinhold 482, 609, 616
Reinhold von Montalban 77
Reinick 606
Reinmann 615
Reinmar v. A. 66
Reinmar v. Zweter 69
Reisig 580
Reißner, Adam 108
Rellstab 608
Renner 72
Repgow, Eko v. 75
Retberg 617
Rheinau, Walther v. 28
Richey 206
Richter (Jean Paul) 472—79
Riemer, J. 163, 180
Rinckart 166
Ringwaldt, B. 108
Riß 144, 167
Ritter, Heinr. 616

Ritter, Karl 572
Ritterbücher 85
Rixner 571
Roberthin 140
Robinſon 177
Roche, Sophie La 461
Rode 580
Römiſch-griech. Erzähl. 31
Römpler von Löwenhalt 137
Roen, Kaſpar v. d. 55, 77
Röſchlaub 573
Roetſcher 619
Rogge 606
Rollenhagen 99
Rollwagen 112
Romaniſche Elemente 8
Romanus 297
Rommel 584
Roquette, Otto 606
Roſe 573
Roſengarten 50, 55
Roſenkranz 615
Roſenplüt 81, 96
Roſenroth, Knorr v. 165, 182
Roſt 177, 232
Roswitha 17
Roth, Johannes 78
Rothe (Thüring. Chron.) 114
Rother 34, 36
Rotteck, K. v. 617
Rudolf von Ems, ſ. Ems
Rudolf, Graf 38
Rudolphi, Karoline 447
Rückert 595
Rühs 583
Rumeland 65, 70
Rumohr 585
Runde 589
Runen 10
Ruodlieb 16
Ruther 36

Sachs, ſ. Hans Sachs
Sachſen, Amalie v. 614
Sachſenchronik 75
Sachſenheim, H. v. 84
Sachſenſpiegel 75
Sachſen-Weimar, Herzoge 122
Sängerkrieg auf der Wartburg 69
Sailer 484
Salis, v. 440
Sallet, v. 605
Salomon u. Markolf 92, 36
Salzmann 313
Sanct Gallen 18
Sanct Gallus 15
Sanct Georg 15
Sandrup, Laz. 109
Sartorius, J. 126
Sartorius 489
Savigny 588
Scävola 610
Scaliger, J. C. 121
Schabab 84
Schachzabelbuch 74
Schäfer 584
Schalling, M. 108
Scharfenberg, Albr. v. 46
Schede, Paul 114
Schefer, Leop. 559
Scheffler 165
Schelling 511
Schelmenzunft 100
Schelmufsky 173
Schelver 573
Schenkendorf, v. 540
Scherffner 140
Schernberg 95
Schilcher, G. 84
Schildberger 86
Schildritter 94
Schiller 409—438
Schilling, Guſtav 463
Schilling's Chronik 114
Schimpf u. Ernſt 93
Schionatulander 46
Schirmer 147
Schlachtenlieder 5
Schlegel, Joh. Adolph 254
Schlegel, Joh. Heinr. 296
Schlegel, Joh. Elias 222, 296
Schlegel, Fr. v. 516
Schlegel, A. W. 515, 581
Schleiermacher 575
Schlenkert 459
Schlözer 367
Schloſſer, Joh. G. 313
Schloſſer, J. L. 452
Schloſſer 618
Schmähreden 5
Schmeller 619
Schmid, C. Arnold 233
Schmidt, J. Fr. 252
Schmidt, Klamer 265
Schmidt von Lübeck 446
Schmidt, M. Jg. 490
Schmidt, C. 617
Schmiede, goldene 73
Schmitthenner 617
Schmolck 217
Schnaaſe 618
Schnabel 178
Schnepperer, der 81
Schnetzler 606
Schneuber 139
Schoell 618
Schönaich, v. 251
Schönlein 619
Schöpfung, von der 19
Schondoch 39, 84
Schopenhauer, Arthur 570
Schopenhauer, Johanna 610
Schorn 585
Schottel 135, 144
Schreiber, der 39
Schröder 452
Schröter 573
Schubart 318
Schubert, v. 570, 573
Schücking 606
Schütz, W. v. 558
Schulz, Chr. F. 462
Schulze, Ernſt 552
Schulze, G. E. 482
Schummel 466
Schupp 179, 210, 212
Schwab, Guſtav 516
Schwabe, v. d. Heyde 121
Schwabe, J. J. 232
Schwaben, Friedr. v. 56, 78
Schwabenſpiegel 75
Schwäbiſche Mundart 24
Schwartz 153
Schweinichen 115, 171
Schweinitz 167
Schwieger 149, 188
Scof 10
Scriver 212
Sculletus 140

Seckendorf, v. 210
Seeger 606
Seidl, G. 691
Selnecker, Nic. 108
Semler 287
Sempach, Lieder auf d. Schlacht bei, 79
Seume 439
Seyfried's Alexander 77
Sibyllen's Weissagungen 27
Sidonia, Pontus u. 86
Sieben weise Meister 57
Siegfried, gehörnter 54
Siegfried's Hochzeit 54
Sievers 230
Sifrit, Hürnen 54
Sigenot 55
Sigfried, s. Siegfried
Sigwart 616
Silesius 165
Simler 139
Simplicissimus 172
Simrock 603
Sintenis 463
Sirnum 10
Smels 606
Soden, J. v. 589
Sömmering 503
Soest, Johann v. 39, 77
Solger 521
Sonnenberg 446
Sonnenburg, Fr. v. 70
Sonnenfels 317
Sonntag 346
Spalding 281, 286
Spangenberg, Wolfh. 99, 110
Spee 164
Spener, 210, 212
Spengler, Lazar. 108
Spervogel 66
Spiegel der Tugend 87
Spieß 458
Spindler, Karl 608, 610
Spitta 606
Spittler 486, 489
Spottgesänge 10
Sprache 24
Sprachstämme 8
Sprickmann 451
Springinsfeld 173
Sprotten, P. v. 108
Staatslexikon 617
Stadtrechte 75
Stackelberg, v. 585
Stägemann 540
Stälin 617
Stahl 588
Stahr, Ad. 619
Starke, G. W. C. 462
Starklof 609
Staufen, Fr. v. 60
Steffens 563, 570
Steigentesch 463
Steinach, Blicker v. 33, 58
Steinhövel 87, 92
Steinmar 67
Stenzel 584
Sternberg, Graf K. v. 503
Sternberg, A. v. Ungern- 610
Stieglitz 574, 604
Stifter, Ad. 610
Stöber 603
Stoffel, Konrad v. 43
Stolberg, Friedr. v. 340
Stolberg, Christ. v. 340
Stoll 503
Stoppe 203
Storch 609
Straßburg, Gottfried v. 47, 66
Straßburger Chronik 114
Strauß, G. F. A. 577
Strauß, David 616
Strauß, Vict. 606
Streit von Regensburg 86
Stricker 34, 43, 59, 73
Striger 110
Strobel 618
Stromeyer 619
Strophe 13
Struve 573
Stubenberg 140
Stuhr 580
Sturz 308
Suchensinn 84
Suchenwirth 79
Suso 116
Suter, Halb- 80
Sylvester, hl. 30
Sylvius, Aeneas 87
Syon, Tochter von 73
Tabulatur 89
Tacitus 4
Talvj 619
Tandarios 43
Tanhuser 67, 68
Tannengesellschaft, aufrichtige 139
Tanner 606
Tarnow 609
Tauler 115
Tegernsee, Wernher von 28
Teichner 78
Teller 287
Tennemann 483
Tetens 282
Teufelsabschwörung 9
Teutleben 122
Textor 619
Theogenes u. Charicles 87
Theobald 208
Theander 162
Theremin 577
Theuerdank 84
Thibaut 588
Thiersage 5, 9, 17, 35
Thiersch 580, 585
Tholuck 617
Thomasius 212
Thümmel 470
Thüringen, Ludw. v. 39, 77
Thurnmayer 115
Tieck 522—529
Tiedemann 573
Tiedemann, Dietr. 483
Tiedge 440
Tittmann 618
Titurel 46
Titus 126
Tochter von Syon 73
Töpfer 614
Törring, v. 450
Tralles 220
Trendelenburg 615
Treviranus 573
Triller 220
Trimberg, Hugo v. 72
Tristan 40, 41, 47, 86
Troja, Lied von 33
Tromlitz 609
Trotzendorf 126

Troxler 570
Trutzſimplex 173
Tſcharner 222
Tſcherning, And. 143
Tſchudi 115
Tucher, Hans 86
Türlin, Ulr. v. d. 35
Türlin, Heinr. v. d. 42
Tugend, Spiegel der 87
Tuisco 5
Tumara 10
Turheim, Ulr. v. 35, 43, 48
Tweſten 616
Twinger v. Königshoven 114
Tyndalus 27, 86
Tyrland, Apollon. 39, 77, 85

Uckert 584
Uechtritz 618
Uhland 543
Ulphilas 6, 7
Ullmann 577, 616
Ulrici 615, 618
Umhang Blickers v. St. 33, 58
Unger 462
Unger-Sternberg 610
Urkunden 75
Urſtende 27
Uſteri 443
Uz 222, 256

Valentin v. Namelos 77, 86
Valher, Michael 86
Van der Velde 562
Varnhagen von Enſe 584
Vater 507
Vater unſer 10, 72
Veit, Weber 80
Velde, Van der 562
Veldeke, Heinr. v. 32, 65
Verlöbniß, ſchwäbiſches 75
Verona, Dietrich v. 54
Verskunſt 24
Veter Buch, der 31
Vilmar 610
Vintler, Hans 97
Viſcher 615
Vocabularius St. Galli 10
Völkerwanderung, Sagen von der 9
Vogel 111
Vogelweide, Walther v. d. 66
Vohburg 84
Voigt 584
Volksbücher 86, 93
Von der Hagen 581
Voß, Julius v. 464
Voß, J. H. 337, 580
Vulfila 6, 7
Vulpius 459

Waagen 585
Wachler 585
Wachsmann 609
Wachsmuth 618
Wackernagel, W. 605, 619
Wackenroder 539
Wächter, L. 459
Waffentanz 5
Wagner, F. 561, 579
Wagner, J. J. 569, 579
Wagner, L. 348
Wagner, Rud. 573, 619
Waiblinger 606
Waitz 619
Waldis, Burkhart 108, 119
Walram von Greſten 65
Waltharius 16
Walther u. Hildegunde 54
Walther v. Rheinau 28
Walther v. d. Vogelweide 66
Walwein 43
Warnung, die 71
Wartburg, Sängerkrieg auf der 69
Weber, Veit 80
Weber 573
Weber, Veit (Wächter) 459
Weckherlin, G. R. 157
Weckherlin, W. L. 319
Wegkürzer 112
Wegſcheider 616
Weill, A. 610
Weiſe, Chr., 180, 189
Weiske 619
Weiß, Michael 108, 126
Weiße, Chr. Fel. 298
Weißenthurn 456
Weißflog, C. 559
Weißkunig 85
Weisthümer 75
Welcker 585
Welcker, K. Theod. 617
Welcker, Ph. H. 606
Welſcher Gaſt 71
Welt, Stricker's 73
Weltchronik 33, 61
Weltgeſchichte 31
Welt Lauf 79
Welt Lohn 31
Wenezian 56
Wenzel 192
Werder, v. 174
~~Werner 503~~
Werner 532
Werner 573
Werner v. Niederheim 71
Wernher von Tegernſee 28
Wernher, Bruder 70
Werner der Gartener 60
Wernicke 204, 213
Weſſobronner Gebet 11
Wette, de 576
Wezel, J. K. 466
Wickram 112
Widmann, Achill. J. 92
Wieland 222, 267—280
Wieland der Schmied 56
Wienbarg 599
Wieſe 614
Wigalois 42, 86
Wigamur 43
Wigand 489
Wihl 606
Wilbrand 573
Wilda 589
Wilhelm v. Orenſe 34
Wilhelm v. Orleans 39
Wilkens 583
Willamow 239, 261
Williram 18
Willkomm 609
Windiſchmann 578
Winileod 10
Winkelmann 290
Winsbecke 71
Winterſtetten, Ulr. v. 66
Wirnt von Grafenberg 42
Wirth 574
Wirth J. G. A. 617

Wiſſe, Claus 47
Withof 220
Wittel 110
Witzleben, v., ſ. Tromlitz
Wöhler 573
Wolfdietrich 40
Wolff, Chriſtian 212
Wolff, Friedr. Aug. 498
Wolff, O. L. B. 609
Wolfram von Eſchenbach 34, 44, 66
Wolkenſtein, Otto v. 82
Woltmann 490
Württemberg, Alex. Graf v. 606
Würzburg, Konr. v. 30, 33, 39, 56, 60, 72
Wyle, Nic. 87

Zachariä, F. W. 240
Zachariä, Salomo 505, 588
Zauberlieder 11
Zazikoven, Ulr. v. 41
Zedlitz, v. 601
Zeller 615
Zerclar 71
Zernitz 232
Zeſen 150, 174
Zetter 606
Ziegler, Kaſpar 162
Ziegler u. Kliphauſen 176
Zimmermann, J. G. 281
Zimmermann, Wilh. 606, 618
Zinkgref 158
Zinzendorf 217
Zollikofer 287
Zſchokke 451, 459, 563 603,
Zuſammenſingen, das 5
Zweter, Reinmar v. 69
Zwingli 116

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Page 1, Plate 1, Fig. 1, for Cyrtoceras Bohemicum, Barrande, read Cyrtoceras Bohemicum, Barrande, var. Lituus.

Page	2,	line	2 from bottom, for Fig. 1 read Fig. 2.
"	3,	"	2 from bottom, for Fig. 2 read Fig. 3.
"	4,	"	2 from bottom, for Fig. 3 read Fig. 4.
"	5,	"	2 from bottom, for Fig.

EDUCATION DEPARTMENT

Name of Student

Class

Section

Roll No.

Name of Parent/Guardian

Address

Phone No.

EXAM MARKS

Subject	Marks Obtained	Total Marks